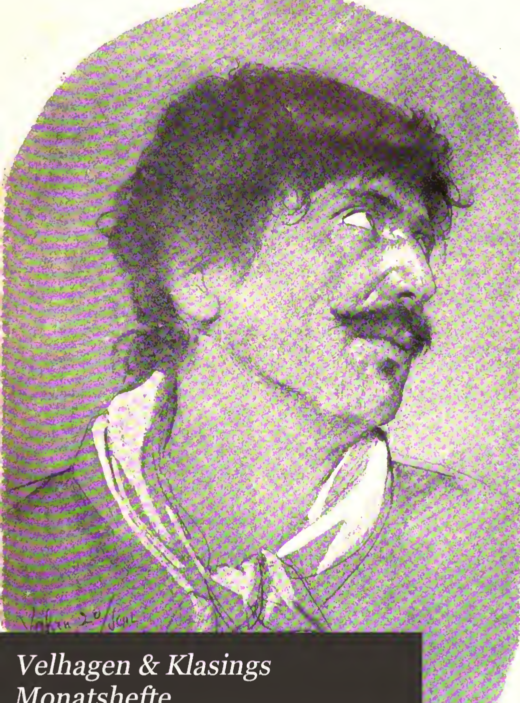


Velhagen & Klasings Monatshefte





Velhagen & Klasings

Monatshefte.

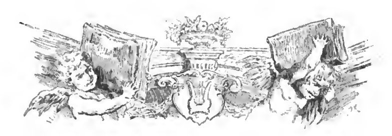
Jahrgang 1891/92.

I. Band.



Bielefeld und Leipzig.

Verlag von Velhagen & Klasing.



Inhaltsverzeichnis.

VI. Jahrgang 1891/1892. — Erster Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

Romane, Novellen und Verwandtes.

Gedichte, Sprüche.

Kunst und Litteratur.

Sonstige Aufsätze.

Kunstbeilagen.

Einschaltbilder, selbst. Abbildungen etc.

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. II. Band Nr. 1 bis 6:
Fedor von Zobeltitz: Der Telamone. Roman.





Velhagen & Klasings
Monatshefte

Früher erschienen

und können, soweit die Vorräte noch nicht vergriffen sind, durch die meisten Buchhandlungen nachbezogen werden:

Einzelne Hefte

I. Jahrgang 1886/87. Heft 1—10 à 1 Mk. (Heft 5 ist vergriffen.)
Romanbeigabe: „Fremdes Blut" von Doris Freiin von Spättgen, als Anhang: gratis.

II. Jahrgang 1887/88. Heft 1—12 à 1 Mk. (Heft 2, 3 u. 4 sind vergriffen.)
Romanbeigaben: { „Um jeden Preis" von Germanis, „Der Geiger von Thun" von A. v. Freydorf } als Anhang: gratis.

III. Jahrgang 1888/89. Heft 1—12 à 1 Mk. (Heft 2 u. 6 sind vergriffen.)
Romanbeigaben: { „Der Sternburger Kreis" von Germanis, „Auf der Dobenau" von E. von Wellnitz, } als Anhang: gratis.

IV. Jahrgang 1889/90. Heft 1—12 à Mk. 1.25. (Heft 3 ist vergriffen.)
Romanbeigaben: { „Die zweite Mutter" von Henry Gréville, „Das Fritzche" von Gräfin M. Keyserling, } als Anhang: gratis.

V. Jahrgang 1890/91. Heft 1—12 à Mk. 1.25.
Romanbeigaben: { „Ein tapferes Herz" von Jacques Vincent, „Onkel Piper von Pipersberg" von Casma, (Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek, Band I.) } als Anhang gratis.

Einbanddecken

Monatsheft-Halbbände:
I. Jahrg. Band 1 und 2
II. Jahrg. Band 1 und 2
III. Jahrg. Band 1 und 2 } à 90 Pfg.
IV. Jahrg. Band 1 und 2
V. Jahrg. Band 1 und 2

Romanbeigaben:
„Fremdes Blut"
„Um jeden Preis"
„Der Geiger von Thun"
„Der Sternburger Kreis" } à 50 Pfg.
„Auf der Dobenau"
„Die zweite Mutter"
„Das Fritzche"
„Ein tapferes Herz"
V. & K.s Romanbibliothek Band I à 75 Pf.

Von dem IV. Jahrgange ab sind auch Einbanddecken für Viertelbände vorrätig: Band I, 1 für Sept. — Nov.; Band I, 2 für Dez. — Febr.; Band II, 1 für März — Mai; Band II, 2 für Juni — August, jede zum Preise von 90 Pf.

Gebundene Jahrgänge

I. Jahrg. 1886/87. 1. Band vergriffen. 2. Band 6 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Fremdes Blut" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.

II. Jahrg. 1887/88. 1. Band vergriffen. 2. Band 7 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Der Geiger von Thun" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.

III. Jahrg. 1888/89. 1. Band vergriffen. 2. Band 7 Mk. 50 Pfg.
Romanbeigabe: „Auf der Dobenau" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband.

IV. Jahrg. 1889/90. Band 1 und 2 à 9 Mk.
Romanbeigaben: „Die zweite Mutter" und „Das Fritzche" gegen Nachzahlung von à 1 Mk. für den Einband.

V. Jahrg. 1890/91. Band 1 und 2 à 9 Mk.
Romanbeigaben: „Ein tapferes Herz" gegen Nachzahlung von 1 Mk. für den Einband und V. & K.s Romanbibliothek Band I gegen Nachzahlung von 1 Mk. 50 Pf. für den Einband.

Bielefeld und Leipzig.

Die Verlagshandlung:
Velhagen & Klasing.


Jahrgang 1891/92.
Heft 1.
Velhagen & Klasings
Monatshefte
Monatlich ein Heft
zum Preise
von
M. 1.25
F. Reiss.
September 1891.

Norddeutscher Lloyd.

Transoceanische Dampfschifffahrten

von BREMEN nach

Amerika, Asien und Australien

mit Post- und Schnelldampfern.

Dampfer des Norddeutsch. Lloyd.

Schnelldampfer:
Havel
Spree
Lahn
Saale
Trave
Aller
Ems
Eider
Fulda
Werra
Elbe
Preussen
Bayern
Sachsen
Kais. Wilh. II.

Neckar
Main
Rhein
Habsburg
Salier
Hohenstaufen
Hohenzollern
General Werder
Nürnberg
Braunschweig
Leipzig
Ohio
Hannover
Frankfurt
Köln
Strassburg
Weser
Hermann
America
Baltimore
Berlin
Graf Bismarck
Kronpr. Fr. Wilh.
Oldenburg
Weimar

I. Von Bremen nach New York

wöchentlich zwei- bis dreimal

mittelst der

Schnelldampfer

Havel, Spree, Lahn, Trave, Saale, Aller, Ems, Eider, Fulda, Werra, Elbe.

II. Von Bremen nach Baltimore

jeden Mittwoch.

III. Von Bremen nach Brasilien

(Bahia, Rio de Janeiro und Santos)

am 25. jedes Monats.

IV. Von Bremen nach Montevideo und Buenos Aires

am 10. und 24. jedes Monats.

V. Von Bremen nach Ostasien

(China, Japan und Korea)

alle 4 Wochen Mittwochs.

VI. Von Bremen nach Australien

und den Samoa und Tonga-Inseln.

alle 4 Wochen Mittwochs.

Dampfer des Norddeutsch. Lloyd.

Darmstadt
Gera
Dresden
München
Karlsruhe
Stuttgart
Stettin
Lübeck
Danzig
Albatross
Sperber
Reiher
Falke
Möwe
Schwalbe
Schwan
Condor
Sumatra
Adler
Vulkan
Willkommen
Kehrwieder
Lloyd
Fulda
Comet
Simson
Cyclop
Roland
Bremerhaven
Triton
Centaur
Vorwärts
Forelle
Lachs
Hecht
Libelle
Retter
Hercules
Quelle

Prospekte versenden und genauere Auskunft ertheilen wir

Der Norddeutsche Lloyd

BREMEN.



Velhagen & Klasings Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VI. Jahrgang 1891/92. Heft 1, September 1891.

Majestät.

Roman von A. Baron von Roberts.

1. „Majestät weint!“

Das fortgesetzte, durch nichts zu stillende Weinen des kleinen Königs fing an, eine gewaltige Aufregung hervorzubringen, im Schloß, in der Residenz, im ganzen Lande.

Schlimme Gerüchte schwirrten umher: der hohe Säugling verweigere hartnäckig die Nahrung, er sei ernstlich krank, die Ärzte wüßten keinen Rat mehr. Und alles Volk that die bestürzte Frage: wenn der König sein junges, benedeites Leben aushaucht — was dann?

Dichte Haufen umstanden bekrittelnd die an Säulen und Häuserecken angeschlagenen Bulletins: Wort für Wort wurde sorgenvoll abgewogen. Besonders das Plakat am Schloßportal war umlagert, als vermöchte es Authentischeres zu verraten als die anderen. „Wer weiß, was sie mit dem armen Kerlchen angefangen . . .“ sagte ein altes Weiblein mit einem Korb am Arm, aus dem Gemüsestrünke ragten.

„Armes Kerlchen . . .“ Die Alte hatte schon das richtige Wort getroffen. Aber so despektierlich von Sr. Majestät zu reden, und gar hier vor dem Portal seines Schlosses! Mißbilligende Blicke trafen sie, ein eleganter Herr mit einem langen aristokratischen Cylinder schleuderte sein Monokle mit einem fast klirrenden Geräusch herab, vor loyalem Schreck über das „arme Kerlchen.“

„Nun ja, ein Kind ist ein Kind . . .“ entschuldigte die Alte, sich scheu umwendend.

„Was versteht so ein Geheimratscher vom Kinderpäppeln!“ fiel eine jüngere Frau ein, die ein Kind von sehr blassem und dürftigem Aussehen auf dem Arme trug: — sie versteht's allein!

„Vor lauter Doktoren und Bülletins geht er einfach drauf!“ warf jemand in verhaltener Empörung hin, — „die Amme wird nichts taugen!“

Das ists — die Amme taugt nichts! So muß man eine andere beschaffen und zwar so schnell als möglich, ehe er draufgeht! Der Ausspruch brachte eine Bewegung in die Masse.

Da erschien unter der hohen Portalwölbung ein glänzender älterer Offizier in dienstmäßiger Gala. Jedenfalls einer der Flügeladjutanten. Flugs stürzte sich die fieberude Neugier auf ihn: wie es stände?

Der Offizier stutzte, blinzelte vornehm über die wenig ressortmäßige Anfrage, hob dann die mit strotzenden Epauletten beschwerten Schultern zu einem Bedauern — „Majestät weint“ — sagte er, und dann schien er sich selbst zu verwundern über das eigenartige ungewohnte Vibrieren in seiner Stimme. „Majestät weint noch immer“ wiederholte er etwas strammer.

Schnell schwoll das Wort über den Platz und verbreitete sich in den Gassen. Also immer noch keine Besserung! — Am Nachmittag füllte sich der weite Platz mit einer dichtgedrängten Menge. Schweigend harrte sie dort, mit ihren Blicken den gewaltigen Koloßbau des Schlosses bewachend, der in seiner grausteinernen ehrwürdigen Ruhe, dreistöckig und mit einer Kuppel bekrönt, in

den blauen Frühlingshimmel ragte. An den langen Fensterfluchten waren die weißen Vorhänge herabgelassen; im mechanischen Gleichschritt stolzierten die beiden Posten, zwei riesige Gardisten, vor den Schilderhäusern des Hauptportals auf und ab. Die Menge schwieg, desto lauter rauschten die Springbrunnen auf der im ersten jungen Grün erschimmernden Estrade; aus einem der Schloßhöfe hallte dröhnend das Kommando der Schloßwache, die ihre Ablösung vollführte. Droben aber über dem Dach des einen Flügels flatterie gar lustig die hellblaue königliche Standarte an der hochragenden Maststange. Immer wieder erhoben sich die Augen dorthin: solange die noch flattert, ist nichts schlimmes geschehen...

Wie verhängnisvoll für die Dynastie, ja für den Bestand der Monarchie selbst, wenn das Gefürchtete einträfe! Ein Wunder, daß der Thron überhaupt noch aufrecht stand! Und die dort schweigend den Platz besetzt hielten, ließen in ihrer Erinnerung die letzten Ereignisse vorüberziehen. Wie der Zwist in der königlichen Familie und der Wechsel von Feindschaft und Versöhnung zwischen den hohen Ehegatten die politischen Verhältnisse mit unheilschwülen Schatten belasteten; wie die Thronfolge in Frage gestellt schien, bis endlich die frohe Hoffnung der Königin das Land von diesem Alp erlöste. Doch unter welch verhängnisvollen Umständen sollte die Geburt des Thronerben erfolgen! Noch zitterte in allen Herzen die Kunde von dem entsetzlichen „Jagdunglück" des Königs — wie der unter eigentümlichen und schier unheimlichen Verhältnissen erfolgte plötzliche Tod des Monarchen benannt und vertuscht wurde — wollte sich doch das Gerücht nicht unterdrücken lassen, daß der Fürst das Opfer einer fanatischen Parteileidenschaft geworden. Und die Finger dieses Gerüchtes wagten es sogar, auf die Gemächer hinzudeuten, wo die Königin ihrer schweren Stunde entgegen sah. Nicht als ob sie auch nur des Gedankens zu solchem Verbrechen fähig gewesen, aber ihre Abstammung und ihr Liebäugeln mit gewissen begehrlichen Strebungen einer großen auswärtigen Weltmacht brachten sie in Verbindung mit solch entsetzlichem Verdacht. Schien doch selbst die Regentschaft dem Druck dieser Gerüchte nachzugeben, indem sie die hohe Frau vor und nach der Geburt wie eine Art Gefangene bewachen ließ. Und sah die wenige Monate nach der Geburt des Königs erfolgte Abreise der Königin nicht wie eine Verbannung aus? Welche Mutter verläßt freiwillig die Wiege ihres Erstlings? Und dieser Erstling eine kostbare Majestät!

Jetzt erst wird es allen offenbar, daß die Königin von der bis zur Grausamkeit rücksichtslosen Regentschaft aus politischen Gründen in der Verbannung gehalten wurde. Denn so wäre die Mutter doch an das Bettlein ihres schwerkranken Lieblings geeilt! Was für ein Ungeheuer wäre sie sonst! Und der Unmut der Massen wendete sich gegen die tyrannisch strengen Herren, die einstweilen das königliche Scepter in Verwahrung hielten. Hatte sich doch die schöne und temperamentvolle Königin einer großen Beliebtheit bei der Volksmasse erfreut. „Das arme, kleine Kerlchen, das mit seinem Weinen sein ganzes Königreich in Ratlosigkeit versetzt, jammert einfach nach seiner Mama!"

Aber die alte, grämliche, unbarmherzige, jetzt allmächtige Exellenz, „Staatsraison" genannt, wollte nichts von solchen Sentimentalitäten wissen. Es wurde weiter konsultiert und experimentiert, weiter wurden die ehrwürdigen Autoritäts-Köpfe geschüttelt. Allerlei patentierter und prämiierter „Ersatz" wurde Sr. Majestät angeboten, da sie die Ammenmilch hartnäckig verweigerten. Majestät ließen sich aber zu nichts bewegen, sie kehrten sich nicht an die verzweifelten Mienen und an die Bestürzung, die das ganze Schloß beherrschte. Sie weinten, weinten, und wurden nicht müde zu wehklagen — durch alle Räume des weiten Baues schien der jammernde Laut zu dringen, und in einem derselben, wo der hohe, historische, mit Edelsteinen besetzte Thronsessel unter dem Baldachin von Goldbrokat stand, meinte man ihn besonders deutlich zu hören — selbst in den entlegenen Korridoren machte der Gedanke an den klagenden König das hohe wie niedere Personal vorsichtig auftreten. Ja, das ganze Land hielt gleichsam den Atem an, um auf dies Weinen zu lauschen. —

Es ist spät am Abend. Ein mattbräunliches Dämmerlicht erfüllt das königliche Gemach, alle Farben der Stoffe und Dekorationen tauchen unter in diesem Düster, selbst die alte Vergoldung des schweren

Rokokostuckes an der Decke hat heute das Schimmern ihrer Kanten und Zierrate eingestellt. In einer wolkenhaften Höhe scheint der Reigen der gemalten Amoretten zu verschwinden: fröhliche Reigen und pausbäckige Puttenköpfe passen nicht in diese Stunde! Und so schauen auch die alten Porträts an den Wänden heute um so finsterer hernieder; wuchtige und energische Ahnengestalten in Küraß und Koller, die derbe Faust auf dem Schwertknauf; steifgeschnürte, puppenhaft aufgeputzte Frauen mit gespensterhaft weißen Gesichtern. Sie alle lugen mit gewissen vorwurfsvollen Blicken nach der königlichen Wiege hin. Diese Wiege scheint einzig nur für sich alles Licht des Raumes aufzusaugen; der Spitzenbesatz und die langhin über den Boden schleppenden Schleier leuchten hell in der Dämmerung, und von der durch zwei Englein gehaltenen Krone, die über dem Bettchen wie in leise zitternder Bewegung schwebt, strahlt wie ein selbstständig wirkender Schein aus.

In diesem seltsam magischen Schein ruht das kleine, rundliche, gerötete Köpfchen, mit seinem schwarzen Flaumhaar dunkel abgehoben aus dem weißen Pfühl; von Zeit zu Zeit regen sich, die besonders lauten Jammerrufe begleitend, die zusammengekniffenen Händchen über den Wiegenrand hervor, wie nach einer Hilfe ausgreifend. Mit einem traurig fragenden Blick irren die Blicke der tiefdunklen Äuglein, jetzt so matt und glanzlos, in dem Saale umher, an den Wänden huschen sie entlang, — doch die Ahnenbilder schauen so böse herüber: was bist du denn für ein armseliger Wicht dort in der Wiege! Sieh doch her, wie fest wir auf unsern Beinen stehn! — Du bist gründlich aus der Art geschlagen, armer, weinender Edwin der Dritte!

Mit einer erschrockenen Miene duckt sich das Köpfchen immer wieder, und für die nächsten Minuten wagt es nur ganz leise und erbärmlich zu wimmern.

Und all das Gewimmel und Gehusch und Geflüster um ihn her! Man wartet ja nur darauf, daß seine kurze Königsherrlichkeit mit einem letzten Schrei auslöschen wird. Dem königlichen Gemach zunächst ist die Regentschaft und der ganze Ministerrat versammelt, um zur kritischen Stunde amtlich zur Stelle zu sein. Würdige, gravitätische Excellenzherren oder solche, die es werden wollen. Die meisten scheinen sich unbehaglich in ihren steifen, goldstrotzenden Uniformen zu fühlen; einige sitzen schweigend, mißmutig über die lange, unfruchtbare Wartezeit, auf den Polstern. Ein sehr starker, rundbeleibter Herr mit etwas zu kurzen weißen Kachemirhosen, die sich über seinen feisten Knieflächen spannen, ist eingeschlafen, und die nächste Umgebung vernimmt das schnarchartige Prusten seines purpurn echauffierten Gesichts. Andere trippeln auf dem weichen Smyrna umher, treten zu Gruppen zusammen und unterhalten sich mit wichtigem Flüstern; in jener Gruppe giebt es sogar einen Anflug von Heiterkeit, doch dann fliegen die Blicke wieder scheu wie die Blicke von Verbrechern nach der hohen Flügelthüre des — „Sterbezimmers.“ So nennen sie es alle in Gedanken.

In der einen Fensternische hält der Präses der Regentschaft, ein kleines, uraltes Männlein mit gebeugtem Rücken; doch der struppig weiße, von einem silberweißen Kranzbart eingerahmte Kopf zeigt das Gepräge eiserner Energie, etwas von dem unerschütterlich ernsten Profil eines Papageis, dessen Mienen zu jeder Gefühlsregung unfähig; unter unverhältnismäßig starkbuschigen Brauen blitzen dunkle Augen, und um den fest gekniffenen, lippenlosen Mund spielt ein Ausdruck, der den sprüchwörtlich gefürchteten Sarkasmus Sr. Excellenz verrät. Seine Uniform ist alt und fast schäbig, selbst der Großkordon auf der linken Brustseite hat längst das Glitzern verlernt. Se. Excellenz unterhält sich mit dem ersten Leibarzt, einem stattlichen, ebenfalls sehr alten Herrn mit grauen Locken und einem völlig glattrasierten, milden Apostelgesicht; er trägt dem linden Frühlingsabend zum Trotz einen mit Zobel besetzten Paletot. Wiederholt schiebt er mit einer bedenklichen Miene die breiten Schultern empor, den Fragen Sr. Excellenz ausweichend: — Nichts mehr zu machen da drin, die Wissenschaft hat ihre Schuldigkeit gethan . . .

Das strenge Papageienprofil wird noch härter, ungeduldig greift die auffallend kleine Hand nach der rechten Westentasche und holt eine goldene, mit dem Emailleporträt des hochseligen Herrn versehene Tabatière hervor. Mit dieser vollführt er einige wuchtende Bewegungen. Die Andern im Saal kennen die Bedeutung der Dose für solche Momente,

und sie verstehn, was ihr Chef meint: Majestät muß und muß gerettet werden! Das Rezept ist sehr einfach: man nehme, — bei allem Respekt — den allerhöchsten kleinen Herrn aus seinen verweichlichenden Spitzen und setze ihn aufrecht auf den edelsteingeschmückten Thron, da wird es ihm klar werden, daß er nicht unverrichteter Dinge seine Abreise zu den Engeln im Himmel antreten darf. Aber der Geheimrat mit dem Apostelkopf zuckt ein über das andere Mal die Schultern: — Die Wissenschaft hat ihre Schuldigkeit gethan ...

Und dies bedeutsame Achselzucken pflanzt sich auf die anderen Säle fort, wo hohe Offiziere, der Adel, Deputierte, die Notabeln der Residenz des Ausgangs harren. Es stiehlt sich durch die Flügelthüre bis an das weißleuchtende Bettchen, wo es die schwebende und leise zitternde Königskrone wie mit Todesfittichen umflattert.

Auch hier ist Amt und Rang in erwartungsvoller Bereitschaft. Lautlos huschen die Wärterinnen in ihrer Ordenstracht zwischen den Gruppen der hohen Hofchargen umher. Die wenigen Prinzen und Prinzessinnen, die das Herrscherhaus aufzuweisen hat, tragen ihre wirkliche oder heuchlerische Teilnahme zur Schau. Da ist z. B. Prinz „Canaris." Ein langaufgeschossener, mittelalter Herr von harmlosem Gesichtsausdruck und unbestimmten Bewegungen; seinen Namen trägt er von seiner Passion, Kanarien- und andere Vögel zu züchten, gleicht doch sein Schloß draußen vor dem Stadtpark einer großen zwitschernden Volière. Um die Politik hat er sich nie bekümmert. Auch ist er entschlossen, da das Scepter des Königreiches an ihn fallen würde, sofort zu entsagen — was sollte sonst aus seinen Vögeln werden? — zu entsagen zu gunsten seines Sohnes, Prinz Mitzlaff. Es ist jener zwar kräftig gebaute, aber „vom Studium," wie es heißt, etwas angeblaßte junge Herr, der von Zeit zu Zeit das Monokle an das eine der blasiert müden Augen hebt, um nach dem Schmerzenslager seines armen, kleinen Vetters zu blinzeln. Man hat ihn aus Paris, wo er sich des Studiums wegen aufhält, schleunigst hercitiert. Er sieht aus, als wollte er sagen: nun ja, regieren ist sehr schön — und ich werde mich wohl darein finden müssen, den König zu spielen — Paris ist aber noch schöner! Ich habe ja noch garnicht einmal ausstudiert, und es wäre noch längst Zeit gewesen ...

Da sind ferner die Damen aus dem Prinzessinnenpalais, drei alte Jungfern, unscheinbar, fromm und schrullenhaft, stets von der Familie gehänselt und geneckt, aber alles mit Geduld und heimlichen Seufzen hinnehmend. Jetzt sind die armen guten Damen doch ein wenig aufgerüttelt aus ihrer Apathie und ihren altjüngferlichen Gewohnheiten. Mit Bangen sehen sie der neuen Ära entgegen. Wenn Prinz Mitzlaff, das enfant terrible der Familie, an die Regierung kommt, so weiß man nicht, welches Übermuts sie, die Hülflosen, sich zu gewärtigen haben werden. Ach der liebe, kleine, herzige König! Wie würde er seine braven Tanten auf den Händen tragen! Hatten sie sich nicht gelobt, die Stelle der verbannten Mama bei ihm einzunehmen? Endlich einmal hätte ihr stilles, müßiges, nutzloses Dasein einen Inhalt erhalten! Nun sehen sie den Sonnenschein entweichen, der die düstern Räume ihres alten Palastes erhellen sollte. Und bei jedem schmerzlicheren Gewimmer, das von dem Bettchen herüberdringt, heben sie die mit einem altmodischen Parfüm durchduftenden Taschentücher an die Augen, um die Thränen abzutupfen.

Unweit des Bettchens sitzt auf einem der hohen, steifrückigen Sessel eine schöne Frauengestalt in einem seltsam phantastischen Aufputz. Es ist das alte historische Nationalkostüm des Landes, hier aber in schwere, schimmernde Seide und ins demonstrativ Prachtvolle übersetzt, macht es einen fast faschingartigen Eindruck. Die Person hat die Hände im Schoß gekreuzt und den Kopf mit den schweren braunschwarzen Haarflechten, die von dem goldenen Filigranreif des Kostüms bekrönt sind, finster herabgesenkt. Es ist nicht die Wehmut um den Abschied des süßen, holden Knäbleins, es ist die Schmach ...

War sie nicht unter viel Tausenden des Königreiches zu der hohen Ehre erkoren gewesen, dem Könige die ihm zukommende Mutternahrung zu spenden! Freilich hat die Gunst und die Protektion sie an diese wichtige Stelle gesetzt; sie stammt aus einer verarmten Adelsfamilie, und die Hofclique beschloß, ihrem Gemahl, dem es nicht glänzend geht, und ihrer gesamten Sippe auf diese Weise zu Ehren und Einnahmen zu ver-

helfen. Freilich ist sie ein prächtiges Weib, strotzend von Gesundheit und blühender Kraft — warum soll Se. Majestät mit Volks- oder gar bäuerlichem Blut ernährt werden, da echtes Blaublut von jahrhundertalter Abstammung und von gleicher Gesundheit zu haben ist?

Weshalb verweigerte Majestät denn plötzlich die Brust? Säuglinge haben ihre eigenen Launen, königliche Säuglinge besonders. So muß die Ärmste nun schon seit Tagen und Nächten sitzen und harren, ob der Begehr der kleinen Majestät doch nicht etwa wieder zu ihren Gunsten umschlägt. Welche Schmach für sie und die ganze Familie! Ist dann der König nicht an ihrer Milch zu Grunde gegangen?

Ja sie weiß, so urteilt schon jetzt das Volk. „Die Amme taugt nicht — fort mit ihr!“ so heißt die Parole der erregten öffentlichen Meinung. Es ist der demokratische Tic, der das Blaublut verhetzen will. Alle Zeitungen sind voll dieser Ammenfrage, gestern hat sogar ein Protest-Meeting darüber stattgefunden. Und ein patriotisches Komitee, so munkelt man im Schloß, hat sich gebildet, um den eigensinnigen Machthabern, die sich dem Drängen des Volkes widersetzen wollen, eine neue Amme aufzuzwingen, wenn es sein muß. —

Durch die herabgesenkten schweren Vorhänge hört man deutlich das Summen und Surren der Volksmassen, die den Platz um das Schloß besetzt halten. Von Zeit zu Zeit lüftet einer der Höflinge neugierig den Behang und dann, bei dem Schein des Lichtkreises, der von hier oben aus sichtbar wird, schwillt die Erregung zu höheren Wogen an. Der Mond steht goldig und groß am stahlblauen Himmel und beleuchtet das leise wogende Meer der vieltausendköpfigen Menge; die Waffen des Soldatenpiketts, das die Eingänge des Schlosses besetzt hält, funkeln und gleißen, denn hier ist ein ungeduldiges Drängen, das man sogar mit vorgehaltenen Kolben abwehren muß: „Die Amme! — Die Amme! — hinweg mit der Amme! Warum gibt man dem König keine andere Amme?“ so raunt und ruft und zischelt und droht und flucht es durcheinander.

Mehrmals schon haben sich Frauen beim Hofmarschallamt gemeldet, die ihre Nahrung anboten. Und als Beweis, wie gut und kräftig die sei, hat eine derselben sogar ihre zwei Rangen, wahre Prachtkerlchen, auf den Tisch des hohen Amtes gesetzt. Vornehm und ironisch sind diese Patriotinnen abgewiesen worden. Und das hat noch den Ingrimm vermehrt. Ja, man muß die Eisenköpfe der Regentschaft und die Schwachköpfe von Ärzten mit Gewalt zwingen!

Nun wird das Rauschen und Surren des Platzes von einem stärkeren Getöse übertönt, das aus der großen Hauptstraße sich heranwälzt. Näher und immer lauter, und die neue Aufregung beginnt ihre Wellen über den Platz zu schlagen. Von den Fenstern des Schlosses aus sieht man einen Zug von mehreren Wagen sich Bahn machen durch das Volk.

„Die neue Amme!“ — in wenig Minuten fliegt das Gerücht von der Ankunft dieser vom Volk gewählten und gesandten Amme die Treppen und Korridore des Schlosses entlang und dringt bis in den Saal, wo Se. Excellenz Dr. Terzka, der Präses der Regentschaft, sich befindet.

Die grauen Büsche seiner Augenbrauen scheinen sich zu sträuben, und die kleinen, schwarzen Augen funkeln zornig. Was, man will der Regentschaft Gewalt anthun? Sr. Majestät eine Amme aufzwingen?

„Wissen Sie davon, Excellenz? Haben Sie diese — Amme bestellt?“ fragt die etwas heißer klingende Stimme des alten Herrn den ersten Leibarzt.

Dieser macht eine leichte Verbeugung und zieht die breiten Schultern zu dem apostelartigen Lockenkopf empor: „Ich weiß nichts davon, Excellenz —“

Dr. Terzka holt die ominöse goldene Dose aus der Westentasche und dreht sie mit nervösen Bewegungen in der Hand. Die andern alle kennen diese Bewegung — dann versteht Excellenz, der überhaupt nie Spaß versteht, ganz besonders keinen solchen. Trotzdem wagt es einer der Minister heranzutreten und Se. Excellenz von dem außergewöhnlichen der Umstände zu verständigen.

Also es hat sich ein Komitee gebildet — patriotische Männer und Frauen, die um das Leben Sr. Majestät zittern — man hat schleunige Umschau gehalten im Lande und ganz oben im Gebirg, in der stählenden Gletscherluft, hat man ein Weib gefunden, das soll mit ihrer Nahrung den sterbenden König retten. Diese oder kein anderes Mittel auf der Welt! Die Frau eines

Bauern aus dem kernigsten und durch seine Gesundheit und Lebenskraft berühmten Geschlecht. Ihr Vater hat fünfzig, ihr Großvater achtzig, ihr Urgroßvater hundertacht Jahre, alle noch lebend, alle noch rüstige Bergsteiger.

„Wir wissen selbst, was wir zu thun haben. —"

Und die Dose dreht sich schneller in der kleinen, trotz ihres Alters rundlichen Hand. Der eiserne kleine Herr richtet den gebückten Rücken langsam empor; schon will er den Befehl geben, daß man, wenn nötig, mit Waffengewalt den Beweis liefere, wer hier der Herr, die Regentschaft oder eine sentimentale Laune des Publikums . . .

Da öffnet sich die Flügelthüre, und aus dem Königsgemach kommt ein langgedehnter Klagelaut. Klingt es nicht, als verlangte Se. Majestät selbst nach der Amme? Die würdigen Herrn überrieselt es seltsam, selbst Dr. Terzkas Dose hält in ihrer Bewegung inne. Der Leibarzt beugt sich gegen den Eisernen hin, und indem er seine Schultern abermals hebt, murmelt er mit einem gewissen verlegenen Lächeln: „Man könnte es ja versuchen, Excellenz. Schaden dürfte es auf keinen Fall. —"

Ein kurzer Kampf spielt sich auf dem regungsharten Papageiengesicht ab. Der lippenlose Mund will einen seiner Sarkasmen loslassen, dann aber, mit einer Bewegung des gebückten Nackens, als schicke er sich an, irgend eine Unbehaglichkeit zu erdulden, schiebt er die nervöse Dose in die Westentasche und giebt mit der andern Hand mißmutig die Weisung, daß man die lächerliche Kommission vorlasse.

Die Thüre öffnet sich, und die Kommission tritt ein; schwarzbefrackte Herren mit echauffierten Mienen, die mit unterwürfigen Verbeugungen, aber mit festen Worten dem ersten Regenten den Willen des Volkes unterbreiten.

„Schon gut — schon gut —" winkt die eiserne Excellenz; sie ist kein Freund von Phrasen und schönen Worten, allem Theatermäßigen völlig abhold. Und die ganze Sache sieht stark genug danach aus.

Mit einem kritischen Blinzeln betrachtet er ganz kurz die wunderhafte Amme und verweist dann mit einer schwingenden Handbewegung das Weitere an die ironisch dareinblickenden Ärzte.

Es ist eine kraftstrotzende Person mit einem auffallend kleinen Kopf, dessen Ausdruck etwas kinderartig Naives hat. Ängstlich blicken ihre hellblauen Augen, und ihr ganzes Wesen hat etwas erklärlich Linkisches in dieser ungewohnten Umgebung. Aber um den vollen und blühenden Mund des hübschen jungen Weibes spielt ein Lächeln wie das Selbstbewußtsein eines Zauberkünstlers: Ich, ja ich werde euch schon den „armen kleinen Kerl" wieder in die Höhe bringen! — Laßt mich nur gewähren! Sie trägt ebenfalls, wie ihre Vorgängerin, ein Nationalkostüm, aber es ist kein künstlich aus alten Bildern wiederhergestelltes, sondern das originale der Gebirgsbäuerinnen; auf ihrer üppig ausgereckten Brust klingelt ein ganzer Schatz alter Erbmünzen. Ein Hauch von der kräftigen Gletscherluft geht von ihr aus, der allein wird den kleinen Kranken wieder in die Höhe bringen . . .

Horch abermals sein Wimmern . . . — „Es ist höchste Zeit!" sagt das. „Ich komm! Komm schon!" — scheint dagegen der aufleuchtende Blick des braven Weibes zu rufen. Wenn sie „ihn" erst hier in ihren Armen hätte! Die Sache ist so einfach, und was für Umstände: — bis man den Saal von den Überflüssigen geleert, bis die Ärzte ihre Vorsicht und ihre pedantischen Bedenken überwunden! Endlich hat man das bauschende Spitzenpaket, das den kleinen König enthält, aus der Wiege gelangt, und nun ist der entscheidende Augenblick da, auf den alle harren.

Ja, wiederum hält alles den Atem an, lauschend und lauschend nach der Flügelthüre hin. Zuerst noch ein verstärktes Weinen und Jammern — Majestät wehrt sich gegen den neuen Versuch. Die Ärzte hatten also recht, daß nichts mehr zu machen . . .

Plötzlich, wie abgeschnitten, verstummt alles Gewimmer. Sollte Majestät wirklich? . . . Selbst das Flüstern stockt, in der Erwartung, die alle gebannt hält. Da öffnet sich leise, leise die Flügelthüre, und das Gesicht der obersten Wärterin erscheint, eingerahmt von der steifen Ordenshaube. Und über dies Antlitz ist wie ein Sonnenschein freudigen Ausdrucks gebreitet. Dies Antlitz, das nie zu lachen gewohnt ist, lächelt vor übergroßem Jubel. Lächelt und nickt und winkt gegen allen Respekt nach den Excellenzen hin. Macht dann nach einem Zeichen, daß man vorsichtig sein müsse und nicht zu früh hoffen solle, wieder leise, leise die Thür zu.

„Majestät trinkt" —

Durch alle Säle fliegt die frohe, erlösende Nachricht; fliegt die Marmortreppen hinab, durchbricht die Postenkette und flattert nach allen Richtungen über die Menschenmenge hinweg über den Platz.

„Majestät trinkt —" Sie hat die Gabe, die das Volk ihr bietet, angenommen! Welch eine Botschaft! Elektrisierend pflanzt sie sich über die ganze Residenz fort. Die Freude macht laut aufjubeln, sie läßt helle Dankesthränen aus manchen Augen stürzen . . .

Aber noch immer harrt die Menge, sie will die gute Nachricht immer wieder bestätigt haben! Summen und Surren und gedämpfter Lärm, aber es hat alles einen andern, einen freudig vibrierenden Ton.

Da erscheint wieder ein hoher Offizier in Gala unter dem Hauptportal. Abermals bestürmt man ihn. „Majestät schläft —" giebt er Bescheid.

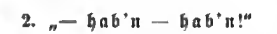
„Majestät schläft —" nun ist alles gut! Mögen die Herren Ärzte noch so sehr ihre ironisch zweifelnden Köpfe schütteln — ein guter Anfang ist da! Majestät hat getrunken, und nun schläft Majestät.

Es geht eine Bewegung durch die Massen, die wie eine Anstrengung erscheint, das jubelnde Hurrah! zu unterdrücken.

Dann pscht! Ruhe — größte Ruhe! damit Majestät nicht gestört wird in seinem kostbaren Schlummer . . .

Und fast lautlos, kaum flüsternd, fast auf den Fußspitzen, entfernt sich das Publikum. Nun kann man ja selber die Ruhe aufsuchen.

Bald hat der Mondschein von dem weiten Platz Besitz ergriffen; die letzten Karossen, welche die Würdenträger entführen, sind verschwunden. Und durch die stille Nacht, über dem stillen Schloß, hört man nur da droben die königliche Standarte leise flattern im Winde.



2. „— hab'n — hab'n!"

Jetzt fing der kleine Herr an, sehr drollig zu werden, und die Zeitungen tischten ihren Lesern allerlei hübsche und niedliche Geschichten aus der Kinderstube auf, neben dem Hofbericht, der sich in offiziell trockener Weise und in knapper Kürze mit dem Wohlergehn, den Ausfahrten und der Lebensweise Sr. Majestät beschäftigte.

So z. B. jene Szene, die sich an seinem ersten Geburtstage während der offiziellen Gratulation abspielte. Mit feierlichen Mienen und in höchster Gala war die Regentschaft und das Ministerkollegium erschienen. Es war ein prächtiger Februartag, und das goldige Tageslicht flutete siegreich durch die hohen Bogenfenster. In seinem langen Spitzenkleid saß der kleine König auf dem Schoß der Oberhofmeisterin, während die Amme in ihrer Nationaltracht dahinter stand; ihre guten und braven Mienen strahlten von Glück und Stolz: galt es nicht, heute Rechnung abzulegen über ihre Leistungen? Seht nur her, was für ein Musterbaby er an meiner Brust geworden ist!

Als der Schwall der hohen Würdenträger in ihren mit Goldstickereien und Ordensdekorationen beladenen Uniformen zu der geöffneten Flügelthüre hereinbrach in die frohe Helle des Gemaches, gab es ein gewaltiges Gleißen, Glitzern und Funkeln. Der König stemmte seine Füßchen auf und begann mit den Händchen zu fuchteln, sein rundliches Rosaköpfchen, das schon eine hübsche Fülle seidenfeiner dunkelbrauner Ringelhaare zierte, verklärte sich vor Überraschung und mit lauten, unartikulierten Freudentönen begrüßte es die Deputation.

Sofort verschwand der feierliche Ernst auf den von Arbeit und Geschäftssorgen durchfurchten Gesichtern; man nickte sich zu, und einzelne leise Bemerkungen fielen über das blühende Aussehen des hohen Säuglings. Nur Se. Excellenz Dr. Terzka wich nicht um die Nüance eines leisesten Lächeln aus seiner offiziellen Würde. Er wußte, sein strenges Papageiengesicht wurde von Kindern nie gerne gesehen, und so wunderte er sich auch nicht, als das Knäblein sich plötzlich mit einer kurzen Schreckgeberde abwandte, sein Köpfchen an den breiten Schultern der Oberhofmeisterin verbergend. Excellenz aber verfehlte trotzdem nicht, seine pflichtschuldige Reverenz auszuführen und den gekrümmten Rücken noch tiefer herabzubeugen. Es war ein selbst für seine langjährige staatsmännische Routine etwas peinlicher Moment — mit einem freundlichen Gesichtsausdruck wäre man am leichtesten darüber hinweggekommen, aber wo diesen hernehmen? Er gedachte seiner Kinder und der Kinder dieser Kinder,

wie er die nach einander zappeln und mit Füßchen und Beinchen sich bewegen gesehen hatte; auch sie hatten vor heller Freude gegröhlt und gejuchzt, und in dem Gedanken an dies vergangene Vaterglück huschte etwas wie die Ahnung eines blassen Lächelns um den lippenlosen Mund.

Majestät aber erwies sich dennoch als Herr der Situation auch solchem Gesichte gegenüber. Bei einem scheuen Umwenden hatte er auf der Brust des alten Ministers den großen Ordensstern erblickt; flugs, obgleich dieser sich nicht einmal vor den andern durch Glanz auszeichnete, richtete er sein kindliches Begehren darauf. Und die Händchen griffen fuchtelnd nach dem schimmernden Ding, er war kaum zu halten, so ungeduldig stapften die Beinchen, und sein feines sympathisches Stimmchen stammelte immer lauter: „Hab'n — hab'n — hab'n!"

Alles lächelte, und die freundlichen Mienen ermunterten ihn immer mehr zu seinem begehrlichen „Hab'n — hab'n!"

Dr. Terzka gab einige Töne von sich, die ein Mittelding von einem Räuspern und einem heisern Kichern waren. Der Kopf mit den widerspenstigen weißen Haaren nickte, und er murmelte etwas wie: Majestät besäßen ja schon ganz dasselbe hübsche Spielzeug.

Es war Zeit, der Audienz ein Ende zu machen, sonst hätte man den ehrwürdigen Großkordon wirklich als Spielzeug zu Händen Sr. Majestät lassen müssen, und die feierliche Audienz hätte in einer drolligen Szene geendet.

Dr. Terzka aber liebte weder das Drollige noch die Vermengung des Dienstes mit Privatgefühlen.

Dies köstliche „Hab'n — hab'n" war natürlich das Entzücken aller Mütter und fachverständigen Damen im Lande.

O, er wollte jetzt alles „haben". Die etwas starke und dunkel gefärbte Nase der Oberhofmeisterin Excellenz war so wenig sicher vor seinem drolligen Begehren wie der goldene Vollmond, den man ihm eines Abends vom Fenster seines Schlafzimmers aus über den Parkwipfeln zeigte.

So fuhr um die sonnige Mittagszeit die Equipage mit Sr. Majestät auf der großen, von Spaziergängern wimmelnden Avenue entlang. Mit gewaltigem Eifer stürzte die Hauptwache ins Gewehr und präsentierte, während der Tambour auf seiner rasselnden Trommel, vom Pfeifer begleitet, das Honneur schlug. Majestät war außer sich vor Entzücken — „Habn — habn!" jubelte er, mit beiden Händchen zum Wagenschlag hinauswinkend nach dem bewegungslos wie die Bleisoldaten aufgepflanzten Trupp der glänzenden Gardisten hin.

„Was? doch nicht die ganze Wache voll Soldaten will Er haben!" lachte die Amme.

„Majestät scheint besondere Vorliebe für Soldaten zu haben —" antwortete die erste Gouvernante mit säuerlichem Lächeln ihres spitzen Gesichts. Sie war die verkörperte Etikette, und ihr eigener Adelsstolz gebot ihr um so mehr, darauf zu achten, daß dem König stets mit dem schuldigen Respekt begegnet werde. Daher das stark betonte „Majestät, —" denn das brave Weib dort wollte diesen Titel immer wieder umgehen, er schien sich zwischen ihr und dem hilflosen Knäblein, dessen Mutter sie in Wirklichkeit darstellte, all den hochnasigen Ober- und Hofmeisterinnen und Gouvernanten zum Trotz, wie eine Mauer aufzurichten. Gewöhnlich ersetzte sie das „Majestät" durch ein respektvolles „Er".

„Gelle, Er soll so viel Soldaten haben, als Er will, wenn Er groß ist. Kann Er meine zwei Buben auch noch hab'n, die geben mal zwei tüchtige Kerle, gelle?"

Dabei konnte sie sich nicht enthalten, das süße Knäblein mit einem unartikulierten Ausruf der Zärtlichkeit an ihre Brust zu drücken, hier im offenen Wagen vor allem Volk. Fräulein von Mollis, die erste Gouvernante, bekam einen hellen Schreck, und ihre hagere Gestalt schnellte um so länger auf. Dem Publikum natürlich gefiel dergleichen, es grüßte mit freundlicher Ehrerbietung, denn die Amme erfreute sich einer großen Popularität: hatte sie nicht den König gerettet? Fräulein von Mollis aber meinte, es wäre Zeit, daß dies Bauernelement baldigst aus den königlichen Gemächern entfernt werde. Übrigens war ja auch seitens der Leibärzte die Entwöhnung für die nächsten Wochen in Aussicht genommen.

Wenn Fräulein von Mollis gewußt hätte, wie ganz anders noch die Zärtlichkeit der Amme in manchen unbewachten Momenten zum Ausbruch kam. Es war die Sehnsucht nach ihren eigenen Buben und dem Mägdlein, die sie um des Königs willen im Stich

Des Räubers Ende. Nach dem Gemälde von Otto Gebler.

gelassen. Oft in stillen Nachtstunden nagte das Heimweh an ihrem braven Herzen. Hatte sie doch ihr Jüngstes noch nicht einmal wiedergesehn, so strenge hielt die Vorsicht der Herren Leibärzte darauf, daß jede Spur von Erregung, weil dem Säugling schädlich, von ihr fern gehalten würde.

Also wenn niemand lauschte, so erzählte sie dem Knäblein auf ihrem Schoß von ihren eigenen Verhältnissen — wem sollte sie sonst erzählen?

„Paß auf, Bubi —“ (nichts von „Majestät“ und dergleichen Firlefanz!) „paß auf, Bubi, wie 's daheim bei der Ma (der König nannte sie „Ma“ in seinen ersten unbeholfenen Stammelversuchen) aussehn thut. Acht Kühli im Stall, die machen Muh — Muh! den ganzen Tag, Kühli so blank wie der Tisch da. Zwei haben Kälbchen gekriegt, im vergangenen Januar, aber die Muh-Muh-Kühli sind hübsch brav bei ihren Kälbi blieben — machens nit wie die Ma, die fortläuft, stracks fort, ihr Madli im Stich läßt, die Kühli und alles — weil's der König so haben will. Ja so ein König, so ein lieber, herziger, nuscheliger, kleiner König!“

Und sie überhäufte und erdrückte ihn fast mit ihren kräftigen Liebkosungen.

„Ja so ein König — weißt du denn, du Taugenichts, wer der König ist? Puh, sieht er mich mit seinen großen, schwarzen Guckerli so erstaunt an! — Etsch, weiß nicht mal, wer König ist! Das is er! Das, — das, — das da!“ Neckisch und kitzelnd stieß sie mit dem Finger auf ihn ein.

„Also aufgepaßt, Herr König — Majestät huh! In der Stub daheim bei der Ma steht ein Bettchen, liegen zwei Bubn drin, stramm und fest sag ich dir, zwei Prachtkerle. Wenn die groß sein, stecken wir sie in die Uniform und stellen sie auf die Hauptwach — der eine trommelt patatre! der andere präsentiert, wenn der König kommt. Dann geht es in den Krieg, wird geschossen: bum-bum! Alles für den König — gelle, es giebt nix schönres als ein König sein, für den sich die braven Soldaten tot schießen lassen! — Wenn dann der Krieg aus ist, schickst du meine Bubn heim zu der Ma, mit Orden so groß! Ei, da freut sich die Ma — aber das Madli ist dann auch schon groß . . .“

Bei dem Gedanken an ihr Mädchen, das seine Mutter noch nicht einmal kannte, dämpfte sich ihre Stimme.

„Das Madli, ja wie wird sich das freuen, wenn seine Ma endlich heimkommt! In drei Wochen geht die Ma heim, ganz fort, für immer . . .“

Hier zitterte ihre Stimme, bei dem zwiefachen Gedanken, ihr Kind wiederzusehn, dann aber auch, den holden Säugling, den sie liebte, als hätte sie ihn selbst unter dem Herzen getragen, verlassen zu müssen. In ihren Augenwimpern schwoll es feucht, und es war gut, daß das spitzige Windhundgesicht von Fräulein von Mollis zur Thüre hereinspürte, der verpönten Intimität zwischen dem König und seiner Amme ein Ende machend. —

3. Regierungspläne.



Serßant, ich werde Sie zum General 'vanzieren lassen, wenn ich an der R'rgierung bin —“ sagte der König in einer Pause der Exercierstunde zu seinem Lehrmeister, einem baumstarken Sergeanten von der Schloßgarde.

Dabei reckte sich die zierliche, doch kräftig entwickelte Gestalt des kleinen Herrn mit einer gewissen drolligen Geberde aus den Schultern, wie jedesmal, wenn der Gedanke an seine zukünftige Herrscherwürde ihn überkam; aber seine klaren, weit offenen Kinderaugen lächelten so treuherzig zu dem verwitterten Antlitz des alten Eisenbeißers empor.

Dieser fuhr mit der Hand, die ein dicker, waschlederner Handschuh bedeckte, zu seinem eisgrauen Schnurrbart und brachte ein überrascht-verlegenes „O Majestät!“ hervor.

„Auch werde ich Ihnen den zwarzen Löwen geben. — Sie haben den noch nicht, Serßant —“

Und der König wies auf die bunte Flagge von allerlei Kreuzen und Ehrenzeichen hin, welche die breite Brust schmückte.

Dem Sergeanten fuhren unwillkürlich die Hacken zusammen, bei der bloßen Erwähnung des hohen Ordens vom schwarzen Löwen, ein Honneur, das den Rittern desselben laut Instruktion zukam. „Der schwarze Löwe, Majestät, ist der höchste Orden“ — brachte er in einem gewissen strammen Meldeton hervor — „wird nur an Prinzen von Geblüt und höchste Würdenträger verliehen.“

„Macht nix, Serſant, wenn ich Ihnen den zwarzen Löwen gebe, so werden Sie ihn doch tragen —" erwiderte der König in einer Art eigensinnigen Anflugs, die nicht gern einen Widerstand ertrug.

Der Sergeant gestattete sich ein leichtes Grinsen, aber innerlich revoltierte sein braves Dienstgewissen gegen die Ungeheuerlichkeit solcher Dekorierung, die mit den heiligen Paragraphen des Instruktionsbuches durchaus nicht in Einklang zu bringen war. Es war das beste, daß er diesem Zwiespalt zwischen königlicher Großmut und seiner pflichtmäßigen Bescheidenheit kurz ein Ende machte, und so kommandierte seine rauhe Stimme:

„Stillgestanden!"

Der kleine Rekrut zuckte zusammen und stand dann stramm und aufrecht wie aus Holz geschnitzt.

„Nach zählen Bataillon kehrt — Kommando eins!"

Der König vollführte das Kommando, Wollbein aber war nicht zufrieden. „Nochmals zurück!" sagte er ziemlich barsch — „Majestät müssen das rechte Bein nicht gleich heranziehen!"

Über das hübsche Knabengesicht flog eine leichte Röte des Unmuts: wieder paßte er nicht auf, das mit dem rechten Beine hätte er sich doch längst merken müssen! Ein starker Ehrgeiz schien ihm eigen, besonders war es ihm sehr empfindlich, wenn er nicht die volle Zufriedenheit Wollbeins fand. Von allen Unterweisungen, die ihm das neue Reglement der gestrengen Regentschaft vorschrieb, seitdem er der Gouvernantenobhut und der Spielzeit entwachsen, war ihm diese Exercierstunde die liebste. Mit Wollbein ließ sich doch ein menschliches Wort reden; gegen die Bleichgesichter von Professoren mit ihrem pedantischen Ton und ihrer süßlichen Schmiegsamkeit hatte er eine geheime Abneigung. Gegen Wollbein ließ er auch alle seine Pläne aus, die seine junge Phantasie belebten.

Es war noch nicht lange her, daß er zum vollen Bewußtsein seiner Königswürde gelangt war. Es gab eine Zeit, wo er glaubte, „Majestät" sei ein Attribut, das auch allen andern kleinen Knaben zukäme, als Belohnung für ihre Artigkeit, denn er hatte gemerkt, daß man das Attribut weniger oft anwandte, wenn er sich eine seinem Alter natürliche Unart erlaubte. Dann ward ihm allmählich klar, was ein König sei. Eine gute Weile gefiel er sich darin, sich die Vorstellung an der Hand von Märchenerzählungen so prächtig wie möglich auszumalen. Jetzt aber, seitdem sein ganzer Tag mit Lernen und Aufpassen und „Zusammennehmen" (das Lieblingswort Dr. Terzkas) Stunde für Stunde mit einer erschrecklichen Pünktlichkeit ausgefüllt war, begann sich in ihm die Meinung festzusetzen, daß Majestät zu heißen und zu sein eine gehörige Plage sei. Laut wagte er es ja nicht zu thun, aber insgeheim beneidete er die Knaben, die da draußen im Sonnenscheine sich zwischen den grün bebuschten Rasenplätzen mit frohem Gejuchz umhertummelten. Und ein geheimes Gefühl des Unmuts stieg in ihm auf gegen seinen Tyrannen, Dr. Terzka.

„Majestät werden recht, recht fleißig sein" — hatte ihn die vom Alter knarrende Stimme des eisernen Männleins beim Beginn seiner Lernperiode ermahnt. „Wir werden sehr viel zu lernen haben — wir müssen uns auf das energischste zusammennehmen! Ein König hat sehr ernste Pflichten, und er muß seinen Unterthanen voranleuchten durch seine Tüchtigkeit. Majestät werden wünschen, ein besonders tüchtiger Monarch zu werden" —

Das arme Kerlchen nickte mit einem feinen kläglichen Lächeln. Was das harte, zu jedem freundlichen Ausdruck unfähige Papageiengesicht dort vorbringt, mag wohl richtig sein — wenn ihm nur diese tönenden Worte von Pflicht und Strenge und Energie und Tüchtigkeit nicht so entsetzlich im Kopfe herumwimmelten bis in den Schlaf hinein . . . .

So war es also die Exercierstunde, in der seine von all dem Zwang eingepreßte Brust aufzuatmen wagte. Und gegen die durchaus nicht verlockenden Bilder, die ihm Dr. Terzka von seiner Zukunft entrollte, erging er sich hier in fröhlichen und seiner sonnigen Natur entsprechenderen Gedanken.

Wollbein hatte ihm vieles aus dem bunt bewegten Soldatenleben erzählen müssen, von Schlachten und Siegen und abenteuernden Heereszügen. Hei, das war eine andere Musik! — und seine klugen Augen blitzten vor Begeisterung.

„Wenn ich groß bin, so werde ich auch eine Schlacht gewinnen" — sagte er. „Ist es swer, Serſant?"

„Es kommt darauf an, was der Feind gilt," erwiderte Wollbein. „Ist der Feind tüchtig, so macht es klobige Mühe. So ein Feldherr muß eben haarige Energie besitzen; auch muß er wohl viel gelernt haben."

Das war ein Dämpfer auf die Siegbegeisterung. Der König senkte den dunklen lockigen Kopf und sann eine kurze Stille nach: also auch dazu Tüchtigkeit und Energie, nichts als lernen und lernen! Gleich faßte er sich und rief:

„Das will ich gern lernen! Sie werden mir es beibringen, wie man eine Schlacht gewinnen muß, Serßant!"

Wollbein lachte: „Dazu gehört mehr, als Rechtsum und Gewehrauf und Hurrahschreien! Majestät bei Moltke in die Schule gehn."

„Wer ist das?"

„Moltke ist ein berühmter Stratege dort oben in Deutschland. Stratege heißt Schlachtendenker" —

Puh, eine Schlacht denken, womöglich an dem verhaßten Schreibtisch, das muß doch keinen Spaß machen! Und er beschloß bei sich, nicht zu Moltke in die Schule zu gehn (schon das Wort „Schule!") sondern es auf eine andere Art zu versuchen. —

Jetzt begann er auch über die Familienverhältnisse seines Hauses nachzudenken, und dann überkam ihn wohl ein immer wehmütigeres Gefühl der Verlassenheit. Fort und fort sollte er allein hier in dem alten grauen Riesenpalast mit seinen tausend Zimmern residieren, um sich her nichts als Höflings-, Adjutanten- und Bediententroß — nirgend ein liebes anheimelndes Wort. Vielleicht hatte es mancher auf den Lippen, aber das unselige „Majestät" war wie ein Schloß, das um ihn her alle Herzen verriegelte. Wollte er ein solches Wort haben, so mußte er sich das mit großer Vorsicht gleichsam stehlen, denn die Hofmeisterei bewachte jeden seiner Schritte und stand Schildwache vor seinen geheimsten Gedanken. So bei der Ma, wo er von Zeit zu Zeit auf seinen vorgeschriebenen und nach der Uhr abgemessenen Spaziergängen vorsprach, oder bei den Tanten in dem verwunschenen Prinzessinnenpalais.

Was eine Mutter sei und für einen kleinen Mann wie ihn bedeutet hätte, ward ihm erst allmählich klar. Zuerst überkam ihn wohl ein Wunsch, auch von einer hübschen Dame an der Hand über die Straße geführt zu werden, wie er das oft genug von den Fenstern des Schlosses beobachten konnte. Auch standen in den Büchern, die er nun unter der Obhut der pedantischen Blaßgesichter lesen durfte, allerlei geheimnisvoll verräterische Andeutungen über die Mutterliebe: — das muß wohl etwas sehr Süßes sein! Freilich nichts für einen namens „Majestät" . . . . .

O er hatte ja auch eine Mutter, das wußte er nun! Sein Vater war tot, an dessen Todestage fand jedesmal ein feierliches Amt in der dämmerigen, von Weihrauch durchqualmten Kathedrale statt, wo die ganze offizielle Welt in prunkender Gala und viel drängendes Volk zugegen war; er selbst mit seinen Verwandten in der großen frostigen Königsloge, mit dem Köpfchen kaum über den Purpursammet der Ballustrade ragend; und alle Blicke nach ihm hinaufgewandt. Warum ist meine Mutter nicht da? Die Frage starrte wie eine bittere Anklage aus seinen großen tiefernsten Augen, eine Anklage gegen sie alle, besonders gegen den häßlichen kleinen Mann dort auf der Regententribüne, dessen struppige weiße Haare nebst dem weißen Kranzbart, die sein gebräuntes Faltengesicht haubenartig umrahmten, man deutlich in der Dämmerung leuchten sah. Ja, der dort ist schuld, daß meine Mutter nicht hier ist . . . .

Das ahnte er nicht bloß, das hatte ihm Tante Verina offen heraus verraten. „Der böse Doktor will es nicht, mein armer, kleiner Edwin" — hatte sie gesagt mit ihrer eigentümlich feuchten, wie von fortwährenden inneren Thränen benetzten Stimme; dazu ein scheuer Blick aus ihren mattglänzenden, grünlich-grauen Augen nach rückwärts, als könnte Dr. Terzka solches gehört haben: denn er ist überall, und überall ist die Furcht vor ihm groß, besonders hier im Prinzessinnenpalais. Aber es war niemand da als die überlange, in König Edwins Augen immer noch wachsende Tante Annunciata, „Nuscha" genannt. Die nickte mit ihrem spitzigen Kinn und sie kam und nahm das Köpfchen des kleinen Vetters, drückte es an ihre hagere Brust und hauchte einen sanften Kuß auf seine Stirn.

Dabei überflog ihn das Gefühl, wie ganz anders diese Liebkosung gewesen wäre, wenn ein gewisses Porträt, das in einem

der Gemächer hing, aus seinem Rahmen getreten und ihn ähnlich wie Tante Ruscha überfallen hätte. Mit geheimnisvollen Mienen war ihm früher einmal von den Tanten eine Andeutung zugesteckt worden, daß dies seine Mutter sei. Es war das Bild einer schönen Dame vornehmer Haltung im crêmegelben Spitzenkleide, das ihre schneeig marmornen Schultern frei ließ; auf dem Tischteppich neben ihr lag ein niedliches Krönlein und die schlanke, überaus weiße Hand hielt wie tastend in der Nähe des Kleinods, während um den blühenden Mund ein seltsam zauberisches Lächeln spielte.

Von da ab schlich er mit geheimer Scheu, ja mit einem seltsamen Angstgefühl, das ihm das kleine Herz heftig pochen machte, an dem Bilde vorüber. Das Antlitz der schönen Dame lächelte, aber es war nicht jenes sonnige Lächeln, das ihn ermutigte, stehen zu bleiben und sich gleichsam daran zu erwärmen. Lange grübelte er über die geheimnisvolle Wirkung des Bildes, bis er zu dem Ergebnis kam, daß wiederum Dr. Terzka es wäre, der die Dame daran hinderte, aus ihrem prunkenden Rahmen hervorzutreten und ihn liebkosend zu empfangen.

„Wenn ich an der R'rgierung bin, so werde ich ihn . . . .“

Hier stutzte er. Er hatte ein Wort im Sinn, das er von Wollbein gehört, und das in einer von dessen Kriegserzählungen vorkam; „axacrieren“ nannte er es statt des originalen „Massacrieren.“ Das war doch ein wenig stark für den alten Herrn — nein, das nicht! Er besann sich, was er mit „ihm“ anfangen sollte — den Namen sprach er nicht gern aus, als fürchtete er sich, ihn anzutasten, auch glaubte er, jedesmal sich die Zunge dabei zu zerbrechen. Sein gutes Gemüt kam also zum Durchbruch, und er sagte laut und sehr bestimmt, mit einem energischen Emporrichten seiner zarten Schultern:

„Wenn ich an der R'rgierung bin, werde ich ihm einen Sessel, schenken, einen großen, weichen Sessel, und ihn darein setzen und ihm sagen, er soll da sitzen bleiben und sich nicht — mucksen!“

Auch das war ein Ausdruck Wollbeins.

Die drei Tanten lachten, jede in ihrer Art, Prinzeß Verina gluckste mit ihrer verschleierten Stimme, der Diskant von Prinzeß Ruscha gab ein paar hohe Hihi-Töne, und Prinzeßchen Rosmarit kicherte, während eine helle Freude über das kränkliche Kindergesichtchen strahlte.

Ihm aber machte es Spaß, den lieben Tanten solches Lachen zu erregen, und mit einer wuchtenden Handbewegung, die er Dr. Terzka abgelauscht zu haben schien, wiederholte er: „— ohne zu mucksen! Nicht mucksen soll er!“

Natürlich ein erneuter Ausbruch der Fröhlichkeit. Und damit war auch König Edwins geheimer Harm verschwunden. Er wußte, welche übergroße Freude er den armen alten Jungfern mit seinem Besuch bereitete. Sein Kommen war jedesmal wie ein Fest für das düstere, modrig duftende Rokokoschloß; selbst die Dienerschaft, eine seltsam verschrumpfte Art von Dienerschaft, freute sich über den lieblichen Knabenkopf, der mit seinen lachenden Augen den Sonnenschein mitbrachte. Die alten Porträts an den Wänden schauten weniger mürrisch darein, wenn das Echo seiner hellen Stimme mutwillig aus den Winkeln widerhallte. Ja, das ganze Schloß mit seinen gründämmerigen Räumen, mit seinem Wirrwarr von Korridoren, Treppen, Nischen und seltsamen Zimmerfragmenten schien wie ein Instrument, das nach langem Schweigen wieder zum Klingen gebracht wurde.

Die Tanten waren überzeugt, daß Dr. Terzka mit seinen achtzig Jahren aushalten werde, bis der großjährig gewordene König ihm den Sessel schenken würde. Der unheimlich gesunde alte Mann besaß keine Spur von Nerven, wie er selber sich dessen brüstete. Wenn sie nur selbst so lange aushielten! Und sie gefielen sich darin, alle die kindlichen und märchenhaften Pläne, die ihr königlicher Neffe in ihrer Gegenwart ausheckte, weiter auszuspinnen.

Daß er ihnen ein neues, helles, luftiges Schloß bauen wollte, versicherte er ihnen wiederholt. Für jede von ihnen gab es dann noch Spezial-Geschenke. So sollte Tante Verina, die sich darüber beklagt hatte, daß sie im Hoftheater mit solch enger winkliger Loge vorlieb nehmen müsse, während ihr vis-a-vis, ein geheimer Kommerzienrat und die finanzielle Stütze der Regierung, sich in seiner Prachtloge großprotzig breitete, ein besonderes Schmuckkästchen erhalten, und er, der König, wollte ihr darin vor allen Zuschauern die Hand küssen.

„O je!" stieß Tante Verina aus.

König Edwin nickte bekräftigend: ja das sollte geschehen! — auch der böse Doktor sollte ihr die Hand küssen!

Nun, und Tante Rosmarit würde er eine allerliebste, wunderschöne, kleine, goldene Kutsche mit spiegelnden Glasscheiben anfertigen lassen, mit sechs schneeweißen Schimmelchen bespannt und mit niedlichen gepuderten Lakaien auf dem Bock, ganz wie die Feeen in den Märchen zu fahren pflegen. Dies zum Ersatz der alten, schwerfälligen, schwarzen und von Rappen gezogenen Equipagen, deren sich die armen Prinzessinnen, Dr. Terzkas Schäbigkeit zu lieb, bedienen mußten.

„Auch werde ich befehlen, daß die Hauptwache trommeln soll" — fügte er, immer großmütiger werdend, hinzu.

„Ei, da freue ich mich aber" — kicherte Tante Rosmarit.

Der launige kleine Geber wußte jedoch nicht sofort, wie er Tante Nuscha beschenken sollte. „Und Dir, Tante" — begann er, und seine Blicke flogen mit einer gewissen messenden Bewegung des Kopfes an der langen Stange ihrer Gestalt empor.

Tante Rosmarit war herzugetrippelt und sie flüsterte ihm ins Ohr, er solle Tante Nuscha eine neue Kirche schenken; eine Anspielung auf deren immer mehr zunehmenden Kirchenbesuch. Sofort griff er das auf:

„Tante Nuscha, Du erhältst eine funkelnagelneue Kirche, viel schöner und heller als der Dom. Auch viel höher" —

Wieder fuhr sein Blick an ihrer Länge empor, und eine listige Bewegung zuckte um seine Augen:

„Ja, ich werde das Allerhöchste bauen lassen, was man bauen kann" —

„O je!" rief Tante Verina, „damit sie nicht mit dem Kopfe anstößt" —

Und alle lachten, und das Echo lachte mit aus allen Winkeln.

Da trat auch schon der diensthuende Adjutant sporenklirrend zur Thüre herein und meldete in militärischer Haltung und mit höfisch-unbeweglichem Gesicht, aber in sehr bestimmtem Tone, daß es für Majestät nun Zeit zum Aufbrechen sei. —

4. Bei der Ma.

Die Ma hatte offenbar ihr Glück gemacht, denn die Maierei, die ihr bei der Entwöhnung des Königlichen Säuglings von der dankbaren Bürgerschaft geschenkt worden war, gedieh auf das glänzendste. Sie war am Rande des herrlichen Stadtparkes gelegen, nach der Westvorstadt hin, wo alle vornehmen Babys nach der Mustermilch aus dem Stall von Frau Dorothea Tutzauer, ehemals Amme Sr. Majestät des Königs, verlangten. Statt der acht Kühe ihres heimatlichen Besitzes standen jetzt deren siebzig in den Stallungen; auch diese waren Mustereinrichtungen, Fremde kamen hin, um die mit schimmernden Kacheln ausgekleibeten und mit Marmorcement bedeckten Hallen zu bewundern, in denen die Prachtkühe sauber wie Porzellan an den Raufen standen und in vornehmer Ruhe ihr tierärztlich untersuchtes Futter wiederkäuten.

Nichts Rührigeres als die stattliche Gestalt der hübschen Bäuerin in ihrem bunten und glitzernden Nationalkostüm, das nie ein Stäubchen duldete, in den Ställen, der Milcherei und den mancherlei Räumen des sich immer mehr ausbreitenden Anwesens herumhandtieren zu sehn. Sie hatte sich noch kräftiger ausgereckt, und die alten Schaumünzen der Familie klingelten noch lebhafter als früher auf ihrer mächtigen Büste. Alle ihre Gedanken waren bei der Sache; wer sie nach ihrem Heimweh fragte, das ihr doch als Bergländerin üblicher Weise zukäme, den lachte sie aus mit ihren gesunden Zähnen und ihren braven, treuen, blauen Augen — „zum Heimweh ist keine Zeit — es giebt nix Schönres als schaffe, schaffe . . . ."

Besonders erquickend war es, sie in der offenen Halle walten zu sehn, wo die Babys mit ihren Fräuleins sich um die abendliche Melkstunde ein Rendez-vous gaben. Hier pflegte sie in eigener Person für die Versorgung der durstigen Mäulchen zu sorgen. Hin und her von einem Baby zum andern: sie weiß am besten, was einem jeden frommt, sie weiß die Thränen eines jeden zu deuten, und niemand versteht es, so zu beruhigen und die Widerspenstigen zum Genießen zu bringen als sie.

Freilich, der häusliche Frieden, der ihr Heim dort oben im Gebirge verklärte, ist dahin, und ein wenig von der Gier nach Gold und Erwerb ist über sie gekommen; gebot ihr doch die angeborene bäuerliche Schlauheit, ihren Titel und die Glücks-

umstände nach Kräften auszunutzen. Ihr Familienkreis ist gesprengt: denn dort oben in den Bergen muß das Anwesen nach wie vor in Zucht und Ordnung gehalten werden, das liegt zwei von den vier Mannsbildern ob, während die beiden andern ihr hier unten zur Seite stehn. Es ist eine bunte Abwechslung: bald ist der Mann mit ihrem Großvater, dem Achtzigjährigen, unten, dann verrichten der Vater mit dem Urahn von einhundertacht oben den Dienst; oder eine andere Kombination, die ganze Sippe in Bewegung und Rührigkeit. Die Kinder freilich sind meist bei ihr, wenn man sie nicht zum Hochsommer mit auf die Senne schickt, damit sie sich besser auswachsen und was Tüchtiges lernen. Die beiden Buben greifen schon wacker zu, während das Mägdlein, König Edwins Milchschwester, sich noch nicht von den faltenreichen Röcken der Mutter trennen kann.

„Majestät kommt!" Jedesmal gab es einen allgemeinen Allarm in der Meierei, die Gäste voll gespannter Erwartung, die Babys stellen das Trinken ein, selbst die porzellansaubern Prachtkühe an den Raufen wenden ihre großen dummen Augen nach der Thür hin.

Draußen vor dem Thor hält der Pony, glänzend und leicht dampfend von Schweiß nach dem scharfen Ritt, darauf der niedliche Kavalier mit seinen Stulpstiefelchen und Miniatursporen, um ihn her eine Eskorte von Stallmeistern, Adjutanten und Lakaien auf größeren Pferden. Die übereifrige Polizei ist natürlich sofort zur Stelle, um das Publikum abzuhalten, ein geheimer Befehl der Regentschaft, die niemand traut und seit dem „Jagdunglück" des hochseligen Königs überall Attentate wittert. Auch ist der verbannten, sehr temperamentvollen Königin wohl der Gewaltstreich einer Entführung zuzutrauen. . . .

Sofort ist die Ma von ihrer Beschäftigung weg an das Thor geflogen; ihre steifleinenen Röcke rascheln und gewaltig klingeln die Münzen auf ihrer Büste. Nun hält sie unter dem Thor, das glühende Gesicht überstrahlt von Freude und Stolz, und vollführt ihren tiefseierlichen offiziellen Knix. Der König ist mit einer flotten Bewegung zur Erde gesprungen, und nun durchschreitet er das Spalier der drängenden Zuschauer; ein gewisses Bewußtsein seiner hohen Würde ist schon in seiner Haltung, aber das helle Kindergesicht, das vom Ritt rosig angehaucht ist, lächelt lieblich und nickt herzlich nach rechts und links, das Hütchen wird ein paarmal von der kleinen Hand gelüftet, besonders dorthin, wo er die Gruppe knixender junger Damen bemerkt.

Die letzten paar Schritte aber trippelt er in Eile. Ach, seine Ma. . . . Er weiß längst, daß „Haltung" die erste Pflicht eines Königs ist, und so muß er sich, der am liebsten in die Arme der guten, treuen Person geflogen wäre, den stürmischen Ausbruch seines Zärtlichkeitsgefühls wenigstens hier vor den Leuten versagen.

„Grüß Gott, Euer Majestät!" ruft die Ma.

„Grüß Gott, Ma!" ruft der König und streckt ihr mit einer kräftigen Bewegung seine Händchen hin. Die Zuschauer brechen ob der hübschen Scene in laute Beifallsrufe aus und nach der Sitte des Landes wird in die Hände geklatscht.

Die Ma aber faßt das Händchen, und ihr mit Bändern und Flittern geschmückter Kopf beugt sich hernieder, um einen Kuß darauf zu drücken.

Doch die Blicke der Amme und ihres ehemaligen Säuglings treffen sich wie mit geheimem lachendem Einverständnis: was müssen wir doch denen alles vormachen! Na wart', denkt Frau Dorothea, wenn ich Dich, Du kleiner, lieber Kerl, erst drüben in meinem Zimmer habe . . . .

Majestät ist durstig von dem Ritt, und nun folgt eine andere hübsche Scene. Heute ist es das Milchschwesterchen Sr. Majestät, das ihm das erfrischende Glas kredenzen soll. Bisher hatte es in seiner Angst vor dem König sich verkrochen. „Dumm Dingen," schalt es die Mutter, „es ist doch Dein Bruder sozusagen! Hast Du denn Angst vor dem Pett und dem Phlepp, das sind doch auch nix wie Deine Brüder!"

Heute nun endlich wagt es die ungeheuerliche Kühnheit, dem Majestät-Brüderchen den Trunk zu kredenzen. Und jetzt erscheint es unter der Stallthür, ein überaus liebliches Geschöpf, genau von der Größe des Königs, sein feines, ovales Gesichtchen verrät nichts von der kräftigen, bäuerlichen Abstammung, als wäre ihm durch die gemeinsame Nahrung eine aristokratischere Art zuerteilt. Es hat goldblondes Haar und

dunkle Augen, die jetzt, da es behutsam mit dem Glase auf dem Teller naht, von den langen Wimpern verdeckt werden, dazu Grübchen in den vor Erregung geröteten Wänglein, und ein verlegenes Lächeln zitternd um den frischen Mund.

Man hört deutlich das Glas auf dem Teller klirren vor Angst. . . . . Da hat den Königlichen Knaben eine plötzliche Galanterie angewandelt. Er hat sich erhoben und ist dem Kinde entgegengeschritten.

„Das für mich?" fragt er gravitätisch freundlich und greift nach dem Glase.

„Zur — zur — Gesund — heit — Ma — ma — jestät . . ." stammelt das süße Stimmchen, aber der Knix, den ihm die Mutter eingeübt, will nicht geraten, es ist zu viel auf einmal, seine Augen zwinkern lebhafter, und nun brechen ihm die hellen Angstthränen aus, es wendet sich eiligst und rennt, einem flüchtigen Rehlein gleich, nach dem Stalle zurück, wo es sich heftig weinend verbirgt.

Die Damen finden das reizend. Majestät läßt sich aber nicht aus der Fassung bringen; er weiß nun schon, daß es Leute giebt, die vor ihm Scheu, ja Furcht haben, sogar große — und nun erst so ein Kind! Er ist ja selbst keins, er ist eine Ausnahme! Aber durch die frühreife Befriedigung zuckt doch diesmal eine Frage: warum lief sie fort? Sie gerade hätte nicht fortlaufen sollen! Ein Gelüste hatte ihn befallen, mit dem lieblichen Mägdlein einmal spielen zu dürfen, ach, seine verstockte Sehnsucht, einmal Kind sein zu dürfen mit einem anderen Kinde! . . .

Und am Abend vor dem Einschlafen bis in sein Traumesdämmern hinein vernahm er immer das süße Stimmchen sein: „Zur — zur — Gesund — heit —" stammeln.

Gleich darauf aber wußte sich die Ma den ihr besonders zukommenden Teil an dem Königsbesuch anzueignen. So gab es auch heute wieder eine Gelegenheit, wo sie den König unter dem Vorwand, ihm eine Seltenheit vom Gebirg zu zeigen, diesmal ein besonders schönes Krystall, auf ihr Zimmer lockte. Und dort brach die künstlich verhaltene Zärtlichkeit in stürmischen Liebkosungen aus. Sie herzte und küßte den Knaben und ihm verging fast sein Atem unter ihrer kräftigen Zärtlichkeit. Nichts von der Majestät, fort mit der Königsthuerei! — es ist ihr Knabe, ihr süßer, lieber herziger Bu', gelle? Sie kann sich nicht satt sehen an seinem holden Gesichtchen, sie wird nicht müde, ihn zu herzen und zu liebkosen! Und das „Du"! Gott, wie thut das wohl nach der „Thuerei" da draußen!

O und er wehrt sich nicht! Auch für ihn giebt es hier keine Majestät mehr! Diese Viertelstunde in dem Zimmer der Ma muß ihm Vorrat an Liebe und Freundlichkeit bieten für lange, fade Tage. Und in der Eile schüttet er sein übervolles Herz aus, wie einsam, wie weh es ihm oft ist dort in dem grauen Riesenschloß. . . .

„Na wart', später, wenn du wirklich König bist —" tröstet die Ma.

Fragend stutzt er.

„Nun ja, jetzt bist Du's noch nit, Kerlchen, Du süßes — jetzt bist Du schlimmer dran, als je ein Kind in der Welt! Dein armes Köppelchen, was sie nicht alles hineinstopfen, daß Gott erbarm! — Komm her, nit weinen. . . ."

O er weinte ja nicht! Das darf wohl ein König nicht! „Zusammennehmen!" befiehlt Dr. Terzka. Aber sie, die Ma, weint, die dicken Thränen rollen ihr über die mit feinen blauen Äderchen überzogenen Wangen. Sie weint und da sagt sie ihm gar, er solls nicht thun. Die Majestät reckte sich ein ganz klein wenig in ihm empor.

Sie aber hatte noch schwereres auf dem Herzen; endlich kam es heraus:

„Sag', wirst Du mich immer und immer lieb haben?"

„Wenn ich an der R'gierung bin, Ma. . . ."

Sein üblicher Redeanfang in dieser Zeit: er wollte auch ihr wohl irgend ein großartiges Versprechen leisten? Sie kannte das schon!

„Nix," fiel sie ein, „ich will nix! Und wenn Du mir Dein Schloß selber schenkst; ich will nur, daß Du mich lieb behältst —"

Warum gerade heute diese dringende Frage? Er sah sie verdutzt an.

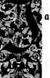
Sie schloß ihn fester in ihre Arme, und mit zitternder Stimme fuhr sie fort:

„Es geht ein Gered bei den Leut', ich weiß nit, was dran ist, aber sie sagen, Deine Mutter, was Deine wirkliche Mutter ist, käme zurück, und da — und da . . ."

Was ist das? Er fuhr erschreckt zusammen. Und seine Wangen erblaßten. Es war, als würde in seinem Innern plötzlich alles über den Haufen geworfen, sein Fühlen und Denken, all seine Begriffe. Und die Ma mit! Blitzschnell ahnte er, daß sie allerdings Ursache hätte, sich ans Herz zu fassen bei solcher Aussicht. In seltsam bebender Angst schlang er die Arme um ihren Hals, sich heftig an sie klammernd:

„Ma," stammelte er innig, „liebe, gute Ma!"

5. Revolution.



Ja, es hing etwas in der Luft; es zog ein Gewitter herauf am politischen Horizont, kein Krieg mit einer auswärtigen Macht, aber etwas Schlimmeres, etwas, das die Fundamente des monarchischen Staates, ja das Königtum selbst, zu bedrohen schien. Dunkle Gerüchte schlichen umher, in den Zeitungen gärte die Erregung; eine Art Putsch, die in einer entfernteren Provinz versucht worden war, hatte die eiserne Faust des Regenten zwar niedergeschlagen, stets kampfbereit, alle andern Versuche ebenso energisch zu zermalmen.

Selbst durch die dicken Granitmauern des alten Königsschlosses drang das unheimliche Gewittergrollen. König Edwin gewahrte, wie die Wache unten im Schloßhof seit einigen Tagen eine bedeutende Verstärkung erhalten, auch fand er die Posten auf den Korridoren und Treppen vermehrt. Wenn er jetzt ausfuhr, so war seine Equipage von einer Eskadron Reiter in blinkenden Kürassen eskortiert, und es ging im scharfen Trabe durch die Straßen. Auch diese zeigten ein aufgeregtes Wesen, müssige Menschen standen in Gruppen umher, und an den Straßenecken wurden große, bunte Plakate von drängenden Haufen eifrig gelesen.

Selbst bis in die Unterrichtsstunden hinein griff das aufgeregte, unheimliche Etwas. Die Blaßgesichter der Professoren schienen nicht so eifrig bei der Sache; die Exercierstunde fiel gänzlich aus, weil Sergeant Wollbein durch andern Dienst zu sehr in Anspruch genommen schien.

Das letzte Mal hatte auch er eine gänzlich veränderte Art gezeigt. Ein gewisser Grimm verzerrte sein altes Eisenbeißergesicht, sein Schnurrbart stand borstig aufgesteift, und die Kommandos kamen seltsam scharf, mit einem fast klirrenden Accent heraus.

Der König wagte nach einem „Rührt Euch!", das wie drohend durch den Saal hinhallte, die Frage an den alten Soldaten zu richten: was es mit der Verstärkung der Schloßwache und der Vermehrung der Posten für eine Bewandnis hätte.

Da brach der Zorn Wollbeins polternd heraus: „Kommt davon, daß man die Kerle in den Zeitungen und die andern Kerle in dem sogenannten Parlament reden und quasseln läßt! Aufhängen soll man sie, Sapperment, Majestät, — aufhängen, da brauchts keine Wachen und Posten!"

König Edwin sah ihn verdutzt an.

Wollbein machte immer drei Schritte hin und drei Schritte her vor dem Königlichen Rekruten und polterte weiter, mit wuchtender Bewegung seiner steifbehandschuhten Rechten:

„Natürlich, ich hatte es längst prophezeit, diese neuen Ideen tauchen in Grund nichts. Am Ende läßt man uns Soldaten noch in Schlafröcken herumspazieren von wegen der Humanität! Hol' der Teufel den Plunder mit der Konstution, wie das saubere Ding heißt. Aufknüpfen — ritsch, das ist das Einzige, das ist die Parole!"

Er strich dabei mit der flachen Hand energisch über die stramm zugeschnürte Halsbinde, um diese seine Parole zu bekräftigen.

„Natürlich, ist mal die Karre hineingerutscht, sollen **wir** sie 'rausziehen! Thun wir ja! — Wir kriegen die Revolution schon klein . . . ."

„Revolution —" das Wort war dem König schon einmal in diesen Tagen zu Ohren gekommen.

„Was ist das, Serjant?" fragte er.

„Revolution, Majestät, das ist —" (Wollbein maß nachdenkend seine drei Schritte). „Revolution ist, wo der alte Wollbein und seinesgleichen der Bande schon zeigen werden, daß sie noch Marks in die Knochen haben. Das ist Revolution, Majestät!"

Er schlug dabei mit der Faust auf den breiten Brustkasten, daß es schallte und die Ehrenzeichen klingelten. Dann aber, nach einer kurzen Pause, während der er mit

Studien berühmter Meister:



Tiroler aus Wahrn bei Brixen. Studie nach dem Leben von Otto Knille.

einem gewissen martialischen Grinsen auf seinen Zögling herniedersah: — „So, nun wollen wir die Griffe zum Laden vornehmen, Majestät!“

„Wir können sie wohl brauchen, wenn die — R'volution ausbricht, Serßant?“

Ein schönes, kräftiges Wort, das dem König besonders gefiel.

Wollbein schmunzelte, bückte sich und nahm dem König die zierliche, besonders für ihn angefertigte und mit Silber ausgelegte Miniaturflinte aus der Hand, um ihm die Griffe zum Laden vorzumachen.

„O, das wird prächtig!“ rief der kleine Soldat in das Klirren der Griffe hinein.

Eines Morgens, acht Tage nach dieser Unterredung wurde König Edwin durch ein seltsames Brummen und Summen aufgeweckt, das alle Räume des Schlosses zu durchdringen schien. Bald merkte er, daß es das zusammenklingende Geläut vieler Glocken sei, von dem die Luft deutlich fühlbar erzitterte. Vom Schloßhof hallten Kommandos herauf, daß es zwischen den hohen Mauern hohl erdröhnte. Wohl ein ganzes Bataillon hielt dort unten, die Soldaten trippelten in der Kälte, während die Offiziere vor der Front auf und niederschritten, sich mit lebhaften Gesten unterhaltend. Es war etwas im Werk .... etwa die Revolution? Das junge Herz pochte dem König in der Brust. Er dachte an seine kleine Flinte und an die Griffe zum Laden, die ihm Wollbein gezeigt.

Nach der Vorderfront spähte er denn aus den Fenstern. Es war ein kalter Februartag und über Nacht war Schnee gefallen, eine klimatische Seltenheit; die Sonne stand als eine große, blaßrote Scheibe im grauen Himmelsdunst, von dem sich die beschneiten Flächen der Hausdächer grell abzeichneten. Ringsum war der Platz leer und durch dichte Truppenkordons abgesperrt; Die weite und stille, vom Schnee bedeckte und von dem grauen Koloß des Palastes beherrschte Fläche machte einen seltsamen Eindruck, im Gegensatz zu dem Lärm, der von der Stadt herüber surrte.

Gegen die Flanken des Schlosses hin hielt als ein dunkler Würfel auf der blendend-weißen Schneefläche je ein Regiment Kavallerie, dessen Fähnlein lustig und wie kampffroh im Winde flirrten. Um das Rondel, wo der große Springbrunnen ragte, der aber heute nicht spielte, waren Geschütze aufgepflanzt, die dunklen Mäuler drohend im Halbkreis ausgereckt.

Von Zeit zu Zeit kam über die Schneefläche, die nur die Räderspuren der Geschütze aufwies, ein Reiter dahergesprengt, eine Ordonnanz mit einer Ordre oder ein Offizier, der es eilig hatte.

Kein Zweifel, es ist die Revolution! König Edwins Vermutung ward noch dadurch bestätigt, als sich einer der Flügeladjutanten mit der Meldung bei ihm einstellte, daß der Unterricht heute ausfiele. Es hielt dem König schwer, nicht in offenen Jubel auszubrechen. Und dieser Ausfall schien ihm den Begriff der Revolution deutlicher zu erhellen, als alle Erklärungen.

In diese vermehrte Spannung platzte die andere Meldung herein, daß Se. Excellenz, der Präses der Regentschaft, um eine dringende Audienz ersuche.

Ungeachtet des geheimen Hasses, den der König gegen seinen Peiniger und ihrer aller Tyrannen empfand, war er dennoch von der Meinung der außerordentlichen und unentbehrlichen Tüchtigkeit des Staatslenkers durchdrungen; auch fühlte er, welcher Art respektvoller Höflichkeit ihm, als Knaben, dem achtzigjährigen Würdenträger gegenüber geziemte. So schritt er freundlichen Antlitzes auf den greisen Herrn zu, der den gebeugten Rücken zu einem unterthänigen Gruß gesenkt hielt, und reichte ihm sein Händchen hin.

Das Papageiengesicht Dr. Terzkas betrachtete das Händchen, das in seiner Hand lag, mit einer Miene, als wäre es ein besonders appetitliches Körnlein, das er aufpicken müßte. Dann mühte er sich, seinen Rücken wieder höher aufzurecken, und der König meinte dabei die Anstrengung wie das Ächzen einer schlechtgehenden Maschine zu verspüren. Sein Gesicht schien jeder Regung unzugänglich wie sonst, nur die grauen Augenbrauen starrten heute wie Stachelbüsche, und die kleinen schwarzen Äuglein sprühten fast unheimlich.

„Majestät —“ begann die knarrende und heute weniger denn je geölte Stimme — „Majestät, ich bin gekommen, um Ihnen mitzuteilen, daß die Regierung eine Krisis zu bestehen hat —“

Er stutzte kurz: — was weiß der Knabe dort von einer Krisis! Er verbesserte sich

also: „daß der Lauf der Geschäfte eine kleine Unterbrechung erfahren hat. Ich möchte Ew. Majestät bitten, sich keinerlei Besorgnis hinzugeben, wir werden der kleinen, dummen Geschichte schon Herr werden! Und ich versichere Hochdieselben, daß das Königtum und der Thron Ew. Majestät nur um so fester stehen werden nach dem."

„O, ich weiß schon, es ist die R'volution, Excellenz!" rief der König mit heller Begeisterung.

Das häßliche, lächerliche Wort, das in Dr. Terzkas Gegenwart sonst niemand auszusprechen wagt! Auf der durchsichtig hageren Stirn unter dem borstigen, weißen Haar wetterten ein paar unwillige Fältchen.

„Ich werde aber schon zeigen, daß noch Marks in den Knochen sitzt!" fuhr der König fort. „Wir werden die R'volution schon klein kriegen!"

Wer hat Dir Knirps die Dummheit beigebracht? fragten die wetternden Stirnfalten. Und was für Ausdrücke! Alle Anwesenden, Generäle, Adjutanten und Kammerherren lachten und lächelten. Innerlich mußte auch Excellenz lächeln, mit welch köstlicher Begeisterung der Knabe sich gegen diese „R'volution" stellte. Gleich jedoch drängte sich der zielbewußte Pädagog wieder ein und in accentuiertem Tone sagte er:

„Majestät werden sich möglichst ruhig verhalten! Nichts denken und nichts glauben, als was Dr. Terzka melden läßt oder selbst allerunterthänigst zu melden für gut findet. Wir werden, wie gesagt, der kleinen, dummen Geschichte in allerkürzester Zeit Herr werden!"

Hier machte seine Rechte eine krampfende Bewegung als gälte es, diese R'volution mit rücksichtsloser Brutalität zu zermalmen.

„Ew. Majestät —" und ein abermaliges Tieferneigen des runden Rückens, dann war die Audienz zu Ende.

Der König war durchaus nicht damit zufrieden. Es gefiel ihm durchaus nicht, daß der andere die R'volution schon „klein machen" wollte und daß er sich selbst ganz ruhig verhalten müßte. Er hatte sich gedacht, er im Verein mit Wollbein würde mit dem geheimnisvollen Marks in den Knochen die Sache schon bewältigen. Auch hatte er Excellenz fragen wollen, warum die Veranstalter der R'volution nicht vorher aufgehängt worden seien nach Wollbeins Rezept. Es giebt nichts Dümmeres auf der Welt als ein König, der nichts zu sagen hat .....

Die „kleine, dumme Geschichte" schien dennoch im Laufe des Tages einen bedrohlichen Charakter anzunehmen. Allmählich verstummte das zitternde Getös der Glocken und an dessen Stelle trat etwas anderes: ein fernes Rollen und Grollen, das an Stärke zunahm und näher und näher zu rücken schien. Bald wußte König Edwin, daß es Schüsse waren, und jetzt unterschied er sogar das schärfere Geknatter von Gewehrsalven von dem dumpfen Donner der Kanonen. Es wurde gekämpft, es wurden Schlachten geliefert und Siege gewonnen — und er durfte nicht dabei sein! Es ließ ihm keine Ruhe, sein junges Herz schlug in gewaltiger Erregung, der Gouverneur hatte Mühe, ihn zu beruhigen.

Die Sonne stieg höher, doch ohne Glanz, immer noch zitterte sie dort oben als ein plastisch sichtbarer, fahlgelber Ball; nun zeichnete sich dieser Ball noch plastischer durch den bräunlich-grauen Rauch, der vor ihr aufschwelte und langsam, als eine unheimliche Wolke, über dem Häusermeer lagerte. Eine Feuersbrunst! Jetzt sah man die Flammen aufzüngeln, und eine Dampfsäule schlug hoch himmelan; erbärmlich wimmerte ein schrilles Glöcklein hinzu. Bedrohlich surrendes Gewirr von Volksmassen drang herüber von den Straßen; zuweilen gab es vielstimmige Rufe und Gejohl; gellende Signalhörner klangen darein.

Um die Mittagsstunde rasselte in eilender Hast die altmodische Equipage der drei Prinzessinnen durch das Schloßportal, von einem Zug Reiter mit gezogenen Pallaschen eskortiert. Wie versprengte, zum Tode verhetzte Tauben kamen die drei alten Damen in das Gemach hereingeflogen, wo der König weilte. Mit ausgebreiteten Armen stürzte Tante Berina auf ihn zu, nahm ihn und umarmte ihn stürmisch, während ihre verschleierte Stimme laut jammerte: „Edwinchen, liebes, gutes Edwinchen, gottlob, daß wir hier sind! O — es ist schrecklich!"

Dann ward er von Tante Ruschas unmäßig langen Armen erfaßt und in gleich stürmischer Weise mit Gejammer überschüttet. Tante Rosmarit aber schien außer sich vor Schreck, zitternd an allen Gliedern sank sie in den nächsten Sessel.

Sofort beim Erscheinen der Tanten

schnellte König Edwins Selbstbewußtsein, das durch die unthätige Rolle sehr gedämpft war, wieder empor. Sie kommen, die drei da, um bei ihm Hilfe zu suchen! Jetzt endlich kann er das Wollbeinsche „Marks“ zeigen!

Er strich sich also mit dem Händchen über Mund und Wangen, als wollte er die unzeitgemäßen Liebkosungen, die seiner nicht würdig seien und gar nicht für die Situation paßten, gleichsam hinwegwischen. Richtete sich empor, ließ eine Spur von einer unwilligen Miene über sein sonst so freundliches Gesichtchen gleiten und sagte mit der drolligsten Wichtigkeit: „Nun, es freut mich, daß Ihr gekommen! Ihr hättet aber gleich zu mir eilen sollen! Euch ängstigen, das habt Ihr nicht nötig! Ich werde schon dafür sorgen, daß Euch nichts geschieht!“

Zu einer andern Zeit wäre dieser Ton zum Lachen gewesen. Jetzt richteten sich die zimperlichen Altjungferngemüter wirklich daran empor und stellten ihr Gejammer ein. Tante Rosmarit aber, das sah er ein, erforderte eine andere Behandlung. Er schritt mit seinen festen Schrittchen auf ihren Sessel zu, nahm das zitternde Händchen zwischen seine beiden und streichelte es: „Nicht fürchten, Tantchen! — es ist nichts! — es ist nur die R'rvolution, weiter nichts, eine kleine, dumme Geschichte — und nun sei ruhig — komm“ —

Eigenhändig holte er ein Kissen und schob es unter den Kopf der Halbohnmächtigen.

Dann fand er es für nötig, die Erzählungen der beiden andern über die durch aufgeregte Volksmassen erfolgte Fahrt hierher, die in einem neuen Jammerausbruch zu enden drohte, mit seiner Meinung über die Sache abzuschneiden. Vorher aber sah er sich vorsichtig um, ob nicht der Gouverneur oder einer der Adjutanten und sonstigen Aufpasser es hörte. Er entwickelte ihnen also, wichtig die Arme wuchtend, nach Dr. Terzkas Art, und, wie Wollbein, drei Schritte hin und her schreitend, Ursachen und Wesen der R'rvolution (jedesmal bei dem Wort, das er gar zu schön fand, leuchteten seine Augen auf), wobei er die Wendungen seiner beiden Gewährsmänner wiederholte. Z. B. das mit dem Aufknüpfen der Zeitungsschreiber, wobei die armen Damen entsetzt zusammenfuhren, oder die energisch betonte Versicherung, daß „wir“ der kleinen Geschichte in allerkürzester Zeit Herr werden würden ....

Da dröhnte gerade ein Kanonenschuß in nicht allzu großer Ferne, der die Scheiben erklirren machte. Die Tanten schrieen auf vor Schreck. Das war ihm lieb, desto wichtiger wuchs seine Beschützerrolle.

„Bum!“ rief er übermütig. „Das macht doch Spaß! Wie schade, daß ich nicht dabei sein kann! Bum! Das wäre noch ein Vergnügen! Nun ich hoffe aber auch, endlich einmal groß zu werden, und dann werde ich selber Schlachten gewinnen — da sollt Ihr erst Bum-bum! zu hören bekommen. Fällt mir aber nicht ein, erst bei Moltke in die Schule zu gehen — fällt mir gar nicht ein —“

Er hatte am Morgen gesehen, wie Dr. Terzka nach seinem Abgange einen schnellen Gang durch das Schloß machte, um die Wachen und die Posten zu revidieren. Nun beschloß er, ein gleiches vorzunehmen. Er erspähte einen Moment, wo er sich der Aufmerksamkeit des Gouverneurs entzog, und schritt nun gravitätisch von Saal zu Saal; sein Köpfchen musterte, hoch in die Höhe gerichtet, Kopf für Kopf der Honneur machenden Wachen, die bei seinem Kommen auf das Kommando zusammenzuckten und dann unbeweglich wie die Bäume standen.

In einem der Korridore stieß er auf das Detachement Wollbeins, die schönsten und stärksten Kerle und wahre Heldengestalten. Des Sergeanten Stimme erdröhnte laut, und es war ein köstlicher Spaß für die kleine Majestät, wie nun die Rollen getauscht, und wie nun sie selber es waren, die gegen den alten Lehrer das Kommando führten. Sie befahlen also die Mannschaften rühren zu lassen und zogen den Wachthabenden in eine Fensternische, um dessen Meinung über die Situation zu erforschen.

„Sie sind hitzig aneinander —“ berichtete Wollbein — „taxiere, sie schießen nicht nach Spatzen. Nach dem Knall zu urteilen, macht die Affaire Fortschritt. Aber es geht langsam, es geht verteixelt langsam, es flutscht nicht! Man müßte ganz anders ins Zeug gehn, z. B. so ein Befehl, daß nur jeder zehnte Mann scharf schießen, und die andern nur mit Platzpatronen ein Feuerwerk machen sollen — päh! Das ist die Humanität! — Hol der Teufel so eine Humanität ... Wir haben zweimalhundert-

tausend Soldaten auf den Beinen, wer untersteht sich da zu mucksen!"

„Ich werde, wenn ich groß bin," fiel der König ein, „sie alle kennen lernen. Ich werde jedem von den Zweimalhunderttausend die Hand drücken und ihn fragen: wie geht es? Dann werde ich auch keine Zeit mehr zum Studieren haben, nicht?"

Sergeant Wollbein überhörte das — „Bei Solfagetto —" fuhr er fort, ganz Eifer und Zorn, „gingen wir anders ins Zeug! Mohren noch mal! Es war das Schneidigste, was man leisten kann! Ich will Ew. Majestät einen kurzen Begriff von der Schlacht geben . . ."

Die berühmte Schlacht von Solfagetto war das Steckenpferd des alten Eisenbeißers, das er bei jeder Gelegenheit vorritt. Wiederholt hatte er seinem hohen Zögling den „Begriff von der Schlacht" beizubringen nicht unterlassen. Solches paßte wohl nicht in die Unruhe dieser Stunde. Einerlei, auch diesmal hätte der König mit Eifer zugehört, besonders da der Schall der Schüsse, die man von ferne vernahm, solche Erzählung effektvoll begleitete. Doch am Ende des Korridors erschollen Kommandorufe.

Es war Prinz Canaris, der dort mit seinem leicht schlürfenden Schritt in Eile und sichtbarer Erregung wie dahergeflogen kam. Hinter ihm folgte ein Lakai, der etwas Großes, Kistenartiges, mit grünem Stoff Verhangenes vorsichtig auf den Armen trug.

Da wandelte den König die Lust an, einmal vor versammelten Kriegsvolk sein Kommando zu erproben. Er trat vor die Front der Riesenkerle hin und rief mit seiner hellen Stimme: „Still — 'e — standen! A — a — achtung, präsentierts 'ewehr!" ganz in der Betonung Wollbeins.

Und die Riesenkerle zuckten zusammen, und die Gewehre klirrten unter dem exakten Griff. Über das Gesichtchen des kleinen Kommandeurs strahlte eine freudige Genugthuung, und mit gravitätischen Schritten trat er auf den Prinzen zu, um diesem mit der flachen Hand am Hutrande eine Art Meldung abzustatten.

Prinz Canaris war nichts weniger als ein Soldat, und er war bekannt und in militärischen Kreisen insgeheim verspottet dafür, daß er bei solchen Gelegenheiten allerlei Ungeschicklichkeiten gegen das straffe Herkommen beging. Auch jetzt schien ihm die hübsche, kleine Aufmerksamkeit seines königlichen Neffen gar keinen Eindruck zu machen: „O, da sind wir ja!" rief seine meckernde Stimme. „Heil und unversehrt, Gott sei Dank!"

Und er faßte den Knaben und hob ihn mit beiden ausgestreckten Armen empor. Dem König dünkte es eine Ewigkeit, die er dort oben in der Luft schwebte, mit Armen und Beinchen hilflos nach dem entzogenen Lande strampelnd. O, und er bemerkte wohl zu seinem Ärger, als er wieder Boden fühlte, das leise Grinsen auf den bärtigen Gesichtern der Riesenkerle!

In seiner Staccatoart, die einen geordneten Satzbau verschmähte, berichtete Prinz Canaris von der Angst und dem Schrecken, die er seiner kostbaren „Sammlung" wegen ausgestanden. Die Aufständigen waren also bis in die Nähe von Schloß Belvodore vorgedrungen — jetzt werden sie schon darin sein! verloren seine kostbare, unersetzliche Sammlung! Seine schönsten Exemplare hatte er noch in der Eile gerettet, dort am Fenster auf einem Tischchen stand der große Käfig, in dem ein Dutzend bunter, exotischer Vögel munter, mit leisen Kreischlauten umherhüpfte.

Tante Nuscha war so unbarmherzig, ihn in seiner Angst noch zu necken: „Wenn man sie kriegt, so wird man sie nehmen und am Ende gar braten!"

„Papageien sollen sehr gut schmecken, besonders die Hundertjährigen —" ergänzte Prinzeß Verina. Wie mutig sie beide geworden waren!

„Oh!" stöhnte der Prinz, außer sich bei dem Gedanken, daß man seine sprechenden Wundertiere als Sonntagsbraten in den Ofen stecken könnte.

Seine Befürchtung war nicht übertrieben, denn eine Stunde darauf langte die Meldung im Schloß an, daß man die Besetzung des prinzlichen Palais durch die Aufständigen nicht habe verhindern können, nebst einer Andeutung, daß die Volièren wohl losgelassen sein müßten, denn in den kahlen Ästen des Parkes habe man allerlei fremdartiges Gevögel hilflos umherflattern gesehn, und die Soldaten hätten auf die seltsame Beute erbarmungslos geknallt.

Der Prinz saß ob solcher Nachricht wie vom Schreck gelähmt in einer Ecke, und über seinen grauen Bart rollten die hellen Thränen der Verzweiflung. Es war unerquicklich anzusehn. Was? Um seiner Vögel willen

weint Onkel? fragte sich der König. Was ist er denn? ist er denn ein Weib oder ein Mann? — den Tanten kann man solches nicht übel nehmen, aber ihm . . .

Dennoch kam das gute Herz immer wieder zum Durchbruch. So schlich er also an den Sessel heran, darin der arme, geplünderte prinzliche Vogelzüchter in seinem Jammer hockte, die nach Weiberart stark beringten Hände verzweiflungsvoll gefaltet und begann ihn zu trösten:

„Wenn ich an der R' regierung bin, Onkelchen, so laß ich dir soviel Vögel fangen, als du willst. Ich besorge dir auch einen Paradiesvogel, ich habe davon in meinem Märchenbuch gelesen. Wenn man die Leber dieses Vogels ißt, so wird man allwissend."

Prinz Canaris schaute mit einem verwunderten Ausdruck auf, als wollte er sagen: „Habe ich denn je schon ein Verlangen kundgegeben, allwissend zu sein?"

Der König aber fuhr fort: „Weißt du, man hätte Vetter Mitzlaff auch von dieser Leber zu essen geben sollen, dann hätte er das Studieren nicht nötig gehabt. Der arme Vetter!"

Warum lächelten die Tanten so spitzig bei der Erwähnung von Vetter Mitzlaffs aufreibenden Pariser Studien?

Doch bei dem Onkel schien auch dieser Trost nicht anzuschlagen, er erhob sich und trat an den Käfig heran, um nach den geretteten Lieblingen zu sehn, die er mit wehmutsvollen, wie Geschluchz klingenden Rufen anlockte. Die allerkostbarsten wenigstens waren der entsetzlichen Revolution nicht zum Opfer gefallen, und während er den Damen, die sich mit dem König ebenfalls am Käfig eingestellt, die besonders hervorragenden Eigenschaften der einzelnen Vögel erklärte und diesen und jenen seine mit unsäglicher Mühe angelernten Kunststücke vormachen ließ, richtete sich sein niedergeschmettertes Gemüt wieder allmählich empor.

Bald darauf erreichte die Nachricht das Schloß, daß der letzte Widerstand der Aufständigen endlich gebrochen sei. Eine Schar hoher Hofbeamten stellte sich ein, um Se. Majestät zu dem Erfolg des Tages zu beglückwünschen. Es fiel dabei ein Wort von der „gnädigen Errettung des Thrones durch Gottes Hand". Zugleich mit der Andeutung, daß der Tag über vierhundert Tote und Verwundete gekostet.

Die Prinzessinnen deckten sich entsetzt die Augen, und den König überrieselte ein Schauer. Der Thron ist in Gefahr gewesen umzustürzen, und es hatte des Blutes bedurft, um ihn zu retten! Das alles, während er sich über die R'rvolution erlustigte und mit dem prächtigen Worte spielte, mit den ernsten Soldaten seinen kindischen Scherz trieb, und Onkel Canaris elendiglich wie ein Weib um seine ausgehobenen Vogelnester jammerte.

Ein seltsames Gefühl, etwas wie eine gewaltige Scham überfiel ihn. Dergleichen hatte sein ahnungsloses Kinderherz noch nie empfunden. Es war wie ein erstes frühreifes Erwachen aus unbewußtem Unschuldsdämmer zu dem unerbittlichen Ernst des Lebens. Die Tanten begriffen nicht und waren bestürzt, warum er jetzt, da die Gefahr glücklich vorüber, an ihrer Freude nicht teil nahm und ihren überschwänglichen Liebkosungen wehrte.

Er flüchtete mit seinen Gedanken in das Nebengemach und stand dort an einem Fenster, das heiße Köpfchen gegen die kalte Scheibe gedrückt. Der Schloßhof unter ihm wimmelte von Soldaten, und die Waffen und Montierungen blitzten und schimmerten im Gaslicht. Jetzt erscholl ein lauter Ruf, und alles stürzte an die Gewehrpyramiden. Ein hoher Offizier trat vor die Front des präsentierenden Bataillons und hielt mit kerniger Stimme eine kurze Ansprache, die der kleine Zuschauer hier droben nicht verstand. Dann aber vernahm er deutlich den Ruf:

„Seine Majestät, unser allergnädigster König und Herr, lebe hoch — hurrah!"

Dreimal aus tausend Kehlen schallte das Hurrah, und die Mauern des ehrwürdigen Schlosses schienen zu erbeben unter der Gewalt solcher Begeisterung.

Wieder überrieselte es ihn, und ein erstes erhebendes Gefühl, was Treue sei, zog ein in sein junges Königsherz. Jetzt marschierten die Truppen unter den feierlichen Klängen der Nationalhymne davon — er wußte, es war dieselbe, die nach Bericht die tapferen Bataillone bei Solsagetto und andern Orten auf ihrem unaufhaltsamen Siegessturm begleitet.

Thränen rieselten über seine erregten Wangen, er faltete leise die Händchen zum Gebet — fand aber nichts anders, nichts Schöneres, das dem Gefühl solcher Stunde entsprach, als das erste, längst vergessene Stammelgebet, das ihn die Ma gelehrt. Das betete sein bewegtes Kinderherz.

(Fortsetzung folgt.)



Vom letzten Hofe.

Vom letzten Hofe das ledige Kind,
Mit nackten Füßchen läuft es im Wind;
Es läuft hinaus, wo die Fichte steht
Und der Gletscherbach brausend vorübergeht.

Sie schalten's daheim; nun läuft es allein
Ins dräuende Hochgewitter hinein;
Sein Vater und seine Mutter sind tot;
Es lebt in der Fremde von fremdem Brot.

Wo durch die Fichte der Bergwind rauscht,
Da sitzt es im Moos und sinnt und lauscht;
Seine blauen Augen, die schau'n umher;
Sein kleines Herz ist an Liebe so leer!

Es schaut, wie das Wetter im Westen steigt,
Und düster über das Thal sich neigt!
Noch einmal schaut's in den Sonnenschein;
Dann schläft es in Thränen lächelnd ein.

Und die Wolke zerbricht — ein zuckender Strahl —
Aufflammt die Fichte mit einemmal;
Aufflammt sie und stürzt mit mächtigem Krach
Und peitscht mit grünem Gezweig den Bach.

Und das Wetter verflog — am Baum dort liegt
Ein Totes ins weiche Moos geschmiegt;
Vom letzten Hofe das ledige Kind. —
Im Goldhaar spielt ihm der Abendwind.

M. Haushofer.



(Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl A.-G. München.)

F. Lenbach.

Franz von Lenbach.

Von H. E. von Berlepsch-München. (Abdruck verboten.)

Über die Zeit jenes Klassizismus, welcher sich der Kunst gegenüber fast wie ein Kuckucks-Ei in fremdem Neste ausnahm, scheinen wir glücklich hinüber zu sein; allmählich sinkt, Gott sei Dank, auch der Respekt vor der gangbaren Marktware der großen Kunst-Bazare, die man Ausstellungen nennt. Die Anekdoten- und Witzchen-Malerei steht auf dem Aussterbe-Etat, das ist sicher — kein eigentlicher Künstler wird das bedauern, denn das meiste, was auf diesem Gebiete geleistet worden ist, war brave, handwerkliche, im Schweiße des Angesichtes geübte Pinselarbeit, aber nicht Kunst; der Fleiß daran war oft mehr zu bewundern als das Ingenium des Autors. Dabei stellten diese vielen Modellmalereien im Grunde genommen fast nie den Menschen dar, wie er ist, sondern einen Komödianten, der die aufgetragene Rolle oft recht herzlich schlecht spielt. Neue, andere Ideen bewegen heute die Köpfe, oft tolles, scheinbar hirnverbranntes Zeug, dem das Publikum durchschnittlich nie die Frage entgegenbringt: „Was steckt für ein Grundkern dahinter, ist er keim-, lebens-, blütenfähig?" Bald gehen die Wogen der modernen Richtungen, die unter sich wieder genügend scharf ausgeprägte Antagonismen aufweisen, dahin und dorthin, man möchte sich zuweilen an den heißen Kopf greifen und fragen: „Wo bleibt bei alledem die Kunst, wo jene Liebe, jene sich selbst genügende Fülle von Eindrücken, die großen künstlerischen Epochen eigen sind?"

Einzelne Geister nur scheinen dieses Glückes teilhaftig zu sein, Geister, die, vom Zeitstrome unberührt, ihre ganz eigenen Pfade wandeln in unverrückbarer Überzeugung, in festem Glauben an sich selbst wie an das, was ihnen solche innere Ruhe, solche Festigkeit verlieh. Zu diesen Geistern zählt Franz von Lenbach. Aus all seinen Werken spricht das klare Erkennen dessen, was ohne ästhetisch gesuchte Erklärung direkt als künstlerisch-schön bezeichnet werden kann. Schönheit und Wahrheit sind nach dem Ausspruche vieler zwei Dinge, die sich in den seltensten Fällen vertragen. Dennoch vertragen sie sich — aber sie müssen beide echt sein. Beispiele dafür sind — es fällt mir dabei unwillkürlich ein Gespräch ein, das ich einmal mit Lenbach führte — nicht schwer zu finden.

Die einfachsten griechischen und die nach ihrem Muster überhaupt entstandenen antiken Hausgeräte, welche in erster Linie praktischem Bedürfnisse, nicht bloß der Anforderung nach prunkender Erscheinung zu genügen hatten, zeigen einen allseitig sich äußernden Schönheitsdrang, der, dem Nervensysteme eines lebenden Körpers vergleichbar, ein ganzes Volk durchzog, es bis in seine kleinsten Produkte verfolgte und darin zum vollen Ausdrucke kam. Anders und dennoch künstlerischem Schönheitsbedürfnisse voll genügend hat das Mittelalter geschaffen, ihm trat die Renaissance antipodisch gegenüber, und dennoch war das Suchen nach dem letzten „Vollkommensten" wieder dasselbe, ging es doch stets von der Erscheinungswelt aus und fand es gleichzeitig in derselben alles, was überhaupt zum Ausdrucke gebracht werden kann. Die Quattro- und Cinquezentisten waren Realisten vom reinsten Wasser, doch nicht im Sinne mancher Modernen, welche Photographie mit Malerei, Abguß nach der Natur mit Plastik verwechseln. — „Ich selbst muß ja doch im Porträt wahr sein, ich kann mich nicht der Verschönerungssucht unterordnen, die so manchen andern zum Liebling des Publikums macht, der, statt Künstler zu sein, lediglich ein malender Friseur oder Barbiergehilfe mit der Palette ist und genau so wie der Haarscherer den Wünschen seiner Klientel bei der Zurechtstutzung der „Bildnisse nach dem Leben" entgegenkommt! Mit solchen Grundsätzen und ihrer geldbringenden Ausführung, mit diesem feilen Künstlertum kann nichts gemein haben, wer da weiß, was er ernsthafter Weise der Kunst schuldig ist. Ebenso ferne aber als diese aufgeputzte und geschmückte Schöntbuerei liegt jedem wahren Künstler das Suchen nach auffälligen und geschmacklosen Dingen, mit denen sich heute jede neue Richtung einzuführen versucht. Wozu das alles? Die Wahrheit liegt doch nicht in einer manierierten überzeugungslosen Mache, die sich bei vielen der neuen Streber mehr in den Vordergrund stellt als das, wozu sie lediglich Mittel sein soll! Man malt doch nicht, um seiltänzerhafte Experimente in die Welt zu setzen,



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Generalfeldmarschall Graf von Moltke.



(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

sondern um der Naturempfindung gerecht zu werden und hat man diese richtig erfaßt, so ist es überhaupt ganz gleich, was für Mittel man anwende, um zum Ziele zu gelangen. Es kann wohl keinen der heute Lebenden unangenehm berühren, wenn man von seinen Werken sagt, sie gleichen jenen alter Meister. Wenn dieses Lob richtig zutrifft, so kann — vorausgesetzt, daß ein Verständiger es äußere — damit doch nicht das gemeint sein, was die Äußerlichkeiten ausmacht, das wäre einfache verwerfliche Nachahmung und darin liegt absolut kein Verdienst. Die gleiche Entwickelung einer klaren durchgeistigten Anschauung muß es vielmehr sein, welche einen Vergleich mit

den Alten nahe legt. Man braucht weder von sich aus hinzuzufügen, noch nach eigenem Gutdünken wegzunehmen, um künstlerisch, kraftvoll und groß zu sein." Das waren etwa die Ausdrücke — ich habe sie natürlich nicht als Dogma wörtlich niedergeschrieben, — die Lenbach hinsichtlich der einzig richtigen Anschauung in Sachen der Kunst gebrauchte. Er selbst gibt in seinen Werken den Beweis des Gesagten.

Wohl hat er sich als Lernender zumeist an den Werken der Alten gebildet, doch war es keineswegs die rein äußerliche Erscheinung ihrer Arbeiten, die ihn auf die hohe Stufe hob, welche er einnimmt. Er drang gleichzeitig mit dem Erfassen ihres Geistes auch der lebenden Natur gegenüber auf das Wesen der Erscheinung, auf die Psyche, die in ihnen lebt. Wenn man die prächtige Galerie des Grafen Schack in München durchwandert, von welchem Leuthold in seinen Ritornellen auf deutsche Dichter (LIX) sagt:

„Adolf von Schack!
Noblesse oblige; dem Adel der Geburt
Verbindest du den Adel im Geschmack",

so fallen daselbst neben der großen Reihe ausgewählter Werke von Böcklin, Feuerbach u. a. einige Kopien nach alten Meistern auf, die unwillkürlich den Blick bannen. Es sind Arbeiten von Lenbachs Hand, die er auf Bestellung des hochherzigen Dichters und Mäcens*) im Prado zu Madrid und in anderen Galerien herstellte. Was an ihnen in allererster Linie auffällig erscheint, ist die absolut freie Auffassung, die mit dem landläufigen Sinne des Wortes „Kopie" durchaus nichts zu schaffen hat. Es lebt und webt darin jene freie und dennoch durchdringende Auffassungsgabe, die beim Kopieren sich nicht an Kleinigkeiten hängt, ebenso wie der geniale Übersetzer eines litterarischen Werkes aus fremder Sprache nicht darauf ausgeht, Wort für Wort mühsam richtig ins Satzgefüge einzuschalten, sondern in erster Linie den Geist des Autors in charakteristischen Zügen wiederzugeben. Zwischen einer guten malerischen Kopie und einer solchen, die man als geistreich bezeichnet, ist eben der



Skizze zum neuesten Bildnis Bismarcks.

*) Über die Frage der Zukunft seiner wunderbar schönen Galerie werden alle möglichen Vermutungen laut, von denen nicht eine einzige auf festem Boden steht. Faktum ist bloß, daß man sich an zuständigem Orte in München, als die Frage der Schenkung an die Stadt und die hiermit verbundenen Bedingungen erörtert wurden, ziemlich unqualifizierbar benahm. Eine solche Galerie zu besitzen, darauf wäre wohl jede andere Stadtgemeinde stolz gewesen. München hat keine städtische Galerie, wie man eigentlich selbstverständlicher Weise es in einer Stadt voraussetzen dürfte, wo die Kunst, abgesehen von allem anderen, materiell so tief in alle Verhältnisse eingreift.

gleiche Unterschied, wie zwischen einem guten und einem geistreichen Menschen. Beides kann sich vereinigen und dann bietet es jene Vervollkommnung, die man in der Kunst als genial bezeichnet. Dieses Epitheton ist für Lenbachs Kopien durchaus zutreffend. Er verstand den Geist, die malerische Sprache, die in den Bildern der Alten liegt; daß er gleichzeitig aber dem Leben der Natur gegenüber mit der gleichen Schärfe der Beobachtung vorging, dafür sprechen die Werke, in denen er unsere bedeutendsten Zeitgenossen darstellte. Man verfolge sie in ihrer ganzen unendlich langen Reihe und man wird zu der Überzeugung gelangen, daß hier die Fortentwickelung eines starken künstlerischen Geistes sich darbietet. Wenn irgendwo bei Modernen in bezug auf ihre Leistungen das „ex ungue leonem“ zutreffend erscheint, so ist es bei Lenbach der Fall. Wir brauchen nicht weit zurückzugreifen, um mit den Berühmtheiten der Porträtmalerei aus nicht gar lange dahingeschwundenen Dezennien in vollständigen Widerspruch zu geraten. Ich will von der berühmten Schönheitsgalerie der Münchener Residenz nicht sprechen, sondern der Zeit nach einen noch späteren Namen nennen, der an allen europäischen Höfen eine große Rolle spielte: Winterhalter. Wenn wir heute, da „Naturstudium“ die überall ausgegebene Parole heißt, Arbeiten dieses seiner Zeit hochberühmten Porträtisten anschauen, so ist es ja gerade, als stiegen Erinnerungen an sämtliche Zuckerbäckerladen, die man im ganzen Leben schon frequentiert hat, auf. Von Natur so viel wie nichts! Geleckte, konventionelle Mache, geistlose, schmeichelnde Auffassung mit peinlich sorgfältiger Hinweglassung jeglichen Details, das etwa den Auftraggebern ein Dorn im Auge sein könnte. Jene Zeit hat mit ihren malerischen Lügen sich so sehr in die gesellschaftliche Anschauung hineingefressen, daß es noch heut gar vielen Menschen als etwas



(Verlag der Photographischen Union in München.

Fürst Bismarck.



Frauenbildnis.

so bekannt sind, wie ein Säugling mit Goethes Faust.

Lenbach ist manchen Himmelstürmern von heute, die das Kind mit dem Bade auszuschütten gewohnt sind, nicht flach genug, um ihren Beifall zu haben. Das sind die modernen Antipoden jener, deren Standpunkt wir zu überwinden eben glücklich im Begriff stehen. Sie wollen neues, eigenartiges schaffen, und vergessen dabei, um was es sich in der Kunst handelt, die absolut kein „Magazin de hautes nouveautés“ ist, auch keine Salti mortali ihrer Jünger verlangt, sondern in erster Linie Läuterung, Klärung, Ruhe, um in ihrer ganzen Kraft sich entfalten zu können. Das nervöse Springen von einem Problem zum andern, wie wir es bei so vielen unserer modernen Künstler zu beobachten Gelegenheit haben, das gewisse Geistreichseinwollen, dem der Fond fehlt, das ist der allein seligmachende künstlerische Glaube nicht, ebenso wenig, wie er in der unwahren Romantik liegt, die zu begraben so viele sich scheuen, weil sie der eigentlichen Romantik fremd gegenüber stehen.

Unverständliches erscheint, wenn man die Erscheinung der Natur so gibt, wie sie ist, nicht, wie man sie sich nach sorgfältigem Zurechtlegen eines Rezeptes allenfalls denkt. Und solchen Traditionen sollen wir Heutigen nicht den Krieg bis aufs Messer erklären? Haben sie vielleicht irgend eine auch nur entfernte Ähnlichkeit mit der Größe der Auffassung, die in den realistischen Bildern der alten Meister liegt? Nein, den Standpunkt der konventionellen künstlerischen Arbeit verteidigen gegen den frischen Luftzug, der in der Darstellung der bedingungslos sich gebenden Wahrheit liegt, das kann nur solchen einfallen, die mit Kunst und Künstlern

Lenbach ist von einfacher Herkunft. Sein Vater war Maurermeister in Schrobenhausen (Ober-Bayern); am 13. Oktober 1836 ist er daselbst geboren, steht somit jetzt im fünfundfünfzigsten Jahre. Es war mit ihm die gleiche Geschichte, wie mit manch' anderem

Maler, dem die Nachwelt die wunderbarsten Dinge über seine Kindheit angedichtet hat; der junge Lenbach war eben talentvoll und zeichnete viel neben der Beschäftigung, die ihm des Vaters Beruf schuf. Er hat nämlich auch einmal die Mauerkelle geführt, ist kurze Zeit Bildhauer gewesen und kam dann nach München. Daß hochbegabte und eigenartig veranlagte Menschen sehr oft an künstlerischen Hochschulen das nicht zu finden vermögen, was ihrem Wesen entspricht, erklärt sich leicht, sind doch Akademien durchaus nicht immer gleichbedeutend mit dem, was man als „auf der Höhe der Zeit stehend" bezeichnet. Ihnen hängt vielmehr das Privileg an, sich ebenso nach Gesichtspunkten zu richten, die längst überwunden sind, wie im staatlichen Leben vielfach noch Gesetze zu Recht bestehen, die durch andere Zeiten und andere Menschlichkeitsanschauungen und Verhältnisse hervorgerufen wurden, nichts destoweniger aber noch stets als Zwangsjacke dem heutigen Geschlechte warnend gezeigt werden.

Daß Lenbach nach kurzer Zeit unbefriedigten akademischen Studiums die Art seines späteren Lehrers, des jüngst sehr betagt gestorbenen Graefle, noch weniger anzuregen vermochte, ist klar. Graefle stand noch mit beiden Füßen in jener Anschauung, daß dem Künstler die Aufgabe obliege, zu verschönern, hatte er doch bei Winterhalter selbst die Prinzipien seiner Kunst eingesogen. Dann kam Lenbach zu Piloty, dem Manne, dessen etwas theatralische Richtung für München in gar mancher Beziehung bedeutungsvoll ward. Es ist selbstverständlich, daß junge Künstler sich stets mit der Gestaltung großer Themata tragen und erst im Verlaufe des wiederholten Erprobens ihrer Kräfte auf jenen Standpunkt kommen, der ihnen im wesentlichen für ihre weitere Entwickelung die Richtschnur abgibt. Also war es auch bei Lenbach. Er neigte von Anfang an durchaus nicht ausschließlich zum Porträtfache, vielmehr hat ihn z. B. der Anblick eines römischen Triumphbogens zum Beginne einer großen figuralen Komposition veranlaßt, die allerdings meines Wissens nie zu Ende geführt wurde; noch im Jahre 1860, nachdem er bereits einen ersten Blick in die



Bildnis der Gräfin Görtz.



(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Franz Liszt.

Größe italienischen Kunstlebens aus lange vergangener Zeit gethan, entstand der ruhende Kampagnole, jenes so außerordentlich gesunde Bild, daß in der Schackschen Galerie hängt. Übrigens machte er damals weit mehr durch ein absolut realistisches Porträt (es war das eines Arztes) Aufsehn. Das schlug für jene Zeit weit, weit über die Grenzen des Erlaubten, ja des Möglichen hinaus. Doch fällt dies ebenso sehr wie ein gewisses Liebäugeln mit den Dunkelheiten Rembrandtscher Malweise, die ihn auch für einige Zeit gefangen nahm, in das Stadium seiner Entwickelung, wohin man auch noch seinen Weimaraner Aufenthalt zählen muß. Er war dort mit Ramberg und Böcklin zusammen, verließ aber, wie nach ihm gar mancher, den verwitweten Musensitz bald. Kleine Orte, wo man dem Nachbar sozusagen jeden Bissen im Munde zählt und über jeden Schritt, über jedes Wort sofort ein Gerede entsteht, was unterschiedslos alle Kreise der Gesellschaft beschäftigt, ist nicht jedermanns Sache, am wenigsten aber können sie einem genialen Menschen genügen, der seiner Individualität voll und ganz die Zügel schießen lassen will. Lenbach siedelte nach Rom über; damit beginnt jene Zeit, die ihn in bestimmte Bahnen brachte. Ich sagte im Anfange dieser Zeilen, man habe in München oft den Ausdruck hören können, „das Bild sieht aus wie ein alter Meister." Daß viele unserer hochverehrten malerischen Väter und Großväter sich für die alten Meister wenig interessierten, geht ziemlich klar aus ihren Werken hervor. Freilich sind auch die modernen Galerien nicht dazu angethan, ihre Schätze in dem Maße wahrer Würdigung preiszugeben, als es dort der Fall ist, wo man ein Bild in der Umgebung sieht, für die es geschaffen, nämlich für dekorierte, bewohnbare Innenräume, wo einerseits die Umgebung des Bildes mitspricht, anderseits aber diesem auch mehr Wirkungsfähigkeit geboten ist, als in den Kunsthallen, wo ein Meisterwerk dem andern im Wege steht und die Placierung eher nach trocken doktrinär gebildeter Anschauung als nach dem Werte des Kunstwerkes als solches geschieht. Bekanntlich hat gerade diese Frage unsern Meister seiner Zeit in eine ziemlich umfangreiche Kontroverse verwickelt, da er bei dem neu zu gestaltenden Arrangement der kgl. älteren Pinakothek rein nur künstlerische Gesichtspunkte wollte gelten lassen. In den Spalten der Allgemeinen Zeitung wickelte sich die Sache ab. Lenbach ging vor, wie

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag, A.-G. in München.

Unter Rosen. Nach dem Gemälde von Albert Aublet.



es von einem Manne zu erwarten ist, der, durch und durch von künstlerischen Gesichtspunkten geleitet, sich nur vom Gefühle die einzuschlagenden Wege weisen läßt. Es war wohl das einzige Mal, daß er sich in einen langen und scharf geführten Federkrieg eingelassen hat. In ähnlicher Weise ist er z. B. dem modernen Ausstellungswesen gegenüber getreten; er verlangte ohne lange Umschweife die Abschaffung „künstlerischer Tandel(Trödel)-Märkte,“ die der Welt höchstens einen sehr geringen Begriff vom Wesen der Kunst beibrächten. Dergleichen Veranstaltungen sollten, klein an Zahl der Nummern, nur das Beste enthalten, was die Zeit hervorbringt. Die kategorisch ausgesprochene Forderung hatte jene köstliche Karikatur Oberländers zur Folge, die im Jahrgange 1885 der Fliegenden Blätter unter dem Titel „Zukunfts-Ausstellungen“ erschien. Er zog, das war voraus zu sehen, den kürzeren. Doch ich will nicht vorgreifen, denn diese Affaire fällt erst in sein späteres Leben.



(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Richard Wagner.

Lenbachs römischer Aufenthalt lehrte ihn gar so manches verstehen, was man bei der bekannten akademischen Selbstherrlichkeit im ehemaligen Jesuitenkloster an der Neuhauser Gasse zu München (Akademie) und auch auf manchen Ateliers daselbst nicht wußte oder nicht wissen wollte. Er ging seine eigenen Wege. Es war die Zeit, da ihn die Kopien für Schack beschäftigten. Mit der Schulung, die ihm beim Ansehen der Alten ward, stieg gleichzeitig die Erkenntnis für das Wesen der Sache, für die geistige Konzentration in derselben. Das ist's, was ihn so hoch stellt. Er ist nicht schlechtweg mit der „Impression“ zufrieden, ihm äußert sich die ganze Gedankenwelt und Arbeitssphäre des Menschen im geistigen Ausdruck des Antlitzes. Es genügt ihm nicht, die Form als solche in geistreicher Weise darzustellen, obschon er ihr Recht bis zur letzten Konsequenz gelten läßt; sie ist ihm vor allem die Trägerin des Ausdrucks, die Interpretin des Geistes, und Pecht hat darin vielleicht nicht ganz unrecht, wenn er sagt: „Indessen ist er doch mehr geeignet, Charaktere als Formenreiz, Männer von historischer Bedeutung, als Frauen darzustellen.“ Seine Art ist groß, breit, es ist Frakturschrift, die er mit dem Pinsel schreibt, und die Zukunft wird bei aller Hochachtung für seine weiblichen Porträts dennoch jene der geistigen, künstlerischen und staatlichen



Weibliches Bildnis.

diplomatischer oder militärischer Hinsicht ihr ganzes Wesen gegen eine Welt von Widersachern in die Wagschale warfen und siegreich ein Bollwerk schufen, auf dessen Zinnen die deutschen Fahnen im Winde wehen. Neben diesen spezifisch deutschen Erscheinungen hat er seine Kunst nicht minder auch im Auslande geltend gemacht, doch bildeten die ersteren immer das eigentliche Schwergewicht.

Des Deutschen Reiches gewaltigen ersten Kanzler hat er, in persönlich sehr intimen Freundschaftsbeziehungen stehend, unzählige Male zum Gegenstande seines Studiums gemacht und kommende Zeiten werden wohl kaum den Namen „Otto von Bismarck" nennen, ohne nicht seines künstlerischen Darstellers Franz von Lenbach zu gedenken. Freilich war dem Künstler dabei eines gestattet, dessen sich andere Sterbliche kaum rühmen dürften: Er war sozusagen stets in des Kanzlers Nähe, er beobachtete ihn ebenso im Familienkreise wie im Reichstage,

Größen seiner Zeit als den eigentlichen Ausdruck seiner künstlerischen Schaffenskraft bezeichnen, denn sie, deren Sinn der ganzen Zeit den Stempel aufdrückte, sind in unsern Tagen Männer gewesen, Männer, die entweder auf künstlerischem Gebiete bahnbrechend wirkten, der mächtig sich entwickelnden, nach und nach alle Verhältnisse unserer Zeit von sich abhängig machenden Naturwissenschaft dienten oder als Lenker des Staates in

ebenso im diplomatischen Cirkel wie bei den bekannten parlamentarischen Frühschoppen, er begleitete ihn außer der Reichsstadt auf seinen Spaziergängen, kurzum er sah ihn überall und unter allen Umständen. Kein Wunder daher, daß all seine Bismarckporträts, deren wir hier verschiedene geben, quasi einen Extrakt aus des Kanzlers reichem Leben bilden.

Niemals hat sich Lenbach dabei dem

wohlfeilen künstlerischen Erwerb in die Arme geworfen, wie das leider sonst, auch bei künstlerisch hochbegabten Naturen, nur all zu häufig vorkommt. Er hat es nie fertig gebracht, den aristokratischen Zug, welcher der wahren Kunst immer anhaftet, herabzudrücken auf das Niveau der Spekulation und das ist neben seinen künstlerischen Eigenschaften nicht die verachtenswerteste der menschlichen. An welchen geistig berühmten Namen unserer Tage knüpft sich nicht der seine? Döllinger, Liphart, Helmholz, Gladstone, Minghetti, Leone XIII., R. Wagner, Liszt, Lachner, W. Busch, kurz eine stolze Reihe von Figuren, die im Gedächtnis unserer Zeitperiode eingegraben sind, wurde ihm zum Ausgangspunkte ebenso vieler bedeutender Arbeiten. Des neuen deutschen Reiches ersten Kaiser, die ehrwürdige Heldengestalt, gab er mit jener majestätischen männlichen Schlichtheit wieder, die auch im Leben als herrlicher Edelstein in der Krone Wilhelms I. prangte; nicht minder hervorragend sind die Bildnisse des hohen Mannes, in dessen Thaten nicht nur die Schlachtfelder von 1866 und 1870/71 als glorreich verzeichnet stehen, der vielmehr im ernstesten Kampf mit einem unbezwingbaren Feinde die höchste Stufe männlicher Tugend der Welt offenbarte und des deutschen Volkes Blicke in ängstlicher Erwartung viele, viele Wochen lang nach einem kleinen Orte nach der Riviera di Ponente lenkte, nach San Remo. Auch Deutschlands dritten Kaiser hat er gemalt; er ziert gegenwärtig die internationale Kunstausstellung zu Berlin. Das Porträt von Bayerns kunstsinnigem Prinzregenten glänzte gelegentlich der ersten Münchener Jahresausstellung im Jahre 1889, Italiens angebetete Königin Margherita saß ihm, ebenso Rumäniens dichterische Fürstin, die der Welt unter dem Namen Carmen Silva bekannt ist. Kurzum was unter den alten Meistern ein Holbein, Tizian, van Dyck, Velasquez, Luc. Cranach, Le Brun für ihre Zeit und ihre hohen Kreise gewesen sind, das bedeutet Franz von Lenbach für die zweite Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Und überall, wo er seiner Aufgabe entgegentrat, hat er sie in einer Art und Weise gelöst, wie vor ihm in unserem Jahrhundert keiner; aus allem spricht der scharf beobachtende Geist, der sich nicht bloß mit dem Gehäuse, mit der Fassade abgibt, sondern den Kern der Sache erfaßt. Weit davon entfernt, jemals in süßliche Detailbehandlung zu



(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)
Charlotte, Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen.

verfallen, hat er im Gegenteil stets eine wohlthuende, kraftvolle Breite im Vortrage, zumal da wo es sich, wie bei den männlichen Porträts, um stark ausgeprägte Formen handelt. Manchmal ist der Strich von einer geradezu bildhauerischen Wucht.

Sein ständiger Wohnsitz war immer München, obschon ihn Aufträge bald da bald dorthin führten und ihm die Verlegung der intimsten Arbeitsstätte, des Ateliers, gar oft mag nahe gelegt worden sein. Sein ganzes Wesen aber haftet in dem Boden, der seine ursprüngliche Heimat ist, wie denn auch sein ganzes Naturell diesem kongruent blieb. Er ist bei aller Beobachtung höfischer Sitte kein Hofmann in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung geworden, sahen ihn gleich die Herrscher von ganz Europa bei sich zu Gaste. Er hat niemals das Gerade, das männlich Feste, das der Grund zum wahren Selbstbewußtsein ist, vertauscht mit jener Lebensanschauung, die Höflichkeit um jeden Preis als erste Umgangsbedingung voraussetzt; sein Witz ebenso wie die Klugheit des Welterfahrnen ließen ihn das Wahre und Richtige stets mit scharfem Blick erkennen und obgleich genial in allem, was er unternimmt, hat er niemals der Welt das Schauspiel sogenannter genialer Streiche geboten, die bei manch anderer Größe auf persönliche Eitelkeit, auf wohlberechnete Koketterie zurückzuführen sind. Vielleicht wenn man einen Vergleich zwischen ihm und einem anderen Manne ziehen will, findet man am ehesten verwandte Züge mit Bismarck. Er ist gleich diesem drastisch, kernig im Ausdrucke der Rede, unverfroren in der Äußerung seiner Meinung, mit der er selbst den höchsten Persönlichkeiten gegenüber im richtigen Momente nicht zurückhält. So erzählt man sich — se non è vero è ben trovato — daß er gelegentlich einer Hoftafel — der Ort thut nichts zur Sache — an die höchste Persönlichkeit im ernsthaftesten Tone die Bitte richtete, ihn zum Scharfrichter zu machen. Auf die erstaunte Frage des hohen Herrn, wie Lenbach zu diesem Verlangen komme und was er damit bezwecke, soll er geantwortet haben: „Ich möchte all jene ungeheuerlichen Baumeister eigenhändig köpfen, die statt richtiger Architektur Zeug in die Welt setzen, wie z. B. der Regierungs-Baumeister N. N. . . .“



Wilhelm Busch.

Noch einmal — es war Anfang der achtziger Jahre — zog er für längere Zeit nach Rom. Kein Wunder, daß der Palazzo Borghese, den er bewohnte, alsbald der Sammelplatz einer illustren Gesellschaft aus aller Herren Länder ward. Indessen war seines Bleibens dort nicht lange. Er kehrte nach der Heimat zurück und ging daran, sein Atelier, schon damals Zeuge eines wahrhaft künstlerisch-fürstlichen Geschmackes, in ein nach seinen Intentionen gebautes Heim zu verlegen und führte diesen Plan denn auch in einer Art und Weise durch, daß man heut, wo die Räume fertig dastehen, wohl sagen kann, es habe sich nicht leicht ein anderer Sterblicher solcher Umgebung



Schauspieler Brackl (vom Gärtner-Platz-Theater in München) als Mikado.

zu erfreuen. Nicht die Pracht der Erscheinung allein ist es, die dabei ausschlaggebend wirkt, vielmehr die mit einem bis ins kleinste Detail konsequenten Geschmack durchgeführte Einrichtung, eine Dekorationsweise, welche dem Beschauer sagt, Lenbach habe die großen Künstler der Renaissance de profundis erfaßt und begriffen.

Ganz entgegen der alltäglichen Münchener Architektur, die ihre Fassaden mit Cementgußformen aller Art in reichhaltigster, oft recht geschmackloser Weise zu dekorieren pflegt, steht Lenbachs Villa als ein Muster äußerlicher Einfachheit da. Sie wirkt lediglich durch die wohl abgewogenen Massen, bez. Flächen, deren ganzer Schmuck in wenigen flachen Lisenen besteht, über welche sich kräftig ausladend Horizontalglieder legen. Das Ganze trägt vollständig den Charakter von Villenbauten der Hochrenaissance. Ein Garten mit regelmäßiger, zu der Architektur vollkommen im Einklang stehender Einteilung hebt den Eindruck ganz wesentlich. Sein Schmuck besteht in Büsten und Figuren auf Postamenten, Kugel- und Pyramiden-Lorbeer-

sträuchern und einem im Aufbau sowohl wie im Detail wundervollen Brunnen, dessen unterste, von Hippokampen getragene Schale das Wasser auffängt, das über die Leiber von Meerweibchen aus dem oberen Bassin herabfällt. Eine Puttenfigur mit Delphin bildet den Abschluß nach oben, das Ganze ist ein Werk der italienischen Renaissance. Schöpfer der ganzen Anlage ist der viel erprobte Künstler Prof. Gabr. Seidl. Ich muß dabei eines Spaßes gedenken, den Lenbach seiner Zeit machte. Die beiden auf der Abbildung ersichtlichen Gebäude, von denen das längere Atelierhaus im rechten Winkel zu dem weiter rückwärts im Garten befindlichen Wohnhause steht,



Knabe aus der Campagna di Roma. (Schack'sche Galerie.)



Lenbachs Villa in München.

sind infolge der Grundrißverhältnisse mit einander nicht in direkter Verbindung, vielmehr muß man vom einen zum andern wenige Schritte durch den Garten gehen. Auf meine Frage, wie es denn komme, daß da nicht direkte Verbindung zwischen beiden angestrebt worden sei, antwortete Lenbach: „Sie sind verbunden."

„Wieso denn?"

„Durch eine gemeinsame Hypothek!" — Treten wir ein.

Schon die Vorhallen und Treppen enthalten Reliefs und runde plastische Werke sowie Bilder, köstliche Möbel und andere künstlerisch wertvolle Dinge, die ins richtige Licht, an den richtigen Platz zu setzen der Meister selbst überall unternommen hat. Ferne jeder Überladenheit macht sich da ein prunkvolles Entfalten der Freude an schönen Arbeiten geltend, die in noch bei weitem höheren Grade bei den Innenräumen zum Ausdruck kommt. Sie einzeln in ihrer abwechselungsvollen Art zu schildern, könnte allenfalls Aufgabe eines Spezialwerkes sein. Eine ganze Welt von schönen, wohlthuend berührenden Dingen nimmt das Auge gefangen. Bilder alter Meister, darunter unbezweifelte Originale von Tizian, farbenprächtige Hautelisse-Tapeten und Gobelins schmücken die Wände, an denen köstliche Möbel, antike Figuren u. s. w. plaziert sind. Darüber aber dehnen sich herrliche Plafonds, in Holz, in bemaltem und vergoldetem Stucco und anderem Material, die einen flach, die anderen gewölbt; dabei ist mit äußerst feinem Gefühl das Verhältnis der einzelnen Räume zu einander in Einklang gebracht. Als ein wahres Juwel verdient das pompejanische Zimmer, ein kuppelüberwölbter Raum, bezeichnet zu werden, an dessen Wänden in Mosaiktechnik sich Tritonen und andere Erscheinungen des neptunischen Reiches bald friesartig, bald als Panneaux angeordnet finden. Aus dem Schatten einer tiefen Bogennische rieselt kristallhelles Wasser über natürliche Muschelbecken nieder in ein Bassin, in dessen Grund alle möglichen blitzenden Dinge von Schaltieren liegen, während eine Anzahl von Goldfischchen sich da herumtummelt. Ich

wüßte keinen anderen Ausdruck für das Ganze als den, daß es geistreich sondergleichen und nobel zu gleicher Zeit wirke.

Eigenartig ist des Meisters Arbeitsraum, ein ungemein geräumiges Gemach, das ganz entgegen der Lichtfülle der modernen Ateliers eher etwas Gedämpftes in seiner ganzen Erscheinung hat und in dieser Hinsicht ganz der Stimmung der Lenbachschen Bilder entspricht, in denen stets die leuchtende Fleischfarbe als das koloristisch schwerwiegendste Element in den Vordergrund tritt. Der größere Teil unsers nordischen Lebens spielt sich in den Innenräumen des Hauses, nicht im Freien ab; das Licht unserer Wohnungen ist in seiner Wirkung weit verschieden von dem im Freien draußen; dies Prinzip hält Lenbach bei seinen Porträts fest. Er will mit den Pleinairisten und Luministen unserer Tage nichts zu thun haben und bleibt sich auch darin durchaus konsequent; daher denn auch die absichtliche Abtönung in seinem Arbeitsraume. Eine charakteristische Äußerung, die gerade das Gedämpfte an seinen Porträts erklärt, liegt darin, daß er z. B. das Innere der halbdunkeln gotischen Dome — die Worte fielen gelegentlich im Gespräch — für künstlerisch wirksamer hält, als die lichten, manchmal freilich mehr durch ihre räumlichen Verhältnisse als durch einschmeichelnde Farbenwirkung zur Geltung kommenden Räume der Renaissance, zumal der Frührenaissance, die bei aller Feinheit der Verhältnisse zuweilen doch beinahe nüchtern wirken; man braucht nur z. B. an das architektonisch außerordentlich schöne Interieur der Badia bei Florenz zu denken, das in jeder Hinsicht als ein Prototyp räumlicher Gestaltung für seine Zeit gelten kann. Von der Dämmrigkeit der gotischen Dome ist da freilich nichts, es sieht sich an wie der siegende Geist des Rationalismus gegenüber der mittelalterlichen Mystik. Doch zurück zu Lenbachs Atelier, zu seiner Arbeit!



Im Garten von Lenbachs Villa.

Überaus reizend ist der Blick von der Veranda vor dem großen Atelier. Man wähnt kaum mehr in München zu sein. Durch eine Vorhalle mit luftigen Arkaden tritt man aus dem Arbeitsraume des Künstlers hinaus auf einen freien Platz, zu dem vom Garten Freitreppen emporführen; seitlich stehende Bäume beschatten den reizenden Winkel, von dem aus, zwischen feingezeichnetem Zweig- und Blattwerk hindurch, man Klenzes herrliche Glyp-

thek und ganz im Vordergrunde die mächtig anstrebenden Mauern der Propyläen erblickt. Obschon ich München seit mehr denn anderthalb Jahrzehnten kenne, frappierte mich der Blick geradezu; das herauszudüfteln vermochte auch nur ein so durch und durch feinfühliger Künstler wie Lenbach. Man wähnt sich auf der Terrasse in irgend einem klassischen Weltwinkel, nicht aber in der biertrinkenden bayrischen Metropole.



Aus Lenbachs Villa. Vorraum zum Atelier.

Die Art, wie Lenbach malend sich von dem lebenden Modell den bestimmenden Eindruck holt, ist zu charakteristisch, als daß ihr nicht ein Wort gewidmet sein sollte. Sein Modell sitzt niemals so, daß er, vor der Staffelei stehend, dasselbe fortwährend im Auge behält: Vielmehr befindet sich das abzukonterfeiende menschliche Original im Rücken des Künstlers, so daß dieser, um es zu sehen, stets einige Schritte zurücktreten muß. Der Eindruck, den er so durch ein nur zeitweises Beobachten erhält, gilt ihm mehr als der fortwährende Anblick, handelt es sich ja doch bei seinen Arbeiten in allererster Linie um die Erfassung des ganzen Wesens, nicht um die möglichst sklavische Wiedergabe eines auf Stunden zu absolutem Stillsitzen verurteilten Modells. Die Schärfe des Formengedächtnisses bringt dennoch überall das Charakteristische des Gesehenen zum Ausdrucke. Auch pflegt er nie einseitig vorzugehen, vielmehr faßt er seine Aufgabe von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus an. Ein Kopf, der ihn interessiert, entsteht sozusagen gleichzeitig in mehreren Ansichten. Lenbach stellt ihn unter die verschiedensten Lichtwirkungen und daraus bildet sich das Werk, das also nicht nur einen bestimmten Anblick, sondern eine ganze Summe von gleichzeitig gemachten Beobachtungen in sich vereinigt, daher denn auch jene schlagende Charakteristik seiner Porträts. Da sitzen veritable Schädelknochen unter der Haut, Fläche schneidet klar und scharf von Fläche ab, es ist nicht jenes „Treffen" von ungefähr, das sich als Vorwurf Tausenden unserer modernen Bildnisse entgegenhalten läßt, selbst solchen, welche die Welt als gut bezeichnet und die für das scharf gebildete Auge oft weiter nichts bedeuten als eine Reihe von unendlichen, bunten, knorpelartigen Formationen, zwischen denen sich ein paar menschliche Augen, eine Nase, ein Mund u. s. w. finden. Das einzige, was zuweilen solchen Produkten auf den ersten Anblick einen gewissen Reiz verleiht, ist die bestechende Mache, das scheinbar geistreiche

Behandeln des Stoffes — und das ist doch im Grunde genommen das Allerwohlfeilste in der Kunst.

Daß Lenbach sich beim Arbeiten gerne von allen möglichen Dingen der Umgebung im malerischen Wesen beeinflussen läßt, zeigt es liegt ihm absolut nichts außer der Sphäre der malerischen Betrachtung; er ist immer und überall Maler, das spricht aus all den Räumen, in denen er mit seiner liebenswürdigen und schönen Gattin, einer Nichte des Feldmarschall Moltke, haust.



Lenbachs Atelier.

sein Atelier deutlich genug. Bald ist es ein Glaskasten voll der herrlichsten tropischen Schmetterlinge, die ihm Gelegenheit zu Überlegungen malerischer Art bieten, bald ein Stück herrlichen orientalischen Zellen-Emails oder irgend etwas anderes, kurzum

Wie alles Übrige, so ist auch das gesellschaftliche Leben in diesen Räumen; alle Welt trifft sich dort „vom Diplomaten bis herab zum Künstler“, um mich des s. Z. geflügelten Wortes zu bedienen.

Was das Köstlichste, was wahre echte

Gastfreundschaft sei, erfährt, wer je da zu verkehren die Freude erlebte. Ein jeder thut, wie er will, Ungezwungenheit in des Wortes feinster Bedeutung bildet den Grundton.

Während in einem Raume Cercle gehalten wird und rauschend die köstlichsten Roben über fremdländische Teppiche dahinschleppen, anmutige Frauen- und Mädchengestalten das Flimmern und Blitzen edelsteingezierter Schmucksachen förmlich in den Schatten stellen und vielleicht einer der genialen musikalischen Freunde Lenbachs am Flügel sitzend durch seinen Vortrag die Anwesenden bezaubert, hat sich in einem andern Raume ein Häuflein von Männern zusammengefunden, berühmte und unberühmte, die beim köstlichen bayrischen Nationalgetränk ihre Meinungen austauschen oder gelegentlich wohl auch in ein allgemeines, wändeerschütterndes Lachen ausbrechen, wenn mitten in den Austausch künstlerischer Meinungsverschiedenheiten eine kleine dicke Excellenz einen trockenen Witz hineinwirft.

Das ist Gastfreundschaft!

Kurzum, alles erscheint abgerundet zu einem köstlichen Ganzen, alles aus einem Gusse, die Räume im Verhältnisse zu den Menschen, diese angepaßt zu den Räumen; Lenbachs Thun und Treiben, sein Arbeiten, alles ist schön und groß, es liegt darüber jene Weihe, die man den Werken des großen Cinquecentisten gegenüber verspürt; keine Dissonanz erinnert an das Gewoge der modernen, nach Klärung ringenden Kunst.

Glücklich, beneidenswert der Zeitgenosse von heute, dem das beschieden!



Herbstlied.

Von Ernst Eckstein.

O selig-süße Zeit,
Da jung der Lenz entglommen,
Und du im Rosenkleid
Mich heiß ans Herz genommen,
Du wonnigliche Maid!

Nun stehn die Berge kahl,
Als ob's die Erde wüßte,
Wie trostlos meine Qual!
Die Sonne geht zur Rüste
Und winkt zum letzten Mal...



zwischen japanischen Krépons nicht fehlt, versteht sich von selbst, ebensowenig wie an Blumen — durch beide Räume weht süß-herber Rosenduft.

Thorschlußpanik.

Novelle von Ossip Schubin.

(Abdruck verboten.)

I.

Ein trauliches Zimmer, — zwei trauliche Zimmer nur durch einen großen Bogen, in den keine Thür eingefügt ist, voneinander getrennt, ebenerdig und auf einen der fünf Höfe hinaussehend, um die sich das alte Schloß Franzenskron gruppiert — der originellste Raum im ganzen Schloß und der Komteß Minny Rehberg zur ausschließlichen Benutzung überlassen, damit sie nach Gutdünken ihr geschmackvolles und mutwilliges Unwesen darin treiben könne. Die mächtigen, gewölbten Mauern — es geht die Sage, daß diese Hofzimmer ehemals als Verließe gedient haben sollen — sind mit einer hohen, braunen Holzvertäfelung verkleidet, im übrigen einfach geweißt — die kleinscheibigen Fenster äußerst unregelmäßig, zwei davon in Spitzbogen sitzend, ein anderes von länglich breiter Form, sind von außen mit altväterischen, wunderlich verschnörkelten Eisengittern versehen, an denen sich allerhand grünes Schlingwerk zudringlich hinaufrankt.

Die Einrichtung — ja, was ist das für eine Einrichtung! — vor allem andern äußerst kosmopolitisch: die Möbel stammen aus Rom, Florenz, der Isle of Wight, St. Petersburg, oder sie sind nach von Komteß Minny selbst genial entworfenen Zeichnungen — von einem begabten und außerordentlich billigen Tischler der Umgegend angefertigt. Der einfache, weiß lackierte Louis XVI-Stil herrscht vor.

Daß es nun an allerhand malerischem Wandschmuck, Thon- und Kupferschüsseln

Es ist Ende August, die Luft, die nicht nur durch die Fenster, sondern auch durch die nach dem Hofe zu weitgeöffnete Thür — eine alte Burgverließthür mit allerhand schweren Eisenbeschlägen — dringt, ist warm und trocken, das Licht — es hat immer etwas Mühe, sich den Weg in das „Hofzimmer“ zu bahnen, erstens durch die reben- und klematisumkränzten, wunderlichen Eisengitter vor den Fenstern, und zweitens durch die tiefen Nischen, in denen die Fenster stehen, wahre Tunnel von Fensternischen, — hat einen grüngelblichen Schimmer.

Drei junge Mädchen sind soeben in dem vordersten der beiden Räume versammelt — zwei Komtessen Rehberg und eine Freundin, Komtesse Trixy Brinz.

Die eine Komtesse Rehberg, Minny heißt sie, sitzt mit träger Anmut in einen niedrigen Stuhl aus Korbgeflecht hingegossen und mehr oder minder vertieft in einen Band Tauchnitz, den sie soeben als „odios“ verurteilt hat, neben dem Kamin, aus dem natürlich der Jahreszeit zu Ehren anstatt eines flackernden Feuers ein großer Strauß Georginen herausglüht; ihre Kousine Adline steht auf einer Doppelleiter, in eine rotausgenähte, graue Leinwandschürze eingehüllt, und malt effektvolle Sonnenblumen auf das eintönige Weiß der Wände, mitten zwischen die Kupferschüsseln und bunten Bauernteller hinein.

Minny ist die einzige Tochter des jetzigen Majoratsherrn, ein etwas verzogenes, überaus reizendes Mädchen von etwa zweiundzwanzig Jahren mit großen blauen Augen in einem dunkeln, von fast schwarzem Haar umrahmten, scharf geschnittenen Gesicht; Adline ist die älteste Tochter des verstorbenen Majoratsherrn, eine Unglückliche, der, wie sie oft mit komischem Pathos sagt, Franzenskron jetzt gehören müßte, wenn sie nicht eben irrtümlicher Weise als Mädchen auf die Welt gekommen wäre, anstatt als Bub. — Das Schicksal

hat zwar sein Möglichstes gethan, die Ungerechtigkeit, welche es an ihr verübt, wieder gut zu machen, es hat ihr die holdeste Gabe verliehen, mit dem es das weibliche Geschlecht auszeichnen kann — die Schönheit, eine ungewöhnliche, berückende Schönheit, aber es kommt ein Augenblick in dem Leben eines Mädchens, in dem es selbst seiner Schönheit grollt. Das ist der Augenblick, in dem es auf dem Punkte steht, sie zu verlieren!

Man nennt Adline noch heute die schöne Rehberg, aber man hat sie schon seit siebzehn Jahren so genannt, und der Gotha verschweigt nichts, — es läßt sich nicht leugnen — Adline Rehberg ist im vorigen Juli fünfunddreißig Jahre alt geworden.

Ob sie sich darüber grämt? . . . Wer kann es wissen, äußerlich läßt sie sich nichts anmerken, das steht fest.

Eine herrliche Erscheinung ist sie noch immer, groß, wundervoll gebaut, mit langem Oberkörper und leicht abfallenden Schultern, der Hals schlank, der Kopf klein, stolz getragen, leicht zurückgeworfen, von einer Last dunkelbraunen Haares gekrönt, die Stirn etwas niedrig, das Profil tadellos, pikant und regelmäßig zugleich, der Mund — nun vor ganz, ganz kurzer Zeit war's noch ein Amorsbogen, und die Augen — ja diese Augen, dunkel aber mit grüngelblichen Lichtern darin, von feinen Brauen überwölbt und von unwahrscheinlich langen Wimpern beschattet, in ganz Österreich sind diese Augen berühmt — seit siebzehn Jahren.

So verblüffend ihr Anblick noch immer wirkt, wenn man sie zum erstenmal sieht, stimmt eine genaue Prüfung des schönen Bildes doch eher traurig. Ohne im geringsten kupfrig zu sein, ist ihr schönes Gesicht jetzt entschieden zu stark gefärbt, besonders zu violett grau in den hellen Fleischpartieen, die Zähne sind etwas zu lang, zwischen den Brauen zeigen sich zwei Falten, zwei unangenehme Falten. Aber zu was dieses mühsame Inventar der Mängel einer langsam abnehmenden Schönheit!

Trixy Brinz ist ganz anderer Art — hübsch, blond, etwas stark, — die Welt wird nie von ihrer Schönheit reden, dafür wird es ihr nicht schwer fallen, einen Mann zu finden, dem sie sehr gut gefällt, und der sich ganz bereit zeigt, sie auf den Händen zu tragen. Beweis dafür ist, daß sie, obzwar die jüngste der drei Anwesenden, dennoch die einzige ist, die bereits einen Bräutigam aufzuweisen hat. Derselbe ist sogar dermaßen in sie „verschossen," daß er ihr täglich achtzehn Seiten lange Briefe schreibt. „Wo er nur die Zeit findet," seufzt sie jedesmal beim Empfang eines solchen Dokuments, worauf sie sich pflichtschuldigst hinsetzt, um es zu beantworten.

So sitzt sie auch heute gewissenhaft hinter einem von dem genial beanlagten jungen Dorftischler fabrizierten Bauerntisch vor einem aus Rom mitgebrachten Bronzetintenfaß — einem genauen Ebenbild des um Jahrhunderte früher von Tasso benutzten Tintenfasses, welches noch heute rundreisenden Fremden in San Onofrio gezeigt wird — und malt betriebsam schöne symmetrische Buchstaben auf einen Bogen Elfenbeinpapier.

Momentan haben übrigens alle drei Mädchen ihre Beschäftigungen suspendiert. Pinsel und Feder schweben in der Luft, und der Roman ist auf die Erde gefallen. Alle drei Mädchen lachen.

Da tritt eine alte Dame in das Hofzimmer, groß, dürr, mit scharfen Zügen, antediluvianischen Puffscheiteln, um die sie eine schwarze Spitze geschlungen trägt, und in altmodischer, faltenreicher Toilette. Trauernde Überreste einer stolzen Vergangenheit, steht an allen Ecken und Enden ihres Wesens — im übrigen sind Charakter, Stolz, sowie zornig und würdig niedergehaltene Unzufriedenheit die Hauptmerkmale ihrer Persönlichkeit. Sie ist mit einer voluminösen braunen Strickarbeit, die auf wohlthätige Zwecke deutet, bewaffnet und setzt sich Minny gegenüber an den Kamin, in dem der rote Georginenstrauß steht.

„Über was lacht ihr?" fragt sie, die Worte etwas haftig herausstoßend, die jungen Mädchen.

Die Mädchen hören auf zu lachen, geben aber keine Antwort.

„Nun freilich, wenn drei Mädchen die Köpfe zusammenstecken und lachen, so lachen sie entweder über den Baron Pruksdorff, oder über die Wilma Herbsty. Das weiß man," brummt die alte Frau.

„Diesmal war's über Pruksdorff," erklärt Trixy.

„Hm!" grunzt die alte Dame.

„Adlin' hat ihn nämlich bei Onkel Siegmund in Steiermark einmal auf einer

„wer spricht von dir — ich hab' an mich gedacht. Die, welche mich in meiner Jugend gekannt haben, behaupten freilich, daß du mir ähnlich siehst — es kommt dir nicht glaubwürdig vor, was? . . ."

Die arme Trixy braucht indes immer länger, um eine Seite ihres Briefbogens zu füllen, geradezu erstaunlich lang in anbetracht ihrer monumentalen Schrift. „Aber geht's, wenn ihr so plauscht, so komm' ich ja gar nicht vom Fleck," beklagt sie sich in weinerlichem Tone.

„Was schreibst du denn eigentlich? — Kochrezepte?" frägt Tante Betty.

„Aber nein!" ruft Trixy entrüstet, ihren hübschen blonden Kopf schüttelnd.

„Wie kannst du sie nur so beleidigen, sie schreibt an ihren Bräutigam, Tante," erklärt Minny.

„So, hm! Na, das scheint aber eine harte Arbeit," brummt Tante Betty, „sehr ungestüm ergießt sich der Strom deiner Gefühle nicht aufs Papier, Trixy."

„Ich bin schon auf der siebenten Seite!" ruft Trixy stolz.

„Ja und zwischen jedem Wort ein Platz, daß man mit einem Viererzug darauf umwenden könnte," lacht Minny, die der glücklichen Braut jetzt über die Schulter guckt — „sag' doch, Trixy, heirat'st du den Hans Feigenburg auch — wegen der Thorschlußpanik?"

„Aber nein. So was!" ruft ganz ärgerlich Trixy, „ich heirat' ihn . . . weil . . ."

„Aus leidenschaftlicher Liebe," spottet Adlin', die jetzt von ihrer Leiter herabgestiegen ist und einen großen Strauß Paul Néron-Rosen in einem kupfernen Krug malerisch zerzaust.

„Red' doch nicht so g'schwollen," gibt ihr Trixy zurück — „leidenschaftliche Lieb'!" — sie breitet beide Arme aus, wobei sie zugleich, um ihrer Geste mehr Ausdruck zu verleihen, alle fünf Finger auseinander spreizt — „ja Mädeln, das gibt's doch nur am Theater oder in Romanen, oder bei solchen alten Närrinnen wie die Wilma. Lacht's mich aus, wie ihr wollt, aber — so im gewöhnlichen Leben, so um mich herum, möcht's mir gar nicht g'fallen, wenn die Leut' gar so leidenschaftlich ineinander verliebt wären, es käm' mir entweder lächerlich — oder unschicklich vor!"

„Mir auch," erklärt die Tante Betty — „was nicht verhindert, daß die leidenschaftliche Liebe sich manchmal in die beste Gesellschaft verirrt, aber wehe dem, welcher, davon befallen, sich etwas anmerken läßt. Gewöhnlich steht die Schwärmerei für alle Nichtbeteiligten in gar so groteskem Mißverhältnis mit dem Gegenstand, dem der Kultus gilt! — es ist diese Diskrepanz (wie sich Schopenhauer ausdrücken möchte) zwischen dem Gefühl und der Veranlassung dazu, was die Liebe im gewöhnlichen Leben lächerlich macht. Aber . . . was ist denn das?" Horchend wendet sie den Kopf — ein Laut, der sie offenbar sehr beunruhigt, schlägt an ihr Ohr. — „Wo habt ihr eigentlich die Wilma gelassen?"

„Mit Pruksdorff im Salon —," sagt Adlin', „ich verließ sie unter dem Vorwand, mir eine Handarbeit zu holen — sie geleitete mich bis an die Thür und flüsterte mir zum Abschied zu: ‚ein tête-à-tête; daß er es nur nicht zu stürmisch benützt — komm bald wieder, Adlin'!' — Es ist ja immer dasselbe, wenn man ihr ein tête-à-tête mit einem Junggesellen zuschanzt, so fürchtet sie zuerst immer, ‚daß er es zu stürmisch benützt' und dann benützt sie es dazu, ihm Schumanns Frauen-Liebe und Leben vorzusingen."

„Quer durch?" frägt Minny mit bedeutungsvoll zuckenden Mundwinkeln.

„Nein — bei: ‚süßer Freund, du blickest mich verwundert an' — läuft ihr Opferlamm gewöhnlich davon und dann singt sie die letzte Nummer des Cyklus . . . Da hört ihr's . . ."

Durch den Hof tönt's langgedehnt und heiser: „Nun hast du mir den ersten Schmerz gethan, der aber traf!"

„Sie kann sich als Trauerposaune engagieren lassen bei einem Begräbnis," schlägt Tante Betty vor.

„Hm! hm!" murmelt Adlin'. — „Nun hast du mir den ersten Schmerz gethan, der aber traf . . . Da ist Pruksdorff gewiß schon auf der Treppe."

„Du gehst, du harter unbarmherziger Mann!" . . . parodiert Minny, die Hand auf die Brust legend, und Adlin' ruft aus: „was hab' ich gesagt?" — da soeben aus dem Thorbogen heraus in den Hof ein junger Mann tritt in einem weißen Flanellkostüm und einem mit grüner Seidenkordel





Eine holländische Wasserstraße. Motiv aus Rotterdam. Nach dem Gemälde von C. von Malchus.

unumwundenen Strohhut von spitziger Tirolerform. —

Ein überlegenes Lächeln krümmt seine Mundwinkel hinauf. Er schleppt seine in Knickerbockers und blau und roten Strümpfen steckenden Beine mit arroganter Trägheit über das Pflaster — schließlich droht er Adlin' mit einer familiären Geste. — Persönlichkeiten seines Schlages sind immer familiär. —

„Darf man eintreten?" frägt er, „ein Unberufener wie ich — in diese Abtei von Thelema."

„Ein Ungerufener, wollen Sie sagen," bemerkt Adlin' in etwas herausforderndem Ton.

„Ich als Äbtissin begrüße Sie," sagt Tante Betty — „treten Sie ein, Amor zwischen den Musen. Sie wissen, daß Amor von den Musen nur geduldet wurde unter der Bedingung, daß er seinen Bogen abspannte und seinen Köcher in die Tasche schob."

„Ist in diesem Falle nicht nötig," seufzt Pruksdorff, „Amors Pfeile blitzen ab an diesen eisengepanzerten Herzen!"

„Warum wenden Sie sich nicht an weniger fest gepanzerte Herzen?" frägt Adlin' spöttisch, mit einem Blick nach dem Hof. Sie wiegt sich jetzt in einem amerikanischen Schaukelstuhl und sieht sehr schön und unbeschreiblich hochmütig aus.

„Gräfin Adlin'," entsetzt sich Pruksdorff „ich muß Sie überhaupt bitten, anflehen — was Sie wollen, mich ein anderes Mal etwas zu verschonen. Sie wissen, wie ich Ihnen ergeben bin — Ihr Sklave — Ihre Sache — verlangen Sie von mir, was Sie wollen, meinetwegen, daß ich von außen auf den Turm des Stephansdoms hinaufkraxeln soll — ich werd's kaum zu stande bringen, aber ich werd's wenigstens versuchen, — verdammen Sie mich aber nicht, ein zweites Mal Ihrer Kousine zuzuhören. — Ich hab' die größte Verehrung für die Baronin Wilma, — aber es ist zu arg, es ist geradezu zu arg!"

Er lehnt sich in seinem Sessel zurück und fächelt sich lebhaft mit einem Batisttaschentuch, das einen breiten farbigen Rand hat und in dessen einer Ecke ein großes Wappen kunstvoll eingestickt ist.

„Unter welchem Vorwand haben Sie sich denn losgemacht, Sie harter, unbarmherziger Mann?" frägt neckend Komteß Minny.

„Hm! Hah!" — Der Baron leitet jedes seiner Dikta mit einem gedehnten Hm! — Hah! — ein.

„Hm! Hah! Meine Damen, man hilft sich, wie man kann. Ich habe plötzlich angefangen zu weinen — ich hab' der Baronin mitgeteilt — ihr Gesang griffe mich zu sehr an, weil er mich an den . . . meiner verstorbenen Schwester erinnerte — Hm! — Hah! — Habe nie eine Schwester gehabt — ist mir erst später eingefallen, ich bitte, verraten Sie mich nicht, meine Damen!" —

„Mein Lieber," entgegnet ihm Tante Betty, „leider wird unsere Diskretion wenig nützen. Die Wilma wird sich's nicht entgehen lassen, im Gotha nachzuschlagen."

„Ach dieser Gotha, dieser verflixte Gotha!" ruft Pruksdorff mit den Fingern schnalzend aus und lacht affektiert.

„Möcht' wahrhaftig wissen, ob er schon drinn ist," bemerkt hinter dem Rücken des Barons Adlin' zu Minny. Die beiden Mädchen lachen — Pruksdorff hört sie lachen — er weiß, daß sie über ihn lachen, aber er thut nichts dergleichen. Er hat sich in den langen Jahren, in welchen er mit der guten Gesellschaft verkehrt, daran gewöhnt, den Menschen das Vergnügen zu gönnen, über ihn zu lachen, und inzwischen ist er heimlich eine Stufe nach der anderen emporgeklommen — eine nach der anderen, ganz vorsichtig und umsichtig, wobei er immer, ohne sich im mindesten zu genieren, die Leute, die ihn zum Besten gehabt haben, ausgenützt hat. Er thut unwandelbar, als ob er zu ihnen gehörte, aus Prinzip, mag's ihnen komisch vorkommen oder nicht, sie werden sich mit der Zeit daran gewöhnen.

In der Gesellschaft aufgenommen zu werden, der Gesellschaft — dem Paradies derjenigen, die vor der Thür desselben stehen, ist sein Lebenszweck. Ein kleinlicher Lebenszweck — ein erbärmlicher Lebenszweck, — aber, so wie er ist, verfolgt er ihn mit Schlauheit und Zähigkeit und nicht abzuleugnendem Erfolg. Mag man von ihm halten, was man will, das eine kann man ihm nicht nehmen — hinter all seinen läppischen Affektationen steckt ein Mensch mit nicht gewöhnlichen Fähigkeiten, viel nüchterner Klugheit und unleugbarem Regierungstalent — dem Regierungstalent der kalten,

phlegmatischen Naturen, die sich nie von irgend einer, durch gefühlvolle Gründe erregten Unbesonnenheit beeinflussen lassen. —

„Wenn ich nicht irre, so nähert sich ein neues Stichblatt für Ihre geistreichen Ausfälle," bemerkt er mit seinem unbeirrt selbstgefälligen Lächeln, indem er sich nach den beiden Komtessen umwendet. —

In der That erscheint jetzt eine kleine, schrumplige Figur, in einem himmelblauen, mit Rosenknospen besäten Kleide. Sie trägt ihr Haar nach der neuesten englischen Mode, in künstlerischen Ringeln um die Stirn flatternd, hat ein sehr langes Gesicht, sehr lange Zähne, einen sehr langen Leib — kurz, alles an ihr ist lang, außer den Beinen, welche unglaublich kurz geraten sind, wodurch sie in schreiendem Widerspruch gegen ihre sehr langen Arme stehen. —

Diese Arme weit ausbreitend, rennt sie jetzt, so rasch sie ihre kurzen Füße tragen wollen, auf Baron Pruksdorff zu und ruft: „Mein armer Freund — haben Sie mir verziehen?"

„Ich spritze ihn schon seit einer Viertelstunde mit Eau de Cologne an, damit er sich erholt," erklärt die mutwillige Minny, die jetzt wirklich einen Strahl Eau de Cologne durch das Atelier spielen läßt.

„Reden Sie nicht weiter davon, Baronin," wehrt Pruksdorff herablassend die Teilnahme der armen Närrin ab — „ich hätte mich auch besser beherrschen sollen — aber an gewissen Gräbern darf man nicht mit Musik vorbei . . ."

„Sonst springen die Toten heraus," sagt Minny mit Pathos.

„Minny, du bist von einer Unzartheit, du bist roh, geradezu roh," bemerkt, ein grimmiges Lächeln verbeißend, Tante Betty.

Wilma Herbsky geruht sich nicht einmal um Minnys Ausfälle zu kümmern; es ist ihr gelungen, den Baron aus seinem bequemen Fauteuil heraus in eine Ecke zu treiben, wo sie ihn so gut wie möglich vom Rest der Gesellschaft absperrt und mit Teilnahme zu verhören beginnt.

„Wie alt war Ihre Schwester, Baron?" fragt sie sanft.

„O sprechen wir nicht von ihr!"

„Bin ich nicht wert, Ihre Heiligtümer zu berühren, Baron?"

„Aber liebe Baronin!" ruft Pruksdorff, dem die Komödie doch ein wenig zu toll geworden ist, ungeduldig, — dann tritt er, rücksichtslos die noch immer mit ausgebreiteten Armen vor ihm stehende Wilma zu retirieren zwingend, aus der Ecke heraus, in die sie ihn gedrängt hat, und auf Tante Betty zu.

„Gräfin, hatten Sie mich nicht gestern aufgefordert, an Pryce Jones für Sie zu schreiben wegen einiger Winterstoffbestellungen?"

„Prucksdorff, Sie sind ein Engel! — ich schreibe gar so ungern Geschäftsbriefe und besonders englisch. Meine Kammerjungfer spricht zwar zufällig englisch, aber schreiben kann sie's nicht. Da haben Sie die Muster, wenn Sie wirklich den Brief schreiben wollen —" sich etwas zu ihm vorbeugend, setzt sie leise hinzu: „Hören Sie, den Rückzug haben Sie meisterhaft bewerkstelligt!" Laut fährt sie fort: „Dreißig Yards von jedem, merken Sie sichs."

Der Baron verbeugt sich tief und verschwindet mit den zwei Mustern, um an Pryce Jones den Bestellungsbrief zu schreiben, den die Kammerjungfer der Gräfin Schwarzweld nicht zusammenbringen würde.

Jetzt ist der Baron fort.

Wilma Herbsky hat sich in einer sentimentalen Pose auf eine Chaiselongue ausgestreckt und sich leise mit einem Palmenblatt fächelnd, haucht sie: „ein charmanter Mensch, der Pruksdorff — hat so eine ganz besondere Art mit Damen umzugehen! Das ist ihm von seinem Verkehr mit seiner Schwester geblieben."

„Dumme Gans! Er hat nie eine Schwester gehabt," ruft Tante Betty mit der Schroffheit, welche die despotische alte Dame häufig auszeichnet.

„Hm! gegen ihre Jungfer würde sich die Tante den Ton nicht erlauben," murmelt die gutherzige zungenscharfe Minny empört.

„Nie eine Schwester gehabt . . ." wiederholt Wilma mit bebenden Lippen.

„Nein, aber dich hat er zum besten gehabt," fährt die alte Dame unbarmherzig fort.

Wilma ist kreidebleich geworden, die Knie schlottern ihr. Adlin', die sich immer im Kampf befindet mit ihrer Tante Betty, legt den Arm um die Schultern des verkümmerten und lächerlichen Geschöpfs: „Offenbar hat er sich auf eine Adoptiv-

schwester bezogen," erklärt sie — „komm ein wenig mit mir spazieren, Wilma, wir wollen neue Rosen schneiden für die Vasen."

Betty sieht den sich entfernenden Mädchen nach. Das Lorgnon an den Augen murmelt sie: „Die dumme Gans, die Wilma, bildet sich ein, der Pruksdorff möchte sie nehmen! Hm! der steckt sich höhere Ziele."

„Er denkt an Adlin', meinst du? — Die lacht ihn doch nur aus," sagt Minny.

„Sie hat Unrecht — es wird sie später gereuen, — mag ihn nicht — nimmt ihn doch; wie viele von uns haben nach diesem Lied tanzen gelernt! Und schließlich, was wäre denn merkwürdiges dabei? Er ist vermögend, er hat eine Carriere vor sich, er ist nicht dumm, er ist nur albern!"

„Aber Adlin', die so und so viel geschlossene Kronen ausgeschlagen hat, weil sie nur ihr Ideal hat heiraten wollen."

„Ideal — Plunder!" Die alte Dame sagt es schneidend — „mit der Liebe fängt man an, mit der Thorschlußpanik hört man auf — das ist der Lauf der Dinge. Mein Gott, es kann ja Ausnahmen geben, die ihren Überzeugungen treu bleiben durch Dick und Dünn — ich hab' einmal von dergleichen gelesen, erlebt hab' ich's nie — aber ich glaube, selbst die Heiligen bereuen ihre Standhaftigkeit, wenn sie einmal fünfzig Jahre alt geworden sind. Du lieber Himmel! als ob man die Resultate der Thorschlußpanik nicht bereute!" Sie schaudert — „Na —"

„Bei dir ist's ja gut ausgefallen," neckt Minny — „es ist immerhin besser Witwe zu sein, als alte Jungfer."

„Ja, das ist wahr."

„Wenn ich nur wüßt', wie ich mich unterschreiben soll," stöhnt Trixy.

„Nach Belieben," sagt Tante Betty.

„Deine überglückliche Braut," proponiert humoristisch Minny.

„Aber ich sag' ihm ja nicht ‚du'" — entgegnet mit großen Augen Trixy.

Aus dem Schloß tönt die dumpfe Stimme des Gong, die zum Lunch ruft.

Tante Betty erhebt sich. „Du lieber Gott, ist das Leben eine Posse!" murmelt sie — „wahrlich, man muß sich freuen lernen darüber, daß Einem ein guter Appetit geblieben ist, und daß Einem ein gutes Mittagessen bevorsteht, ihn zu befriedigen!"

II.

Phlegmatische Nachmittagsstimmung hat sich über das Schloß ausgebreitet. Die Herren sind noch nicht von der Jagd zurückgekehrt, Pruksdorff, der dem Jagdsport nicht huldigt, ist noch immer außer dem Haushofmeister das einzige männliche Wesen in dem Schloß, das nicht Livree trägt. In dem großen Schatten, den die Hauptfront des Schlosses über den Rasenplatz wirft, welcher dem Lawn-tennis geopfert wird, hüpft Wilma Herbsky mit grotesker Backfischlebhaftigkeit hin und her. Sie trägt ein rotes Barett, einen sehr weit zurückgeschlagenen Matrosenkragen und ein sehr kurzes Röckchen, sieht aus wie fünfzig und fühlt sich sechzehnjährig. Sie hat sichs beim Lunch von Pruksdorff, an dessen Adoptivschwester sie glaubt, oder mindestens zu glauben vorgibt, ausgebeten, daß er ihr heute Privatunterricht im Lawn-tennis erteilt.

„Die andern lachen mich immer aus," hat sie ihm mit ihrer miauenden Sprechweise und unbeschreiblich einschmeichelnd kindischen Körperwindungen erklärt. „Wir müssen einmal allein spielen, ganz allein — d. h. natürlich unter der chaperonage der Lawn-tennisbuben!"

Baron Pruksdorff hat sich geduldig bereit erklärt, den Privatunterricht dieser interessanten Schülerin zu übernehmen. Inzwischen hat er außerdem noch Gelegenheit gehabt, allen übrigen anwesenden Damen Gefälligkeiten zu erweisen, er hat für Minny eine Zeichenvorlage auf einen Wandschirmflügel durchgepaust, — er hat Trixy, welche sich vornimmt, eine sehr gute Hausfrau zu werden, ein Kuchenrezept abgeschrieben, und jetzt spielt er mit Wilma Herbsky Lawntennis auf speziellen Wunsch Adlin's, die ihm, ihn nach dem Lunch beiseite nehmend, zugeflüstert hat: „Sein Sie ein bischen nett mit der Armitschka, die Tante Betty hat sie so schrecklich vor den Kopf gestoßen."

Wilma Herbsky heißt in dem ganzen Bekanntenkreis die „Armitschka". Jeder bemitleidet sie, thut ihr gutes, wo er nur kann, und kommt auf die Kosten seiner Wohlthätigkeit dadurch, daß er sich über sie mokiert. Das ist so Brauch. Jede Familie hat einen ähnlichen unwillkürlichen Hofnarren, eine arme Verwandte, die immer eingeladen, ja immer dringend aufgefordert

wird, ihre Besuche zu verlängern und deren geschätzteste Eigenschaft darin besteht, so viel Lächerlichkeiten an sich zu haben wie möglich. Wenn Wilma Herbsky nur um die Hälfte vernünftiger wäre, als sie ist, würde sie niemand einladen, man ließe sie ruhig in ihrer kleinwinzigen Wohnung in Brünn weiter hausen und würde sich daran genügen lassen, ihr seine verwandtschaftliche Teilnahme dadurch zu beweisen, daß man ihr im Herbst bei den großen Hasenhekatomben eine Partie Wild schickte. Da sie pudelnärrisch ist, sieht man sie immer gern. — Die Hofnarren kommen nie aus der Mode und besonders die unwillkürlichen haben ihren Preis!

Während Wilma mit ihrem roten Barett wie besessen auf dem Rasenplatz herumhüpft und mit lachender Verzweiflung ihre Ungeschicklichkeit konstatiert, hat sie keine Ahnung davon, wie viele Menschen sie mit ihren Kapriolen amüsiert. Erstens die vier Diener, die auf einer Bank vor dem Schloß sitzen und Front machen, wenn irgend jemand vorübergeht; außerdem die vier anderen in dem Schlosse anwesenden Damen.

Minny und Adlin blicken beide aus dem offenen Fenster eines großen, lustigen Zimmers, in dessen schattig kühler Tiefe die Gräfin Schwarzweld und Trixy an einem ganz besonders zu dieser erbaulichen Thätigkeit konstruierten Tisch sitzen und Hopity spielen. Die Gräfin widmet sich diesem Zeitvertreib mit Anspannung ihrer sämtlichen Geisteskräfte und verliert immer aus lauter Bosheit, weil sie, anstatt daran zu denken selber vom Fleck zu kommen, vor allem daran denkt, ihrem Partner die Züge zu versperren.

„Nein, es ist zum Totlachen," ruft Minny ins Zimmer hinein — „jetzt hat sie ihre Rakette weggeworfen aus Wut."

„Diese kindische Ausgelassenheit! — es ist zu dumm — jetzt wirft sie sich auf die Knie und ringt die Hände!"

„Es ist gräßlich," entsetzt sich Adlin' — „sie erinnert mich an die Provinztheater, an denen die komische Alte von der Hofbühne immer noch die Grille spielt als Gast."

„Und wie verhält sich Pruksdorff?" frägt trocken die Gräfin Schwarzweld — sie hat soeben die sämtlichen Hopitymännchen mit ihrem Ärmel umgeworfen, weil sie zum drittenmal am Verlieren war.

„Ach, Pruksdorff spielt süperb," entgegnete Adlin' so obenhin. „Leider geht es mit der Partnerin nicht — nein... Das ist klassisch — er hat sich den Gärtner herübergerufen — um der Armitschka einen Match vorzuspielen.... Der Gärtner ist gar nicht ungeschickt. Der übt gewiß, während wir bei Tisch sitzen."

Minny beugt sich zum Fenster hinaus und ruft in die Hände klatschend: „Famos, Baron Pruksdorff, famos!" Dann sich dem Innern des Zimmers zuwendend, bemerkt sie: „Komisch, — er bewegt sich kaum, kommt nie außer Atem und fängt die Bälle mit einer Geschicklichkeit..... Wenn er Lawntennis spielt, ist er gar nicht lächerlich."

„Aber ich bitt dich, wer ist denn noch lächerlich neben der Wilma," meint Tante Betty scharf, während Trixy geduldig die Hopitymännchen vom Fußboden aufhebt und auf das Brett zurückstellt, „in dieser Richtung schlägt sie alles, da ist sie die prima donna assoluta." dann plötzlich mit großem Affekt: „Aber Trixy, ich begreif das nicht, wie kommst du denn daher — du warst ja auf blau. Kein Wunder, daß du gewinnst, wenn du so fixelst — das kann ich auch. Stell' ihn nur wieder hin, wo er war."

„Er spielt wirklich unvergleichlich," murmelt Minny.

„Er läuft auch sehr gut Schlittschuh," erwidert Adlin' zerstreut.

„Faktisch, Adlin', ich hätte Lust einen Match zu machen."

„Wir können ja hinunter gehen," schlägt Adlin' vor.

Schon sind beide Mädchen auf dem Wege zur Thür, als Tante Betty mit ihrem boshaftesten Gesichtsausdruck bemerkt: „Ich freu' mich dessen, daß meine Erziehungsversuche günstige Resultate aufzuweisen haben. Ihr mokiert euch heute Nachmittag schon viel weniger über den guten Pruksdorff." Ein Meer von Geringschätzung liegt in ihrer Betonung der beiden Worte "der gute Pruksdorff" — „ganz recht, Mädeln, man weiß nie, was geschieht."

Diese Bemerkung hat ihre natürlichen Folgen. Die Mädchen bleiben erst einen Augenblick stehen wie angewurzelt, dann wendet sich Minny zum Fenster zurück — Adlin' verläßt das Zimmer, wobei sie die Thür nicht sehr sanft zuschlägt.

„Na, ich dachte, du wolltest Wilma Konkurrenz machen und dich von Pruksdorff

im höheren Lawn-tennis unterrichten lassen, Minny," spottet Tante Betty.

„Ich habe die Lust dazu verloren," entgegnet Minny eisig.

„Hm! Und hat sich Adlin' der Partie angeschlossen?"

„Nein!"

„Wo sie nur stecken mag?"

„Sie ist gewiß in die Bibliothek gegangen Briefe schreiben," erklärt Minny — „sie sagte mir heute Vormittag, es sei ein Dutzend ausständig; — nein, dort seh ich sie im Park, — sie geht gegen das Dorf zu."

„Hm! Da wird die Lawn-tennispartie auch nicht mehr lange dauern," erklärt die sardonische Betty.

„Kinder! Kinder!" ruft jetzt Minny aufgeregt vor Lachlust — „das müßt ihr euch ansehen — Pruksdorff hat seinen Scepter niedergelegt — die Wilma bedankt sich bei ihm für die Mühe, die er sich mit ihr gegeben hat, — sie nagt mit ihren spitzen Mausezähnen eine Rose vom Stock und bringt sie ihm — sie nestelt sie ihm selber ins Knopfloch — er schaut zu mir herauf — über das Toupet der Wilma hinüber . . . Kinder! das kann ich nicht aushalten!" Und von einem wahnsinnigen Lachkrampf befallen, stürzt Minny vom Fenster hinweg in das Zimmer.

„Die Gesichter der Diener, die unter uns vor dem Schloß sitzen, hätt' ich gern beobachtet während dieses erbaulichen Schauspiels," fährt sie fort — „leider konnt' ich ihnen nur auf die schön pomadisierten Scheitel sehen."

Wie sich Minny von neuem dem Lawntennisplatz zuwendet, ist derselbe verlassen. Nur die zwei Pagen — zwei besonders hübsche Dorfjungen zwischen acht und zehn Jahren in weißen Anzügen und roten Hüten — suchen auf dem Rasen die Bälle zusammen.

„Ich sagte euch, daß die Partie nicht lange dauern würde," erklärt triumphierend Tante Betty — dann summt sie leise vor sich hin: „mag ihn nicht — nimmt ihn doch!" —

III.

„Ouff!" ruft Pruksdorff aus, da er nach dem Rückzug von dem Lawn-tenniskampf in seine Appartements zurückgekehrt ist. Er zündet sich eine Zigarette an und versenkt sich in einen gelbbroschierten französischen Roman — cynische Junggesellenlektüre, zu der er sich ganz besonders hingezogen fühlt. Nach kurzem wirft er den Roman weg. „Bah! man verliert den Geschmack an dergleichen in meinem Alter — besonders wenn man, wie ich, Lust hat sich zu rangieren!" Dabei sieht er sich nach einem Brief um, der in ungebildeter, offenbar von einer weiblichen Korrespondentin herrührender Handschrift adressiert auf seinem Schreibtisch liegt. „Damit muß man auch aufräumen," sagt er sich, setzt sich dann an den Schreibtisch und wirft, mit Entschlossenheit die Brauen zusammenziehend, ein paar Zeilen hin.

„Hm!" und er leckt mit seiner auffallend breiten Zungenspitze den Briefumschlag, um ihn zuzukleben. Dann geht er ein paarmal im Zimmer auf und ab, bleibt schließlich vor einem Spiegel stehen, indem er sich, die Hände in den Hosentaschen, aufmerksam betrachtet.

Er ist ein Mensch von mittlerer Statur, eher drunter als drüber, mit einer entschiedenen, wenn auch erfolgreich bekämpften Anlage zum Fettwerden und einem runden, aber etwas verfallenen Gesicht, dessen auffälligsten Zug eine keck und scharfsinnig in die Welt hinein schnüffelnde Stumpfnase bildet. Natürlich trägt er sich genau nach der regelrechtesten Diplomatenmode zugestutzt, glatt rasiert bis auf den Schnurrbart und ein paar minimale Koteletten, dazu das sich bereits lichtende, halbgelockte Haar kurz gehalten und von der niedrigen und schmalen Stirn zurückgestrichen.

Im ganzen sieht er aus wie ein in die Diplomatie verirrter Faun, und noch obendrein wie ein Faun, der erst kürzlich von einem schweren Magenleiden genesen ist. Das schwere Magenleiden hat in einer von ihm übertriebenen Schweningerkur bestanden, und von dieser Kur sind ihm außer seiner verhältnismäßigen Schlankheit — seine Glieder sind trotz der Kur noch bedeutend runder als notwendig ist — eine schlaffe, grünliche Haut und sehr viele Runzeln um Mund und Augen zurückgeblieben.

„Hm!" meint er, nachdenklich sich von einem Fuß auf den andern wiegend — „sollen wir's versuchen, alter Knabe?" — dann mit einem sich selbst verspöttelnden Achselzucken: „Na, aus Liebe nimmt sie

dich nicht! — Ist auch weiter nicht nötig. Ein herrliches Geschöpf, nicht mehr ganz jung — aber man kann nicht alles haben — und ein vernünftiges Alter mit entsprechenden Lebensanschauungen gepaart hat seine Vorteile. — Gott, wie unbequem muß au fond so ein Honigmonat mit einem sechzehnjährigen Gänschen sein, und wie langweilig! — Sie hat nichts . . ! Unter uns gesagt ist das ein à tout in meinem Spiel — das à tout As! Eine prachtvolle Botschafterin gäb' sie ab — und eine gesellschaftskundige Frau ist für den Diplomaten halbes Genie. Sollen wirs versuchen? — Bereit' dich darauf vor, abgewiesen zu werden, alter Knabe! — Aber einmal muß sie den ersten Schrecken verwinden. Dann . . . wir wollen sehen, sehen! Wir wollen sehen — sehen!" Er zieht seinen Chronometer, den er ohne Uhrkette trägt, aus der Westentasche, seufzt, zuckt noch einmal mit den Achseln. „Vor dem five o' clock kommt sie von ihrer Wohlthätigkeitstournee zurück. . . Wenn ich ihr die Straße entlang entgegenginge!"

Kurze Zeit darauf schleicht sich Baron Pruksdorff, aus Angst vor der auflauernden Zärtlichkeit der Armitschka, auf Umwegen aus dem Park hinaus auf die Straße, die in das an dem Fuß des Hügels, auf dem Schloß Franzenskron sich erhebt, gelegene Dorf führt.

Er hat seine weiße Lawn-tennis Tracht und seine rot und blau gestreiften Strümpfe mit einem korrekten englischen Komplet von hellgrauem Tuch vertauscht. Die gezierte Albernheit, welche ihn noch heute Vormittag im Hofzimmer entstellte, ist völlig von ihm gewichen, für jeden in die subtilen Schattierungen der österreichischen Vornehmheit nicht eingeweihten Beobachter ist Baron Pruksdorff der österreichische Kavalier, wie er im Buch d. h. in der illustrierten Zeitung steht. — Er zog ein kleines Tula-Etui aus der Tasche und steckte sich eine Zigarette an; während er langsam und behaglich den Rauch von sich blies, sah er sich in der Gegend um. Keine besonders schöne Landschaft, wenn man den Park einmal hinter sich hatte; — neben Stoppelfeldern hie und da noch ein Stück überreifes Getreide oder aufrechtstehende Garben — ein paar Menschen, die mit kümmerlich gekrümmten Rücken der Feldarbeit nachkamen — rechts und links hohe Pappelbäume. — Eine weibliche Figur kam zwischen den Pappeln auf ihn zu. Sie trug ein dunkelblaues Kleid, eines von diesen ungemein einfachen englischen Kostümen, die ein geübtes Auge sofort als von Redfern herrührend erkennt. Das Kleid war nicht mehr ganz neu, ebensowenig, wie die Schönheit Adlin' Rehbergs in der ersten Jugend stand, aber beide hatten noch immer einen unglaublichen Chic. Auf einige Entfernung sah Adlin' sogar kaum fünfundzwanzigjährig aus. Erst, wenn sie ganz nah war, merkte man, daß diese Jugendlichkeit eine erkünstelte war. Sie puderte sich stark sichtbar. Ihr braunes Haar hatte um Stirn und Schläfen einen rötlichen Glanz. Pruksdorff sah den Puder und erriet die Mittelchen, von denen die eigentümliche Haarfarbe herrührte; doch hatte dergleichen nichts Abstoßendes für ihn.

„Welch' prachtvolle Gestalt!" murmelte er, sie mit seinen nüchternen Augen begehrlich anstarrend. „Und wie sie geht! Wie geschaffen zur Repräsentation!"

Ohne aufzusehen, in sich versunken, schritt sie einher. Sie trug ein großes Paket im Arm. Es stand fast in komischem Widerspruch zu ihrer königlichen Erscheinung — aber sie trug es, wie keine andere es getragen hätte.

Des mit seinen kurzen Beinen flink auf sie zuschreitenden Pruksdorff wurde sie erst ansichtig, als er, fast knapp vor ihr stehend, den Hut lüftete und ihr zurief: „Guten Abend, Gräfin Adlin'!"

Sie schrak sichtlich zusammen — so sichtlich, daß er es merkte. „Vor was erschrickt sie denn?" frug er sich — „Sie ahnt offenbar, was kommen wird — schließlich schmeichelt so etwas doch immer der Eitelkeit einer Frau. — Warum ist sie so zusammen gefahren? Hätte sie vielleicht Angst vor der Entscheidung? Hm!" —

Von diesen Gedanken ließ er sich natürlich keineswegs etwas anmerken, sondern sagte, nachdem sie seinen Gruß flüchtig lächelnd erwidert, mit einem Blick auf das Paket, das sie im Arm trug: „Wohlthätigkeit, Gräfin — nicht wahr?"

„Ja," erklärte Adlin'! — „ich habe da unten ein paar Schützlinge im Dorfe, die mich noch von der Zeit her kennen, da Franzenskron meinem Vater gehörte, und

wenn ich in der Gegend bin, besuche ich sie natürlich."

„Man weiß, daß Sie ein Engel sind," bemerkte Pruksdorff ernst. Er näselte auffallend weniger als sonst. —

„Ach, nur keine Schwülstigkeiten, Baron, behalten Sie Ihre gute Meinung, wenn Sie eine solche wirklich von mir haben, für sich."

„Wie Sie befehlen, ich unterwerfe mich blindlings," erwiderte er sich verneigend, dann griff er nach dem braunen Paket.

„Ein gestrickter Unterrock, den mir eine meiner Protegées mitgegeben hat — weil er ihr zu eng ist, ich soll ihr ihn weiter machen," erklärte sie ihm.

„Ich frage Sie nicht, was das Paket enthält, ich möchte Sie nur davon befreien" entgegnete er ihr und nahm es ihr aus dem Arm.

Sie brach in ein nervöses, krampfhaftes Lachen aus. „Sie sehen zu komisch mit dem Paket aus!" rief sie.

„Wie ein Schneidergesell," sagte er ruhig.

Entwaffnet durch seine tadellose Haltung, griff sie nach dem Paket und meinte: „Geben Sie mir das Zeug — ein Paket steht einem Mann immer grotesk, uns Frauen ist es angeboren, Lasten zu tragen."

„Ihnen nicht, Gräfin Adlin'," entgegnete er, indem er zugleich mit dem Zeigefinger das italienische Zeichen der Verneinung machte. „Lassen Sie mir den Pack und wenn ich Ihnen komisch vorkomme — tant pis, und wenn es zu Ihrer Erheiterung beiträgt — tant mieux! Glauben Sie denn, daß ich mich in diesen letzten Wochen wirklich noch nicht daran gewöhnt habe, zur Unterhaltung des ganzen Schlosses lächerlich zu sein!"

„Aber Baron Pruksdorff!" rief Adlin' verlegen.

„Und Sie könnten mich wirklich für dumm genug halten, das nicht gemerkt zu haben?" frug er einschneidend — „das würde ich mich verpflichtet fühlen, Ihnen übel zu nehmen."

Eine Weile schweigen sie beide. Nichts zu hören ringsum als das nörgelnde Zischen des Ostwindes, der über die Stoppeln hin durch das trockene Sommerlaub der Pappeln am Straßensaum fuhr. Endlich war's Adlin', die anhub: „In diesem Fall begreif ich nicht" . . . Sie stockte.

„Wie ich mich hineinfüge, mich mit Baronin Herbsky in das Schicksal zu teilen, die Zielscheibe sämtlicher schlechten Witze der Franzenskroner Gesellschaft abzugeben? Sollten Sie den Grund wirklich nicht erraten haben, Gräfin Adlin'?"

Wieder sah er, wie sie erschrak — zusammenzuckte. „Sie weiß genau, was kommt," sagte er sich und ruhig fuhr er fort: „Hoffentlich entschuldigt der Grund in Ihren Augen meine — sagen wir das Wort — mitunter erniedrigende Geduld. Ich hätte alles ertragen — schlechte Witze kommen ja gar nicht in Betracht — nur um nicht auf das Glück verzichten zu müssen, in Ihrer Nähe bleiben zu dürfen" — und da sie nichts antwortete, nur ihren Schritt ein wenig beeilte, setzte er mit etwas stärkerer Betonung hinzu: „Das hätten Sie doch ahnen sollen, Gräfin Adlin'!"

Wieder sagt sie nichts, beeilt nur noch mehr ihren Schritt, beeilt ihn dermaßen, daß sie den Atem verliert und plötzlich mit klopfendem Herzen stehen bleiben muß. —

„Nur einen Augenblick!" — — ruft Pruksdorff ihr voll ins Gesicht sehend, — dann kommts, das, was sie erwartet hat, klar und deutlich: „Könnten Sie sich durchaus nicht entschließen, meine Frau zu werden?"

Das Blut steigt ihr in die Wangen — sie stockt — kaum merklich, aber doch — (es entgeht ihm nicht) eh' sie sagt: „Nein, Baron Pruksdorff — ich kann nicht!" So gerade heraus sagt sie's, ohne jede abschwächende Höflichkeitsformel.

„Ich war darauf gefaßt," erwidert er — und setzt hinzu: „Verzeihen Sie, daß ich Ihnen einen unangenehmen Moment bereitet hab'!"

„Wieso?" fragt sie stotternd.

„Es ist jeder zartfühlenden Frau unangenehm, einem Mitmenschen Schmerz zufügen zu müssen," sagt er — „aber Sie brauchen nichts zu fürchten — ich komme nie mehr darauf zurück!"

„Es versteht sich natürlich von selbst, daß ich von dieser Sache nie etwas erwähne," sagt sie hastig, linkisch und merkt kaum, daß die Worte ihr von den Lippen gefallen, daß sie taktlos sind.

„Warum nicht?" erwidert er rasch — „meine Gefühle für Sie darf die ganze Welt wissen, Gräfin Adlin', und daß ich Ihrer unwürdig bin — mein Gott! —

die Überzeugung teil ich mit Ihnen und der übrigen Menschheit." —

Sie haben jetzt die kantig verstutzte Weißdornhecke erreicht, die den Park von der Straße trennt. Noch etwa zehn Minuten lang führt der Weg zwischen schattigen Laubgängen, dann an dem Lawn-tennis-Platz vorüber bis an das Schloß. Die vier Diener sitzen noch immer auf derselben Bank neben dem Thorweg und springen bei dem Erscheinen Adlins und Pruksdorffs auf — sich respektvoll verneigend. Pruksdorff übergiebt einem von ihnen Adlinens Paket — dann mit einem leichten Gruß, fast eh Adlin' dessen gewahr geworden, ist er verschwunden. —

IV.

„Ein Zettel für dich aus Kleestein von Lisa." Tante Betty ist's, die Adlin' die Worte zuruft aus einem mit wildem Wein umrankten Sommerhäuschen im Park.

Die Diener haben soeben den Nachmittagsthee herbeigetragen auf einer Etagère von Korbgeflecht, — Thee, kleine Binsenkörbchen mit Obst und allerhand Kuchen — viele verschiedene Arten von Kuchen und Bisquits, zierlich auf zwei Theebretter geordnet. —

Die Herren sind noch immer auf der Jagd, die vier Damen darauf angewiesen, die schöne Kuchenauswahl allein zu vertilgen. „Wo ist denn der Pruksdorff?" frägt Wilma schalkhaft. Sie hat sich eine Rosenknospe hinter das Ohr gesteckt und ihr Lawn-tennis-Kostüm durch eine kühn umgebundene weiße Spitzenschärpe modifiziert. So lümmelt sie sich in einem niedrigen Lehnsessel herum, die Knie übereinander geschlagen, wobei sie ein gutes Stück ihrer mageren, in nicht allzu straff gespannten Strümpfen steckenden Beine zeigt. Das pittoreske Ensemble ihrer Erscheinung wird noch erhöht durch einen Tirolerhut mit grüner Kordel — den Zwillingsbruder desjenigen, welcher heute Vormittag Baron Pruksdorff geschmückt hat.

„Ja, wo hast denn du den Pruksdorff gelassen, Adlin'?" fragt neckend Minny, welche als reizend graziöse Hauskomtesse neben der Korbetagère steht und den Thee kredenzt.

„Bin ich der Hüter Baron Pruksdorffs?" erwidert Adlin' mit ausweichender Frage und linkischem Scherz, indem sie zugleich aus Tante Bettys mageren Händen den Zettel entgegennimmt, den diese ihr reicht.

„Die behaupten alle, er sei dir gegen's Dorf zu entgegengegangen," sagt die „Armitschka" — „ich hab gesagt, daß nein, aber sie behaupten's steif und fest. — Köstlich, Minny! Köstlich!" — dies à propos von einem Kuchen, den sie mit Begeisterung in die Luft hält — „nein totessen könnt ich mich an diesen Mohnpeigerln!" Wie alle menschlichen Wesen ihrer traurigen Species, die mehr oder minder darauf angewiesen sind, sich auf ihren kurzen Stationen bei reichen Verwandten in Vorrat zu nähren, entwickelt sie einen geradezu abnormen Appetit.

„Ich hab ihn ja mit Adlin' nach Hause kommen sehen," fällt ihr Minny ins Wort. „Er trug ein großes Paket, das in einem braunen Papier eingewickelt war, und machte ein sehr unbefriedigtes Gesicht."

„Er macht immer ein unbefriedigtes Gesicht, wenn er mit Adlin' beisammen ist," erklärt die Armitschka zwischen zwei Bissen ihrer geliebten „Mohnpeigerln" — „die Zwei vertragen sich nun einmal gar nicht miteinander. Mit mir ist er lustig wie ein Vogel! — Nein, ist das ein Tag, herrlich — seht's nur, wie grün die Bäum' sind!" worauf sie, um ihre Schwärmerei für das Landleben zu beweisen, anfängt die Melodie von: „Nur für Natur" vor sich hin zu summen.

Ohne irgend etwas zu erwidern, setzt sich Adlin' mit ihrer Tasse Thee etwas abseits.

„Keinen Kuchen, Adi?" frägt Minny. — „Nein, danke Minny," und dabei blättert Adlin' zerstreut in der letzten Nummer der Wiener Mode, welche zugleich mit dem übrigen Posteinlauf auf dem weißlackierten Gartentisch liegt. —

„Ich begreif nicht, daß sich der Pruksdorff nicht zeigt," ereifert sich die Tante Betty.

„Aber Tante," scherzt Minny — „die Sehnsucht, welche du nach obenerwähntem illustrem Diplomaten an den Tag legst, wird mir bedenklich."

„Ich fang an, mich an ihn zu gewöhnen," erklärt Tante Betty; „dafür, daß er nicht aus guter Familie ist und daß man's ihm ansieht — kann er schließlich nichts, und pour le reste ist er fabelhaft gefällig und bequem; ich brauch ihn, damit



Rechenunterricht. Nach dem Gemälde von L. Kaufmann.

er mir mein Stickmuster weiter zeichnet. — Simacek!" Dies zu einem Diener in schwarzer Livrée und roter Weste, der sich, Ordre gewärtig, in der Nähe aufhält — „schau zu Baron Pruksdorff hinauf und meld ihm, daß der Thee serviert ist." Tante Betty duzt alle männlichen Diener des Hauses und liegt wegen dieser feudal-patriarchalischen Gewohnheit in Streit mit ihrem Bruder, dem Franzenskroner Majoratsherrn, der modern humanen Theorien huldigt!

Kurz darauf kehrt Simacek zurück — „ich bitt' gräfliche Gnaden," meldet er, „der Herr Baron ersuchen, man möge ihm eine Tasse Thee hinauf schicken, er habe Migräne. Im übrigen lassen Herr Baron um Pferd bitten auf die Bahn, weil müssen noch heut vor'm Souper nach Wien abfahren."

„Da ist was los!" bemerkt die Tante Betty nachdenklich —

„Ja, Kinder, da ist was los!" wiederholt die Armitschka, indem sie zugleich ihren sehr mageren Zeigefinger schelmisch an die Spitze ihrer sehr langen Nase legt. — „Er hat ein großes offizielles Schreiben durch die Post bekommen — was, wenn er plötzlich zum Gesandten in ... ernannt worden wäre! Kinder! das wär' ein Spaß!" Sie wirft sich in ihren Sessel zurück vor Lachen.

„Ich gratuliere, Exzellenz!" sagt Minny mit einer grotesken Verbeugung.

„Still — still, man soll das Kind nicht vor der Tauf' beim Namen nennen!" verweist ihr die Armitschka, worauf die Tante Betty, sich gegen Minny wendend, mit ihrer gewöhnlichen Liebenswürdigkeit losfährt: „Verdreh' ihr doch nicht total den Kopf, sie ist ohnehin verrückt wie ein Auerhahn. Die Aufregung, welche ihm durch eine plötzliche gute Nachricht in die Nerven gefahren ist, wäre kein Grund, sich unseren Blicken zu entziehen, — und dann diese überstürzte Flucht! Viel eher ist anzunehmen, daß er eine unangenehme Nachricht erhalten hat. Hm! Aber der Franz —" so heißt der Majoratsherr, dem Gräfin Betty seit dem Tode seiner Frau das Haus führt — „der Franz behauptet immer, er sei gut angeschrieben in der Karriere — es geht ihm dort wie überall, man mokiert sich über ihn, aber — man kann ihn brauchen."

„Ich begreif' eigentlich nicht, warum man sich immer über Pruksdorff mokiert?" ruft mit fast ärgerlicher Betonung Adlin', indem sie von der Wiener Mode aufsieht.

Tante Betty hält sich das Lorgnon vor die Augen und richtet den Blick voll auf Adlin'. „Sieh!" macht sie, einen sehr leisen Atemzug mit einem halb pfeifenden Laut wieder ausstoßend — „ich fang' an der Verwickelung ..."

„Tante, das ist unerträglich!" ruft die heftige Adlin'.

„Ich erlaube mir, dich noch auf eines aufmerksam zu machen, Tante Betty," ruft Minny — „wir haben vorläufig vergessen, dem armen Pruksdorff seinen Thee zu schicken, und wegen der Pferde ist auch nichts veranlaßt worden."

„Ja richtig," gesteht die Gräfin. „Simacek!" ruft sie dem indes wieder diskret in den Hintergrund zurückgetretenen dienstbaren Geiste zu.

Als das Nähere angeordnet ist, und sie von neuem die nötige Muße gewonnen hat, um Adlin' mit indiskreten Anspielungen zu behelligen, ist diese verschwunden.

„Die Geschichte sieht mir sehr verdächtig aus," bemerkt sie — „wenn mich nicht alle Anzeichen täuschen, so hat Adlin' dem guten Pruksdorff soeben einen Korb gegeben und fängt im heimlichsten Winkel ihrer Seele an, es zu bereuen." —

V.

Baron Pruksdorff ist nicht der einzige, welcher an diesem Tage Franzenskron verläßt; Adlin', welche eine Woche dort verbracht hat, kehrt zu Mutter und Schwester zurück, die in einem Schlosse der Umgegend den Sommer verbringen. Minnys Versuche, die Kousine zum Bleiben zu bestimmen, sind gescheitert. — Adlin' erklärt ihr, sie merke es nun doch, daß sie Mutter und Schwester fehle und sehne sich nach ihrer häuslichen Thätigkeit zurück. In Wahrheit hat sie unangenehme Nachricht erhalten, ist nach Hause zurückberufen worden eines plötzlichen Dienstbotenstrikes halber. Und so, etwas nach sieben, kurz nachdem sich Baron Pruksdorff, einen elegischen Gemütszustand nicht ohne Absicht zur Schau tragend, von den Franzenskroner Damen verabschiedet hat, — fährt der Wagen vor, der sie nach Kleestein befördern soll. Ein einfacher, ja ein geradezu schäbiger, gelb lackierter Jagdwagen ist's — die giftige Tante

Betty hat ihn ausdrücklich bestellt. Von den Dienern ist keiner disponibel, Adlin' zu begleiten, ein Kutscher in niedrigem Hut und drabfarbenem Jacket, — ungezwungenster Sommerlivree — der jüngste der drei Kutscher in Franzenskron, sitzt allein auf dem Bock, als Adlin', umgeben von der ganzen Familie und zwei Drittel der Dienerschaft, in den Schloßhof tritt. Die Herren, d. h. Graf Rehberg und sein Sohn, sind endlich von der Jagd heimgekehrt. Noch im pittoresken Jagdanzug, d. h. so schäbig als möglich, mit sonnengebräunten Strohhüten, deren Krempen über die Augen niederhängen, mit lockeren Kravatten und verstaubten Schnürstiefeln stehen sie neben dem Wagen — zwei bildschöne Männer, jeder in seiner Art, hoch und grad mit breiten Schultern und langgestreckten Gliedern, der Vater bereits grau, der Sohn sehr brünett, beide mit schmalen, energisch geschnittenen Gesichtern.

„Grüß die Mutter, und sag' ihr, wir lassen ihr danken, daß sie uns dich so lange gelassen hat," sagt der alte Graf, indem er Adlin' galant die Hand küßt.

„Und die Lisa soll sich nicht gar so bitten lassen," meint Vetter Rodi.

„Adieu!" sagt die Tante Betty, indem sie Adlin' ihre runzliche Wange zum Kuß reicht — „und ein andermal verscheuche uns nicht unsere Gäste."

Dann folgen noch süßsaure Küsse von der Armitschka und eine sehr herzliche Umarmung von Minny, dann kommt ein Gärtnerbursch ganz außer Atem herbeigeflogen, einen Strauß aus roten, einen zweiten aus weißen Rosen in der Hand, welche er beide dem jungen Grafen übergibt.

„Die roten für dich, die weißen für Lisa — warte, ich reich sie dir in den Wagen," ruft Rodi — und der alte Graf macht Witze und sagt: „Seht doch den Schlingel an, diese Galanterie, plündert mir meinen ganzen Garten aus. Na, in seinem Alter hätt' ich's auch nicht anders gemacht."

„Was ist denn das?" ruft Adlin', halb lachend, da sie zwei große Körbe am Boden des Wagens erblickt, welchen sie soeben bestiegen hat.

„Wir haben uns erlaubt, deiner Mutter etwas Wild und Obst zu schicken," erklärt der alte Graf.

„Nein wirklich . .!" — eine leichte Falte zeigt sich auf Adlin's Stirn.

„Der Abend wird kalt, gebt ihr doch noch etwas um, sie ‚erkühlt' sich sonst auf dem langen Weg," sagt der alte Graf.

Und Gräfin Betty ruft ihrem speziellen Faktotum zu: „Simacek! spring hinauf zur Rosa, sie soll dir meinen Sealskin-Kragen geben für die Komteß." Dann, als der Diener den Kragen gebracht, Rodi ihn der Kousine umgegeben hat, ruft sie: „Er steht dir sehr gut — du kannst ihn behalten!"

„Danke," sagt Adlin' mit harter, unangenehm klingender Stimme — „ich nehm' dich beim Wort!" Natürlich hätte sie heimlich die größte Lust, der Tante den Kragen an den Kopf zu werfen, aber sie „nimmt sie beim Wort", weil sie genau weiß, daß sich Tante Betty in zwei Minuten bereits über ihre verschwenderische Großmut ärgern und finden wird, daß es kein Vergnügen ist, einen Nebenmenschen zu verletzen, um einen so teuren Preis.

„Adieu, Adieu! Die Abfahrt der armen Verwandten, wie sie im Buche steht — neues Motiv für ein Genrebild!" ruft Adlin' mit einem Blick auf die Viktualienkörbe — „Adieu, Adieu!"

Die Damen sind bereits ins Schloß zurückgekehrt, die Herren, welche noch bis zum Schluß dem Wagen nachsehend die Hüte geschwenkt haben, stehen noch im Hof.

„Recht schad', daß das Mädel nicht geheiratet hat," sagt der alte Graf, „die alte Jungfer fängt doch schon an allen Ecken und Enden an durchzugucken bei ihr, es ist eine Schärfe in ihrer Stimme, in ihren Zügen, die mir weh thut! Ich versichere dich, mich erinnert sie jetzt manchmal an die Betty."

„Aber Papa!" ruft Graf Rodi halb lachend, halb entsetzt.

„Na, du hast die Betty nicht gekannt in ihrer Blüte. Die war wenigstens so schön wie die Adi. Wenn du wüßtest, wer ihr alles zu Füßen gelegen ist in ihrer Jugend, von den Erzherzögen herab — und schließlich — schließlich hat sie den Nicki Schwarzwald geheiratet. Na, ich werd' froh sein, wenn sich für die Adlin' überhaupt noch jemand findet!"

VI.

„Ja die arme Verwandte, wie sie im Buche steht," wiederholt Adline indes für sich, den Blick auf die Viktualienkörbe geheftet.

Sie sehen reizend aus, diese Viktualienkörbe, sie sind mit Weinlaub und Blumen umkränzt und mit bunten Bändern zugeknüpft. Man muß bei sehr schlechter Laune sein, um sie übel zu nehmen — aber Adline nimmt sie übel. „Ja die arme Verwandte, wie sie im Buche steht!“ murmelt sie und schließt die Lippen fest. Diese Lippen sind sehr schmal geworden mit der Zeit, überhaupt ist dasjenige, was von ihrer einst berühmten Schönheit am meisten gelitten hat, der Mund. Wenn sie die Lippen so verdrießlich auf einander preßt, so beschreiben sie einen fast geraden Strich. Ein harter, unzufriedener böser Ausdruck tritt dann auf ihr Gesicht. Wer das vor siebzehn Jahren gedacht hätte! —

Unter glänzenderen Auspizien ist noch kein Mädchen in die Welt getreten als Adlin' Rehberg. Ihr Vater lebte noch, als sie bei Hofe vorgestellt wurde. Welch' Ereignis! ... man erinnerte sich keines solchen Debüts. In allen Zeitungen wurde von ihrer Schönheit gesprochen, der Vater war wütend über die „Tintenjuden“, die sich derartiges herausnahmen, — heimlich aber freute er sich doch, wenn nämlich die Komplimente, die man seiner Tochter in Druckerschwärze machte, fein genug waren, um seinem Geschmack, — überschwänglich genug, um seinen Ansprüchen zu genügen. —

Alles lag vor ihr auf den Knieen; wenn ein fremder Mann in der Straße an ihr vorbei ging, sah sie ihn manchmal zusammenzucken und stehen bleiben wie von einem elektrischen Schlag berührt. Die Kellner in den Hotels, die Packer auf den Bahnhöfen vernachlässigten ihre Geschäfte und starrten ihr nach. Sie that, als ob sie nichts merke, und freute sich ihrer Macht und lächelte der ganzen Welt liebenswürdig ins Gesicht, ohne sich um einen einzelnen zu bekümmern. — Sie war eine Schönheit, welche die Fiaker den Fremden auf der Straße zeigten als Merkwürdigkeit, wie den Stephansdom.

Wie gut sie sich der Zeiten erinnerte! — Welche Frau vergißt so etwas! ... Es hatte lange, sehr lange gedauert, aber nun... nun war's vorbei! Sie blickte auf die Viktualienkörbe zu ihren Füßen und ließ den Sealskinkragen der Tante ärgerlich von ihren Schultern gleiten, er machte ihr unnütz heiß. Dann streifte ihr Blick zerstreut über ihre Umgebung. Ein trockener Wind strich über die Stoppelfelder. Wie öd' war das alles! Am Horizont ging die Sonne unter, blutrot, zwischen bleigrauen Wolken neben einer einzigen Pappel, die sich wie ein großes Ausrufungszeichen gegen den umwölkten Himmel abhob — alles leer, öd, von Sommerstaub ermüdet, „wie mein eigenes Leben!“ murmelte Adlin' bitter.

„Was nun . . . was nun?“ fragte sie sich hastig unruhig — . . . „Ein langer fiebernder Herbst — zum Trost der Winter — Eis — Schnee — die Erstarrung und ein Leichentuch! — zum Schluß . . . Ach wenn's nur schon vorüber wär'!“ Sie zog die Brauen fest zusammen — nein, das Leben hatte nichts übrig mehr für sie. Und plötzlich sah sie Baron Pruksdorff vor sich! — Eine peinliche Aufregung überkam sie . . . er war reich, er hätte ihr eine glänzende Stellung geboten — zum wenigsten hätte sich seine Stellung glänzend gestaltet durch sie. Warum hatte sie ihn ausgeschlagen? — Ihr Herz klopfte stark . . . sie erinnerte sich dessen, wie sie hart daran gewesen war, ihm ins Gesicht zu lachen während seiner Werbung. Aber sie hatte es nicht gethan — es war ihr ein Trost, sich sagen zu können, daß sie es nicht gethan hatte, — wenigstens hatte sie ihre Schiffe nicht verbrannt. Die Wangen glühten ihr, sie biß die Zähne in die Lippen. War es denn möglich, daß sie etwas derartiges ernstlich in Erwägung zog! Wie die Tante Betty lachen würde! — Nein, es war nicht daran zu denken . . . aber . . .

Mein Gott, wenn ihr damals . . . damals vor siebzehn Jahren vorausgesagt worden wäre, daß sie . . . einen Pruksdorff nur deshalb ausschlagen würde, — weil sie Angst hatte, ihrer Tante Betty einen Triumph zu gönnen . . . Unsinn! wie konnte sie sich nur so verleumden! — Sie schüttelte den Gedanken trotzig von sich ab — sie hätte ihn ja doch nie genommen, auf keinen Fall — alles lieber als das! Ach, wie gräßlich war ihr Leben jetzt — und wie wunderschön es einst gewesen war! —

Die Erinnerung an ihre verlorene Jugend zog ihr wie ein betäubender Rausch durch die Seele. Kein Mädchen hatte je so eine Jugend gehabt wie sie — alle Welt huldigte ihr. Erzherzöge lagen ihr zu Füßen, und in ihrer Familie wurde sie vergöttert, ihr um zehn Jahr jüngeres Schwesterchen sah zu ihr auf wie zu einem höheren Wesen, und

ihr Vater ... nun ihr Vater ruinierte sich einfach, um jede ihrer Launen zu befriedigen. Sie hatte ihre eigenen Pferde, ihre eigene Dienerschaft, ihre eigene Suite im Palais, dem großen Palais in der Herrengasse mit den Karyatiden im Erdgeschoß.

Ihre beiden Eltern waren Verschwender, die Mutter selbstsüchtig und kleinlich — sie war immer ein wenig Provinzkomteß geblieben — Provinzkomteß, die ohne einen Kreuzer Vermögen von Graf Alexander Rehberg geheiratet worden war und der ihr außertourliches Avancement den Kopf verdreht hatte — der Vater uneigennützig großmütig, ein wahrer Don Quixote in der Verschwendung ohne einen vorsichtigen Gedanken für die Zukunft. Daß der Märchenglanz, mit dem er Adlin' umgab, aufhören mußte mit seinem Leben, bedachte er keinen Augenblick. Übrigens war er kerngesund und verhältnismäßig jung, der Tod schien weit, und daß Adlin' nicht vor diesem Ereignis ihren Neigungen entsprechend versorgt sein sollte, undenkbar. — So fuhr er denn fort, seine Schlösser umzubauen, seine Paläste neu dekorieren zu lassen, phantastische Feste zu geben nach ihrem Wunsch. Daß es möglich gewesen wäre, etwas zurückzulegen, fiel ihm gar nicht ein. Aber etwas anderes fiel ihm ein — oder vielmehr war es seinem Rechtsanwalt eingefallen und er hatte sich mit dem Vorschlag desselben einverstanden erklärt. Der Rechtsanwalt hatte ihm geraten, das Fideikommiß so stark als möglich zu verschulden, um den beiden Komtessen ein größeres Erbteil zu sichern. Unterhandlungen waren bereits eingeleitet. Da! ... Es überläuft Adlin' kalt bei der Erinnerung! —

In der Nacht nach dem ersten Mai war's, der Nacht nach einem Tag voll Triumphe und Freuden.

Welche Praterfahrt! Dann ein Diner — eine Stunde in der Oper — die Patti im letzten Akt des Faust — und nach der Oper ein Ball. — Sie hatte sich nie so amüsiert auf einem Ball, wenigstens — es war etwas Sonderbares über sie gekommen damals — das Blut in ihren Adern pochte stärker, sie sah alles schöner, farbiger, glänzender als sonst. Das Tanzen hatte ihr nie solches Vergnügen gemacht, die Musik sie nie so hingerissen, wie jenen Abend — dann war sie plötzlich müde geworden. — Während des Cotillons saß sie mit ihrem Tänzer neben einem offenen Fenster, ein Rosenbouquet auf den Knieen, und plauderte, von unten drang ein seltsam süßer Duft zu ihr herauf — der spezifische Duft von Gärten, die sich hinter alten Adelspalästen hinziehen — Gärten, in denen Flieder und Rosen zwischen Buchsbaumhecken und alten Standbildern blühen — ein Geruch von Moder, von verwittertem Gestein und frischen Blüten. Wie gut sie sich erinnert! ...

Erst hatte man versucht, sie in den Reigen mit hineinzuziehen, dann hatte man gelächelt und das junge Paar unbehelligt gelassen. Nur hie und da hatte man es mit einem beobachtenden Blick gestreift, halb neidisch, halb bewundernd, und ein oder der andere hatte geflüstert: „Hm! ... aber eigentlich ist das für die Adi Rehberg doch keine Partie!"

Nein — es war keine Partie — sie wußte, daß es keine Partie war, sie ... nun sie dachte anfangs selbst nicht an etwas Ernstes — das war ja unmöglich — entschieden unmöglich, — aber der Augenblick war schön — sie konnte sich nicht befreien von dem mächtigen Zauber, der sie so plötzlich gefangen genommen hatte. Es war schön, wunderbar schön, wenn's auch nicht dauern konnte, und ihr war nie ein Mann begegnet, der mit ihm zu vergleichen gewesen wäre. Ihr schien es wenigstens so! — Übrigens war er wirklich ein seltener Mensch auch vom objektivsten Standpunkt aus betrachtet. Bildschön, fünfundzwanzig Jahre alt, ein Jahr älter als sie, groß, schlank, mit etwas von der eleganten Lässigkeit des österreichischen Aristokraten in seiner Erscheinung, — der Lässigkeit, hinter der sich stählerne Muskeln bergen, — dabei klug, im Vergleich zu seiner Umgebung ungewöhnlich gebildet, ernst ohne langweilig zu sein, voll schlichter, inniger, ehrlicher Überzeugungen — „den letzten Idealisten" pflegte der alte Graf Treurenberg ihn zu nennen und dann mit seinem lustigen Augenblinzeln hinzuzusetzen: „Ich laufe ihm den Rang nicht ab in der Richtung."

Das war richtig, Graf Treurenberg war nichts weniger als ein Idealist, aber er hatte ein kleines Faible für die Species wie für alle Raritäten, wenn sie echt waren. —

Wie lang sie dort saßen in der Fenster-

nische! Die Musik tönte zu ihnen herüber durch das Scharren von Hunderten von Füßen, durch das Klappern von Fächern, durch das Rauschen der Kleider, das Flüstern und Lachen der Menschen. Und die Musik schien weit, und die Menschen schienen weit — nur das Glück war nah! — Wie wohl sie sich fühlte neben ihm, seine Stimme umschmeichelte sie wie eine Liebkosung, sie wußte gar nicht recht, was er sagte, es war alles so lieb und gut — alles freute sie — seine Worte wurden immer inniger — wie sie fest davon überzeugt gewesen, daß es nicht sein könne — jetzt hatte sie das vergessen — warum konnte es denn eigentlich nicht sein — warum nicht? . . .

Noch vor einer Stunde war der Garten unter ihnen nichts gewesen als ein schwarzes Chaos, aus dem ein berauschender Duft heraufdrang und über dem sich ein von tausend Sternen durchglitzerter Himmel wölbte!

Die Sterne waren erloschen, einer nach dem andern — der schwarze Schleier, der die Schönheit der Erde verdeckte, hob sich langsam — langsam — das chaotische Dunkel teilte sich, große vermischte Massen ragten daraus hervor — langsam, langsam wuchsen sie sich heraus — die Umrisse wurden bestimmter, man erkannte jetzt deutlich die alten Baumriesen, die kantig verstutzten Buchsbaumhecken, die Standbilder, schwerfällig mit gezierter Pose und bauschigem Faltenwurf aus der Zeit Berninis, — alles erkannte man, aber man sah es fast farblos von leichtem Nebel verwischt — der Schleier, der früher schwarz gewesen, war jetzt weiß — und endlich sank auch der, verschwebte vielmehr langsam — langsam, wie ein sich leise verziehender Rauch — die Farben wachten auf, verklärt leuchtend, das zarte Frühlingsgrün der alten Kastanienbäume, das Weiß und Lila der Syringenbüsche, das verwitterte mooszerfressene Grau der Standbilder — und auf dem Rasenplatz hin zog sich ein magischer Glanz rötlich flimmernd und zündete die Tautropfen an mitten zwischen den langen, schwarzen Schattenstreifen der alten Bäume!

Die Musik spielte noch immer und die Menschen tanzten . . . aber die Musik war weit — und die Menschen waren weit — nur das Glück war nah! —

„Sehen Sie nur, wie wundervoll so ein Erwachen des Morgens im Frühling ist!" murmelte Siegfried Werdersheim zu Adlin'. Sie richtete den Blick hinaus.

„Es ist, als ob sich der Himmel seines Glanzes beraubt hätte, um die Erde damit zu schmücken," sagte er leise, fast flüsternd — „ich wußte gar nicht, daß die Erde so schön sein könne!" und noch leiser fügte er hinzu: „Die Erde und das Leben!"

Da kam ein junger Mann in Husarenuniform auf sie zu — der Sohn des Hauses — und überreichte ihr ein Billet — nichts als einen hastig zusammengebogenen Zettel.

„Ein Bote aus dem Palais Rehberg," erklärte er.

Hastig entfaltete Adlin' den Zettel — ihr Schwesterchen Lisa war's, das schrieb:

„Liebe Adi! Ich weiß nicht, was ich anfangen soll. Papa ist sehr unwohl, schon seit zwei Stunden, sagt mir Zotel;" — der Leibjäger des Grafen hieß Zotel — „gemeldet hat er mir's erst jetzt. Papa wollte durchaus niemanden stören. Ich bitte dich, bereite Mama vor und komm' nach Hause. Ich habe um den Arzt geschickt. Lisa."

Einen Augenblick blieb sie starr, dann reichte sie Siegfried Werdersheim das Blättchen.

„Suchen Sie meine Mutter, ich bitte Sie, Graf Werdersheim," stotterte sie — — „ich erwarte sie im Vorsaal — — ich halt's nicht aus hier!" — — —

Zwölf Jahre sind vergangen seit jenem Abend und noch immer hört sie sich die Worte sprechen, heiser, flach, tonlos und ausdruckslos. — Sie sieht sich vor sich, wie sie sich damals gesehen hat, plötzlich in einem Spiegel, auf den sie unbewußt zugeschritten ist — wie sie sich gesehen hat — so bleich, so verzweiflungsstarr, daß sie vor sich erschrocken ist — ganz in Weiß angethan, mit Perlen um den Hals und einem goldenen Gürtel um den Leib, ja blaß, verzweiflungsstarr — dennoch schön, wunderschön! Ihr Herz klopft jetzt noch auf, wenn sie daran denkt, wie schön sie damals war an jenem Abend, — der die glänzendste, triumphierendste Epoche ihres Lebens abschloß! —

Um wenige Minuten später rollte sie neben ihrer Mutter in einem Koupee durch die stillen Straßen auf das Palais Rehberg

zu. Werdersheim hatte sie noch bis zum Wagen hinunter geführt. Er hatte ihr die Hand geküßt zum Abschied — er hatte sie angesehen so traurig — so selig — durch ihren Schmerz zog sich die Ahnung eines neuen ungeheuren Glücks.

Zotel empfing sie unterm Thorweg — der Arzt sei oben, teilte er ihr mit. Der flüsternde feierliche Ton seiner Stimme verriet hinreichend, was er von dem Zustand des Grafen hielt — so leise spricht man nur in der Nähe eines Sterbenden oder neben einem offenen Grab. — Ja, das Grab war noch offen — aber es wartete bereits auf den Sarg! Hoffnung gab es keine! —

Die alte Gräfin, welche anfangs dem Billet Lisas nicht dieselbe vernichtende Bedeutung beigemessen hatte, wie Adlin', verfiel sofort in einen Weinkrampf. Sie war sehr verliebt gewesen in ihren Mann und hatte nie aufgehört, stolz auf ihn zu sein; nebstdem aber gehörte sie zu jenen seichten, kleinen. Naturen, bei denen der Schmerz nie das Bewußtsein irgend eines weltlichen Nachteils, den die Situation mit sich bringt, überwältigt. Die Angst vor dem Verlust ihrer Stellung, die sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf, machte bei ihrer Verzweiflung das Quälendste aus.

Bei Adlin' war das anders. Sie hatte ihren Vater vergöttert — für sie war er das Ideal ritterlicher Männlichkeit gewesen und so sehr sie auch verwöhnt sein mochte, hatte sie doch seine zärtlichen Huldigungen über alle anderen Triumphe ihres jungen Lebens geschätzt. —

Der Schmerz um ihn war ein Erdbeben, das ihr ganzes inneres Gleichgewicht zusammenriß. Aber sie war eine praktische, thatkräftige Natur, die sich zu beherrschen, und die zugleich anzupacken wußte, wo es galt.

Während ihre Mutter noch händeringend in ihrem Schlafzimmer auf- und abging, geweihte Kerzen anzündete und sich von ihrer Kammerjungfer trösten ließ, trat Adlin' in das Zimmer des Kranken. Ein ungeheures Zimmer war's, luftig und kühl mit tiefen Fensternischen, mit einfachen, ernsten, zweckentsprechenden Möbeln. Der Graf war immer anspruchslos gewesen für sich.

Der Arzt war drin und Lisa, — Adlin' erinnerte sich ihrer noch. Wie süß Lisa ausgesehen hatte damals mit ihren unfertigen Formen und langen, biegsamen Gliedern, mit ihrem blassen Kindergesicht, das so tapfer die Todesangst um den Vater hinter einem Lächeln verbarg.' Offenbar hastig aus dem Schlaf geweckt, trug sie ein halblanges, graues Röckchen und eine blaue Matrosenjacke mit Ankerknöpfen. Leise schritt Adlin' auf den Vater zu, der, in seine Kissen aufgestützt, röchelte. Aus seinem schmerzverzerrten Gesicht traf sie der alte bewundernde Blick, der ihrem ganzen jungen Leben das Licht zugeführt, er bewegte die Lippen — sie beugte sich über ihn — „wie schön du heute wieder aussiehst," murmelte er — „wie schön!"

Der Schmerz stieg ihr wie ein Strom glühender Lava in der Brust hinauf bis an den Hals. Wenn sie nur hätte laut aufschreien dürfen! .. Ihr war's, als ob ihr das eine Erleichterung hätte verschaffen können, wenigstens für den Augenblick! — Aber nein — sie lächelte.

Als der Arzt sich entfernt, verließ sie mit ihm das Zimmer unter dem Vorwand, ihr Ballkleid abzulegen, — eigentlich aber, um den Arzt zu befragen.

Tod oder Leben? — Der Arzt, welcher ihre Kraft überschätzte, sagte ihr die Wahrheit.

Sie sank ohnmächtig nieder auf dem Korridor!

Eine halbe Stunde später hatte sie ihr Ballkleid abgestreift und saß neben dem Bett des Sterbenden.

Eine Lungenentzündung war's, eine von jenen akuten, verderblichen Entzündungen, gegen welche die Kunst des Arztes, wie die ursprüngliche Kraft der Natur des Erkrankten gleich machtlos sind. Drei Tage dauerte die Krankheit — der Todeskampf, und während dieser drei Tage wich sie kaum von seiner Seite. Sie war's, die ihm ein Glas Wasser an die brennenden Lippen hielt, als er zum letztenmal einen Wunsch darnach äußern konnte. Sie war's, die ihm den Todesschweiß von der Stirn wischte.

Ein einziges Mal verließ sie seine Nähe. Er schlief gerade — Zotel war gekommen, ihr mitzuteilen, daß „Ihre gräflichen Gnaden, Frau Gräfin Mama, nach ihr verlangten unten im Salon."

Sie verfügte sich herunter — Zotel wachte statt ihrer neben seinem Herrn. In dem Salon fand sie außer Lisa und ihrer

Mutter noch den Rechtsanwalt ihres Vaters Dr. Stein.

Die Mutter ging händeringend in dem großen, saalartigen Gemach auf und nieder. Der Rechtsanwalt stand neben dem Flügel, ernst, bekümmert in einem schwarzen Rock und den Cylinder in der Hand. Lisa saß in einem Winkelchen, die Hände vor sich gefaltet, still und bescheiden wie ein artiges Kind, während ihr Thräne um Thräne über die Wangen floß.

Als Adlin' eintrat, kam die alte Gräfin auf sie zu: „Du mußt es ihm vorbringen, Adlin'," sagte sie jammernd — „wir wissen keinen andern Ausweg!"

„Was?" fragte Adlin', der nichts Gutes ahnte, scharf.

„Der Stein teilt mir soeben mit, daß wir, besonders ihr zwei, sowie die Sachen stehen, zu schlecht in dem Testament eures Vaters bedacht sind — sein Privatvermögen ist unbegreiflicher Weise bis auf die Hälfte eingeschmolzen — es müssen andere Verfügungen getroffen werden. Er selbst sprach davon — aber er zog immer alles auf die lange Bank ... und so ist es denn gekommen — nun wie es gekommen ist. Aber Stein sagt, es ließe sich noch etwas zurechtrücken, er hat ein Dokument mitgebracht, daß du dem Vater vorlegen mußt, damit er es unterschreibt — du mußt ihm die Sache vorstellen — du!"

Ein rasender Zorn schüttelte Adlin' — eine wundervolle, großmütige Empörung: „Ich soll Papa quälen um solche Sachen — jetzt ... Nie, lieber trag' ich Steine, um mein Brot zu erwerben!" Und ohne ein Wort hinzuzufügen, verließ sie das Zimmer. Während sie hastig durch den großen, mit Gobelins behangenen Saal schritt, der in der langen Zimmerflucht aus dem Salon in den Korridor führte, fing ihr Herz plötzlich fürchterlich an zu klopfen, — ein Zweifel, eine Angst kam ihr, sie blieb stehen; — irgend einen Anhaltspunkt suchend, hefteten sich ihre Augen auf den einen Wandteppich. Er stellte die Hochzeit von Kana vor, sie weiß es noch heute. Ihr Fuß heftete am Boden — es kam ihr der Gedanke umzukehren, die Sache zu besprechen — vielleicht konnte man einen Ausweg finden! .. Eh' sie das Wort zu Ende gedacht, hörte sie hinter sich leichte, elastische Schritte, fast noch die Schritte eines Kindes. Lisa war's, die ihr nachgelaufen kam, schlank, mager, bildhübsch — der süßeste Backfisch, den man sich denken konnte — die Brust noch kaum gewölbt und mit einem dicken Zopf im Nacken. Ihre Augen glühten vor Begeisterung — sie warf sich der älteren Schwester an den Hals — „Oh, Adlin' — wie groß und edel du bist — es gibt keine wie dich!"

Da hatte sich Adlin' ihrer Feigheit geschämt. So war es immer gewesen! — Wenn Adlin' bereits in einem schnell gefaßten, überspannt edlen Entschluß schwankte, hatte Lisa sie auf ein Piedestal gehoben und bewundert, und dann hatte Adlin' sich geschämt von dem Piedestal herunterzusteigen, und war bei dem Entschluß geblieben ohne Freude, mit der Müdigkeit eines aufgedrungenen Opfermuts, der im Grunde zu ihrem innersten Wesen nicht paßte.

* * *

Den nächsten Morgen hatte das Palais Rehberg aufgehört Adlinens Heim zu sein. Sie und ihre Schwester waren darin nur mehr Gäste!

Dieser Umschwung der Dinge war peinlich, aber sie ertrug ihn musterhaft. Wenn ihr Schmerz über ihres Vaters Verlust grenzenlos war — so fügte sie sich im Gegenteil, momentan wenigstens, in die Veränderung ihrer gesellschaftlichen Stellung mit erstaunlicher Gleichgültigkeit. Das Diadem, welches ihr die Natur mitgegeben, ihre Schönheit war ihr geblieben ... und dann ... etwas Neues war in ihr Leben getreten! —

Damals ... elf Jahre wars her ... aber wie deutlich sie's noch alles vor sich sieht — wie deutlich — in ihrem Herzen pochts wie seit Jahren nicht mehr. Sie beugt sich aus dem Wagen — dort, wo die Berge schon blau zu werden anfangen, dort sieht sie's ... fern, fern — nur ein weißer Fleck — Schloß Wesersloh! — — Ein altes Kastell, um dessen verfallende Großartigkeit sich Schlingrosen ranken, wo sie nur einen Anhaltspunkt finden, und das über einen von Fontänen durchplätscherten, von bleichen Standbildern durchragten Blumengarten in einen sich schier endlos lang hindehnenden Park hinuntersieht. Ja — dort hatten sie den Sommer verbracht — den ersten Sommer nach des Vaters Tod. Der neue Majoratsherr hatte sie natürlich sehr freundlich aufgefordert, nach Franzenskron zu kommen — sie konnten es nicht über

sich gewinnen, in der alten Heimat zu wohnen als Gäste. Statt dessen nahmen sie die Einladung eines Vetters an, des Fürsten Werdersheim. Er war alt, verwitwet und kinderlos, hätte Adlin' gern den Hof gemacht, sah aber bald ein, daß da nichts anzufangen sei, ergab sich in sein Schicksal und stellte den Damen sein Schloß und seinen ganzen Hausstand zur Verfügung. —

Dort wars — Siegfried Werdersheim verbrachte ein paar Wochen dort zu Besuch vor seiner Abreise nach Petersburg, wo er später einen Posten als Botschaftssekretär bekleidete. Er war ein entfernter Anverwandter des Fürsten ohne Erbschaftsaussichten — das ganze kolossale Vermögen ging an einen Vetter in Deutschland.

Siegfried war arm — momentan arm — mit einem großen Vermögen in der Perspektive. Sein Vater befand sich nämlich im Prozeß mit der Regierung — einem Prozeß, den er, wie man allgemein sagte, gewinnen mußte; — nur der Zeitpunkt war nicht bestimmt. Indessen lebten Siegfrieds Eltern auf einem Gut in Österreichisch-Schlesien, das der alte Graf Werdersheim mit der größten Gemütsruhe mehr und mehr verschuldete im Hinblick auf den bevorstehenden Reichtum. —

Noch einmal beugte sich Adlin' vor — noch einmal suchte ihr Blick den undeutlichen weißen Schimmer zwischen den blauen Bergen. —

Ja, es war schön gewesen! An nichts hatte sie gedacht während dieser paar Wochen, weder an Zukunft noch Vergangenheit, sondern hatte sich tragen lassen von ihrem Schicksal weiter, immer weiter wie auf lauen, duftigen Wellen. — Wie zart er gewesen war! — wie bescheiden er jedes deutliche Aussprechen vermieden hatte — der Anblick ihres schwarzen Kleides hielt ihn zurück. Dann war es doch gekommen einmal in dem Rosengang, aus dem man zwischen sich ineinander schlingenden Maréchal Niel und gloire de Dijon-Rosen den Himmel leuchten sah — der erste Kuß — ein paar selige Thränen — Luftschlösser — der Abschied! — — — —

Momentan war an eine Verbindung nicht zu denken — aber der Prozeß konnte ja nicht lange mehr dauern, und sobald der einmal gewonnen . . . Wie wunderschön lag das Leben vor ihnen! —

Oh es war schön — selbst nach der Trennung war es schön — nur aneinander zu denken, demselben Ziel zuzustreben, war schön! . . .

Adlin' war nicht schlecht und war nicht herzlos. Ihr Gefühl für Siegfried war echt, sie liebte ihn leidenschaftlich — aber die Jahre bräutlichen Harrens damit zu verbringen, am Fenster zu sitzen und an ihrer Aussteuer zu nähen, das war nun einmal nicht ihre Sache! —

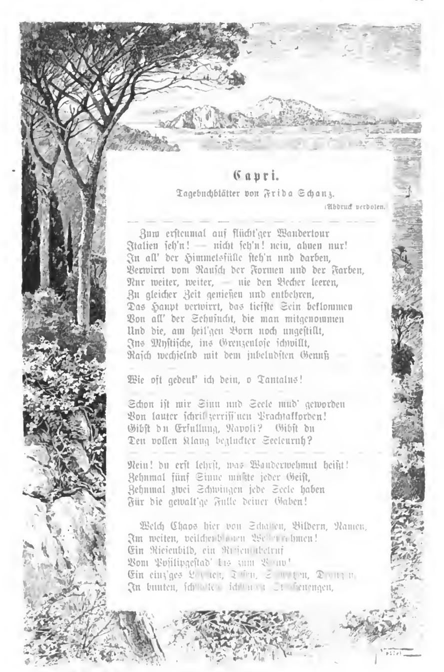
Den nächsten Winter konnte sie sich freilich noch nicht entschließen auszugehen, sie verbrachte ihn an der Riviera zwischen Duft und Sonnenschein die Zeit verträumend. Er besuchte sie einmal auf acht Tage — sie nahmen Abschied voneinander mit der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen — sie hatten sich nicht wiedergesehen seitdem. — Es war alles so fern — fern wie die Jugend — fern wie das Glück — wie der Himmel — fern — fern — noch viel ferner, fern wie die Vergangenheit — unwiederbringlich! — —

Dann kam die Zeit, wo man Lisa aufführen mußte. In Wien auszugehen, dazu konnte sich Adlin' nicht entschließen. —

Der jüngste Bruder des alten Rehberg war damals Botschaftsrat in London — unverheiratet, berief er die Schwägerin zu sich, um ihm zu helfen, ein Haus zu machen.

Und so in London — in einer ganz fremden Welt, nur um die schüchterne jüngere Schwester bei ihrem Debüts aufzumuntern, trat Adlin' von neuem auf. Ein Ball bei der Herzogin von Exeter war's. Sie hatte sich ausschließlich damit beschäftigt, Lisa zu schmücken, — sich so herzlich gefreut an der frisch erblühten, eigentümlichen Schönheit des Schwesterchens — ihr eigenes Ballkleid hatte sie, ehe sie es anthat, kaum angesehen — dann als sie zum abfahren bereit vor den Spiegel trat, mißfiel ihr etwas daran, ihr künstlerischer Sinn litt darunter. Mit unglaublicher Geschicklichkeit trennte sie den Ausputz herunter — die Falten fielen glatt und einfach — sie steckte sich ein paar rote Rosen an die Brust, zupfte ein paar Mal an ihrem Haar, wendete sich langsam herum — ja, so war es recht, nichts störendes an dem Bild! —

(Fortsetzung folgt.)



Capri.

Tagebuchblätter von Frida Schanz.

Zum erstenmal auf flücht'ger Wandertour
Italien seh'n! — nicht seh'n! nein, ahnen nur!
In all' der Himmelsfülle steh'n und darben,
Verwirrt vom Rausch der Formen und der Farben,
Nur weiter, weiter, — nie den Becher leeren,
Zu gleicher Zeit genießen und entbehren,
Das Haupt verwirrt, das tiefste Sein beklommen
Von all' der Sehnsucht, die man mitgenommen
Und die, am heil'gen Born noch ungestillt,
Ins Mystische, ins Grenzenlose schwillt,
Rasch wechselnd mit dem jubelndsten Genuß —

Wie oft gedenk' ich dein, o Tantalus!

Schon ist mir Sinn und Seele müd' geworden
Von lauter schrill zerriss'nen Prachtakkorden!
Gibst du Erfüllung, Napoli? Gibst du
Den vollen Klang beglückter Seelenruh?

Nein! du erst lehrst, was Wanderwehmut heißt!
Zehnmal fünf Sinne müßte jeder Geist,
Zehnmal zwei Schwingen jede Seele haben
Für die gewalt'ge Fülle deiner Gaben!

Welch Chaos hier von Schatten, Bildern, Namen,
Im weiten, veilchenblauen Wellenrahmen!
Ein Riesenbild, ein Riesenjubelruf
Vom Posilipgestad' bis zum Vesuv!
Ein einz'ges [illegible], [illegible], [illegible], Drängen,
In bunten, schmalen, [illegible] Straßenengen,



Verschmitzte List, — sorglose Daseinsliebe, —
Schönheit und Schmutz, — Geschrei und Taschendiebe, —
Kunstwunder, — gold'ne Mispeln, — Rosen, — Myrten,
Ein ew'ger Kampf mit Bettlern, Kutschern, Wirten,
Durch Tag und Nacht dasselbe ruhelose,
Berückende, vernichtende Getose — — — — — —

* * *

Da lockt aus blauem, traumhaft fernem Raum
Ein letztes Ziel, ein letzter Friedenstraum!
Opalgleich aus dem bunten Farbenspiel
Hebt sich ein sanftverschleiertes Profil,
Das Bild der Ruhe, der so langentbehrten,
Die Sphinxgestalt, [illegible] die Insel der Verklärten.

Addio, bella Napoli! — Ade! —
Der kleine [illegible] in See!
Ach, mit [illegible] — [illegible]
Ja, ja, da [illegible] kleines [illegible]
Denk' ich gestern [illegible] bist du [illegible]
Ein [illegible] auf [illegible]

Und doch, [illegible]
Ich [illegible] dir [illegible]
Schon [illegible]
Am [illegible]
Ein [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Ein weicher Regen von Orangendüften,
Wie heiligschön, wie still, wie wundersam!

— — — — — — — — — —

Dann auf dem kleinen steilen Landungsdamm
Ein Bubenschwarm, ein Haufen wilder Kletten,
— Moderne, kecke Bronze-Statuetten!
„Dammi un soldo!" — Und das nackte Heer
Stürzt sich der Kupfermünze nach ins Meer.
Der Winzigste erbeutet sich das Geld.

Und — hör' ich recht? — Aufjauchzt der kleine Held
Mit deutschem Wort in fremdem Stimmgetön:

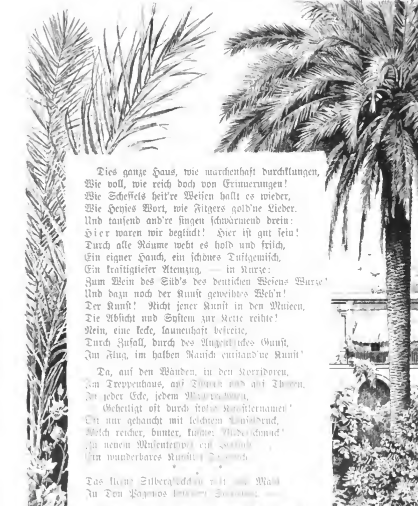
„O Königin! Das Leben ist doch schön!"

* * *

Durch Weinbergsmauern führt vom Seegestad'
Hinauf ins Städtchen der gewund'ne Pfad.
Der kleine Marktplatz — kaum zehn Ellen breit!
O wunderliebe, enge Traulichkeit!
Die Dämm'rung sinkt, die Abendglocken schwirren!
Zwei Gäßlein! — werden wir uns nicht verirren?
Wir wagen's rechts! Und sieh, es stimmt genau!
Da ist's, — da wiegen sich im Dunkelblau
Hoch über uns die stolzen Fiederhalme
Der vielgepriesenen Paganopalme!

— — — — — — — — — —

Gesiegt! Ein Zimmer im Hotel Pagan!
Und schon wie deutsche Lieder klingt's mich an,
Noch ehe bei des Pranzo Gläserklirren
Uns deutsche Klänge heimatlich umschwirren.



Dies ganze Haus, wie märchenhaft durchklungen,
Wie voll, wie reich doch von Erinnerungen!
Wie Scheffels heit're Weisen hallt es wieder,
Wie Heyses Wort, wie Fitgers gold'ne Lieder.
Und tausend and're singen schwärmend drein:
Hier waren wir beglückt! Hier ist gut sein!
Durch alle Räume webt es hold und frisch,
Ein eigner Hauch, ein schönes Duftgemisch,
Ein kraftigtiefer Atemzug, — in Kurze:
Zum Wein des Süd's des deutschen Wesens Würze!
Und dazu noch der Kunst geweihtes Weh'n!
Der Kunst! Nicht jener Kunst in den Museen,
Die Absicht und System zur Kette reihte!
Nein, eine kecke, launenhaft befreite,
Durch Zufall, durch des Augenblickes Gunst,
Im Flug, im halben Rausch entstand'ne Kunst!

Da, auf den Wänden, in den Korridoren,
Im Treppenhaus, auf [illegible] und auf Th[illegible],
In jeder Ecke, jedem [illegible],
Geheiligt oft durch stolze Künstlernamen!
Oft nur gehaucht mit leichtem [illegible]druck,
Welch reicher, bunter, [illegible] [illegible]schmuck!
Zu neuem Musentempel [illegible]
Ein wunderbares Kunst[illegible]

* * *

Das kleine Silberglöckchen [illegible] Mahl
Zu Don Pagonos [illegible]

Was möchte uns doch [illegible]
War's nur der Stimmen [illegible]
[illegible]



Wir sind, — vergnügt und fröhlich aufgenommen,
Just in den Künstlerschwarm hineingekommen,
Recht unter sorgenloses junges Blut!

Was ist der Münchner für ein Übermut!
Wie steht zu seines klugen Blicks Geblitz
Herrn Hans, dem Kölner, sein behender Witz!
Wie lustig schüttelt der berühmte Däne
Aus freier Stirn die blonde Dichtermähne
(Von Haus aus rabenschwarzer Pessimist,
Nun hier mit sich und seiner Kunst in Zwist!)
Dann jener deutsch-bescheidene Poet,
Der liebenswürdig heit're Interpret
Der halb homerischen, halb modern-grotesken,
Entzückend farbenfrischen Mauerfresken!

Das mag beim purpurdunklen Capriwein
Ein heit'rer Kunststreit einst gewesen sein,
Als, vom Gewitter in den Saal gebannt,
Um die Bemalbarkeit der weißen Wand,
Der armen Wand voll Nischen, Fenster, Kanten,
Im Kampf die Gäste Don Pagans entbrannten!
Heinz Hoffmeister entwirrte das Problem:

Der weinumkränzte Riese Polyphem,
Dazu bezechter Putten Festgelage,
Ein weißes Taubenpaar im Rosenhage,
Selbst Hiddigeigei mit dem salz'gen Fische,
Beleben keck die eine Mauernische.



So überall, auf jedem Mauerstück
Ein Stückchen Schönheit, Grazie, Witz und Glück
Gott Bacchos hier, dort eine Christgeschichte,
Da die aus Köln vertrieb'nen Heinzelwichte,
Die caprifroh zu Kopisch's Angedenken
Die schönbekränzten Weinpokale schwenken.

Am Eingang Seegesturm und Wetterguß!
Zu uns'rem Haupt ein hehrer Pegasus!
Zur kleinen off'nen Seitenthür herein
Trabt Amor gar auf seinem Eselein,
Als ew'ger Wächter zwischen Thor und Haus!

Wo fliegen über uns'ren [illegible]
Nur stets des [illegible] heit're Augen hin?

O Dagmar, [illegible],
Mit deinen Wangen, [illegible]-frischen,
Wie hast du doch [illegible]!

[illegible] senkt die [illegible]
Sich [illegible]
[illegible]

[illegible] sprechen
[illegible] „Becher!“
[illegible]

Wie lange führtet in der Götter Namen
Ihr das Symposion weiter — ohne Damen?
Hat es beim letzten Becher schon getagt? —

Ich schweige schon! — Ich habe nichts gefragt!! —

* * *

Was nun auch kommen mag! — Wer hier am Hang
Sich wilde Rosen einst zum Kranze schlang,
Wer einmal hier im Myrtengrün geruht,
Den trunk'nen Blick auf der durchsonnten Flut,
Wen dieser grenzenlose duft'ge Ring
Verklärter, weicher, holder Luft umfing,
Wer sich gebadet hier in Glück und Schein,
Der kann, der darf nicht wieder elend sein!
Wie wacht das Schärenpaar der Faraglione
Stolz dräuend unter diesem Felsenthrone!
Im Schatten glüht auf den gewalt'gen Klippen
Der weiche Kuß von roten Blumenlippen.
Und zwischen der zerriss'nen Wände Fall
Wiegt sich die Flut, [illegible] blaupurpurner Krystall!

Kein Hauch! Kein Laut! Die Möve blitzt im Blau.
In stiller Hoheit liegt die weite Schau!
Die ganze Landschaft wie ein gold'ner Vers,
Ein tiefer Vollklang aus dem Buch Homers!

* * *

Und hier, wo, [illegible] vor Äonen eingekeilt,
Das breite Thalgesenk die Insel teilt,
Wo sich ins Grün, von Schattenhauch umblaut,
Das weiße Städtchen heiter eingebaut,
Mit seinen Vignen, seinen Palmenfächern,
Den malerischen platten Kuppeldächern,
Wo schillernd über Reben und Kakteen
Die bläulichen Oliven[illegible] [illegible],
Wo sich zum Tal [illegible] Schluchtenhang[illegible],



Die goldgeflockten Ginsterbüschel drangen,
Durchstickt von schönen, flammenden Labiaten,
Von weißen Rosen, blauen Glockensaaten,
Wo alles Sein von Duft und Farbe quillt, —
Hier, ja auch hier, — welch' neues Wunderbild!
Was weht hier für ein Zauberhauch? Was fällt
Von meiner Seele trüber Traumeswelt?
Als irrer Wandervogel kam ich her,
In aller Pracht tiefinnen arm und leer,
Ein armes Menschenkind voll Drang und Leid,
Gedrückt, verwirrt, hart mit sich selbst in Streit,
Und nun, — von dieser reinen Lüfte Kuß,
Wie wach' ich auf zu seligem Genuß,
Zum hellen Frohsinn, zum Gesang, zum Flug — —
Kaum weiß mein Herz noch, daß es Ketten trug!

* * *

Und so wie mir mag es uns allen geh'n,
Die wir uns lachend hier ins Auge seh'n!

Welch' ein beglückter, übermüt'ger Chor
Stieg heute zum „Timberio" empor!
(So nennt der Insel weicher Redefluß
Den Trümmerfelsen des Tiberius!)

Dagmar, die [illegible], wie hold und frisch!
Die Maler „[illegible]" [illegible]
Im Schifferkleid, das sie sich hier erkauft,
Den schattenden Sombrero auf dem Haupt!

Die kleine [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Die helle Schalkheit blitzt ihm lichterloh
Aus blanken Augen, dem „Diavolo!“

Durch Kaktushecken führt der Weg zum Ziel.
Was von der Villa des Tyrannen blieb? — Nicht viel —:
Ein Steingewölb', Schutt, Trümmer und Geröll
Und — Stoff zu einem Capri-Scherzidyll!
Zwei brave Witwen erbten jetzt das Land,
Auf welchem einst die Marmorvilla stand,
Und jede möchte nun die letzte Halle
Für ihre Kuh zum königlichen Stalle.

Als Posse spielt der alte Menschheitshader
Den Faden fort im selben Steingequader,
Wo einst der finst're Halbgott, goldumstrotzt,
Dem Rachehaß der ganzen Welt getrotzt!
Die Moderschicht der Korridore hält
Noch einen Hauch aus jener kranken Welt,
Aus jener Fieberzeit, wo jeder Tag
Krank, überdrüssig auf dem Prunkbett lag,
Die ganze Zeit todmüde, sterbensmatt,
Verfault der Kern, die Seelen übersatt,
Und der Genesung Blüte, knospend kaum,
Noch unerkannt am starken Zeitenbaum — —

Doch heut', wie dünkt die Zeit mich knospenjung!
Was wissen wir von Übersättigung!
Wir trinken Lebensglück aus Goldpokalen,
Den Wein des Südens aus Orangenschalen.
Aufblitzt die See in zauberhafter Helle!
Und — — ja, ihr Mädchen, tanzt die Tarantelle,
Schlag' du das Tambourin, Diavolo,
Just hier, am „Salto di Tiberio!“

O Leben, du bist schön! Und welches Leben
In diesem weichen Auf- und Niederschweben!
In diesem Schwung, in dieser Blicke Glanz!
Welch' eine Harmonie in diesem Tanz!
Wie grazienhaft weiß Gina sich zu dreh'n!
Wie läßt Giannina ihre Locken weh'n!
Wie schön und scheu, wie rosenrot durchflammt
Glüht Filomena's brauner Wangensamt!



O wirbelt fort, ihr süßen Melodien!
Schnell, immer schneller fliegt der Tambourin,
Beschwingter wird der Takt, und immer wärmer
Erglüht der Beifallsdank der nord'schen Schwärmer.

Nur Dagmar jubelt nicht. Mit weißer Hand
Bricht sie sich Rosen von der Mauerwand,
Zerpflückt sie still und streut in sel'gem Schweigen
Den roten Regen in den Wirbelreigen — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Ja, du vieltausendmal durch Vers und Pinsel
Verewigte, geliebte Wunderinsel,
Du Maler- und du Dichterparadies,
Mit der Erkenntnis eines Gottgenies
Benannte dich in seinem Heimatbriefe
Der Münchner heut' —: „die Insel der Motive“.

Du wirst noch siegen unter diesem Namen!
Wohin man blickt, in jedem Mauerrahmen,
In allen Felsen-, allen Thorcoulissen,
Von zartem Schimmer zauberhaft umrissen,
Bunt, sprühend, purpurn, golden und oliv,
Steht's fertig da, [illegible] das glänzendste Motiv!

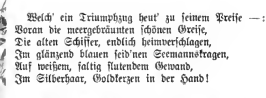
Auf Schritt und Tritt um Don Pagans Hotel
Taucht ein Motiv auf, triffst du ein Modell!
Das ganze Bau Genist, das heimlich-enge,
Die Gärtchen, Tr[illegible]pen, Brückchen, Säulengänge,
Die Pa[illegible]menkronen ob den schmalen Pfaden,
Die roten Ro[illegible]en auf den Ballustraden, —
Und dann, [illegible] im den Maler und den Dichter
Das [illegible] die prächtigen Gesichter!

Auf hellem Grund wie lacht das warme Braun,
Das samt'ne Aug' der schönen Capri-Frau'n!
Es ist, als lebt die Schönheitswelt der Alten
Noch einmal auf in diesen Reizgestalten.
Welch' edles Schreiten, ruhig, ohne Hast,
Bergauf, bergab, auf zartem Haupt die Last
Der Steine, der gehenkelten Amphoren, — — —
Schlank, sonnig, leicht, wie Renis luft'ge Horen!
Und dennoch liegt auf dieser Lieblichkeit
Der Tau von Ernst, von Leidenschaft und Leid!
Sehnsucht heißt dieser Augen feuchter Schimmer.
Die Liebsten fern zu wissen, oft, fast immer
Auf weiter Fahrt, in ihren schwanken Schiffen,
Korallen beutend an den fernsten Riffen, —
In Sehnsucht harren müssen, sorgen, sinnen — —
Das ist das Leben der Capreserinnen.

* * *

Laßt alle Hoffnung sinken! Lernt verzichten,
Das Bild zu malen oder nachzudichten,
Das sich im Glanz von Weiß und Blau und Gold
Vor uns'ren Augen heute aufgerollt!
Ach, was sind Verse, was heißt Farbenmischen
Vor diesem Überfluß des Malerischen!

Grell jubelte der großen Pauken Ton;
Zum Meer hernieder zog die Prozession
Stolz, farbenprächtig, weihrauchduftumschleiert,
Kerzenumflammt! — Kein Herr der Erde feiert
So pomphaft malerisch sein Namensfest,
Wie der Patron von diesem Inselnest!



Welch' ein Triumphzug heut' zu seinem Preise —:
Voran die meergebräunten schönen Greise,
Die alten Schiffer, endlich heimverschlagen,
Im glänzend blauen seid'nen Seemannskragen,
Auf weißem, faltig flutendem Gewand,
Im Silberhaar, Goldkerzen in der Hand!

Dann, mit Gesang, wie Lilien im Gepränge,
Der schlanken Mädchen weiße Blütenmenge!
Lichtblaue Schleier wehten wie im Spiele,
Verhüllend um die reizenden Profile,
Die Wimpern ruhten, die gebog'nen, langen,
Sittsam gesenkt auf schmalen, weichen Wangen.

Darauf der Mittelpunkt der Prozession:
Der Heil'ge selbst auf seinem Rosenthron,
Dann Kirchendiener, bunter Fahnen Wehn.

Und dann, — das Schönste, was ich je geseh'n —:
Mit bunten Kränzen im gelösten Haar
Der schönen Kinder lange Engelschar!
Wie hold mit ihren frommen Kinderstirnen,
Wie rührend, heilig süß die kleinen Dirnen,
In ihren weißen Kleidchen, deren Falten
Bis nieder zu den braunen Füßchen wallten!
Die wilden Buben selbst mit Engelmienen,
Im Engelkleid! — und mitten unter ihnen,
Heut' seiner frommen, gold'nen Flüglein froh,
Mein brauner Erzschelm, mein Diavolo!

Begeistert zogen wir im Sonnenglanz
Zum Meer hernieder. Heiliger Costanz,
Wir haben dir und deiner Heiligkeit
Mit freud'ger Seele diesen Tag geweiht!



Wir haben, fast vom Paukenlärm bethört,
Im Kirchlein stundenlang dein Lob gehört,
Dann auf dem Markte kinderhaft verwandelt,
Dein heil'ges Bild in Kuchenteig erhandelt
Und noch am Abend, seligfroh gelaunt,
Dein farbenfrohes Feuerwerk bestaunt.

Was wir zu deinem Ruhme beigetragen,
Geschah von Herzen, und ich muß es sagen
Du Heil'ger, schon um dieses Tags Genuß
Verdienst du deinen Panegyricus!

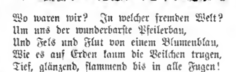
— —

Ich bin hier wie im Traume! Ich versäume
Das Denken ganz! Ich weiß es, daß ich träume
Und möchte jeden doch, der zu mir spricht,
Mit heißen Thränen flehen: Weckt mich nicht!

Heut war ich vollends selig, vollends weit
Vom festen Boden wahrer Wirklichkeit.
Ich weiß nicht, war's im Schlummer, war's im Wachen

Wir fuhren rasch in einem leichten Nachen,
Von duft'gem Wind umschmeichelt, Hand in Hand
Auf hoher See um eine Felsenwand.
Wir sah'n die purpurblauen Fluten wallen,
Wir sahen zartes Flechtwerk von Korallen
An feuchten Hängen, brennend, purpurrot.
Dann ward es dunkel, still! Wir waren tot:
Wir lagen eingesargt, langausgestreckt,
Im kleinen Kahn, von Nacht und Ruh bedeckt,
Und wie ein Echo nur vom Lebenstag
Klang aus der Ferne leiser Wellenschlag

Auf einmal aber schwand die holde Nacht,
Und „Ecco!“ rief es hell „Erwacht! Erwacht!“
Wir blickten auf, das Dunkel war erhellt.



Wo waren wir? In welcher fremden Welt?
Um uns der wunderbarste Pfeilerbau,
Und Fels und Flut von einem Blumenblau,
Wie es auf Erden kaum die Veilchen trugen,
Tief, glänzend, flammend bis in alle Fugen!

In die verklärte Halle brach der Schein
Von einem einz'gen fernen Stern herein,
Und dennoch war das Licht in diesem Reich
Dem Glanze heller Silbersonnen gleich.
Von Silber war der Kahn, in dem wir schwammen,
Aus blauen Steinen zuckten Silberflammen,
Und selbst das Antlitz der Gefährten trug
Den stillen, silberbleichen Geisterzug — — —

Wie es am Tage oft mit Traumesbildern
Uns geht, — ich weiß das Ende nicht zu schildern.
Ich weiß nur, daß das schöne Bild zerrann,
Daß wieder Dunkel uns umfing — und dann
Daß wir vom Tode, rascher als wir dachten,
Im Sonnenschein der alten Welt erwachten,
Der alten Welt, hier herrlich ohne Maß,
Sodaß man auch den Himmel gern vergaß.

— — — — — — — — — —

Du Felsenpfad hoch überm Meergestad,
Du luft'ger, lieber Anacapri-Pfad,
Den wir so oft gewandelt, hin, zurück,
Auch du gehörst zu uns'rem Capriglück!
Nachmittags schon in voller Sonnenglut
Ging es hinaus mit Schirm und Schattenhut: —
Der Blütenduft des dichten Rebgeflechts
Quoll aus den Winzergärten links und rechts.
Wie flammten Ginster dann und Nelkensaaten
Im Schloßhof Barbarossas, des Piraten!
Wie lag die blaue Ferne zart und klar
Vor unseren Blicken hoch vom Mon Salar!



Im Dorf, noch überhaucht vom Sonnenfeuer,
Lag schon der Schatten zwischen dem Gemäuer;
Gar freundlich öffnen nach den Straßenengen
Die Vignen sich mit ihren Säulengängen,
Und köstlich prunkt mit purpurnem Geflock
Vor jedem weißen Haus der Nelkenstock.

Und dann, — der Heimweg überm Meergestad
Auf dem geliebten Anacapripfad!
Die Sonne sinkt; in Flammen steht die Flut.
Der ganze Himmel glüht von Gold und Blut.
Lichtblau, entgegen dem durchflammten Raum,
Hebt Ischia seinen weichen Bergessaum;
Die Festlandlinie, fein und lang gekettet,
Liegt schon im duft'gen Schatten eingebettet,
Nur spielend durch der Schleier grauen Hauch
Sprüht der Vesuv den golddurchzuckten Rauch.

— — — — — — — —

Mit Rosen kränzten sie uns den Pokal!
Zum letztenmal! Nun doch zum letztenmal!
Schon morgen rauscht die See den Abschiedsruch!
Annita! stelle den Granatenbusch
Dicht vor mich in der Kerze Kreis. — Noch lacht
Durchs Blattwerk die ambrosischweiche Nacht!
Noch spiegelt sich des Mondes Sichelschein
Wie blanker Stahl im roten Inselwein,
Noch strahlen der Gefährten heit're Mienen,
Noch tönen Lieder zu den Mandolinen,
Die Palme rauscht, Orangen duften süß;
Noch lächeln uns Apoll und Dionys!

— — — —

Und nun, — aufsprüht das letzte Morgenrot,
Am Felsenufer wartet unser Boot.
Nur keine Wehmut, nur kein Leid beim Scheiden!
Lebt alle wohl!
— — — — Lebt zehnfach wohl, ihr beiden,



Die ihr am Erospfeile, goldgespitzt,
Euch hier beim Myrtensuchen wundgeritzt!
Nehmt meinen frohen Segen zum Ade!
Vertrau dem Schalk nur, kleine Nordlandsfee!
Was wollt ihr mehr, ihr liebenden Genossen,
Als einen Bund, im Paradies geschlossen?

* * *

Nach langer Zeit, daheim, in Herbsteswettern,
Sei noch ein Blatt gefugt zu diesen Blättern,
Zu dieser Zeilen harmlos heit'rem Schwung,
Ein stilles Herbstblatt der Erinnerung!

Längst wieder lächeln uns der Heimat Sterne.
Verschmerzt ist jenes Sehnen nach der Ferne,
Das noch ein Weilchen in den Adern zuckt,
Bis mit den Koffern, kreuz und quer bedruckt,
Man all den Überschwang bei Seite stellt,
Als lästig in der engen Alltagswelt

Und ach, nur selten kramt man unterm Dach
Nach Schätzen im Erinnerungs-Rumpelfach.

Dann fängt das Herz gar seltsam an zu hammern.
Wir sehen eine Insellinie dämmern,
Zart wie Opal, aus veilchenfarb'ner Flut;
Orangen duften in des Südens Glut.
Die Purpurwelle schlägt an unsern Kahn,
Und [illegible] und rauscht die Palme von Pagan —

Nein, nein, wie laut die Freude auch [illegible]
Wir haben damals nicht zu viel geschwärmt.

O Wintersturm, der hier die Flur bereift,
Wenn jetzt dein Flügel meine Insel streift,
Sag' ihr mit leisem Gruß, mit sanftem Wehn
Dies eine, liebe Wort: [illegible]



Ein glücklicher Fang. Nach d



m Gemälde von Adolf Eberle.



P. S.

Von L. Bürkner.

(Abdruck verboten.)

Eine Einladung zu Onkel und Tante Möller auf Altenhofen ist für den Empfänger eine Art Freibrief zur irdischen Glückseligkeit.

Nirgend auf der ganzen Welt kann es ein behaglicheres altes Nest geben als Altenhofen und nirgend noch zwei Menschen, die es so sehr verstehen, sich und andern das Leben angenehm und gemütlich zu machen, als Onkelchen Karl und die liebe, alte, immer hilfsbereite, immer strickende, immer fröhliche Tante Minchen.

Als wir noch Kinder waren, gab es in dem herrlichen alten Hause hundert Winkel und Eckchen, in denen man Verstecken und Räuber und Gendarm spielen und sich zur Dämmerzeit so prächtig gruseln konnte. — Onkelchen stand lächelnd und behaglich in einem der weiten kühlen Gänge, wenn das wilde Heer an ihm vorüberbrauste. Im Garten wuchsen ungezählte Stachelbeerbüsche und Obstbäume, von denen uns jeder tributpflichtig war. Einen Baum gab es sogar, der eine ganz besondere Frucht trug, und zwar einmal im Jahre. Wenn die Ferienzeit kam, die Zeugnisse gut ausgefallen waren und die vergnügte Gesellschaft der Neffen und Nichten vollzählig auf Altenhofen eingerückt, dann gabs an einem der ersten Nachmittage ein großes Fest.

Onkel und Tantchen an der Spitze ging's in den Park zu dem geheimnisvollen Baum.

Da stand er, — prangend mit den prächtigsten, goldbraunen, zuckerbestreuten — Sahnewaffeln, die eine verdächtige Ähnlichkeit mit denen hatten, die Tante Minchen so unübertrefflich zu backen verstand. Ach, dieses Hallo, dieser Jubel! Ein wahrer Sturm entstand, die Buben kletterten, die Mädchen breiteten die Schürzen aus, und Onkel und Tantchen waren selig.

Daß auf Altenhofen ein Ponywagen und zahme Kaninchen und ein Dutzend Hunde und Hunderte von Tauben ein fröhliches Dasein führten, ist zu natürlich, um weiter darauf einzugehen. Aber nach und nach werden die Nichten und Neffen größer und älter.

Der Waffelbaum trägt seine Früchte nicht mehr — er ist zu alt geworden, meint Tantchen, — und die Obstbäume retten wenigstens noch einen Teil ihrer Ernte zu einem besseren Leben in Tantchens Einmachebüchsen. Aber deshalb ist's noch lange nicht langweilig in Altenhofen. Aus den Jungens werden allgemach Studenten und nachher Referendare und Kandidaten der Medizin oder angehende Kommerzienräte oder zukünftige Feldmarschälle; und die Mädchen tragen lange Kleider, versuchen in den ersten Tagen ihres Aufenthalts in Altenhofen würdig und damenhaft zu thun und sind ihren Vettern gegenüber etwas schnippisch und schulmeisterisch. Aber lange dauert's nicht. Herrliche Picknicks im Walde gibt's, Tanz auf dem Rasen nach einer quiekenden Klarinette, und die alte gute Kinderfreundschaft ist schnell wieder hergestellt. — Das ist Altenhofen.

Ich bin dies Jahr der erste, der seinen Einzug hält. Ich habe einen angestrengten Winter hinter mir, bin wohlbestallter Assessor geworden und habe wirklich eine Erholung ein klein wenig nötig. Wo wär's also

besser als bei Onkelchen Karl. Stundenlang unter den alten Parkbäumen im Grase liegen und in den blauen Himmel schauen und dazwischen Tantchens Meisterwerken der Kochkunst alle Ehre anthun — kann's etwas Herrlicheres geben für einen Menschen, der vorläufig am Ziele seiner Wünsche angelangt ist und kein drohendes Examengespenst am Horizonte seines Glückes auftauchen sieht?

Und doch! — Und doch scheint mir in diesem Jahre der Himmel nicht so blau und die Buchen nicht so grün und der Rasen nicht so samtweich als sonst; und doch lassen mich Tantchens ausgesuchteste Leckerbissen zuweilen ungerührt. Wenn ich auf meinem Lieblingsplätzchen sitze und ernstlich versuche gar nichts zu denken, — so recht gedankenvoll glücklich zu sein, — da bin ich gewöhnlich am unglücklichsten.

Es rauscht und knistert in den Büschen und schlüpft durch das Gezweige. Ich sehe ein flatterndes weißes oder blaues oder rosa Sommerkleid. Ein rosiges achtzehnjähriges Gesichtchen mit schelmischen Blauaugen lugt da und dort hervor. Aber, wenn ich schärfer hinschaue, ist alles still und leer.

Herzige Emmy! Süßeste aller Nichten Onkelchens! Schelmischer, boshafter, kleiner Kobold! Wer könnte wochenlang neben dir in idyllischer Ländlichkeit leben, ohne deinem Zauber rettungslos zu verfallen?

Und dann steigt eine Erinnerung in mir auf, — eine Erinnerung an einen warmen, herrlichen Maitag, und ich sehe Emmy deutlich vor mir und stehe in dem großen Saale des alten Hauses und sehe einen beschriebenen Briefbogen, und die Buchstaben werden groß, immer größer, riesengroß, — und dann erwache ich aus meinen Träumereien.

Nach solchen Visionen bin ich gewöhnlich am mißlaunigsten. Tantchen betrachtet mich dann zuweilen mit einem besorgten Blick, und Onkelchen nimmt die geliebte Pfeife aus dem Munde und sieht einen Augenblick aus, als ob er etwas sagen wollte, sagt aber nichts. Eines schönen Nachmittags hat indessen Onkelchens Schweigsamkeit ein Ende, und er schwingt sich sogar zu einer kleinen Rede auf, in deren Verlauf mir zu meinem Schrecken klar wird, daß das Geheimnis, welches ich abgrundtief in meiner Brust verborgen glaubte, sonnenklar vor Onkelchens und Tantchens erfahrenen Augen liegt.

„Siehst du, mein Junge," so ist etwa der Schluß, „Tante Minchen hat es zuerst herausgekriegt. Ja, die Weiber! Sie gucken einem durch und durch. Nun leugne also nicht ab, es hilft dir doch nichts, sondern erzähle lieber, was dir denn eigentlich in die Quere gekommen ist. Erst dachte ich, du hättest vielleicht Schulden, oder sonst Unannehmlichkeiten, aber Minchen —"

„Jawohl," fällt Tante Minchen ein und lächelt ein klein wenig. „Onkelchen macht sich wirklich Gedanken um dich, aber wer vorigen Sommer nur ein bißchen scharfe Augen hatte, der mußte doch gleich sehen wie es mit Emmy und dir stand! Und das muß ich sagen, deine plötzliche Abreise hat mich damals recht erstaunt."

„Ja," fährt Onkel fort, „wie Tantchen meinte, die Sache sei nun so recht im Zuge, — auf einmal fällt's dem Herrn Referendar Knall und Fall ein, abzureisen. Und nun bist du wieder da und läßt die Ohren hängen. Aber wir wollen jetzt wissen, was es gegeben hat."

So interpelliert, muß ich natürlich die traurige Geschichte erzählen.

Und während ich erzähle, wird mir ganz warm ums Herz. Die herrlichen Maitage des vorigen Jahres steigen vor mir auf, und Emmys schlanke Gestalt und süßes Gesichtchen sind mir wieder ganz nahe.

Ich mache herrliche Streifzüge mit ihr in den Wäldern, und wir gondeln in silbernen Mondnächten auf dem großen Weiher, und manchmal — einen flüchtigen Augenblick lang — sehen mich die schelmischen Kinderaugen mit einem Ausdrucke an, der mich zum glücklichsten der Sterblichen macht.

Und eines schönen Nachmittags fasse ich den festen Entschluß, Emmy alles zu sagen, was mein Herz erfüllt. Die Gelegenheit ist sehr günstig.

Onkel und Tante sind zum Besuch ausgefahren, und Emmy ist oben, im Heiligtum des Hauses, im „Saal," und schreibt Briefe. Also Mut!

Etwas greift mich wie mit eiserner Faust in den Nacken, und ein anderes Etwas steigt mir in der Kehle auf, während ich die Treppe hinaufgehe. Aber einstweilen ist diese Angst unnötig, denn Emmy ist nicht

oben. Auf dem alten Schreibpult liegt ein beschriebener Briefbogen. Ganz gedankenlos gehe ich näher, und —! Mitten auf der Seite steht mein Name, recht deutlich, groß, mit Lateinschrift geschrieben.

„Sie hat was von dir geschrieben," flüstert die Stimme eindringlich in mein Ohr, „lies es, lies es!"

„Pfui, Otto, fremde Briefe lesen," wispert eine andere Stimme.

„Du hast ein Recht zu wissen, was sie von dir denkt," hetzt die erste.

„Nein, nein," warnt Numero zwei.

Aber ich bin schon ganz nahe gegangen und beuge mich weit, weit vor und lese begierig. Da steht's:

„P. S. Auch Vetter Otto beehrt augenblicklich dies niedere Haus mit seiner hohen Gegenwart. Du wirst Dich sicherlich dafür interessieren, ich weiß ja, daß er im vergangenen Winter einer Deiner Hapttänzer war! Er ist unausstehlicher als je. Manchmal wünschte ich —"

Horch, ging da nicht eine Thüre? Ich schrecke zusammen. Fort, nur fort, nur Emmy jetzt nicht begegnen, das ist mein einziger Gedanke. Und wie gejagt, stürze ich zur Thüre hinaus, die Treppe hinab.

So weit bin ich mit meiner betrüblichen Erzählung gekommen, als mich ein dröhnendes Lachen Onkelchens aufschreckt. Ja, Onkel Karl lacht, — lacht, daß sein rundes Gesicht glühendrot ist und sein ganzer behäbiger Korpus sich schüttelt vor Vergnügen. Lacht so sehr, daß er nur mit Mühe herauspusten kann: „O jeh, o jeh, Minchen, Altchen, hast du's gehört? — O du Vorwitz! O, das ist die köstlichste Geschichte, die je in Altenhofen passiert ist, seit dreißig Jahren."

Und Tantchen ist ganz jugendlich errötet und hat einen Ausdruck in ihrem noch immer hübschen Gesicht, den ich mir durchaus nicht erklären kann. Aber Onkelchen läßt mir keine Zeit zum Nachdenken und Verwundern. „Also unausstehlich bist du," kichert er, „'s ist zu köstlich! — Und sonst stand nichts in dem Schreibebrief! Nicht etwa, du hättest eine kartoffelförmige Nase, die sich bei der geringsten Aufregung rosig färbt?" — und Onkel schielt auf sein eignes Riechorgan, das wirklich diese Eigenschaften aufweist.

„Nein," sage ich befremdet, „aber habe ich die denn?" (Nebenbei bemerkt, bilde ich mir nicht wenig auf mein klassisches Profil ein.)

„Und auch nicht, du hättest ein paar kurze dicke Beinchen, die du beim Tanzen auf eine sehr drollige Art durcheinander wirbeltest?"

„Nein," erwidere ich sehr erstaunt und betrachte die bewußten Gliedmaßen, die sich durch eine respektable Länge auszeichnen.

„Und auch nicht, du sängest zur Guitarre sehr angenehm durch die Nase?" brüllt Onkelchen jetzt förmlich los und bekommt wieder einen endlosen Lachanfall.

Ich schaue ratlos von Onkel auf Tante. Tante hat ein paarmal mißbilligend „Aber Alter!" gesagt und etwas verlegen ausgesehen.

„Onkelchen, ich spiele ja aber gar nicht Guitarre und was meine Stimme anbetrifft —"

„Nein, du thust es nicht," ruft Onkelchen kichernd vor unendlichem Vergnügen, „aber ich, ich habe es gethan; ja, und habe durch die Nase gesungen und habe eine rosa Kartoffelnase und kurze dicke Beinchen, he, habe ich nicht?"

Eine Ahnung, ein dunkles Verständnis blitzt in mir auf.

„O du heilige Einfalt!" lacht Onkelchen weiter, „also davon hast du dich verblüffen lassen? Das will ein Advokat werden und versteht sich so schlecht auf die menschliche Natur! ‚Unausstehlich,' hat sie geschrieben, — aber Junge, was besseres hätte sie gar nicht schreiben können; wenn sie gesagt hätte, etwa ‚mein netter Vetter Otto,' — oder so was ähnliches, dann hättest du 10 gegen 1 wetten können, daß du ihr gleichgiltig seiest, aber ‚unausstehlich.' Die Mädchen finden stets ihre Anbeter unausstehlich, — vor Freundinnen, — bis die Sache zum Klappen kommt. Und nun komm' mal mit rauf in den Saal, da will ich dir eine Geschichte erzählen und ein Dokument zeigen, na, du wirst deine einzige Freude dran haben. — Nicht entwischen, Minchen," — und Onkelchen bietet Tante, die eben geräuschlos verschwinden will, galant seinen Arm an. „Weißt du, mein Junge, Tantchen hat eigentlich nicht gern, daß man davon redet, und deswegen habe ich's auch nie gethan, — aber bei der Gelegenheit kann man

nicht drüber schweigen, was meinst du, Minchen?" — Und so wandeln wir selbdritt hinauf.

Im „Saal" ist es ebenso angenehm kühl wie an dem heißen Maitage, als ich Emmy suchte. Onkel tritt an einen uralten, schnörkeligen Rokokoschrank mit unendlichen Schubfächern und kleinen Schränkchen und holt etwas heraus, ein zusammengefaltetes Papier. Dann setzen wir uns auf die glatten, mit Roßhaarstoff überzogenen Stühle, und Onkelchen erzählt:

„Siehst du, mein Junge, so wie es heute hier aussieht, so sah es vor nun dreißig Jahren gerade aus, als ich als Volontär, wie man heute sagt, hier auf meines Schwiegervaters Gut kam. Der alte Schreibeschrank stand auf demselben Platz, die zwei Konsolchen mit dem Strauß aus Reis und Kaffeebohnen und Erbsen waren da, und von dem Omnibus, — so hieß das Kanapee damals auch schon, — rutschte man gerade so herunter wie heute, nur etwas schneller, weil damals das Roßhaargewebe noch glätter war, und das Sitzpolster nach vorn so recht hübsch schräg abfiel, — eine geniale Erfindung des Verfertigers, — na, wir haben's schon ein bischen platt gesessen im Lauf der Jahre. — Die Vorhänge waren gerade so hübsch himmelblau gestärkt, wie deine Tante das noch jetzt liebt, nur statt des augenblicklichen Sofakissens, — ich glaube, Emmy hat es gestärkt — war ein sehr hübsches da, ein Perlenhund mit einer sehr naturgetreuen Zunge aus feuerrotem Tuch. Minchen hatte das Scheusal verbrochen und fand es reizend. Ja, also alles war genau so, nur Minchen war ein bischen anders." Und Onkel legt wahrhaftig seinen Arm um Tante Minchen und drückt sie zärtlich an sich. „Minchen war ein süßes achtzehnjähriges Dingelchen mit den allerschönsten Vergißmeinnichtaugen, mit rosenroten Bäckchen, mit einem Kußmäulchen und mit den prächtigsten Blondzöpfen von der Welt. Ich war noch nicht vierzehn Tage da, da wußte ich ganz genau, daß es auf der weiten Welt nichts Herzigeres geben könnte als Minchen. Wenn sie in ihrem himmelblauen Wollmusselinkleid, — ja, mein Junge, das waren noch Kleider, anders als heute deine Emmy in ihrem grünen oder gelben, oder wenn's hoch kommt, weißen Futteral — mit bauschigen Volants bis an die Schneppentaille und hübsch ausgeschnitten, wie es sich für warme Sonntage paßte, — ja, wenn sie darin herankam, — da hüpfte mir das Herz. Oder gar in einem weißen Kleid, — mit großen rosa Rosen drein gewirkt, und mit eingewebten Rosenguirlanden um und um, da war sie nun rein zum Aufessen. Na, daß ich's kurz mache, ich war verliebt, verliebt bis über die Haarspitzen und das wurde jeden Tag toller. Ein halbes Jahr ging darüber hin, da sah ich ein, daß die Geschichte nicht mehr so weitergehen könne. Äußere Hindernisse gab es keine, ich war der einzige Sohn aus einem vermögenden Hause, Minchens Vater und der meine waren gute Freunde und hätten gewiß unsere Verlobung gerne gesehen, also, da war kein Hindernis. Aber Minchen selber, — Minchen war ganz unerforschlich. Manchmal machte sie sich ein bißchen über mich lustig und manchmal wich sie mir aus, einmal glaubte ich, sie habe mich ein wenig gern, und einmal versank ich in die schwärzeste Verzweiflung, — kurz, ich machte alle Stadien von himmelhoch jauchzend bis zu Tode betrübt ganz gewissenhaft durch. Ich wäre für sie ins Wasser gesprungen, oder ins Feuer, ich hätte sie aus Räuberhänden befreit, kurz, ich hätte zu den verwegensten Dingen Courage gehabt, nur nicht — zu einem Heiratsantrag. Wenn ich nur daran dachte, war mir's, als ob eine unsichtbare, aber sehr kräftige Faust mir die Kehle zuschnürte. Und so kam der verhängnisvolle Tag. Es war ein schöner, heißer Julitag, — just wie heut' — und Sonntag dazu, und Minchen hatte heute in der Kirche in dem bewußten weißen rosenbeguirlandeten Kleid so — so zum Verrücktwerden hübsch ausgesehen, daß ich einen kühnen Entschluß faßte. — Am Nachmittag sollten wir zur Kirchweih fahren und da mit ansehen, wie die gesamte jennesse dorée der Umgegend Minchen aufs allereifrigste bekurte, — nein, das ging über meine Kräfte. Heute wollte ich's ins Reine bringen, jetzt gleich. Der Augenblick war sehr günstig, meine würdigen Schwiegereltern in spe machten ein Nachmittagsschläfchen, und Minchen war allein oben im Saal. Mit den Gefühlen eines zum Schaffot Gehenden schlich ich die Treppe hinauf. Die bewußte Faust krallte sich

schon wieder fest um meinen Hals. Aber mit wahrer Todesverachtung stieß ich die Thür auf. Jetzt oder nie. Aber der Saal war leer. Sie mußte im Augenblick fortgegangen sein, denn die Feder, mit der sie auf einen großen Briefbogen eine Seite von oben bis unten beschrieben hatte, lag noch tintenfeucht da. Ich wollte den Brief nicht lesen, gewiß nicht, gerade so wenig wie du, mein Junge. Aber mit einer ganz erschreckenden Deutlichkeit leuchtete mein eigner Name mit großen steilen Buchstaben geschrieben mir mitten aus dem Bogen entgegen. ‚Sie hat etwas von dir geschrieben,‘ flüsterte der Dämon in mir, — ‚da kannst du vielleicht sehen, was sie von dir hält,‘ — und ich beugte mich weit vor über den Bogen und las.“

Onkel Karl warf einen lächelnden Blick auf Tante Minchen, die wieder ganz rot wurde und förmlich jugendlich hübsch aussah. Dann faltete er sehr umständlich und förmlich den großen Bogen auseinander und las mit lauter pathetischer Stimme:

‚P. S. Da hätte ich vor lauter wichtigen Dingen beinahe vergessen, daß Du Dich ja so sehr eifrig nach dem Befinden von Herrn Möller erkundigt hast. Du scheinst Dich ja ganz außerordentlich für ihn zu interessieren. Ich kann seine runde Nase, die sich, wenn er in die Hitze kommt, schön rosa färbt, nicht so bezaubernd finden. Er tanzt ja ganz gut, was Du so sehr hervorhebst, aber wenn man ihm dabei zusieht, wirft er seine kurzen dicken Beinchen doch gar zu drollig durcheinander. Und seine Stimme! Ich habe wirklich noch nicht darauf geachtet, ob sie zur Guitarre so seelenvoll klingt, aber daß er durch die Nase singt —‘

So weit war das Opus gediehen. Mit welchen Gefühlen ich las, kannst du dir denken. Als ich aber ganz zerschmettert den Kopf erhob, wer stand in der Thüre — Minchen, — Minchen blutrot, mit einem halb zornigen, halb ängstlichen Blick in den Augen und mit vorgestreckten Händen, als wollte sie mir den Unglücksbrief entreißen.

‚Fräulein Minchen,‘ stotterte ich, ‚ich ich, ich wollte, ich dachte —‘

‚Sie haben das da gelesen,‘ rief Minchen, zornig ängstlich, mit erstickter Stimme.

‚Ja, ich hab's,‘ sagte ich und besann mich nun erst so recht, daß alles vorbei sei, ‚ich hab's, und da wird's besser sein, wenn ich —‘

‚O Gott, o Gott,‘ schluchzte Minchen jämmerlich, ‚o, was habe ich angefangen, o, warum sind Sie so unartig gewesen, wie schrecklich, wie schrecklich.‘ Und dann brach sie in einen Thränenstrom aus.

Ich stand ratlos vor ihr. Wenn ich ihr so lächerlich vorkam, warum weinte sie denn so herzbrechend? Ich versuchte, sanft ihre Hände von ihren Augen wegzunehmen.

‚Fräulein Minchen,‘ sagte ich, ‚weinen Sie mir nicht so sehr, es ist ja nicht so schlimm.‘

Aber diese Beruhigungsversuche hatten durchaus nicht den gewünschten Erfolg. Minchen brach in ein noch heftigeres Schluchzen aus.

‚O Gott,‘ jammerte sie, ‚es war doch nur Ärger von mir, weil die dumme Jescha sich immer so nach Ihnen erkundigt, — und ich dachte, — sie wäre in sie — verliebt, — o Gott, — und — und, wenn ich geschrieben hätte, — Sie wären so nett, — und, und — Sie gefielen mir, — dann, dann —‘

Ein doppelter Regenbogen, Sonne, Mond und ein ganzer Sternenhimmel gingen auf einmal vor mir auf.

‚Minchen,‘ jubelte ich, ‚einziges herziges, süßes Minchen, sagen Sie mir nur ein Wörtchen. Haben Sie mich ein kleines bißchen lieb?‘

‚Ich glaube,‘ schluchzte Minchen.

‚Trotz meiner Kartoffelnase und meiner —‘

‚O seien Sie um Gotteswillen still — ich schäme mich tot. Bitte, verzeihen Sie mir doch.‘ Und ein erneuter Thränenstrom folgte.

Na, mein Junge, was nun kam, brauche ich dir nicht zu erzählen. — Komm mal her, Alte, gib mir einen Kuß. — So. — Siehst du, mein Junge, so wurden wir ein Paar, und dies ist für dich eine sehr merkwürdige und lehrreiche Geschichte. Der Brief wurde nicht abgeschickt, ich hebe ihn auf; es ist mein liebstes Andenken. Und jetzt, mein Junge, laden wir Emmy ein.“

— — — — — — — — —

Altenhofen, 26. Juli 189..

Liebe Emmy!

Tantchen hat augenblicklich so furchtbar viel zu thun mit Obsteinkochen und großer

Wäsche und so weiter, daß es wirklich lieb und nett wäre, wenn Du ihr ein bißchen dabei helfen wolltest. Mama erlaubt es gewiß gerne. Bringe Dir aber auch ein paar Ballkleider mit, es ist nächsten Monat verschiedenes hier los. Wir erwarten Dich anfangs nächster Woche. Ich glaube, Tantchen will Dir auch noch ein paar Zeilen schreiben. Herzlichen Gruß

Dein alter Onkel Karl.

P. S. Otto ist auch für ein paar Tage hier. Er hat seinen Assessor gemacht und beabsichtigt, sich in der Nähe irgendwo als Advokat niederzulassen. Ich glaube neulich bemerkt zu haben, daß ihr beide ein bißchen, — wie soll ich gleich sagen, — auf gespanntem Fuße lebt. Der arme Junge, er ist recht überarbeitet, ich behielt ihn gerne hier. Wenn das Dir aber etwa unangenehm sein sollte, so sage mir's nur, ich lasse ihn dann gehen. Also komme bald. D. O.

Altenhofen, 26. 7. 189..

Liebe Emmy!

Was Onkelchen von Obsteinkochen und Wäsche schreibt, ist alles Unsinn! Er wünscht Dich eben sehr herbei, und da ist ihm jeder Vorwand gut genug. Richte Dich nur für einen recht langen Aufenthalt ein. Recht viel helle hübsche Kleider bringe Dir mit. Der junge Liebenau erkundigt sich beinahe täglich nach Dir. Wenn Du Frau von Liebenau werden willst, so glaube ich steht dem nichts Besonderes im Wege. Liebenaus geben anfangs August ein großes Fest. Bringe Dir also auch dafür passende Toilette mit. Es erwartet Dich sehnlichst

Deine alte Tante Minchen.

P. S. Otto ist recht blaß und nachdenklich geworden. Neulich sprachen wir von Dir, da wurde er auf einmal ganz lebhaft. Ich glaube, Du hast ihn im Mai ziemlich schlecht behandelt. Der arme Junge!

P. S. Denke Dir, Gusta Liebenau ist wirklich in Otto verliebt. Wenn Du ihn nicht wolltest, wäre sie, glaube ich, eine recht passende Frau für ihn — Liebenau und Du, — Otto und Gusta.

28. Juli 189.

Liebes altes Onkelchen!

Natürlich komme ich, und wie gern. Ich will den ganzen Tag Gelee kochen und Wäsche einlegen. Ballkleider? Wozu Ballkleider? Wenn man so viel zu thun hat, geht man nicht auf Festivitäten. Ich komme Montag Abend. Herzlichen Gruß und Kuß. Deine Emmy.

P. S. Warum sollte denn Otto meinetwegen fortgeschickt werden? Das wäre doch mehr als anmaßend meinerseits. Wir haben auch gar nichts miteinander, er war wirklich sehr komisch und sehr zurückhaltend im Mai. Ich kann ihm doch nicht um den Hals fallen.

P. S. Komme nur nicht mit dem Wagen auf die Station. Du weißt, wie sehr Du Dich das letzte Mal erkältet hast. Wilhelm ist mir ja Schutz genug.

P. S. Wenn es dem Herrn Rechtsanwalt nicht zuviel Mühe macht, könnte der mich ja abholen. D. O.

28. Juli 189.

Liebes Engelstantchen!

Montag komme ich. Ich lasse mir noch drei helle hübsche einfache Toiletten machen. Zu Liebenaus habe ich wirklich keine Lust mitzugehen und bringe mir auch keine Balltoilette mit. Bodo Liebenau mein Mann! O Himmel. Er ist ja ein ganz guter Kerl, aber ich ihn heiraten! Lieber ich weiß nicht was thun. Gusta ist eine Schlange. Ja, das ist sie. Aber Montag komme ich. Tausend Umarmungen und Küsse. Deine Emmy.

P. S. Sieht Otto wirklich schlecht aus? Er wird doch nicht krank sein. Man hört so oft von allerlei ernsthaften Krankheiten infolge von Überarbeitung. Das wäre doch schrecklich. Ich denke so viel an ihn. Du scheinst zu glauben, er habe ein tieferes Interesse für mich. Ich glaube nicht recht daran. Er war wirklich im Mai sehr sonderbar. — —

P. S. Es ist oft abends so kühl und feucht in Altenhofen; vielleicht wäre es gut, wenn Otto dann nicht mehr ins Freie ginge; es könnte seinen Zustand vielleicht verschlimmern.

P. S. Glaubst Du, daß die neue blaßblaue Farbe mir gut steht? Otto hat so gerne blau. Deine Emmy.

Herbstabend in der Heide

An Johannes Trojan.

Was leuchtet mit hellem Schimmer
Aus rotem Heidekraut?
Das ist die weiße Heide,
Die man so selten schaut.

Ein Glückskind wer sie findet
Schimmernd im Abendrot!
Willkommen, ei willkommen!
Mir ist das Glück so not!

Es raget über die Heide
Mit düstrem Felsenkranz
Das Hünengrab am Hügel
Im roten Abendglanz.

„Zum ewigen Gedächtnis"
Ward dieses Mal gefügt,
Und niemand weiß zu sagen,
Wer dort begraben liegt.

Die schönen Tage fliehen,
Das Laub ist schon verdorrt,
Und Wandervögel ziehen
Über die Heide fort.

Läßt sich der Tag nicht binden,
So ziehn sie hinterdrein,
Verschweben und verschwinden
Im gold'nen Abendschein.

Vom fernen Städtchen herüber
Schwimmt einsames Abendgeläut,
Heidschnucken weiden im Dämmer
Über das Feld zerstreut

Und droben — ein leuchtendes Abbild
Der düstern Heidenatur —
Wandeln die rosigen Schäfchen
Auf goldner Himmelsflur.

Mit tausend Augen schauen
Stiefmütterchen mich an.
„Was gehst du so allein,
Du fremder Wandersmann?"

„Ich wandre nicht alleine,
Ihr blassen Blümchen ihr,
Viel tönende Gedanken
Gehn allezeit mit mir."

Die Sonne ist gesunken,
Verdämmert der Abendschein,
Die feuchten Gründe spinnen
Sich sanft in Nebel ein.

Heimliche Sterne blinken
Am Himmelsangesicht.
Und in dem fernen Städtchen
Scheint hier und da ein Licht.

Die Bienen summen emsig
Noch spät im Abendschein,
Sie sammeln und sie saugen
Den süßen Honig ein.

Und wie so rastlos jede
Von Blüt' zu Blüte zieht,
Sieht schmunzelnd zu der Imker
Und denkt an den Profit

Nur meiner Schritte Tönen
Schallt in die Nacht hinaus,
Und durch die tauige Kühle
Wandre ich still nach Haus

Fernab dem wüsten Treiben,
Fernab von Schmerz und Lust
Glücksblumen in den Händen
Und Frieden in der Brust.

Heinrich Seidel



Das Reisen im Morgenlande.

Von Heinrich Brugsch

Für den Sohn des Ostens hat das Reisen seine alte ursprüngliche Bedeutung bis auf den heutigen Tag hin noch nicht verloren. Er ist weit entfernt von der Ansicht, darin ein besonderes Vergnügen zu entdecken oder es gar als eine Erholung nach der aufreibenden Thätigkeit des alltäglichen Daseins zu betrachten. Denn sein Dasein ist die beschauliche Ruhe und seine Arbeit nur darauf gerichtet, die bescheidenen Mittel zur Befriedigung seiner notwendigsten Lebensbedürfnisse zu gewinnen und für alles übrige die Sorge dem „Allerbarmer“ anheim zu stellen. Nur der nächste Augenblick und der heutige Tag vermag ihn aus seiner gewohnheitsmäßigen Ruhe aufzurütteln, um an den leiblichen Menschen zu denken; der nächste Tag und die Zukunft liegt seinen Gedanken fern. „Wenn es Gott will!“ ist die allgemeine Losung im Osten geworden. Wozu sich mühen und plagen, wenn unser Leben in so gute Hände gelegt ist?

Mit dem Reisen verknüpft der Morgenländer die Vorstellung unnötiger Gefahren, denen sich der Unbesonnene aussetzt. Das Reisen hat für ihn die ältere Bedeutung des deutschen Wortes bewahrt: die freiwillige oder auferlegte Teilnahme an einem Heereszuge, und ein Reisiger zu sein erweckt Bekümmernisse in seiner Seele, die alle Stoßseufzer und Talismane nicht zu beseitigen vermögen. Und welche Umständlichkeiten trägt eine Reise in ihrem Gefolge! Das tagelange Hocken auf Kameelsrücken oder im Sattel des Pferdes oder Esels, das wandernde Zelthaus mit dem Gepäck bis zu den Nahrungsvorräten hin, die schlechten Lagerstellen in der Nähe eines Brunnens oder

Baches, wenn nicht gar in der wasserlosen Wüste oder Steppe, die Gefahren eines Überfalles oder die kleinen Diebstähle unter den einzelnen Reisegenossen, die möglichen Anfälle, welchen der Wanderer, wenn auch nicht ohne Allahs Willen, überliefert ist, die bösen Geister, welche in nächtlicher Zeit umgehen, alles das trägt nicht dazu bei, seinen Reisemut zu beleben oder den Wunsch in seiner Seele zu erwecken, in die Fremde zu ziehen und mit wonniger Reiselust Gottes schöne Welt da draußen in Augenschein zu nehmen.

Dem Morgenländer ist nichts weniger eigen als die Freude an landschaftlichen Schönheiten, an dem Anblick fremder Städte und Menschen, an dem bunten Leben und Treiben auf der Landstraße oder in den bewohnten Ortschaften. Die Eindrücke, welche den reisenden Europäer mit aller Stärke erfüllen und seine Beobachtungen anreizen, gehen an dem Orientalen spurlos vorüber und tragen nichts dazu bei, sein Gemüt zu erheitern und seine Aufmerksamkeit zu fesseln.

Nur eine Eigenschaft gibt ihm den Vorzug vor dem Europäer: die außerordentliche Geduld, mit welcher er sich in das Unvermeidliche bei einer notwendig gewordenen Reise zu schicken weiß, da ihm stets Gott als der rechte Tröster bei allen Hindernissen und Mißgeschicken vor Augen schwebt. Der Wert der Zeit ist ihm vollständig unbekannt, und die Ungeduld nach dem Erringen seines Reiseziels quält ihn nicht im geringsten. Umwege, schlechte Straßen, mangelhafte Wegzehrung, lange Aufenthalte und sonstige Unannehmlichkeiten stören ihn nicht aus seiner gewohnten Ruhe. Die Stunden, Tage und Wochen seiner Wanderung im voraus berechnen zu wollen, erscheint dem Orientalen geradezu sündhaft, denn Gott weiß das alles besser. Der weise Mann fügt daher sich seinem Ratschluß und trägt mit Ergebung das unvermeidliche Reiseschicksal. Die vierzigjährige Wanderung der Kinder Israel durch die Wildnisse der Sinaihalbinsel und durch das rauhe Gebirgsland von Edom bis zu ihrer Ankunft im gelobten Lande hat für den echten Morgenländer nichts Erstaunliches, denn es stand von vorn herein so „geschrieben" im Buche des Schicksals, und dagegen läßt sich nichts einwenden.

Einem Europäer, der in Begleitung und Gesellschaft von Orientalen zu reisen gezwungen ist, giebt die morgenländische Geduld häufig die unerwünschte Gelegenheit, wie man zu sagen pflegt, aus dem Häuschen zu geraten und der üblen Laune in Wort und That Ausdruck zu geben. Den Kindern des Ostens erscheint ein solches Gebaren im höchsten Grade sonderbar und unbegreiflich, weil sie den hohen Wert der Zeit nicht zu schätzen wissen und jede Berechnung aus dem Spiele lassen. Schon die Sitte, am ersten Tage nach dem Antritt einer Reise einen sehr kurzen Weg zurückzulegen und etwa schon nach einstündiger Wanderung das Nachtlager aufzuschlagen, versetzt den unkundigen Abendländer in eine gelinde Aufregung. Wer da weiß, daß die Eingeborenen damit nur eine alte Sitte beobachten, die ihren vernünftigen Hintergrund hat, wird sich des Ärgers entschlagen und mit aller Seelenruhe das frühe Nachtlager beziehen. Es liegt der kurzen Tagereise der Zweck zu Grunde, die Tiere allmählich an die bevorstehenden langen Märsche zu gewöhnen und dabei die Gelegenheit zu haben, etwa vergessene Gegenstände ohne Zeit- und Kraftverluste aus der eben verlassenen Stadt oder Gegend nachholen zu können. Erst beim Auspacken merkt man, was noch fehlt, und ist in die Lage gesetzt, für schnellen Ersatz zu sorgen.

Es ist eine auffallende Erscheinung, die mir auf allen Wanderungen in Afrika und Asien entgegengetreten ist, daß die sonst trägen und schläfrigen Diener des eigenen Hauses eine so rührige Thätigkeit auf der Reise zu entwickeln pflegen, daß man plötzlich neue Menschen vor sich zu sehen glaubt. Die Faullenzer im Hause werden von früh bis abends nicht müde, sich den größten Anstrengungen hinzugeben, ohne auf längere Ruhe und Schlaf irgendwie Anspruch zu erheben. Ich kann aus eigener Erfahrung versichern, daß mir auf meinen persischen Reisen warmer Thee und warme Speise serviert wurde, die von den Dienern während des Rittes zubereitet und mir auf dem Pferde überreicht ward. Ein glühendes Kohlenbecken hing an einem Gurte neben ihrem Sattel; es diente als wandernder Kochherd während des ganzen Weges.

Die Straßen, auf welchen sich die Karawanen der Reisenden fortbewegen, zeigen je nach dem Terrain und der Bodengestaltung besondere Unterschiede. Ihr allge-

meiner Charakter ist die größte Verwahrlosung infolge der mangelnden Ausbesserung, sobald es sich um den festen Boden handelt. Man darf die großen Landstraßen in den Ebenen, die Bergstraßen auf den Höhen und die Wege durch die Wüsten oder Steppen von einander trennen.

Die Alten kannten keine Kunststraßen in unserem Sinne des Wortes. Der betretene Weg von Stadt zu Stadt verbreiterte und befestigte sich infolge des zunehmenden Verkehrs. Auch die Gegenwart zeigt kein anderes Bild. Die ausgetretenen Pfade laufen wie Notenlinien nebeneinander fort, und die Tiere schlagen von selber die Fußspuren ihrer Vorgänger ein, um das dickste Steingeröll zu vermeiden und den Fuß auf möglichst glatten Untergrund zu setzen. Wenn Regengüsse und Wasserströmungen von den nahen Gebirgen die Straßen aufweichen und überschüttet haben, so gehört das Reisen zu den größten Beschwerden. Auf erdigem Boden sinken die Tiere oft fußtief in den Kot und an ein Fortkommen ist in solchen Fällen überhaupt nicht zu denken. Tritt wieder trockenes Wetter und warmer Sonnenschein ein, so beginnt das Planieren der Straßen durch die Tierfüße von neuem. Haben Schneefälle die Wege versperrt, wie im nördlichen Persien und in einzelnen Gegenden Palästinas (Libanon), so ist an Reisen überhaupt nicht zu denken, und ein plötzlich losbrechender Schneesturm bringt für das Leben von Tier und Mensch die größten Gefahren. Nicht selten tritt der Fall ein, daß bei dem Schneeschmelzen die Leichen Vermißter später auf offener Landstraße gefunden werden.

Es ist eine seltsame, aber häufig von mir beobachtete Erscheinung, daß Dörfer und Städte meist abseits von der Landstraße liegen oder, wenn Ortschaften in Sicht kommen, sich bei der Ankunft zur Stelle als verlassene Ruinen darstellen. Der Grund dafür ist leider ein trauriger. Bei den Wanderungen vornehmer Personen sind Erpressungen von Lebensmitteln aus den nächst gelegenen Ansiedlungen nichts Seltenes und die Dörfler, durch üble Erfahrungen gewitzigt, ziehen es vor, sich weitmöglichst fern von der allgemeinen Landstraße anzubauen.

Die verlassenen Dörfer, insofern sie auf asiatischen, nicht von Europäern beherrschten Gebieten gelegen sind, bieten gewöhnlich den zahlreich Aussätzigen ein Obdach dar, die aus den bewohnten Städten verbannt zu werden pflegen und familienweise ihr trauriges Dasein in den Dorfruinen im Elend fristen. Sie laufen den ankommenden Reisenden in den Weg, entblößen ihr schrecklich entstelltes Angesicht oder zeigen ihre verstümmelten Gliedmaßen, die stückweise vom lebendigen Leibe abfallen, und bitten mit flehender Stimme um ein Almosen. Männer, Weiber und Kinder bieten einen entsetzlichen Anblick dar und es hat mich jedesmal mit grenzenlosem Schaudern erfüllt, sobald ich genötigt war, zwischen den Aussätzigen den Weg mir zu bahnen. Ich zog es vor, eine Hand voll kleiner Geldstücke weit von mir weg zu werfen, um nicht der Gefahr einer Ansteckung ausgesetzt zu werden.

Lassen diese Begegnungen unvergeßliche Eindrücke trübster Natur zurück, so sind andere dazu angethan, uns merkwürdige Einblicke in die Sitten und Gewohnheiten der heutigen Morgenländer zu gestatten, deren Alter bis in die heidnischen Zeiten zurückreicht.

Ich rechne dazu die blutigen Opfer, welche die nächsten Anwohner der großen Landstraßen vornehmen Reisenden während ihres Vorüberziehens darzubringen pflegen. Die Ältesten des Dorfes stellen sich am Wege auf, köpfen ein Rind, einen Hammel, ein Lamm oder ein Huhn, sprengen das Blut auf den Boden, wobei sie den Kopf auf die eine Seite der Straße und den übrigen Leib auf die andere Seite derselben legen, und lassen den Reisenden und sein Gefolge zwischen beiden Körperteilen die blutigen Streifen überschreiten. Diese Handlung soll nach ihrer Ansicht Glück bringen, daneben aber symbolisch andeuten, daß die Opfernden bereit sind, ihr eigenes Leben dem Ankommenden zu weihen. Als Xerxes, der König von Persien, im Begriff stand, mit seiner gewaltigen Armee nach Europa hinüber zu ziehen, wurde in ähnlicher Weise ein Pferd geopfert, zwischen dessen Kopf und Leib der König und sein Kriegsvolk hindurchzogen.

Die wandernden Personen, denen man auf den großen Landstraßen begegnet, lassen sich ihrem Berufe nach voneinander unterscheiden. Es sind Handelskarawanen, denen sie angehören, vornehme oder geringere Reisende, die aus irgend welchen Zwecken ihr Heim verlassen haben, Jäger, Soldaten, Gensdarmen, Post-

reiter und armes zu Fuß wanderndes Volk, an seiner Spitze der Bettler und Derwisch. Der zuletzt Genannte bildet einen eigenen Typus, in welchem sich das morgenländische Wanderleben am sichtbarsten verkörpert. Sein Reisegepäck ist das denkbar einfachste: eine korbartige hölzerne Schale an seinem Arme und ein hölzerner — Rückenkratzer! Der Derwisch bettelt nicht, wie es die landläufige Vorstellung bei uns ist, sondern bleibt vor dem entgegenkommenden Reisenden stehen, ruft ihm mit lauter Stimme ein Ja Hu, ja Hak d. h. „O Er, o Gott!" entgegen und verbeugt sich mit dem Friedegruße, wobei er nicht selten eine Rose und sonst eine andere Blume oder einen — Zahnstocher als Geschenk darreicht. Jeder Reisende fühlt von selbst die Verpflichtung, dem bedürfnislosen Wanderphilosophen ein kleines Geldgeschenk zu reichen. Es giebt Derwische, welche den Weg von einem Ende Asiens bis nach der Westspitze von Nordafrika zu Fuß zurückgelegt haben und Dinge zu erzählen wissen, von denen wir kaum eine Ahnung haben.

Dem grübelnden morgenländischen Verstand erscheint das Reisen von religiösem Standpunkte aus nach einer besonderen Richtung hin bedeutsam. Indem man es zu empfehlen wünscht, daß der Wanderer unbeschadet seines nächsten Reisezieles schließlich nur dem letzten Ziele d. h. dem Grabe entgegenzieht, hat man es auch äußerlich verstanden, diesen Gedanken recht augenscheinlich in das Gedächtnis zurückzurufen. In der Nähe bewohnter Städte führt die allgemeine Reisestraße mitten durch die Stätten der Todten, deren weißgetünchte Grabhügel als ein Memento mori dienen und den muslimischen Pilger selbstverständlich zu einem kurzen Stoßgebet auffordern, während wir Christen eine Entwürdigung der letzten Ruhestätte darin zu erblicken geneigt sind.

Das Wasser ist das kostbarste Gut für das heutige Morgenland, und ich bin der vollen Meinung, daß die Wiederherstellung der alten Wasserleitungen und Kanäle oder die Anlage von neuen Wasserlinien, auch mit Hilfe unterirdischer Gräben, das Land und die Steppe in einen Garten Gottes verwandeln würde. Die wundervollen Blumen- und Baumgärten auf der persischen Steppe verdanken ihre Entstehung und ihr Gedeihen nur der richtigen Verwendung einer vorhandenen Wasserader. Wo das Wasser versiegt oder fehlt, tritt Tod und Wüste an die Stelle der lebendigen üppigen Natur.

Zur Tränkung von Mensch und Tier gewinnt das Wasser seine Hauptbedeutung und es ist daher nur natürlich, daß die Reisestationen an solchen Punkten gelegen sein müssen, an welchen Wasser, und wäre es nur eine Cisterne, in genügender Menge vorhanden ist. Die Wüste allein bildet eine Ausnahme und der notwendige Wasservorrat muß bei längerem Reisen auf Kamelsrücken mitgeschleppt werden. Bei dieser Gelegenheit möchte ich einem allgemeinen Irrtum entgegentreten. Das Kamel hält in der heißen Jahreszeit den Durst höchstens anderthalb Tage, in der kälteren zwei oder höchstens drei Tage aus. Daß die Reisenden, um ihren brennenden Durst zu löschen, das genannte Tier schlachten, um seinen Wasservorratsmagen zu öffnen und die darin enthaltene Flüssigkeit zu trinken, ist eine der kindischsten Fabeln, die ich kenne. Die Beduinen der Wüste, denen ich sie häufig erzählte, konnten sich niemals eines bedenklichen Kopfschüttelns über unsere europäische Weisheit erwehren.

Auf asiatischem Boden ist dem Reisenden häufig die Gelegenheit geboten, rechts und links von der Straße auf langgestreckte dunkle Zeltlager zu stoßen, in welchen Nomadenstämme ihre zeitweisen Wohnsitze aufgeschlagen haben. Pferde, Kamele, Rinder, Schafe und Ziegen weiden neben den Zelten, von bissigen Hunden wolfsartigen Schlages überwacht. In solchen Fällen handelt es sich um die Winterquartiere der Nomaden in der Ebene, während sie im Sommer zu den luftigen Gebirgshöhen hinaufziehen. Die Hausindustrie der Weiber sorgt für die notwendige Möblierung der Nomadenwohnung, desgleichen für die Bekleidung, nicht selten auch für die Anfertigung von Teppichen, deren Zeichnungen und Farbentöne bisweilen den Stempel künstlerischer Leistungen an sich tragen.

In den Zeiten der römischen Weltherrschaft erhielten die alten Naturstraßen der morgenländischen Gebiete ein durchaus verändertes Aussehen. Der natürliche Weg wurde in eine Strata d. h. in eine gepflasterte Straße verwandelt und dadurch dem Weltverkehr eine Erleichterung geboten,

wie sie in unseren Zeiten etwa der Schienenweg geschaffen hat. Da, wo Flüsse und Sturzbäche die Straße unterbrechen, wurden steinerne Bogenbrücken angelegt, welche beinahe zwei Jahrtausende überdauert haben und noch heutzutage von den Reisenden benutzt werden.

Dem Morgenländer ist der Brückenbau unverständlich. Man findet es ganz in der Ordnung und beinahe bequemer, die Wasser zu durchwaten und, im Falle einer besonderen Schwellung, an den Ufern so lange zu warten, bis ein Fallen eingetreten ist und das Durchschreiten der Flüsse keine Gefahren mehr darbietet. Als ich im Jahre 1862 einen fünfzehnstündigen Kurierritt durch die persische Salzwüste zurücklegte, um einen Weg von etwa zwanzig deutschen Meilen hinter mir zu lassen, war ich genötigt, mich mit dem Pferde in zwei Flüsse zu stürzen, um schwimmend mitten unter den Strudeln das jenseitige Ufer zu erreichen. Not kennt kein Gebot und das gebieterische: „Es muß sein" schiebt jede ruhige Erwägung beiseite. Hätte ich auf den Bau einer Brücke in der „Wildnis" warten sollen?

Von den morgenländischen Bergstraßen, welche über Höhen bis zu fünf- und sechstausend Fuß führen, macht man sich in Europa kaum einen Begriff. Die Wege, oft kaum zwei oder drei Schritt breit und mit Geröll bedeckt, sind aus der steilen Bergwand herausgemeißelt, entbehren jedes Geländers und sind bisweilen so abschüssig, daß es geraten erscheint, von den Tieren abzusteigen und mit eigenen Füßen die schwierigsten Stellen zurückzulegen. Begegnen sich zwei Reiter oder zwei Karawanen, so wird die Sache bedenklich. An der einen Seite des Weges die steile Felswand, an der andern tiefe Abgründe, in denen oft bläuliche Wolken schweben und Adler und Geier unter uns kreisen, die auf ein Opfer des Absturzes zu lauern scheinen, und man hat eine Vorstellung von der eigentümlichen Lage eines Reisenden, der nicht vor- noch rückwärts kommt und in fürchterliche Enge eingekeilt ist.

Viele Bergstraßen, welche noch der Römerzeit angehören, haben bis in die Gegenwart hinein ihr altes Pflaster bewahrt und sind mit steinernen Brüstungen gegen den Absturz versehen. Da niemand, gerade wie bei den Landstraßen, auch nur das Geringste seit den Römern zu ihrer Ausbesserung beigetragen hat, so ist der Zustand des Pflasters ein geradezu trostloser geworden. Die einzelnen Steine sind durcheinander geworfen und breite Lücken unterbrechen den ehemals glatten Boden.

Man muß deshalb doppelt die Kraft und Ausdauer der Kamele, Pferde, Maultiere und Esel bewundern, welche die Hindernisse des Weges mit sicherem Tritte zu überwinden verstehen, und es ist nicht zu viel behauptet, daß der schlechteste Bergklepper im Morgenlande auf solchen Straßen das beste europäische Kavalleriepferd übertrifft.

Der Blick aus steiler Höhe in die tiefen Thäler da unten, in welchen sich wie ein schmales Silberband der Fluß hindurchwindet, ist von großartigem Eindruck, der aber leider durch die Notwendigkeit verkümmert oder ganz verleidet wird, das Auge mehr auf die schmale Landstraße zu unsern Füßen als auf die gähnenden Abgründe zu richten. Der Übergang über den hohen Elburs im Süden des Kaspischen Meeres und der Abstieg von Bethlehem aus über Mar Saba nach dem Becken des Toten Meeres bieten abschreckende Beispiele von morgenländischen Gebirgspfaden, wie sie die Phantasie nicht ärger zu träumen vermag. Für Damen ist auf diesem Weg der Ritt zum Toten Meere geradezu eine Unmöglichkeit.

Wie ganz anders die Steppe und die Wüste, durch welche die Karawanenstraße ihre Notenlinien zieht und die ebene Fläche der sicheren Fortbewegung keine Schwierigkeiten in den Weg legt.

Die Steppe ist eine berechtigte Eigentümlichkeit des asiatischen Morgenlandes und ihr Charakter mit wenigen Worten geschildert. Der Boden besteht aus Steingeröll mit Humuserde vermischt, in welcher die Springmaus tiefe Maulwurfsgänge zu graben versteht. Wenn auch die Steine wieder wachsen, wie die Orientalen behaupten, so würde ein wenig Säuberung und eine genügende Bewässerung hinreichen, um auf der Steppe die ergiebigsten Getreidefelder, die schönsten Blumengärten, Weinberge und Fruchtbaumparadiese hervorzuzaubern. Aber das Wasser fehlt der Steppe und nur der kurze Frühlingsregen schafft „auf Zeit" eine grüne blumige Aue, welche die Sommersonne nach kurzem Leben tötet und in verdorrtes gelbes Gestrüpp verwandelt. Die Bergzüge, welche

bald näher bald ferner die Steppenränder begleiten, bieten die einzige Augenweide dar und der Brunnen die tägliche Sehnsucht für die ausgetrocknete Zunge. Und wie köstlich muß das bischen Naß sein, wenn ganze Beduinenstämme um den Besitz einer Cisterne sich förmliche Schlachten liefern, um eine neue Feder an ihre Lanzenspitze zu heften, wenn ein neuer Gegner aus dem Sattel gestoßen ist! Die Steppe, scheinbar endlos wie die Wüste, wirkt ermüdend und einschläfernd auf den reisenden Europäer. Nur die Geduld des Orientalen, der sich auf dem Kamele hin und her wiegen läßt, überwindet das ewige Einerlei. Allah ist seine Zuflucht, sein Tröster, sein Hort, und seine Gedanken an das Paradies verwandeln ihm die öde Steppe zu einem Blumengarten mit anmutigen Huris und wundervollen Genüssen. Wie oft habe ich ihn beneidet!

Das Reisen in der afrikanischen Wüste ist mir aus eigener Erfahrung hinlänglich bekannt und ich kann bezeugen, daß ich es jeder Steppenwanderung entschieden vorziehe. Die Gründe liegen auf der Hand, denn die Augenweide ist in der Wüste nicht ausgeschlossen d. h. sobald man das Sandmeer beseitigt, das die europäische Alltagsmeinung geschaffen hat. Die gewöhnliche Vorstellung einer ungeheuren mit Sand bedeckten Ebene, über welche sich der blaue Himmel wie eine Glasglocke ausspannt, ist durchaus irrig, da sie durch die Thatsache des Gegenteiles in der gründlichsten Weise widerlegt wird.

Der Araber nennt die Wüste el-Gebel, d. h. „Das Gebirge" und entsprechend der Natur einer Gebirgslandschaft ist sie ein ohne Führer unpassierbares Gebiet, das Wandern darin ein endloses Auf- und Absteigen von Hügelzug zu Hügelzug, ein Überschreiten von Pässen und Bergschluchten, deren höchste Erhebungen bis zu 1000 Fuß messen. Ist die einzuschlagende Straße näher bestimmt, so wird ihre Richtung in der Folge durch die parallel laufenden Wegfurchen oder da, wo der Flugsand ihre Spuren zu verhüllen pflegt, durch aufgehäufte Steinpyramiden oder durch regelmäßig neben einander gelegte Felsstücke gekennzeichnet. Selbst die gebleichten, weithin leuchtenden Gerippe gefallener Kamele erfüllen denselben Zweck und der Tod dient hierdurch dem Leben. In der libyschen Wüste, welche ich auf den Wegen zu den Oasen durchquert habe, folgt die Streichungsrichtung der Höhenzüge dem Laufe des Niles. Die dazwischen liegenden Thäler und Schluchten erinnern unwillkürlich an das Bild ausgetrockneter Flußbetten. Nach mehrtägiger Reise entwickelt sich mehr und mehr der eigentliche Gebirgscharakter. Vereinzelt oder zusammenhängend wie durch künstlich aufgeführte Mauerwände erheben sich kegelförmig oder pyramidal gestaltete Berggruppen, deren äußere Formation auf mechanische Einflüsse schließen läßt. Der Geologe schreibt sie einem ehemals gewaltigen Strom zu, dessen Fluten das Gestein auflösten und wegrissen.

Der Gedanke, auf einem alten Meeresgrunde einherzuwandern, über welchen vor Äonen die Wasser eines ungeheuren Sahara-Oceanes dahinfluteten, hat thatsächlich etwas Erschreckendes und Beängstigendes inmitten der unendlichen Öde und Leere, welche wir in der Gegenwart mit dem Namen der Wüste belegen.

Und doch hat diese Öde die Spuren eines geheimnisvollen Lebens erhalten, wenn es erlaubt ist, den Ausdruck auf das Gestein anzuwenden. Unter den stetig wirkenden Gegensätzen der Temperatur, welche die brennend heiße Tagessonne und die plötzlich eintretende Nachtkühle bis zum Gefrierpunkt hin entwickelt, ist selbst das tote zellenlose Gestein dem Naturgesetze der endlichen Auflösung anheimgefallen, so daß es bisweilen nur der leisesten Berührung bedarf, um die scheinbar feste Masse in pulverförmigen Staub zu zerbröckeln. Eine ganze Welt phantastischer Gestalten zaubert das zerfressene Gestein vor die Augen und fordert unwillkürlich zu beschaulichem Nachdenken heraus.

Die Poesie der Einsamkeit in der unendlichen Leere gewinnt täglich neuen Stoff durch eine Reihe wundervoller Bilder, welche bis in die dunkle Nacht hinein die Seele mit ungewohnten Eindrücken erfüllen. Das Flimmern und Glitzern des von der Sonne durchglühten Bodens, auf welchem deutlich dem Auge sichtbar bewegliche Lichtwellen in horizontalen Strömungen übereinander schwingen und tanzen, erzeugt jene unheimlichen Luftspiegelungen, die bald als schimmernde Seen, bald als Berge und Hügelketten, bald als dichte Palmenwälder, bald als Städte und Dörfer am fernen Horizonte auftauchen und häufig auf dem Kopf stehen, um sofort wieder zu erlöschen, sobald sich der Gesichtswinkel von unserem Standpunkte aus ändert.

In unbeschreiblicher Pracht und Herrlichkeit fließen bei dem Scheiden der Sonne die durchsichtigsten Farben ineinander, bis zuletzt ein matt violetter Abendhimmel den Schluß des erhebenden Schauspieles bildet. Je tiefer die Nacht ihren Schleier über die Wüste breitet, je reicher scheint das Sternenheer zu werden, das seine Straße am wolkenlosen Himmelsdome dahinzieht. Der ungewohnte Anblick des Zodiakallichts überrascht uns Kinder des Nordens durch das Seltsame seiner Erscheinung. Der im Osten aufsteigende Vollmond gießt ein Lichtmeer über die Kämme der Hügelketten aus, deren höchste Spitzen, Lager krystallinischen Feldspates, in zitterndem Glanze leuchten. Das Gestein wirft riesengroße lange Schatten über die umgebenden Flächen und gespensterhafte Bilder erfüllen die Seele mit den Eindrücken des Schaurigen.

Der vielgefürchtete Sand der Wüste beruht, wie ich bemerkte, nur in der Einbildung. Das Kamel würde nicht eine Stunde hindurch den Weg durch Sandflächen zurücklegen. Was uns als Regel erscheint, ist nur eine Ausnahme. Denn der Boden der Wüste setzt sich aus Kalkstein und Kreide zusammen, und die stellenweise vorhandenen Sandlager zeigen den reinsten Quarz als Substanz. Aus weiter Ferne vom Süden her durch den Wind nach Norden gepeitscht, legt er sich in dichten Massen nieder. wo ein natürliches Hindernis seinen Weiterflug hemmt. Die bewegten Luftströmungen ziehen die seltsamsten Zeichnungen und Muster über die lagernden Massen des Flugsandes, der auf seinem Wege dem Gestein auf dem Wüstenboden jene wunderbare Politur verleiht, die dem geschicktesten Schleifer nur zur Ehre gereichen dürfte.

Wenn die heißen Südwinde Fluten von Sand über die Wüste führen und den Himmel verfinstern, daß die Sonne wie eine rotbraune Scheibe erscheint, ist an eine Fortsetzung der Tagesreise nicht zu denken. Man ruht in den Zelten, solange dieselben dem Ansturm der Windsbraut Widerstand zu leisten vermögen, läßt sich von den Sandmassen überschütten, ohne eine Gefahr für Leben und Gesundheit zu fürchten. Die Erzählungen von den todbringenden Wirkungen des sogenannten Samum sind Träume einer erhitzten Phantasie.

Die Kinder der Wüste, die auf bestimmten Gebieten die Führung der Reisenden und der Karawanen übernehmen, sind echte Arab, welche genau die Straßen kennen und mit ihrem Kopfe für die Sicherheit des Fremden Bürgschaft leisten. Feindselige Beduinen, durch deren Bezirk der Reiseweg führen sollte, werden durch Zahlung des Blutgeldes in beschützende Gastfreunde umgewandelt. Unter ihrer Bedeckung zieht der Pilger unbehelligt die Wüsten- und Bergstraßen dahin.

Ich würde eine Lücke in meiner Besprechung der morgenländischen Straße darbieten, wollte ich nicht auch deren Umwandlung nach europäischem Muster gedenken. Welche Erfolge erzielt werden können, hat der Bau der Land- und Poststraße von Berut nach Damaskus bewiesen. Eine französische Gesellschaft hat auf ihre Kosten einen Weg geschaffen, der an vortrefflicher Ausführung und guter Instandhaltung nichts zu wünschen übrig läßt. Reisende und Waren werden von dem einen Punkte nach dem andern durch einen regelrecht eingerichteten Postdienst befördert, wobei der Rücken des Libanon mit unglaublicher Schnelligkeit und aller Sicherheit überwunden werden muß, um die Thäler des Antilibanon durchqueren zu können. Die beträchtliche Strecke zwischen den genannten Städten wird von der Schnellpost in kaum zwölf Stunden zurückgelegt.

Auch Persien hat in neuester Zeit einen Teil seiner besuchtesten Poststraßen nach europäischem Muster eingerichtet und unter der Regierung des gegenwärtigen Schah das früher Unmögliche erreicht, auf der Straße von Kaswin nach Teheran sogenannte Kaleske oder Postwagen zur Verfügung zu stellen. Im übrigen muß die geschichtlich bekannte Thatsache hervorgehoben werden, daß Persien das erste Land gewesen ist, welches bereits im Altertum eine wohlorganisierte Postverbindung geschaffen hatte, wodurch eine unglaublich schnelle Beförderung von Personen und Briefschaften gestattet war. Die gleiche Form hat sich bis in die neuesten Zeiten hinein erhalten. In Entfernungen von einer bis zu zwei deutschen Meilen werden in den Posthäusern Pferde gestellt, auf welchen der Reiter in stetem Galopp von Strecke zu Strecke die längsten Wege zurücklegt. Der Ritt ist anstrengend, aber den amtlichen Tschaparen oder Briefpostreitern zur Gewohnheit geworden. Auch europäische

Reisende bedienen sich dieses Beförderungsmittels, um z. B. die drei Wochen dauernde Reise einer Karawane von Teheran bis zur Stadt Täbris, in der Nähe der türkischen Grenze, auf vier Tage zu verkürzen. Da ich die Reise auf diesem Wege aus eigener Erfahrung kenne, so darf ich behaupten, daß man unter gewissen Vorsichtsmaßregeln sie gut übersteht. Dazu gehören: die feste Umgürtung des Oberkörpers mit windelartig angezogenen Zeugstreifen, Enthaltung jeder konsistenten Nahrung, mit Ausnahme von einigen Eiern und warmem Thee, und das Reiten ohne Steigbügel und ohne Schluß. Man läßt sich wie ein Kunstreiter vom galoppierenden Pferde im Sattel auf- und abwärts werfen und bedient sich eines Kantschus, um das Tempo des Tieres dauernd zu beschleunigen.

Die Poesie der Reisen im Morgenlande gewinnt ihren wahren Reiz durch die Gegensätze, welche die umgebende Natur mit ihrer verschwenderischen Lichtfülle und der patriarchalisch gebliebene Mensch für den Europäer darbietet, sobald derselbe sich von den Küsten des Meeres entfernt und in das Innere der ältesten Wiegenstätte der Menschheit eindringt. Und ist es ihm gegeben, sich ohne die vermittelnde Dazwischenkunft eines Dolmetschers mit den Kindern des Ostens in der Landessprache zu unterhalten und zu verständigen, so gewinnen die Gegensätze neue Gestalt und neue Nahrung durch den Wortausdruck und die Gedankenrichtungen des Morgenländers wie er leibt und lebt. Die Sprache des Alten Testamentes ist hier nicht ausgestorben, sie lebt wieder in den Zelten der Beduinen und in den Hütten der Dörfler. Uralte Anschauungen über Gruß und Gegengruß, über Gastfreundschaft und gute Sitte und Gewohnheitsrecht versetzen uns in die Zeiten Abrahams und der biblischen Erzväter. Wort und Handlung erwecken vorher nicht gekannte Empfindungen, denn der Mensch in seiner natürlichen, ungeschmückten Einfachheit hat das geistige Erbe einer längst vergangenen Vorzeit treu bewahrt und wird es so lange bewahren, als nicht die europäische Kultur auf dem Schienenwege ihre unvermeidlichen Einflüsse bis in das innerste Herz des Morgenländers hineinträgt.

Nach dem allgemeinen Urteile der europäischen Orientfahrer soll der Morgenländer ein großes Kind geblieben sein. Das mag äußerlich seine Begründung haben, doch nur insoweit, als die orientalischen Anschauungen kindlich-naiv sind und der Kreis seiner Gedanken sich in seiner kleinen Welt bewegt. Aber es hieße ihn vollständig mißverstehen, wollte man dem großen Kinde jene Eigenschaften absprechen, die wir als innere Errungenschaften der veredelnden Kultur zu bezeichnen gewohnt sind. Am allerwenigsten beurteile man den heutigen Morgenländer nach den oberflächlichen Übersetzungen seiner sprachlichen Äußerungen, wie Reisende von gewöhnlichem Schlage es mit Vorliebe zu thun pflegen, ohne je die Gedankenwelt der Kinder des Ostens in ihren Tiefen erfaßt zu haben. Wer darüber lächeln kann, daß der Morgenländer beim Anblick einer hübschen Blume oder eines prächtigen Teppichs sein Lob mit den Worten äußert: „Gepriesen sei Gott!“ oder „Gelobt sei der Meister!“ oder „Welch' ein Meister!“ an Stelle unseres trivialen: „Nein, wie schön!“, hat vollständig seinen Beruf als Kenner des orientalischen Geistes verfehlt. Denn der Morgenländer bezieht niemals das Lob auf den Gegenstand, sondern auf den Urheber desselben. Selbst sein Urteil über ein schönes Menschenbild würde er kaum anders ausdrücken als mit den Worten: „Was Gott doch nicht alles schafft!“ oder „Gepriesen sei der Baum, der solche Frucht getragen hat!“ wodurch zugleich der Mutter neben ihrem Kinde das höchste Lob gespendet wird.

Die Höflichkeit des Morgenländers ist weltbekannt und wenn ihm der flache Reisende gelegentlich den Vorwurf der Lüge entgegenschleudert, so ist ein solcher Vorwurf unverdient, denn die sogenannte Lüge hat ihren Grund in einem unverstandenen Höflichkeitsgefühl. Und ist unsere eigene Umgangssprache, die Sprache unserer Konversation, nicht selbst von den gröbsten Lügen erfüllt! Wie oft ist es mir geschehen, daß meine ungeduldige Frage bei einer langen Tagereise: „Nicht wahr, das Ziel ist nahe?“ der Antwort begegnete: „Gott weiß es am besten! Es sind nur noch ein paar Schritte.“ Und die paar Schritte erforderten mehr als eine Stunde der Weiterreise. Um meine Ungeduld nicht noch mehr zu steigern, nahm der Morgenländer seine Zuflucht zu einer Höflichkeitslüge, die in dem Vordersatz „Gott weiß es am besten“ bereits die Verzeihung dafür in sich schloß. Aus demselben Grunde

wird der Morgenländer niemals das Wort „Nein!“ gebrauchen, sondern es in angenehmer Weise zu umschreiben suchen. „Die Entscheidung liegt bei euch“ ist ein geläufiger Ausweg dafür, noch häufiger der Ausdruck: „Das Glück“, mit weiteren Worten gesagt: „möge Dir alles Glück beschieden sein“, in diesem Falle bedauern wir das Gegenteil sagen zu müssen. Ich könnte an Hunderten von Beispielen den Nachweis für meine Behauptung führen, daß das morgenländische Denken logischen Gesetzen folgt, die uns Abendländern fern liegen, aber von uns verstanden werden, sobald man der Sache auf den Grund geht.

Was die Kinder des Ostens vor allen übrigen Eigenschaften auszeichnet, ist die unerschöpfliche Geduld und die stille, fast freudige Ergebung in das Schicksal. Man hadert nicht mit Gott und sieht selbst im kleinsten Mißgeschick das Walten der Vorsehung.

Neben dem Gebet ist es der Talisman, der als Schutzmittel gegen Unglück und Hexerei angesehen wird, denn der Böse geht in allen Gestalten um und suchet, wen er sahe. Ein besonderes Stärkungsmittel zur Erhaltung der Geduld dient die Aloepflanze, die bekanntlich sehr langsam wächst und zu ihrem Wachstum nur der Luft und der Feuchtigkeit bedarf. Wer ein neues Haus baut oder sonst ein Zeit erforderndes Unternehmen ausführen will, hängt über der Hausthür an einem Faden eine kleine Aloestaude auf. Sie predigt ihm beim Ausgang und beim Eingang von der Geduld, die schließlich doch zum Ziele führt. Von europäischem Anstrich scheint mir die Antwort ehrsamer Bürger der Chalifenstadt Kairo zu sein, welche meine neugierige Frage: „Warum hängt ihr an Stelle der Aloe bisweilen einen jungen ausgenommenen Elephanten oder ein Krokodil über eure Hausthüren auf?“ jedesmal mit der Antwort beehrten: „Das errätst du nicht? Weil diese Tiere das dickste Fell tragen.“

Wer Zeit, Mittel und Lust besitzt, um eine Reise nach dem heutigen Morgenlande mit Erfolg zu unternehmen, soll den europäischen Menschen mit seinen materiellen Ansprüchen und verfeinerten Kulturempfindungen möglichst abstreifen und sich zunächst in die östliche Gedankenwelt einzuleben versuchen, d. h. sich mit der Sprache, den Sitten und den Gewohnheiten des Ostens vertraut machen. Die äußeren Hindernisse und Unbequemlichkeiten, welche mit den Wanderungen im Osten verbunden sind, werden in den Hintergrund vor dem Genusse treten, sich mit einer Welt in Verbindung zu setzen, deren Denken und Trachten seit Jahrtausenden unverändert dasselbe geblieben ist. Der Boden, den der Fuß des Reisenden betritt, ist heilig, denn der Baum der Erkenntnis wurzelte in ihm und unter seinem schattigen Laubdache saßen die ersten und ältesten Lehrer des reinsten Gottesglaubens. Wenn auch der Islam das Prophetentum vergangener Zeiten durch einen neuen „Abgesandten“ Gottes vermehrte und dem religiösen Gesetze eine scheinbar andere Gestalt gegeben hat, so ist, ich betone es wiederholt, das Denken und der sprachliche Ausdruck der Morgenländer bis in die Gegenwart hinein seit Jahrtausenden unverändert dasselbe geblieben. Die alttestamentlichen Patriarchen sitzen noch heute in den Zelten der Wüste und in den Hütten der Dörfer, die Weißbärte künden noch heute den Ruhm des einigen Gottes und das junge Volk lauscht andachtsvoll ihren Worten. Die Gastfreundschaft hat nichts von ihrer alten Bedeutung verloren und die einfache Sitte und Gewohnheit der Vorzeit hat die überkommenen Überlieferungen nach keiner Richtung hin beseitigt.

Eine Reise nach dem Morgenlande sollte kein bloßer Vergnügungszug sein, um unter dem blauen Himmel und neben Palmenhainen die beschriebenen und unbeschriebenen Denkmäler der ältesten Geschlechter der Menschheit zu bewundern und die ehrwürdigen Erinnerungen der Vergangenheit in das Gedächtnis zurückzurufen. Mehr als dies alles ist es der alte Geist, das alte Fühlen und Sinnen, das in den heutigen Morgenländern in reinster Gestalt fortlebt und dessen Verständnis es erklärlich finden läßt, wenn nur die Bibel das einzige Buch ist, dessen Worte dem europäischen Wanderer einen bleibenden Genuß gewährt. Wer gen Osten fährt, begiebt sich zurück in eine mehrtausendjährige Vorzeit, denn die Erzväter treten ihm auf Schritt und Tritt entgegen. Sie bieten dir den alten Friedegruß und sie segnen dein Haupt, das von ihrer zitternden Hand berührt wird.



Photographie-Verlag der Münchener Kunst- u. Verlagsanstalt Dr. E. Albert & Co.

Unschuld. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.

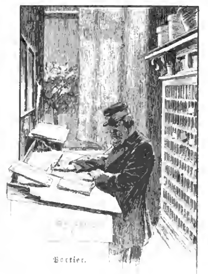


Moderne Karawanseraien.

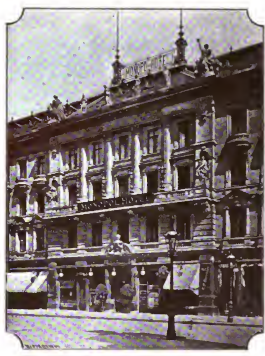
Von Hanns von Zobeltitz (Hanns von Spielberg).

Die Droschke rollt vor dem Portal des Palastes vor — ein Palast ist es ja in der That: jedes unserer modernen Riesenhotels. — Eilfertig stürzt ein elegant uniformierter Portierbursche an den Schlag und hilft dem Fremden aus dem Wagen. In der Thür des gastlichen Hauses steht bereits der Empfangsbeamte und mustert den Ankömmling im geheimen bis in die tiefsten Tiefen seiner Börse hinab.

Der Empfangsbeamte — Chef der Rezeption nennt ihn die internationale Hotelsprache — ist eine hochwichtige Person. In kleineren und mittleren Häusern versieht sein Amt der Portier oder der Besitzer selbst, in den großen Karawanseraien der Neuzeit erfordert seine Thätigkeit aber eine ganze Kraft. Er ist einer der Oberbeamten des Hauses, muß mehrere Sprachen beherrschen, allermindestens französisch wie ein Pariser parlieren und englisch sprechen können, als ob er in Oxford den Doktorgrad errungen hätte, muß eine angenehme Persönlichkeit mit tadellosen Formen verbinden und vor allem eine durchdringende Menschenkenntnis besitzen. Auf den ersten Blick taxiert er den Fremden nach dessen Ansprüchen und nach dessen Können: das Können natürlich lediglich in pekuniärer Beziehung zu verstehen. Welche Anhaltspunkte sich ihm bei dieser, auf einen einzigen, kurzen Moment beschränkten Musterung darbieten, vermag freilich er selbst nicht zu verrathen: die Kleidung ist es nicht, denn der Millionär liebt bekanntlich bisweilen die abgeschabtesten Reisepelze; das Gepäck ist es auch nicht immer, sintemalen die größten Lumpen oft die elegantesten Koffer mit sich führen; nach dem selbstbewußten Auftreten zu urteilen, wäre verwegen, da die vornehmsten Leute häufig sich am einfachsten geben. Der Chef der Rezeption überlegt auch nicht lange, wen er vor sich hat, er fühlt instinktiv, ob ein inkognito reisender Prinz, ein pfundschwerer Citykaufherr, ein Leutnant in Zivil, ein simpler Geschäftsreisender — oder ein Hochstapler gefährlichster Sorte vor ihm steht. Ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern, bestimmt er: „Zimmer 207 im Vierten" — oder „Zimmer 12, 13 und 14 im ersten Stock" und in neun und neunzig von hundert Fällen trifft er das Rechte: er verletzt den Fremden nicht, indem er ihn zu gering beurteilt, und er mutet dessen Portemonnaie nichts Ungehöriges zu. Aber damit nicht genug: er hat sämtliche Zimmer des Hotels im Kopf und erinnert sich genau, welches besetzt, welches frei ist und welches demnächst frei wird; er weiß sofort, ob er vielleicht mit einer seiner verbindlichsten Ver-



Portier.



Das Monopol-Hotel zu Berlin.

gehört Fremder zu sein, er ist jetzt Gast des Hauses, aber nicht etwa „Nummer" geworden. Der Herr Generaldirektor des Hotels würde unglücklich sein, wenn einer seiner Gäste sich als Nummer fühlte; soweit irgend möglich, soll trotz der Größe des Hauses in einem wirklich gut geleiteten Hotel die Individualität jedes Gastes gewahrt bleiben; alle Gäste „über einen Kamm zu scheren," hieße ihnen das Wiederkommen verleiden. Freilich müssen wir in dieser Richtung einen wesentlichen Unterschied zwischen den Hotels machen: während ein Teil der modernen Riesenhäuser nach amerikanischem Vorbild mehr auf die Massenkundschaft zählt, haben andere die altbewährten Prinzipien des deutschen Hotelbetriebs auf das neue System zu übertragen gesucht. Jene rechnen — mutatis mutandis — mehr mit dem Durchschnittsreisenden, der kommt und geht, mit einem bequemen Zimmer und guten Bett im allgemeinen zufrieden ist und im übrigen möglichst ungeniert sein will, diese mit anspruchsvolleren Gästen, welche besondere Berücksichtigung ihrer Eigenart erwarten. Von den großen Hotels der Reichshauptstadt könnte man der ersten Kategorie vielleicht das Centralhotel, dessen vortrefflichen Einrichtungen ich damit übrigens keineswegs zu nahe treten will, der letzteren das Hotel Continental, das Hotel Monopol, den Kaiserhof zuzählen.

Sobald der Empfangsbeamte über das Schicksal des Fremden entschieden hat, übergibt er ihn einem der schon bereit stehenden Portierjungen, der ihn — je nach Wunsch — entweder die breiten bequemen Treppen hinauf oder zum Fahrstuhl geleitet. Die großen Häuser besitzen jetzt ausnahmslos mehrere Aufzüge sowohl für die Gäste, wie für das Gepäck, und halten dieselben den ganzen Tag und meist auch einen großen Teil der Nacht zur unentgeltlichen Benutzung

beugungen versichern darf, daß der Herr Baron nur bis heute Abend mit dem einfachen Zimmer vorlieb zu nehmen braucht, dann aber ein geeigneteres für ihn disponibel wird, oder ob er dem Gast höflich, aber mit souveräner Entschiedenheit mitzuteilen gut thut, daß alles besetzt ist, selbst wenn noch reichlich Platz vorhanden. Nicht jeder Gast ist jedem Hotel willkommen.

Daß der Empfangsbeamte stets über sämtliche Zimmer des Hauses, und wie dieselben augenblicklich besetzt sind genau unterrichtet ist, dafür sorgt freilich auch die zweite Hälfte seiner umfangreichen Thätigkeit. Er ist die oberste Instanz für das Etagenpersonal, der Gebieter der Zimmerkellner und der Zimmermädchen und hat jede vorher bestellte Wohnung vor dem Eintreffen des Gastes noch einmal einer gründlichen Okularinspektion zu unterziehen. Doch davon später.

„Zimmer 63" entschied der Chef der Rezeption, und damit hat der Fremde auf-

bereit. Und wie oft gleitet solch ein Fahrstuhl nicht im Lauf von vierundzwanzig Stunden bis zur Höhe des vierten Stockwerks hinauf! Wenn noch vor einem Jahrzehnt eine gewisse Scheu vor den bequemen Aufzügen herrschte, heute ist dieselbe völlig überwunden, und nicht nur der vielerfahrene Globetrotter, auch der simpelste Provinziale aus Kyritz an der Knatter vertraut sich ihnen ohne Furcht an. Höchstens Madame fährt im ersten Augenblick, wenn der Fahrstuhl sich in Bewegung setzt, vielleicht etwas zusammen und kneift den respektiven Gatten in den Arm mit der erschreckten Frage, ob das Ding auch ganz sicher wäre. Sie mag unbesorgt sein; die heutigen Konstruktionen, wie sie in guten Häusern ausnahmslos benutzt werden, bieten jede denkbare Garantie, und auf ihre tadellose Instandhaltung wirkt eine stetige Kontrolle.

Wir sind im zweiten Stock. Der Fahrstuhl steht still, der Portierbursche öffnet die Thür zu dem breiten, luftigen Korridor und führt uns nach Nr. 63. Hier legt er dem Gast sofort den Fremdenzettel vor, auf dem Name, Stand u. s. w. nach ortsüblichem Schema einzutragen sind, fragt nach besonderen Wünschen, zumal auch bezüglich des Gepäcks, welches der Reisende bei größerer Nähe des Bahnhofs häufig nicht mitbringt, sondern holen läßt, und zeigt ihm — wir befinden uns selbstverständlich in einem Hause allerersten Ranges — die Vorrichtungen für die elektrische Beleuchtung. In einigen Jahren wird das letztere jedenfalls nicht mehr erforderlich sein, jetzt ist es unbedingt notwendig, falls sich am Abend nicht ein entsetzliches Läuten und Schellen im ganzen Hotel erheben soll. Selbst wenn Monsieur tel et tel mit dem Griff, welcher das Glühlicht in der Mitte des Zimmers zum leuchten bringt, vertraut sein sollte, das Geheimnis des kleinen Lämpchens am Kopfende seines Bettes löst er in den seltensten Fällen, und wie angenehm ist gerade dies letztere, um vor dem Einschlafen noch einmal die Abendnummer der Nationalzeitung zu überfliegen. In der That bedeutet die Einführung der elektrischen Beleuchtung in den Hotels einen Fortschritt allerersten Ranges; nichts bequemer als mit einer Handbewegung Tageshelle im ganzen Zimmer hervorzuzaubern, nichts angenehmer, als der gänzliche Fortfall aller Kerzen — vulgo bougies — und der nie am rechten Platz stehenden, selten auf den ersten Strich zündenden, langweiligen Streichhölzer. Ach, wenn wir in unserer lieben Häuslichkeit doch auch erst so weit wären!

Somit sind wir also in unserem Zimmer und können uns mit Fug und Recht darin umschauen. Wo blieben die Zeiten, in denen man noch von einer „schäbigen Hoteleleganz“ sprechen konnte, wenn man eine Zimmerausstattung bezeichnen wollte, die mehr scheinen will, als sie ist. Man braucht durchaus nicht an jene fürstlich ausgestatteten Salons zu denken, wie sie etwa in dem ersten Stockwerk des Hotel Continental oder des Kaiserhofs für die Aufnahme der verwöhntesten Gäste bereit stehen — derartige Räume hielten sich in beschränkter Anzahl wohl auch ehedem die Häuser ersten Ranges. Aber der Durchschnitt der Einrichtungen hat sich unendlich gehoben, und selbst die billigsten Zimmer machen noch einen behaglichen Eindruck, genügen vor allem jedem gerechten Anspruch an Komfort. Schwellende Teppiche auf den Fußböden, ein bequemer Waschtisch, dessen Porzellan nicht wie früher an die Puppenstube erinnert, tadellose Handtücher, ein bequemes Sofa fehlen selbst in dem kleinsten Zimmerchen nicht, die Sauberkeit ist über allem Zweifel, das Gemach ist wie das ganze Haus, einschließlich der Korridore, dank der Warmwasserheizung angenehm durchwärmt, ohne daß das leidige Wort „Heizung“ auf der Rechnung figuriert, und das Bett — oh, das Bett ist über jedes Lob erhaben. Ein großstädtisches Hotel, welches heute wagte, seinen Gästen jene schmalen Lagerstellen und jene zweifelhafte, feuchtkalte Bettwäsche, von Schlimmerem zu schweigen, zuzumuten, wie man



Zimmerkellner.



Stubenmädchen.

sie noch vor zwei Jahrzehnten traf und leider in der Provinz noch antrifft, würde in einem Jahre rettungslos ruiniert sein. Der erfahrene Hotelier weiß, daß das Bett die gute Meinung des Fremden über das ganze Haus bedingt. Er rechnet nicht umsonst nach „Betten," er fragt nicht umsonst, wie man „geruht" hat, er wendet alle seine Sorgfalt dem besten Freunde des Müden (und müde zu sein, hat vor allen Sterblichen der Reisende das Recht) zu. Aha, da erscheint auch bereits das Zimmermädchen, um unaufgefordert zu fragen, ob der „Herr" Federbetten oder Wollendecken vorzieht, ob er ein Roßhaarkissen oder ein zweites Federkissen für sein wertes Haupt beliebt. Wo dies geschieht, da ist gut weilen — man kann dann sicher sein, sich in einem vortrefflich geleiteten Hause zu befinden.

Es ist der größte Vorzug unserer modernen Karawanseraien, daß sie sich bemühen, dem Gast nicht nur möglichst die Annehmlichkeiten des eignen Heims zu ersetzen, daß sie auch darüber hinaus im Hotel selbst alle nur erdenkbaren Bequemlichkeiten vereinigen. Nehmen wir z. B. an, wir sind im Kaiserhof abgestiegen. Die Reise war anstrengend, ein warmes Bad wird uns erquicken. Bitte: hier ist das denkbar eleganteste Badezimmer, in dem Tag und Nacht heißes Wasser zur Verfügung steht. Wir betasten sinnend das Kinn und fühlen uns nicht recht großstadtwürdig: der seifenschaumschlagende Jüngling wohnt im Hause. Die Gnädigste will sich frisieren lassen: die kunstgerechteste Friseuse ist sofort zur Stelle, als hätte sie nur des Befehls geharrt. Man hat einen Brief zu schreiben, einen seitenlangen Bericht aufzusetzen: im Lesezimmer ist ein geübter Stenograph mit einer Remington-Schreibmaschine neuester Konstruktion stationiert. Der Kofferschlüssel fehlt — wer hätte auf Reisen diesen Schmerz nicht bereits erlebt — im Hotel befindet sich ein Schlosser, wie es, nebenbei bemerkt, mehrere Maurer und Schreiner, Maler, Klempner und Tapezierer ausschließlich für seine Zwecke im Hause permanent beschäftigt.

Aber sehen wir uns einmal den „Dienst auf der Etage" etwas näher an — mit ihm kommen wir ja als Gast zunächst in Berührung und wir ziehen aus seiner Kenntnis vielleicht hier und dort auch einen kleinen Nutzen auf unseren demnächstigen Reisen.

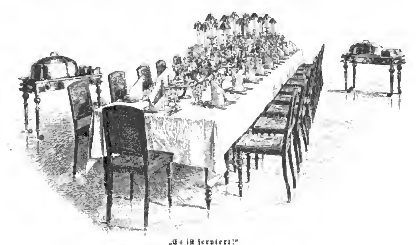
Ordnung muß sein! Das ist, wenn irgendwo in dem vielseitigen Getriebe eines großen Hotels, oberste Regel. Der Dienst ist daher fast militärisch straff organisiert, jeder Bedienteste hat seine ganz bestimmten Obliegenheiten. Über die Ordnung und Sauberkeit in den Zimmern wacht — abgesehen von dem Chef der Rezeption — zunächst die Inspektrice. Wer je über einen Lapsus auf seiner Nummer zu klagen hat, bitte das Zimmermädchen nur, diese gefürchtete Dame herbeizuzitieren: schon ihre Nennung bewirkt Wunderdinge. Fräulein Inspektrice war ehedem selbst Zimmermädchen, ehe sie zu Amt und Würden gelangte; sie hat also von der Pike auf gedient und kennt alle Schliche und Pfiffe ganz genau, sie weiß, wie man eine Nummer gründlich und wie man sie im Fluge — „so obenhin" — reinigt, sie sieht mit einem Blick den verborgensten Staub im Winkel und das kleinste Spinnewebchen oben an der Decke. Keine abgestoßene Ecke an der Wasserkanne, kein zu spät gewechseltes Handtuch, kein schlecht gemachtes Bett entgeht ihr und wehe, wenn sie Gericht hält über die Gerechten und Ungerechten.

Ist die Inspektrice eine gesetzte Dame, so ist das Zimmermädchen ein lustiger

Vogel. Der Dienst ist schwer — früh auf und spät zu Bett heißt es meistens — aber mit Verlaub! er lohnt sich, „denn was die noblichten Herrschaften sind, die geben doch Trinkgeld, wenn's Service och nich mehr auf die Rechnung steht." Ein gutes Zimmermädchen muß vielseitig sein: sie soll in ihrem auf der Etage gelegenen Zimmer nicht bloß auf den leisesten Kling-Kling der elektrischen Glocke hören, sie soll nicht nur gut „reinmachen" können und flinke Beine haben und adrett aussehen, sie muß auch ein Stück Zofe sein, um der Dame auf Nr. 11 bei der Toilette zu helfen, ein Stück Friseuse, um auf Nr. 12 dem gnädigen Fräulein die schweren Zöpfe zu flechten, ein Stückchen Schneiderin, um hier einen Knopf anzunähen und dort ein abgerissenes Band schnell wieder anzustückeln. Die Hauptsache aber ist, daß sie immer ein freundliches Gesicht macht: die Hauptsache wenigstens für sie, „von wegen der Trinkgelder."

Der Zimmerkellner ist ein Gentleman comme il faut. Er sieht mit souveräner Verachtung auf das Heer seiner Kollegen in den Bräuen und Kaffees herab und würdigt höchstens die Herren Genossen im Hotelrestaurant der Ehre näherer Bekanntschaft. Sein Umgang ist der vornehmste, zumal wenn er in der ersten Etage regiert; seine Ausbildung erfordert einen Aufenthalt in Paris und London, und seinen Frack trägt er mit der Grandezza eines Granden. Geräuschlos wie auf Filzsohlen tritt er in das Zimmer, er spricht nicht, er flüstert nur, und ein Anecken mit dem Servierbrett würde er für eine ebensogroße Todsünde halten, wie die, ein Trinkgeld auszuschlagen. Er begann als Laufbursche und endigt zweifellos als Hotelier. Man spricht in eingeweihten Kreisen bereits von seinen Kapitalien, munkelt jedoch auch, daß er an der Börse spekuliert. Für das Spiel hat er überhaupt eine gewisse Neigung: für das Spiel und — wie man sagt — für die Liebe.

Zwar schläft der bedeutende Mann nächst dem Himmel, au cinquième nämlich, sein Reich ist aber das „Office" der Etage; wenn im Hoteljargon das einfache Deutsch nicht verpönt würde, wäre es einfacher zu sagen, Anrichtezimmer. Hier konzentriert sich eigentlich der größere Teil seiner Thätigkeit. Jedes Office hat einen Spind mit Geschirr und Gläsern, eine Vorrichtung, warm Wasser zu halten, einen kleinen Eisbehälter — und einen offenen Wandschrank mit einigen Feuerlöschgranaten; vom Office aus gehen Sprachrohr und meist ein Aufzug für Speisen nach dem Souterrain. Am frühen Morgen ordnet der Zimmerkellner hier im voraus seine Servierbretter mit dem Frühstücksgeschirr, legt sich Servietten, Eierbecher, Eßbestecke zurecht. Befiehlt Nr. 1 Thee — ein Ruf nach der Küche und der



„Es ist serviert!"
(Aus den Speisesälen des Monopol-Hotels zu Berlin.)

Thee kommt im Aufzug heraufgerauſcht; Nr. 2 wünſcht 1 Kaffee komplet .... brrrr .... da iſt die ſilberne Kanne aus der Kaffeeküche ſchon zur Stelle. Am großartigſten wird unſer Freund aber, wenn es gilt, Diners auf den Zimmern zu ſervieren; das betrachtet er als ſeine Spezialität und ſieht es höchſt ungern, wenn der Direktor ihm aus dem Reſtaurant Hilfe ſendet. Als ob ſeine Umſicht, ſeine Accurateſſe, Delikateſſe und Fineſſe ſolcher Unterſtützung bedarf. Und die nicht ganz ausgetrunkenen Bouteillen verſchmäht doch ſelbſt ein nüchterner Mann nicht, zumal wenn es Schloßabzüge waren. Ja er hat eine feine Zunge — der Herr Zimmerkellner.

Schwerer und gewichtiger tritt der Hausknecht auf. Auf zwanzig Schritt ſieht man ihm den ausgedienten Musketier an und der Gute! er bedient Offiziere ſelbſt dann mit beſonderer Aufmerkſamkeit, wenn er weiß, daß ſie nicht gerade ſonderlich ſpendabel ſind. Aber er war ehedem Burſche und wieder einmal ſolchen Waffenrock zwiſchen den Fingern zu haben, iſt auch 'ne Freude. Wenn's nun gar ſchon ein rotgefütterter Generalsrock iſt: Allerhand Achtung! Der Hausknecht hätte vielleicht von allen Hotelbedienteſten am meiſten Anrecht, Leporellos Klagelied anzuſtimmen, aber er zeigt immer ein freundliches Geſicht, obwohl er wirklich keine Ruh bei Tag und Nacht hat. Im frühſten Morgengrauen oder gar noch beim Scheine der Frühlampen beginnt ſein Tagwerk mit einem ſchier endloſen Stiefelappell, dann folgen einige Garnituren reinigungsbedürftiger Röcke, Hoſen und Weſten, und kaum iſt der letzte Staub von dem letzten Beinkleid abgebürſtet, ſo beginnt auch bereits die Klingelei nach dem unentbehrlichen Hausknecht von zwei Tritteln aller Zimmer. Und iſt der erſte große Anſturm erledigt, dann ſchließt ſich die endloſe Reihe kleinerer Detailaufträge der lieben Gäſte an: da will dieſer den Koffer gepackt haben, jener begnügt ſich ſchon damit, wenn Fritz das widerſpenſtige lederne Ungeheuer mit jener Verve ſchließt, die nur langjährige Übung mit ſich bringt, dieſer will abreiſen und empfiehlt ſein Gepäck der beſonderen Obhut des Unermüdlichen, und jener hat allerlei diffizile Beſorgungen in der Stadt. Und allen, allen nickt Fritz freundlichſt Gewährung zu, für alle hat er ſtets nur das eine Wort: „Gewiß, Herr." Übrigens denkt unſer Freund ſtets daran, ſich „nächſtens" zu verheiraten; er thut es nach berühmten Muſtern prinzipiell nicht unter ſieben Bräuten, die er aber im gegebenen Fall ſtreng nach ihrem Sparkaſſenbuch abſchätzt. Das Leben hat Fritz praktiſch gemacht — er begann nicht umſonſt in einer Tagelöhnerkathe und brachte doch ſchon ſoviel hinter ſich, daß er ſich nächſtens eine kleine Deſtille, Berlin NO. zulegen wird. Es iſt das aber nur eine Zwiſchenſtation — er beſchließt ſein thatenreiches Leben ſicher als Rentier und Hausbeſitzer in Berlin SW.

Als letzter im Bunde des Etagenperſonals iſt endlich der Nachtwächter zu erwähnen, der um Mitternacht ſein Amt beginnt und ununterbrochen alle Stockwerke durchpilgert, dieſe lobeſame Thätigkeit an jeder der zahlreichen Kontrolluhren des Hotels beſtätigend. Er iſt eine nur allzu nötige Perſönlichkeit, der getreue Fridolin! Selbſt das vornehmſte Haus iſt nicht davor geſichert, daß ſich nicht irgend ein Hotelſchwindler in ihm einlogiert und in der Nacht als „ſchwarzer Mann", in Trikot gekleidet, ſich von Zimmer zu Zimmer ſchleicht, um leiſe an den Thürſchlöſſern zu probieren, ob die lieben Gäſte ſich vorſichtig einſchloſſen oder nicht. Und anderſeits hat die Hotelverwaltung das allerlebhafteſte Intereſſe daran, zu verhüten, daß ſeine Fremden beſtohlen werden: nicht nur um des allgemeinen Rufes des Hotels halber, ſondern auch, weil die Geſetzgebung ſie in geradezu rigoroſer Weiſe für Hab und Gut des Gaſtes verantwortlich macht. Es iſt wirklich von dem letzteren nicht zu viel verlangt, wenn er gebeten wird, größere Geldbeträge und Wertſachen nicht auf ſeinem Zimmer zu belaſſen, ſondern gegen Quittung im Hotelbüreau abzugeben.

Aber kehren wir zu unſerem Fremden auf Nr. 63 zurück. Er iſt ein Ausländer, kommt vielleicht aus Buenos Ayres und will, auf der großen Tour begriffen, auch die Kunſtſchätze Berlins kennen lernen, will ſich nebenbei in der Reichshauptſtadt nach Herzensluſt amüſieren. Es iſt das keine ganz billige Sache — indeſſen ſeine Mittel erlauben es ihm. Die Sache hat nur einen Haken: ſein Franzöſiſch radebrecht er in ſo fürchterlicher Weiſe, daß ihn vorhin ſelbſt der ſprachgewandte Chef der Rezeption kaum



Das Hotel Kaiserhof zu Berlin.

verstand, und auch der polyglotte Zimmerkellner befand sich dem Spanier gegenüber in einiger Verlegenheit. Trotzdem rüstet der Vielgewanderte sich in aller Seelenruhe zum Ausgehen, er weiß, ihm wird geholfen sein, ehe er das Hotel verläßt.

Da ist ja zunächst unten im behaglich erwärmten Vorraum der Mann für alles: der sprachengewaltige Portier — es unterliegt für Señor Ramiro auch nicht des geringsten Zweifels, daß er in einem so vortrefflichen Hause, wie der Kaiserhof, mit dem Portier die heimatlichen Laute der Muttersprache austauschen kann. Und nicht nur das: der Portier — man spricht in allen Hotels das Wort mit möglichst starker Betonung der ersten Silbe — wird ihm auch über alle anderen Schwierigkeiten hinweghelfen.

Der Portier eines Hotels ersten Ranges ist der geborene Freund jedes Reisenden, er ist der allgemein begehrte Ratgeber und Helfer, er weiß alles und kennt alles, er ist ein ins moderne Verkehrsleben übertragener Polyhistor: ein Universalgenie. Es gibt erfahrene Reisende, welche den Wert eines Hotels nur nach zwei Richtungen abschätzen, nach dem Bett und nach der Persönlichkeit des Portiers, und sie haben so Unrecht nicht. Ein guter Portier ist eine Quelle des Wohlbehagens: unermüdlich, immer verbindlich, ausgestattet mit einem Fond von Menschenkenntnis, um die ihn der gewiegteste Diplomat beneiden könnte, überreich an Erfahrungen aller Art kennt er in seinem Fach keine Schwierigkeiten: er erfreut sich der persönlichen Bekanntschaft aller bedeutenden Leute der Riesenstadt; er weiß, wie man am besten bei dem Minister A. oder dem Geheimrat B. Audienz erlangt; er verhilft dir noch im letzten Augenblick zu einem Billet für eine Galavorstellung im Opernhause oder zu einer Eintrittskarte zum Subskriptionsball; er nennt wie am Schnürchen die bedeutendsten Geschäftshäuser jeder Branche; er sagt dir, wo du am besten frühstückst, zu Mittag speist oder den Abend verbringst; er plaudert gleich dem erfahrensten Lebemann über die kleinen Schwächen einer reizenden Tänzerin vom Viktoria-Theater, orientiert dich über die neuesten Ereignisse auf dem Gebiete des Sports und ist andererseits verschwiegen wie ein Grab; er weiß sich der Prinzessin von Geblüt, die seinem Hause die Ehre erwies, in ihm abzusteigen, ebenso unentbehrlich zu machen, wie dem Globetrotter oder Herrn Lehmann aus Krotoschin; er legt aus seinem unerschöpflichen Portefeuille für dich deine unbezahlten Einkäufe aus und, hält er's für angebracht, öffnet er dir wohl auch selbst im Notfall seine Börse. Und er steht sich nicht schlecht dabei: der Portier eines Hotels ersten Ranges bekommt zwar keinen Pfennig Gehalt, sondern er zahlt vielleicht noch Pacht für seine Stellung, aber er erfreut sich trotzdem eines reichlichen Ministereinkommens.

Für ein großes Hotel genügt der Portier mit seinem Appendix von Nachtportiers und Portierburschen indessen doch nicht allein. Im Kaiserhof harren z. B. stets noch fünf vielgewandte Kommissionäre der Befehle des Gastes. Sie sind zugleich Dolmetscher und sprechen sechs bis acht lebende Sprachen, der Rumäne findet unter ihnen ebenso seinen Mann, wie der Portugiese, der türkische Pascha wie der ungarische Magnat, der spanische Grande wie der russische Kaufmann echter Gilde. Für zehn Mark täglicher Diäten geleiten sie den Fremden durch alle Wirrnisse der Reichshauptstadt sicher hindurch und erwerben sich oft dessen Anerkennung in so hohem Grade, daß er sie als Kuriere auf seiner weiteren Reise mit sich nimmt. Ich habe mir sagen lassen, es reiste sich vortrefflich mit solch einem erfahrenen Reisemarschall — sobald ich zweimal hintereinander das große Los gewonnen habe, will ich's selbst einmal probieren.


Portierbursche.

Der Fremde beabsichtigt



Der Festsaal im Hotel Kaiserhof zu Berlin.

indessen, nicht nur im Hotel zu schlafen, er will nicht nur alle sonst erdenkbaren Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten in ihm genießen, er will auch im Hause essen. Und meist sind es äußerst verwöhnte Mägen, welche es zu befriedigen gilt.

Das Ressort der Küche ist in den meisten unserer Riesenkarawanseraien ein äußerst wichtiges. Auf der einen Seite stehen sie zwar längst nicht mehr auf dem überlebten Standpunkt, daß sie auf ihre Gäste irgend welchen Druck ausüben, seine Mahlzeiten im Hotel zu nehmen — sie gönnen ihm auch in dieser Richtung die größte Freiheit. Auf der anderen Seite müssen sie aber ihren ganzen Stolz darein setzen, auch in kulinarischer Beziehung vorzügliches zu leisten; an dem Essen selbst wird zwar fast gar nichts verdient, sondern eher zugesetzt, aber zum Essen gehört bekanntlich auch das Trinken, und der Verdienst am Wein ist meist recht bedeutend.

Von der Großartigkeit des Küchenbetriebes in einem Hause ersten Ranges, in welchem täglich, von allem anderen ganz zu schweigen, einige hundert Diners eingenommen werden, macht man sich meist keine richtigen Vorstellungen. Wir wollen einmal eine kleine Wanderung durch die Souterrainräume des Kaiserhofs antreten, da gerade dies Hotel, besonders auch wegen der vielen bedeutenden Festlichkeiten, welche in seinen Räumen stattfinden, in kulinarischer Beziehung an der Spitze der Berliner Häuser marschiert.

Sauberkeit, peinlichste Sauberkeit ist das erste Stichwort, welches in der Küche ausgegeben zu sein scheint: spiegelblank glänzt an den Wänden das herrliche Kupfergeschirr, in schneeiges Weiß gekleidet walten um die langgedehnten zwei Riesenmaschinen die Köche ihres Amtes. Wir müssen uns zunächst dem großen Strategen der Küche, dem obersten Chef, vorstellen — einem gewichtigen

Herrn, von dessen Umsicht und Überblick der Erfolg des Ganzen in erster Linie abhängig ist.

Der Chef schwebt gleichsam über dem ganzen Küchenpersonal. Er kocht nicht etwa selbst — höchstens gibt er seine sublime Zunge dann und wann zum Ausschmecken her oder erteilt diesem oder jenem seiner Untergebenen seinen wohldurchdachten Rat, wenn es sich etwa um ein besonders exquisites Gericht, um einen schwierigen Fall handelt. Aber er dirigiert doch das Ganze. Oben im Geschäftszimmer des Herrn Generaldirektors werden alltäglich die Menus bis in die Details erwogen und festgestellt; auf Grund dieser Menus arbeitet der Küchengewaltige bis zum nächsten Morgen seinen Bedarfsrapport an Fleisch, Geflügel, Fischen, Gemüsen und Delikatessen aus, und auf Grund wieder dieses Rapports erteilt der Generaldirektor den alle Morgen antretenden Großhändlern seine Aufträge. Eine Stunde darauf schon häufen sich unten im wohlgekühlten Fleischkeller die riesigen Roastbeef, die saftigen Hammelrücken, die buntschillernden Fasanen und die gepanzerten Hummern und Langusten; der von fließendem Wasser durchströmte Fischbehälter füllt sich aufs neue mit Forellen, und ein halbes Dutzend Küchenjungen rupfen Schnepfen und Krammetsvögel, legen den Rebhühnchen das zierliche Speckhemde an oder schuppen Karpfen.

Nun gibt der Chef seine Weisungen an die Oberbeamten aus: es ist eine wohlgegliederte Küchenhierarchie dort unten. Da ist zunächst der Chef Rotisseur, der Bratenkünstler; da ist sein Kollege, der Chef Saucier; da ist ferner der wichtige Chef Entremetier, der Schöpfer aller Zwischengerichte — nebenan in einem besonderen Raume waltet der Chef, welcher die kalten Gerichte von der Hummermayonnaise aufwärts bereitet, seines Amtes, und wieder nebenan ist der Chef Patisseur, der Konditor, der süßeste aller Süßen, in emsiger Thätigkeit. Jeder einzelne dieser Oberbeamten verfügt zu seiner Unterstützung über zwei Unterköche; außerdem aber befiehlt der Herr des Ganzen noch über acht Lehrlinge und eine Eskadron von Kasserollputzern, Silberputzern, Küchenmädchen, „Porzellanmädchen“ und Kartoffelschälerinnen.

In dem kleinen Privatverschlag des Küchengewaltigen hängt an der Wand eine lange Reihe beschriebener Zettel: es sind die Menus für schon fest angesetzte größere Diners und Soupers, welche in den nächsten Tagen ihre Erledigung finden sollen. Besteller, Personenzahl und Preis sind darauf notiert, es ist bemerkt, ob der letztere mit oder ohne Wein berechnet wurde: Für das Hochzeitsdiner zu 30 Mark, das Souper für jenen Ball zu 10 Mark, ein Herrenfrühstück zu 8 Mark. Am 2. d. M. Familientag derer von X, am 3. Festessen des reitenden Feld-Jäger-Korps, am 4. Diner im kleinen — am 5. Buffet für 200 Personen im großen Saal! Guter Gott, wie rechnet sich der Chef nur heraus, wieviel Seezungen und wieviele barons of beef er für alle diese Feste gebraucht?

Das Hotel muß indessen nicht nur für seine eigentlichen Gäste, es muß auch für die zahlreiche, von dieser mitgebrachte Dienerschaft, es muß endlich für sein eignes Personal sorgen. Für des letzteren leibliches Wohl wirkt eine Oberköchin mit zwei Gehilfinnen in einer besonderen Küche; das gesamte Personal wird von hier aus verköstigt, d. h. es wird für täglich etwa 200 sehr hungrige Mägen gekocht. Mittags gibt es eine kräftige, gute Hausmannskost: Suppe und Braten, und diese liefert auch den Fond für die sogenannte Dienertafel. Aber die Herren Diener der Herren Gäste würden damit allein nicht zufrieden sein: für sie wird noch ein Gang des großen Menus und Butter und Käse, sowie eine halbe Flasche Wein hinzugefügt — es ist meist eine sehr verwöhnte Gesellschaft, diese Kammerdiener und Kammerzöfchen.

Seitwärts von den Küchen erstrecken sich die großen Magazinräume, einer Riesenspeisekammer ähnlich, die das Entzücken jeder Hausfrau bilden würde. In endlosen Reihen hängen hier die Dauerwürste von der Decke herab, große Säcke mit Kaffee und Salz liegen am Boden aufgetürmt und Batterien von Gänseleberpasteten sind auf den Regalen aufmarschiert. Von dem Bedarf einer solchen Riesenkarawanserai hat der gewöhnliche Sterbliche kaum eine Ahnung: im Kaiserhof werden z. B. täglich etwa 2000 Tassen Kaffee zubereitet, im Jahre also rund 700 000 Tassen — unsere Hausfrauen mögen nachrechnen, wieviel Pfund Mokka dazu gehören und wieviel Zuckerstücken aus dem Magazin auf die Tabletts spazieren.

Ein besonderer Magazinverwalter hütet alle diese Schätze. Er spielt in seinem Verließ gewissermaßen den Kolonialwarenhändler. Aber er verkauft nichts gegen Kasse; was in den Küchen gebraucht wird, verabfolgt er nur gegen Bons, und gegen Bons gibt auch die Küche ihre kulinarischen Erzeugnisse wieder an die Kellner ab. In dem Büreau, welches gleichsam das Clearinghouse des Hotels darstellt, werden diese Bons einher, in denen die Schätze aus dem Thal der Garonne, die edelsten Gewächse des Rheingaues und der Mosel neben den angenehmen dickbäuchigen Champagnerflaschen lagern — weit über eine Million Flaschen harren hier ihrer Auferstehung, während für die Fässer außerhalb des Hauses großartige Kellereien ermietet wurden. Der Kaiserhof kauft nur direkt von den Produzenten und auf den großen Auktionen: all-



Der Lichthof im Hotel Kaiserhof zu Berlin.

dann verrechnet und verglichen, bis sie schließlich meist in Form einer einzeiligen, mehr oder minder schwer wiegenden Bemerkung auf der Rechnung eines Gastes wieder auftauchen.

Ungleich großartiger jedoch noch als das Warenmagazin präsentieren sich die weit gedehnten Weinlager: das Weinlager des Kaiserhofs ist freilich überhaupt eins der größten Berlins. Eine halbe Stunde lang wandert man zwischen den endlosen Regalen

jährlich bereist der Subdirektor, dem dieser Zweig des Hotelgeschäfts unterstellt ist, selbst die Weinländer und ersteht an Ort und Stelle die hervorragendsten Gewächse, die dann in den Kellereien unter der Obhut eines vielerfahrenen Oberkellermeisters, dem nicht weniger als zwanzig Küfer zur Seite stehen, der sachverständigsten Behandlung gewiß sind. Den Umfang des Geschäfts ermißt man vielleicht am besten aus der „trockenen“ Angabe, daß der Kaiserhof für



Aus den Küchenräumen im Hotel Kaiserhof zu Berlin.

drei Millionen Mark des edlen Nasses in seinen Lagern inventarisiert hat.

Das Reich des Kellers und der Küche ist damit aber noch nicht erschöpft. Wie in allen großen Hotels ist von der eigentlichen Küche die Kaffeeküche völlig getrennt, und da, wie die Mehrzahl der modernen Riesenkarawanseraien, auch der Kaiserhof sein eignes Wiener Café besitzt, nebenbei bemerkt, das älteste dieser Donauspezialität in Berlin, so hat die Kaffeeküche eine besondere Bedeutung. Sie ist Tag und Nacht im Betriebe, zwei Oberköche walten daher abwechselnd ihres Amtes am ewigen Feuer; indessen ist das Wort Kaffeeküche cum grano salis zu verstehen: es ist nicht nur Mokka in allen seinen Formen von der Melange bis zum Piccolo, der hier gebraut wird, sondern auch ungezählte Portionen und Tassen Thee und Chokolade entstehen in der Kaffeeküche, und hunderte von Sherrycobblers und anderen löblichen Getränken werden hier gemischt.

Im Vorbeigehen werfen wir noch einen Blick in die sogenannte „Dessertstube“, in welcher einige junge Mädchen die Schalen mit den Konfituren und Kompots, die Platten mit Butter und Käse für den Tagesverbrauch herrichten, und treten dann auf den großen Lichthof hinaus, der zugleich als reizender Speisesaal eingerichtet ist. Es ist just Dinerstunde; unser Freund Don Ramiro thut sich soeben, in einer der lauschigen Ecken sitzend, gütlich und freut sich des gewaltigen Stückes Rinderbrust, welches in einem silbernen Wärmwagen an seinen Tisch herangerollt wurde. Aber die eigentlichen Fremden stellen hier, wie bei den meisten Berliner Table d'hotes, doch nur einen Teil — und oft den kleineren der Tischgäste. Zahlreiche Abonnenten gesellen sich ihnen zu und im Kaiserhof sind es nach altem Usus besonders die parlamentarischen Körperschaften, welche sich hier zu kleinen, angenehmen Nachsitzungen vereinen. Die Fraktionen sind dabei streng geschieden: an der einen Seite des Hofes speisen z. B. die Konservativen, an der anderen das Centrum, ehedem stets unter dem persönlichen Vorsitz der kleinen Excellenz aus Meppen. So grimmig aber oft der parlamentarische Streit am Morgen war, zum Dessert statten sich die Herren dann und wann doch freundschaftliche Visiten ab, und manche schwierige Frage soll hier schon bei einer Flasche Pommery Greno zu einem befriedigenden Abschluß geführt worden sein.

Verlieren wir aber unsern Don Ramiro aus Buenos Ayres nicht aus den Augen. Er erhebt sich, zündet sich eine Habanna an, wandert in das Lesezimmer, schreibt einen Brief und setzt eine Depesche auf:

die Beförderung der beiden letzteren ist die denkbar bequemste, denn sowohl Post-, wie Telegraphenamt befinden sich selbstverständlich im Hause. Dann schlendert er langsam zum Fahrstuhl, läßt sich bis zum zweiten Stockwerk erheben und will über seine Tagesanstrengungen nachdenken. Ach fatal! fällt ihm ein: Meine Wäsche!

Ich bitte feierlichst um Vergebung, wenn ich von Wäsche spreche und noch dazu von Leibwäsche, aber es ist wirklich nicht zu umgehen. In einem Hotel spielt die Wäsche nun einmal eine große Rolle: die des eignen Betriebes, der täglich ganze Ballen außer Kurs setzt, und diejenige der Herren Gäste nicht minder. Die Waschfrau früherer Zeiten ist in unserm modernen Karawanseraien natürlich längst ein überwundener Standpunkt, und die niedlichen Wäschermadels, welche man früher mit ihren Körben treppauf, treppab eilen sah, sind fast gänzlich verschwunden. Heute hat jedes große Hotel seine eigne Waschanstalt im Hause, in der ohne alle Chemikalien mit Dampf gewaschen und mit Dampf getrocknet wird. Es geht auch mit Dampfeseile, und daß ein Gast, wie ehedem, nicht abreisen könnte, weil er auf seine Oberhemden warten muß, kommt nicht mehr vor. Ich wünschte wohl, ich könnte unsere Hausfrauen einmal in solch eine Waschanstalt führen, sie würden vor der Einrichtung sicher Respekt bekommen. Die großen, in ewiger Rotation befindlichen faßartigen Waschapparate, die Spülvorrichtungen, die Trockenräume mit den dampfdurchströmten Röhren, die Plättstuben und die Mangeln — das ist ein jedes für sich sehenswert. Was sagen Sie dazu, wenn ein Hotel, das jährlich etwa für 30—50000 Mark allein für Neuanschaffungen an Wäsche ausgibt, in seinem Betriebe unter einem Waschmeister je ein halbes Dutzend Waschmädchen, Trockenmädchen und Manglerinnen, zwei Ausbesserinnen und fünfzehn Plätterinnen beschäftigt? Es ist eben eine kleine Stadt für sich, solch eine Riesenkarawanserai.

Ein oft nicht einmal kleines Stadtviertel nehmen die großen Häuser ja auch in der That mit ihren Hunderten von Fremdenzimmern, ihren Höfen und Festräumen ein, und ihr Bau bildet eine besondere architektonische Spezialität. Schönheit und Zweckmäßigkeit sollen dabei Hand in Hand gehen, die voraussichtlichen Wünsche der hoffentlich zahlreich einkehrenden Fremden sollen in gleicher Weise Berücksichtigung finden, wie die Forderungen des Betriebes. Es ist nicht zu leugnen, daß besonders der innere Ausbau, die Raumeinteilung aus Zweckmäßigkeitsgründen meist etwas schematisch wird. Um einen größeren teils als Lichthof, teils als unbedeckten Hof behandelten Raum gruppieren sich im Erdgeschoß meist die Verwaltungsräume, die Festsäle und die Zimmer des Hotelrestaurants; die an die Außenfront grenzenden Lokalitäten werden, um die günstige Geschäftslage auszunutzen, vielfach als Läden vermietet, die eigentlichen Betriebsräume in das Souterrain verwiesen. Die oberen Stockwerke dienen fast ausschließlich den Hotelzwecken im engeren Sinn; während aber in der ersten und zweiten Etage häufiger Familienwohnungen, Salons mit einem oder zwei Schlafzimmern, eingefügt sind, weisen die höheren Stockwerke fast nur Einzelzimmer auf. Im allgemeinen ist bei den neueren Bauten nicht mit dem Raum gegeizt, man hat denn doch eingesehen, daß der Reisende auch Anspruch auf Licht und Luft zu erheben berechtigt ist; einen entschiedenen Nachteil bilden nur die engen, nach den Höfen hinaus gelegenen Zimmer, zumal wenn dieselben vielleicht gar noch unterhalb der Glasdecken derselben gelegen sind: vor diesen Staatsgemächern hat jeder erfahrene Reisende ein sehr berechtigtes Grauen. Alle großen modernen Hotelbauten weisen ein äußerst kompliziertes System von Treppen und Schächten für die verschiedenen



Hausdiener.



Das Central-Hotel zu Berlin.

Personen-, Gepäck- und Speiseaufzüge auf, zu denen sich des weiteren die Sprechröhren, die umfangreichen Installationen für die Centralheizung, für die Gas- und Wasserleitung und für die elektrische Beleuchtung gesellen: es entsteht so ein vielverzweigtes, sich durch alle Stockwerke hindurchziehendes Geäder, welches sich aber meist der Kenntnis des Fremden völlig entzieht. Trotz dieser gleichartigen Grundzüge haben die neueren großen Hotels gerade der Reichshauptstadt doch fast ausnahmslos auch baulich ihr besonderes Gepräge. Der Kaiserhof hat seinen reizvollen Lichthof, das Centralhotel besitzt in seinem Wintergarten einen unvergleichlichen Festraum und in dem Vorraum mit dem ewig lodernden Kamin eine besonders anheimelnde Empfangshalle, das Hotel Kontinental zeichnet sich als vornehmes Familienhotel durch seine schönen Zimmerfluchten, das Hotel Monopol durch prächtige Säle und — nebenbei bemerkt — eine hochelegante Ausstattung aus. Was die jetzt bereits wieder im Werden begriffenen Hotelleviathans uns weiteres Neues bringen werden, muß man abwarten.

Je größer das Hotel, desto schwieriger wird natürlich dessen Leitung. Dieselbe ist in der That eine Kunst geworden, welcher nur ganz hervorragende Organisationstalente gerecht werden können. Es genügt heute keineswegs mehr, wie vor einigen Jahrzehnten, ein liebenswürdiger Hotelier zu sein, d. h. für gutes Geld seinen Gästen den Aufenthalt im Hause möglichst angenehm zu machen, etwas von der Kochkunst, etwas vom Weingeschäft und ein wenig von der Buchführung zu verstehen. Der Leiter eines modernen Hotels muß nicht nur den eigentlichen Betrieb bis zur geringsten Einzelheit hinab kennen, er soll auch den Überblick eines gewiegten Kaufmanns besitzen; er muß Weltmann vom Kopf bis zur Zehe sein und nicht einen Augenblick in Verlegenheit geraten, wenn unerwartet die kaiserliche Equipage vor das Portal seines Hauses rollt, aber er soll auch mit dem Fleischer um den täglichen Einkaufspreis markten können. — Jedes große Hotel rechnet mit einem jährlichen Umsatz von Hunderttausenden, aber Einnahme und Ausgabe setzt sich aus unzähligen kleinen Posten und Pöstchen zusammen: die Kontrolle muß daher eine äußerst sorgfältige und gewissenhafte und die Kunst, gut einzukaufen, hoch entwickelt sein. Wenn der Kaffee und Zucker mit einem Silbergroschen auf das Pfund teurer bezahlt wird, so macht das am Jahresabschluß bereits eine Summe mit vier Nullen aus. „Kalkulieren" und zwar richtig kalkulieren, das ist die Losung, sonst ist das Ende ein riesiges Defizit und die Herren Aktionäre — meist sind die großen Hotels ja im Besitz von Aktiengesellschaften — haben das Nachsehen.

Wenn unser Freund Don Ramiro nach achttägigem Aufenthalt abreist und seine Rechnung an der Hotelkasse begleicht, nachdem er vorher — auch eine neue Errungenschaft — im Hause sein Eisenbahnbillet nach Wien kaufte und sein Gepäck ebenfalls im Hotel selbst expedierte, wenn er also seine Rechnung begleicht, wird er vielleicht über die teuren Preise stöhnen, obwohl das sonst nicht südamerikanische Manier ist. Sein Zimmernachbar Herr Lehmann aus Krotoschin aber stöhnt sicher, und beide vergessen, was ihnen das Hotel denn eigentlich für den einen Begriff „Wohnung" alles bot: welche Summe von Annehmlichkeiten in jedem Augenblick eigens für sie bereit gestellt wurde, ganz abgesehen davon, daß in der Wohnung auch Heizung, Beleuchtung und Bedienung (so sie nämlich nicht doch ihre milde Hand aufthaten) einbegriffen war. Sie vergessen auch die fabelhaften Summen, welche bei dem Bau des Hotels für den Grund und Boden gezahlt werden mußten, sie vergessen die enormen Kosten für den Bau und die Ausstattung, sie vergessen, daß die Unterhaltung und das Personal sehr teuer ist — davon, daß das Hotel doch auch ein wenig verdienen will, ganz zu schweigen. Sie drehen nur die Rechnung zwischen den Fingern, ehe sie dieselbe in der Westentasche verschwinden lassen, und schimpfen, daß das Zimmer fünf oder sechs Mark kostete. Hoffentlich gehen sie das nächste Mal aber dennoch wieder in ein Hotel ersten Ranges, denn sonst könnten sie Gefahr laufen, die trübe Erfahrung zu machen, daß scheinbare Billigkeit oft recht teuer ist. Die Preise der großen Karawanseraien sind thatsächlich keineswegs höher, als diejenigen wirklich guter kleinerer Hotels; während man in letzteren aber leicht ein wenig über die Achsel angesehen wird, wenn man nicht im ersten Stock wohnt oder nicht



Der Wintergarten im Central-Hotel zu Berlin.

im Hotel speist, ist es hier völlig irrelevant, ob man ein Zimmer im ersten Stock für zwanzig oder im vierten für vier Mark bewohnt, ob man täglich eine Flasche Heidsick trinkt oder sich mit dem Morgenkaffee im Hotel begnügt. Apropos Morgenkaffee: das ist eine schlechte Sitte in einigen unserer besten Hotels, daß sie das Zimmer höher berechnen, falls der Gast es vorzieht, sein erstes Frühstück etwa für ein Drittel des im Hause üblichen Preises im Café nebenan zu nehmen.

Die modernen Karawanseraien mögen ihre Nachteile haben — ich will vor allem gern zugeben, daß sich in den guten Hotels der alten Zeit ein gewisses innigeres Verhältnis zwischen dem Wirt und seinen Gästen herausbildete, als dies im allgemeinen in einem Hause mit Hunderten von Betten möglich ist. Aber das, was das persönliche Wohlwollen des Herrn Hoteliers dort dem einzelnen Gaste im besten Falle bot, bietet das heutige Riesenhaus eigentlich jedem Fremden. Und darüber hinaus gewährt es ihm dank der Vielseitigkeit des Betriebes eine Fülle von Annehmlichkeiten, welche das kleinere Hotel gar nicht in sich zu vereinigen vermag — es gewährt ihm dieselben, ohne irgendwie in sein Selbstbestimmungsrecht einzugreifen. Die moderne Karawanserai ist schließlich die natürliche Folge unserer Verkehrsverhältnisse, sie allein vermag dem gesteigerten Reisebedürfnis zu genügen.



„Nur 400 Kilo Tragkraft! Wagen wir's, lieber Emil?"

Wenn einer eine Reise macht, so kann er was erzählen! Ehedem erzählte man erst vom Schwager Postillon, von der schönen Gottesnatur und von den lieben und bösen Menschen, mit denen man unterwegens Bekanntschaft angeknüpft hatte, und erwähnte dann erst beiläufig des Gasthauses, in dem man abgestiegen war. Heute spricht man zuerst von dem Hotel, das man beehrte, von guten Betten, die man hier, und schlechten Beefsteaks, die man dort getroffen — das Hotel auf dem Rigi ist wichtiger, als der Sonnenaufgang, und die Pension in Interlaken ist an sich wesentlicher, als die Menschen, mit denen man Thür an Thür wohnte! Dahinein paßt so recht das heutige Riesenhotel. Es ist, wie es ist, ein echtes Kind seiner Zeit.



Der Riese und das Waldweibchen.

Von J. Trojan.

(Abdruck verboten.)

Der Ries' ist in den Wald gegangen,
Hat sich ein Waldweibchen eingefangen,
In einen Käfig es gesetzt,
Drin sitzt es wie ein Vogel jetzt.
Der Riese sein mit Sorgfalt pflegt,
Zwischen des Käfigs Stäbe legt
Er alle Tag' ihm frisches Grün
Und Blumen, wie sie im Walde blüh'n;

Versieht es wohl mit Trank und Speis',
Spricht freundlich ihm zu in Riesenweis'.
Das Weiblein in der Gefangenschaft
Benimmt sich auch ganz vogelhaft:
Singt unverdrossen von früh bis spät,
Bis daß die Sonne niedergeht.
Es singt so süß, so hell, so rein
Von allen Wonnen im grünen Hain.
Der Riese hört vergnüglich zu,
Flickt sich dabei seine Riesenschuh
Und denkt bei sich: Auf dieser Welt
Ist es doch sonderbar bestellt.
Wir Riesen singen ja auch einmal,
Dann wackeln Felsen, es bebt das Thal,
Der Wald fällt um, einstürzt das Haus,
Hirten und Herden reißen aus, —
Und doch nicht halb so schön es klingt,
Als wenn so ein winzig Wesen singt!



Holländerin. Studienkopf von Josef Block

Die gute Meinung.

Von Hermine Villinger.

(Abdruck verboten.)



In einer Bude, auf einem schmalen Brettergerüst, standen eine Anzahl Zuschauer, ganz versunken in die Betrachtung eines Meerweibes. Dieses drehte sich in einem runden Behälter voll schlammigen Wassers langsam im Kreise; es trug einen grünlich schimmernden Schuppenpanzer und mit den Füßen im Wasser stehend, zog es an einem um den Leib gegürteten Riemen einen mächtigen Fischschwanz hinter sich her. Außer dem Meerwunder befand sich noch ein Krokodil in der Bude, das sich aber nicht rührte, weil es tot war.

Der Besitzer dieser Herrlichkeiten spielte auf einer kleinen Drehorgel und zeigte dabei mit der Rechten auf das Geschöpf im Wasser, in eintöniger Weise die Geschichte des Meerweibes zum Besten gebend.

Im Nil, im Ägypterland hatte er es gefangen; dort schwammen die Meerweiber wie die Fische im Wasser herum; sprechen konnten sie nicht, aber ein paar hundert Jahre wurden sie alt; das seinige war im vorigen Herbst gerade hundert geworden.

Die alten Weiber und Kinder auf dem Brettergerüst erstaunten sich zu Tod, schauten das hundertjährige Meerweib ehrerbietig an und warfen ihm Stücklein Brot in den Teich, die es ganz menschlich lachend auffing; und die Augen, die unter den langen, dunklen, bis über die Brauen fallenden Haarsträhnen hervorblitzten, machten durchaus den Eindruck als gehörten sie einem Geschöpf an, das seine zwanzig noch nicht erreicht, geschweige seine hundert.

Als es dämmerte, schloß der Mann die Bude und erschien mit einem lang aufgeschossenen, ungefähr vierzehnjährigen Mädchen in der ärmlichen Schenke, wo er seinen Aufenthalt genommen.

Diese lag im Herzen des kleinen Landstädtchens, eingeklemmt zwischen den viel höheren Nachbarhäusern, und trug die Inschrift: „Zum Fuhrmannsschoppen“.

Hier, an einem der schmalen Tische, beim Schein der trüben Öllampe, sprach sich der Budenbesitzer unverhohlen gegen die Strümpfe stopfende Witwe Mehlig aus. Sie war jedoch über des Mannes Thun und Treiben, sein Hab und Gut und seine Aussichten schon völlig im Reinen, denn sie sah, wie sie sich selber ausdrückte, den Leuten bis in die Nieren, und keiner war noch früh genug aufgestanden, um ihr ein X für ein U machen zu können.

Sie nickte also mit ihrem hagern, scharfen, unfreundlichen Gesicht wie zu lauter bekannten Dingen, während der Budenbesitzer, die Ellenbogen auf den Tisch stemmend, in traurigem Tone erzählte:

„Es ist kein angenehmes Geschäft mit so einer Meerfrau; erst ist die Mutter daran gestorben, dann die Schwester, und vor kurzem die Frau; sie vertragen s' Wasser nicht auf die Dauer; mit der Kleinen wollen sie mir's in den großen Städten nicht recht glauben, daß sie hundert Jahre zählt, drum habe ich mich von den Meßleuten getrennt. Wenn aber das Kind auch stirbt, versuch' ich's mit keiner Meerfrau mehr; sie hustet schon.“

„Jedenfalls bitt' ich mir aus, daß in meinem Haus nicht gestorben wird“, erklärte Frau Mehlig, „ich bedank' mich für eine Vagabundenleich' —“

„Nun“, meinte der Mann neben seiner kurzen Pfeife heraus, „wir sind auch Menschen;

ich hab' sogar schon gedacht, so schwer mir's fällt, aber dem Fränzel zu Lieb, wenn ich mich irgendwo mit einer seßhaften Witwe verheiraten könnt' — zum Beispiel mit Euch?" setzte er mit einem unverhohlenen Seufzer hinzu.

„Was", schrie die Frau auf, „zu wem erhebt Ihr Eure Augen — wißt Ihr, was eine ehrbare Bürgersfrau in der Welt zu bedeuten hat? Eher ging ich schnurstracks in den Bodensee, als daß ich mich mit Vagabunden-Leuten gemein machte; so, und jetzt zahlt Eure Schulden und dann — auf die Wanderschaft!"

„Nichts für ungut", meinte der Mann in seiner stets gleichmütigen Weise, „aber ich will's noch mit ein paar Vorstellungen in der Nachbarschaft versuchen; so lange wartet noch zu —"

Frau Mehlig sah ihn mitleidlos am andern Morgen mit seinem Karren, dem Krokodil und dem hustenden Kind von dannen ziehen. Sie, die sich selber kaum das Nötigste gönnte, hatte auch kein Mitleid mit der Not der andern. Es ging die Sage von ihr, daß sie ihr trockenes Stück Brot nur deshalb jeden Abend vor dem Spezereiladen des Herrn Constantin Nobbel verzehre, um dazu dessen frische Häringe und den prachtvollen Käse gratis mit den Augen verschlingen zu können. ‚Es braucht nicht alles gekauft zu sein,' erwiderte sie auf dergleichen Anschuldigungen, ‚wer sich was versagen kann, der hat den Profit, und der Profit ist die Hauptsach' im Leben.'

Als der Budenmann, dessen Kind während der Vorstellung ohnmächtig in der Wasserpfütze zusammengesunken war, die Witwe mit der Bitte anging:

„Habt die Menschlichkeit, uns noch ein paar Tage zu behalten" — fuhr ihn Frau Mehlig höhnisch an:

„Was, Menschlichkeit! da käm' man schön zu kurz im Leben, die hat noch keinen satt gemacht; ob Ihr Geld habt oder keines, darum handelt es sich —"

Der Budenmann leerte seinen Beutel auf den Tisch, und Frau Mehlig zeigte sich beim Anblick der rollenden Geldstücke plötzlich nachgiebig.

Am andern Morgen, als sie ihre Küche scheuerte, vernahm sie mit einem Male ein lautes Weinen und Jammern in ihrem Hause. Schnell stellte sie ihren Besen weg und eilte in die Bodenkammer; da lag das Kind mit hochroten Wangen und klagte über Durst.

„Herrgott," alterierte sich die Frau, „jetzt ist er mit dem lumpigen Krokodil allein abgezogen, das wird eine schöne Einnahme geben."

„Wenn Ihr mir kein Wasser bringt," sagte das Mädchen, „dann weiß ich, was ich thu' — dann sterb' ich Euch im Haus —"

„O Du boshafter Fratz," ereiferte sich die Frau und griff nach dem Krug.

Als sie mit dem Wasser wiederkehrte, trank das Kind in langen Zügen und erklärte dann, den Krug zur Seite setzend:

„Und jetzt hab' ich Hunger —"

„Auch noch füttern," schrie die Alte, „das thäte mir not!"

„Dann sterb' ich halt," wiederholte das Mädchen und kehrte sich gegen die Wand.

Zu Mittag kochte sich Frau Mehlig ihre Brotsuppe — einen Teller voll wie immer, nicht mehr und nicht weniger. Als sie eben anfangen wollte zu essen, erhob sich ein großer Kampf in ihrem Innern: war sie verpflichtet, dem Vagabundenkind ein paar Löffel abzugeben, oder war sie es nicht?

„Es braucht ja nicht umsonst zu sein," tröstete sie sich, „werd' die Pfleg' notieren."

Nun geschah's aber, daß dem Mädchen die Suppe mundete, und es aß den Teller leer, obwohl ihm die Frau jeden Löffel mißgönnte, den es zu Munde führte.

Alsdann umfaßte die kleine Vagabundin plötzlich die rauhe, harte Hand der alten Frau: „So, und jetzt bleibt Ihr bei mir, sonst wird mir bang —"

„Freilich, werd' meine Zeit vertrödeln," ereiferte sich die Alte, blieb aber wie gebannt sitzen, unfähig sich dem Druck der zarten mageren Fingerchen zu entziehen.

„Ei, Fränzel, Dir scheint's ja recht gut gegangen zu sein," meinte der Budenmann, als er in die Kammer trat.

„Weiß auch warum," kicherte das Mädchen, während die Witwe schnell von ihrem Stuhl auffuhr mit den Worten:

„Umsonst geschieht's nicht!"

Sie hatte kaum die Stube verlassen, so berichtete das Fränzel dem Vater:

„Um den Finger kann ich sie wickeln, denn ich droh' ihr mit dem Sterben, wenn sie mir den Willen nicht thut, und sie ist so dumm und glaubt's — ist das nicht lustig, Vater?"

„Ja, ja," sagte der Mann und wandte sich ab.

Als Frau Mehlig, nachträglich erstaunt über ihre außergewöhnlichen Leistungen, ihre gerechten Forderungen an den Budenmann stellte, gestand er mit lallender Zunge, daß er seine ganze Einnahme für eine Flasche Branntwein ausgegeben.

Nach einer gehörigen Anzahl von Verwünschungen ging die Witwe mit dem Entschluß zu Bett, Vater und Kind des Morgens in der Frühe unwiderruflich auf die Gasse zu setzen.

Lautes Jammern und Weinen weckte sie aus ihrem ersten Schlummer.

„Du kannst mir lang schreien," murmelte sie und kehrte sich gegen die Wand. Als das Weinen und Rufen jedoch kein Ende nehmen wollte, fuhr sie wütend in ihren Rock, steckte die Öllampe an und schlürfte in ihren weit ausgetretenen Schlappen über den Gang, in die Kammer; mit wutverzerrtem Antlitz und schiefsitzender Haube trat sie an das Lager des Kindes.

„Ach Gottlob," jubelte dieses, „Ihr seid ein Engel Gottes, daß Ihr kommt — ich erstick' fast, und der Vater hört mich nicht."

Frau Mehlig blieben sämtliche Vorwürfe und Scheltworte in der Kehle stecken. Sie ging und kochte Milch, sie hielt den Körper des Kindes in ihren Armen, während es trank. Dann goß sie Öl in die Lampe, weil sich das Fränzel im Finstern fürchtete, und weckte den laut schnarchenden Mann, der seinen Kummer in einem Branntweinrausch verschlief.

Als Frau Mehlig am andern Morgen ihre Haare kämmte, sah sie dabei mit einem Blick merkwürdiger Sanftmut in den ihr Gesicht schief zurückstrahlenden Spiegel. Sie hatte sich nie unterschätzt, dies Zeugnis konnte sie sich geben, allein nicht einmal in den kühnsten Stunden ihres Selbstgefühls wäre es ihr eingefallen, sich für einen Engel Gottes zu halten.

Das Angenehme dieses Bewußtseins hinderte sie jedoch nicht, sich nach wie vor mit dem Budenmann herumzuzanken und ihm täglich zwanzigmal die Versicherung ins Gesicht zu schleudern:

„Aus Gutmütigkeit geschieht nichts — und müßt ich Euch den Rock vom Leibe pfänden, ich komm' zu meiner Sach' —"

Der Mann ließ sie keifen, ohne ein Wort dabei zu verlieren, sah er doch wie sie sich jedesmal eilig mit der Schürze über das zorngerötete Gesicht fuhr, so oft das Kind nach ihr rief — und dies wiederholte sich so häufig im Laufe des Tages, daß die Geduld der alten Frau in der That zu bewundern war, denn immer trat sie mit einem Lächeln an das Lager des Kindes, das täglich anspruchsvoller und launischer wurde und eine grausame Herrschaft über seine Pflegerin ausübte mit seiner stets wiederkehrenden Drohung — es sterbe.

Als die Atemnot des unglücklichen Geschöpfes immer mehr zunahm, lief die Witwe gar zum Arzte, was sie nicht einmal bei ihrem sterbenden Mann für nötig gefunden hatte, und über den Ausspruch des Doktors: ‚Hier ist nicht mehr zu helfen, sie wird bald zu Ende gehen,' brach sie in Thränen aus.

Von nun an saß sie Tag und Nacht am Bette des Kindes und wurde es nicht müde, dessen Lage zu verändern; ihre eigenen Kopfkissen legte sie der Kranken unter das Haupt und machte ihr stundenlang Musik auf der kleinen Drehorgel, in deren Takt sich sonst das Fränzel als Meerfrau gedreht. Sie wurde dem Kinde in Wahrheit zum Engel Gottes, in welcher Eigenschaft ihr kein Opfer zu hart, keine Mühe zu groß war.

Eines Nachts, als sie mit ihrem Langbein neben der Kranken saß und strickte, wobei sie aller Augenblicke mit der Nase vorn über sank und wieder erschreckt auffuhr, um sich über das schattenhafte Wesen zu beugen, das regungslos, kaum atmend, an ihrer Seite lag, schlug dieses plötzlich groß die Augen auf, preßte mit seiner letzten Kraft die Hände der Pflegerin gegen die eingesunkene Brust und sagte mit einem schelmischen, ungemein zuversichtlichen Lächeln:

„Jetzt will ich Dir auch was sagen — ich hab' immer nur Spaß gemacht — ich sterb' nicht."

Daraufhin that sie einen tiefen Atemzug, und ihr junges Leben entfloh.

Nun hatte Frau Mehlig eine „Vagabundenleich'" im Haus, aber sie tobte nicht und schalt nicht; sie nahm eines von ihrem besten Dutzend Hemden und verfertigte daraus ein Totenkleid. Sie sagte sich:

„Nicht, daß das Kind in der Ewigkeit bemerkt, daß es sich in mir geirrt."

Aber wie erstaunte Frau Mehlig, als am Tage des Begräbnisses plötzlich ein Ge-

fährt um's andere vor ihrer kleinen, so spärlich besuchten Schenke hielt; und das war nicht alles. Ein großer Zug schwarzgekleideter Menschen kam von der nahen Bahn ebenfalls auf das Häuschen der Witwe zu, und der Budenmann stand auf der Treppe und bedeutete Frau Mehlig, daß dies alles Budenbesitzer waren, die zum Begräbnis seines Kindes kamen.

Die Frauen und Mädchen brachten Blumen und Kränze mit und schickten sich alsbald an, den Sarg des entschlafenen Mädchens zu schmücken. Die Männer verlangten nach einem Trunk, und während die Witwe kam und ging, um sie zu bedienen, konnte sie sich nicht erinnern, je in ihrem Leben eine bessere Einnahme gehabt zu haben.

Des Nachmittags um drei Uhr setzte sich der große Zug der Leidtragenden in Bewegung; kaum daß der kleine Friedhof die Zahl der Anwesenden faßte, denn auch die halbe Einwohnerschaft des Städtchens war herausgekommen, um neugierig das fremde Meßvolk anzustarren.

Der geistliche Herr aber ließ den Blick eine Weile über all' die Leidtragenden und Neugierigen gleiten, alsdann sprach er:

„Allwo die Menschen also zusammen halten in Freude und Leid, ob sie in Städten wohnen oder durch die Länder ziehen, da ist die Liebe, von der der Apostel sagt: ‚Wenn ich spräche der Menschen und der Engel Sprachen, die Liebe aber nicht hätte, da wäre ich wie ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle.‘“

An diese Worte anknüpfend, gedachte der geistliche Herr der Witwe Mehlig, die sich, wie er gehört, des armen Kindes so mütterlich angenommen, und zählte sie ebenfalls zu jenen, die sich der himmlischen Liebe teilhaftig gemacht, von der es weiter heißt: ‚sie ist sanft; sie thut nicht unbescheiden; sie suchet nicht das ihrige.‘

Auf diese Rede senkte Frau Mehlig wie vom Blitz getroffen das Haupt, und es flimmerte ihr gar seltsam vor den Augen.

Als nun aber gar einer von den Meßleuten vor sie hintrat und ihr ein für ihre Verhältnisse nicht unbedeutendes Geldgeschenk mit den Worten überreichte: „Für die gute That, die Ihr an einem der unsrigen gethan,“ — da wußte die Witwe Mehlig vor Scham und Verlegenheit kaum mehr sich zu fassen.

„Ich, eine gute That,“ stammelte sie, „du lieber Gott im Himmel, das ist ein Irrtum — nur weil mich's Fränzel selig einen Engel Gottes genannt, darum hab' ich's verpflegt und verköstigt — denn ein Kind darf keine schlechte Meinung von einem Engel Gottes haben.“

„Das ist alleins,“ unterbrach sie der Mann, „wie Ihr Eure That nennt, wir aber wollen uns erkenntlich zeigen, und das dürft Ihr nicht zurückweisen.“ — Da besann sich die Witwe:

„Nun ja, ich will meinetwegen das Geld nehmen, aber nur für den vielen Ärger, den mir das Krokodil im Haus verursacht hat.“



Erinnerung.

Von Fr. Bodenstedt.

Erinn'rung ist im Menschenleben
Das beste, was es bieten kann,
Und wem es völlig glatt und eben
Dahinfloß, ist kein rechter Mann:
Nur wer im Unglück sich bewährt,
Zeigt sich des Glückes Gaben wert.
Auch wenn's zum Sieg an Kraft gebrach,
Blieb's rühmlich doch im Kampf zu sterben:
Ein guter Name folgt ihm nach,
Und mehr kann sich kein Mensch erwerben!

Wie entsteht ein Panorama?

Von Hans Bohrdt. Mit Bildern von C. Koch. (Abdruck verboten.)

Nenne mir, malende Muse, die dreimal unselige Stadt,
Die innerhalb ihres Weichbilds noch kein Panorama hat.



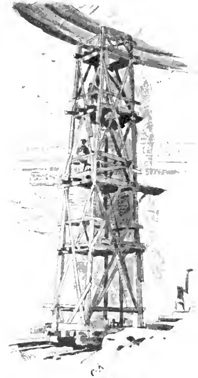
Es gibt heutzutage keine größere Stadt ohne Panorama. Was ein solches ist, wissen wohl schon alle unsere Mitbürger, wie aber ein solches entsteht, bleibt dem Laienauge verschlossen, und nur wenigen ist es vergönnt, hinter die Coulissen der Panoramamalerei zu blicken.

Als Mitarbeiter des jetzt im Ausstellungspark zu Berlin befindlichen Halbrundgemäldes „Einfahrt Kaiser Wilhelms II und Gemahlin in den Bosporus“ will ich dem Leser den Schleier ein wenig lüften, welcher die Geheimnisse der Entstehung eines Werkes von solchen Riesendimensionen deckt. Da dasselbe von meinem Schwager Professor Max Koch als Leiter, meinem verehrten Schwiegervater Carl Koch und meiner Wenigkeit unter Zuhilfenahme einiger Schüler des ersteren in weniger als sechs Monaten fertig gestellt wurde, so braucht der Leser keine Angst zu haben, daß ich ihn mit der Beschreibung jahrelanger Thätigkeit zu langweilen beabsichtige. Im übrigen wird derselbe in nachstehenden Ausführungen den normalen Entwickelungsgang aller Panoramen kennen lernen.

Man nehme zuerst eine leistungsfähige Aktiengesellschaft. — Die nächste Sorge wird das Gebäude sein. Die äußerliche Konstruktion eines solchen ist ziemlich einfach. Eine runde oder halbrunde Umfassungsmauer, an welcher sich späterhin das Gemälde befindet, schließt einen gewissen Raum ein, in dessen Mitte sich auf Pfeilern das Podium für den Beschauer erhebt. Die Höhe dieses wird durch den Horizont des Bildes bestimmt, resp. letzterer nach ersterem, da ein dem Auge zu hoher oder zu niedriger Horizont falsche Wirkungen hervorbringt. Das Dach ist selbstredend glasgedeckt und läßt das volle Tageslicht von oben einfallen. Direkte Sonnenstrahlen werden durch jeweilig gezogene Vorhänge abgefangen. Über das Podium spannt sich das Velum, eine Art Schirm, welcher das Dach und den oberen Rand des Bildes dem Blick des Beschauers entzieht. Der späterhin mit dem Vordergrunde ausgefüllte Fußboden des Gebäudes läßt etwa zehn Meter Breite zwischen Podium und Umfassungsmauer. Er besteht entweder aus Sand oder Asphalt und trägt ein Schienengeleise für die Arbeitstürme. Frostig, kühl, unangenehm starrt das innere Gebäude mit dem kahlen, scheußlichen, kalkbeklexten Mauerwerk dem Beschauer jetzt entgegen.

Jedoch schon regt es sich in den verschiedenen Künstlerbusen. Luftige Phantasieen verhüllen im Geiste den Rohbau und gestalten sich zu Entwürfen, welche den bis an das Herz hinan kühlen Aktionär reizen sollen, sich dafür zu begeistern. Dieser arme, vielgeplagte, sonst nur in fetten und mageren Landesprodukten oder in den noch fetteren resp. magerern Börsenpapieren machende Aktieninhaber muß sich nun noch mit der Kunst beschäftigen und dieselbe namentlich auf ihre Ertragsfähigkeit hin prüfen. Erst der künstlerische Marktbericht: „Landschaft — flau, Historie — matt, Schlachtenbild — loco still, geringere Ware Tendenz absteigend. Marine — gefragt“ — reißt ihn etwas aus der Verlegenheit. Er entscheidet sich für letztere. Seufzend werden die Mittel in der Generalversammlung bewilligt, und das Farbendrama kann seinen Anfang nehmen.

Die in der Handlung vorkommenden Personen sind etwa folgende. Zuerst die eigentlichen Panoramamaler. Dieselben müssen außer dem sonstigen künstlerischen Können noch besondere Eigenschaften besitzen. Sie dürfen sich vor keiner noch so großen Fläche scheuen, müssen gute Nerven haben, schwindelfrei und dabei gewandte Turner sein, welche alle die vorkommenden halsbrecherischen



Der große Fahrturm.

Kunstausübungen ohne Balancierstange auszuführen vermögen. Ihnen schließen sich die genialen Stubenmaler an, deren künstlerische Kraft gewöhnlich im direkten Gegensatze zu den breitkrämpigen, schlappen Rembrandthelmen steht. Neben diesen arbeitet noch im Dienst der Muse der willenlose eintönige Anstreicher und das unbeweglich wie der selige Chingachgook dasitzende Modell.

Bedeutenden Einfluß auf den Gang der Handlung besitzt das Faktotum, ein Mann, der geschäftig, flink ist und die Wünsche des malenden Personals schon ahnt, ehe sie ausgesprochen sind. Im Gegensatz zu ihm steht der meist verschlafen aussehende Aufseher.

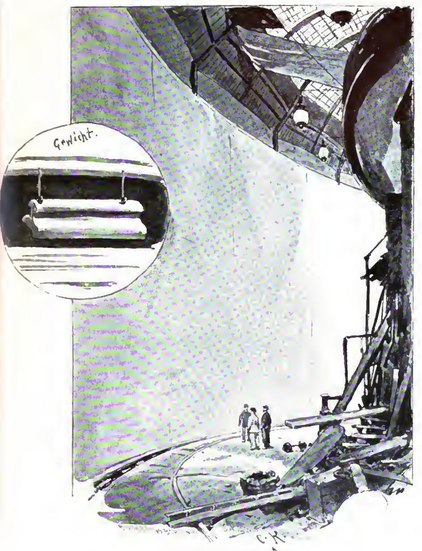
Es folgen nun die Maurer und Zimmerleute, deren Arbeitsleistungen durch das immerwährende Anschauen der Malerei in Verbindung mit den üblichen Kümmelpausen erhebliche Einbuße erleiden — die Dachdecker, Kohlenträger, Elektrotechniker, der die ganze Malerei für überflüssig haltende Photograph, geladener und ungeladener Besuch, das Heer der Lieferanten, verirrte Bummelbrüder und last but not least der grimme, scharfäugige Kritiker.

Das Vorspiel zeigt die Maler auf der Studienreise in Konstantinopel. Die Aufnahmen werden unter den bekannten Schwierigkeiten, bei welchen garstiger Regen gewöhnlich die Hauptrolle spielt, angefertigt, und, vollgeladen mit Eindrücken, die Mappe voller Skizzen, kehren die Reisenden zu den heimischen Gestaden zurück, um sofort die große Skizze im Verhältnis zum Panorama wie 1:10 in Angriff zu nehmen. Zur Anfertigung dieser bedarf es schon einer genauen Kenntnis der Panoramamalerei. Da der Beschauer nach allen Seiten hin freien Ausblick hat, so muß im Gegensatz zum Staffelbilde die Konzentration des Motivs auf einen Punkt wegfallen und es müssen dafür mehrere, das Interesse von neuem erregende Punkte im Bilde geschaffen werden.

Dazu kommt die vorsichtige Behandlung der Beleuchtung. Der Unerfahrene kommt leicht in Versuchung, die Lichtquelle im Bilde als Punkt anzusehen, von welchem aus die Beleuchtung nach allen Seiten hin ausgeht. In Wahrheit aber ist ja die Sonne so unendlich weit entfernt, daß alle ihre Strahlen parallel auf die Landschaft fallen.

Auch gewisse Augentäuschungen muß der Panoramamaler kennen. So wirkt z. B. eine auf den unteren Rand des Bildes gemalte lebensgroße Figur überlebensgroß. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Höhe eines Menschen an jener Stelle nur 1 m 20—30 cm betragen darf und daß sich nach diesem Maße alle übrigen Gegenstände richten müssen.

Unterdessen wird es im Panoramagebäude selbst lebendig. Zimmerleute fügen die Malgerüste zusammen. Auf dem vorerwähnten Schienengeleise steigt der „große Fahrturm" allmählich bis zur Höhe von 15 Metern empor. Der Unterbau besteht aus einer starken Balkenlage, welche auf vier Rädern ruht, deren Vor- und Rückwärtsbewegung mittels Maschinerie bewirkt wird. Auf diesem Gerüst erheben sich die vier Pfeiler, welche durch sich kreuzende Balken gegenseitig gestützt werden. In den



Die unberührte Malfläche.

Zwischenräumen werden Stockwerke eingebaut, von denen aus gearbeitet werden kann. Der zweite kleinere Fahrturm ist ein ähnliches Gebäude, gestattet aber bei 7 Meter Höhe nur ein Arbeiten bis zum Horizont. Außer diesen beiden mächtigen Bauwerken läßt noch eine Reihe von Bockgerüsten, Leitern und Tritten den Malenden an irgend eine beliebige Stelle des Bildes gelangen.

Nach Aufstellung der Fahrtürme wird die Leinwand gespannt. Eine Fläche von 68 Meter Länge und 15 Meter Breite soll, ohne Falten und Nähte zu zeigen,

gestreckt werden. Die Leinwand wird aus drei Meter breiten Streifen zusammengenäht und unter dem Dach an einer starken Leiste befestigt. Der Unterrand wird um ein dickes Gasrohr genäht und in kurzen Zwischenräumen mit Gewichten beschwert. In diesem Falle bei dem Halbrundgemälde werden die beiden Seiten der Fläche an die Mauer geschnürt.

Die Leinwand hängt nun gleichmäßig, jedoch schlaff herunter. Jetzt wird dieselbe mit möglichster Geschwindigkeit angefeuchtet und mit Leimfarbe gestrichen. Durch diese Prozedur ziehen sich die Poren zusammen, die Leinwand krumpft ein. Ober- und Unterrand, sowie die Seiten geben nicht nach, und so strammt sich daher dieselbe in der Mitte, es entsteht eine gleichmäßige, straffe, nach dem Beschauer zu konvexe Fläche, deren Mitte etwa einen Meter vor dem Ober- und Unterrand hervorsteht. Das einfallende Licht trifft die obere Hälfte der Leinwand demgemäß schärfer, als die untere, eine Sache, welche der gemalten Luft im Panorama sehr nützlich ist. Nach dem Krumpfen wird die Leinwand noch einmal mit Ölfarbe gestrichen, um den wirklichen Malgrund herzustellen.

Nachdem die Kollegen vom Anstrich den Tempel verlassen haben, kann der erste Akt beginnen.

Eine Art Lampenfieber ergriff mich, den Neuling, als ich zum ersten Male vor die über 1000 Quadratmeter messende weiße Fläche trat. Der kundige Schwager Max lächelte jedoch und bedauerte nur, daß das prächtige Motiv „Konstantinopel" nicht als Ganzrundgemälde von 2000 Quadratmeter Fläche bearbeitet werden könne. Heute begreife ich ihn, da thatsächlich für den Panoramamaler Dimensionen überhaupt nicht existieren.

Zuerst gilt es nun die Umrisse der im Verhältnis von 1:10 gefertigten Skizze auf die Leinwand zu übertragen. Zu diesem Zweck müssen beide quadriert werden, eine Sache, welche auf der Leinwand nicht so leicht von statten geht. Um die Horizontalen zu ziehen, postieren sich die Leute, mit Zeichenkohle bewaffnet, auf dem Fahrturm. In Zwischenräumen von einem Meter wird der Stift an die Leinwand gelegt und nun der Fahrturm in Bewegung gesetzt, so daß sich die Horizontalen von selbst ergeben. Die Vertikalen müssen dagegen in Abständen von einem Meter mittels geschwärztem Bindfaden von oben nach unten abgeschnürt werden.

Sobald die Quadrate auf der Leinwand bestimmt sind, atmet der Neuling auf, letztere ist gewissermaßen kleiner geworden, man kann jetzt die Zeichnung bestimmen. Von der Skizze werden die Umrisse auf eine Pause übertragen, und diese wird in einige Teile zerschnitten, um mehreren Personen gleichzeitiges Arbeiten bei der Übertragung auf die Malfläche zu gestatten. Nach kurzer Zeit ist das Bild in seinen Umrissen bestimmt, so daß mit der genaueren Zeichnung begonnen werden kann. Diese bereitet große Schwierigkeiten. Dicht vor der Malfläche ist der Zeichnende hilflos. Er kann keine gerade Linie mehr übersehen, und wenn er solche gezogen hat, so wirkt sie naturgemäß falsch, da die Rundung der Leinwand nur gestattet in Kurven zu zeichnen. Es bleiben ihm nur zwei Wege, entweder er schwingt sich nach jedem fußlangen Strich vom Gerüst auf das Podium und von dort aus nach Berichtigung der Linien durch das Auge wieder zurück, oder er läßt sich die Richtung, welche der Zeichenstift zu nehmen hat, vom Podium aus kommandieren. Letzteres ist das Bequemste und fördert bedeutend schneller. Daß dabei der Zeichenstift unheimliche Dimensionen annimmt, kann sich der Leser wohl denken. Wir hatten eine Bambusstange von etwa fünf Meter Länge zur Verfügung.

In unserm Panorama galt es vorerst die eigentliche Stadt mit ihren Tausenden von Häusern, Moscheen, Minarets nach den Aufnahmen auf die Leinwand zu bringen, eine Sache, welcher sich die Schüler Wittich, Froberg und Voß mit engelgleicher Geduld und Ausdauer widmeten. Papa Koch und Schwager Max zauberten emsig die asiatischen Ufer und die Hunderte von Kaiks hervor, während ich, als Schiffskundiger, die Linien der Fahrzeuge auf der Leinwand bestimmte. Als weitere Mitarbeiter möchte ich schon an dieser Stelle die fünf großen Kanonenöfen erwähnen, welche mit mehr oder weniger Glück es versuchten, uns während des strengen Winters warm zu halten. Wie oft ergriff mich die Sehnsucht nach meinem stillen, molligen Atelier, wenn die fünf eisernen Brüder trotz aller glühenden

Liebe zu uns nur + 4° C Durchschnittswärme erzeugen konnten. Wir haben bei diesem Panorama eine Vorübung genossen, welche uns befähigen würde, eine Studienreise direkt nach dem Nordpol zu machen. Da galt es denn sich warm zu arbeiten, und dieses vortreffliche Mittel haben wir in größtem Umfange angewendet.

Als die Zeichnung einigermaßen zu Ende gediehen war, kam die Luft an die Reihe.

Armseliger Malersmann, der du in deinem stillen Atelier ein Häuflein Farbe aus der zinnernen Tube auf die Palette quetschst, wie wird dir zu Mute, wenn du vor das große mehrere Centner schwere Faß mit Kremser Weiß gestellt wirst. Nun die Palette besteht in diesem Falle aus einer Reihe von Schmor- und anderen Töpfen, welche wie so manche arme Menschenseele ihrem eigentlichen Beruf am häuslichen Herde entrissen und gewaltsam der Kunst zugeführt wurden. Die Luft wird nun genau nach der Skizze Ton für Ton jeder in besonderem Topf gemischt, wozu große Fertigkeit und Sachkenntnis gehören, um sich nicht in der Menge und der Tonstärke zu irren.



Der verlängerte Zeichenstift.

Wenn sich nun der ganze Himmel, Sonne und Wolken, sozusagen in den Töpfen befindet, geht die Sache los. Die Luft muß in möglichst kurzer Zeit gearbeitet werden, und es leisten dabei oft einfache Stubenmaler, denen ein Topf mit himmlischem Ton und ein Pinsel von unheimlicher Größe vertrauensvoll in die Hände gedrückt werden, Dienste. Wie eine Meute gieriger Jagdhunde stürzt sich die Malgesellschaft auf die ahnungslose Leinwand. Es knarren die Fahrtürme, es klatschen die Pinsel, es kleckert die Farbe, man hört es im weiten Umkreise — gewiß ein selten gebotener Genuß — malen. Naß in Naß muß die Luft gearbeitet werden. Endlich ist das Werk fertig. Gottlob sie ist nicht fleckig, es sind keine Streifen darin, der Ton stimmt, es fallen keine dicken Meteorsteine aus den Wolken, keine kometenartig geschwänzten Mißtöne wälzen sich durch den gemalten Weltäther. Alles atmet erleichtert auf. Die nächste Arbeit besteht in der Untermalung des gesamten Bildes. Der weiße Untergrund mit den Quadraten verschwindet und macht der Farbe Platz. Deutlicher und deutlicher tritt die Gesamtwirkung zu Tage. Die gütige Vorsehung hat Konstantinopel mit gewaltigen Wasserflächen umgeben, deren kraftvolle Bearbeitung uns bei der im Gebäude herrschenden Kälte wenigstens den Körper erwärmte. Vorstehend geschilderte Arbeiten sind in etwa einem und einen halben Monat vollendet worden. Die allgemeine Wirkung des gesamten Bildes ist erzielt. Der erste Akt des farbigen Dramas ist zu Ende, der zweite handelt von der genaueren Ausführung der Details, welche man immerhin noch in Anbetracht ihrer Dimensionen als en gros bezeichnen kann.

Statt den Leser mit der Beschreibung der Hunderttausende von Tupfen, Strichen, Spritzern und Klexen, aus welchen sich nach und nach Stadt, Wasser, Schiffe, Kaiks und Personen entwickeln, die gute Laune zu verderben, will ich ihm lieber das Bild eines Durchschnitts-Maltages im weiteren Entwickelungsgange des Panoramas vor Augen führen.

Der graue Wintermorgen graut, wie ihn grauer kein Graumaler zu wünschen vermag. Eisige Kälte herrscht im Gebäude. Der blaue Bosporus zeigt sich als düstere Masse. Auf dem Glasdache liegt dicker



In gewagter Stellung.

Schnee, welcher dem ohnehin matten Licht siegreich den Eintritt verwehrt. — Eine Thür öffnet sich, lautes Gähnen wird hörbar. Das ist der verschlafene Aufseher, nennen wir ihn Lehmann. Schleppenden Ganges, wie ein Ketten tragendes Gespenst, nähert er sich dem ersten Ofen und bleibt lange sinnend davor stehen, bis ihn die Kälte gemahnt, seines Amtes zu walten, das heißt Feuer anzumachen. Verdrießlich kollern ein paar Schippen voll Kohlen in des eisernen Freundes Leib. Unter Grunzen über die schwere Arbeit wird ein Streichholz entzündet. Im Ofen brennt es. Lehmann seufzt, — jetzt könnte er sich so schön wärmen, für ihn wäre der eine Ofen vollständig ausreichend, aber er muß die anderen noch besorgen. Derselbe schleppende Gang läßt sich hören, bis alle Feuer brennen. Unterdes meint es das Tageslicht ein wenig ehrlicher, über dem dunkeln Bosporus leuchtet schon etwas Konstantinopel Ähnliches. Lehmann hat sich am Ofen niedergelassen, kaut an seinem Frühstück und seufzt dazu über das schwere, schwere Tagewerk. Eine zweite Thür öffnet sich. Behende flitzt das Faktotum — nennen wir es Krause — herein. „Guten Morgen, Lehmann.“ — Tiefes Grunzen hinter dem Ofen. Ohne sich lange zu besinnen, ist Krause mit seinen Farbentöpfen und Paletten beschäftigt, rührt Öl zusammen, quetscht die Tuben wieder zurecht, legt sie der Reihenfolge nach hin, besichtigt die Pinsel und läßt prüfend sein Auge über die Gerüste gleiten, ob es auch an nichts fehle. Der Tag rückt weiter vor. Das Bild wird klarer und klarer. Die heitere südliche Sonne lacht, ohne freilich irgend welche, hier so nötige Wärme zu verbreiten, aus der linken Ecke hervor. Auf ein Pochen an der Thür öffnet Krause. Drei junge Leute — die Schüler, erscheinen, kleiden sich um und begeben sich auf die Gerüste an die Arbeit.

Später verkündigt energisches, selbstbewußtes Klopfen die Ankunft der Meister.

„Guten Morgen, Herr Koch.“

„Guten Morgen, Herr Professor.“

„Guten Morgen, Herr Bohrdt.“

„Morgen — Morgen — Morgen“ — Grunzen hinter dem Ofen. — Einige Zeit vergeht mit der Entledigung der Straßentoilette und dem Anziehen der Maleruniform. Schwager Max glaubt mit weiten Beinkleidern, dickem wollenem Matrosenhemd und dem türkischen Fez auf dem Haupte ein dem Bilde stilgerechtes Aussehen zu haben. Papa Koch markiert in gewöhnlicher Kleidung, mit dicken Filzschuhen an den Füßen, den ruhigen, bürgerlichen Europäer, während ich mich in der Uniform eines regelrechten Anstreichers zurecht gefunden habe und nur in der Kopfbedeckung meine Würde als Schiffs- und Seemaler erkennen lasse. Hoffähig sehen wir alle drei nicht gerade aus.

Nach Erledigung der Toilette begeben wir uns auf das Podium, um mit frischem Blicke die Arbeit zu besichtigen und Notwendiges zu besprechen. Darauf geht es an das Schaffen. Stille herrscht im Gebäude, nur die Hände regen sich geschäftig. Hin und wieder vernimmt man: „Brr — ist das kalt.“ Eine Stimme ruft vom Gerüst: „Krause, Firnis! Deckgrün!“ Das Faktotum ist für kurze Zeit abwesend. Der kauende Lehmann fragt nach langer Pause: „Wat denn?“ Er sinkt aber wieder, da seine Hilfe nicht benötigt wird, in tiefes Nachsinnen zurück, aus welchem er sich nur emporrüttelt, um nach seinen Töpfen, in denen allerlei Eßbares schmuddelt und welche alle fünf Öfen so ziemlich bedecken, zu sehen.

Kälte macht luftig, und so beginnt auf einmal ein Pfeiffopran den Pilgerchor von Wagner. Alt, Tenor und Baß fallen ein und flöten wie die Vöglein im Walde — immer durcheinander. Um aber den einen

Komponisten nicht zu bevorzugen, werden noch Stücke von Beethoven, Mendelssohn, Schubert, Ludolf Waldmann und anderen heruntergepfiffen. Sogar Triller lassen sich vernehmen, die gar lustig anzuhören wären, wenn ihr Ursprung nicht die Kälte wäre.

Der Tenor schweigt. In schwierigster Stellung hat er ein paar Tupfen aufzusetzen. Lose hängt er oben am Gerüst, nur die linke Hand umklammert den Balken, mit der rechten kann er den Punkt noch gerade erreichen. Es ist eine lebensgefährliche Kunst — die Panoramamalerei. Auf einem anderen Gerüst unterbricht ein lautes „Oh!“ das Pfeifen. Ein gequältes „Au!“ erschallt unmittelbar darauf. Oben hat jemand den Topf mit dem schönen Wasserblau seinem unter ihm arbeitenden Mitmenschen auf den Schädel fallen lassen. Der auf diese Weise Gesalbte bietet einen gräßlichen Anblick dar und bekommt erst nach langen Waschungen mit wohlriechendem Terpentin ein menschliches Aussehen wieder.



Vier Grad unter Null.



Ein Zwischenfall.

Einer der Mitarbeiter ist mit einem Teil der Ausführung fertig geworden; es soll ab und umgerüstet werden.

„Krause!“ —

„Ja wohl, gleich!“

„Lehmann!“

„Hm.“

„Bauen!“

Bei dem Worte „Bauen“ bekommt Lehmann etwas Leben. Er behauptet, Zimmermann gewesen zu sein, beweist dies sogar durch eine Reihe unverständlicher Fachausdrücke und übernimmt sofort die Leitung des Ganzen. Er liegt sich bei dieser Arbeit fortwährend in den Haaren mit dem praktischen Krause, es entwickelt sich ein prächtiges, realistisches Wortgefecht. Lehmann schleudert unzählige Fachausdrücke gegen Krause, dieser sucht den Zimmermann bildlich in das Tierreich einzureihen. Während der äußerst humoristischen, sich bei jedem „Bauen“ wiederholenden Szene haben wir uns um den Ofen gruppiert, um die verklammten Finger ein wenig zu erwärmen. Es klopft, Krause öffnet. Ein elegant gekleideter Herr, dem Äußeren nach mehr als ausübender Künstler, betritt den Raum. Krause springt höflich, bei der sicheren Aus-



Damenbesuch.

sicht auf Trinkgeld, um ihn herum. „Herr Professor?“ — „Hier.“ „Brauchen Sie vielleicht Modell?“ — „Raus!“ Der Elegant schwingt sein Stöckchen und macht geschmeidig Kehrt, Krauses Blick wird finster, kurz darauf hört man die große Thür bedeutungsvoll knallen. Gleich darauf klopft es wieder. Es ist das bestellte Modell, welches noch das Grinsen auf den Lippen zeigt, mit welchem er den ihm begegneten, eleganten Konkurrenten verhöhnt hat. Der „Herr Modell“ kleidet sich in türkischen Habitus und nimmt seinen Platz ein. Es klopft noch einige Male, Lieferanten kommen und gehen. Geschäftsreisende werden nach längerer oder kürzerer Pause der frischen Luft überantwortet. Die Mittagszeit naht heran. Im Olymp soll sich ja die Kunst mit dem alldort monopolisierten Nektar begnügen, hienieden verlangt sie jedoch nahrhaftere Sachen. Für letztere Sorge zu tragen, hat Frau Krause übernommen, da durch das doppelte Umkleiden, welches nötig wäre, um in einer benachbarten Restauration den hungrigen Magen zu füllen, zuviel kostbare Zeit verloren ginge, und außerdem in unseren Reihen großer Abscheu gegen das internationale Saucensystem herrscht. Frau Krause kann auf dem kleinen Ofen nicht viel herstellen. Wir haben die Wahl zwischen vier Gängen — das heißt an jedem Tage einen Gang — wobei zwei Gänge naturgemäß in der Woche zweimal gehen müssen. Der Gedanke an das Leben des Soldaten im Feldzuge oder des Schiffbrüchigen auf einsamem Floß läßt uns jedoch die einfache Mahlzeit als überaus fürstlich erscheinen. Anregendes Gespräch würzt die Speisen. Ein paar Bummelbrüder, welche den Bau um diese Zeit verlassen glauben, suchen sich listig Eingang in den Tempel zu verschaffen, werden aber schleunigst aus der sonnigen Türkei befördert und haben die Bastonade zu gewärtigen, falls sie wieder in das Serail steigen sollten.

Frisch gestärkt geht es an die Arbeit. Die Pinsel fliegen über die Malfläche dahin, ein bestimmtes Pensum soll heute noch erledigt werden. — Es klopft wiederum. Krause öffnet und überbringt sichtlich strahlend eine Visitenkarte.

Herr von Schulze nebst Gemahlin und Töchtern bittet auf Empfehlung hin einen Einblick in unsere Thätigkeit zu gestatten. Die Paletten werden aus der Hand gelegt, ein-, zweimal mit den fünf Fingern durch die derangierten Haare gefahren, um wenigstens etwas Toilette für Damenbesuch zu machen. Die Vorstellungsfeierlichkeit dauert etwa zehn Minuten, da Herr von Schulze die Güte gehabt hat, nebst Frau Gemahlin mehrere Töchter, viele Nichten, sehr viele Freundinnen letzterer, sowie auswärtigen Besuch mitzunehmen. Der alte Herr freut sich sichtlich. Die Mama lächelt herablassend, die älteren und jüngeren Backfische strahlen und achten gar nicht auf die bösen farbenstrotzenden Pinsel auf dem Tische, welche unverwischbare Spuren auf der nagelneuen Garderobe zurücklassen. Die reizenden Füßchen sinken zolltief in den schmutzigen Sand. Nun geht das Fragen los: „Sagen Sie, lieber Professor, wird denn das alles mit der Hand gemacht? Was für Farben nehmen Sie denn dazu?“ „Ich male jetzt mit Petroleum.“ — „Ach sieh, Mama, wie rund das alles ist.“ — „Was ist das? was ist das?“

Nun hinauf auf das Podium über zerbrochene Treppen, Leitern, Fässer und Gerümpel aller Art geklettert, wobei Papa ein ernstes, Mama ein ängstliches, die jungen Damen ein verschämt glückseliges Gesicht machen. Endlich ist man oben. „Lehmann, drehen sie 'mal den Thurm zur Seite."

Lehmann, der sich den Damen gegenüber nichts vergeben will, dreht mit selten bei ihm gesehener Anstrengung.

„Also das ist Konstantinopel?"

„Jawohl, gnädige Frau, dort ist die Aja Sofia, dort Stambul, dort das goldene Horn, Galata, Pera, die asiatische Seite, der schwarze Fleck ist das Panzerschiff Kaiser, dahinter die Yacht Hohenzollern, die Danzig und die türkischen Fahrzeuge." — „Jawohl, gnädiges Fräulein, dort ist die Aja Sofia, dort Stambul u. s. w. u. s. w" — etwa zwanzigmal hintereinander. Nach längerer Zeit verabschiedet sich der Besuch. Das Hinabklettern verursacht Schwierigkeiten. Mama zieht ein saures Gesicht, wenn ihre Schutzbefohlenen beim Abstieg zu sehr unsere Hilfe in Anspruch nehmen und dabei ihre Füßchen allzuviel zeigen. Noch einige Komplimente und der Zug ordnet sich zum Abmarsch. Wir besteigen die Gerüste wieder, draußen hören wir den Krause an dem Besuch herumbürsten, um letzterem die Notwendigkeit eines zu entrichtenden Trinkgeldes so klar als möglich darzulegen.



Der Wächter Lehmann



Das Faktotum Krause.

Nach einer Weile klopft es wieder. Diesmal ist es Besuch aus Freundes- oder Familienkreis. Mit lässigem „Guten Tag" schwingt er sich auf das Podium. Nach kurzer Pause fragte er: „Was soll denn das Schwarze da bedeuten, das sieht ja aus wie eine lange Blutwurst?" — Pappkopf! — hm. — „Was soll denn das da vorstellen?"

Jetzt beginnen wir unsern Pilgerchor wieder zu pfeifen, wodurch sich aber der Freund nicht bewegen läßt, dahin zu pilgern, wo der Pfeffer wächst. Im Gegenteil, er pfeift vergnügt mit. Erst nach Erledigung mehrerer Dutzend spitzer Fragen empfiehlt er sich. Krause entläßt ihn zwar höflich, aber kühl, da der Besuch ihm kein greifbares Lebewohl zu sagen pflegt.

Es wird wieder still im Kunsttempel. Lehmann hat einige Töpse vor und kaut und kaut und sinnt und sinnt. Seine Gedanken beschäftigen sich mit den großen sozialen Fragen der Gegenwart. Der achtstündige Normalarbeitstag ist für ihn schon ein längst überwundener Standpunkt. Sechs Stunden, einschließlich Pausen, pro Tag fünfzehn Mark und ein Dutzend Cigarren kommen dem Idealstaate seiner Meinung nach schon näher. Aber wie dies erreichen? — Er kaut und kaut und sinnt und sinnt.

Krause hat sich unsichtbar gemacht.

Wo ist Krause? —

Entsetzlich! Hinter einem Pfeiler steht

im Rembrandtschen Halbdunkel ein Mann, die linke Hand hält krampfhaft einen Fetzen alter Panoramaleinwand gegen die Mauer, die rechte führt einen schon fast enthaarten Pinsel. Höre es und schaudere Leser: Krause malt! Dabei ist der Mann Gatte und Familienvater. Die Muse steht nachdenklich vor ihm, legt ihm den Zeigefinger auf die brennende Stirn, schüttelt den Kopf und murmelt: „Gummizelle.“ Emporgeschreckt durch den Ruf unsererseits: „Krause!“ verwischt er schnell die grausigen Spuren seiner Frevelthat und eilt auf seinen Posten. Teilung weiß er, daß eine der braunen Kruken mit dem goldigen Saft ihm zufallen wird. Eine gewisse Behendigkeit ergreift ihn, die Sprunggelenke regen sich elastisch und mit einer Schnelligkeit, die man ihm nie zugetraut hätte, bringt er das verlangte Naß, um gleich darauf mit seinem Beuteanteil hinter dem warmen Ofen zu verschwinden. Allmählich verlöscht das Feuer in seinen Augen, der gedankenschwere Kopf sinkt wieder auf die stützende Rechte.

Der Abend bricht herein, graue Schleier senken sich über Konstantinopel. Es ist Zeit,



Letzte Hand am Werk. (Die Künstler beim Bau des Vordergrundes.)

Unsere durch die trockene Luft und das Pfeifen durstig gemachten Kehlen verlangen eine Labung. Wir beschließen einige „Weißen“ holen zu lassen.

Bei dem Worte „Weißen“ fährt Lehmann jäh aus seinem Nachdenken empor. Ein unsagbarer Schimmer von Wonne, wie ihn unser berühmte Kollege etwa im „Gefilde der Seligen“ ausgedrückt hat, gleitet über seine ernsten Züge.

„Lehmann, bringen Sie vier Weißen!“ Jetzt lodert es wabernd in seinen Augen auf. Nach dem Gesetze kommunistischer die Palette aus der Hand zu legen. Krause springt geschäftig hin und her, um beim Umkleiden zu helfen. Wir verabschieden uns gegenseitig. Im Gebäude wird es dunkler und dunkler. Lehmann sitzt noch nachdenklich und kaut und kaut und sinnt und sinnt. Darauf erhebt er sich seufzend, um sich nach des Tages Mühen die wohlverdiente Ruhe zu gönnen.

In dieser und ähnlicher Weise reiht sich Tag an Tag. Mit der höher und höher steigenden Frühlingssonne schreitet das Werk rüstig fort.


Der Hornissen Rache.
1) Herr Kiebis, frisch und leicht gekleidet,
In Strandluft seinen Körper weidet.
2) Doch naht ein Aerger in Gestalt,
Sich von Hornissen alsobald.
3) Ein Summen, Brummen jetzt, o Graus,
Die Sache sieht bedenklich aus.



4) Und um den Jammer noch zu mehren,
Läßt Schnal, der Hund, sich nicht belehren.



5) Doch sich, vor der Hornissen Tücken,
Scheint ihm die Rettung noch zu glücken.



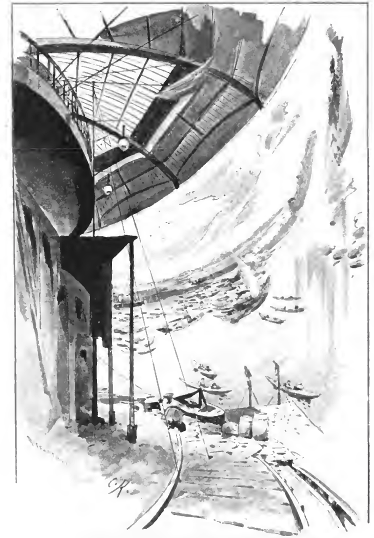
6) Herr Kürbis springt in's nahe Wasser,
Den Kopf umschwirren die Menschenhasser.



7) Zum Opfer bleibt das Scheitelhaar,
Was Kürbis nicht ureigen war.

Hans Looschen





Das fertige Bild mit natürlichem Vordergrunde.

Wo, wozu, was und unter welchen Umständen gemalt wird, weißt du jetzt, lieber Leser; wie gemalt wird, ist Geschäftsgeheimnis.

Der letzte Akt beginnt.

Die großen, unförmigen Pinsel haben längst den kleinen und kleinsten Platz gemacht, da selbst ein mächtiges Bild an vielen Stellen genaueste Detaillierung verlangt. Das große Faß mit Kremserweiß ist leer geworden, die ehemals strotzenden silberglänzenden Tuben liegen jämmerlich zerquetscht im Müllkasten. Die Ölquellen sind versiegt, Farbe und Malmittel sind auf der Leinwand zu dem sonnigen Bilde von Konstantinopel verbunden worden. Die Vollendung der Arbeit naht heran, es ist Zeit, den Vorder-

grund zu schaffen. Unser Panorama ist von dem Dache des mitten im Bosporus auf einer Plattform errichteten Leanderturmes aufgenommen. Der Blick des Beschauers soll nun von den greifbaren, natürlich hergestellten Gegenständen zu dem gemalten Bilde übergeleitet werden, ohne daß das Auge die Täuschung wahrnimmt.

Sorgfältig werden nun die Formen des Daches und des kleinen Leuchtturmes mittels Holzlatten bestimmt. Lehmann ist mit Krause beschäftigt, diese zusammenzunageln. Unaufhörliches Sägen und Hammern, begleitet von den üblichen kleinen Zänkereien der beiden guten Seelen, hallt tagelang durch den Raum. Nachdem die Linien nun endgültig bestimmt sind, wird das darzustellende Bauwerk aus festen Bohlen und Brettern errichtet und teilweise regelrecht mit Dachziegeln gedeckt oder mit Zinnen versehen. Farbe, Kalk, Sand und Schmutz müssen dem Ganzen das Aussehen von verwitterten Steinen geben. Vom Podium sieht man nun schon über die Zinnen hinweg auf das Bild. Es gilt nun noch den Fußboden mit dem Schienengeleise, nach Abbau der Arbeitstürme, dem Blick zu entziehen und ein wirkliches Mauerwerk in die gemalte Plattform überzuführen. Da man Arbeitern solche wichtige, augentäuschende Sache nicht anvertrauen kann, so greifen wir selbst zu. Das Vergnügen der Abwechselung läßt uns diese Arbeit im rosigsten Lichte erscheinen. Wir schleppen Sand und Steine, hantieren mit Spaten und Maurerkelle, als ob wir nie im Leben eine andere Beschäftigung gehabt hätten. Die Überführung der wirklichen Steine in die gemalten geschieht dadurch, daß erstere etwas schräg gegen die Leinwand gestellt und ihre Schatten genau in die Fugen der letzteren eingreifen. Das Malen dieser Schattenlinien geschieht auf Kommando des auf dem Podium stehenden Leiters.

Ein wirkliches Boot, Tonnen und Gerümpel vervollständigen den Vordergrund.

Das Werk ist fertig. Über das Dach des Leanderturmes hinweg sieht der Beschauer auf den blauen Bosporus. Zur Rechten erhebt sich das asiatische Skutari. Drüben am anderen Ufer leuchtet Konstantinopel aus dem nebligen Dunst heraus. Auf dem Wasser herrscht das regste Leben. Das Panzerschiff „Kaiser“ mit Sr. Majestät dem Kaiser Wilhelm II., die Yacht „Hohenzollern“ mit dessen hoher Gemahlin an Bord, gefolgt von dem Dampfer des Norddeutschen Lloyds „Danzig“, einem österreichischen Postdampfer und einigen türkischen Kriegsfahrzeugen, sowie eine Unzahl von großen und kleinen Dampfern durchschneiden die blauen Fluten. Hunderte von Kaiks und Booten, mit Orientalen und Europäern besetzt, drängen sich gegen die Linie des Fahrwassers und vervollständigen so das lebendig bewegte Bild.

Pinsel und Palette ruhen — das Drama ist zu Ende. Die Muse schweigt bekanntlich nach solchen Anstrengungen und tritt in diesem Falle mit der Unschuld rosigen Wangen zuerst vor den geladenen Kreis der Künstler, Kritiker und — Aktionäre. Eine illustre Gesellschaft erscheint. Der eine lächelt selig, der andere blickt finster, der findet das Wasser zu blau, der verlangt mehr Bläue. Der sieht in dem Werke die ideale Verkörperung des Orients, der findet, daß an dem ganzen Dinge überhaupt nichts dran ist. Der Aktionär schweigt vorsichtig und spart sein Urteil bis zum Jahreskassenabschluß. Die Muse blickt scheu um sich, zuckt mit den Schultern, was so viel heißen soll als: „so habe ich es gemacht, jedem kann ich nicht gerecht werden, nehmt es, wie es da ist.“ Ein unscheinbarer Mann, klein von Gestalt, groß an Wissen und Können, betrachtet das Bild lange von allen Seiten, nicht der scheuen Muse zu, legt die Hand militärisch grüßend an den steifrandigen Cylinderhut und sagt nur: „Alle Achtung.“ — Dieser Mann ist Adolph Menzel.

Ewige Heimat.

Von Max Kalbeck.

(Abdruck verboten.)

Tiefe Stille! — Laß mich lauschen!
Fernher tönt ein leises Rauschen:
Komm zurück ins Heimatland!
Wol die alten Bäume wieder
Neigen ihre Wipfel nieder
Vor dem Haus am Waldesrand.

Wer soll meiner Liebe lohnen?
Dort, wo fremde Menschen wohnen,
Geh' ich nicht mehr ein und aus.
Droben in den Sternenräumen
Unter goldnen Himmelsbäumen
Wartet mein das Vaterhaus.

Studien berühmter Meister:



Weidmann. Von Ed. Grützner.

Bergeinwärts!

Von Arthur Achleitner. (Abdruck verboten.)

Der Plan der nächsten Bergwanderung ist fertig, die Karte des Generalstabes gründlich studiert, ins Wanderbüchlein die Route genau verzeichnet. Das ist sehr wichtig, um die Entfernungen richtig zu bemessen und beiläufig bestimmen zu können, wo ein Nachtlager sich ermöglichen lassen wird. Kompaß und Uhr und Fernglas werden beigeschafft, dann beginnt die Revision des Rucksackes (Schnerfers). Je nach der Tour muß der Rucksack bepackt sein, für kleine Ausflüge reduziert sich das Gepäck ganz bedeutend und besteht dann gewöhnlich nur aus Trinkbecher, Fernglas und etwas Proviant. Zu großen Touren wird mehr Gepack nötig, doch muß die Auswahl sorgsam vorgenommen werden, so die Verbandtasche mit den unerläßlichen Medikamenten; der sogenannte eiserne Bestand des Touristen, der Proviant, will genau bemessen sein, damit Unnötiges vermieden und nur praktische Nahrung mitgenommen wird. Von Hause aus werden als Proviant nur Konserven in Büchsen mitgenommen, frische Eßwaren wie Speck, kaltes Fleisch, Eier ꝛc. sind in der letzten Station vor Beginn der Hochtour stets zu haben, und diese genügen für den ersten Tag, während für die anderen Tage die Konserven eine wohlthuende Abwechslung und warme Nahrung bieten. Das Richtige in richtiger Menge haben, das ist die höchste Weisheit für den Rucksack und diese Weisheit erlangt bloß der Tourist der Praxis. Für gewöhnlich wird unsinniges Zeug in lächerlich großen Quantitäten und dabei viel zu viel Alpengift, nämlich Spirituosen in allen Nüancen, mitgeschleppt. Ein Halbliter guten starken Rotweins genügt auf einige Tage und thut in richtiger Verdünnung Wunder der Erfrischung. Bei großem Durst ist Kaffee und Thee das allein richtige, und pures Wasser soll der Erhitzte ohnehin nie ohne etwas Zusatz von Kognak oder altem Rum mit Zucker oder der raschen Löslichkeit halber mit Sacharin nehmen. Nur zum „Wasserverbessern" soll eine Kleinigkeit Rum oder Kognak mitgeführt werden, d. h. um kaltem Wasser die gefährlichen Eigenschaften für den Magen zu nehmen. Das Almvieh kennt die Wässerchen und genießt keinen Tropfen von mancher lieblich sprudelnden Quelle, weil selbst das Vieh seine Erfahrungen hat und „böse Brunnen" ängstlich meidet. Der fremde Tourist, ermattet vom langen Marsche, frohlockt über die just gefundene Quelle und schöpft gierig das helle Naß, um wenige Stunden später den Genuß des „bösen" Wassers bitter zu bereuen. Auch ich habe einst hierin teueres Lehrgeld gezahlt, zur gerechten Strafe für meine Bequemlichkeit. Es war im Steirerland, tief drinnen im Hochgebirge, weltverlassen, weitab von jeder menschlichen Ansiedelung in einem schmalen Hochthal, durch das klammartig der Bergbach sich zwischen die wuchtigen Felsmassen zwängt. Am Rande des Föhrenbestandes murmelt eine Quelle, so klar und einladend und so gerade recht für

den müden Wanderer, der just im Begriffe steht, eine kühne Überquerung zu vollenden. Wohl erinnert sich der Wanderer, daß im Rucksack sicher verpackt das Fläschchen Rum steckt, von dem einige Tropfen genügen, um das Wasser ungefährlich schon hinsichtlich der Temperatur zu machen. Aber es geht der Tag schon stark zur Neige, der Weg ist noch weit, wohl an drei gute Stunden bis zur Nachtstation im Dorfe draußen. Wozu jetzt Zeit vertrödeln mit dem Auspacken des Rucksackes! Wird nicht so gefährlich sein, das Wasser hier! Richtig, ein, zwei, drei Schluck, das Wasser ist freilich „fakrisch kalt," aber man läuft ja wieder darauf. Nette Ausrede das, als wenn der Magen auch mitlaufen würde in reger Selbstthätigkeit. Jede unzeitige Bequemlichkeit rächt sich auf Erden. Schon nach einer Stunde stellt sich ein solenner Magenkrampf, gleich darauf ein wütender Kolikanfall ein, dem Wanderer wird totenübel, mühsam schleppt er sich weiter auf wildem Bergpfad, eine Wanderung voll Verzweiflung. Jetzt, weil zu spät, wird natürlich mit hastenden Händen der eiserne Bestand des Rucksackes aufgerissen, Gottlob, das Opiumfläschchen ist da und Zucker auch. 50 Tropfen sind schier eine Roßkur; aber selbst diese Menge hilft nicht mehr, ein Zustand zum Verzweifeln. Endlich im Dorfe draußen verweigert der tiefbeleidigte Magen selbst den sonstigen Retter aller Noth, den Glühwein. Zwölf Stunden später konstatiert der aus dem Nachbarorte herbeigeholte Arzt eine Art Ruhr, und die nächste Frage ist, ob der schrecklich mitgenommene Patient droben im Gebirg vielleicht irgendwo Quellwasser getrunken? Vier Tage lag ich sterbenskrank im Bette, ohne Nahrung, weil der Magen nicht aufnahmefähig war, der Körper ward immer schwächer. Nur ein Gewaltakt rettete mich damals, die rapide Flucht zur Eisenbahn und die sofortige Heimkehr. Wie dieselbe im Gepäckwagen bewerkstelligt wurde, das zu schildern erlasse mir der freundliche Leser. Also ein klein wenig Rum nicht vergessen und nicht zu bequem sein beim Wasser genießen.

Nun zum Proviant. Wir sind bereits in der Ausgangsstation. Die Wirtin hat die bestellten zwei Pfannkuchen mit eingekochten Preißelbeeren gefüllt; das nötige Pergamentpapier zum Einwickeln muß der vorsichtige Tourist besitzen. Warum denn gerade Pfannkuchen? Weil gefüllte Omelettes das beste Mittel sind, in wasserlosen Felswüsten Hunger und Durst gleichzeitig zu befriedigen, und der Magen viel eher noch Fruchtomelette annimmt, als Speck oder harte Eier, sobald derartige Nahrung bereits mehrfach gereicht worden ist. In Steiermark nimmt ein befreundeter Waldmeister nichts als einen Äpfelstrudel (Mehlspeise mit gedünsteten Äpfeln) mit, und davon lebt er vergnügt zwei Tage und befindet sich wohl dabei. Wer's kann, esse harten Speck mit Schwarzbrot nebenbei. Was jeder Tourist vermeiden soll, ist Schinken und Salami, sowie die leicht sauerwerdenden sogenannten Cervelatwürste. Lieber panierte Kalbsschnitzel mitgenommen, als die mit Unrecht so beliebte Salami.

Sind die einzelnen Requisiten beinander, dann schlage man sie in wasserdichtes Wachstuch und umschlinge das Ganze mit breiten Gummibändern. Sodann wandern die Konservenbüchsen in den Rucksack, 2 kleine Büchsen Corned Beef und 2 größere, 2 Büchsen gefüllt mit Beef à la mode mit Gelbrüben und grünen Erbsen. Der mitzunehmende Wiener Kochapparat en miniature (Spiritus nicht vergessen!) gestattet unter allen Witterungsverhältnissen die Erwärmung der Büchsen, und die Mahlzeit ist fertig zu höchst oben. Dann wird das Schuhwerk nochmals gründlichst inspiziert und die Steigeisen werden auf den Rucksack gebunden. Wer nicht allein Gletschertouren macht, braucht den Eispickel nicht, weil ihn stets der Führer mit sich führt. Dafür lerne jeder Tourist zuerst mit dem Bergstocke wirklich umgehen und ihn richtig gebrauchen. Ohne das nötige Verständnis ist ein Bergstock äußerst hinderlich und eine gräßliche Belästigung für den Ungeübten, noch gräßlicher aber für den Begleiter eines Ungeübten. Die Stärke (Dicke) des Bergstockes wie seine Länge muß nach dem Eigentümer bemessen werden, einen zu dünnen und zu kurzen Bergstock werfe man lieber weg, er könnte sehr bedenklich werden in gefährlichen Situationen.

Nun den Wettermantel hinten durch die Träger des Rucksackes durchgezogen, in die Lodenjoppe Karte, Kompaß, Fernglas und den Trinkbecher, in die lederne Hose die Uhr gesteckt, den Bergstock in die Faust, jetzt langsam Marsch! —

Warum denn auf schier ebener Straße langsam? Weil gerade beim Beginn einer Tour alle Kräfte für den Anstieg geschont werden müssen. Wer die Mittel hat, soll überhaupt im Thale fahren, so weit es geht, der Genuß wird um so größer, je weniger matt Einer die Höhen erreicht. Unten im Thal kokettieren gar Viele mit ihren nackten Knieen und kaum ein paar hundert Meter im Anstieg wird bereits gejammert über die unangenehmen Fliegen und Bremsen (Pferdefliegen), über Sonnenstich an den Knieen, Händen und im Nacken, weil der unpraktische Städter es übersehen hat, vorher die Seitz'sche Salbe anzuwenden. Mancher Leser wird vielleicht auch fragen, warum denn von Seife, Kamm und Reservewäsche nicht die Rede war. Braucht der echte Gebirgler auf der Tour nicht! Das Wollhemd wie die Socken genügen ohne Wechsel auf einige Tage, und das Waschen mit eiskaltem Wasser bei der schneidenden Kälte frühmorgens, ehe die Sonne lacht und bei scharfem Höhenwind, wird auch der Kulturmensch unserer Städte füglich recht gerne bleiben lassen. Der Hochtourist hat nicht salonfähig zu sein und zum Waschen ist's Zeit, wenn wieder die Region menschlicher Niederlassung erreicht wird. Nun folge der freundliche Leser einmal mir auf der Wanderung zum Edelweiß. Ich will heute nicht auf die Gemspirsch, habe also die treue Freundin nicht mit, bloß Steigeisen und den wuchtigen Bergstock, der einst einem Wilderer abgenommen wurde im blutigen Zweikampf. Einige Querriegel sind erstiegen, der Niederleger (Niederalm) ist erreicht und der Kühbub treibt eben aus, weil die Sennerin das Melkgeschäft vollendet hat. Die Schellen bimmeln fröhlich in den frischen Morgen, im Thal wogt noch der Nebel, die Sonne beleuchtet in rosigem Gold die Spitzen so hoch da droben. Munter steigt das Jungvieh aufwärts den Matten zu, wo saftiges Gras grünt. Aus dem kurzen Schlot der Almhütte quirlt der Rauch empor zum Zeichen, daß die Sennerin das Frühstück bereitet. Sie ist noch im Melkkostüm, die Brentlerin, im praktischen, wenn auch nicht sonderlich kleidsamen Männerkleid, der Zwillichhose, weil im Stall Weiberkleider nicht zu brauchen sind. Das Wasser dampft im weiten, rußgeschwärzten Kessel auf dem offenen Herd, und auf dem Dreigestell brodelt der Kaffeehafen. Ein frugales Frühstück, Almkaffee und fetter Schmarren, das hält gut vor, und jede Sennerin gibt es gerne, wenn der Wanderer es nicht gar zu dumm anfängt und gleich fragt, wo denn der „Loder" von einem Liebhaber sei. Bildet sich gar Mancher ein, derb, grob und dumm sein zu müssen im Gebirglerkleid auf der Alm, als wenn eine brave Almerin nicht auch noch Grundsätze haben könnte und rechtliches Gefühl und weibliche Scham. Es gibt keine größere Lüge, als den Spruch: „Auf der Alm, da gibt's koa' Sünd." Und ein in den Bergen wandernder, überspannter Stadtherr ist unter allen Umständen der letzte, der sich eines „Sieges" auf der Alm rühmen können wird. Das ne ultra crepidam gilt beim Bergvolk als unumstößliches Gesetz; daß ein Bauermädel einen Stadtherrn heiratet, hat bloß die hypersentimentale Birch-Pfeiffer bewerkstelligt in totaler Unkenntnis ländlicher und Gebirgsverhältnisse.

Früher lohnte man ein Almenfrühstück mit einem herzlichen „Vergelt's Gott, Sennerin!" Heute legt man einige Sechserln auf den Herdrand, — viele Touristen sind eben der guten, alten Sitte Tod.

„B'hüat di Gott, Sennerin!" Die ersten Sonnenstrahlen zittern ins nebelfeuchte Thal, der Aufstieg beginnt, zuerst über den „Sumpf," der jede größere Alm poesielos umgibt, dann aufwärts über die Grashalden, wo jeder Halm taufrische Diamanten trägt, die im jungen Morgenlicht funkeln. Immer gleichmäßig im Zickzack ohne Pfad geht es empor, die Lungen dehnen sich, schneller fliegt der Atem, mit Wohlbehagen schlürft der Wanderer die balsamische Luft. Rotglühend nickt bereits der liebliche Almenrausch (Rhododendron) zwischen den Felsen, wir sind in der Region der Zwergkiefer und Legföhren (Latschen). Drüben auf der Sonnseite liegt die Hochalm, die bezogen wird, wenn's dem Vieh zu heiß wird auf dem Niederleger. Von dort kommt infolge der würzigen Weide die beste Butter, der herrlichste Käse.

Wuchtig türmt sich das Gebirge auf, Schrofen auf Schrofen, die Wände prall abstürzend, die Zinnen und Zacken aufragend in kühnen Formen in den blauen Äther. Wie nahe es scheint und wie weit es ist zu diesen Höhen. Schier zu greifen

die nächste Spitze und doch trennt uns eine räumliche Entfernung von 2—3 Stunden eifrigster Kletterarbeit. Von Pfad oder Weg keine Spur. Das Couloir sendet ein ungeheures Geröllfeld herab, ein kolossales Kar, das durchstiegen werden muß. Die paar ersten Schritte im Kar legen die Notwendigkeit der Steigeisen klar, eine kurze Rast und die Schuhe sind mit den achtzinkigen Algäuer Steigeisen bewaffnet, die knirschend eingreifen in das Geröll. Der Zauber des majestätischen Hochgebirgs, der vollständigen Einsamkeit erfaßt den Menschen, ringsum nichts als wuchtige Felsen, von schmalen Bändern dünnen Graswuchses durchzogen, über uns der lazurne Himmel. Das Glas vor dem Auge, sieht der Wanderer das Edelwild der Alpen, die braunschwarzen Gemsen, auf der Schattseite äsen und dann wieder einspringen in die Einständ', ein herzerquickender Anblick für den Jäger, erfreuend aber auch dem Touristen, wenn er Sinn hat für die Natur und ihre schönen Geschöpfe. Das Kar ist durchquert, die eigentliche Felswanderung beginnt. Nun heißt es das Terrain sorgfältig für einen Anstieg studieren. Nach fleißigem Absuchen mit dem Glase läßt das Rinnsal eines vertrockneten minimalen Wasserfalles am ehesten den Einstieg zu und dort oben am Felsband könnte die edelste Blume der Alpen blühen. Eine saure Arbeit, die Schweiß kostet. Der Atem wird keuchend, die Arme müssen den Füßen helfen in heißer Kletterarbeit. Noch ein kleines Wandl vor uns! Vier, fünf recht vorsichtig mit den Zacken der Steigeisen in den Felsen eingebohrte Schritte und das Wandl ist überstiegen. — Aber o weh! Ein neues Couloir baut sich auf im Halbrondell mit interessanten Schrofen, auf deren Felsbändern Edelweiß blüht, daß man glauben könnte, es wäre Neuschnee darauf gefallen. Unwillkürlich denkt der Wanderer nun im Angesichte schwierigster neuer Kletterarbeit an das Retirieren. Ein forschender Blick nach abwärts — nein, denselben Weg hinunter wie eben herauf, den mag eine Gemse gefahrlos machen, für Menschenfüße ist's zu gefährlich. Aber hinauf die glatten Wände geht es, wie der erste Augenschein lehrt, auch nicht — also lebendig gefangen im Felsengefängnis! Heiß brennt die Mittagsonne herab in den engen Kessel, die Felsplatten glühen, es ist zum verschmachten. Ein paar mitgenommene getrocknete Zwetschgen und die Apfelsäure-Pastillen des Apothekers Albrecht in Frankfurt a. M. lindern den ärgsten Durst in dieser wasserlosen Steinwüste, im Gehirn aber hämmert es fieberhaft, der Gedanke drängt sich immer fürchterlicher auf: Versteigen! Wie friedlich tief, tief drunten die Almen liegen, am Waldesrand im kühlen Schatten ruht das Vieh und pflegt der Mittagsruhe; hier oben aber so nahe dem Himmel sitzt in afrikanischer Glut ein nichtig Staubgeborener, der Gott und die Felsen versuchte und sein sträfliches Eindringen in die Bergwelt nun büßen soll mit seinem Leben. Ist's wirklich so weit, daß das Leben verloren ist? Nein, so weit darf es nicht kommen, — ein Gemsjäger und unrettbar verloren sein? Das Angstgefühl, der Vorbote des Unglückes, ist freilich da, aber der Verstand muß bleiben, sonst ist das Leben wirklich verloren. Ist ja doch nicht das erstemal, daß der Bergwanderer in der Klemme saß durch jägerischen Feuereifer, und allemal fand er den Ausweg aus den Klippen und kehrte, wenn auch mit zerschundenen Gliedern, wieder zurück in die Stätten menschlicher Ansiedelung. Es muß auch diesmal noch gelingen. Ein kurzes Gebet stärkt wunderbar, der liebe Gott im Himmel wird helfen, und er hilft, wenn der Mensch zunächst kalten Blutes selbst sich hilft. Es heißt ja im Sprichwort: Hilf dir selber, dann hilft dir Gott!

Forschend blicken die mit dem „Spektiv" bewaffneten Augen in der Runde, ob nicht doch irgendwo ein Ausstieg möglich ist. Die Wände sind zu steil, um einen tollkühnen Aufstieg zuzulassen, nur am linken Flügel des Rondells könnte ein Entrinnen möglich werden, wenn die Höhe von etwa zwei Klaftern an glatter Felswand gewonnen wird. Dort hängt über dem Felsrand ein Latschenarm herüber. Kann ich diesen erreichen, und hält er dann das Gewicht eines Menschen, dann, ja dann kann die Situation möglicherweise von vorn anfangen. Wie aber zwei Klafter emporkommen ohne Flügel?

Mit der Spitze des Bergstockes bohre ich ein Loch in den Felsen zum ersten Halt für eine Zacke der Steigeisen am Fuße. Nun ein zweites Loch für den zweiten Fuß, dann an den Felsen geschmiegt hängt ein

waghalsiger Mensch im Kampf um sein Leben in der Luft. Läßt die Eisenzacke aus, dann — gute Nacht, schöne Bäuerin! Die Augen suchen eifrig nach Felsbuckeln und Vertiefungen, die das Einsetzen der Eisen für den nächsten Tritt gestatten. Nichts zu sehen für den ersten Blick. Aber 15—20 Minuten später, da findet das Auge doch minimale Vertiefungen, und langsam und vorsichtig hebt sich das Bein zum neuen Tritt. Gottlob, es hält. — Nun zum anderen; und wieder beginnt das Suchen. Wenn nur die Beine fest bleiben und nicht ins Zittern kommen, was freilich kein Wunder wäre, denn das ganze Körpergewicht ruht stets nur auf einem Bein und dieses nur auf einer Eisenzacke, und diese auf einer Felsenlage von der Dicke eines Messerrückens. Erbarmungslos brennt dazu die Sonne herab, und die Wand will kein Ende nehmen. Nur etwa zwei Klafter hoch und weit über eine Stunde dauert der Kampf, sie zu überwinden. Endlich — noch ein unendlich vorsichtiger Tritt, und der Latschenarm ist erreichbar mit einer Hand. Wird er halten? Se si, molto bene, se no — addio! Es muß gewagt werden, gleichgültig, mit welchem Erfolg, — herab geht's nicht mehr außer im Sturz, der vielleicht das Leben kostet. Leider kann nur der linke Arm den Latschenast ergreifen, ein äußerst vorsichtiger Griff — ein Klimmzug und an einem dünnen Baumast hängend schwebt ein Menschenleben an glatter Felswand. Dann stemmen sich die Kniee an die Wand, sie rutschen, sie bluten — bis ein Knie die Höhe gewinnt — jetzt schnell hinüber mit dem Bein und in das Geäst der Latsche gegriffen und den anderen Fuß nachgezogen — just zur rechten Zeit, denn der Ast ist an der Felskante durchgerieben.

Wieder baut sich eine Schrofe auf, doch ihre Kante bildet ein Felsband, auf dem sich, freilich mit äußerster Vorsicht, aufwärts steigen läßt. Eine Idee von Schwindel, ein einziger falscher Tritt, und der todbringende Sturz in die Tiefe ist unvermeidlich. Aber Mut und Humor ist in der alten Güte und Dosis wieder da, fröhlich geht es wieder weiter, der Hut wird geziert mit prächtigem Edelweiß, und wie die Höhe des wuchtigen Gebirgsstockes erklommen ist, da betet die dankbare Menschenseele zum Lenker aller Schicksale für die glückliche Rettung.

Mit der Fernsicht ist's freilich nichts, grimmige Wetterwolken sind längst heraufgezogen, indes der Bergwanderer mit den Felsen kämpfte, schwarz ist der Himmel, fahl zuckt es im Westen, wild fegt der Gewittersturm über die unwirtliche Höhe, kalt durchschauert es den am Felsengrat liegenden Körper. Aber die ganze Majestät des starren Hochgebirges thut sich auf in dem Kampf der entfesselten Elemente und läßt die bedenkliche Situation momentan vergessen. Dann aber treibt die schwindende Zeit zu einem Entschluß, wie der Abstieg bewerkstelligt werden soll. Zunächst über den fortlaufenden Grat. Aber dieser bricht plötzlich ab mit einer etwa bergstockbreiten Kluft. Da gibt es kein langes Bedenken, der Sprung über die gähnende Kluft muß gewagt werden und er gelingt. Hinab dann bald auf allen Vieren, bald sprungweise und schließlich, während das Unwetter losprasselt, als wollt' es den Wanderer vernichten, keck auf einer kaum drei Zoll breiten Felsenschneide hinab bis ins Karfeld. Jetzt mags „Bauernbuben" regnen, den Bergstock zwischen den Beinen geht's abwärts, der Wanderer fährt blitzschnell mit dem Geröll zur Tiefe. Ein rechtzeitiger rascher Seitensprung, die Bergfahrt in ihrem gefährlichen Teile ist vollendet. Der nächste Heuschober bietet Schutz, nun mag es stürmen und wettern, so viel es will, und wenn's genug geregnet hat, dann hört es wieder auf.

Daß nicht jedermann solche Touren allein durchführen darf, versteht sich wohl von selbst. Es gehört dazu eine große Erfahrung und Sicherheit in der Beurteilung der Terrainschwierigkeiten, persönlicher Mut und große alpine Leistungsfähigkeit. Die Praxis verleiht viele Eigenschaften, und sind einige gefährliche Touren geglückt, dann stellt auch die gebirglerische „Schneid'" sich ein. Gletscherfahrten wie fremde Berge soll der weniger Geübte aber nie ohne autorisierten Führer unternehmen.

Ist eine Hochwanderung im Sommer (ich sehe hier ausdrücklich von Spaziergängen auf von den Alpenvereinen markierten und gebauten Wegen ab) oft genug eine mühselige Arbeit, so erfordert eine solche im Winter ein drei- und vierfach Maß der höchsten Anstrengung. Der Berufsjäger weiß, warum er sich den Strapazen im November und Dezember unterzieht, denn ihn



Schwestern. Nach dem Gemälde von Paul Thumann.

lockt oder ruft die Gemsbrunft hinauf. Der Vergnügungstourist aber hat, nach meiner Ansicht, auf toten Bergspitzen in starrer Winterszeit nichts zu suchen, und wenn schon die Lust zu groß sein sollte, so begnüge man sich mit solchen Touren, die ohne absolute Lebensgefahr durchführbar sind. Je nach Schneelage ist z. B. der Wendelstein oder der Hirschberg (in Oberbayern) verhältnismäßig bequem zu ersteigen und die Aussicht meist von entzückender, seltener Klarheit. Eine Glocknertour, wie sie in den Dezembertagen 1890 von zwei Mitgliedern des österreichischen Touristenklubs unternommen worden ist, gehört zu den kühnsten Wagnissen und erfordert Prämissen, die in den seltensten Fällen vorhanden sind. Für Hypereifrige wüßte ich ein bewährtes Abkühlungsmittel; es laufe Einer, der in Winterszeit alle Gletscherzacken umrennen möchte, bloß mit den Schneereifen einige Stunden in fußhohem Neuschnee und die Lust für Winterhochtouren wird bald verflogen sein. Es ergibt sich daraus, daß die Trainage für Wintertouren weitaus sorgfältiger vorgenommen werden und auch die Ausrüstung eine andere sein muß, namentlich die Kleidung. Wo zur Sommerszeit allein oder mit einem Führer gegangen werden kann, sind im Winter drei und mehr Begleiter notwendig, und diesem Verhältnis entsprechend steigern sich auch die Ansprüche an die eigene körperliche Leistungsfähigkeit.





An ein Kind.

Von Maurice von Stern.

Du blondes Kind, aus deinen Locken
Lacht mich der Jugend Zauber an;
Ach, meines Herzens frohes Stocken
Mahnt mich, daß ich noch lieben kann.

Leis wie der Lindenblütenregen
Den Scheitel zärtlich dir umlaubt,
So will ich meine Rechte legen
Sanft auf dein blondes Sonnenhaupt.

Da wird es mir so weh, so eigen,
Die längstzerriss'ne Saite klang —
Gott schenk' dir Glück! — In heil'gem Schweigen
Durchwärmt mich heißer Segensdrang.



leien doch eigentlich nur in den Jahren, in denen es zu den verbotenen Vergnügungen gehört.

Neues vom Büchertisch.

F. Dahn und H. Dohm.

Von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Ob es erlaubt ist, sie beide nebeneinander zu stellen? Felix Dahn ist bekanntlich ein berühmter deutscher Dichter und Breslauer Professor, H. Dohm „bekanntlich" eine Dame der Berliner litterarischen Gesellschaft, die bisher nur einige kleine Lustspiele und Novellen verfaßt hat, und der vor kurzem noch dazu das Unglück passierte, daß ein Theaterkenner ihrem Originallustspiel „Vom Stamm der Asra" die Übersetzung aus irgend einer andern Sprache nachwies. Schon der Umstand, daß Felix Dahn wirklich in ganz Deutschland, Hedwig Dohm nur in demjenigen Kreise Berlins bekannt ist, der jedes Jahr ein Dutzend litterarischer Talente neu erstehen läßt, sollte die Nebeneinanderstellung dieser beiden eigentlich verbieten. Aber erlaubt ist, was gefällt, und wenn man von der Verschiedenartigkeit ihrer litterarischen Bedeutung absieht, klingt die Zusammenstellung der beiden Namen ja auch nicht eben unmusikalisch. Außerdem läßt sich über beider neuerschienene Bücher wirklich einiges sagen; ich kann mich ihnen gegenüber nicht damit begnügen, daß ich sie einfach dem Wohlwollen des Publikums empfehle, und das ist mir an ihnen das Liebste; denn wenn man zwei Bücher fünf Druckseiten lang loben soll, müssen sie schon sehr gut sein. Der Leser aber wird mir nachfühlen, daß es mir angenehm ist, wenn ich ihn ab und zu einmal nur über zwei „Novitäten" zu orientieren habe, statt wie gewöhnlich über zehn oder fünfzehn. Die Arbeit des Schreibens bleibt zwar dieselbe, aber wenn man statt fünfzehn nur zwei Bücher zu lesen hat, spart man eine Menge Zeit. Und einen unwiderstehlichen Reiz übt das Romanleien doch eigentlich nur in den Jahren, in denen es zu den verbotenen Vergnügungen gehört.

Die Thatsache, daß H. Dohm einen Roman geschrieben hat, wird in dem Kreise, in dem die Dichterin bekannt ist, kaum besonders überraschend gewirkt haben, denn in diesem Kreise pflegt man über das Schaffen aller ihm Angehörigen von dem Augenblick der Inspiration an unterrichtet zu werden und zu bleiben. Für die Verehrer Dahns aber wird die Thatsache überraschend sein, daß der Dichter zwar ein Buch, aber **keinen** Roman geschrieben hat. Sie brauchen indessen nicht gleich zu befürchten, daß seine Götter ihn verlassen haben, wenn er ihnen auch statt eines neuen Kapitels intimer Hofgeschichte aus Walhall nur ein Stück eigner Lebensgeschichte bietet.

Eigentlich hat man bei Büchern nicht nach den Gründen zu fragen, die den Autor veranlaßten, sie zu schreiben. Gute Gründe machen ein schlechtes Buch nicht besser, und aus schlechten Gründen ist noch niemals ein gutes Buch geschrieben worden. **Felix Dahn** aber regt diese Frage im Vorwort zu seinen „**Erinnerungen**" (Erstes Buch. Bis zur Universität. 1834—1850. Mit dem Bildnis des Verfassers. Dritte Auflage. Leipzig. Verlag von Breitkopf und Härtel) selber an, und er kommt im Buche selbst mehrfach darauf zurück. Sein Buch ist ursprünglich nur ein vertrauliches Geplauder zu den Allernächsten gewesen, für die Veröffentlichung erst eingerichtet, „da es vielfach gewünscht und weil behauptet wurde, auch weitere Kreise würden Freude an der Darstellung finden." Also auf allgemeinen Wunsch ist die Herausgabe des Ganzen veranstaltet. Im einzelnen freilich ist der Dichter mehr dem eignen Drange gefolgt, denn er motiviert den Umstand, daß er seine Knabenzeit sehr eingehend behandelt hat, folgendermaßen: „Ich habe diese Erinnerungen aufgezeichnet ganz wesentlich um der Knabenzeit willen: jene Jahre nochmal so anschaulich wie thunlich und recht liebevoll an mir vorüberziehen zu lassen, diese Letzung des Gemütes und diese Freude und Rührung der Seele wollte ich mir gönnen, der ich so viele Stunden mit Dingen ausfüllen muß, die Gemüt und Seele unbefriedigt lassen und doch so viele Lebenskraft wegnehmen, z. B. Briefe fremder, gleichgültiger, zuweilen sogar unerfreulicher Menschen beantworten." Die Autographenjäger,

welche Dahns Leben verkürzen, mögen sich das letzte hinter die Ohren schreiben. Do Dahn lediglich dem Gemütsmenschen gefolgt ist, der in ihm steckt, als er seine Jugenderinnerungen schrieb, hätte er eigentlich nicht nötig gehabt, zu betonen, doß ihm „an dem ‚Erfolg‘, d. h. an dem Absatz dieser Aufzeichnungen wenig liegt.“ Letzungen des Gemüts und Geldverdienen gehen selten Hand in Hand. Da aber bereits die dritte Auflage des Buches erschien, ist wieder einmal der Beweis geliefert, daß Uneigennützigkeit immer ihren Lohn findet, und Dahns Verehrer können überzeugt sein, daß er auch bei der Rührung seiner Seele auf die Kosten kommen wird. Dagegen ist es wieder sehr begreiflich, daß Dahn „an der sogenannten Kritik unserer Tage nun schon vollends gar nichts liegt.“ Er hätte zur Motivierung dessen gar nicht darauf hinzuweisen brauchen, daß er alles lebt, denkt und dichtet „sub specie aeterni.“ Böswillige könnten dos anspruchsvoll finden, während doch viele Stellen des Buches von einer zu Thränen rührenden Bescheidenheit des Dichters Zeugnis ablegen. Hätte er statt dessen gesagt: „Ein Monn von meinen Erfolgen pfeift auf die Kritik,“ so würde das dem blöden Haufen viel verständlicher gewesen sein. Allerdings ist es ein Beweis von Seelengröße nur, wenn ein Dichter ohne Erfolge auf die Kritik pfeift. So hat Felix Dahn wohl nach andern Ursachen für sein vergnügtes Pfeifen suchen müssen und er hot es darin gefunden, doß das durch und durch „Unmoderne“ seines ganzen Wesens im Gegensatz zu den Stimmführern des „Modernen“ steht. Felix Dahn, der die deutsche Sprache um eine so große Zohl erstaunlicher und neuer Worte und Wendungen bereichert hat, ist nicht besonders glücklich in der Anwendung dieser Fremdworte. Noch ist er kein „Unmoderner,“ denn das Unmoderne ist Lodenhüter, während er ja immer noch zu den bestgehenden Lieblingen des Publikums in Prachtband und Goldschnitt gehört.

Gehörte ich zu den Stimmführern der „Modernen,“ so würde ich mir selbstverständlich über Dahns „Erinnerungen“ Schweigen auferlegen, denn wo Dichter pfeifen, hat der Kritiker zu schweigen. Aber die Leser wissen, daß ich mich dem Modernen gegenüber häufig genug ablehnend oerhalte, um das Recht zu haben, meiner großen Freude darüber Ausdruck zu geben, daß Dahn dem Drängen von außen nochgegeben und das, was er nur zu eigener Gemüthsletzung und Seelenrührung geschaffen, der Notion zugänglich gemacht hot. Denn diese Erinnerungen sind für die Litteraturgeschichte von unschätzbarem Werte, und ich möchte behaupten, daß ohne diese documents humains allen späteren Geschlechtern es unerklärlich bleiben würde, wie eine so merkwürdige Dichterfigur wie Felix Dohn im neunzehnten Jahrhundert nicht nur leben, denken und dichten, sondern auch Mode sein konnte „sub specie aeterni.“ Diese Erinnerungen verlieren ouch nicht doburch an Wert, doß Dahn sich wahrscheinlich nicht ganz so schildert, wie er als Knobe gewesen ist. Objektiv zu sehen, ist an sich schon fast unmöglich, sich selbst objektiv zu sehen, erst recht. Und so kann denn der Umstand, daß der Leser häufig den Eindruck hot, der große Dohn habe den kleinen Dahn nicht ganz so geschildert, wie er wirklich gewesen ist, sondern wie der Dichter wünschte, daß er gewesen wäre, den Wert des Buches für die Feststellung der litterorischen Persönlichkeit des großen Dohn nicht verringern.

Wie jeder gebildete Deutsche den jungen Goethe mit seinem inneren Auge leibhaftig vor sich sieht, wird er in Zukunft auch den jungen Dahn zu sehen meinen. Solch ein Bild hat natürlich seine Irrtümer. Ich sehe den jungen Goethe immer im dunklen Sammetrock, mit einem Golonteriedegen an der Seite und einer allerliebsten Stubsnase im Gesicht, dazu höre ich ihn mit möglichst falscher Betonung deklamieren „Kleine Blumen, kleine Blätter.“ Sein Bild hat die Gestalt aller der Schauspielerinnen angenommen, die ich im „Königsleutnant“ als jungen Goethe gesehen habe. Auch der junge Dahn ist für mich zu einem solchen Vexierbild geworden, trotzdem ihm sein Gutzkow noch nicht erstonden ist. Ich kann ihn mir nicht anders denken, als ohne jegliche Bekleidung, das longe Haar auf dem Hinterkopf in einen Schopf zusammengebunden, krebsrot vor Kälte, aber nicht zitternd vor Frost, etwa wie einen Germanenknaben im Winter zur Zeit Hermanns des Cheruskers. Es ist merkwürdig, wie die Phantasie spielt, wenn sie nur tüchtig gereizt wird. Denn es ist selbstverständlich, doß weder der kleine Dohn, als er im Weichbilde Münchens aufwuchs, noch der große Dohn in seinen Büchern sich jemals den modernen Anstand verletzend gezeigt hat. Selbst wo der große Dahn, den Jahren und den Ereignissen, die er schildert, vorauseilend, in seinen „Erinnerungen“ das Bekenntnis oblegt: „wenn ich in meine Ehe getreten bin so rein und unberührt wie eine Jungfrau,“ spricht er von dieser Thatsache, die eigentlich niemanden etwas ongeht, trotz allen berechtigten Stolzes doch mit einer Schamhaftigkeit, welche diese unnötige Indiskretion mit rosa Tüll umschleiert und dadurch ollen Lesern, die für solche Letzung des Gemütes und Freude und Rührung der Seele empfänglich sind, ein natürliches Erröten unnötig mocht. Man verzeihe mir das Vorgreifen! Daß ich den jungen Dahn mir nur als nackten Germanenknaben vorstellen kann, hat nichts zu thun mit seinem Tritt in die Ehe. Auch ist er, darf man ihm glauben und spielt ihm seine Bescheidenheit nicht einen Streich, von schwächlichem Körper gewesen, wie er den Germanenknaben nicht eigen zu sein pflegte. Aber welche Mannesseele steckte in diesem schwächlichen Körper! Im Dahnschen Garten befand sich ein Springquell, dessen Becken auch als Badebassin benutzt wurde. „Wir Buben“ — der kleine Felix und seine Freunde — „trieben die Abhärtung in dem stets sehr kalten Quellwasser so unsinnig weit, doß wir etwa im November oder im März durch eine vielleicht popierblattdicke Eisrinde hindurch in das Becken sprangen, allerdings nur, um sofort mit äußerster Hurtigkeit, aber doch in der Farbe gesottener Krebse, uns wieder heraus zu schwingen. Die — unaussprechlich longweiligen — Goldfische in dem

Becken werden wenig Freude an solchem Besuch verspürt haben; die Eltern durften natürlich nichts davon ahnen." — Das hat mir's, der ich von Badewasser unter 16° auch im Sommer kein Freund bin, angethan, und so schafft sich meine Phantasie von dem jungen Dahn das Bild, das der Wirklichkeit nicht entsprechen kann.

Anderen Lesern des Buches wird wieder anderes mehr imponieren und sie werden sich dementsprechend ein anderes Bild des kleinen Felix machen Wem er als mittelalterlicher Edelknabe gefallen sollte, er kann ihn haben. „Felix von der Vogelweide" nannte ihn einer seiner Lehrer und es ist erstaunlich, wie zahm ihm „gar manches liebes Vögelein" wurde. In dieses Bild würde auch passen, was Dahn — selbst in ganz gleichgültigen Dingen von beschämender Bescheidenheit — nur als Hypothese über die Abstammung seiner Familie angibt: „Eine unverbürgte Überlieferung will wissen, daß die Ahnen im XVI. oder XVII. Jahrhundert aus der Pfalz nach der Mark Brandenburg ausgewandert seien, ihr Bekenntnis — das reformierte — zu wahren gegenüber katholischer oder lutherischer Verfolgung. Allein wahrscheinlich liegt dem lediglich der Gleichlaut unseres Namens mit dem der baierischen Grafschaft Dahn in der Pfalz zu Grunde." Und dazu besagt eine Anmerkung: „Die älteste Erwähnung von Dahn an der Lauter scheint in der Urkunde König Heinrichs VI. von 1196 bei Wurdtwein, Nova Subsidia X, 180 sich zu finden, wo als Zeugen genannt werden: Heinricus de Danne 2c. 2c." — Viele Stammbäume, die bis ins Jahr 1196 zurückreichen, sind nicht besser verbürgt als dieser, den Felix Dahn stolzbescheiden nur als „unverbürgte Überlieferung" angesehen wissen will.

Oder mag ihn sich jemand denken als Genovefas Sohn, als rührend Wiederbild des Schmerzenreich? Felix Dahn zieht selbst den Vergleich, indem er von seinem „lieben Jugendspiel," dem Reh Hanni, erzählt: „Ja, ja, lieber Leser: auch dies, es ist nicht ‚Dichtung', es ist ‚Wahrheit aus meinem Leben', daß ich meine ersten fünfzehn Jahre — also viel länger als Junker Schmerzenreich, das Söhnlein der Pfalzgräfin Genovefa — mit einem solchen Tierlein aufgewachsen bin, von dem Eichendorff singt:

‚Rehlein sind gar tapfre Kameraden.'"

Fünfzehn Jahre, und dann lebte es noch einige Jahre, nachdem Felix sich von ihm hatte trennen müssen. Es ist sehr alt geworden, älter als Rehe, besonders in der Gefangenschaft, zu werden pflegen, — aber die — unaussprechlich langweiligen — Goldfische sind ja auch im Becken des Springquells während des Münchener Winters nicht zu Grunde gegangen.

Ein ander Bild: der junge Dahn als Kunstschütze! Er schoß so sicher mit der Pistole — mit zwölf Jahren etwa — daß Carwer noch heute ein Kind dagegen geblieben ist. „In den uns zugekehrten Dachfenstern des Frau Kurfürstlichen Hauses" — womit Dahn das Haus der letzten Kurfürstin-Witwe von Bayern meint „lockten hübsche Butzengläser. Mit dem größten Fleiß und erfolgreicher Emsigkeit schoß ich in jede dieser natürlichen, ja herausfordernden Scheiben — mitten hinein! — ein kleines, hübsches, angenehmes Loch: die Gläser blieben im übrigen völlig heil." — Ist es ein Wunder, daß der alte Hausmeister der Kurfürstin, der von Zimmerpistolen nichts wußte, der Ansicht war, das gehe nicht mit rechten Dingen zu und auf dem leeren Speicher da oben sei es nicht recht geheuer? Werden doch selbst aufgeklärte Menschen, und besonders solche, die von Zimmerpistolen etwas wissen, geneigt sein, an einen Spuk zu glauben.

Andere Leser wieder werden den jungen Dahn träumend und sinnierend im Garten auf dem Rücken liegend oder morgens zwei Uhr — trotzdem er an anderer Stelle „das Bedürfnis langen Schlafes" betont, das ihn niemals verlassen — mit ernsten Studien beschäftigt am Schreibtisch sitzen sehen. Auch wer den Knaben Dahn sich körperlos und ganz zu Geist verflüchtigt, die ungelöstesten Welträtsel lösend, vorstellen, oder ihn als hohläugigen Acosta im offenen Höschen, von religiösen Zweifeln geplagt, sich denken will, findet Anhaltspunkte genug, an denen seine Phantasie sich anranken kann. Den meisten freilich wird er als „Sonnenritter" erscheinen, so genannt von seinen Spielgenossen nach seinem Helm und Schild, die in der Mitte die ringshin Strahlen werfende Sonne zeigten, denn in dieser Gestalt tobt der junge Dahn am längsten, von seinem siebenten bis zu seinem sechzehnten Jahre, durch die Erinnerungen des alten. Ich gestehe, daß auch mir, romantisch angelegt wie ich bin, dieses Bild zuerst am verführerischesten erschien. Aber jedesmal, wenn es vor meiner Seele auftauchen wollte, erschütterte mich der Gedanke, wie leicht bei diesen bluttriefenden Kinderspielen das Dichterchen hätte ums Leben kommen können. Kinderspiele, deren Narben Felix Dahn noch heute mit Stolz an seinem Leibe trägt und die mit Waffen ausgefochten wurden, mit Waffen — — — man höre nur die Beschreibung des Schwertes, mit dem der kleine Felix in den Kampf zu ziehen pflegte und denke sich, zu seiner Ehre sei es angenommen, daß die anderen Jungens, gleich wehrhaft ausgerüstet, ihm gegenüberstanden: „An Trutzwaffen erhielt ich ein ganz herrliches Schwert aus allerbestem Stahl, doppeltgeschliffen, zu Hieb und Stoß, vorn dreieckig zugespitzt; nie versagte die geliebte Waffe „Durendal" (Rolands Schwert) in meiner Faust: mit dem Blut einer Armwunde hatte ich auf die Klinge geschrieben den Schwertsegen: „Für Gott, Kaiser und Reich." Nachdem die erste Schrift verlöscht war und frisches Wunden-Blut — glücklicherweise! — nicht stets zur Verfügung stand, mußte das mit schnöder Tinte nachgemalt werden"....

Ist es nicht ein Wunder, daß Dahn heute noch lebt, und muß man nicht Odhin von Asghard, seinem Gotte, dafür danken, daß er ihn davor bewahrt hat, in jugendlichem Unverstande ein fünffacher — fünf Spielgenossen setzten sich dem nie versagenden Schwerte Durendal aus — Mörder zu werden? Dahn spricht ziemlich wenig, aber wo er es thut, mit der Liebe, die dem Germanenknaben ziemt, von seinen Eltern: den Vorwurf wird ihnen die Nation indessen nicht ersparen können, daß sie in der Wahl der Waffen

unverantwortlich leichtsinnig gewesen sind. Und, frage ich entrüstet, wo steckte die Münchener Polizei, die verpflichtet gewesen wäre, den Versuch von Massenmorden zu hindern! Ein Glück, daß Dahn ein Meister in allen ritterlichen Künsten war, — nur seine Reiterei soll befremdlich aussehen, etwa wie der tote Cid Campeador, so steif, sagt seine Frau, soll er dasitzen — und daß es ihm vermöge dieser Meisterschaft ein kleines war, auch in der Hitze des Gefechts kein Unheil anzurichten. Beruhigend mag es auch dem Leser erscheinen, daß ihm neben der Tapferkeit auch der bessere Teil der Tapferkeit, die Vorsicht, eigen gewesen ist; darauf läßt wenigstens die liebevolle Sorgfalt schließen, mit der er der Röckchen und Höschen und der Heilung der Risse, die sie in diesen Kämpfen davontrugen, gedenkt. Und gänzlich ungefährlich gar erscheint das doppelgeschliffene Schwert Durendal, wenn man eine Einzelszene aus diesen Kämpfen betrachtet, von Dahn, soweit man das von ihm verlangen kann, ohne dekoratives Beiwerk geschildert. — Dahn erzählt:

„Wir hatten es ziemlich weit gebracht im Geerwerfen; auf fünfzehn bis zwanzig Schritt fehlten wir nicht unsern Mann: die Wurflanzen waren alle gleichmäßig lang und schwer, ziemlich dicke Stangen, für die Georginen- oder Dahlienstöcke bestimmt, von uns besonders ausgesucht. Das Hauptvergnügen bestand nun aber darin, dem heransausenden Speer ruhig entgegen zu blicken und ihn erst hart, bevor er den Leib traf, mit dem Schwert zur Seite zu schlagen: des Schildes, dessen wir uns anfangs dabei bedient, lernten wir bald entbehren. Es war eine schöne Übung für Arm, Auge und kalten Mut. Wir stellten uns auch zu solchem Waffenspiel in zwei Parteien gegeneinander und immer nur nach Ansage in dem Ruf ‚Achtung!‘ durfte geworfen werden. Wiederholt hatte nun an einem Spieltag mein Gegner Julius — aus Mutwillen oder im Eifer des Gefechts — die Ansage unterlassen, mit immer rascher sich folgenden Würfen mich bedrängend: denn hinter jedem lehnte handgerecht eine Mehrzahl von Lanzen. Ich ward sehr aufgebracht, mahnte ihn wiederholt, das Spielrecht einzuhalten: da kam plötzlich wieder — gegen alles Recht — ein Speer heran, und gerade noch mit äußerster Mühe schlug ich ihn hart vor meinem Gesicht nieder: nun riß mich der Jähzorn fort, auch ich warf, ohne Ansage, sofort gleich wieder, auf den behelmten Kopf des Gegners zielend. Und nur zu gut traf ich: der Überraschte konnte nicht flink genug parieren, der Helm flog klirrend in zwei Stücke auseinander und lautlos auf den Rücken fiel mein Freund! Wir sprangen entsetzt hinzu, er rührte sich nicht, mit geschlossenen Augen lag er da. Mir stockte der Herzschlag vor Grauen. Wir trugen ihn an den Springbrunnen, benetzten ihm Stirn und Schläfe; da schlug er die treuen blauen Augen auf und sprang wieder auf die Füße, unversehrt. Der Helm hatte die Wucht des Wurfes doch so abgeschwächt, daß nur eine Ohnmacht eintrat. Ich aber that schweigend das Gelübde, den Jähzorn, der ein arger Fehler von mir gewesen war, fortab zu bändigen mit Anspannung aller Willenskraft: und ich hab's gehalten bis auf diesen Tag.“

Den Lesern wird's nach dieser Erzählung ergehen, wie es mir ergangen ist; ihr durch die übrigen Heldenthaten des kleinen Felix stark geschwächtes Selbstbewußtsein wird sich schüchtern wieder aufrichten. Denn solcher „schönen Übung für Arm, Auge und kalten Mut“ mit Georginen- oder anderen Stöcken wird sich wahrscheinlich jeder Leser aus seiner Knabenzeit erinnern, wenn er's vielleicht auch nicht „Geerwerfen“ und „Waffenspiel“ genannt hat und ihm nicht gerade ein Julius mit „treuen, blauen Augen“ und einem schwarzen Herzen als Gegner in Erinnerung geblieben ist. Aber sieht man nicht selbst nach dieser Erzählung, deren Geschehnisse so wenig Bemerkenswertes bieten, daß sie — ach! nur allzuleicht, wenn ich im Ton des Dichters reden darf, dem Gedächtnis hätten entschwinden können, Felix Dahn um eines Hauptes Länge aus allem Jungenvolk hervorragen? Jener edle Zorn, der ihn befällt, als — nach wiederholter Mahnung, wieder der Speer ohne Ansage heransaust, der Königswurf, mit dem er dem Gegner den Helm spaltet, der vor Grauen stockende Herzschlag, als Julius sinkt, die Zentnerlasten, die Felix von der Seele fallen, als er die treuen blauen Augen sich wieder öffnen sieht, das Gelübde endlich, das bis auf den heutigen Tag gehalten worden ist, und nichts in dem Knaben von jenem menschlich-knabenhaften Gefühl, daß das Karnickel Julius doch eigentlich angefangen hat, — wahrlich, nur Götterknaben empfinden so edel, so nachhaltig, daß sie als Menschen sechsundfünfzig Jahre werden und ihre Edelreife von einem solchen Accident her datieren können.

Denn das war der Anfang einer Selbstzucht die Felix alsbald, von andern Gründen schmerzlich gezwungen, nach allen Beziehungen über sich verhängte; wirkte jene Bändigung nur ersprießlich, so gerieth er doch in kurzer Zeit durch Übertreibung des Grundsatzes in eine Widernatürlichkeit, welche die Gesundheit seiner Entwickelung, ach! auf Jahrzehnte hinaus schwer bedroht, ja vielfach geschädigt hat. Über diese seelischen Verdauungsstörungen des unglücklichen Dichters wird der zweite Band, den man aus diesem Grunde mit besonderer Spannung erwarten darf, Aufschluß geben. So viel geht schon aus dem ersten Bande zur Beruhigung des Lesers hervor, daß die Jugendliebe, gemeinhin die für die Entwickelung der männlichen Sterblichen einschneidendste Kinderkrankheit, nicht die Ursache gewesen ist. Man darf freilich aus jenem stolzen Bekenntnis jungfräulicher Reinheit, das Felix Dahn dem ahnungslosen Leser unvorbereitet ins Gesicht schleudert, nicht schließen, daß ihm die Liebe fremd geblieben sei bis zu dem Tage, da ihm die Hochzeitsglocken klangen. Er hat, glaube ich, nicht allzufrüh geheiratet, und ja schon als Knabe war er ein Dichter, wie die den „Erinnerungen“ angehängten Gedichte seiner allerersten Periode beweisen. Aber die Jugendliebe, der Dahn es verdankt, daß er trotz aller Versuchungen, die in der Folge an ihn herantraten und die bei dem Übermaß seiner Einbildungskraft und einem nichts weniger als

kühlen Temperament ihm recht sehr gefährlich hätten werden können, so rein und unberührt wie eine Jungfrau in die Ehe treten konnte, daß er sich die Phantasie und die Erinnerung unbefleckt erhalten hatte und hat, — ich habe mir erlaubt, mit seinen Worten von ihm zu sprechen, — diese Jugendliebe war eigener Art. Sechs Jahre hindurch hat Felix seine Didosa — so nennt er diskret das sehr hohe noch heute lebende Beamtentöchterlein, das er im übrigen öffentlich als „Jugendgeliebte“ ankrakehlt — zweimal täglich, nach einem Rechenexempel, das er selber macht, 2772 mal im ganzen gegrüßt, — niemals aber hat er sie gesprochen! Einmal hätte er sie kennen lernen können, denn er war als Student auf einem Balle mit ihr, die alle seine Gedanken beherrschte, zusammen, einmal hätte er sich selbst, einmal einen andern ihretwegen „beinahe“ erschossen, — aber gesprochen hat er sie nie! Doch, einmal, im Jahre 1872, als Didosa, bereits siebenunddreißig, immer noch schön und immer noch unverheiratet und Dahns Jugendliebe längst „verpufft“ war. Da hörte er zum erstenmal ihre Stimme! Wird irgend jemand sich darüber wundern, daß Dahn mit ihr von seiner verpufften Liebe sprach, oder darüber, daß das Fräulein ihm „mit dem Lächeln einer Heiligen“ das Bekenntnis machte: „Auch Sie habe ich nie geliebt!“? Kann sich irgend jemand darüber wundern, daß Dahn sich durch dieses Bekenntnis garnicht einmal verletzt gefühlt hat, sondern trotzdem ihr, dem schönen Schutzgeist seiner Jugend, in tiefer Bewegung die Hand geküßt hat? Wer überhaupt groß ist, der ist bei jeder Gelegenheit groß, das ist nun einmal nicht anders, und der eine Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen existiert nur in der Einbildung kleiner Leute.

Schon vorher wies ich darauf hin, aus welchem Grunde man dem zweiten Bande der Dahn'schen „Erinnerungen“ mit besonderer Spannung entgegensehen muß. Dieser spezielle Hinweis war notwendig, denn der Leser wird den Eindruck haben, daß Dahn alles, was er über seine Entwickelung als Dichter sagen kann, schon im ersten Bande gesagt hat. Sagt er doch selbst, daß er in erster Linie auch deshalb so ausführlich auf seine Knabenspiele eingeht, weil diese die ganze Eigenart des Menschen, zumal die Richtung und Färbung seiner Einbildungskraft, zwar noch in der Knospe, jedoch vollständig und ungemischt mit fremden Einflüssen darstellen. „Hier bin ich am meisten ich selbst: hier und in manchen meiner epischen Dichtungen — in die Lyrik hinein ist auch wohl Fremdes anempfunden worden: gerade deshalb haben meine Balladen und meine Romane, z. T. auch meine Dramen, Roderich, Markgraf Rüdiger, Deutsche Treue — die größte Ähnlichkeit mit den damaligen ‚Ritterspielen‘.“

Aus dieser Ähnlichkeit, glaube ich, erklärt sich auch das Merkwürdigste an der Dichtererscheinung Dahn's, dasjenige, was ihm seinen Platz in den Litteraturgeschichten für lange sichert, — der Erfolg nämlich, den er gehabt hat. Das beruhigende Gefühl, daß Kinderschwerter kein Unglück anrichten, auch wenn des Kindes Phantasie sie für doppeltgeschliffen und vom „allerbesten Stohl“ hält, hat den Lesern so wohlgethan. Zu dieser Erkenntnis, daß Dahn aus dem Spielen niemals herausgekommen ist, dem Spiel der Phantasie, dem Spiel mit Leidenschaften, dem Spiel mit dem Dichterberuf und dem Spiel mit dem ganzen nordischen Götterolymp, werden, glaube ich, alle diejenigen kommen, welche die „Erinnerungen“ des berühmten Mannes lesen. Sie sollen es daher nicht für Selbstpreisgebung halten, wenn er den Schleier seiner Seele so weit lüftet, daß er nur noch als graziöse Faltendraperie dahinter liegt, von der sich ihre Rockheit um so wirkungsvoller abhebt. Es ist kindliches Empfinden und Nichtwissen. Daß Dahn selbst sich unter den Klassikern nicht richtig klassifiziert, mag freilich niemand wunder nehmen. Er meint, daß er, ob auch nur wie das Öllichtlein der Sonne, Schiller am nächsten anverwandt sei. Ich fürchte, die Litteraturgeschichte wird ihm darin nicht recht geben; sie wird ihm seinen Platz zwischen de la Motte Fouqué und, so parador das klingen mag, nachdem ich eben von dem hervorstechend kindlichen Zuge der Dahn'schen Muse gesprochen, der ebenso erfolgreichen Luise Mühlbach anweisen.

Meine Absicht, mich mit dem Roman „Plein air“ von H. Dohm (Berlin, Verlag von F. & P. Lehman) etwas eingehender zu beschäftigen, muß ich leider Raummangels wegen aufgeben. Ein kurzer empfehlender Hinweis mag auch genügen. Hedwig Dohm, eine ausgezeichnete Kennerin der Berliner Hofgesellschaft, malt diese Gesellschaft im „Freilicht,“ also ohne jene künstlerisch wirkenden, das heißt, verschönernden dunklen Töne, die der absoluten Wahrheit so sehr widerstreben. Da sieht man denn nun endlich einmal, wie diese Gesellschaft eigentlich beschaffen ist! Gräfinnen mit illegitimen Kindern, — daß sie Liebhaber haben oder welche suchen, wenn sie keine haben, ist selbstverständlich, — Komtessen ohne vorlegbaren Taufschein, gräßliche Roués von Fürsten, die gar nichts dagegen haben, wenn ihr Sohn seine — natürlich illegitime — Schwester heiraten will, vornehme Frauen als vollkommene Messalinen, — aus solchen Figuren setzt sich die Berliner Hofgesellschaft zusammen. Da ist es nicht erstaunlich, wenn diese Gesellschaft sich unanständige Anekdoten erzählen läßt und dann mit äußerlich zur Schau getragener Entrüstung von „Cochonnerien“ spricht. Schauderhaft, höchst schauderhaft! Es war wahrlich die höchste Zeit, daß Hedwig Dohm, diese ausgezeichnete Kennerin der Berliner Hofgesellschaft, endlich einmal ihr die Maske der Wohlanständigkeit vom Gesicht riß. Daß das Gemälde nicht schön geworden ist, wer wollte darüber staunen? Aber als echte Künstlerin hat Hedwig Dohm der tiefen Sittenverderbnis, die sie, getrieben von undeirrbarem Wahrheitsdrange und sittlicher Empörung, malen mußte, nicht versäumt, lichte Bilder entgegenzustellen, Bilder köstlich eingerichteter Salons und Boudoirs, von denen unsere so weit vorgeschrittenen Dekorateure und Tapezierer immer noch lernen können, und Bilder von wenigstens sechsunddreißig teils süßen, teils berauschenden Damenkostümen vom Morgenschlafrock bis zur

Abendtoilette. Dem eigentümlichen Chic dieser Toiletten nach läßt die Berliner Hofgesellschaft bei Friedländer & Breslauer oder einer ähnlich heißenden Konfektionsfirma Berlins arbeiten. Hedwig Dohm, diese ausgezeichnete Kennerin der Berliner Hofgesellschaft, versäumt es leider, die Firma zu nennen. Einen Vorwurf kann ich der Dichterin nicht ersparen: das tiefsittliche Gefühl, aus dem heraus sie geschaffen hat, hat ihr den Streich gespielt, sie zu einem „moralischen“ Abschluß zu drängen. Pia, die Messalina, geht ins Kloster und komponiert ein Requiem, „dessen Töne zu himmlischen Vampyren wurden, die ihr alles irdische Denken und Fühlen aus der Brust sogen.“ Gräfin Stella aber wird Spiritistin und stirbt; „über ihr glättete sich das rosige Meer, eine blasse Riesenrose, die unter dem zarten Abenddunst des Himmels sich, teise erzitternd, entblätterte.“ Das ist zwar unsagbar schön und rührend; aber ob diese Gesellschaft, die von einer so ausgezeichneten Kennerin so vernichtend geschildert ist, wirklich noch durch Spiritismus oder Klostersehnsucht gerettet werden kann, scheint mir fraglich.

Eines aber ist sicher: Einer schriftstellernden Frau mag viel verziehen werden, aber innere Unwahrhaftigkeit bleibt unsittlich, auch wenn sie durch die blödeste Gefühlsduselei und die verschwommenste Phraseologie die Entrüstung des ernsten Lesers in vergnügtes Schmunzeln verwandelt.



Zu unsern Bildern.

Mit dem Ende des XVIII Jahrhunderts ist den Künstlern und Kunstliebhabern die Freude an der Pastellmalerei, die wie keine andere geeignet war, die launischen Formen und weichen Farben des Rokoko wiederzugeben, ziemlich verschwunden, und ein volles Jahrhundert ist an den Kunstwerken eines Liotard und Raphael Mengs mit halbem Verständnis vorübergegangen. Es bedurfte eines für diese Art der Technik besonders veranlagten malerischen Genies, um den Pastellstift wieder voll zu Ehren zu bringen. Der Münchener Maler J. Koppay ist derjenige, der den weichen Reiz der trockenen Farbe wieder bevorzugt und mit Pastellstiften nicht nur skizziert, sondern wie seine großen Vorgänger in dieser Kunst zu malen versteht. Die Grenzen dieser Kunst richtig erkennend, bieten ihm schöne Frauen, anmutige Kindergestalten und duftige fließende Stoffe den bevorzugten Vorwurf für seine Bilder. Sein Gemälde „Mutterkuß“, das wir zwar stark verkleinert, aber mit aller Genauigkeit, deren die moderne Reproduktionstechnik fähig ist, wiedergeben, zeigt, bis zu welcher Vollendung er die lange fast vergessene Kunst wieder ausgebildet hat. Otto Geblers „Des Räubers Ende“ gibt den tragischen Abschluß eines Räuberlebens wieder, dessen rotröckiger Held sich mit sprichwörtlich gewordener Verschlagenheit viel zu lange gegen alle Nachstellungen gewehrt hat. Meister Otto Kuille stellte uns aus seinen Mappen einen Studienkopf zur Verfügung, einen Tiroler aus Wahrn bei Brixen, der für den tiroler Typus charakteristisch ist. Ein anmutiges Sommerbild ist Albert Aublets Gemälde „Unter Rosen.“ Wahrscheinlich steht in dem zu dem Park gehörigen Schloß ein Fest bevor, und die jungen Damen berauben den Garten seiner Blüten, um Vasen und Jardinieren damit zu füllen. In dem Bilde von C. von Malchus, „Eine holländische Wasserstraße,“ läßt der farbig behandelte Holzschnitt die wundervolle Abendstimmung des Originals kräftig hervortreten. L. Kaufmann hat seinen Stoff aus „Halbasien“ geholt. Der Eifer, mit dem Lehrer und Schüler bei ihrem „Rechenunterricht“ sind, läßt es indessen nicht unmöglich erscheinen, daß die Szene bald wechseln und der galizische Bocher in nicht zu fernen Jahren einmal ein tadelloser Dandy und statt der Pries mit einem Gigerlbärtchen geziert, an der Börse von Wien, Berlin oder Paris die erworbenen Kenntnisse in großartigem Maßstabe verwerten wird. An der Freude über den „glücklichen Fang“ auf Adolf Eberles hübschem Bilde nimmt die ganze Familie gebührenden Anteil; nur der Teckel scheint ziemlich ungerührt, — wahrscheinlich gehört er zu denen, die den Hecht seiner Gräten wegen verschmähen. „Unschuld“ hat Gabriel Max seinen Mädchenkopf genannt, der mit so großen Augen die Welt wie ein Rätsel anschaut und dessen Züge von so durchgeistigter Schönheit sind, wie sie nur dieser Künstler wiederzugeben vermag. Rührend und anmutig zugleich ist das Bild zärtlicher Geschwisterliebe, das Paul Thumann in seinen „Schwestern“ verewigt hat.

Aus der Redaktion.

Das deutsche Harmonium und die amerikanische Hausorgel. Der in Heft 10 des vorigen Jahrganges unter obigem Titel veröffentlichte Artikel von M. Allihn hat in einer uns zugegangenen Zuschrift des Generalagenten für Europa der Wilcox & White Organ Co., Herrn E. Dienst, lebhaften Widerspruch erfahren. So weit Herr Dienst der Kritik des Herrn Allihn über die Güte der amerikanischen Orgeln sein eignes, wesentlich günstiger lautendes Urteil gegenüberstellt, können wir diese Zuschrift auf sich beruhen lassen. Die thatsächlichen Berichtigungen des Herrn Generalagenten der Wilcox & White Organ Co., von denen wir gern Notiz nehmen, beschränken sich darauf, daß nach den Mitteilungen des Herrn E. Dienst Zoll und Transport einer amerikanischen Hausorgel nicht 85 M., sondern nur 43 M. betragen, daß also von dem Fabrikpreise von 460 M. nach Abzug von 50% Rabatt und 43 M. Zoll- und Transportkosten 187 M. und nicht 145 M. übrig bleiben.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Bilderschatz für das Kunstgewerbe. Heft 3. Julius Hoffmann, Stuttgart.

Brehms Tierleben. Allgemeine Kunde des Tierreichs. 3. gänzlich neubearbeitete Auflage von Prof. Dr. Pechuel-Loesche. IV. Band: Vögel. Erster Band: Baumvögel. Mit 144 Abbildungen im Text und 19 Tafeln von Robert Kretschmer, Wilhelm Kuhnert, Gustav Mützel, Friedrich Specht rc. Bibliographisches Institut, Leipzig.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.

Daheim-Kalender für das deutsche Reich auf das Schaltjahr 1892. Reich illustriert. Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Eckart, Rudolf. — Die deutschen Ströme in ausgewählten Schilderungen deutscher Dichter. Karl Bauch, Gera.

Germania. Deutsche Dichter der Gegenwart. Herausgegeben im Auftrage der National Exhibitions Association Ltd. von Gustav Dahms. Gebr. Paetel, Berlin.

Heyne, Moriz, Dr. ord. Prof. an der Universität Göttingen. — Deutsches Wörterbuch. Dritter Halbband (H—Licht). S. Hirzel, Leipzig.

Jeaffreson, C. H. MA and **Boensel,** O. Ph. D. — English Dialogues with phonetic transcriptions. G. Fritzsche, Hamburg.

Kalbermatten, Leo Freiherr von. — Sumpfleben und Jagden. Von Wien bis Batum in Kleinasien. Mit 38 nach der Natur aufgenommenen Abbildungen und einer Karte. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Lübke, Professor Dr. Wilhelm, und **Lützow,** Professor Dr. Carl von. — Denkmäler der Kunst. Zur Übersicht ihres Entwickelungsganges von den ersten künstlerischen Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. 203 Tafeln enthaltend ca. 2400 Darstellungen aus Architektur, Skulptur und Malerei. 6. Aufl. Lfg. 25—33. Paul Neff, Stuttgart.

Ludwig, D. A. — Das Oberammergauer Passionsspiel. Vortrag. Hugo Richter, Davos.

Luthardt, D., Chr. Ernst. — Die modernen Weltanschauungen und ihre praktischen Konsequenzen. Vorträge über Fragen der Gegenwart aus Kirche, Schule, Staat und Gesellschaft, im Winter 1880 zu Leipzig gehalten. 9. Aufl. Dörffling & Franke, Leipzig.

Nordische Novellen. Übertragen von P. J. Willatzen. M. Heinsius Nachfolger, Bremen.

Nordseebad Norderney. Illustrierter Führer für 1891. Dietr. Soltaus Verlag, Norden und Norderney.

Sabranski, Oscar von. — Die Holzbrandtechnik in allen ihren Anwendungen, mit Berücksichtigung des Brennens auf Leder und Stoff. Anleitung für Dilettanten. Mit 9 Abbildungen. A. Hartlebens Verlag, Wien.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Jahrgang 18[illegible]

Velhagen u. Klasings Monatshefte

Oktober 1891

Monatlich ein Heft zum Preise von M. 1.25.

Heft 2.



Nicht geladen! Ölstudie von Paul Meyerheim. Aus „Studie



nmappen deutscher Meister." (Verlag von C. T. Wiskott in Breslau.)

Velhagen & Klasings
Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VI. Jahrgang 1891/92. Heft 2, Oktober 1891.

Majestät.

Roman von A. Baron von Roberts.

(Fortsetzung.)

6. Der erste Brief.

Der König hielt den Brief in seinen Händchen und starrte mit großen Augen darauf. Der erste Brief, den er überhaupt empfangen; freilich war er ihm eröffnet und, wer weiß von wem bereits durchgelesen, zugestellt worden. Es war ein starkes, glänzendes, seidenglattes Papier mit einer bunten, fantastischen Vignette in der linken Ecke; ein eigenartig süßer Duft wehte ihm daraus entgegen:

„Mein liebes, liebes, einziges Kind!“

Und die übrigen Zeilen verzitterten vor seinen erschreckten Blicken, so neu und überraschend waren ihm solche Ausdrücke. Seine Mutter, die zum erstenmal das Wort an ihn richtet!

„Mein liebes, liebes, einziges Kind! Du wirst wohl schon erfahren haben, daß Deine Mama im Begriff ist, zu Dir zu eilen. . . .“

Nein, nein, niemand hatte ihm davon gesagt! Nur die Ma hatte des Gerüchtes Erwähnung gethan. Aber er hatte ihr Kommen geahnt, auch wurden ihm jetzt blitzartig manche Andeutungen klar, die während des tumultvollen Revolutionstages ihm zu Ohren gekommen — als wenn seine Mutter hinter dieser Revolution steckte, als wenn sie diese Revolution angefacht, um ihren Sohn wiederzuerlangen. . . . Über vierhundert Tote und Verwundete hatte sie sich den Weg zu dem Herzen ihres Kindes gebahnt!

Mit Mühe vermochte er die Zeilen weiter zu lesen, so pochte sein junges Herz vor Erregung; mechanisch flogen seine Blicke über die großen, seltsam kräftigen Schriftzüge, denen man es anmerkte, daß sie in Haß und Trotz und verhaltenem Ungestüm hingeworfen waren.

„Lange, lange Jahre habe ich auf diesen Augenblick des Wiedersehens gehofft — er war mein steter Gedanke Tag und Nacht. Ich kann Dir nicht sagen, wie bewegt ich bin von Glück und Freude. Ich soll Dich sehn, mein süßes Kind, ich soll Dich an meine Brust schließen und Dir sagen, wie sehr ich Dich lieb habe! Das wirst Du wohl nicht wissen, man wird es Dir nicht verraten haben, vielleicht hat man sogar Böses von Deiner Mama geredet. Aber nicht wahr, Du hast nichts geglaubt? Und ich weiß, Du wirst mich auch ein klein wenig lieb haben! Dies ist die Bitte Deiner armen, geprüften Mama, die nicht aufhört, den Segen des Allerhöchsten für Dich zu erflehen. Also auf ein glückliches Wiedersehn, mein lieber kleiner Edwin

Deine Mama
Rodalga.“

Die Paraphe dieses Namens war in besonders großen, feierlichen Buchstaben geschrieben, deren künstlicher Endschnörkel weit auf die Nachbarseite hinübergriff.

Allmählich, und nachdem er den Brief

wiederholt gelesen, ward ihm der Inhalt klar. Es war kein Zweifel, Mama würde kommen, und Dr. Terzka würde sich nicht widersetzen, sonst hätte man ihm gewiß nicht den wichtigen Brief zugestellt. Es flutete etwas wie eine neue, bisher nicht gekannte Seligkeit durch seine Brust. O gewiß wird er sie lieb haben! Und wenn man wirklich Böses von ihr geredet, so hätte er es nicht geglaubt. Er wollte ihr das sagen, alles was von Liebe und Zärtlichkeit sich in seinem einsamen Herzen angesammelt, das sollte seiner „armen, geprüften“ Mama geschenkt werden, für all ihr Bangen und Harren und den Schmerz der grausamen Trennung.

Nach dem ersten Sturm dieser Überraschung stellte sich der kindliche Egoismus ein. Kühne, fast an eine Revolution streifende Gedanken, z. B. wenn Mama da ist, so werde ich nicht mehr so viel zu lernen brauchen — sie wird mich vor solchen Quälereien schützen! — sie wird nicht gestatten, daß man mir fortwährende Ermahnungen giebt, lauter Dinge, die ich nicht darf — ja, sie wird mir sagen, was ich denn eigentlich darf. Sie wenigstens wird mit mir zufrieden sein!

Und es überlief ihn ein ungekanntes wohliges Gefühl bei dem Gedanken, daß er in dem Schoß der wunderschönen Frau ruhen sollte, deren Bildnis er bisher mit so scheuen Blicken dort im Prinzessinnenpalais angestarrt. Ihr Lächeln als Sonnenschein, der über seinem Kopfe strahlen wird! Ja, von nun an wird es Sonnenschein auch für ihn!

Aber vieles von diesen Hoffnungen sollte sich nicht erfüllen. Schon in das erste Wiedersehen von Mutter und Sohn fiel ein bitterer Tropfen, der ihm die Freude vergällte: die Anwesenheit Dr. Terzkas und einer ganzen Schutzmannschaft hoher Würdenträger.

Später erst erfuhr er, wie und unter welchen Bedingungen das Wiedersehen überhaupt zu stande gekommen. Allerdings war die Veranlassung zu der Revolution den geheimen Zettelungen der Königin zuzuschreiben gewesen. Allerdings war der Sieg, den die Regentschaft mit ihrer Energie errungen, nur durch die Konzession möglich gewesen, daß sie endlich in die Rückkehr der hohen Verbannten willigte. Ein Abkommen zwischen dieser und den Machthabern setzte genau die Bedingungen fest. So sollte dies Wiedersehn, wie überhaupt die Zusammenkünfte zwischen dem König und seiner Mutter, nur im Beisein und unter Kontrolle von Regierungsmitgliedern stattfinden; ihre Briefe unterlagen der Censur; die Verbannung der Königin wurde nicht völlig gelöst und sie sollte die Residenz selbst außer diesem ersten Wiedersehen nur an wenigen bestimmten Tagen im Jahre betreten dürfen. Es ward ihr das prächtig am Rande der Vorberge gelegene Lustschloß Miraflos zum Aufenthalt angewiesen und ihr von Zeit zu Zeit der Besuch des königlichen Sohnes dortselbst gestattet.

Auf dem Hintergrund dieser grausamen Bedingungen malten sich die empfindsamen Seelen in Stadt und Land die Scene des Wiedersehens auf das ergreifendste aus. Wie die hohe mütterliche Dulderin mit einem erschütternden Schrei, Freude und Überraschung und Schmerz zugleich, auf ihr Kind hinstürzt, das zitternde Büblein, das nicht weiß, wie ihm geschieht, emporhebt und in stürmischer Inbrunst an ihre Brust preßt .... leidenschaftliche Thränen und Schluchzen und das Stammeln der endlich erfüllten Muttersehnsucht. Und die harten, in der Hofluft verhärteten Männer ringsum, die der Scene offiziell beizuwohnen hatten, schämten sich nicht ihrer feuchten Augen.

Ganz anders aber geschah es in Wirklichkeit. Die weite Flügelthüre öffnete sich, die Ceremonienmeister traten ein und stellten sich postenartig zu beiden Seiten derselben auf. Eine herrlich gewachsene Frauengestalt, ganz in Schwarz gehüllt, erschien auf der Schwelle, hinter ihr das Gefolge, Dr. Terzka und die Regentschaft. Eine stumme Weile hielt die Gestalt dort regungslos. Der König ihr gegenüber, wie in hilfloser Angst an den Sessel geklammert, von dem er beim Öffnen der Thüre herabgeglitten war. Und die Blicke von Mutter und Sohn wie in starrem Staunen sich messend, eine stumme Weile hindurch, in der man das Pochen der beiden Herzen zu hören wähnte. Plötzlich durchzuckte die hohe Frau eine Bewegung, als wollte sie hinstürzen auf ihr Kind. Gleich aber schien sie diese Bewegung niedergekämpft zu haben. Kein Schauspiel für die da, ihre Feinde! Die sollen nicht die Genugthuung haben, Zeuge

ihres Schmerzes und ihrer mächtig ausbrechenden Freude zu sein! Sie sollen nicht darüber triumphieren, wie hart sie ihr Herz in Fesseln geschlagen, all die Jahre hindurch!

Und der Stolz der Königin siegte über das arme Mutterherz. Hochaufgerichtet, in der ceremoniellen Haltung, die der Staatsakt dieser Zusammenkunft gebot, schritt sie auf den Kleinen zu, der sich nicht zu regen wagte, während ein klägliches Lächeln über seine Mienen spielte — schritt auf ihn zu, beugte sich in gemessener Bewegung hernieder, und, indem sie das lockige Haupt des Königs mit ihren Händen umfaßte, drückten ihre heißen Lippen einen Kuß, einen langen Kuß auf seine weiße Stirn.

Dann erhielt auf eine Minute das Mutterherz die Oberhand. Die hohe Gestalt wankte und sank in die Kniee herab, und so, seine Schultern umfangend, ihr Antlitz dicht an dem seinen, betrachtete sie ihn nahe, nahe in fassungsloser Verzückung. Ein Sonnenschein heller, begeisterter Freude fuhr über ihr Antlitz: — „Wie schön du geworden bist, mein süßer Edwin . . .“ stammelten ihre bebenden Lippen, dann umschlangen ihre Arme stürmisch seinen zierlichen Körper und preßten ihn an sich.

Doch abermals bäumte sich die Königin in ihr auf. Kein Schauspiel! keinen Triumph für die offiziellen Zuschauer dort! Sie erhob sich langsam, nahm ihr Söhnlein bei der Hand und schritt mit ihm auf eine nahestehende Truhe zu, wo sie sich niederließ, während er vor ihr stand, an ihre Kniee angelehnt.

O sie sollten und durften es alle hören, was sie mit ihm verhandelte — keine Staatsgeheimnisse, kein Komplott und kein Verrat! Thut nur so, als ob Ihr die Großmütigen spielt, Ihr belauert ja doch jeden Blick und jedes Wort!

So fragte sie ihn nach seiner Beschäftigung, nach den kleinen Dingen, die seinen Tag erfüllten. Und allmählich fand er das Wort und begann ihr Rede zu stehen, stammelnd und tastend. Ach, Worte, Worte! Die waren ja nur der unwichtige Text, die Hauptsache war die Melodie ihrer beider Blicke: wie die ihren sich an seinem reizenden Gesichtchen weideten, während ihre Hand in dem seidigen Gelock seines Haares spielte, wie ihre Augen sich verklärten und Mühe hatten, Thränen der Rührung zurückzuhalten; wie die seinen des Staunens und der unerklärlichen märchenhaften Freude nicht genug bekamen, welch schöne, prächtige Mama ihm plötzlich beschert sei. Von ihren Kleidern ging jener selbe süße Duft aus, der ihm aus dem Briefe entgegengeweht. Es war wie ein unendlich beseligender Traum, der ihn befangen hielt.

Ihre Worte und seine Antworten klangen in diesem Zauber wie aus einer Ferne, ebenso schienen sie zu verwehen. Eins nur prägte sich ihm ein wie ein blendendes Licht: daß er sie besuchen werde, bald, hoffentlich bald, draußen zum Frühling in Miraflos sei es wunderschön — „Mama hat dir vieles zu sagen dort . . .“ flüsterte sie vorsichtig mit einem scheuen Seitenblick — „wir werden dort keine Schildwachen haben, mein Liebling!“

Und verstohlen, als wäre es ein Verbrechen, hauchte sie die Frage hin, ihre Augen flehend in die seinen gesenkt:

„Sag', willst du mich auch lieb haben?“

Wie abwesend starrten seine weiten Augen sie an — als hätte er die Frage nicht verstanden? Etwas so Neues, Überwältigendes für ihn!

„Willst du? Wirst du? Willst du kommen und mir es sagen?“ wiederholte sie hastig, und das Wort entfuhr ihr hörbar laut, als durchzuckte sie plötzliche Angst.

Endlich nickte sein Köpfchen, ernst, mit immer großoffenen Augen, ohne ein Lächeln. Da preßte sie es kurz, mit heftiger Inbrunst an ihre Brust, aber kein Wort mehr! — alles andere dort in Miraflos! Dann mit einem finstern, fast haßerfüllten Blicke nach den „Schildwachen“ hin, erhob sie sich, strich noch einmal mit zitterndem Tasten über sein Haar, beugte sich noch einmal kurz hernieder, um einen Kuß darauf zu pressen, und schritt feierlich und höher denn je emporgerichtet, mit dem stolzesten, hoheitvollsten Ausdruck, dessen sie fähig war, durch das Spalier der sich tief verbeugenden Würdenträger hinaus.

Unwillkürlich that der König ein paar unbeholfen trippelnde Schritte nach vorwärts, seine Arme hoben sich, um den lichten Traum, der dort mit ihr entschwebte, festzuhalten, seine Lippen bewegten sich flüsternd, als hätte er ihr noch etwas Wich-

tiges zu sagen, etwas, das er in dem geheimsten Kämmerlein seines Herzens für sie verwahrt hatte — doch blieb er in der Mitte des Saales haften, starrte ihr nach mit seinen weiten Blicken, sah die Würdenträger ihre tiefen Verbeugungen machen, ohne daß er sie mit einem Kopfnicken erwiderte, stand und starrte noch immer, da die Flügelthüren sich längst geschlossen und die große Stille ihn wieder umfing . . . . .

Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust, und auf seinem Gesichtchen wollte sich an diesem und den nächsten Tagen kein freundlicher Schimmer mehr einstellen.

Wie einsam, unendlich einsam war es in dem alten, weiten Königsschloß, in dem jedes Pochen eines Gedankens mit unheimlicher Feierlichkeit zu widerhallen schien.

Mit offenen Augen lag er in seinem Bettchen und forschte mit fragendem Weh in die Dämmerung hinein: o, er hatte sich dies Wiedersehen ganz, ganz anders gedacht!

7. Miraflos.



Nach diesen Ergebnissen trat die alte Ordnung um so pedantischer und unbarmherziger wieder in ihr Recht. Die Unterrichtsstunden wurden vermehrt, und die Anforderungen an des Königlichen Schülers Fleiß und Fassungsvermögen erfuhren noch eine Steigerung.

Doch stellten sich jetzt bei ihm gewisse störrische und trotzige Momente ein; immer weniger vermochte er einzusehn, warum man gerade ihn, den König, mit solchen Plackereien quälte.

Z. B. es ist Grammatik-Stunde. O diese entsetzliche Grammatik! Wie er sie haßt, wie sie ihm mit ihrer unausstehlichen Pedanterie das Blut revoltiert! Der Professor, ein bartloses Männlein mit einem fanatischen Gelehrtengesicht, das weder alt noch jung, ist eben daran, ihm den Konjunktiv zu erläutern, umständlich und gründlich.

Plötzlich, aus der anscheinenden Aufmerksamkeit, mit der er zuhört, fährt der Königliche Zögling empor, über sein Gesichtchen schießt eine Röte und seine Äuglein funkeln, aber seine Stimme läßt keine Erregung merken. (Das darf ein König nicht!)

„Wenn ich König sein werde“ — jetzt gebrauchte er diese andere Wendung.

„Wenn ich König sein werde — werde ich die Grammatik abschaffen. Kein Knabe soll mehr Grammatik lernen!“

Der brave Professor fuhr wie von einem Stich getroffen zurück. Was ist das!? Und schreckensvoll mit gesenktem Kinn, über die stark reflektierende Brille hinweg, glotzte er seinen Zögling an.

Der König lächelte, wie mit einem verschmitzten Triumph, und ein grausames Gefühl, daß er einem seiner Peiniger auch einmal etwas vergelten konnte, stachelte ihn.

„Ja,“ rief er lauter, in noch bestimmterem Ton, und er schlug das flache Händchen energisch klatschend auf das geöffnete Buch. „Ja, ich werde befehlen, daß die Grammatik im ganzen Lande abgeschafft wird! Auch soll der Konjunktiv aufhören!“

„O Majestät“ — stotterte gänzlich verdutzt der arme Pädagog, und ein hilfloses Grinsen, das ein Lächeln bedeuten sollte, zog mit lederartiger Zähigkeit um seine liniendünnen Lippen.

Eine peinliche Pause, während welcher der König gar lustig die Füßchen gegen den Stuhlsteg trommeln ließ.

Endlich hatte sich der Professor von dem Schreck erholt. Den dünnhaarigen Kopf aus der hohen, weißen Halsbinde mühsam herausschraubend, warf er fast ängstlich meckernd hin:

„Die Grammatik, Majestät, ist die Grundlage —“

„aller Regierung“ — schien der König bei sich zu vervollständigen. Und trotzig fuhr er heraus:

„Ich werde aber ohne Grammatik regieren. Ich brauche keinen Moltke um eine Schlacht zu gewinnen, und ich brauche auch keinen Konjunktiv, um zu regieren!“

Zu des Königs Verwunderung raffte sich der Professor empor und kam mit einer erstaunlich energischen Wendung dennoch wieder auf seinen Konjunktiv zurück, jede weitere Erörterung darüber abschneidend. Für diesmal blieb dem König nichts anderes übrig, als sich darein zu ergeben.

Aber der Drang, sich zu wehren und gar zu widerstehen, wuchs in ihm. Er begann über allerlei Mittel nachzugrübeln, wie er die Tyrannei durchbrechen könnte. Und sein junges Herz empörte sich mehr

und mehr. Bin ich nicht der König? Der König ist der Höchste im Lande — soll er nicht thun dürfen, was ihm beliebt?

Selbst in die Exercierstunden hinein meinte er die wachsende Tyrannei zu verspüren. Die Übungen fanden jetzt zur Frühlingszeit in einem eigens dazu hergerichteten kleinen Hofe statt, dessen drei Seiten von hohen Mauern umgeben waren, während von der vierten die Hinterseite des Schlosses mit ihren Türmen, Erkern und Verbauungen grau und düster herniederschaute. Kein Wunder, daß die zarten jungen Bäumchen, die dem festgeebneten Platz mit ihren Blätterschmuck ein fröhlicheres Ansehen geben sollten, keine Lust zum rechten Grünen verspürten; desto üppiger gedieh an den Mauerwänden der mürrische Epheu. Nur der Himmel blaute lachend hernieder in diesen Gefängnishof — ja, das war er für den kleinen Rekruten! In den Pausen der Kommandos, die hier um so sonorer und herrischer wiederhallten, vernahm er das geschäftige Surren und Summen der großen Stadt, untermischt mit hellen fröhlichen Klängen, Pfiffen von Lokomotiven, Geklingel von Pferdebahnen, einer lustigen Drehorgel; aus dem angrenzenden öffentlichen Park aber juchzten die Rufe spielender Kinder herein, und der Gesang der Vögel erzählte von den Wonnen der holden Frühlingszeit.

Der Sergeant instruierte Marschübungen, langsamen Schritt, Schnellschritt, Laufschritt, und es kam ihm in seinem Biedereifer nicht darauf an, seinen Zögling gehörig in Schweiß zu setzen.

„Langsamer Schritt ist die Grundlage der Strategie“ — lehrte der Sergeant.

Der König verzog eine kleine Miene. Aha, da ist wieder diese entsetzliche „Grundlage!“ Aber er wollte es seinem alten Freund nicht anthun und ihm ähnlich wie dem Professor erklären, daß er ohne den „langsamen Schritt“ zu regieren gedächte.

So betrat er also einen Umweg, um mit seiner Ansicht ganz behutsam, gleichsam an das alte Soldatengewissen heranzuschleichen.

„Ich werde befehlen, daß im Frühjahr bei schönem Wetter alle Kinder frei haben sollen.“

Unter „allen Kindern“ meinte er sich — o, Wollbein verstand schon! Und es ärgerte ihn ein wenig, zumal, da er die Abneigung des Königs gegen den „langsamen Schritt“ längst verspürt.

„Möglich, daß es geschehen wird, Majestät,“ antwortete er, den Schnauzbart mit der steifbelederten Hand in die Höhe richtend. „Möglich aber auch, daß man: ‚Zu Befehl, Majestät!‘ sagen und es doch nicht thun wird.“

„Oho!“ fuhr der König mit einer deutlichen Entrüstung auf.

Der Sergeant hob die breiten Schultern entschuldigend empor und suchte das harte Wort, das er soeben gesagt, abzumildern:

„Es ist die Verfassung, Majestät. Es ist die Konstution! Ich halte auch nicht viel davon, aber man darf nicht dagegen mucksen! Disciplin muß sein!“

Grammatik und Verfassung, Konstution und Disciplin — was sind das für dumme Dinge! Dem König wallte vor plötzlichem Zorn das Blut zum Kopf, und es wäre ihm fast ein schlimmes Wort entfahren, das all dergleichen einfach über den Haufen geworfen, als das „Stillgestanden!“ des Exerzierlehrers alle Versuche und Gedanken in dieser Richtung für diesmal wieder abschnitt. —

Wenn die Regentschaft geahnt hätte, in welchem Maße erst jeder Besuch in Schloß Miraflos des Königs Gemüt in Erregung versetzte, so hätte sie die ohnehin kärglich erlaubten Ausflüge dorthin ferner noch mehr eingeschränkt. Denn jedesmal kehrte er mit Trauer und Sehnsucht und Mißmut im Herzen nach seinem Gefängnis zurück. Waren doch die Sonntage, die er mit regentlicher Erlaubnis in Miraflos verbringen durfte, für ihn wie die Verwirklichung eines Märchentraumes.

Jetzt besonders zur Frühlingszeit prangte dies Juwel aller Lustschlösser in schier berauschender Pracht. Natur und Kunst vereinigten sich hier zu einer Schöpfung, die das Entzücken aller Besucher erregte. Glich der Bau selbst nicht einem kostbaren Schmuckstücke, zierlich und graciös gegliedert, blinkend und schimmernd in seiner bunten Marmorbekleidung, mit fröhlich blitzenden Fenstern, von lustigem Gerank umsponnen? Wie Geschmeide leuchteten die Beete mit den seltenen Blumenarten; Alleeen, von geheimnisvollem, gründunklem Schatten erfüllt und mit hellen Bildnissen belebt, boten

erquickende Kühle; Wasserkünste, Spielplätze, Irrgarten, Naturtheater, allerlei bizarre und überraschende Anlagen in Fülle.

Dazu Mama! Ach seine Mama! . . .

Nun durfte er endlich in ihrem Schoße ruhen und in der zärtlichen Wiege ihrer Arme; nun hatte sie all' die Leidenschaft ihrer so lang verhaltenen Mutterliebe über ihn ausgeschüttet, nun hatte auch sein kindliches Geständnis, wie lieb er seine „neue Mama“ habe, ihr Glück vollendet. Es waren köstlich süße Stunden, die er hier verbrachte. Ja, hier war er König, hier durfte jeder Wunsch seines Herzens sich frei äußern! Hier kam seine liebliche Frohnatur ungefesselt zur Geltung! O hier durfte er lachen, jubeln und ein Kind sein — denn sie waren es mit ihm. War es nicht Mama selbst, die Königin, die in ihrer Freude, den geliebten, süßen Knaben endlich, endlich ihr eigen nennen zu dürfen, selbst wieder zum Kinde ward, und im Verein mit ihren Hofdamen, lauter jungen, schönen, blühenden Geschöpfen, allerlei übermütige Kurzweil mit ihm trieb. Das war ein Tollen heller, duftiger Toil'etten durch die schattigen Alleeen, das war ein Rascheln von Seide, ein neckisches Gekicher in den Büschen; bald glitt man, fröhliche Lieder singend, im Ruderboot über den See; bald gab es reizende und an köstlichen kleinen Abenteuern reiche Eselspartieen in die nahen Waldberge, wo man an murmelnden Quellen lagerte oder durch romantisches Burggemäuer kletterte; man musizierte, tanzte, war des Jubels voll, überall Sonnenschein auf den Gesichtern, überall Zärtlichkeit und liebe Worte und lächelnde Blicke für ihn alle die Stunden hindurch.

Ach wie schnell flohen diese Stunden dahin! Bald zog der Abend herauf und verklärte das Schlößchen mit zartem Rosahauch, wodurch es um so feeenhafter erschien. Auf der andern Seite aber, ferne über der dämmerigen Ebene, begann sich die Kuppel des Königsschlosses aus dem Duft zu heben; wuchs und wuchs ins Gespensterhafte und stand dann ungeheuerlich und scharf abgegrenzt gegen den gluterfüllten Himmel. Wie eine Drohung, wie ein finsteres Unheil war sie dort emporgereckt. Mit ängstlich scheuen Blicken lugte der König nach ihr hinüber. Und er ward stiller und stiller, und die Liebkosungen Mamas wurden um so leidenschaftlicher . . .

Jedesmal wenn die Equipage auf der Terrasse hielt, seine Equipage mit dem gestrengen und instruktionsstarren Gouverneur und den finster blickenden Lakaien (hier in Miraflos schimmern selbst die Gesichter der Dienerschaft in heller Freundlichkeit!) fiel es über seine von Spiel und Lustbarkeit erregten Sinne wie ein böser Schatten. Und es war jedesmal ein Losreißen, bei dem er wie ein schmerzliches Zucken in seinen Herzen zu verspüren meinte. Auch war es hier, wo seine junge Seele die ersten Qualen einer rätselhaften Eifersucht kennen lernen sollte. Unter den Kavalieren des Hofes war ihm einer besonders durch seine Haltung aufgefallen; ein hoher schöner Mann, der nur zum Schein in all die Schmetterlingslaunen einzustimmen schien, die hier ihr mutwilliges Wesen trieben. Ein seltsamer Bann schien ihn festzuhalten an diesem Ort; dieser Bann hieß Königin Rodalga! O das entging den großen forschenden Knabenaugen nicht! — Was ist das?! Was bedeutet das Gemunkel der Hofdamen, das den Verkehr des Grafen Lariva mit der Königin umschwirrt? Einmal hatte er ein Wort aufgefangen, das auf diesen Verkehr Bezug hatte: — „Verliebt!“ — Was ist das?! — Soll er etwa das Herz der süßen Mama mit ihm, dem hohen schönen Manne, teilen müssen? Bei dem Gedanken umkrampfte ihm ein seltsam banges Gefühl athembeklemmend die Brust. —

Heute besonders war es fröhlicher als je zugegangen auf Miraflos. Prinz Mißlaff, der endlich seine anstrengenden Pariser Studien beendet hatte, war zurückgekehrt und führte einen flotten Hofhalt, der Geld unter die Leute brachte, freilich auch zu manchem Gerede Anlaß gab. Hier aber in Miraflos erwies er sich als der allerlustigste Gesellschafter, und sein Besuch — sechsspännige Maileoach mit einem ganzen Nest voll ebenso übermütiger nnd zu allem aufgeräumter junger Kavaliere — wurde stets mit Freude begrüßt.

König Edwins Gunst hatte der flotte Herr mit seinem geheimnisvollen Jargon, den der Knabe nur halb verstand, und über den alle so lachten, und mit seinem gutmütig kordialen Wesen bald erobert. Edwin hatte nicht verfehlt, ihm sein Bedauern über den Pariser Studierzwang auszusprechen, was allgemeinen Jubel erregte. Jedenfalls waren sie Beide Leidensgenossen in Bezug auf die

wissenschaftliche Qual, obgleich man des Prinzen feistem Lebemannsgesicht nichts von einem Leiden anmerkte. Daß er gelegentlich kleine Ausfälle gegen Dr. Terzka spielen ließ und gewisse Gesten und Haltungen des eisernen Männleins nachahmte, zeigte ja auch, daß sie beide einer Parteiung angehörten.

Dorf Miraflos feierte heute Kirchweihe, und so hatte man sich nach eingenommenem Diner, wo der Champagner schäumte und die übermütige Laune kreiste, nur zuweilen gedämpft durch einen Blick der Königin nach ihrem Liebling und dem Herrn ihrer aller, zu einem Besuch des Festplatzes aufgemacht. Ein neues, köstliches Vergnügen, das den König außer sich vor Entzücken brachte. Prinz Mitzlaff bestieg mit ihm, den Hofdamen und Kavalieren die buntgescheckten Hottos des Karussels, und man sauste lachend und die Hottos anfeuernd beim näselnden Klang einer Drehorgel im Kreise herum. Man besuchte ein paar Buden, sah einen Mann im rötlichen Trikot mit fürchterlicher Miene lebendes Feuer verschlucken und saß kichernd vor den wackelnden Centnermassen einer Riesendame; es wurde an der Glückslotterie gespielt, und der König gewann zum ungeheuren Jubel aller Zuschauer eine Kaffeemühle; schließlich stieg man zu einem Tanzsaal empor, wo trotz der glühenden, von Staub erfüllten Atmosphäre nach dem Gewimmer der dörflichen Instrumente ein fescher Rheinländer riskiert wurde.

Ja, diesmal fiel König Edwin der Abschied doppelt schwer aufs Herz. Mitten in all der Fröhlichkeit durchschauerte ihn der Gedanke an die Rückkehr aus dieser heiter schillernden Traumwelt in die dumpfe Stille seines Gefängnisses. Dann stellte sich sofort ein Trotzgefühl ein — ja, ein Gelüste stachelte ihn, denen, die ihn in solcher traurigen Öde mit ihren Quälereien gefangen hielten, einmal ein Schnippchen zu schlagen.

R'rvolution . . . warum soll er, der König, nicht auch so etwas wie eine R'rvolution anstiften? Dann gäbe es alle Tage die Freuden von Miraflos, dann hörte die Grammatik auf und die Verfassung, und kein Konjunktiv quälte ihn mehr . . .

Zum Abschied hatte Prinz Mitzlaff ein Feuerwerk abbrennen lassen; in großer Erregung, all der Erlebnisse übervoll, die Sinne betäubt und geblendet von dem sprühenden und zischelnden Durcheinander der Räder und Garben, das Herz geschwellt von Weh und Trauer, saß er nun in seiner Wagenecke neben dem stummen, steifgereckten Gouverneur.

Lange noch huschten seine Blicke zurück nach dem goldigen Schimmer, der unterhalb des dunklen Waldgebirges den Bereich des Feenschlosses bezeichnete. Immer noch flogen dort Raketen auf, ihre platzenden Sterngarben mit den andern Sternen dort oben am stahlblauen Firmament vermischend. Und mit jeder Rakete wuchs der Schmerz von neuem in seiner Brust. Insgeheim ballte er die kleinen Fäuste, und zuletzt saß er in regungslosem Trotz, wollte nichts mehr von den feurigen Abschiedsgrüßen sehn — aber sie zischelten um so aufdringlicher durch die klare Luft; wider Willen hörte er ihr dumpfes Platzen droben am Himmel.

Und das Geräusch verfolgte ihn auf der staubigen Landstraße, durch die Avenuen und Straßen der Residenz, er vernahm es durch das Gedonner, das die Equipage unter der Thorfahrt des Schlosses vollführte. Dann der Schloßhof selbst; ringsum die starren, gigantisch ragenden, schwarzgrauen Mauern mit ihren verhangenen Fenstern, das unheimliche atembeklemmende Dämmer, nur mühsam von dem trüben Geflacker der Laternen erhellt — und eine eisige Kühle machte ihm die Glieder erschauern. Drüben in der Ecke trat die Wache ins Gewehr, das Kommando dröhnte, und hart und unbarmherzig rasselte der Trommelklang, gespenstige Echos in dem alten Gemäuer erweckend.

Weinen — — nein, das ziemt sich für einen König nicht mehr, dessen war er sich bewußt. Etwas anderes . . . Was denn?

Während er in seinem Bettchen lag, glaubte er immer noch das Zischeln und dumpfe Platzen der Raketen zu hören, dazu hämmerte ein Wort in seinem Hirn: — immer wieder das schöne, prächtige Wort „R'rvolution“ . . .

Wenn Mama eine R'rvolution machen kann, so darf er es auch! . . . Hatte sie nicht alles erreicht, was sie wollte?

Aber vor dem Wie erschrak er. Wie soll er das anstellen? Ein schwerer Seufzer hob seine Brust und tönte laut in der Nachtstille. Plötzlich fuhr er empor. Jetzt hatte er es! Eine R'rvolution, das ist noch zu schwer . . . aber das andere!

Ich will mal sehn, ob ich nicht König bin und thun darf, was ich will! Befehlen

ist Unsinn, sie thun es einfach nicht, sagt Wollbein. Wohlan, so werde ich — fliehen, einfach mich aufmachen und mein Gefängnis verlassen! O, ich weiß schon, wohin! — Dorthin, wo die Raketen puffen und das fröhliche Lachen schallt . . .

8. Die Flucht.



Fliehen, ja, das ist's!

Der Gedanke verfolgte ihn fort und fort. Bald versprach er sich in seiner wundergläubigen Phantasie den größten weltbewegenden Erfolg von dieser Flucht: die Regentschaft erschüttert, die Grammatik und andere Plagen abgeschafft, Dr. Terzkas Abdankung, und für ihn, den König, ein wirklich königswürdiges Dasein, dessen Wonnen sich in dem alles überstrahlenden Wort „Miraflos“ zusammenfaßten.

Bald wieder sank sein Mut erbärmlich zusammen. Mit Bundesgenossen sah es nur schwach aus. Da war vor allem Wollbein. Der würde seinen Schnauzbart in die Höhe steifen und mit seinem „Stillgestanden!“ den gefährlichen Plan einfach mundtot machen, ein braver, goldtreuer Kerl, aber zu sehr in die Disciplin verbohrt. Da war die Ma - - sie würde vor Schreck die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und ihn, den König, nehmen und mit ihren Armen erdrücken; und die beiden Bub'n, seine künftigen Leibgardisten, waren doch nur ein paar erbärmliche bäuerliche Knirpse. Prinz Mitzlaff, der nimmt alles von der komischen Seite, und er würde sich gewiß himmlisch amüsieren über die Idee.

Und dennoch! Es mußte geschehn!

Nicht gleich morgen oder übermorgen - im Gegenteil, war nicht das Brüten über dem wundervollen Geheimnis der Hauptreiz?

Plötzlich drängte ein besonderer Umstand zur Lösung. In dem Gemache des Gouverneurs, das an des Königs Schlafzimmer grenzte, waren eines Morgens Handwerker beschäftigt. Beim Vorüberkommen bemerkte der König zu seiner Verwunderung, daß eines der Gemälde, das verbräunte Porträt einer mit einem Reifrock bekleideten Infantin, gleich einer Thür von der Wand abstand. Ein versteckter Ausgang, ja das war es, denn ein helleres Licht brach von dort in die Dämmerung des Gemaches, auch mußten die Handwerker eine daselbst mündende Treppe benutzt haben. Bald darauf erhaschte er heimlich eine Gelegenheit, die reifröckige Infantin näher zu prüfen. Nach kurzem Suchen entdeckte er an dem Rahmen eine dunklere, abgegriffene Stelle; mit zitterndem Händchen tastete er daran und zu seinem freudigen Schreck drehte die Thüre sich geräuschlos in den Angeln; die kühle kellerartige Luft einer einsamen, steinernen Wendeltreppe wehte ihm entgegen. Vorsichtig drückte er die Thüre wieder ins Schloß und trippelte klopfenden Herzens davon.

Gleich am Abend mußte es geschehn, denn nun überbot eine Gelegenheit die andre. Am Nachmittag erfuhr er, daß der Gouverneur zum Abend einer Einladung zu einer Festlichkeit folgen würde. Wohlan also!

Er mußte das Schloß verlassen haben, ehe der Gouverneur zurückkam, die Thore geschlossen waren und der strengere Nachtdienst für die Wachen begonnen hatte.

Eine Stunde lag er noch wachend in seinem Bettchen, in fiebernder Erwartung, lauschte auf das Geräusch der großen Stadt, die erst viele Stunden nach ihm zu Bette ging; hörte die Uhren schlagen in den angrenzenden Gemächern und vernahm das Pochen seines kleinen Herzens. Jetzt schlich der erste Kammerdiener herein, und sein treues, braves Gesicht beugte sich mit väterlich sorgender Miene über das Lager und horchte eine kurze Weile auf den Atemzug des heuchelnden Schläfers. Dann schlich er davon, nachdem er das Nachtlicht tiefer geschraubt.

Alles still, nur das Ticken der Uhren und das stürmische Ticktack seines rebellischen Gewissens.

Plötzlich richtete er sich auf: Wer bin ich denn? Ich heiße Edwin der Dritte und bin der König und Herr von ihnen allen . . . Warum soll ich's nicht wagen?

Damit schlüpfte er aus dem Lager und kleidete sich schnell an. Nur ein paar Dutzend Schritte noch nach dem Bilde hin — ein Druck des zitternden Händchens auf die abgegriffene Stelle des Rahmens — ein kurzes Horchen — ein letztes Zagen, dann wiederhallte das behutsame Trippeln seiner Schrittchen zwischen den Quaderwänden der Wendeltreppe, durch deren schartenartige

Fensteröffnungen das Licht einer Gaslaterne gespenstisch hereinflackerte.

Endlich, nach vielen Schneckenwindungen mündete die Treppe auf einen Korridor, dieser bog in einen andern ein, alles leer, nur das Surren der Gaslichter in ihren Glaskugeln — dann bei der nächsten Wendung stand er zu seiner freudigen Überraschung unter der hohen Säulenhalle des Hauptportals.

Nach dem Platze zu war die weite Thoröffnung erfüllt von dem schäumenden Wasserspiel des großen Springbrunnens draußen auf dem Platze; in dem hellen Lichte der vielarmigen Kandelaber sah es aus wie ein Feuerwerk, und er stand wie geblendet. Er faßte sich Mut und stürzte grade darauf zu, der beiden Schildwachen nicht achtend, die in mechanischer Bewegung vor den Portalsäulen hin und wieder pendelten, ohne den kleinen Kerl zu beachten, der aus dem Thore gehuscht war gleich einem verscheuchten Vöglein.

Und so flatterte er auch, mit unsichern Flüglein, wie ein jungflügger Vogel, der seinen ersten Ausflug ohne die Hilfe der Alten wagt, nach dem Rande des Bassins hin, wo er sich atemlos von der Aufregung gegen eine der bronzenen Figuren lehnte.

Ein feiner Dunstregen wehte von der aufbäumenden Wassergarbe über ihn her; wie that das seiner brennenden Stirn so wohl! Und so wohl that ihm das plätschernde Rauschen, das alle anderen Töne ringsum verdeckte, ja, auch das Pochen seines Herzens. Saß eine Weile und starrte nach dem Schloß hinüber. Es war seltsam und ein neuer, ungeahnter Reiz, seine Residenz einmal von hier aus ungestört zu betrachten. Seine Blicke glitten an den langen Fluchten der Fenster entlang; die meisten waren verhangen, andere zeigten ein spärliches Licht. Dort also hatte er gefangen gesessen! Dort hatte seine junge sonnenfrohe Seele in den Fesseln der Grammatik geschmachtet! Welch ein häßlicher, grauer, alter Kasten es ist! Brutal aufragend, als wollte es den schönen, glitzernden Sternenhimmel mit seinen dunklen Massen verbauen — und es durchschauerte ihn, wenn er an eine mögliche Rückkehr dorthin dachte. Nein, das sollte nicht sein! Trotzig reckte er sich auf, und ein Ruf entfuhr seinen Lippen, der wie ein jubelndes „Frei!“ erklang.

Da vernahm er Stimmen von einer nahen Bank her. Dort saß ein Paar, ein junger Soldat mit einem Mädchen, das er mit einem Arme umschlungen hielt. Bisher hatte das Rauschen des Brunnens ihr kosendes Geflüster verdeckt. Nun fragte das Mädchen lauter:

„Sag, wo ist das Fenster, wo der König schläft?“

Der Soldat begann nachzuzählen: „Wart mal, das fünfte, nein, das sechste von der Ecke da — das sechste, siebente und achte, drei Stück —“

„Ei! —“ fuhr das Mädchen auf und zählte mit ausgestreckter Hand nach. „Also da schläft er —“

König Edwin blickte ebenfalls dorthin, und auch er zählte die Fenster — es war sehr drollig. Nun wußte er also, wo der König schläft!

„Wenn der König nu mal unartig wird —“ begann das Mädchen wieder, „was dann? Er kriegt doch nicht so was? —“ Sie machte die Geberde des Hauens.

Der Soldat schüttelte kräftig den Kopf. „I, was Du denkst! Niemand darf ihn anrühren. Auch ist er nie unartig. Er pariert stets und thut alles, was man ihm sagt.“

„Ich weiß schon, was er denkt —“ fiel das Mädchen ein — „er denkt, jetzt kusch ich mich, aber später hab ich zu befehlen —“

„Weißt was — biß still —“ sagte der Soldat — „red nit so laut, sonst weckst du mir den König auf!“

Mit einem kühnen Zufahren umhalste er das Mädchen und preßte der Juchzenden den Mund mit seinen Küssen zu.

Da huschte durch ein paar der dunklen Fensteröffnungen ein Licht, als suchte es etwas. Doch nicht ihn? Eine plötzliche Furcht überkam ihn, und er schnellte auf — fort in die Stadt.

Die große, elegante Breitstraße war noch völlig wach und voll eleganten, wimmelnden Lebens. Auf den Geleisen rollten die Tramwagen, Omnibusse rasselten schwerbepackt daher, Equipagen und Droschken flogen vorüber; auf den Steigen wogten Scharen von Spaziergängern, die sich des köstlichen Sommerabends freuten. Niemand erkannte ihn, niemand grüßte ihn wie sonst — auch das kam ihm drollig vor.

Viele der Prachtläden waren noch ge-

öffnet, und ein festlicher Glanz flutete von ihnen aus über das Menschengewoge. Vor den Auslagen drängte sich die Neugier, und er blieb mit andern Zuschauern stehn und besah sich die blitzenden Schmuckstücke auf den rotsammtenen Pfühlen, oder das erstaunliche Bunterlei eines Bazars. Auch das war ihm noch nicht vergönnt gewesen; jetzt endlich einmal durfte er wie die anderen Knaben dort, freilich waren es Gassenjungen, sich über die Herrlichkeit aufgestapelter Spielsachen ergötzen.

Dann hielt er vor einem Kunstladen. Sein Porträt hing und stand dort in allerlei Format und Ausführung, von dem winzigsten Medaillonbildnis bis zur Lebensgröße, Photographie, Stich und Schnitt. Überall sah er so sorglos heiter aus, und seine hellen Augen strahlten offen und klug in die Welt hinein. Ja, hat er denn jemals solch ein freundliches Gesicht gemacht, dort hinten in seinem Gefängnis?

Damen brachen über manche von diesen Bildern in Entzücken aus. Mit seinen großen, verwunderten Augen schaute er zu ihnen empor. Und man erkannte ihn nicht einmal hier vor seinem eigenen Porträt! O, gewiß war es sehr lustig!

Plötzlich verschwand diese Lustigkeit. Wie hingezaubert stand dort das Porträt Dr. Terzkas. War es denn vorhin nicht dort? Er hatte es nicht gesehn. War da und glotzte ihn an mit seinen scharfen, kleinen glitzernden Äuglein; jetzt taucht es nochmals auf, und wieder — es vervielfältigt sich! — es ist wie ein Spuk! Bewegen sich nicht die stacheligten Augenbrauen? Wettern nicht die tausend Fältchen? Hier, dicht vor ihm ist eines seiner eigenen Porträts sogar von zwei solcher Terzkas flankiert, es sieht aus, als wären es zwei Gendarmen, die ihn, den flüchtigen Verbrecher, eskortieren . . .

Von einem Schreck erfaßt, wandte er sich und eilte davon. Am Ende der Prachtstraße blieb er noch einmal stehen. Es war vor einem eleganten Wiener Bäcker. Aus der geöffneten Thür des mit blinkenden holländischen Kacheln ausgelegten Ladens wehte der feine, würzige Geruch des Gebäcks; viele Damen gingen dort ein und aus, um zu kaufen. Er hörte, wie eine derselben sagte: „Die Mohnwecks sind heut herrlicher als je!"

Und wie er dort stand, und die appetitlich aufgestapelten goldgelben und glänzend braunen Backwerke betrachtete, stieg ein kindisches Gelüste in ihm auf, auch eines von den herrlichen Mohnwecks zu kosten. Es war mehr als ein Gelüst, es war der Hunger. Die Suppe, die man ihm allabendlich vorsetzte, und die er ohnedies nicht ausstehn mochte, hatte ihm heute in der Erregung völlig widerstanden.

Mit einer entschlossenen Bewegung überschritt er die Schwelle, um sich solch einen Leckerbissen zu holen; stutzte aber wieder, denn plötzlich, als er sah, wie dort auf dem Marmor der Theke mit Geld hantiert wurde, erinnerte er sich, gehört oder gelesen zu haben, daß alle die Dinge in den Läden — Geld kosteten, also auch ein Mohnweck.

Geld! O, er wußte schon, was es bedeutete! Daß es Leute gäbe, die viel davon besäßen, andere, die hungerten, weil sie keines hätten. Aber Geld hatte er selbst nie besessen — was sollte er auch damit anfangen? Man hatte ihm wohl Geldstücke gezeigt, kleine goldene und große silberne, alle mit seinem geprägten Bildnis versehen, und er hatte sich über dies Bildnis köstlich erlustigt.

Ohne ein solches Stück aber kein Mohnweck, das ward ihm plötzlich klar. Ja, bin ich, der König selber denn nicht soviel wert wie mein geprägtes Bildnis?

Kläglich kehrte er wieder um und machte, daß er aus dem Bereich des verlockenden Duftes kam. —

Hier ging die Straße in eine mit prächtigen Anlagen geschmückte Avenue über, er wußte, es war der Weg nach Miraflos. Die Villen zu beiden Seiten waren erleuchtet; unter dem Blumenschmuck der Balkone und Veranden schimmerte magisches Licht, und fröhliches Gespräch und Gelächter schallte herüber.

Es wäre so einfach gewesen, einen der leer nach dem Walde hinrollenden Tramwagen zu besteigen, dann hätte er sein Ziel in einer guten halben Stunde erreicht. Aber auch solche Fahrt kostet eines von den unseligen Geldstücken. So schlenderte er also kleinmütig zu Fuß weiter.

Bei seinen Rückfahrten von Miraflos war ihm schon öfter ein großer, feenhaft erleuchteter Garten aufgefallen, mit Bogengängen von bunten Gaslampen und allerlei glitzerndem Behang. Heute ging es hier besonders lustig her. Vor dem Glastrans-

parent des Eingangs stehend, sah er unter den Bogengängen hinweg eine gellerleuchtete Bühne, dazu Musik und schallendes Händeklatschen und Lachen, der ganze Garten von Lärm und Leben und Hallo erfüllt.

Das Gelüste war fast noch größer als dort vor dem Bäckerladen. Aber auch hier wurde bezahlt; in einem Schalter zur Seite des Eingangs wenigstens hockte eine grimmig aufpassende Bulldogge von einem Kassierer.

Da sah er, wie einer ganzen Gesellschaft, die vor dem Eingang gezögert hatte, das Erlegen des Eintritts, wahrscheinlich der späten Stunde wegen, von der Bulldogge erlassen wurde. Flugs schloß er sich diesen Begünstigten an. Es war das erste Theater das er überhaupt gesehen. Auf dem Podium fuhren ein bunter Kerl und eine sehr hoch geschürzte, sehr schöne Dame, deren Augen wie Brillanten funkelten, mit grotesken Bewegungen und Sprüngen hin und her, von einem elektrischen Huschlicht verfolgt, dazu lebhaft juchzend und kreischend. Es mußte ein besonders großer Genuß sein, denn die Herren an den Tischen juchzten und krähten mit, die Melodie begleitend.

„Platz da, Männeken!" rief es hinter ihm auf dem Kieswege, es war ein Kellner, der einen silbernen Kübel mit einer silberköpfigen Flasche darin schlitternden Schrittes herbeischleppte.

Sofort sprang er zur Seite, fuhr dann aber wiederum erschrocken zurück; denn er war in einen Herrenkreis hineingeplatzt. Halt da — waren das nicht einige von den Kavalieren, mit denen zusammen er am Sonntag vor acht Tagen die Hottos auf dem Karoussel zu Miraslos geritten? Der Atem stockte ihm: — saß dort nicht sein Vetter Mitzlaff? Saß dort, hintüber gerekelt, das eine Bein mit dem langschnabeligen Lackschuh wagerecht über das andere Knie gelegt, und die eine Hand am Fußgelenk; sein Cylinder war tief in den Nacken gerückt, die modisch geschorene Frisur frei lassend; sein Monokle funkelte unternehmender als je in dem rechten Auge, und der Mund mit dem ausnehmend schönen und festen Gebiß war durch sein kräftiges Gejohl oval geöffnet. Neben ihm, dicht an seinen Stuhl herangerückt saß eine junge Dame, in auffallender Eleganz gekleidet, übersät mit funkelnden Geschmeiden.

Es war keine von den Damen der Königin, Edwin kannte sie nicht. Prinz Mitzlaff mußte aber auf sehr gutem Fuße mit ihr stehen, denn jetzt, als die Sänger auf der Bühne unter frenetischem Applaus sich empfahlen, benutzte sie statt ihrer eigenen Hände das breite, feiste Knie des Vetters, um scherzhaft darauf loszuklatschen.

Es schien ihm das besonders drollig, und er hätte gern weiter zugesehen, wie Prinz Mitzlaff sich amüsierte, wenn er jetzt, während der Pause, nicht fürchten mußte, daß man ihn erkannte. Zwar hatte ihn das funkelnde Monokle soeben angeglotzt, ohne ihn zu erkennen — wer vermutet ihn, den König, denn in einem Konzertgarten?

So entfernte er sich also von der gefährlichen Stelle und schlich nun im ausholenden Kreise um den Tisch herum, denselben beobachtend. Wenn ich erst König bin, so sagte er sich zum Trost, so werde ich auch mit Monokle und Cylinder in einem Garten sitzen und mich köstlich amüsieren . . . Dann zerstörte ihm aber plötzlich ein Zweifel, ob er das dann dürfte, die hübsche Aussicht. Vetter Mitzlaff ist nur ein Prinz und darf alles, ich, als König, werde nie und nie etwas dürfen — es wird die „Konstution" mir überall im Wege sein . . .

Und mit diesem niederschlagenden Gedanken schlich er wieder hinaus auf die Landstraße. Allmählich hörten nun die Landhäuser auf, einzelne Gärtnereien zeigten sich noch, doch die schliefen schon, ein starker Rosenduft hauchte von ihnen aus auf die Straße herüber. Es ward einsamer, einzelne wenige Spaziergänger, die vom Walde heimkehrten, begegneten ihm noch; nun rasselte auch der letzte Tramwagen vorüber, und die Nacht umwehte den kleinen Wanderer mit ihren düstern Fittichen.

Es war eine Pappelallee, die schlanken Stämme schienen sich immer höher aufzurecken in den sternbesäten Himmel, sie bildeten gleichsam eine ungeheure Schlucht, die sich ins Unendliche zu erstrecken schien — dazu das eintönige Geräusch des flüsternden Laubes, das jetzt in dieser Einsamkeit und zu dieser Stunde, trotz der lauen Sommernacht, ein unbehagliches Kältegefühl erzeugte. Links und rechts dehnte sich das flache Land mit seinen Feldern, zuweilen übertönte das scharfe Gezirp der Grillen das unheimliche Pappelgeflüster.

Und der König beeilte seine Schritte:

es war die Furcht, man könnte mit der vorrückenden Nacht seine Flucht bemerkt haben, ehe er Miraflos erreicht hätte. Wenn er sich umwandte, so sah er die gelbliche Lichtwolke der Residenz erschimmern; diese Wolke wollte nicht verblassen, auch sah er sie durch seine Eile nicht kleiner werden. So begab er sich zeitweilig ans Laufen, um schneller aus dem bannenden Bereich der Wolke zu kommen. Aber was er dadurch gewann, das verlor er wieder durch die Notwendigkeit, sich zu verstecken, wenn ein Wagen oder Fußgänger ihm entgegenkamen. Man war stehen geblieben und hatte dem einsam und scheu dahertrippelnden Knäblein verwundert nachgeschaut, ja, er war wohl in guter Absicht gefragt worden, ob er sich verirrt habe. Ohne Antwort war er davongeflattert. Immer wieder fürchtete er, man könnte ihn einfach beim Arm nehmen und wieder mit nach der Stadt schleppen. Dr. Terzka konnte auch hier plötzlich auftauchen, wie er an dem Schaufenster aufgetaucht war, — und er sah sich schon von zwei dieser gespenstischen Terzkas wie von Gendarmen als ein elender Verbrecher in sein Gefängnis zurückgebracht.

Einmal dauerte dies Verstecken sehr lange, denn ein ganzes Regiment Soldaten, das von einer Nachtübung zurückkehrte, defilierte vorüber. Von ferne hatte er ihr Singen gehört, jetzt schwiegen sie und trotteten dumpf, die Gewehre lässig über der Schulter, wie eine müde Herde in dem aufwirbelnden Straßenstaub dahin. Ihre Waffen schimmerten im Sternenschein und die angezündeten Pfeifen und die Cigarren der Offiziere glühten als rote irrlichtende Punkte.

Seine Soldaten! — gewiß ein gutes Tausend von den Zweimalhunderttausend, die er besaß!

Ganz kurz flog ihn eine abenteuernde Idee an. Er dachte an Wollbein und Moltke und die Schlacht von Solfagetto, er dachte an die R'volution und das begeisterte Hoch, das die Truppen damals im Schloßhof auf ihn ausgebracht. Wie wäre es, wenn er aufspränge und sich an die Spitze seiner braven Soldaten setzte, und mit ihnen gegen Dr. Terzka marschierte? . . . Gewiß er brauchte ja bloß zu kommandieren, und man würde gehorchen!

Da vernahm er den von einem Gähnen unterbrochenen Ruf eines Soldaten: „Verdammigte Plackerei!“

„Nu wird es zwei, bis mir daheeme sein“ — gab ein anderer zur Antwort. „Und morgen früh um fünf tutet es schon wieder zum Dienst“ —

Flugs gab er die Idee auf: sonst kämen seine Soldaten diese Nacht gar nicht ins Bett! Eilends, um die verlorene Zeit wieder beizubringen, trippelte er nun im Halblauf auf sein Ziel hin.

Ein schwacher Schimmer dort unter dem Waldgebirg, das schwarz gegen den Sternenhimmel aufragte, deutete das Lustschloß an. Sein Herz pochte ihm jedesmal heftiger, wenn er aus der Alleeschlucht heraustrat, um danach zu sehn. Der Schimmer könnte erlöschen — und er käme zu spät, wenn alles dort bereits im Schlaf . . . .

Ja, die Dorfhäuser in Miraflos schliefen längst, als er dort anlangte. Immer ungeduldiger trippelte er an der hohen Mauer entlang, die den königlichen Besitz einfriedigte. Endlich eine Thür — aber sie war verschlossen, und durch die Gitterstäbe schaute er in träumendes Parkdunkel, aus dem eine weiße Statue gespenstisch leuchtete. Er war an die falsche Seite geraten, trottete also wieder zurück, wieder an der hohen, verzweifelt langgestreckten Mauer entlang, bis er, völlig ermattet, endlich das Hauptportal erreichte.

In der ersten Freude bemerkte er nicht einmal, daß auch dieses geschlossen war, und daß zwei Schildwachen den Eingang hüteten. Er gewahrte durch die Gitterstäbe die erleuchtete Terrasse des Schlosses, und dort wandelten Gestalten auf und nieder — ja, er meinte die Stimme seiner Mama zu hören, ach ihre süße Stimme, die immer so wunderbar sein Herz umschmeichelte. Und seine Einbildung wähnte die hohe Gestalt des Grafen Lariva neben ihr schreiten zu sehn.

Da donnerte ihm der Ruf der einen Schildwache entgegen:

„He, was giebts? Wohin? Hier ist keine Passage!“

„Ich möchte ins Schloß“ — stammelte er hilflos.

„Nanu, was willst du Knirps denn da, jetzt zur Nacht, he?“

Die andere Schildwache trat auch herzu, und sie betrachteten beide verwundert den Knaben.

„Bis' wohl verirrt? Wo wohnst du denn?" fragte der andre Soldat.

Edwin wies sprachlos in seiner Angst durch das verschlossene Gitterthor. Sie verstanden nicht.

„Hier wohnt die Königin," sagte der erste. „Da willst du doch nicht hin?"

König Edwin reckte sich mit wichtiger Miene empor, schaute den Soldaten keck ins Gesicht und sagte in bestimmtem Ton:

„Ich will aber hinein, und ich muß hinein!" Sein Füßchen stapfte unwillig den Boden.

„Oho, mein kleiner Knirps, steht es so?" rief der eine Soldat. „Man will — man muß — weißt du, was man mit Solchen anfängt? Man stopft sie in das Schilderhaus da!"

Entsetzt stierte er die beiden an. Ihm ward ganz erbärmlich, und in helles Schluchzen ausbrechend stammelte er:

„Ich bin — ich bin doch der — König" —

Sie verstanden wieder nicht. „Wer bist du? Krönig heißt du? Na, da mach, daß du nach Hause kommst! Krönigs, die wohnen im Dorf, die Villa vis-a-vis dem großen Materialienhändler."

„Der König" — schluchzte er — „ich bin es — selber" —

„Marsch mit ihm in das Schilderhaus!"

Ein Arm reckte sich nach ihm aus, entsetzt taumelte er zurück und flog ein gutes Stück des Weges entlang aus dem Bereich der Soldaten.

In seiner Herzensangst kam ihm der Gedanke, zu rufen, seine Mama um Hilfe anzuflehen, daß man ihm öffne. Lieber Gott, wie sie dort auf der Terrasse hin und wiederschreitet und gewiß recht heiter ist, mit ihr der „andere," der ihn, den armen kleinen Flüchtling, gewiß längst aus ihrem Herzen verdrängt hat.

Sie scherzt mit Lariva und denkt gewiß nicht an ihn und seine ungeheure Not! Ein heißes Gefühl der Eifersucht fuhr in ihm auf, er kletterte auf einen Steinhaufen am Wege, und über seine Lippen kam ein Ruf, der wie der Schrei eines bedrohten Vögleins matt und ungehört in der Nacht verhallte:

„Ma—maa!"

Nichts — nichts zur Antwort! Nach wie vor promenierte man auf der Terrasse. Fiebernd horchte er, sein ganzer Körper erzitterte. Niemand rührte sich.

Jetzt verschwanden die Damen — jetzt verlöschte das Licht auf der Terrasse — da versagten ihm die Beinchen, und er glitt an dem Steinhaufen herab, saß dort zusammengekauert und schluchzte bitterlich.

Alles vergebens! Umsonst all die Not und Angst! Vorbei mit allen Hoffnungen! Man wird ihn elendiglich ins Schloß zurückbringen! Man wird nun natürlich die Gefängnishaft noch strenger durchführen! es wird alles, alles viel schlimmer . . . .

Doch allmählich brach sich seine herzhafte Natur wieder Bahn. Er könnte sich ja den Rest der Nacht über verstecken, und dann in der Frühe auf irgend eine Art den Bann der entsetzlich hohen Mauer zu durchbrechen suchen. Bis dahin wäre aber das ganze Land über seine Flucht allarmiert. Was denn sonst?

Plötzlich schnellte er empor: — die Ma! die Ma!

Ja, das war's! Und es fiel wie ein freudiger Strahl über all die Verzweiflung.

Er wird einfach Kehrt machen und zu der Ma hineilen! Die wird ihn retten! Die wird ihn versteckt halten — ja, sie ist im stande, sie, die brave, tapfere Frau, ihn gegen eine Welt voll Terzkas zu verteidigen!

Er besann sich nicht lange und machte sich auf, eilends, eilends — wieder die Mauer entlang nach der Chaussee zurück, und dann diese entlang getrabt, ohne umzusehen.

Jetzt waren die Rollen getauscht, der matte Lichtschein von Miraslos lag dahinten mit seiner bittern Enttäuschung; statt dessen leuchtete die große, etwas verblaßte Scheinwolke, die über der Residenz lagerte, ihm nun wie eine neue Hoffnung in der Not.

Die Nacht war vorgeschritten, der Sternenhimmel hatte sich mit einem florartigen Dunst bezogen, schwarz und düster und unheimlich breitete sich zu beiden Seiten das schlafende Feld. Das Geflüster der Pappeln war jetzt zu einem harten, häßlichen Geraschel verstärkt, das die Öde völlig beherrschte.

Allmählich begann ihm der Atem zu versagen von der Anstrengung, eine bleierne Müdigkeit bemächtigte sich seiner zarten Glieder. Es war zu viel all der Aufregung gewesen! Jetzt setzte er sich nieder auf

einen Meilenstein, um auszuruhen. Nur ganz kurz — die Angst, auch bei der Ma nicht eingelassen zu werden, duldete kein Verweilen. Also wieder auf! und weiter!

Dann zog es ihn von neuem an den Wegerand, diesmal blieb er länger sitzen, hochatmend, mit schwülem Kopf, und die brennenden Augen nach der fernen Lichtwolke gerichtet. Nun mußte er sich in immer häufigeren Pausen niederlassen, es ging so nicht weiter, es war nur noch ein Schleppen von einer Station zur andern; Mutlosigkeit bemächtigte sich immer mehr seines bangen Herzens. Zuletzt warf er sich wie zerschlagen, von der neuen Verzweiflung übermannt, langhin zu Füßen einer Pappel.

O, er wollte nicht wieder aufstehn! — Es sollte geschehn, was wollte! — Möchte man doch kommen und ihn hier am Wegerand wie einen elenden Obdachlosen auflesen — alles einerlei!

Da knarrte das Räderwerk eines Wagens, und eine Peitsche knallte. König Edwin wandte seinen Kopf, es war ein Fuhrwerk, das sich langsam und schwerfällig von Mirasslos heranbewegte. Doch nichts zu sehen einstweilen als ein kleiner, glühender Punkt. Dieser Punkt wuchs und wuchs, und die Peitsche hallte näher und stärker. Es war eine Laterne, deren Schein jetzt den feisten, dampfenden Rücken eines Pferdes beleuchtete und an einem hochgestapelten Allerlei hinanflackerte.

Jetzt hörte der Peitschenknall auf, und die Stimme eines alten Mannes kam zwischen den Gemüsekörben und Fruchtmassen hervor: „He, was giebt's da?" Ein Ruck am Zügel brachte das Pferd zum Stehen.

Der Bauer meinte dort unten, dicht neben dem Wagen ein klägliches Stimmchen vernommen zu haben; es hatte geklungen, wie eine Bitte: „Nehmt mich mit!"

Die Laterne leuchtete in der Hand des Fuhrmanns hinab und sah dort ein Knäblein in verstaubtem Gewand und barhaupt stehn, mit einem angstvoll flehenden Antlitz nach ihr emporstarrend.

„He, was willst? Mit nach der Stadt willst'?"

Ein Nicken des flehenden Gesichtchens zur Antwort.

„Wo kommst her? Verirrt, he? Na, flenn' nit, mach herauf! Ich nehm dich schon mit!"

„Geld hab ich keins" — jammerte es herauf.

„Ei, mach kein Stuß! Komm herauf, ich nehm dich schon mit!"

Dann kletterte jemand aus dem grünen Chaos hervor, und eine rauhe Hand reckte sich hinab, an die sich des Königs Ärmchen hing, um mit einem kräftigen Zug heraufgewunden zu werden. Oben fiel er hin auf ein feuchtes Lager von frischem, starkduftendem Blattwerk. Dann zog das Pferd wieder an.

Eine Weile forschte die neugierige Laterne in dem blaßen Gesichtchen, während der Wagen weiter knarrte und die Peitsche ihr Knallen wieder anhub.

Endlich eine Frage: „Na, wo kommst denn her, Jüngelchen?"

Der König wies nach dem Walde hin.

„Ah so, verbistert, was? Habt eine Waldpartie gemacht, da hast du dich verbistert?"

Ein dankbarer Blick aus des Knaben Augen traf das alte, faltige mit unordentlichen Stoppeln bedeckte Antlitz des Bauers.

„Wo wohnst denn, he?"

Zum erstenmal in seinem Leben empfand König Edwin die Notwendigkeit, eine Lüge zu sagen.

„In der Meierei am Park" — brachte er kleinlaut hervor.

Zufällig hatte Frau Dorothea Tutzinger Sommergäste, die dort die Milchcur zu brauchen pflegten.

„Ah, bei der Tutzinger'sch — so, bei der! Na, ich muß da vorüber, ich will zu Markt mit dem Grünkram da. — So? also die Tutzinger'sch" —

Der König fürchtete, noch weiter ausgefragt zu werden und sich dann zu verraten. Er schloß also die Augen, ohnedies von der Erschöpfung übermannt. Aber der Bauer ließ nicht nach in seiner Geschwätzigkeit.

„Was doch die Amme des Königs ist. O, ich kenn sie schon. Ich hab' auch den König schon da gesehn. Ein famoser, forscher, kleiner Kerl — den laß ich mir schon gefallen! Da könnt'st du dir ein Beispiel dran nehmen, Jüngelchen! Wenn der erst an die Regierung kommen thut — freilich noch lang hin — — Was? Hast Schlaf? Na, tröst dich, es kann nicht jeder so ein forscher Blitzjung sein wie der König." —

Welch ein Kontrast zwischen der Meinung

des braven Bäuerleins und der Wirklichkeit! Freilich, zum heimlichen Fortlaufen braucht man kein „famoser Kerl" zu sein! Der „forsche Blitzjunge" beschämte ihn, und er wagte die Augen nicht mehr zu öffnen: daß er etwa noch mehr solcher Dinge zu hören bekäme!

War es das eintönig knarrende Geräusch des langsam hinschlenkernden Gefährtes, war es der betäubende, ungewohnte Duft der frischen Gemüse und Kräuter, in denen er eingebettet lag, war es das Übermaß der Anstrengungen und Eindrücke — nun war er wirklich entschlafen. Lag dort mit dem Köpfchen gegen einen Pfühl von buntem und krausem Blattwerk und träumte sich aus seinem Königselend in freiere Gefilde, wo keine Grammatik sein sonnenfrohes Herz in Fesseln hielt . . . .

Endlich ward er am Arme gerüttelt: „Heda, Jüngelchen, da sein mir! Hier ist die Tutzinger'sch! Sie han Licht im Stall — brauchst bloß Spektakel zu machen!" Dann stand er dort mitten auf dem Fahrdamme in traumbefangener Hülflosigkeit und sah den Wagen mit dem schwankenden Grünkram in der grauen Morgendämmerung verschwinden.

In düsterm nächtlichem Schweigen wölbten sich die Blätterkronen des Waldparkes, während der Smaragd der Rabatten am Rande schon leuchtete. Ein würziger Odem wehte von den Laubmassen, leise zirpten und tirelierten die Vögel in den Zweigen.

Auch bei der „Hoflieferantin Sr. Majestät des Königs" war man schon wach; der Flüchtling vernahm die dumpfen Brülltöne von Kühen und eine kräftige Stimme, die im Stall zu kommandieren schien.

Thor und Thüren waren offen. Er schlich klopfenden Herzens durch den Garten an den leeren Tischen vorbei, gelangte an die Stallthür und schob diese leise auf.

Ein schwüler, warmer Odem schlug ihm entgegen. Die blanken Kachelwände schimmerten hell in dem Schein einiger Laternen, und mit diesem Schimmer wetteiferten die feisten Rücken und Lenden der Musterkühe.

Es waren mehrere Menschen um einen Stand beschäftigt: wohl eine Kuh, die erkrankt war? Aus dem Stimmengewirr unterschied der König Frau Tutzingers sonoren Alt. Sie kommandierte, in festem Ton, ohne Erregung, und bei dem Klang dieser Stimme richtete sich sein zerschlagener Mut wieder empor.

Jetzt endlich gewahrt sie ihn, wie er immer noch unter der Thüre hält und ängstlich fragend hereinstarrt. Zuerst ists ihr wie eine Vision — sie hat sich wohl versehn? Und ihr runder, derber, roter Arm, an dem der Ärmel aufgestreift ist, fährt, mit der Handfläche nach außen, über ihr erhitztes Gesicht. Dann reißt sie die Augen auf vor Schreck: „Jesses-Mariam-Joseph!" stößt sie laut aus.

Und aller Augen wie gebannt dorthin nach der Thür gerichtet, wo der Königliche Knabe im fahlen Schein der Morgendämmerung regungslos hält wie ein Bildnis. Ja, was ist denn das? Das sieht ja aus wie der König? — Unmöglich! der schläft doch jetzt in seinem Schloß . . . .

Frau Dorothea Tutzinger aber ist keine Frau, die sich von einem Spuk verblüffen läßt! So stürzt sie den Fliesenweg zwischen den Ständen entlang, bleibt drei Schritte vor der Erscheinung stehn, schlägt die Hände zusammen und hält sie mit den verschränkten Fingern vor die Brust gedrängt:

„Jesses-Mariam! — wo kommst du — wie bist du denn . . . ."

Nichts von „Majestät" in solcher Stunde!

„Ma, sei mir nicht bös" — bittet sein klägliches Stimmchen, und er streckt die Händchen nach ihr aus.

Mein Gott, wie sehn die denn aus! Und wie sein ganzer Anzug! Und wie verstört sein Gesichtchen! Was ist geschehn?

Er ist's wirklich! Hat er sie nicht soeben „Ma" angerufen? In die Kniee stürzt sie vor ihm nieder und preßt den kleinen bebenden Körper an ihre erregte Brust.

„Gottes Jesu, Edwinchen! — Bub!"

Ein schrecklicher Gedanke blitzt in ihr auf: „Sag, bist du krank?" kreischt sie und stiert ihm dicht ins Gesicht, über seine Glieder tastend.

Er schüttelt das zerzauste Köpfchen. „Ma —" bittet er, „sei nicht bös und behalt' mich — versteck' mich —"

„Herr du mein!" Sie läßt ihre Arme los und breitet die aus. „Fortgelaufen, was? — Sind sie schlecht gegen dich gewesen?"

Wieder eine Lüge, die sich einstellt. Sagt er, „ja," so ist er sicher, daß die

Studien berühmter Meister:



Federzeichnung von Adolf Menzel
Ein Trompeter der Gardekurassiere von der Armee Friedrichs des Großen.

Ma ihn behält. Und er nickt. Gleich aber schämt er sich der Lüge, und eine Röte flammt über sein Gesichtchen.

Einen Augenblick ist es, als wollen sich die Hände Frau Dorotheas zu Fäusten ballen. Wer hat sich unterstanden, ihm — ihm ein Leid anzuthun?

Aber zu alledem ist keine Zeit jetzt! Er ist entflohn zu der Ma, und die Ma wird ihn zu schützen wissen! Fort mit ihm also! Wie die da hinten schon glotzen!

Nimmt ihn also, „ihren Bub,“ wie ihn ihr Herz immer genannt, und macht, daß sie mit ihm fortkommt. Eiligst über den Hof, durch einen Flur, dann die Stiege dort hinauf. So — und nun setzt sie die süße Last auf ihr großes, aufgeschlagenes Bett, das sie erst kurz vordem verlassen — sinkt abermals vor ihm in die Kniee — abermals die Frage, ob ers wirklich ist — abermals hüpft ihr Herz vor Freude, da das Zauberwort „Ma“ auch hier nicht versagt . . . . .

In wenig Worten ist sein Verbrechen gebeichtet; und mit staunenden Augen, während sie seine Beinchen umklammert hält, lauscht sie. Es ist eine Enttäuschung für ihre Selbstsucht: hat er doch zuerst zu der „Doppelsilbigen“ gewollt — nachher, wie die ihm das Thor verschlossen, ist er erst zu der Ma gekommen . . . . Aber macht nichts! Genug, daß er da ist, heil und ganz, und er hat seine Ma nach wie vor lieb — „gelle?“ Das muß er ihr nochmals beteuern. Dann muß gehandelt werden!

„Komm, Bubchen, liebes, jetzt setz' dich her auf die Truh', mach' ich dir dein Bettchen — na mußt dich nit so verwundert umgucken! Das da in dem Bettchen — kennst's nit? Das Ditt' — deine Schwester! — Holla, nit aufgepaßt, da hinten!“

In dem Bettchen hinten in der Ecke regt sich ein blondes Köpfchen, mit großen, verwunderten, noch schlafblöden Augen der seltsamen Szene zuschauend.

Jetzt schleppt die Ma Wäsche herbei und bereitet ihrem König ein frisches Lager. Er mag wollen oder nicht, er muß sich von ihr entkleiden und in das erquickend kühle, nach Lavendel duftende Linnen schmiegen lassen. Ach, wie das wohl thut nach der unsäglichen Hetze! Es ist so lang her, und er entsinnt sich dessen wohl nicht mehr, daß jemand, eine liebe, sorgende Hand, ihm das Kopfkissen unter dem müden Köpfchen zurechtgestaucht, und daß ein warmes Lippenpaar sich auf seine weiße Stirne gepreßt, zur „Guten Ruh“ . . . .

Ein neues, nie gekanntes, unendlich süßes Gefühl durchrieselt seine Glieder. Noch ein paar verwunderte Blicke in der Stube umher; besonders nach dem Bettchen mit dem blonden Engelskopf hinüber, dann fallen ihm die Augen zu.

„Pscht!“ gebietet die Ma sich selber, ihre dicken Schuhe zur Vorsicht ermahnend, während sie zur Thür hinaustastet. Eine gute Weile bleibt sie noch auf der Schwelle stehn und horcht auf die ruhig an und abschwellenden Atemzüge der beiden schlafenden Kinder, „ihrer Kinder“ . . . .

Draußen aber kommt es über sie. Ein Zittern überläuft ihren Körper, es ist, als versagen ihr die Beine. Dergleichen hat sie nie gekannt. Und sie sinkt im Flur, unweit der Thür, auf eine Kiste nieder, schlägt die Hände gegen die Augen und schüttelt schaudernd den Kopf.

„Heiliger Gott im Himmel, was soll werden!“ —

Es wurde sehr einfach. Um die neunte Morgenstunde hielt vor dem Thore der Meierei der altertümliche Wagen Se. Excellenz des ersten Regenten. Und dieser selbst stapfte mit seinen kurzen resoluten Schritten auf Frau Tutzinger zu: „Sie waren so freundlich, Se. Majestät ein Nachtquartier zu bieten —“ sagte er, seltsam sanft, soweit das seine knarrende Stimme zuließ; aber seine schwarzen Äuglein funkelten sie an: Ich weiß alles! Kein Leugnen oder Verstecken hilft!

Ja woher weiß er denn? Nur eine kurze Regung des Wehrens, ein krampfhaft erheucheltes Staunen: „Majestät?“ . . . Und bei ihr soll er verborgen sein?

„Majestät dürften nunmehr ausgeschlafen haben — ich bin gekommen, ihn zu wecken!“ sagte Se. Excellenz, mit einer energischen Handbewegung, daß sie ihm den Weg zu seinem Unterschlupf zeigen solle.

Willenlos, am ganzen Leibe erbebend, wies sie dem Allmächtigen den Weg nach der Kammer, wo „ihr süßer kleiner König“ schlief.

Dieses Wecken erfolgte ganz anders als sie in ihrer thörichten Ammenfurcht es sich gedacht. Was doch der alte Mann, dem

der Ruf äußerster Härte und Rücksichtslosigkeit anhaftete, für wunderbar weiche und fast herzlich anschmiegende Worte fand, den jungen Herrn aus dem Reich der Illusion zur rauhen Wirklichkeit zurückzuführen! Jetzt besonders, wo er den Knaben, der sich mit Hilfe der Ma schnell angekleidet, zwischen seine Kniee nahm und mit guten, treuen Großpapa-Worten auf ihn einredete. „Das darf ein artiger Knabe nicht — wieviel weniger ein Königskind!“ Und dergleichen. Ja, was ist er doch für ein Zauberer! Hat er es schließlich nicht fertig gebracht, daß das zitternde Knäblein, dem zuerst die Thränen in den Augen schwellen wollen, allmählich wie in wachsendem Vertrauen in das Antlitz des Alten emporschaut. Und jetzt schlägt er sein Händchen mit einem herzlichen Kinderpatsch in die dargebotene Hand des Regenten. — „Will Majestät nie wieder davonlaufen?“ —

Nein! Nein, nein! — schüttelt das lockige Köpfchen mit plötzlich erwachtem Stolz. — Aber seine großen Augen funkeln dabei mit einer gewissen Herausforderung: „Wenn ich einmal wirklich König sein werde ....“

II. Teil.

9. Das Rosenparadies.



Ein wundervoller Morgen im Hochfrühling. Die berühmte Rosenblüte von Miraflos hatte begonnen. Schloß und Park lagen wie träumend im goldig durchhauchten Frühdunst, ja wie betäubt von dem starken Odem, der dem von der Schloßterrasse nach den Parkgründen absenkenden Blumenparterre entströmte. Wie sie leuchteten, diese Rosen, in glühenden Purpurfarben, im kräftig-satten Gelb, durch alle Nüancen des Rosa bis zu dem schneeigen Weiß; hier in hohen, üppig behangenen Stauden aufragend, dann in verschwenderischer Fülle über den Boden hinwuchernd, in Guirlanden von Stamm zu Stamm geschlungen; selbst die Mauern des Schlosses blieben nicht frei von dem kletternden, kaum zu bändigenden Blütengerank, und der Pavillon auf dem linken Flügel mußte es sich gefallen lassen, daß seine Fenster fast davon verhüllt und gleichsam erstickt wurden. Dort waren die Schlafgemächer der Königin, und sie hatte strengen Befehl gegeben, daß man dem begehrlichen Gewucher nicht wehrte.

Der Leibarzt hatte sein Bedenken gegen diesen gesundheitsschädlichen Rosenkult der hohen Frau. Lächelnd, mit ihrem zauberischen Lächeln, vor dem nicht leicht jemand in ihrer Umgebung stand hielt, schlug sie jedesmal den ärztlichen Einwand nieder: Ist nicht die Rosenzeit so grausam kurz? — Gibt es unschuldigere Genüsse als Blumenduft?

In stillen, sterndämmernden Nächten jedoch wollten die Parkwächter an einem der umrankten Fenster ein dunkles Frauenbildnis erspäht haben, das regungslos ins Ungewisse hinausträumte; vielleicht hätten sie, wenn sie sich auf die einsame Terrasse näher an jenes Fenster hinausgewagt, ein leises Seufzen vernehmen können, das aus dem Rosengehege drang ...

Doch die neugierig helle Sonne sollte keine Spur von solch nächtlicher Traumverlorenheit überraschen — da war die Rosenkönigin wieder das temperamentvolle Weib, das vom Tage zu nehmen beliebte, was er brachte, und sich keine Sorge zu machen schien über die feinen, linienbünnen Fältchen, die leise, leise ihre dunklen, glanztiefen Augen zu umsäumen begannen. Noch immer war sie schön, die „schöne Königin Rodalga,“ ja eine europäisch berühmte Schönheit, deren Photographie an den Schaufenstern der Hauptstädte die Zuschauer entzückte.

Plötzlich ward die morgendliche Stille durch ein lautes, gedehntes „R—a—aus!“ unterbrochen, das vor dem kleinen Wachttempel am Hauptportal erdröhnte. Es war der Ruf der Schildwache; aus einer Laube zur Seite des Gebäudes stolperten die Gardisten von ihrem Kartenspiel empor und stürzten auf die Gewehrstützen zu.

„Der König!“ hieß es. „Fix! — fix! — na wird's bald!“ polterte der Wachthabende. Und scharfe Kommandos und das Klirren der präsentierenden Waffen.

Jetzt hallte der Wegekies unter trippelnden Pferdehufen und die nach links gereckten Köpfe der Mannschaften sahen, an den in der Sonne blinkenden Gewehrläufen vorbei, Se. Majestät nebst Gefolge in dem weitgeöffneten Portal erscheinen.

Voran der König mit einem Adjutanten;

eine schmucke Jünglingsgestalt in einfacher Kavallerieuniform, dunkelblau mit weißem Besatz, kräftig entwickelt, von geschmeidigen, in körperlichen Übungen gestählten Gliedern. Ein keckes Schirmmützchen deckte den etwas kleinen und gedrungenen Kopf, dessen dunkle Haare kurz geschoren waren; ein hübsches, ovalrundes Gesicht, dessen jugendfroher Ausdruck durch die großen, dunklen, lebhaften, Augen eine gewisse bedeutsam ernste Beleuchtung erhielt; es war stark von Sonne und Wetter gebräunt, zudem erhitzt nach dem scharfen Ritt, so daß der feine Flaum unter der leicht gebogenen Nase sich kaum bemerkbar machte. Majestät ritt einen Rappen von edlem Gliederbau und etwas nervösen Bewegungen, dessen auf und ab nickender Kopf leichte Schaumflocken warf.

Des Königs Augen streiften im Vorbeireiten mit einem gewissen scharfkritischen Blick die kurze Front der Wachtmannschaften, und mit einer gravitätischen Bewegung, die seinem sonstigen lebhaften Naturell nicht zu entsprechen schien, erhob er die behandschuhte Rechte salutierend an den Mützenschirm.

Jetzt wandte sich des Königs Kopf mit einer Bemerkung nach dem Adjutanten herum, die dieser, ein Stabsoffizier mit energischem Gesichtsausdruck und lanzenartig gesteiftem Schnurrbart, mit einer Gegenbemerkung beantwortete, die flache Rechte etwas nonchalant nur bis zur Höhe der Augen erhoben. Man hätte bei aller Ehrerbietung die selbstbewußte Art des Instrukteurs bemerken können; denn noch immer war der minorenne König in seinen Lehrjahren.

Plötzlich schossen an der Kavalkade zwei Hunde vorüber, zwei edle silberhaarige Dänen, pfeilartig langgestreckt im Laufen; der Kies spritzte hoch auf, und die Pferde prallten kurz zur Seite, das des Königs bäumte leicht, ward aber sofort mit fester Hand niedergehalten.

„Azor! — Hierher Mirza!" rief der König laut, und es hallte wie ein Weckruf durch die träumerische Stille des Parks.

Aber die Tiere wälzten sich schon im spielenden Neckkampfe dort hinten auf dem Wege, eine Wolke von Staub aufwirbelnd. Der König hob in lachender Drohung die Rechte mit der Reitgerte, wobei zwischen seinen blutfrischen Lippen die festen Reihen seiner Zähne blinkten. Dann schwenkte die Kavalkade in die Seitenallee ein, um unter dem flachgeschichteten Blätterdach junger hellblättriger Platanen den Schloßhof zu gewinnen. Dieser hatte den Charakter eines nordischen Burghofes, im Gegensatz zu dem koketten, wie ein kostbares Schnitzwerk ausgeführten Schloßbau: die zinnenbekrönte, in dunklem Sandstein erbaute Ökonomie und die Stallgebäude vom düstern Epheu überzogen; Türme und Giebel mit hohen, steilen Dächern, vom graublauen Schiefer bedeckt, die kleinen spitzbogigen Fenster mit verzinntem Glas besetzt. Unter den alten, riesenhaften Kastanien herrschte ein feuchtes grünliches Schattendunkel, und dem Charakter des Ortes entsprechend, sprudelte in müde aufquellenden Garben ein gotischer Brunnen, den ein Sankt Georg in Bronze krönte.

Auf die Frage nach seiner Mutter ward dem Könige der Bescheid, daß Ihre Majestät im Garten weile schon seit mehr als einer Stunde.

„Allein?"

Nach einem dem König wohl bemerkbaren Zögern kam die geschmeidig formvolle Antwort des dienstthuenden Kammerherrn:

„Ihre Majestät geruhten Seine Erlaucht den Herrn Grafen Lariva zu empfangen . . ."

Die braune Färbung des königlichen Antlitzes ward um eine Nüance dunkler, und zwischen den starken, energisch geformten Brauen war es wie das Zucken von wetternden Fältchen. Doch sofort ward er dieser Regung Herr, hob sich vom Sattel und sprang behend, unter dem Klirren der Sporen, herab, worauf er dem Rappen einen klatschenden Schlag gegen den Schenkel versetzte. Dann begab er sich allein, jede Begleitung verschmähend, durch den Mittelbau des Schlosses nach dem Park, um die Königin, seine Mutter, aufzusuchen.

Über dem Hauptportal der Terrassenseite war eine große Markise in Purpurseide gebreitet, darunter, auf dem indischen Bast, der den Boden bedeckte, standen feingeflochtene Rohrsessel mit lustigen spanischen Ponpons behangen; auf dem Tischchen prangte eine kostbare Krystallschale, in der die seltensten und schönsten Exemplare der Rosenzucht von Miraflos sich vereinigten, daneben ein paar französische Romane, ein Fächer, ein kleines funkelndes Opernglas; ein grellbunter Papagei, mit goldenem Kettchen an einer Sprossenstange befestigt, schlief mit langsam auf und absenkenden Lidern.

Ein flüchtiger Blick des Königs streifte das funkelnde Opernglas — o, er wußte schon: von hier aus ließ sich durch die große Lichtung des Parks, welche die Sicht nach der Ebene und der fernen Residenz gestattete, das Königsschloß mit seiner im Himmelblau verdämmernden Kuppel genau beobachten. Die Königin pflegte in ihrer von dem Gedanken an ihren Liebling erfüllten Muße zu kontrollieren, wann sich die Standarte dort drüben senkte, zum Zeichen, daß der König das Schloß verlassen, und dann schwebte ihr Mutterherz in zärtlicher Hoffnung, ihn vielleicht hier draußen erscheinen zu sehen. Sie behauptete an gewissen Fenstern des Schlosses sogar deutlich seine Gestalt bemerkt zu haben, und er gab dann selber zu, daß es Minuten gäbe, wo er, mit einem scharfen Fernrohr bewaffnet, seinerseits die rote Markise beobachtete: — mehr als seine etwas zurückhaltende Art zu beichten gestattete, hing sein Sehnen an diesem fernen glänzenden Punkt, der sich von dem hellen Schloßbau von Miraflos gleich einer glühenden Leuchte abhob.

Jetzt dehnte sich die große Terrasse im flimmernden Sonnenschein; der Sand war frisch geharkt, und hie und da glitzerten einzelne seiner Krystalle wie Diamanten: blendend hell in ihrer marmornen Weiße ragten die mythologischen Statuen aus den Beeten des Terrassenrandes. Ferne, jenseits der bebauten Ebene lag die Residenz bläulich hingehaucht wie ein durchsichtiges Luftgebilde; neben der beherrschenden Schloßkuppel ragten einzelne Kirchtürme filigranartig fein gezeichnet, und ein paar Fabrikschornsteine reckten sich dünnen Linien gleich empor, alles das leise verzitternd im bebenden Lichtdunst.

Keine vollkommene Stille, nur ein Zusammenstimmen vieltöniger Geräusche, die in gleicher Stärke und Monotonie anhielten und so das fast einschläfernde Gefühl der Stille erzeugten; denn über dem weiten Blumenparterre zu Füßen der Terrasse, wie über deren Beeten ging ein wogendes Gesurr und Gesumme von Insekten, die sich der üppigen Ernte erfreuten; doch sah man diese Musikanten nicht, wohl schwirrten und spielten und tanzten ganze Scharen von weißen und buntbeschwingten Schmetterlingen über dem Rosenfeld und man konnte wähnen, das Geräusch ginge von ihnen aus. Von der andern Seite aber, wo das üppige Grün der Berge mit verheißendem Dunkel den lichten Schloßbau überragte, kam das Konzert der Waldsänger, süßes Gezwitscher und Geflöte, von einzelnen lauter rufenden und jubelnden Stimmen überhallt.

Der König war unter der Markise hervorgetreten und hielt nun im Sonnenschein, mit blinzenden Augen ausspähend, ja es war mehr ein Horchen der Augen, von wo eine Spur der Gesuchten zu ihm herüberdränge.

Aber nicht die freudige Sehnsucht in diesem Augenblicke! — Heute noch mehr als an den letzten Malen, da er in Miraflos geweilt, wollte ihm ein beklemmendes Gefühl die Brust beengen, daß sich etwas zwischen ihn und seine Mutter zu drängen beginne — vielleicht nur ein Schatten, der sich verflüchtigen würde . . .

Seltsam, gerade jetzt flog ihn deutlich die Erinnerung an jenen Abend an, da er, vor nun beinahe zehn Jahren, auf seiner Flucht vor der Grammatik dort vor dem verschlossenen Gitter gestanden und sein kläglicher Hülferuf in der Nacht verhallt war: — „Mama!“ — Warum zitterte gerade jetzt die Angst und der Jammer dieser Stunde in seinem Herzen nach?

Von jenem Morgen an, da ihn Doktor Terzka zwischen seine Kniee nahm, um auf sein junges, empfängliches Gemüt einzuwirken, hatte ein neues Leben in ihm begonnen. Es war gleichsam das Ende seiner Kindheit. Immer mehr verschwand das Gefühl, daß er von tyrannischen Händen gemaßregelt und in all seiner Kinderfrohheit fort und fort gefesselt werde; die Mauern seines königlichen Gefängnisses begannen sich zu weiten, und es drang Sonnenschein herein, ja bis in seine Herzkammern. Kein Sonnenschein von der Art, in dem sich fröhliche Kinder dort draußen jauchzend tummeln — aber etwas mild und stetig Wärmendes, das seine junge Seele mehr und mehr durchleuchtete: der wachsende Begriff der hohen Königspflicht, der fortan sein Denken und Arbeiten geweiht sein müßte. Allmählich ward es ihm deutlicher, daß die Krone, mit der zu spielen die gestrengen Herren Lehrmeister ihm nur in kurzen Stunden gestattet, dazu bestimmt wäre, von seinem Haupte getragen zu werden, und daß das Wohl und Wehe von Millionen, ja vielleicht der Be-

stand der Dynastie und Monarchie davon abhinge, wie er dereinst diese Krone tragen würde.

Nun begann er auch Ziel und Sinn der strengen Erziehung zu begreifen, die ihm bisher als eine Quälerei erschienen war. Eine immer frohere, immer eifrigere Lernbegierde trat an Stelle des bittern Zwangsgefühles. Der Ehrgeiz nahm Besitz von seiner jungen Seele, seine Lehrer selbst erstaunten über seine Fortschritte, und das ganze Land freute sich des auch körperlich so prächtig gedeihenden königlichen Musterknaben.

Seit zwei Semestern hörte der König die Vorträge an der Universität, und er verschmähte es nicht, sich mit seiner kleinen Ledermappe und seinem Tintenfäßchen in die Reihen der anderen Studenten auf die harte Holzbank zu setzen. Kaum noch eine Jahresfrist trennte ihn von seinem Regierungsantritt, und was gab es bis dahin noch alles zu lernen!

Seine frühe Vorliebe für das Militärische war mit den Jahren gewachsen. So hatte er es sich nicht nehmen lassen, mit den Obliegenheiten auch die Strapazen und Unannehmlichkeiten der unteren Chargen persönlich kennen zu lernen; man sah ihn also als Leutnant auf dem großen Exerzierfelde seine Abteilung im Detail drillen, und das ganze demokratische Philisterthum jauchzte vor Genugthuung, als bekannt wurde, der König habe das kostbare Feldbett, das ihm die Damen der Residenz gewidmet, beim letzten Manöver verschmäht, und in höchsteigner Person die Güte des dürren Lagerstrohs während einiger herbstlich rauher Bivouacnächte mit einer gewissen Begeisterung durchgekostet.

In all dieser ununterbrochenen Folge von Dienst und Pflicht und Arbeit und Selbstzucht gab es einen Punkt, wo er sich Rast und Ruhe gönnte, und wo der süße Augenblick zu seinem Rechte kam. Es war Miraflos. Von diesem Worte schien etwas wie ein Zauberschein auszustrahlen. Miraflos und das Wiedersehen mit seiner geliebten Mama war jedesmal eine Art Belohnung, die er sich selber für seine Mühen setzte; denn längst hinderte ihn die eiserne Vorschrift nicht mehr, wenn ihn danach verlangte, in die Arme seiner Mutter zu eilen.

Doch lag nicht seit einiger Zeit etwas in der Luft, das ihn hier in Miraflos, ja aus dem Herzen seiner Mutter zu entsetzen drohte . . .

Während er hier auf der Terrasse hielt, zuckte er plötzlich leicht zusammen: sein Blick hatte im Sande Trittspuren entdeckt. Sofort erkannte er Mamas Fuß — jenen durch seine kinderhafte Kleinheit berühmten Fuß — daneben die Spur eines langen, schmalen Herrenschuhs. Nun ja, er wußte ja, Mama war mit dem Grafen Lariva nach dem Park gegangen. Die Spuren leiteten nach der von zwei graumarmornen Sphinxen bewachten Mitteltreppe, um sich dann wohl zwischen dem Gewucher der Rosenbeete zu verlieren. Und horch! Hundegekläff dort aus dem Wipfelmeer zur rechten Hand! Es kam vom Weiher her, hallend läutete es übers Wasser. Und horch! eine Frauenstimme, die lachend in das Geläute hereinklingt — nun ja, seine Mutter! — und sie spielt mit seinen prächtigen Tieren! — die Hunde mußten ihr doch längst als flinkeste Boten seine Ankunft verraten haben: warum eilt sie ihm nicht wie sonst entgegen? — ah, Graf Lariva ist ja bei ihr . . . kommt sie deshalb nicht?

Es geschah seit einiger Zeit, daß bei der Nennung dieses Namens, oder selbst bei dem Gedanken daran, eine heiße Blutwelle sich gegen sein Herz drängte; und in allerletzter Zeit sogar war er nicht mehr Herr gewesen, dabei ein gewisses wetterndes Zucken zwischen seinen Augenbrauen zu unterdrücken; auch stieg jetzt die Blutwelle verräterisch bis zu Stirn und Wangen empor.

Von dem Geklatsch der Gesellschaft drang nur selten ein Ton bis herein in seine Pflichtenge. Das, was von Zeitungen in seine Hände gelangte, unterlag zuvor einer sorgfältigen Auswahl. So wußte sich Mephisto in der Allerweltsmaske des Zufalls an ihn heranschleichen, um ihm die Mär von einem „Seelenbunde,“ wie Mephisto es vorsichtig und höflich diskret nannte, zwischen Graf Lariva und der Königin ins Ohr zu raunen.

Als der König, eines Vormittags vom Exerzierfelde kommend, die große Avenue entlang ritt, fand vor einem kleineren Kunstladen ein Auflauf statt. Drinnen weilte die Polizei, mit dem Besitzer heftig gestikulierend, das sah man durch die geöffnete Ladenthür, während hier draußen das müßige

Publikum gaffte, den jedenfalls interessanten Fall mit schadenfrohem Grinsen besprechend.

Der König fragte im Weiterreiten nach dem Grund des Auflaufs. Der eine Adjutant wich aalglatt aus, dem andern entschlüpfte die Unvorsichtigkeit: nur eine Dummheit, der Hallunke von Besitzer hätte die Frechheit gehabt, ein Bildnis aus der königlichen Familie despektierlich anzubringen.

Der König schwieg und begnügte sich mit der Auskunft. O, er kennt ja Dr. Terzka, und wie ängstlich der darüber wacht, daß an die Krone kein Unglimpf heranspritzt!

Zufällig fiel ihm am nächsten Morgen ein Zeitungsblatt in die Hände, das den Fall besprach. Freilich nur eine Bagatelle, aber es machte sein Blut hoch aufwallen. Jener Kunsthändler hatte also das Bild Ihrer Majestät, seiner Mutter, in allzu inniger Nähe und in absichtlicher Auffälligkeit mit dem Bilde des Grafen Lariva ausgestellt — das war alles!

Sofort zog sein alarmiertes Gewissen im schnellem Zickzack folgende Schlüsse: wenn die Polizei in solcher Zusammenstellung ein Verbrechen sieht, so muß sich doch der weltliche Leumund längst schon des Falles bemächtigt haben, so muß andern längst offenbar sein, was ihm in seiner Abgeschlossenheit verborgen blieb, so ist eine Unseligkeit im Anzug und ein schulddunkles Gewitter zieht herauf über Miraflos . . .

Und zickzackartig spürte seine Erinnerung hierhin und dahin, um einen Anhalt für solchen Verdacht zu finden.

Seit Jahren hatte Graf Lariva zu den „Getreuen“ von Miraflos gehört. Schon als Knabe hatte sich der König darüber gewundert, wie wenig die Erscheinung des ernsten, vornehm-ruhigen Mannes in die frohe Schmetterlingswelt dieses Hofes paßte. Durch Zufall hatte er erfahren, daß er unter den Damen des Hofes den Spitznamen: „Der Schlagschatten“ führte; er fand die Bezeichnung besonders treffend, und insgeheim schlug er sich anfangs zu der lustigen Partei, welche die Besuche des Grafen höchst überflüssig, ja hinderlich für die allgemeine Stimmung hielt. Lariva bildete für ihn den Inbegriff höflicher Gediegenheit, und so sehr er dort drüben im grauen Königsschlosse der strengeren Auffassung des Lebens zuneigte, so wenig wollte ihm hier draußen der Schatten gefallen, der von dem Wesen dieses Gastes auszugehen schien. Wenn er hier in Miraflos weilte, so wollte er lachen hören und selber lachen und sich zerstreuen, und sich die kurzen Stunden nicht durch allerlei gute Weisheiten und Gediegenheiten verderben lassen.

Aber seine Mutter schien immer mehr durch solches Wesen gefesselt zu werden; zuweilen schien es, als sei ihre Frohlaune nur die lustige Maske, die sie sich zu tragen scheute, wenn der „Schlagschatten“ da war. Ein systematischer Beobachter hätte konstatieren können, daß der Graf ihr Wesen um und um zu wandeln im Begriff war. Jetzt in diesem Augenblick erinnerte sich der König gewisser Bemerkungen, die er im Kreise der Schmetterlingswelt erlauscht, und es war ein Wort dabei, das er damals kaum beachtet, das aber jetzt plötzlich vor seinem Gedächtnis auftauchte und in heißer Blutwelle zu seinem Herzen schwellte:

„Verliebt . . .“

Das Wort war zwischen Kichern und Tändeln von schönen Lippen gefallen. Damals hatte es nur für ihn eine leisahnende Bedeutung, heut zuckte die bloße Erinnerung daran ihm bis in die Faust hinein — wie ein Gelüste, den niederzuschlagen, dessen Miene auch nur das entsetzliche Wort andeutete.

Der Graf war ein schöner Mann von imposanter Gestalt, eine Erscheinung, die sich auch äußerlich aus dem leichten, fast windigen Höflingsschwarm abhob. Er mochte einige vierzig Jahre zählen, eine gewaltige Ehrfurcht für einen Siebzehnjährigen — ja, wie alt war denn Mama? Und er zählte nach und erschrak über die Summe von Jahren, die er herausrechnete. O er pflegte, wenn er die schönen süßen Augen seiner Mama küßte, die feinen bebenden Fältchen nicht zu bemerken . . . nein, es wäre keine Verirrung ihrerseits und kein Mißverhältnis zwischen seiner und ihrer Liebe . . .

Aber Liebe! . . . aber Mama ist eine Königin! Aber die Königin ist meine Mutter! Eine Unmöglichkeit! Eine Entweihung — nie und nimmer! Es ist nicht wahr! — Ich werde sie selbst zur Rechenschaft ziehen! — Aug' in Auge werde ich sie bitten, die Majestätsbeleidigung von sich zu weisen . . . „Bêtise — bê — bêtise!“ rief jemand hinter ihm. Erschrocken wandte er sich um — ah, es war der Papagei, der, aus seinem

Schlummer erwachend, den Ruf ausgestoßen. „Bêtise" — wiederholte der Vogel kreischend scharf und seine Klauen rüttelten wütend an der Sprossenstange, während das Kettchen dazu klirrte.

So ist's — eine Dummheit! In ihrer Gegenwart wird alles zu nichts verfliegen!

Er schlug sich mit der Gerte auf den Reitstiefel, daß es laut klatschte, und seinen Lippen entfuhr ein Ton, der wie eine Herausforderung klang; dann wandte er sich nach der Treppe und schritt durch das Rosenparadies, von Schmetterlingsscharen umschwirrt, auf die Baummassen zur rechten Hand hin, aus denen das Hundegekläff jetzt wieder hell ertönte.

Er ging diesem Gekläff nach; dort jenseits der im Sonnendunst flimmernden Wasserfläche sah er eine helle Gestalt aus dunklem Laube schimmern; er hörte Mamas Stimme lachen und eine andre Stimme rief die Namen seiner Hunde, gebieterisch, energisch, wie eine Maßregelung, denn die Tiere tollten in wüsten Sätzen längs des Ufers. Selbst das Rufen dieser Hundenamen dünkte den König als ein unerlaubtes Antasten der Majestät durch profane Hände.

Was geschieht dort? Warum haben sich die beiden in jenen Winkel zurückgezogen, wo sie nur zu erreichen sind, indem man den See mit all seinen Ausbuchtungen weit umwandelt. Und er hatte zu seinem Mißgeschick gar den längeren Weg gewählt. Seine Tritte klirrten im Kies, neckisch flötete aus der Tiefe der Baummassen ein Pirol. Und von drüben das lautfröhliche Spiel mit den Hunden.

Jetzt hatte ihn die Königin erspäht; sein Name tönte über das Wasser, hell und wiederhallend zwischen den hohen Laubwänden. Er blieb stehen und nickte grüßend. Mit Widerstreben: laß sie sich doch des Tages freuen, und der Sonne und ihrer — — Liebe! Nein, nein nicht das! . . . Und er beschleunigte seine Schritte.

Die Königin eilte ihm entgegen. Sie trug ein duftiges, sommerliches Spitzengewand, das gab ihr, wie sie auf ihn zueilte, den Eindruck flügelnder Jugend; ihr Antlitz blühte — war es die Wirkung der Sonne? das lebhafte Getändel mit den Hunden? war es der Wiederschein inneren Glückes? — ja, sie sah wundervoll aus, so fand er, liebreizend über alle Maßen, schön, himmlisch schön — seine süße, süße Mama!

Die Königin umfing ihn mit ihren Armen, stürmisch, im freudigen, fast mädchenhaften Übermut — „N' Tag, mein lieber kleiner Edwin!"

„Kleiner Edwin" — das gefiel ihm nicht ganz, vor ihm dort, dem „Schlagschatten," der sich gemessenen Schrittes näherte und seine hohe, kraftvolle Männergestalt respektvoll zum Gruße beugte. Und ein absichtlich nonchalanter Gegengruß von des Königs Seite. Er wollte diesmal die volle Majestät herauskehren.

Aber Mama ließ ihm gar keine Zeit. Ein Geschwirr von Fragen und hübschem Geplauder, mit dem sie ihn überschüttete. Zuletzt:

„Aber Majestät sind nicht bei Laune heute?" Dazu ein leichter Streich, den sie ihm auf die Wange versetzte.

„O doch! verzeih Mama — aber ich bin" . . .

Ja, was doch? Eine schnelle, etwas brutale Anwandlung, den lästigen Überflüssigen dort, der sich zum Schein mit den beiden Hunden beschäftigte, während er sehr wohl jedes Wort belauschen mochte, einfach durch ein kurzes Machtwort zu bannen.

„Na, was bist du denn?" lächelte die Königin. Und ihre wunderbaren Zähne leuchteten zwischen dem kräftigen Karmin der Lippen. „Du bist, Du bist — ein liebes Kerlchen bist du schon! — Aber du arbeitest zu viel, du verkümmerst mir ganz! — Majestät müßten an unsern Lektionen teilnehmen, lieber Graf —"

Graf Lariva verbeugte sich, und ein feines Lächeln glitt ausweichend über sein von einem harmonisch glatten Vollbart umrahmtes Gesicht. „Majestät dürften nicht ganz zufriedengestellt werden" — äußerte er respektvoll.

„Dante —" ergänzte die Königin mit einem gewissen schelmischen Ausdruck. „Er ist wundervoll!"

„Auf italienisch?" fragte der König.

„Was denn? puh — was du denkst! Ich verstehe ihn nicht so recht, trotzdem finde ich ihn — wundervoll! Pardon, lieber Graf."

Der Graf hob die Schultern: — „Selbst seine Verse herzusagen ist Musik, sagt man."

„Bei Ihrer Stimme, Graf —" fiel die Königin ein.

„Ohne sie zu verstehen?" fragte der König trocken, „das wäre nicht mein Fall. Ich liebe klare Verhältnisse —"

„Oh!" rief die Königin. „Lieb ich auch! So ist es doch nicht, daß ich mir unsern Dante wie eine Guitarre vorklimpern lasse. Wir diskutieren. Wir nehmen ihn durchaus ernst, lieber Edwin."

„Recht so, Mama —" antwortete er verlegen. „Aber ich will bald wieder fort. Ich habe um elf Uhr —"

„Ach, was hast du! Du bist der König! An solch herrlichem Frühlingstag dich an den Studiertisch zu fesseln! Komm, setz dich her zu uns! Wir plaudern. Nein, bleiben Sie, Graf! Gerade! Es gibt keine Geheimnisse —"

Dann rauschte sie mit ihrem nachschleppenden Gewand auf das Halbrund der antik stilisierten weißen Marmorbank zu und ließ sich nieder, indem sie ein zierliches Maroquinbändchen aufnahm, es war der „wundervolle" Dante. „Bitte Graf —" sie wies den Kavalier auf ihre rechte Seite, während sie ihren Sohn mit der andern Hand zu ihrer Linken herabzog. „Ist es nicht prachtvoll hier? Aber fürchte nichts, wir wollen nicht von neuem beginnen! Übrigens waren wir gerade mit dem einen Kapitel zu Ende — wie klingt es doch noch aus: e questo giono — questo —"

„Questo giono non piu leggemmo avanti —" ergänzte der Graf.

„Ist es nicht wie Musik, Edwin?"

„Genau so, Mama!"

„Nun machst du mir aber ein heiteres Gesicht! Bei dem Sonnenschein! Du sollst ja erzählen! — Was treibst du? Was gibt es Neues in der Residenz?"

„Ich weiß nichts. Ich höre nichts. Ich habe zu thun —" fast klang es wie ein mißmutiges Murren. Er fand sich selbst durchaus nicht sehr liebenswürdig. „Azor, willst du dich wohl kusch dahinlegen! Er belästigt Sie, Graf!"

„O durchaus nicht, Eure Majestät, ich liebe Hunde."

„Edwin, du solltest dir den Hundepark auf Schloß Lars einmal ansehen! Und den Marstall."

Der König hatte von dieser Sehenswürdigkeit gehört.

„Wenn Majestät mir die Gnade erweisen wollten —" ergänzte der Graf.

„Sehr gern!"

„Mirza besonders ist ein Prachttier — welche Bewegungen er hat! — wie er gebaut ist!"

Und der Graf wies damit auf die mächtigere der beiden Doggen hin, die in der Sonne die geschmeidigen Glieder reckte und dehnte.

„Ja, ein Prachttier" — wiederholte die Königin einstimmend.

Es war seine, des Königs sportliche Schwäche. Seine Laune hellte sich auf. Er war, ehe er sich dessen versah, mit dem Grafen in ein lebhaftes Gespräch über Hunde und kynologische Dinge verwickelt. Dann von diesen selbstverständlich auf das Hippologische, von da auf die Nationalökonomie, die den König in seinen Studien besonders interessierte, schließlich ein Gespräch, das allerlei Interessen berührte und dem König immer anregender dünkte.

Er hatte ganz die Stunde seines Aufbruchs vergessen. Er sah wohl, wie Mama über seine Verblüffung triumphierte, da er endlich die Uhr zog und aufsprang: — siehst du, das ist Graf Lariva, über den der Klatsch so herzieht! Steht er nicht hoch über all dem üblichen höfischen Gelichter? Kann man mir, der Königin, ein Verbrechen anrechnen . . .

Wie liebenswürdig er ist! Welche sichere Grazie des Ausdrucks, welches edle Maß bei aller Bestimmtheit seiner festgefügten Art! Es gibt wenige seinesgleichen!

Er schien selbst wie bezaubert. Und wie er nun in Eile die Chaussee nach der Residenz zurücktrabte, wollte der alte peinigende Argwohn keine Macht mehr über ihn gewinnen. Erst am Abend, an seinem Studientische, schlich dieser Argwohn sich von neuem heran. Sie wollten ihn erobern, seine Mama und jener! Sie wollten ihn umstricken mit Geist, Liebenswürdigkeit und ähnlichen Mächten. Es galt, ihn wehrlos zu machen! Es war der Zauber des Frühlingstages — die Sonne war mit ihnen im Bunde — es war eben Miraflos . . .

Nein, nein, ich lasse mich nicht umgarnen! Ich lasse mir nicht meine Wachsamkeit einschläfern! Die Königin ist in Gefahr! Keiner soll an ihre Majestät tasten, auch dieser nicht — so wahr ich König Edwin heiße!



Kartoffelernte. Nach dem Gemälde von Caj. Geibel.

10. Heiraten!

„Majestät müßten eben sehr bald eine Heirat schließen . . .“ sagte Dr. Terzka, und sein altersrunder Rücken richtete sich dabei nicht empor, wie sonst bei wichtigen Entscheidungen zu geschehen pflegte, auch sah er den König nicht an, der seitwärts neben ihm an dem großen Arbeitstische saß; nur die kleine, auch jetzt noch immer rundliche und zartrosa gefärbte Hand fuhr flach, mit einem gewissen energischen Nachdruck, über das Schriftstück, das vor ihm lag, ein bei seinen Untergebenen bekanntes Zeichen, daß diese Sache zu glatt und klar für ihn sei, als daß sie noch einen Einwand gestattete.

Es war in der Frühe und der offizielle Dienst des Regenten hatte noch nicht begonnen. Zu solcher Stunde pflegte sich Se. Majestät von Zeit zu Zeit hier einzufinden; es war etwas von dem geheimnisvollen und unwiderstehlichen Zauber, der einen Jünger in den magischen Kreis eines Meisters bannt. Im Publikum wurden allerlei hübsche Züge erzählt von der wachsenden Anhänglichkeit des Königs zu dem Manne, der ihm in Wirklichkeit die Vaterstatt vertrat.

Wie König Edwin mit Herz und Verstand seinem Meister ergeben war, so hatte dieser die innigste Freude an seinem Jünger. Vor ihm enthüllte er nach und nach das geheime Getriebe seines staatsmännischen Handelns und Denkens; vor ihm zog der nun fast Neunzigjährige die Summe seines politischen Lebens. Der König machte hier gleichsam einen Kursus praktischer Staatsweisheit durch. Dr. Terzka erläuterte ihm das Zehngebot der Politik, zugleich eröffnete er ihm den Ausblick auf zukünftige Ziele, wenn er selbst von seiner unermüdlichen Arbeit an dem großen Webstuhl abberufen würde. O, und er wird mit gutem Gewissen sich von dieser Arbeit erheben: vermag er doch an seiner Stelle dem Staatsschiff einen jungen Kapitän zu hinterlassen, der es mit energischer Hand durch den hohen Sturmgang der Zeitgeschichte steuern wird.

Dr. Terzka bewohnte in dem altertümlich weiten und umfangreichen Palais der Regentschaft, mit seinen Hunderten von Zimmern und Gemächern, und seinem Labyrinth von Gängen und Treppen, fast nur diesen einen saalartigen Raum, dessen prunkvolle und mit reichem Stuck überladene Decke seltsam abstach von der mehr als einfachen Ausstattung. So duldeten der hohen Bogenfenster mit ihren altertümlich grünlichen Scheiben keinerlei lichtdämpfenden Vorhang, in der Höhe nur einfache Lambrequins aus braun verschossenem Damast: Licht und Klarheit auch hier in der Wohnung wie in der Politik! So entbehrte der gewürfelte Parquetfußboden des Teppichs, und die Wände waren zumeist mit einfachen Regalen für Akten und Bücher umstellt; nur ein schmuckloser Divan und ein Rauchtischchen nebst einigen Stühlen dort in dem einen Winkel für die Empfänge, und in jener andren ein winziges, niedriges eisernes Feldbett, das ein Schirm nur halb verdeckte. Die Mitte des Raumes nahm ein ungeheurer Arbeitstisch ein, eine jedes Schmuckes entbehrende lange und breite Holzfläche, auf dem sich die Papiere, Briefschaften und Berichte in hohen Stößen häuften; davor ein altertümlicher, sehr weiter Sessel von geschnitztem Eichenholz mit Rohrsitz, dessen Seitenlehnen glatt und glänzend waren, da in den Arbeitspausen und bei dienstlichen Unterredungen die Hände seines Inhabers ihn in ihrer unruhigen Art fort und fort zu polieren pflegten. Hier an diesem Tische verbrachte der alte Staatsmann den größten Teil des Tages und fast der Nacht; denn er pflegte nur erst gegen Morgen den Winkel mit dem winzigen Feldbett für wenige Stunden des Schlafes aufzusuchen — Arbeit, unerschöpfliche, unermüdliche Arbeit, fort und fort! Jeder Pulsschlag dem Dienste des Vaterlandes geweiht!

Gegen die Morgenfrühe, wenn die Vögel in der alten Edelkastanie, die den Hof mit ihrer Krone überschattete, zu tirelieren begannen und die müde Studierlampe auf dem Riesentisch mit ihrem matten orangegelben Licht gegen den fahlen Dämmerschein ankämpfte, öffnete sich wohl jene an ihrer Klinke abgegriffene Tapetenthür und es erschien die vermummte, leicht fröstelnde Gestalt einer kleinen alten Dame, mit silbergrauen Marquisenlöckchen; stand eine Minute spähend und auf das kritzelnde Geräusch der Feder dort am Tische lauschend, und kam dann behutsam, mit ihren kurzen Schrittchen, angeschlichen, an den Sessel heran, hielt dort abermals zögernd, und ein mitleidig-

sorgenvolles Lächeln zitterte über die feinen elfenbeinblassen Züge. Dann legte sich wohl ihr Händchen zögernd auf die Schulter des Gatten und eine zaghafte Mahnung entfuhr ihren schmalen Lippen:

„Dyonys, es ist vier Uhr. — Willst du nicht zu Bette gehen?"

O, es gab noch immer etwas zu erledigen! — gleich nachdem wollte er die Ruhe aufsuchen.

Nun entstand jedesmal ein kurzer Streit zwischen den beiden Gatten, doch die alte Dame ließ nicht nach, ihre anfängliche Ängstlichkeit steigerte sich allmählich zu einem gebieterischen Zwang: „Jetzt kommst du! ich duld es nicht mehr! — Oder gut, so bleibe ich selber neben dir sitzen . . ."

Und sie schob den andern Stuhl vom Tische und wollte sich darauf niederlassen. Das half. Er klappte die Mappe zu und setzte einen Löwen aus Bronze auf den Stoß von Papieren, dann erhob er sich, ergriff ihre Hand und führte sie langsam, langsam gegen seine Lippen. „Du Liebe, Gute!" sagte er, und seine Stimme hatte jetzt keine Spur von ihrem harten, stählernen Klang, ja über seine sonst so starre Miene flog eine Bewegung, die fast einem Lächeln ähnelte.

„Nun, ich will dir den Gefallen thun! — Aber zuerst begleite ich dich wieder hinüber!" sagte er.

„Das sollst du nicht!" wehrte sie mit ihrem zarten, zirpenden Stimmchen, das Ähnlichkeit hatte mit dem Tirelieren der Vögel in der Kastanie draußen. „Das ist Zeitverlust! Du wirst nun sofort zur Ruhe gehen!"

Endlich einigten sich die beiden Streitenden jedesmal dahin, daß er zärtlich ihre schmalen Schultern umfing und sie bis an die offene Tapetenthür geleitete. Hier erhob die „Ruhestörerin," wie er sie scherzhaft und paradox genug nannte, ihre beiden Arme und nahm seinen Kopf zwischen ihre Hände, um ihre bebenden Lippen auf seine Stirn zu drücken: leise verhallte dieser rührende Gutenachtkuß in der Morgenstille.

„Majestät müßten eben sehr bald eine Heirat schließen —" sagte also Dr. Terzka.

Es geschah in Verfolg einer Beratung, die gewisse Möglichkeiten in Betracht zog: wenn ihn, den König, eine Menschlichkeit träfe, was dann? Gewiß hatte Dr. Terzka längst eine Lösung dieser hochwichtigen Frage erwogen, aber in solcher Offenheit war noch nie zwischen dem König und ihm darüber verhandelt worden. Eine sehr zarte Angelegenheit, und vielleicht zum erstenmal in seiner thaten- und erfolgreichen Laufbahn empfand der ehrwürdige Staatsmann etwas wie eine zögernde Verlegenheit.

Des Königs hübscher Kopf ruckte unmerklich in die Höhe und seine Augen weiteten sich überrascht. Hatte er recht gehört? Er sollte heiraten?

Eine Pause, während der die Hand des Regenten immer noch flach über das Papier strich.

Endlich kehrte er sein Antlitz zur Seite und die kleinen schwarzen Augen fuhren gleichsam gegen den König an. Diesmal hatten sie etwas von einem seltsamen, und für den König durchaus neuen, fast schelmischen Ausdruck.

„Majestät haben wohl den Fall noch nicht ins Auge gefaßt?" fragte der Regent.

„Heiraten!" rief der König. Dazu ein „O!", das zugleich ein Erstaunen wie eine Abwehr bedeutete. Am liebsten wäre er mit einem hellen, jugendfrohen Lachen herausgefahren, aber das paßte gewiß nicht hierher — bei Dr. Terzka wurde überhaupt nicht gelacht.

„Majestät müßten gestatten, die Frage ganz sachgemäß anzufassen. Ich kann mir denken, daß Majestät mit Dero kaum 17 Jahren sich wohl noch kaum mit Heiratsplänen beschäftigt haben dürften —"

Diesmal hielt es den König nicht. Es war doch sehr komisch! Freilich hatte er noch nicht daran gedacht! Er wollte sich den Scherz erlauben und dem Regenten erwidern, daß man ihm ja zu solchen Gedanken bisher noch gar keine Zeit gelassen. Stattdessen entfuhr ihm ein kurzes, sonorklingendes Lachen, das der Regent mit einer eigenartigen Schmunzelbewegung seiner Lippenlinie entgegennahm.

„Obgleich," fuhr der Alte fort, wieder die Augen auf die streichende Hand gerichtet, „obgleich bekannt sein dürfte, daß die Geschichte ähnliche Fälle früher Heiraten registriert — im Staatsinteresse."

Bei dem Wort hielt die Hand in ihrer Bewegung inne, der runde Rücken bog sich ein wenig aufwärts und der Ton der Stimme nahm wieder das Stählerne an.

„Im Allerhöchsten Staatsinteresse ....“ wiederholte er nachdrücklich. „Dieses wäre auch hier gegeben!“

Prinz Mitzlaw! der ist doch auch noch da! dachte der König.

Der Regent, der die Gabe besaß, die Gedanken anderer zu lesen, griff sofort den Namen auf.

„Die Heirat Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Mitzlaw geschah aus keinem andern Grunde.“

„Und er hat sich auch genug dagegen gewehrt, obgleich er damals doch viel älter war als ich —“ lächelte der König.

„Das Allerhöchste Staatinteresse,“ fuhr der Regent fort, anscheinend diese ablenkende Bemerkung überhörend, „würde auch nicht in solcher Dringlichkeit an Majestät herantreten, wenn thronfähige Nachkommen aus dieser Ehe hervorgegangen wären, aber —“

„Famose Mädels, die fünf von Vetter Mitzlaw! Wahre Prachtmädels!“ rief der König in seiner schlagfertigen Frische darein. Gegen die Prinzeßchen duldete er keine abfällige Kritik und es lag doch in der Erwähnung ihrer Thronunfähigkeit eine Art Herabminderung.

„Wir dürften aber schwerlich die Verfassung zu ihren Gunsten umstoßen,“ erwiderte Terzka. „Ich halte nicht viel vom Weiberregiment!“

Es kam hart und herb heraus. Es zielte wohl auf des Königs Mutter; hatte doch der eiserne Mann es durchgesetzt, daß die Königin von dem nach altem Herkommen berechtigten Anteil an der Regentschaft ausgeschlossen worden war. Aber nicht solcher Ton in solcher ohnedies schwierigen Sache! ....

(Fortsetzung folgt.)



Von H. von Wissmann.

In zweijährigem Kampfe gelang es mir, den Aufstand niederzuwerfen, den ich schon im Jahre 1885, aus dem tiefen Innern zur Ostküste kommend, vorausgesagt hatte.

Selbst ohne die Gärung bei den Arabern und Küstenhändlern festgestellt zu haben, hätte ich eine Katastrophe vorausgesagt, denn nur Optimisten oder gänzliche Neulinge in der Beurteilung des Arabers und des arabisierten Negers konnten hoffen, auf friedliche Weise diesen habgierigen, zähen Raubhändlern ihr einträgliches Geschäft zu entreißen. Daß dies aber geschehen mußte, daß die arabischen Händler keine europäische Konkurrenz aushalten würden, daß der einträgliche Menschenhandel aufhören müsse, das sahen beide Parteien ein.

Es war eben unsere Unkenntnis in kolonialen Dingen überhaupt und der unüberlegte Enthusiasmus, der mit der neu entstandenen deutschen Kolonialidee erwachte, welche schuld waren an der unrichtigen Weise, in der man sich in arabisierten Ländern festzusetzen versuchte. Man unterschätzte den zwar zunächst eingeschüchterten, aber keineswegs moralisch überwältigten Faktor: die Bevölkerung Ostafrikas.

Daß es in Afrika durchaus nötig ist, selbst bei Stämmen, die nichts von dem kriegerischen Arabertum angenommen haben, erst die Macht zu zeigen, geht aus den Vorgängen in Kamerun hervor. Jede wilde Rasse, bei der eben allein das Recht des Stärkern als Recht gilt, wird sich nie freiwillig beugen, wird infolgedessen nie umgänglich werden, bevor sie nicht die höhere Macht anerkannt hat.

Die Beständigkeit der zum Verkehr mit zivilisierten Mächten nötigen Unterwerfung wird jedoch davon abhängen, ob und wie schnell der wildere Stamm seinen Vorteil in

dem neuen Verhältnis erblickt. Erst wenn man sicher ist, daß das letztere eingetreten, darf man die Vorsichtsmaßregeln, welche verhüten sollen, daß plötzlich die ganze Kulturarbeit abermals zerstört oder geschädigt wird, vermindern.

Den Küstenstrich Deutsch-Ostafrikas und einen beträchtlichen Teil des Hinterlandes habe ich, man kann kaum sagen, wiedergewonnen, denn der Erfolg hat gezeigt, daß unser Besitz in Ostafrika bis dahin überhaupt illusorisch gewesen war, und gesichert.

Jetzt gilt es, uns auch die Erwerbsquellen, die durch Karawanenhandel uns zufließen sollen, zu sichern und der moralischen Verpflichtung, die wir mit der Okkupierung des Landes übernahmen, nachzukommen.

Da für diese beiden Ziele d. h. zur Sicherung des Karawanenhandels und zur Verhinderung der Sklaventransporte, zunächst die Karawanenstraßen in Betracht kommen, so war, nachdem ich früher den Engpaß unserer größten Karawanenstraße, wo sich dieselbe durch nördliche und südliche Räuberstämme hindurchzwängt, durch die Befestigung bei Mpwapwa gesichert hatte, der größte Knotenpunkt der Straßen, Tabora, mein nächstes Ziel. Auch in Tabora wie an der Küste herrscht arabisches Element; wenn dasselbe aber auch durch die Vorgänge an der Küste eingeschüchtert war, so kannte ich die dortigen Verhältnisse doch zur Genüge, um zu wissen, daß, bevor man dort unsren Einfluß als gesichert bezeichnen könnte, eine wirkliche Machtentfaltung nötig sei. Deshalb und um nicht durch ein nicht genügend kräftiges Auftreten den tiefen Eindruck der Vorgänge an der Küste abzumindern, befahl ich Emin Pascha, als ich denselben als möglichst friedlichen Vorläufer, wozu er besonders geeignet erschien, absandte, nicht nach Tabora zu gehen.



Major von Wissmann.

Ich hatte einen mir ergebenen Araber, der natürlich gut bezahlt war, schon vor Emin nach Tabora gesandt und war sicher, daß er, da ihm persönlich an der Sicherheit der Straßen gelegen sein mußte, das Seinige zu einer friedlichen Regelung thun würde. So kam es, daß in Tabora schon die deutsche Flagge wehte, als Emin gegen meinen Befehl doch dorthin zog. Zwar betete Emin Pascha mit den Arabern und verlas Koransprüche unter der deutschen Flagge: als er aber weiterzog und Araber wegen Sklavenhandels hinrichten ließ, flammte helle Wut gegen ihn auf, und nur die Furcht vor dem Vorrücken einer großen Macht, auf die bis jetzt die Leute von Tabora von Monat zu Monat warten, hat Emin vor der Rache der Araber geschützt, gegen welche er im Ernstfalle viel zu schwach gewesen wäre.

Jetzt endlich ist es so weit, daß diese Macht, die endgültig die Verhältnisse regeln kann, sich sammelt und, wie ich hoffe, noch im September unter meinem Befehle abmarschieren wird.

Durch vorstehendes ist schon gesagt, daß Tabora das erste Ziel der bevorstehenden Expeditionen ist. Daß nach seiner Besetzung und Befestigung dieser Punkt auch für die Unternehmungen nach vielleicht allen drei fast gleichweit von Tabora entfernten Seen

als Ausgangspunkt dienen soll, sei vorweg erwähnt.

Ich will zunächst auf die Organisierung der Expedition selbst eingehen. Die Mittel zur Ausführung derselben setzen sich aus drei Faktoren zusammen.

Meine erste und hauptsächlichste Aufgabe ist die als Kaiserlicher Kommissar, als welcher ich mich mit dem neuen Gouverneur von Ostafrika zu verständigen habe. Zur Ausführung dieses Teiles werden mir drei Kompanieen meiner früheren, der jetzt kaiserlich gewordenen Schutztruppe mit ihren Offizieren und Unteroffizieren kommandiert werden. Die Gehälter, Ausrüstung und Verpflegung derselben werden aus Reichsmitteln beschafft. Ohne auf nähere Direktiven, die ich noch erwarte, einzugehen, wird es meine Aufgabe sein, die großen Straßen zu sichern, Tabora zu besetzen und zu befestigen, die Besatzung der Station Bukoba (von Emin am Viktoria-See gegründet) abzulösen, eine Station am Tanganjika und vielleicht auch eine weitere am Nyassa zu gründen, die Sklavenzufuhr aus fremden Gebieten abzuschneiden, Sklavenjagden in unsren Gebieten unmöglich zu machen, den Handel und die Existenz friedlicher Einwohner gegen räuberische Stämme zu sichern, unsere Schutzherrschaft und Oberhoheit allseitig bekannt zu machen und zu befestigen.

Die weiteren Mittel zur Durchführung oben genannter Zwecke und zumal zur Verfolgung praktischer Ziele am Viktoria-See habe ich persönlich gesammelt. Es sind dies 230 000 Mk., die zu meiner Verfügung stehen und für welche ein Dampfboot für den Viktoria-See, eine Feldbahn für den Transport des ersteren beschafft sind und vorbereitende Maßnahmen bis zum Abmarsch der Expedition bezahlt werden.

Da die Kosten des Transportes des Dampfers und das Montieren desselben am See weitere Mittel benötigten, so wurden mir unter der Bedingung, daß die erste Aufgabe des Dampfbootes die Unterbindung des Sklaventransportes auf dem See sein sollte, von der Antisklaverei-Lotterie die noch nötigen Mittel von 350 000 Mk. zur Verfügung gestellt und damit die vielseitigen Zwecke der Expedition gesichert.

Am 23. August treffe ich an der Ostküste ein, begebe mich nach eingehender Rücksprache mit dem Gouverneur von Soden nach dem Küstenort, von welchem aus die Expedition abgeht, und finde diese dort fast vollständig versammelt. Das Dampfboot wie die Feldbahn liegen bereit, und das nötige Arbeitspersonal, fast 1000 Küstenneger, hoffe ich von meinem Vertreter vervollständigt vor zu finden.

Mein bisheriger Adjutant Dr. Bumiller folgt mir in Monatsfrist mit dem Teil der Ausrüstung, der nicht bis zu meiner Abreise beschafft werden konnte, und trifft wenige Tage vor dem Abmarsch ins Innere ein.

Es wird sich also voraussichtlich die Expedition folgendermaßen zusammensetzen: Zunächst ich als Kommandeur. Dann die beiden Hauptteile der Expedition, die ich sowohl wegen der Rechnungslegung, als wegen der Leitung getrennt halte, nämlich einmal die Kaiserliche Schutztruppe, zum andern das Personal für die Dampfbootexpedition.

Als Führer des ersten Teiles ist von dem Gouverneur der alte Chef der Schutztruppe, Herr von Perbardt, ausersehen; unter ihm stehen die drei Kompanieführer mit ihren Unteroffizieren, vielleicht auch ein zum Chef von Tabora bestimmter Offizier, der Arzt und Lazarettgehilfe, drei Kompanieen, die zu je einem Dritteil aus Sudanesen, Sulu und Küstenleuten zusammengesetzt sind. Zum Führer des zweiten Teiles, des Dampfertransportes, habe ich den Dr. Bumiller bestimmt. Ihm unterstehen: 1 Offizier, 2 Deckoffiziere meiner früheren Schutztruppe als Karawanenführer und Führer einer irregulären Kompanie von 150 Mann ausgesuchter Küstenleute, die besonders zum Schutz und zur Überwachung des Transportes zu verwenden sein werden.

Die Karawanenführer haben die 850 Arbeiter und Träger, die zur Bedienung der Feldbahn nötig sind, zu überwachen. Zu nennen sind ferner noch der Kapitän des Dampfbootes, 1 Steuermann, 2 Ingenieure, 2 Kesselarbeiter, 2 Schiffszimmerleute (hauptsächlich zum Ausbau einer Werft, auf der das Boot montiert wird, bestimmt) und ein Unteroffizier als Proviantmeister.

Unabhängig von beiden Teilen begleitet mich noch ein Geodät und Astronom, der von der Königlich Sächsischen Wissenschaftlichen Gesellschaft mir beigegeben wird, ein Maler und Photograph und 1—2 Offiziere zum Adjutantieren und zum Ersatz.

Somit zählt die Expedition 28 Euro-

päer, 3 reguläre Kompanieen zu 100, 1 irreguläre zu 150 Mann, gleich 450 Mann der Truppe, 850 Arbeiter und etwa 50 Diener, zusammen 1350 Mann. Besonders was die Zahl der Europäer anbetrifft, eine in solcher Stärke noch nie ausgerüstete Expedition.

Das ganze Unternehmen wird, da der Transport nur langsam von statten gehen kann, etwa acht Monate bis zur Ankunft am Viktoria-See gebrauchen.

Da die Nachrichten allerdings nur oberflächlicher Kenner des Sees es zweifelhaft erscheinen lassen, ob ein Boot mit einem Tiefgang wie das meine auf dem Viktoria-See verwendbar sei, so sende ich, um ganz sicher zu gehen, einen Hydrographen, den Kapitän des Schiffes, einen Maschinisten und einen Schiffszimmermann voraus, einmal zur genaueren Untersuchung des Sees auf genügenden Tiefgang, sodann zur Wahl eines guten Platzes für die Werft und zu vorbereitenden Arbeiten, als Hölzer herbeischaffen &c. Sollte, gegen meine Annahme, die sich, wie ich schon oft erwähnte, auf gute Kenner des Sees stützt, der Nyanza nicht für ein Dampfboot wie das meine geeignet sein, so werde ich schon so frühe Meldung zurück erhalten, daß der Transport nicht erst nach Norden von der großen Straße abbiegt, sondern den Weg westlich bis zum Tanganjika fortsetzen kann. Letzteren See kenne ich selbst sehr genau und weiß, daß auf ihm kein Hindernis der Verwendung meines Dampfers im Wege steht.

Die Schutztruppe wird diesen langwierigen Transport nicht etwa mitmachen, sondern die Transportkarawane nur als bewegliche Operationsbasis benutzend bald nord-, bald süd-, bald westwärts abbiegen; sie soll an etwaigen schwierigen Stellen, an denen vielleicht auch die Feldbahn zur Überwindung von Hindernissen auseinandergenommen werden muß, zur Stelle sein, dann aber während des Montierens des Dampfbootes und nach Inbetriebstellung desselben unter meiner Leitung meine oben aufgeführten Aufgaben verfolgen. Auch wird die Truppe verwandt werden, um die Verproviantierung der ganzen Karawane durch Beitreibungen zu sichern.

Es leuchtet ein, daß die Art des Transportes vermittels einer Feldbahn große Schwierigkeiten bietet und nur langsam von statten gehen wird. Es überwiegen jedoch die Vorteile desselben die Nachteile bedeutend, ja ich glaube, daß dieses mein nächstes Unternehmen eine ganz neue Methode des Verkehrs mit dem Innern schaffen wird.

Hätte ich, wie zunächst beabsichtigt war, das ganze Material auf den Köpfen und Schultern der Träger fortbewegen lassen, so würde ich gegen 4000 Träger bedurft haben. Abgesehen von der bedeutenden Verteuerung durch diese große Zahl, hätte ich den Transport in vielen kleinen Karawanen vorgehen lassen müssen, denn 4000 Mann sind in Ostafrika auf dem Marsch, besonders in diesem regenarmen Jahr, nicht zu ernähren. Eine Teilung aber hätte wieder einer großen Anzahl überwachender Europäer bedurft, und wäre bei alledem die Gefahr, Teile, vielleicht unersetzliche Teile, einzubüßen, doch nicht vermieden worden. Hätte ich die einzelnen Karawanen von der Truppe überwachen lassen, so wäre diese anderseits für ihre eigentliche Aufgabe, welche seitwärts der Straße liegt, nicht zur Hand gewesen.

Die Feldbahn bietet hiergegen die Vorzüge leichter Überwachung und Sicherung. Es ist kaum denkbar, daß etwas verloren geht, die Verpflegung von nur 1300 Mann ist leicht zu beschaffen, besonders da einige Wagen der Bahn lediglich mit Nahrungsmitteln belastet werden. Die Truppe kann von seitwärts der Straße Proviant beschaffen, und in guten Gegenden oder bei einigem Aufenthalt erlauben die Proviantwagen eine Verpflegung für lange Zeit, wie sie auch das Mitführen von Wasser für mehrere Tage gestatten und hierdurch die sehr ebene, hindernisfreie Bemberrä-Steppe zu passieren erlauben.

Der zu einer Wagenburg zusammengefahrene Zug bildet ein gutes, leicht zu sicherndes Lager. Im Notfalle kann durch die Truppe bei den Eingeborenen Arbeitspersonal requiriert werden. Bequeme Unterbringung von Kranken, sicheres Verstauen von großem Munitionsvorrat im verschlossenen Wagen ist ermöglicht.

Von Saadani lasse ich die Karawane ausgehen, weil die von dort ins Innere führende, mir bekannte Straße bis zum Nyanza und bis zum Tanganjika keinen einzigen nicht zu Fuß zu passierenden Wasserlauf überschreitet; der Wami und Kingani bleiben im Süden.

Für das Überschreiten von etwa unumgehbaren Sümpfen sind lange Schlitten bereit, die über starke Knüppeldämme gezogen werden; in diesem Falle und bei nicht zu umgehenden schroffen Steigungen, besonders mit Felsbildung, wo schräge Straßen nicht einzuschneiden sind, muß alles auseinander genommen und durch die Mannschaft unter mehrfachem Hin- und Zurückgehen transportiert werden. Dann hilft die Truppe und requirierte Eingeborene. Solche Störungen werden aber vielleicht gar nicht nötig. Ich kenne die Straße Saadani-Tabora-Tanganjika und entsinne mich nicht solch schwieriger, unumgänglicher Partieen. Von dieser Straße nach Norden zum Nyanza, heißt es, ist das Terrain flache Savanne oder Steppe.

Der Transport würde nun folgendermaßen sich fortbewegen.

Ganz voraus sind Europäer mit einer Patrouille, die den Weg suchen und durch Beilhiebe an den Bäumen bezeichnen*), dann kommt ein Zug bis eine Kompanie irregulärer Truppe mit Axt, Spaten, Picke, Beil, Buschmesser zum Hinwegräumen der rohesten Hindernisse, dann der Zug selbst und zwar zuvörderst ein Wagen mit Handwerkszeug, Sprengmaterial und den vielleicht einzusetzenden Kurvenstücken für eine etwa nötige Biegung des Weges.

Schließlich folgen 20 bis 22 Wagen, auf denen der Dampfer, in Trägerlasten, verpackt ist. An sie reihen sich ein Wagen mit Munition und Geschützen (verschlossen), zwei Wagen mit Gepäck für Europäer, Proviant, Zelten, Betten rc., von denen einer als Lazarett hergerichtet ist, und dann die zur Aufnahme von Proviant und Wasser bestimmten Wagen, die natürlich schon an der Küste mit Reis, Bohnen, Mehl rc. beladen wurden.

Es handelt sich zusammen um 32 Wagen, die eine Länge von etwas über 100 Meter einnehmen, mit Bremsen und mit Haken an den Seiten versehen sind, so daß sie an Gurten von Menschen oder Thieren gezogen werden können.

Die Schienenstrecke selbst ist 250 Meter lang. Für jedes von einem Mann an einem Schultergurt mit Haken leicht zu tragendes Schienenstück sind zwei bis drei Mann zur Ablösung bestimmt. Das numerierte Stück wird von seinen danebenstehenden Trägern, sobald die letzten Räder des Zuges darüber hinweg geglitten sind, leicht herausgezogen, im muntern Schritt an dem sich langsam vorwärts bewegenden Zuge vorbeigetragen und vor demselben wieder eingesetzt, was auf nicht zu schwierigem Terrain derart geschehen kann, daß der Zug in einer ununterbrochenen langsamen Bewegung bleibt.

Wie für jedes Schienenstück zwei bis drei Mann zum Tragen bestimmt sind, so hat jeder Wagen die nötige Anzahl Leute zum Ziehen; der Führer sitzt auf dem Wagen an der Bremse.

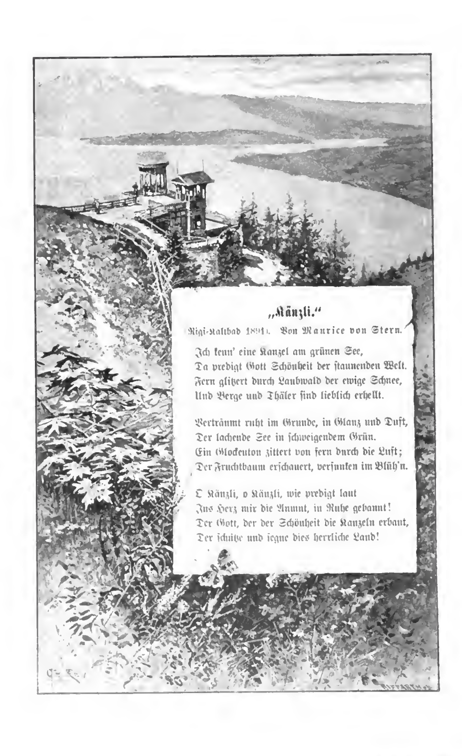
Mag passieren was da wolle, es bleibt immer das ganze Dampfboot beisammen und kann nach etwaiger längerer Unterbrechung, während welcher es, als Wagenburg formiert, leicht zu sichern ist, sofort wieder zum Weitertransport in Angriff genommen werden.

Lange Zeit habe ich gebraucht, bevor ich mich für dieses Unternehmen entscheiden konnte, aber allmählich habe ich mein Bedenken überwunden und gehe jetzt an diese, für die Zukunft Ostafrikas, ja aller unserer afrikanischen Besitzungen vielleicht von unübersehbarer Bedeutung werdenden Neuerung mit aller Energie, mit großer Hoffnung.

Zwölf Jahre lang habe ich Erfahrungen in Afrika gesammelt und vor allem Anderen in dieser Zeit Geduld gelernt; diese wird auch diesmal nötig sein. Die größten Schwierigkeiten, das weiß ich, wird das nicht der Truppe angehörige europäische Personal bereiten, so wunderbar dies klingt. Die wenigen Fachleute, die in dieser Beziehung Erfahrungen haben, werden mir beipflichten, aber ich habe auch schon eine nicht zu unterschätzende Stütze an meinen Offizieren, die sich in den letzten beiden Jahren so trefflich bewährten.

Vier Lebenswerke sind mir in Afrika bis jetzt gelungen; zweimal habe ich den dunklen Kontinent als Forscher gekreuzt, den letzten unbekannten großen Fluß der Erde, den mächtigsten Nebenfluß des Kongo, konnte ich erforschen und 1000 Seemeilen neue Wasserstraßen in das innerste Eingeweide Afrikas finden; den alle Hoffnungen auf unsere größte neue Kolonie erschütternden Aufstand glückte es mir niederzuwerfen, und so hoffe ich auch auf das Gelingen des vorliegenden Werkes, wenn Gott mir die Gesundheit läßt, mit seiner Hilfe.

*) Nachdem schon die vorausgesandte, vorhin erwähnte Karawane über die einzuschlagende Straße berichtet hat.


„Känzli."
Rigi-Kaltbad 1890. Von Maurice von Stern.
Ich kenn' eine Kanzel am grünen See,
Da predigt Gott Schönheit der staunenden Welt.
Fern glitzert durch Laubwald der ewige Schnee,
Und Berge und Thäler sind lieblich erhellt.
Verträumt ruht im Grunde, in Glanz und Duft,
Der lachende See in schweigendem Grün.
Ein Glockenton zittert von fern durch die Luft;
Der Fruchtbaum erschauert, versunken im Blüh'n.
O Känzli, o Känzli, wie predigt laut
Ins Herz mir die Anmut, in Ruhe gebannt!
Der Gott, der der Schönheit die Kanzeln erbaut,
Der schütze und segne dies herrliche Land!

Paul Konewka.

Ein Erinnerungsblatt. Von Joh. Trojan.

(Abdruck verboten.)

Als ein sehr kurzes Künstlerleben erscheint dasjenige Paul Konewkas. Der Tod raffte ihn hin, als er eben erst ein und dreißig Jahre alt geworden war. Kaum soviel, als im Durchschnitt ein Menschenalter beträgt, war als Lebenszeit ihm gegeben. Bei genauer Betrachtung aber stellt sich heraus, daß sein Künstlerleben doch nicht gar so kurz war. Denn er ist früh schon aufgeblüht und mußte unbedingt schon ein Künstler genannt werden, als er den Jahren nach noch ein Kind war.

Paul Konewka. Geschnittenes Selbstporträt (verkleinert).

Dem Publikum wurde Konewka bekannt zu Anfang der sechziger Jahre; er starb aber am 10. Mai 1871. Die Zeit, in welcher er das schuf, was ihm in der Künstlerwelt einen Namen gemacht, ist sehr kurz: es sind acht Jahre höchstens. In dieser kurzen Zeit aber hat er viel geschaffen. Er war von rastloser Thätigkeit, die zunahm, je mehr er seinem Ende sich näherte. Er glich einer Pflanze, welche — wie die Gärtner sagen — sich zu Tode blüht.

Als Paul Konewka die Silhouettirkunst wieder zu Ehren brachte, war dieselbe gerade im Begriff, vollständig auszugehen. Wohl nur auf Universitäten noch ließen die Studenten sich silhouettiren für ihre Verbindungsbrüder und für die Kneipe. Als ich 1856 nach Göttingen kam, war es in der Verbindung, in die ich eintrat, noch Gesetz, daß jedes neue Mitglied binnen einer gewissen Frist eine Silhouette von sich mußte machen lassen. Die wurde denn auch mehr oder weniger ähnlich mit Hilfe des Storchschnabels angefertigt. Aber schon während der Semester, die ich in Göttingen zubrachte, verschwand die Silhouette; sie wurde verdrängt durch die Photographie. Und nun kam Paul Konewka, und die Silhouette ward wieder Mode. Aber was hatte er denn zu thun mit dieser zum Handwerk gewordenen Abart der Porträtierkunst! Was er in Silhouettenform brachte, war echte Kunst, und das unterscheidet ihn von allen denen, die vor und nach ihm mit der Schere und schwarzem Papier gearbeitet haben.

Das Eigentümliche an ihm war aber, daß er als schon vollendeter Künstler vor das Publikum trat. Er blieb sich in der Hauptsache gleich von den ersten Arbeiten, die er veröffentlichte, bis zu den letzten. Von allen aber gilt, was ein berufener Kunstkritiker, Ludwig Pietsch, von dem letzten Werke Konewkas, den Bildern zum Fallstaff, sagt: „In der Feinheit und Schönheit der charakteristischen Zeichnung lebendiger Gestalten (der Menschen und Tiere) durch den reinen Kontour ist noch keiner auch der gepriesensten Meister unserer Zeit über das hier von Konewka Geleistete hinausgelangt.“

Paul Konewkas Vater hat im Jahr 1857, drei Jahre vor seinem Tode, für seine Kinder seine Lebensgeschichte kurz niedergeschrieben. Zunächst spricht er von seinem Namen, der alt und ursprünglich wohl einem als Spitzname erteilt worden sei. „Dieser Name“ — sagt er — „ist die polnische Bezeichnung einer hölzernen Schöpfkanne, die man auch Nalewka nennt, oder eines Kännchens vielmehr, als Verkleinerungsform von Konew: die Kanne, und diese Benennung Konewka ist im ganzen Polenlande durch den allgemeinen Gebrauch solcher hölzernen Wasserkannen sehr bekannt. Als Personenname ist sie es viel weniger — eine Mahnung an euch, meine Söhne, diesen Namen rühmlich bekannt zu machen“. Sein Sohn Paul hat dann dafür gesorgt, daß der Name Konewka in der That rühmlichst bekannt geworden ist.

Den Aufzeichnungen Konewkas des Vaters entnehme ich weiter folgendes.

Sein Großvater, berichtet er, war Deich-

Paul Konewka, 12 Jahr alt. Geschnittenes Selbstporträt vom 24. August 1852.

inspektor bei Danzig, sein Vater ist — wie, beiläufig bemerkt, auch mein Vater — in Ohra, einem Dorf unweit Danzigs, geboren worden. Er erhielt seine Ausbildung in der Jesuitenschule zu Thorn, und der Unterricht, den er dort genoß, muß nicht ganz schlecht gewesen sein, da er außer vollkommener Kenntnis des Lateinischen und des Polnischen so viel Französisch verstanden hat, um J. J. Rousseau, den er bewunderte, im Originaltext lesen zu können. Als Dolmetscher der polnischen Sprache wurde er am Hofgericht zu Lauenburg in Pommern angestellt, wo er Charlotte Elisabeth Ehling, die Tochter des damals schon verstorbenen Dr. med. Ehling, kennen und lieben lernte. Im Jahre 1789 führte er sie als Gattin heim, nachdem er eine Stelle als Justizaktuarius im damaligen Neu-Ostpreußen und zwar in der kleinen Stadt Goniondz erhalten hatte, von wo er bald darauf an das Kreisgericht in Sokolka versetzt wurde. Lang und gefahrvoll war die Reise von Lauenburg in das nach der dritten Teilung Polens zu Preußen geschlagene Land, das noch von den letzten revolutionären Anstrengungen erschüttert war.



Nach einer Photographie.

Konewkas Großmutter (s. Seite 179) war eine Frau von vortrefflichem Charakter und besaß eine für die damalige Zeit, für den Ort, in dem sie lebte, und für ihre Lebensverhältnisse ungewöhnlich gute Bildung. Früh schon war sie Waise geworden. Ihre Mutter, in dürftigsten Verhältnissen zurückgelassen, mußte durch Handarbeiten sich und ihre beiden Töchter ernähren, aber in ihrem zehnten Jahre schon leistete Charlotte ihr wesentliche Hilfe dabei. Sie zeichnete sehr hübsch und stickte vortrefflich. Für alles Wissenwürdige zeigte sie Interesse, dabei war sie von großer Sanftmut und Güte und von herzgewinnender Bescheidenheit.

Als Sohn dieser Frau wurde Paul Konewkas Vater, Karl Emil Albert Konewka, am 20. März 1801 in Sokolka geboren. Schon 1803 verlor er seinen Vater; die Mutter mußte durch ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit in Malereien und feinen Handarbeiten sich und den kleinen Knaben erhalten. Einige Jahre lebten beide in Bialostok, und erst als der Knabe elf Jahre alt war, zog die Mutter mit ihm nach Lauenburg, ihrer Vaterstadt. Hier ergab es sich aus den Umständen von selbst, daß er, der katholisch getauft war, protestantisch erzogen wurde, Deutsch lernte, und daß die neue Umgebung bis zu einem gewissen Grade die Eindrücke seiner ersten Kindheit verdrängte. Für seine Geistesbildung konnte in der kleinen Stadt und bei den geringen Mitteln der Mutter kaum das gethan werden, was jetzt der ärmste Handarbeiter für seinen Sohn thut. Im fünfzehnten Jahr wurde er konfirmiert und trat in die Schreibstube eines Advokaten, wo er fünf Jahre hindurch ohne geistige Nahrung, ohne Ermutigung von irgend einer Seite abschrieb und wieder abschrieb und durch seine Arbeit die oft bedrängte Lage der Mutter erleichterte. Als einziger Sohn einer Witwe wäre er vom Militärdienst befreit gewesen, aber fast verzweifelnd in der traurigen Einförmigkeit seines Lebens und der völligen Aussichtslosigkeit seiner Beschäftigung, schrieb er nach Stettin, um sich zum Dienst anzubieten, und wurde angenommen. Er trat in ein Füsilierregiment in Stettin, und das erste, wozu er diese, zwar sehr bedingte Freiheit, die nur so im Gegensatz zu den verflossenen fünf Jahren genannt werden konnte, benutzte, war das lange nicht geübte

Polnisch gründlich wieder zu lernen. Sein feuriger Sinn und rastloser Eifer brachten ihn bald auf neue Studien, und er beschäftigte sich mit Musik, Französisch, Malerei, Mathematik und Geschichte. In all diesen Fächern hatte er nur seinen eigenen Fleiß zum Lehrer, oder gelegentlich einen Offizier, der, angeregt von dem Wissensdrang des jungen gemeinen Soldaten, sein eigenes Wissen bruchstückweise diesem mitteilte und dafür Unterricht in der polnischen Sprache eintauschte. 1822 erlangte er die begünstigtere Stellung eines Unteroffiziers und Bataillonsschreibers, er erhielt einen monatlichen Gehalt von dreizehn Thalern und konnte nun seine zärtlich geliebte Mutter, die er sein ganzes Leben hindurch mit der dankbarsten Liebe geehrt hat, wieder unterstützen. Bis dahin hatte er ausschließlich von zwei Groschen täglich gelebt, denn eine Summe von vierzig Thalern, die ihm bei seiner Abreise aus Lauenburg zur Equipierung aus einer Familienstiftung ausgezahlt worden war, hatte er mit seiner Mutter geteilt und für seinen Anteil sich in Stettin sogleich Bücher und Zeichenmaterialien gekauft. Acht Jahre verflossen so unter wissenschaftlichen Bestrebungen und Versuchen, sich eine feste Lebensstellung zu erringen; denn während dieser langen Zeit war er verlobt mit einem jungen Mädchen aus Greifswald, Johanna Maria Katharina Michels, die er als Gattin heimführte, als es ihm im Jahr 1830 endlich gelungen war, im Wohnort seiner Verlobten bei der Greifswalder Universitätskasse als Gehilfe des damaligen akademischen Amtshauptmanns angestellt zu werden.



Charlotte Elisabeth Konewka, geb. Ebling. Großmutter des Künstlers.

Einige Jahre später rückte er mit einem Gehalt von 520 Thalern in die Stelle eines akademischen Kassenkontrolleurs, und so hat er dreißig Jahre lang, immer in beschränkten Verhältnissen lebend, ein Amt versehen, das mit seinem innersten Beruf in Widerspruch stand.

Die Bildung, die er unter den schwierigsten Umständen mit seinem eisernen Fleiß sich angeeignet hatte, war so umfassend wie gründlich. Er beherrschte außer dem Polnischen das Englische, Französische und Italienische vollkommen und war in den Litteraturen dieser Sprachen, wie auch in der deutschen, trefflich bewandert. Die beneidenswerte Gabe des polnischen Volksstammes, fremde Sprachen sich rasch anzueignen, besaß er in hohem Grade, und von ihm hat dies Talent sich auf seine Kinder vererbt. Eingehend beschäftigte er sich mit der polnischen Geschichte und trotz seiner deutschen Bildung hat er bis zu seinem Ende Polen als sein Vaterland betrachtet und wie einer, der diesem Lande angehört, den Schmerz empfunden über das unglückliche Schicksal desselben.

Es war schon angedeutet, daß es ihm auch an künstlerischer Begabung nicht fehlte. Die Geschicklichkeit seiner Mutter hatte er geerbt. Er fertigte Miniaturbilder an und schnitzte zierlich in Elfenbein. Einige Proben seiner Kunstfertigkeit sind in meinem Besitz.



Johanna Maria Katharina Konewka, geb. Michels. Mutter des Künstlers.



Auswahl kleiner, aus weißem Papier geschnittener Figuren aus der Kinderzeit.
($^2/_3$ der Originalgröße.)


In gleicher Größe aus weißem Papier geschnitten. Juli 1850.

Über Konewka'sche Eigenart drückt sich der Vater des Künstlers folgendermaßen aus: „Die Konewkas haben alle miteinander eine sehr große Ähnlichkeit. Sie haben eine leichte Erregbarkeit, sie haben Verstand, sie haben Herz, sie sind vermöge ihrer Lebhaftigkeit zu Fehlern geneigt und zu Tugenden; sie rechnen nicht. Es ist kein Lügner unter ihnen, keiner, der den Oberen schmeichelt und den unter ihm Stehenden mit Füßen tritt, mit einem Worte kein Herzloser. Die Rasse ist gut."

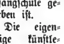
Paul Emil Valentin Konewka ist am 5. April 1840 in Greifswald geboren. Von seinem Vater habe ich eben gesprochen; von seiner Mutter, die mehrere Jahre vor dem Vater gestorben ist, weiß ich nur, daß sie eine zärtliche Mutter war und im Haushalt tüchtig. Nach Art guter pommerischer Hausfrauen sorgte sie dafür, daß alle ihr Recht erhielten und alles in gutem Stande blieb, und trug alljährlich das Garn zum Weber, der die Leinwand für die Hauswäsche anfertigte.

In gleicher Größe aus schwarzem Papier geschnitten. 25. Dezember 1850.

Paul war von drei Geschwistern, die groß wurden, das jüngste. Ein Mädchen war vor ihm gestorben. Die beiden, die mit ihm aufwuchsen, waren eine Schwester, Marie, und ein Bruder, Albert mit Namen. Dieser hatte im Jahr 1857 als Auskultator in Greifswald das Unglück, einen Studenten zu töten, von dem er zum Zweikampf gezwungen worden war. Zu zwei Jahren Festungshaft verurteilt, wurde er, nachdem er ein Jahr abgebüßt hatte, begnadigt. Er kehrte nicht zu seinem früheren Beruf zurück. Mit einer wundervollen Stimme und großem musikalischem Talent ausgestattet, wandte er sich der Bühne zu und trat in Italien und in der Schweiz mit Erfolg als Sänger auf. Er brachte dann mehrere Jahre als Musiklehrer in Rußland zu. Endlich machte er sich seßhaft in Frankfurt a. M., wo er im Oktober 1877 als Leiter einer angesehenen Gesangschule gestorben ist.

In gleicher Größe aus schwarzem Papier geschnitten. 22. Jan. 1851.


In gleicher Größe aus weißem Papier geschnitten. Aus früher Zeit.



Die eigenartige künstlerische Begabung Paul Konewkas gab sich schon sehr früh zu erkennen. Mit der Schere, die er aus dem Arbeitskörbchen seiner Schwester sich verschaffte, fing er an aus Papier, allerhand auszuschneiden, Menschen und Tiere, als er erst wenige Jahre zählte. Sein Vater wurde bald darauf aufmerksam und legte für sich eine Sammlung solcher kindlicher Arbeiten seines Sohnes an, die bis auf das sechste Lebensjahr desselben zurückreicht. Schon diese ersten Arbeiten aus dem Jahr 1845 sind sehr merkwürdiger Art. Meist stellen sie Pferde dar, aus weißem oder blauem Papier geschnitten, und diese Pferde, so unvollkommen sie auch noch ausfallen, zeugen schon von Beobachtung der Natur. Sie sind aufgefaßt in verschiedenen Gangarten und Stellungen. Auch von den verschiedenen Rassen weiß der kleine Künstler etwas: eines der Pferde aus dem Jahre 1845 ist von ihm ausdrücklich bezeichnet als „plattdeutsches Bauernpferd." Auch schwierige Aufgaben stellt er sich schon; er versucht sich in der Darstellung von Verkürzungen und bildet Pferde ab, die mit umgewendetem Kopf dastehen. In diesen ersten, nicht schüchternen, sondern kecken Versuchen zeigt sich schon seine große und einzige Begabung, Lebendiges in Umrissen zu sehen und das Charakteristische zu erfassen. Das Künstlerauge ist da, nur die kleine Hand ist noch nicht geschickt genug, was es sieht, so nachzubilden, wie es gesehen ist. Er hatte aber ein Auge von einer Schärfe der Sehkraft, wie es mir nicht wieder begegnet ist. Nicht nur in der Nähe sah er ausgezeichnet gut, sondern er


In gleicher Größe aus schwarzem Papier geschnitten. Februar 1851.



Aus schwarzem Papier geschnitten (1/2 des Originals). 1851.

konnte kleine Schrift in einer Entfernung lesen, in der für normale und gute Augen, wie die meinen damals waren, die einzelnen Buchstaben längst schon zusammengeflossen waren.

Die kleine Hand wurde sehr schnell geschickter. Das zeigen die zahlreichen aus weißem und schwarzem Papier ausgeschnittenen Sachen aus den Jahren 1850 bis 1854, welche die Sorglichkeit des Vaters und der Schwester Paul Konewkas aufgehoben hat. Aus weißem Papier hat er Tausende und aber Tausende von kleinen Figuren ausgeschnitten, mit denen er und seine Geschwister unter Hinzuziehung einiger kleiner Freunde und Freundinnen aus der Nachbarschaft auf dem Dachboden des elterlichen Hauses — dem herrlichsten Spielplatz für Kinder, die in einem vollständigen deutschen Hause, nicht in einer Abteilung einer Mietskaserne aufgewachsen sind — allerhand ergetzliche Spiele aufführten. Eine kleine Anzahl solcher Figürchen sind hier der größeren Deutlichkeit halber in Schwarz wiedergegeben. Ein paar Hundert davon hat der Vater des Künstlers in einem Kouvert aufgehoben, auf das er geschrieben hat: „Unbedeutender Bruchteil der Myriaden von Gestalten, welche Paul geschnitten hat, und welcher dem allgemeinen Schiffbruche (Riekens Besen) entrissen worden ist“ (s. S. 180).

Kuh.
In gleicher Größe aus schwarzem Papier geschnitten. 1852.

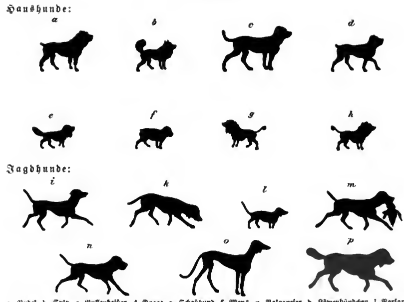
Diese Figürchen sind allerliebst und anziehend außerdem auch in kulturhistorischer Hinsicht. Sie geben die Typen der Bewohnerschaft der alten pommerschen Universitäts- und Handelsstadt wieder: Damen und Herren in der damaligen Tracht, Studenten, Geistliche, Soldaten, Polizisten, Handwerksburschen, Seeleute und Fischer, Wirte und Kellner, Bediente und Dienstmädchen und was sonst dort lebte und auf den Straßen zu sehen war. Mit welcher Aufmerksamkeit hat der Künstler damals als Kind schon in die Welt hineingeblickt! Den unzähligen Greifswalder Gestalten sind nur wenige fremde beigemischt, die dem Hörensagen und der Lektüre ihren Ursprung verdanken.

Außer diesem Haufen von kleinen weißen Figuren sind aus der Zeit, der dieselben entstammen, zahllose andere Sachen, aus weißem und schwarzem Papier geschnitten und sauber auf einzelne Blätter geklebt, aufgehoben und erhalten. Es sind einzelne Menschen- und Tiergestalten, sowie Gruppen und Kompositionen verschiedener Art. Die mit der Schere geschaffenen Tiere, Hirsche, Rehe und Gemsen, Schweine, Hühner und Enten, Hasen, Katzen und Füchse sind zum Teil von großem Reiz. Der kleine Künstler war so leicht nicht mit seinem Werk zufrieden. Wenn einmal ein Huhn oder eine Gans ihm nicht sogleich geriet, ging er hinaus, um sich ein Modell zu suchen, und ein solches zu finden, war zu seiner Zeit in Greifswald, das damals noch halb eine Landstadt war, nicht so schwer. Auf dem Greifswalder Viehmarkt sah er sich fleißig um und machte in aller Stille seine Studien. Seinen Tier-

Ochse.
In gleicher Größe aus schwarzem Papier geschnitten. 1852.



In gleicher Größe aus schwarzem Papier geschnitten. 1852



a. Pudel, b. Spitz, c. Bullenbeißer, d. Dogge, e. Schoßhund, f. Mops, g. Bologneser, h. Löwenhündchen, i. Parforcehund, k. Schweißhund, l. Dachs (Sic!), m. Hühnerhund, n. Saupacker, o. Windhund, p. Newfoundländer.
In gleicher Größe aus schwarzem Papier geschnitten. 1852.

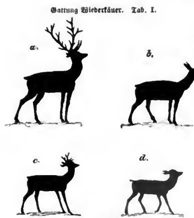
darstellungen gab er zuweilen eine Art von wissenschaftlicher Form: auf einer Tafel vereinigte er die Wiederkäuer, auf einer andern die verschiedenen Rassen der Haushunde. Die beiden Tafeln sind hier als Probe gegeben.

Die Kompositionen, in denen der kleine Paul sich versuchte, sind mannigfaltiger Art. Er stellt das Leben auf der Landstraße dar, Jagdszenen, Kunststückmacher im Zirkus, Studenten auf der Mensur, Hirten mit ihrem Vieh, das Treiben auf der Kegelbahn, den Viehmarkt und den Pferdemarkt mit feinen jüdischen Händlern. Häufig sind Szenen aus den polnischen Aufständen, von denen er seinen Vater erzählen hörte. Natürlich ist es auf den kleinen schwarzen Bildern stets der russische oder preußische Soldat, der vor dem tapfern polnischen Sensenmann Reißaus nimmt. In andere Kompositionen spielen Schulunterricht und Lektüre hinein. Wir sehen den Rattenfänger von Hameln, dessen Pfeife die Kinder in den Berg hinein folgen, Goliath, wie er von David bezwungen wird, Abraham am Opferaltar mit Isaak, die Züchtigung des Wolfs durch das junge Pferd nach Lafontaines Fabel und eine Illustration zu der lehrhaften Erzählung, wie man im Indierland die Affen fängt mit Stiefeln, die mit Leim ausgestrichen sind. Die meisten Kompositionen aber sind von ganz freier Erfindung. Sehr drollig ist eine, welche einen Schulmeister darstellt, der mit Frau und acht Kindern bei dem Landesherrn um eine Gehaltserhöhung nachsucht.

Aus weißem Papier geschnitten.
Aus früher Zeit.

Aus weißem Papier geschnitten.
Aus früher Zeit.

Im Jahre 1853 wurde in ganz Deutschland das Buch der Harriet Beecher Stowe, „Onkel Toms Hütte", verschlungen. In demselben Jahr, als dieses Buch in Danzig mein Vaterhaus beherrschte, und wir Kinder zitternd vor Erregung der Abendstunde harrten, in der unser Vater daraus vorlas — in demselben Jahr übte es denselben Einfluß aus auf das Konewka'sche Haus in Greifswald. Kein Wunder, daß Paul Konewka verschiedene Szenen aus diesem Werk illustrierte. Nachdem er vieles Ein-



a. Hirsch, b. Hirschkuh, c. Rehbock, d. Ricke. (Sic!)
In gleicher Größe aus schwarzem Papier geschnitten. 1852.

zelne daraus benutzt hatte, illustrierte er zuletzt noch einmal „auf Wunsch seiner Mitschüler“ das ganze Buch durch und vereinigte die Bilder zu einem Album, das erhalten ist.

In seinem zwölften Lebensjahr kannte Paul Konewka schon Goethes Faust. Das geht hervor aus einem Bildchen, welches Faust und Mephistopheles miteinander darstellt. Ein anderes Bildchen aus derselben Zeit stellt Mephisto allein dar. So früh zog den Künstler schon Goethes Meisterwerk an, dem später seine erste größere Arbeit gewidmet war. Mit seinen Bildern zum Faust hat er sich zuerst einen Namen gemacht.

Viele Porträtbilder mag er auch schon in diesen jungen Jahren geschnitten haben. Eines, das sich erhalten hat und das hier als Probe gegeben wird, ist sein eigenes. Es stellt ihn dar, wie er aussah im Alter von zwölf Jahren. Die meisten seiner Porträtköpfe sind natürlich in fremde Hände gekommen, wie unzähliges andere, das er geschnitten hat. Er verschenkte seine kleinen Kunstwerke mit freigebiger Hand. Viele seiner jungen Freunde erhielten von ihm ein ganzes Album voll allerliebster Sachen. In meinen Händen ist, was an dergleichen Dingen in seinem Nachlaß sich vorfand, und das ist nicht wenig. Viel größer aber ist ohne Zweifel die Masse desjenigen, was weit und breit zerstreut ist.

Auf das Talent des Knaben wurden außer seinen Angehörigen im Laufe der Zeit selbstverständlich auch andere aufmerksam. Im Jahre 1852 besuchte die Familie Konewka der Stralsunder Karl Fröhlich, der bekannt ist durch seine niedlichen Bildchen in Silhouettenmanier, die er in Form von Kinderbüchern herausgegeben hat. Er hat damals seinem jungen Freunde ein hübsches Bildchen geschnitten, das derselbe aufbewahrt hat. Im übrigen verhehlte der bescheidene Mann es sich nicht, daß er an dem kleinen Paul seinen Meister gefunden hatte. Einer der liebsten Gäste des Konewkaschen Hauses war Fritz Reuter, der sich zuweilen dort sehen ließ, nachdem er im Jahre 1850 sich als Privatlehrer in Treptow niedergelassen hatte. Aus der Fertigkeit seines Sohnes, Gestalten in Umrissen darzustellen, schloß der Vater, daß derselbe Talent zur Bildhauerkunst haben müsse. Also bestimmte er ihn für den Beruf eines Bildhauers, und der Sohn war damit einverstanden. Mit 17 Jahren verließ er die Prima des Greifswalder Gymnasiums. Er ist also rasch genug in der Schule vorwärts gekommen, obwohl man nicht denken sollte, daß er so sehr peinlich genau im Schulbesuch gewesen wäre. Er ging seine eigenen Wege, und die mögen ihn doch manches Mal an der Schule vorbei dorthin geführt haben, wo es etwas zu sehen gab. 1857 reiste der Vater mit ihm nach Berlin und brachte ihn dort in der den Konewkas befreundeten Familie des Uhrmachers T. unter,

In gleicher Größe aus schwarzem Papier geschnitten. 1858.

In gleicher Größe aus weißem Papier geschnitten. 1852.



Aus schwarzem Papier geschnitten. Aus früher Zeit.

der, ein Künstler in seinem Fach, seiner Zeit als Verfertiger von Chronometern für wissenschaftliche Institute in großem Ruf stand. In diesem Hause war der Jüngling trefflich aufgehoben. Zugleich wurde er als Schüler des Drakeschen Ateliers im Tiergarten angemeldet und aufgenommen, und so war vorläufig für ihn gesorgt. Vorläufig, aber nicht lange. Bald wurde es ihm klar, daß er zum Bildhauer nicht bestimmt sei. Sein anfänglicher Fleiß ließ nach, und nach einiger Zeit blieb er ganz aus dem Atelier fort. Er that ferner etwas anderes, das nicht ungefährlich war. Sein Hang zur Ungebundenheit ließ ihm die für ihn sehr heilsame Überwachung, die er im T.'schen Hause genoß, unerträglich erscheinen. Eines Tages war er aus dem Hause verschwunden. Er hatte sich heimlich entfernt und auf eigene Hand sich irgendwo eingemietet. Nun führte er ein so freies Leben, als er es sich nur wünschen konnte, in der Gesellschaft anderer junger Künstler, deren Hauptquartier beim „alten Siechen“ in der Burgstraße war. Dies Leben hatte seine großen Reize, war aber doch nicht ganz frei von Unbequemlichkeiten und Sorgen. Hauptsächlich fehlte ihm Geld. Sein Vater konnte ihm nur wenig geben, und sich selbst etwas zu erwerben war ihm nicht leicht. Hin und wieder verschaffte er sich doch etwas durch seine Kunst. Saß er am Biertisch neben einem Fremden, so schnitt er unvermerkt dessen Bildnis aus schwarzem Papier und überreichte es ihm mit der leisen Hoffnung, ein Honorar dafür zu erhalten. Gewöhnlich gelang ihm das, und der Porträtierte überreichte ihm mit freundlichem Dank die erhofften fünf Silbergroschen. Bei manchem Spießbürger ohne Kunstinteresse lief er aber auch übel an. Mit Hohnlachen wurde ihm die Silhouette zurückgegeben und dazu bemerkt, er möchte künftig ehrsame Leute mit solchem Unfug verschonen. Das war dann für ihn eine doppelte Kränkung und Enttäuschung, einmal in künstlerischer, dann aber und ganz besonders auch in rein menschlicher Beziehung. Dergleichen freilich und vieles andere noch half die Jugend ihm rasch verwinden. Sein Leben fiel aber doch mit der Zeit stark ins Zigeunerhafte, und es war nicht geringe Gefahr für ihn vorhanden, daß er am Ende, wie mancher andere begabte Künstler, ganz darin verloren ginge. Aus dieser Gefahr wurde er glücklich errettet.

Geschnitten. Aus früher Jugendzeit.

Geschnitten. Am 27. Dezember 1854.

Im Jahre 1860 starb nach langem und schwerem Leiden Pauls Vater, und die Schwester Marie, die den Kranken bis zu seinem Tode treu gepflegt hatte, war genötigt, das nun ja auch ganz verödete Haus zu verlassen und sich danach umzusehen, wo sie unterkäme. Da beschloß sie, zu dem Bruder



Geschnitten. Am 27. Dezember 1854.



Ach, wenn in unsrer engen Zelle die Lampe freundlich jedem brennt, dann wird's in unserm Busen helle, im Herzen, Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern, aus Handwerks- und Gewerbesbanden, aus dem Druck von Giebeln und Osterspaziergang. Entwurf in Tuschzeichnung zu einem

nach Berlin zu ziehen. Oder vielmehr sie beschloß, sich in Berlin eine Stellung und ein Heim zu gründen und alsdann den Bruder zu sich zu nehmen. Das gelang ihr in sehr kurzer Zeit. In wenigen Monaten hatte sie sich für das Lehrerinnenexamen vorbereitet, das sie mit bestem Erfolge bestand. In demselben Jahre 1860 noch wurde sie an der Albertischen Mädchenschule angestellt. Nun konnte sie eine kleine Wohnung mieten und mit dem bescheidenen Hausrat einrichten, den sie aus dem verlassenen Elternhause in Greifswald mitgenommen hatte. Als das geschehen war, nahm sie den Bruder zu sich. In einem Zustande nicht mehr ganz unbedeutender Verwahrlosung hatte sie ihn in Berlin aufgefunden. Von da ab war er wieder in guter Hut und Pflege, der er sich so leicht nicht entziehen konnte und nicht entziehen wollte.

Zwei Jahre darauf, im Herbst 1862, lernte ich Paul Konewka kennen, der damals 22 Jahre alt war. Er gefiel mir sogleich sehr. Er war ziemlich klein von Statur und etwas schmächtig, aber „ein nettes Kerlchen,“ wie man zu sagen pflegt. Er hatte ein paar kluge Augen, und die Lebhaftigkeit seines Wesens machte ihn sehr anziehend. Er gefiel allen gleich gut, Alten und Jungen, Männern und Frauen, seine Liebenswürdigkeit war bezaubernd und unwiderstehlich. Leichtsinnig war er, das ist wahr, und wenn irgend einer die Konewkasche Erbeigenschaft, nicht rechnen zu können, in hohem Maße besaß, so war er es. Es gibt aber viele Menschen, die vorzüglich rechnen können und damit doch andern so wenig Freude bereiten, daß ich oft schon bei mir gedacht habe, es sei doch gut, daß ab und zu auch ein Mensch vorkommt, der nicht zu rechnen weiß und den man lieb haben kann.

Paul Konewka war ein sehr anregender Gesellschafter. Er war überaus lernbegierig und hatte Interesse für viele Dinge. Wenn das Gespräch auf Kunst kam, war er Feuer und Flamme. In der Kunst wie im Leben haßte er nichts mehr als den Schein und das Gemachte. Aufgeblasene und eingebildete Menschen konnte er mit Grausamkeit behandeln. Er ging mit ihnen um wie die Katze mit der Maus, daß es eine Lust war, es anzusehen und anzuhören. Er war von leidenschaftlicher Gemütsart, sehr unvorsichtig in der Rede und außerordentlich keck. Er konnte leicht denen, die ihn lieb hatten, weh thun, und es war schwierig mit ihm umzugehen, wenn er sich in Erregung befand. Er war eine merkwürdige Mischung von Unverständigkeit und Klugheit. So frühreif er gewesen, er blieb ein Kind bis zu seinem Ende. Er hielt viel auf sein Äußeres, trug sich gut und



Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit ihr anzutragen?
Faust I. Teil.
Frühere, im Sommer 1861 geschnittene Komposition.



das sich selber kennt.
Dächern, aus der Straßen quetschender Enge, aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht, sind sie alle ans Licht gebracht.
Lampenschirme. Aus dem Jahre 1862 (ca. 1/3 der Originalgröße).

schaffte sich gern hübsche Sachen an. Sein großer Kummer war es, daß seine Armut ihm das so selten gestattete. Hatte er aber einmal Geld, so gab er es sofort aus, nur seiner Neigung folgend ohne jede Rücksicht auf Notwendiges und auf die Zukunft.

Ich lernte Konewka kennen in einer Bierwirtschaft in der Leipzigerstraße. Es lebte um die Zeit in Berlin ein verkommener Schriftsteller, Dr. Ludwig Eichler, der, da er keine Wohnung hatte, von Zeit zu Zeit bei mir einsah, um ein paar Stunden auf meinem Sopha zu schlafen. Ich denke zurück an das Gefühl des Entsetzens, das ich hatte, wenn der greuliche Unhold dalag in meinem Zimmer und schnarchte. Wenn er fortging, nahm er etwas Geld von mir mit, wenn ich keins hatte, ein Buch oder ein Kleidungsstück und sprach dann stets von den Wohlthaten, die er mir erweisen wollte, wenn er wieder zu Vermögen gekommen sein würde. Diesem grenzenlos armen Teufel verdanke ich viel, er griff bestimmend in mein Schicksal ein. Eines Tages erzählte er mir, daß er einen reizenden kleinen Maler aufgespürt habe, den ich auch kennen lernen müßte, und sagte mir, wo derselbe zu finden wäre. Am Abend desselben Tages suchte ich den von ihm bezeichneten Ort auf und fand dort den kleinen Maler in einer sehr heitern Gesellschaft. Von da an blieb ich in fast täglichem Verkehr mit ihm. Durch ihn wurde ich mit seiner Schwester bekannt gemacht und that einen Blick in den kleinen, ganz eigenartig mich anmutenden Haushalt der Geschwister, den ich aufzulösen bestimmt war. Denn vier Jahre darauf, als ich so weit gelangt war, mir einen eigenen Herd gründen zu können, führte ich Pauls Schwester als Gattin heim. Einem kurzlebigen Geschlecht angehörend, ist sie mir nach siebenjähriger Ehe hingestorben an derselben schrecklichen Krankheit, der ihre Eltern und ihre Geschwister erlagen.



Mein schönes Fräulein 2c.
Endgültige Tuschzeichnung, veröffentlicht 1861 in „12 Blätter zu Goethes Faust." (Jetzt Verlag von Emil Strauß, Bonn.)

Um die Zeit, als ich Paul Konewka kennen lernte, war er im Publikum und in Künstlerkreisen nicht mehr ganz unbekannt. Er hatte sich damals auf die Ölmalerei gelegt und arbeitete im Atelier des Professors Steffeck. Ziemlich lange hielt er an dem Gedanken fest, es auf diesem Wege zu etwas zu bringen. Wenn er auch mit der Zeit über seine Befähigung zur eigentlichen Malerei zweifelhaft wurde und seine eigenen Arbeiten ihn sehr wenig befriedigten, so sagte er sich doch immer wieder, daß er ein ordentliches Fach wählen müsse, und daß als ein solches die Kunst gelten könne, die er mit der Schere ausübte, so groß dachte er von derselben nicht. Doch wenn er sich auch selbst noch nicht darüber klar war: er hatte seinen Beruf schon gefunden und lebte darin. Schon war eine Anzahl der hübschen Sachen, die er mit der Schere geschnitten hatte, im Kunsthandel herausgekommen, nachdem er sie in einer für die Vervielfältigung ge-





In gleicher Größe aus schwarzem Papier geschnitten. 20. März 1853.

eigneten Form hergestellt hatte. Ein „Album" von ihm (jetzt im Paetelschen Verlag) war erschienen, das außer einer Titelzeichnung sechs Bilder enthielt, die mit der Schere geschnitten und auf Stein übertragen sind. Vier davon sind Illustrationen zu Volksliedern, eines illustriert ein Lied von Theodor Storm, das letzte stellt die erste Begegnung zwischen Faust und Gretchen dar. Der Faust hatte ihn, seit er von Hause fort war, unaufhörlich beschäftigt. In meiner Hand sind fünf mit der Schere geschnittene Kompositionen zum Faust, darunter zweimal die erste Begegnung Fausts und Gretchens. Das eine Bild ist von 1858, das andere von 1861. Letzteres, in dem Gretchens Gestalt durch große Anmut auffällt, ist hier in verkleinertem Abdruck wiedergegeben. Im Jahr 1861 oder 1862 erschien der Osterspaziergang aus dem Faust, der hier verkleinert in zwei Stücken gegeben ist, zuerst als Lampenschirmverzierung, angefertigt im Auftrag der Stobwasserschen Lampenfabrik. Die schöne Komposition ist dann später als Fries im Verlage von Amsler und Ruthardt erschienen. Indem er mit dieser im Kunsthandel hochangesehenen Firma in Verbindung trat, hatte der junge Künstler viel gewonnen. In Amsler, dem leider so früh und so kläglich Gestorbenen, fand er einen Mann, der seiner Kunst ein feines Verständnis, dem Künstler aber das beste Herz entgegenbrachte, der Wohlwollen und Geduld genug besaß, um mit dem stets Unzufriedenen und Rücksichtslosen, von dessen großen Gaben und gutem Herzen er überzeugt war, stets aus- und wieder zurechtzukommen. Im Verlag von Amsler und Ruthardt erschien dann 1864 das Faust-Album, für das Paul Konewka schon 1862, als ich ihn kennen lernte, eifrig schaffte. Das Album umfaßt „zwölf Blätter zu Goethes Faust." Darunter befindet sich wiederum Fausts erste Begegnung mit Gretchen. Das Bild ist sehr ähnlich demjenigen von 1861, aber die Faustgestalt erscheint, wie der hier vorgelegte verkleinerte Abdruck unzweifelhaft lassen wird, wesentlich verbessert. Die Gestalt Gretchens konnte wohl nicht mehr verbessert werden. Frauen- und Kindergestalten hat der Künstler von früh an mit so viel Reiz gebildet, daß er sich darin nicht mehr übertreffen konnte.

Die zwölf Blätter zu Goethes Faust machten Paul Konewka mit einem Schlage bekannt und verschafften ihm einen Künstlernamen. Auch sonst hatte das Werk Erfolg, in wenigen Jahren wurde es achtmal aufgelegt. Mehr aber noch als dies erfreute es den jungen Künstler, daß Adolf Menzel sehr zufrieden mit dem Werk war, und die Äußerung des großen Meisters, niemals sei das Gretchen von Künstlerhand besser dar-



Geschnittene Komposition aus früher Zeit (ca. $^1/_2$ des Originals).



Es hatt' ein Knab' ein Mägdlein lieb. Original-Komposition. Geschnitten Aus dem Jahre 1868.



Bleistiftskizze zu „Mutter und Kind“ (ca. 1/4 der Originalgröße).

gestellt worden, erfüllte ihn mit Stolz und Glück. Denn kein Künstler galt ihm so viel wie Menzel, dem er mit schwärmerischer Verehrung anhing. Manches mühsam erworbene Honorar verwandte er ohne Besinnen darauf, in Kunsthandlungen oder auf Auktionen ein älteres Holzschnittbildchen seines geliebten Meisters zu kaufen. Auf sein Schmerzenslager, als es zum Tode mit ihm ging, fielen die Freundlichkeiten, die Menzel ihm damals erwies, wie Sonnenblicke. Ich besaß Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen mit den Menzelschen Bildern. Wenige Wochen vor seinem Tode bat Paul Konewka mich, ihm das Buch zu schenken. Sogleich brachte ich es ihm mit dem bittern Gefühl im Herzen, daß es bald darauf in meine Hand zurückfallen werde. Er aber mit strahlendem Gesicht umfaßte mit seinen Händen den glücklich und leicht erworbenen Schatz.

Mit dem Faust-Album war Paul Konewka in Bezug auf die Reproduktion seiner Sachen einen guten Schritt weiter gelangt. Die Bilder sind in Holz geschnitten von einem vorzüglichen Berliner Xylographen, A. Vogel, von dem der Künstler rühmte, derselbe verstände ihn durchaus und wüßte seinen Konturen zu folgen bis in die feinsten Einzelheiten hinein. Die Bilder aber sind von Konewka selbst auf Holz gezeichnet. Alles, was er seitdem für den Kunstverlag geschaffen hat, ist gezeichnet und nicht geschnitten. Nicht als ob seine Kunstfertigkeit mit der Schere irgend etwas eingebüßt hätte! Nein, er schnitt auch ab und zu noch etwas, das mit zu seinem Besten zählt. Ein Beispiel davon ist der im Text dieses Aufsatzes abgedruckte Schnitt zu dem Liede „Es hatt' ein Knab' ein Mägdlein lieb.“ Dies anmutige kleine Bildwerk stammt aus dem Jahre 1868. Gezeichnet dagegen, und zwar nach der Natur, ist das aus demselben Jahr stammende Bild „Mutter und Kind,“ sowie die allerliebste Komposition zu einem Ofenschirm, die er im Jahr vorher für ein Modenblatt gemacht hat.



Mutter und Kind. Tuschzeichnung nach dem Leben. 1868. (Ca. 1/4 der Originalgröße.)

Mit der Veröffentlichung des Faust-Albums beginnt für den Künstler die bessere Zeit. Er ist bekannt und beliebt, es fehlt ihm nicht an Aufträgen der Buchhändler, die leider nur zu selten das von ihm haben wollen, was er am besten machen kann. Gesellschaftliches Vergnügen genoß er in vollen Zügen. Bei Trarbach und Haußmann war er abends zu finden mit vielen guten Gesellen. Manche ihn anregende und fördernde Bekanntschaft machte er; denn nicht nur junges, lebenslustiges Volk fühlte sich zu ihm hingezogen, sondern auch alte und ernsthafte



Komposition zu einem Ofenschirm. Etwa 1867. (1/8 der Originalgröße.)



Fries, ursprünglich gezeichnet für Shakespeare. Ein Sommernachtstraum. Mit 24 Schattenbildern von Paul Konewka (Heidelberg, 1868) und später nicht veröffentlicht.

Leute, Gelehrte und Künstler, die es empfanden, wie ernst es ihm mit seinem Streben war. Es war ihm aber sehr ernst damit. Ich habe die Skizzen gesehen und in Händen gehabt, die er zu einer einzigen Gestalt gemacht hat, und über hundertmal hat er zuweilen eine einzige Gestalt entworfen, ehe er zufrieden war mit dem Entwurf — wenn er es überhaupt war. Er lernte photographieren, um seine Entwürfe leicht in vergrößertem Format herstellen und um so genauer die Konturen prüfen zu können. Jahre hindurch arbeitete er unermüdlich an einem Bilde, das wie in einem Augenblick hingeworfen erscheint. Manchmal mußte ich ihm einen Grashalm oder ein Blatt verschaffen, das er brauchte. Auch wenn er ein kleines Beiwerk derart irgendwo anbrachte, war es richtig und naturgetreu. Ich denke daran, wie wir uns an einem schönen Frühlingsabend in einer Laube zusammen das Laub des wilden Weines ansahen. Davon brauchte er ein Blatt, das er auch sehr gut und naturgetreu wiedergegeben hat. Nach seinem Tode fiel mir eine Silhouette eines seiner Nachahmer in die Hände, auf der auch Laubwerk von wildem Wein war. Das sah ungefähr so aus, als wäre es so richtig, nur an jedem Weinblatt war ein Blättchen zu viel; ihrer sechs waren es statt fünf. Paul Konewka aber, der sonst so leichtsinnige Mensch, war in Sachen der Kunst von der größten Gewissenhaftigkeit. Gegen Naturwahrheit zu verstoßen erlaubte er sich so wenig, wie er es einem andern verzieh.

Porträtschnitt

Zunächst nach dem „Faust“ nahm er die Kompositionen zum „Sommernachtstraum“ in Angriff, mit denen er sich lange schon im Geist getragen hatte. In seinem Elternhause schon war neben Goethe Shakespeare der am meisten verehrte Dichter gewesen, und bei der beständigen Lektüre und dem eifrigsten Studium der Shakespeareschen Dramen fand ich das Geschwisterpaar, als ich es kennen lernte. Die Kompositionen zum „Sommernachtstraum“ erschienen zuerst um Weihnachten 1868 bei Fr. Bassermann in Heidelberg mit dem deutschen Text des Dramas in der Schlegelschen Übersetzung und zugleich mit dem englischen Text bei Longmans Green u. Co. in London. An ursprünglichem Reiz in der Darstellung des Anmutigen mag dieses Werk manchem früher von Konewka geschaffenen nicht überlegen sein; in Bezug auf Feinheit der Ausführung aber ist es doch wohl das beste, was er gemacht hat. Auch in seinem letzten Werk, den Fallstaffbildern, erkennt man noch, daß er in der Technik zugelernt hat, aber er tritt darin nicht so sehr mehr auf sein eigenstes Gebiet, das des Lieblichen, wie es der Fall ist im „Sommernachtstraum.“ Für den „Sommernachtstraum“ bestimmt war der hier abgebildete Fries, der mit drei andern zusammen die ganze Fabel des Stücks im kleinen darstellen sollte. Aus technischen Gründen mußten die wunderhübschen vier Friese fortbleiben und sind nicht zur Veröffentlichung gelangt.

Porträtschnitt.

Als die Kompositionen zum „Sommernachtstraum“ erschienen, war Paul Konewka

nicht mehr in Berlin. Der alte Siechen hatte ihn im Sommer 1868, um einen fröhlichen Reisebegleiter zu gewinnen, nach dem Salzkammergut mitgenommen. Auf der Rückreise kam er nach Stuttgart, wo er, weil es ihm dort gefiel, seinen Wohnsitz aufschlug. Nach einem Jahre etwa ging er von dort nach Höfen bei Wildbad im Schwarzwald, wo er in größerer Zurückgezogenheit fleißiger glaubte arbeiten zu können. Dort vollendete er die Illustrationen zum „Fallstaff."

A. Konewka.

In der Zeit von der Mitte bis gegen das Ende der sechziger Jahre hat Konewka auch eine größere Anzahl kleinerer Werke ausgeführt Zu ihnen gehören die beiden Kinderbücher, „der schwarze Peter" und „Schattenbilder;" beide erschienen bei Julius Hoffmann in Stuttgart (jetzt K. Thienemanns Verlag). Vier große Blätter zeichnete er für die „Leipziger Illustrirte Zeitung." Dieselben sind unter dem Titel „Lose Blätter" bei Paul Bette in Berlin im Sonderabdruck herausgekommen. In hohem Grade reizend sind die Blätter, welche Paul Konewkas Beiträge zu den in Gustav Weises Verlag in Stuttgart erschienenen „Deutschen Bilderbogen" darstellen. Zum großen Teil geben sie wieder, was die hellen Augen des Künstlers auf seinen Ausflügen und Wanderungen durch Süddeutschland gesehen haben. Für den „Hinkenden Boten" zeichnete Konewka acht allerliebste kleine Bilder, welche der Verleger, M. Schauenburg, als Kinderbüchlein unter dem Titel „Allerlei Tiergeschichten" herausgegeben hat. Porträtkompositionen machte er für den „Salon" und ein paar hübsche Zeichnungen für die Modezeitungen „Bazar" und „Viktoria." Was er sonst in dieser Zeit an Porträts geschnitten hat, entzieht sich jeder Schätzung. Von den zahllosen Porträtsilhouetten, die ich besitze, sind hier ein paar gegeben, darunter die seines Bruders Albert, die des Professors Steffeck, wie er zu Pferde sitzt, und die Adolf Menzels, die in Bezug auf Ähnlichkeit noch mit dem lebenden Original verglichen werden kann. Das Steffecksche Bild, sei hierzu bemerkt, ist nicht geschnitten; es stammt aus einem der Stuttgarter Bilderbogen, die gezeichnet sind. Porträts schnitt Konewka sehr rasch. Daß er, wie erzählt wird, unter dem Tisch aus seinem Rockfutter die Silhouette eines Tischnachbarn geschnitten hat, glaube ich nicht. Er ging zu gut um mit seinen Sachen, um sie so leichten Sinnes zu beschädigen. Einer andern Geschichte Wahrheit kann ich verbürgen. Es ging hier ein Silhouettenschneider von Gewerbe in den Bierlokalen herum, der sah sich an, wer ihm schneidbar vorkam, schnitt ihn und überreichte ihm sein Bildnis in Erwartung von fünf Silbergroschen — wie Paul Konewka es selbst gethan hatte in seiner böseſten Zeit beim „alten Siechen" Dieser sah eines Tages auf dem Tempelhofer Bock Paul Konewka, der ihm unbekannt war, sitzen und schnitt ihn, weil sein Profil ihm zusagte und leicht schien. In demselben Augenblick, als er Konewka die Silhouette überreichte, wurde ihm von diesem die seinige überreicht. Er sah sie an und ging eiligst fort.

Porträtschnitt.

Die letzte Arbeit, die Paul Konewka in Höfen ausführte, als ihn die Krankheit schon ergriffen hatte, war eine Komposition zu dem Volksliede „O Straßburg," die er im Herbst 1870 für das „Daheim" gezeichnet hat. Wie er an qualvollen Tagen mit von Fieber glühenden Händen die zweihundertneunzig Eichenblättchen der Arabeske des Bildes mühsam auf Holz gezeichnet hat, erzählte er oft nachher. Sie sind aber so gut, so richtig, so trefflich gemacht wie alles andere auf dem schönen Bilde (s. Einschaltb.).

An anregender Gesellschaft hatte es dem Künstler in Süddeutschland nicht gefehlt. In Stuttgart fand er sie besonders im Hause des Professors Klaiber, der ihm treueste Freundschaft erwies. Eine große Freude war es für ihn, Mörike persönlich kennen zu lernen, den er von den damals lebenden deutschen Dichtern neben Gottfried Keller und Storm am meisten verehrte. Zu der Gemeinde Gottfried Kellers

Porträtschnitt.



Ad. Menzel.

gehörte er schon, als dieselbe noch sehr klein war, und daß er mich für dieselbe anwarb, machte mich ihm besonders dankbar. Von den ausländischen Dichtern der damaligen Zeit aber war es Turgeniew, der uns ganz einnahm und fortriß. Es waren seine ersten Werke, das „Tagebuch eines Jägers" und einige kleine Erzählungen, die uns am meisten bezauberten.

Im Spätherbst des Kriegsjahres 1870 erhielten wir aus Höfen von Paul Konewka die Nachricht, daß er an den Folgen einer schweren Erkältung leide, Fieber habe und sich fortdauernd schlecht befinde. Kurz vor Weihnachten kam er selbst nach Berlin. Sein Aussehen bestätigte unsere schlimmsten Befürchtungen. Er selbst erzählte, der Doktor in Stuttgart, zu dem er gegangen, habe ihm gesagt, wenn er irgendwo Verwandte hätte, die ihn pflegen könnten, möchte er sie ohne Verzug aufsuchen. Er hätte noch etwas hinzugefügt, das er wiederzusagen sich scheue. Vermutlich hatte der Doktor ihm offen mitgeteilt, daß er sich im vorgeschrittenen Stadium der Schwindsucht befände. Das sagte uns auch unser Hausarzt, nachdem er ihn untersucht hatte. Ihn nach dem Süden schicken würde nur heißen, seine Qual vermehren. Es bliebe nichts übrig, als ihm ein Bett zu bereiten für ein langes Krankenlager.

Einen Augenblick war es für uns eine Frage, ob wir ihn bei uns aufnehmen oder ihn in einem Krankenhaus unterbringen sollten. Wir nahmen ihn auf und nahmen den Tod ins Haus.

Bis in den Mai des andern Jahres hinein quälte er sich hin. Er trug sein Leiden mit großer Geduld, immer auf Besserung hoffend und mit Plänen für die Zukunft beschäftigt. Oftmals fand ich ihn, wie er im Bett sitzend sein Skizzenbuch vor sich hatte und zeichnete. Mit Ungeduld wartete er auf das Erscheinen seiner Fallstaffbilder, die damals im Druck waren. Im Sommer dachte er in die Alpen zu reisen nach einem Ort, wo er ein Maultier zum Reiten bekommen könnte. Das wäre das beste für ihn, da er doch noch nicht würde gehen können. Er beobachtete aber sich selbst sehr scharf, und als die Zeichen des näher kommenden Todes eintraten, entgingen sie ihm nicht. Eines Tages sagte er zu mir: „Ich glaube nun doch, daß ich sterben muß. Hör einmal, es macht mir Sorge, daß ich so gar nicht darauf vorbereitet bin." — Ich erwiderte ihm: Du wirst nicht sterben, sondern wieder gesund werden. Was denkst du übrigens vom lieben Gott? Meinst du, er gibt viel auf eine Vorbereitung, die in Angst und Eile gemacht ist? Stände es wirklich um dich so schlimm, so würde er wohl Nachsicht mit dir haben, auch wenn du unvorbereitet kämest. — „Du hast ganz recht," sagte er.

In seinem geliebten Mörike las er noch in den letzten Tagen. Als er das Buch nicht mehr halten konnte, mußte ihm daraus vorgelesen werden. Am Morgen des zehnten Mai begann er mit dem Tode zu ringen; am Nachmittag wurde er still. Begraben ist er am dreizehnten Mai auf dem alten Jacobi-Kirchhof, wo ich nicht lange darauf auch seine Schwester, meine Frau, hingebettet

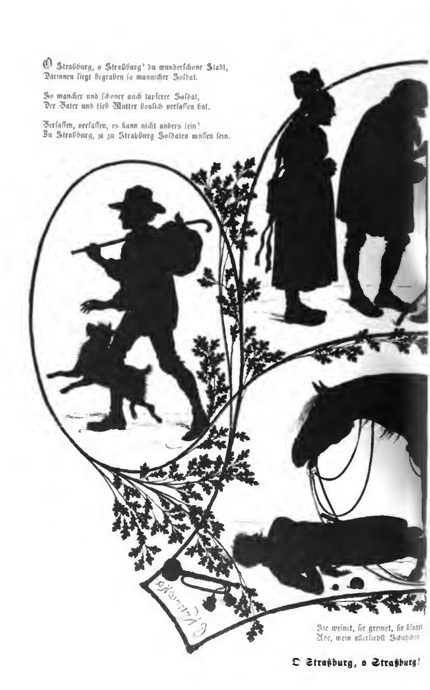


Professor Steffeck (verkleinert).

O Straßburg, o Straßburg' du wunderschöne Stadt,
Darinnen liegt begraben so mannicher Soldat.

So mancher und schöner auch tapferer Soldat,
Der Vater und lieb Mutter böslich verlassen hat.

Verlassen, verlassen, es kann nicht anders sein!
Zu Straßburg, ja zu Straßburg Soldaten müssen sein.



Sie weinet, sie greinet, sie klagt
Ade, mein allerliebst Schätzchen

O Straßburg, o Straßburg!

Der Vater, die Mutter, die ging'n vor Hauptmann sein Haus:
Ach Hauptmann, lieber Hauptmann, gebt mir mein Sohn heraus.

Euern Sohn kann ich nicht geben für noch so vieles Geld;
Euer Sohn und der muß sterben im weit und breiten Feld.

Im weiten, im breiten, wohl draußen vor dem Feind,
Wenn gleich sein schwarzbraunes Mädchen so bitter um ihn weint.



…ſſo ſehr:
Wir sehn uns nimmermehr.

Silhouetten von Paul Konewka.

habe. Sein Grab bezeichnet ein einfacher Stein. Eine Esche steht daran

Nach seinem Tode erst erschienen die Bilder zum Falstaff bei Schauenburg in Lahr und die „Schattenbilder" bei Jul. Hoffmann in Stuttgart. Zu diesem Kinder-Bilderbuch habe ich den Text gemacht wie zum „Schwarzen Peter." Den zu den „Schattenbildern" dichtete ich, als der Künstler schon gestorben war. Zum Schlußbild des Buches bestimmte ich eines, das zwei junge italienische Pifferari darstellt und nahm in den Versen, verständlich für den, der das Schicksal Konewkas kannte, Bezug auf dasselbe. Die Verse lauten:



Zum Schlafen.
Nach einem Holzschnitt aus „Schattenbilder" (K. Thienemanns Verlag, Stuttgart). ½ des Originals.

Ihr fremden Knaben, kommt heran
Und blast uns, eh' ihr weiter zieht
Ein Lied, bei dem man träumen kann,
Ein sanftes Lied, ein süßes Lied
zum Schlafen.

Die Sonne sank hinab im West
Nun geht der laute Tag zur Ruh.
Der Vogel sitzt in seinem Nest,
Maßliebchen macht die Augen zu
zum Schlafen.

Das Bächlein murmelt wie im Traum,
Sonst ist die Welt umher so still.
Der Birke Laub bewegt sich kaum,
Weil alles rings sich neigen will
zum Schlafen.

Nachtfalter schweben leise nun
Um Wiesenblumen schön betaut.
Der Hirt und seine Herde ruhn —
O blaset leis' und nicht zu laut
zum Schlafen.

Nun Kinder, sagt hübsch gute Nacht,
Es schläft bald alles weit und breit.
Der euch die Bilder hat gemacht
Ist auch zur Ruh — 's war seine Zeit
zum Schlafen.

Thorschlußpanik.

Novelle von Ossip Schubin.

(Abdruck verboten.)

(Fortsetzung.)



Einen solchen Schönheitssieg hatte man nicht oft erlebt. Er kam ihr unerwartet — Sechsundzwanzig Jahre alt und in London — dem Land, in dem die Schönheiten für die ganze Welt gezüchtet werden, wie in Bordeaux der Wein! — Etwas, das in diesen zwei letzten Jahren geschlafen, lebte wieder auf in ihr — der Durst nach Huldigungen. Sie war wie eine Primadonna, die, nach längerer Unterbrechung ihrer Laufbahn wieder die Bretter betretend, den alten Siegeslärm hört.

Von da an machte sie das Treiben mit wie sonst. Aber, sie blieb Siegfried treu. Sie schlug einen Bewerber aus nach dem andern, — und wenn sie dann etwas müde durch die sich lichtende Dämmerung eines Junimorgens von einem der glänzendsten Feste der Season nach Hause zurückkehrte — dann setzte sie sich, kaum ihres Ballkleides entledigt, anstatt sich niederzulegen an ihren Schreibtisch und schrieb ihm — ach wie herzlich, wie innig! Nahm er ihr's übel, daß sie sich ein wenig zerstreute? — sie that's ja nur der Schwester zuliebe, sagte sie — sie glaubte es, — und wenn er's wollte, sollte er ihr nur ein Wörtchen schreiben, und sie würde zu Hause bleiben und Kleider für arme Kinder nähen, während sie, der Rückkehr von Mutter und Schwester entgegenharrend, in den Morgen hinein-

wachte . . . Manchmal schloß Lisa ein kleines Blättchen an den „Bruder" mit ein, beschrieb ihm die Triumphe der Schwester und berichtete es ihm treulich, wenn diese wieder einen Heiratsantrag abgewiesen. Wie herzig die kleine Person schrieb! Sie war überhaupt allerliebst — sie sah Adlin' ähnlich, sehr ähnlich, doch fehlte ihrer Schönheit das Blendende, fast Übertriebene der Schönheit Adlinens, das gewisse Überraschende, was alle Welt hinriß — und dann, sie hatte nicht die Vitalität, das prickelnde Feuer der Schwester. Mitten in dem Treiben der großen Welt blieb sie ernst und still, es war immer, als ob sie weit, weit über den bunten Reigen hinüber nach einem wunderschönen Glück ausspähe, von dem sie als Kind geträumt.

Mehr als einmal hätte auch sie heiraten können, — aber sie schüttelte zu derlei immer ihr poetisches kleines Köpfchen und, ohne sich's auch nur einen Augenblick lang überlegt zu haben, schlug sie die Freier aus.

Die Jahre verstrichen. Noch immer irrten sie auf der Landkarte umher, tauchten bald in Rom auf, bald in Paris, — noch immer schlug Adlin' glänzende Partien aus, der Vernunft und dem Zureden ihrer Mutter zum Trotz — und der Prozeß . . . war noch immer nicht entschieden; aber es konnte ja nicht mehr lange dauern und dann . . . Die Erinnerung an Siegfried Werdersheim hatte sich doch ein klein wenig verwischt — ihre Briefe wurden seltener, der weltliche Taumel nahm sie so sehr in Anspruch und dann — sie war so praktisch, alle Welt nützte ihre Gutmütigkeit aus — bald brauchte sie diese Freundin für einen Wohltätigkeitsbazar, bald jene für Theatervorstellung zu gunsten von Überschwemmten. Dann fand sie manchmal keine Zeit zum Schreiben — Lisa schrieb. Was für zärtliche Entschuldigungen sie für die Schwester fand, wie plausibel die Gründe waren, die sie vorbrachte, um die Schreibträgheit Adlin's zu entschuldigen.

Der Prozeß war noch immer nicht entschieden. Die Vermögensverhältnisse der Rehbergs verschlimmerten sich indessen schneller — immer schneller. Adlin' leitete den Hausstand, regelte die Ausgaben. Sie war sehr praktisch, wirklich praktisch, verschaffte sich eine Menge Dinge sehr billig, schneiderte zu Hause mit ihrer Kammerjungfer — hie und da — aber so viele Dinge mußten ja sein — mußten durchaus sein — Dinge, die man nicht entbehren, ebensowenig als man sie von den Einkünften bestreiten konnte, und endlich über kurz oder lang würde wenigstens Lisa eine glänzende Heirat machen.

Man hätte ebensogut von Adline Rehberg verlangen können, daß sie bescheiden und sparsam von den Einkünften des Überrestes ihres Vermögens leben sollte, als man von einem in Verlust begriffenen Spieler in Monte Carlo hätte verlangen können, er möge darauf verzichten, mit seinem letzten Napoleon noch einmal sein Glück zu versuchen!

Den letzten Heiratsantrag hatte Adlin' erhalten vor vier Jahren in Rom. Ein russischer Fürst, reich, einer der ersten Familien des Landes entstammend, an allen Höfen Europas gut bekannt, hatte um sie geworben.

Wie ihr die Mutter zugeredet damals, zwei Stunden lang hatte sie in Adlin' hineingeredet, sie angefleht. Lisa hatte geschwiegen, nur die Schwester angeblickt mit ihren tiefen, opfermutigen Augen. Und Adlin' hatte immer und immer wieder geantwortet: „Verlang's nicht von mir — ich kann's nicht, Mama — ich kann's nicht über mich gewinnen!"

Lisa hatte geschwiegen, und als die Mutter zornig und in der Überzeugung, daß Adlinens Widerstand doch nicht zu brechen sei, das Zimmer verlassen, da hatte sich Lisa ganz leise an die ältere Schwester herangeschlichen und ihr die schlanken Arme um den Hals gelegt und sie auf die Lippen geküßt — und plötzlich hatten sie beide angefangen zu weinen. Dann hatten sie zusammengesessen, eng verschlungen, in ihrem Zimmerchen in der Via Sistina — lange, lange — Lisa in einem Lehnstuhl und Adlin' ihr zu Füßen, den Kopf und die Arme auf den Schoß der jüngeren Schwester gestützt. Es war die verkehrte Welt — die jüngere bemutterte die ältere!

Die Frühlingsdämmerung fiel, die laue, duftige Frühlingsdämmerung von Rom!

Mit einem Male richtete Adlin' sich auf und sich an beide Schläfen greifend, rief sie aus: „Und zu denken, wie schön das Leben sein könnte!"

Durch die schwere, giftsüße Sciroccoluft

klang es undeutlich seufzend und jauchzend, wie die Lockung eines fernen, fernen Glücks!

„Horch!“ sagte Lisa mit ihrem weichen, verträumten Stimmchen, „wie süß das klingt!“

„Bah! es ist die Musik vom Pincio!“ hatte Adlin' ihr zur Antwort gegeben. „Sie klingt süß, weil sie so weit ist. In der Nähe gibt's einen Mißton über den andern. — Vielleicht ist's mit dem Glück genau so — und es dünkt uns nur so schön, solang es uns fern ist!“

„Aber Adlin', so etwas solltest du nicht sagen, nein gerade du nicht!“

Da hatte sich Adlin' noch einmal an die Schläfen gegriffen und ausgerufen: „Nimm's nicht übel, Schwesterchen, du weißt nicht, was das ist, sein ganzes Leben einer Fata morgana nachzuwandern, — du weißt nicht, wie durstig das macht!“

* * *

Drei Tage darauf las sie zufällig in der Zeitung, daß der Prozeß — verloren sei! —

Sie konnte es erst nicht glauben — es war unmöglich — nie ... nie einen Augenblick hatte sie sich auf so etwas gefaßt gemacht! Nein, es konnte nicht wahr — es mußte eine Irrung sein!

Da kam ein Brief von Siegfried — aus Ungarn. Kein Zweifel, keine Hoffnung mehr möglich — der Prozeß verloren, in letzter Instanz verloren — alles vorüber, — dabei die Vermögensverhältnisse seiner Eltern gänzlich zerrüttet — sein Vater im Sterben.

Siegfried mußte auf die Karriere verzichten, um die Geschäfte zu Hause etwas zu ordnen, aus den armseligen Überbleibseln des Hab und Gutes für die Familie seiner gänzlich hilflosen jüngeren Schwester einen Lebensunterhalt herauszuquälen.

Unter den Umständen gab er ihr natürlich sein Wort zurück!

Wie er das schrieb! — ohne eine Spur von winselnder Sentimentalität, ernst, männlich gefaßt, — aber mit welcher schlichten Herzlichkeit in jedem Wort. Zum Schluß bat er sie demütig um Verzeihung dafür, daß er ihr Leben verdorben, indem er sie jahrelang verhindert hatte, an ein anderes Glück zu denken!

Drei Tage verbrachte sie damit zu weinen, den Brief zu küssen und wieder zu weinen! Die Mutter sagte: „Ja, wenn man mir gefolgt hätte!“ ... und Lisa ... Lisa sagte nichts — sie sah Adlin' nur an, immer und immer wieder mit ihren großen Augen, in denen sich der Ausdruck der Innigkeit und Zärtlichkeit noch vertieft — den Augen, die von Adline ein Opfer verlangten, dem sie nicht gewachsen war. Wie sie die beiden quälten, die Mutter und Lisa! — aber Lisa quälte sie mehr als die Mutter...

Endlich eines Tages schlich sich die jüngere Schwester an sie heran und flüsterte kaum hörbar: „Hast du ihm schon geschrieben, Adi?“

Adlin' fuhr zusammen, als habe man eine empfindliche Wunde an ihr berührt. — „Was soll ich ihm schreiben? ... was ist da noch zu schreiben?“ und ihr ganzer Körper zuckte vor Schluchzen.

„Was da zu schreiben ist?“ wiederholte Lisa langsam, und wieder heftete sie die Augen voll auf ihre Schwester, aber diesmal fast mit einer Art Staunen, fast mit einer Art Angst. „Was da zu schreiben ist? — aber es gibt doch nur eines,“ rief sie aus, — „das Einfachste — daß du bereit bist, sein Leben zu teilen, so wie es ist!“

In dem Moment empfand Adlin fast eine Art Zorn gegen den Edelmut ihrer Schwester — dieser überspannte Edelmut war ein Tyrann, dem sie ihr Leben geopfert; — ja, wenn Lisa nicht gewesen wäre — wenn sie sich nicht geschämt hätte vor Lisa! ... Und sie schämte sich auch jetzt noch vor ihr, das war das Peinlichste, — sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihre Kleinlichkeit neben der Seelengröße Lisas bloß zu legen. Sie mußte eine beschönigende Ausflucht finden. Indes flüsterte Lisa einschmeichelnd: „Denk' nur, wie ihm zu Mute sein muß in seiner abgesorgten Einsamkeit — wie er auf deinen Brief warten muß, Adlin'!“ und sie streichelte leise die Hand der Schwester. Da sagte Adlin': „arme Lisa — was für ein süßes, unerfahrenes Kind du bist! Du begreifst es nicht einmal, daß die Treue einer Frau, ihr Festhalten an einem Mann durch Dick und Dünn, unter Umständen eine Zudringlichkeit sein kann!“ —

Lisa sah die Schwester nachdenklich und unruhig an. Sie begriff wirklich nicht.

„Ich wär' ihm ja nur eine Last,“ rief

Adlin' heftig, „unter diesen Umständen eine tägliche Demütigung und Sorge. O Lisa, Lisa! — es ist schrecklich, sich das sagen zu müssen!" Sie spielte Komödie vor ihrer Schwester, — zum ersten Mal in ihrem Leben hatte sie das Bewußtsein, sie zu täuschen, — ohne, wie bisher, sich selber mittäuschen zu können. Dabei klang ihr Ton so aufrichtig — so echt. Es kam einfach daher, weil sie die wirkliche Verzweiflung, die sie fühlte, in Worten ausächzte, die mit dieser Verzweiflung gar nichts zu thun hatten!

„Ich kann's nicht glauben — ich kann das wirklich nicht glauben," murmelte Lisa, dann setzte sie hinzu: „arme Adline — das wäre das Schrecklichste! Jemanden, den man lieb hat und den man leiden sieht, nicht trösten, nicht stützen zu dürfen!"

„Ja," murmelte Adlin', „es ist schrecklich — nicht zum Aushalten schrecklich! für ihn — für mich!"

Dann war es wieder still, ganz still in der großen, ermattenden Frühlingsschwüle.

Nach einem Weilchen hob Lisa von neuem wieder an: „Arme Adlin'! — aber schreiben mußt du ihm doch!"

„Muß ich? . . ." Wieder brach Adlin' in maßloses, hysterisches Schluchzen aus — „muß ich? — ach Lisa, ich kann nicht — schreib' ihm für mich — schreib' ihm, vergiß das nicht, daß ich in meinem maßlosen Elend dem Schicksal doch noch dankbar bin dafür, daß es mir einen so schönen Traum gegönnt hat, wenn es mir auch die Wirklichkeit schuldig geblieben ist. Der Traum war doch schön! . . ." Sie sagte das mit Exaltation — mit brennender Leidenschaft — sie sagte es wirklich aus dem Herzen heraus, sie riß sich selbst hin mit ihren Worten, „und dann," setzte sie hinzu, „sag' ihm, wenn sich seine Verhältnisse einmal befestigt haben sollten, mag's auch noch so armselig sein . . ." plötzlich brach sie ab, sie hatte das beängstigende Gefühl, als ob sie im Begriff stehe, sich selber eine Fessel anzuschmieden — „nein, schreib' ihm davon nichts — zu was ihn unruhig machen! Es ist besser, man vergißt. Daß — daß ich doch nie einen andern Mann lieb haben kann nach ihm, versteht sich von selbst."

Lisa schrieb.

Kurz darauf erkrankte Adlin' am römischen Fieber.

Als sie ihr Schmerzenslager verließ — war sie müd — ihre Jugendfrische war dahin — und ihre Schönheit zeigte die ersten Spuren des Verfalls! —

Das war vier Jahre her — noch vier Jahre lang hatte sie sich abgehetzt in der Welt, aber das Vergnügen, das sie sonst davon gehabt, war vorüber! —

Die massenhaften Huldigungen, die man ihr sonst entgegen gebracht, nahmen ab mit jedem Mal, das sie sich in der Welt zeigte — sie war — „eine gewesene Schönheit," nichts mehr — ihre Macht war dahin!

Der russische Fürst, der ihr im Frühjahr seine Hand geboten, sah sie, als er ihr in Nizza begegnete, erst kalt und prüfend an, wie jemand Fremdes, das einen an einen Bekannten erinnert — dann begrüßte er sie mit jener freundschaftlichen Kordialität, die eine verwöhnte Frau so unbeschreiblich demütigt; — es war vorüber, vollständig vorüber! — Aber sie konnte es nicht über sich gewinnen, sich von der Welt zurückzuziehen, sie konnte nicht, — nein toller als sonst machte sie die atemraubende Hetzjagd mit, spähte nach einem brillanten Treffer in der Heiratslotterie aus . . . . . für Lisa, hoffte auf etwas Fabelhaftes, Phänomenales, das alles zurecht rücken mußte.

Die Verhältnisse ließen sich nicht mehr halten — es ging zu Ende mit dem Letzten.

Es kam die Zeit, wo man, mehr oder minder verblümt, das neue Familienoberhaupt um eine Unterstützung angehen mußte. Die Familie kehrte nach Österreich zurück.

Sie spähte nach Einladungen aus, um Ersparnisse zu machen — und etablierte sich schließlich in einem Schloß, das ein Verwandter ihnen zur Verfügung gestellt hatte für die Sommermonate. Klenstein hieß es — und war anderthalb Fahrstunden von Franzenskron entfernt.

So weit war es gekommen — so weit! — — Noch einmal streckte Adlin' den Kopf vor, suchte mit den Augen den weißen, schimmernden Fleck zwischen den blauen Bergen. Sie konnte ihn nicht mehr entdecken! — Sie seufzte — alles vorüber — alles!

Ringsum alles öd', die Blüte vorüber, die Ernte vorüber, — was blieb noch übrig — ein langer, fiebernder Herbst und dann der Winter, der Trost der Erstarrung — Eis, Schnee, der Tod und ein weißes Leichentuch! —

VII.

Schloß Klenstein ist ein im rechten Winkel erbautes Wohnhaus, fast ohne allen Schmuck. Man kann sich schwer etwas Unmalerischeres denken, wenn auch ein unternehmender Rehberg einmal aus Gott weiß welchem Grunde an einen Flügel einen Turm angebaut hat — einen Turm mit einer Uhr und einer Wetterfahne, und einer Terrasse, von der man eine schöne Aussicht hat. Es ist gelb angestrichen, wie die letzten Hausausläufer einer Provinzstadt, und hat nicht einmal den guten Geschmack, seine Blöße mit grünem Schlingwerk zu bedecken.

Im Erdgeschoß des einen Flügels wohnt der Gutsverwalter, dessen Frau sich massenhaft mit Hühnerzucht und Käsefabrikation beschäftigt, weshalb Stiege und Gänge immer nach saurer Milch und Geflügelstall riechen, — der linke Flügel ist den Rehbergs zur Benützung überlassen worden.

Dort wohnen sie seit drei Monaten mit ihren Nahrungssorgen, ihrer renitenten Dienerschaft — ihren beständig wechselnden Projekten für die Zukunft, die sie auf nichts mehr stützen können. Die Gräfin nörgelnd, längst verschwundenen Möglichkeiten nachjammernd, wie alle kleinen Naturen ihrer Art. Sie macht von früh bis abends allen Leuten Vorwürfe, beklagt sich über das Schicksal, den lieben Gott, ihre Kinder, ihre Dienstboten, denen sie durch ihre ewige Unzufriedenheit auch das letzte Restchen von gutem Willen benimmt, legt im übrigen Patience, läßt sich von ihrer Kammerjungfer bedauern und sagt jeden Tag wenigstens zehnmal: „ja, wenn man mir gefolgt hätte!"

Lisa thut, was sie kann, um die nach allen Seiten hin klaffenden Risse des Hausstandes irgendwie zusammenzuflicken, arbeitet für Dienstboten, die ihre Hände in den Schoß legen und denen man keine Ausstellungen machen darf, weil sie so und so viele Wochen nicht bezahlt sind, erträgt die wimmernde Wunderlichkeit ihrer Mutter immer mit derselben Geduld — und denkt darüber nach, wie man diese unhaltbaren Verhältnisse endgültig regeln könnte. — —

Es ist gegen neun Uhr. Die Dämmerung liegt grau-violett über dem Blumengarten vor dem Schloß, einem altväterischen, nichts weniger als herrschaftlichen Blumengarten; gerade Sandwege, zwischen großen, viereckigen, mit Salbei, Lawendel oder Erdbeersträuchern umfaßten Beeten, in denen zwischen Rittersporn, Akonit und brennender Liebe Stachelbeerbäumchen und Johannisbeerbüsche stehen; in einem der Beete ein Bassin, in dessen Mitte ein auf den Hinterbeinen stehender Bär sich mit den Vordertatzen auf ein großes, verwittertes Steinwappen stützt. Es ist nicht das Wappen der Rehberg, sie wissen nicht einmal genau, auf was das Wappen Bezug hat — da Klenstein von ihnen erst erworben wurde, als die gewiß ehemals um das Wappen gruppierte, architektonische Großartigkeit bereits dem schüttbodenartigen Schloß von heute Platz gemacht; aber sie wissen, daß Bär und Wappen im Bädeker stehen und sind stolz darauf. Das Bassin ist längst versiegt, Blumen wachsen drin — alles durcheinander wirr und bunt.

Neues Licht schimmert auf aus der Dämmerung.

Der Mond fängt allmählich an zu leuchten, ein großer, gelblicher Augustmond, die Wege entlang geht eine schlanke Gestalt. Auf den ersten Blick möchte man sie für Adlin' halten — dieselbe Größe, dieselben edlen, gestreckten Glieder, aber eine gewisse stolze Schroffheit und ungeduldige Hastigkeit der Bewegungen fehlt. Ihr Gang, ihre Haltung, alles hat etwas unendlich Anspruchsloseres, Jugendlicheres, Anmutigeres. Nicht nur die Gestalt, auch das Gesicht sieht Adlin' auffallend ähnlich, aber auch das ist anspruchsloser im Ausdruck — bescheidener. — Die Farben kann man bei dem zweideutigen Lichte nicht unterscheiden, doch macht es den Eindruck, als ob das Gesichtchen bedeutend blässer wäre als das Adlinens — der Mund ist weicher und voller.

Es ist Adlin' — nicht so schön — aber mit bedeutend erhöhtem weiblichem Liebreiz — Adline mit einer tiefen Seele und einem zärtlichen Herzen — nein, es ist überhaupt nicht Adlin' — es ist Lisa! —

Der süße, altmodische Duft des weltvergessenen Blumengartens paßt vortrefflich zu der schlanken Gestalt in dem einfachen, grauen Kleid, das sich schlicht um ihre Glieder schmiegt. Einer kleinen Heiligen sieht sie ähnlich, dergleichen in katholischen Kirchen, eine vergoldete Palme in der Hand, in schattiger Nische steht.

Sie bückt sich, um ein paar Lawendel-

zweige abzubrechen. Da hört sie Räder rollen — Adlin' ist zurückgekehrt. Sie will in das Haus, die Schwester zu empfangen, doch begegnet ihr selbe unterwegs. —

„Mama liegt im Bett mit Migräne — Dienstbotenverdruß — natürlich" sagt Adlin', auf die Schwester zugehend. — „Poldi" — so heißt die Jungfer, „riet mir, sie momentan nicht zu stören, so bin ich zu dir heruntergekommen. Also Schneider hat gekündigt!"

„Ja," sagt Lisa — „Schneider und die Köchin."

„Eine Impertinenz — ich werde sofort nach Wien schreiben um einen neuen Diener — aber unangenehm ist die Geschichte doch — er war so famos abgerichtet: und die Köchin — nachdem sie alle Rezepte von unserem alten Koch bekommen hat. Sie wollen einander natürlich heiraten."

„Ich glaube," sagt Lisa.

„Hm! Zuwider bleibt es ja, aber man wird sich eben ohne die Herrschaften behelfen müssen."

„Ich denke," murmelt Lisa. Auch ihre Stimme erinnert an Adlin', nur ist auch die gedämpfter — es ist Adlinens Stimme unter der Sourdine — „es ist nicht anders möglich."

Adlin' bleibt stehen und sieht die Schwester unruhig an — „du willst damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß wir uns nicht nur ohne Schneider und Toni, sondern überhaupt ohne Diener und Köchin werden behelfen müssen," sagt Lisa.

„Lisa!" entgegnet Adlin' auffahrend, „das ist bereits unmöglich — ist einfach unmöglich. Wir haben ja unsern Hausstand auf das Minimum reduziert, aber schließlich ... der äußere Anstand muß gewahrt werden."

„Adlin'!" Lisa legt die Hände zusammen, „ich bitte dich, laß ihn endlich fallen, diesen quälenden, äußeren Anstand. Wenn der äußere Anstand nur auf Kosten unserer inneren Würde erhalten werden kann, dann kommt er zu teuer. Laß ihn gehen. Über kurz oder lang mußt du es doch. Während du fort warst, hab' ich unsere unbezahlten Rechnungen angesehen, die Pariser Schneiderrechnung — die Rechnung von dem Pelzhändler in London — was weiß ich. Ich habe alles zusammengezählt — es ist nicht einmal so viel, als man sich's in seiner Angst — klar in eine unangenehme Situation hineinzusehen — vorstellt. Meine Perlen liegen bereit, — ich will einen dieser Tage nach Wien fahren, um sie zu verkaufen, und dann stürzen wir den Acker und säen neues Korn ins Feld, d. h. wir fangen ein neues System an. Siehst du, wenn wir von hier fort gehen, wollen wir den Überschlag machen von dem, was uns noch bleibt, und von unseren Renten leben."

„Von unseren Renten . . ." murmelt Adline bitter, „wenn du wüßtest, was das ist!"

„Und wenn's noch so wenig ist," ruft Lisa flehend — „wenn's nur genug ist, um davon zu leben in irgend einem bescheidenen Winkel mit dir und Mama — so bin ich zufrieden, und wenn's zu wenig ist, so will ich meinetwegen arbeiten, um etwas dazu zu erwerben. Gern will ich's thun, alles, alles, nur nicht noch weiter so auf gebrochenem Eise von einer Scholle zur andern springen. Unsere ganze Existenz war wie ein langes, aufreibendes Hazardspiel. Und was ist schließlich dabei herausgekommen? — Du weißt's am besten!"

„Nun, das haben die Verhältnisse mit sich gebracht," sagt Adlin' schärfer als gewöhnlich mit einer Stimme, die fast wie die der Tante Betty klingt — „mein Leben war verdorben durch diese endlose Verlobung. Wer hätte aber auch denken können, daß der Prozeß so ausfallen würde! Wenn man das geahnt hätte! . . ."

„Aber Adi!" Lisa faßt die Schwester bei der Hand und sieht ihr unruhig ins Gesicht, noch nie hat sie Adlin' in diesem nüchternen, unzufriedenen Ton von ihrer Verlobung reden hören — „Adi! — du meinst doch nicht . . . du . . . aber du hättest ja doch nicht anders gehandelt, selbst wenn du alles gewußt hättest!"

„Meinst du? . . . Wenn ich gewußt hätte, daß kein praktisches Resultat zu erzielen ist, so — — — so hätte ich schließlich — es wäre mir gräßlich schwer gefallen, ihm zu entsagen, denn ich hatte ihn rasend lieb . . . ich hab' nie einen Mann lieb gehabt außer Siegi, die anderen waren mir alle mehr als gleichgültig, — wenn sie mir die Cour machen wollten, wurden sie mir einfach zuwider, aber endlich, man

kann nicht den Kopf durch die Wand rennen, und es zu versuchen, sich ihn zehn Jahre lang gegen eine Wand, die man doch nicht umstürzen wird, blutig zu schlagen, ist nun einmal ein Unsinn, selbst wenn hinter der Wand das Paradies liegt. — Ja, wenn ich gewußt hätte, daß meine Standhaftigkeit zu nichts führen kann, ja — so hätt' ich mich überwunden . . . und . . . aber sprechen wir nicht davon — mein Leben ist nun einmal verpfuscht, tempo passato — aber bei dir ist noch nicht aller Tage Abend — du gefällst noch immer, und darum dürfen wir die Segel nicht streichen! . . . Ich bitte dich — uns einschränken, wie du es proponierst, das hieße ein für allemal auf eine gute Partie für dich verzichten — und du mußt eine gute Partie machen!" Aufgeregt, wie sie momentan, heftig, wie sie's überhaupt ist, stampft Adlin' mit dem Fuß.

Lisa aber schüttelt das Köpfchen, schüttelt es mit der ruhigen Entschiedenheit sehr sanfter Menschen, die nichts von einem einmal gefaßten Entschluß abbringt.

„Ich werde nie heiraten," sagt Lisa. „Nicht — nie — warum?" Adlin' wendet sich hastig nach ihr um — „Hast du einen besonderen Grund? — willst du Nonne werden?"

„Nicht, solange ich irgend jemand außer dem Kloster etwas nütz sein kann," erwidert Lisa einfach.

„Also . . . Lisa . . ." die Schwester tritt ganz nah an Lisa heran und schlingt ihr den Arm um die Taille — „Lisa! . . . hättest du irgend eine Neigung? —"

Lisa will etwas erwidern — will „nein" sagen, aber sagt nichts, macht nur eine heftige Bewegung, um sich loszuringen aus Adlinens Arm, ihr schlanker Leib zittert von Kopf bis zu den Füßen.

„Für wen?" fragt Adlin' kaum hörbar — „für wen?"

Lisa sagt nur, „laß mich — laß mich!" Mit einem Ruck hat sie sich der Schwester entwunden — wie ein Schatten ist sie fortgehuscht. Adlin' steht allein in dem mondbeschienenen Garten mit seinem altmodischen, keuschen Lawendelduft. —

„Es ist nicht möglich — nein, es ist nicht möglich!" murmelt sie zwischen den Zähnen — — „und doch . . .!" — —

VIII.

Zwei Tage nach Adlinens Abfahrt sitzen die Rehbergs in Franzenskron in einem kleinen, gemütlichen Erkerzimmer im ersten Stock um einen Tisch herum, der mit allerlei lustig bunten Kännchen und Tassen von wirklichem oder nach altem Muster nachgeschafften Alt-Wien besetzt ist. Ein Geruch von frischem Gebäck mischt sich in den Rasenduft, der aus dem Garten hereindringt — ein Sonnenstrahl kriecht über das Gitter des Balkons in den achteckigen Raum, gießt einen blauen Lichtbach über den Frühstückstisch. — —

Radi Rehberg ist soeben damit beschäftigt, Wilma Herbsky einen Bären aufzubinden, Tante Betty sagt etwas Unangenehmes über irgend jemanden oder irgend etwas, und Minny neckt Trixy mit dem kolossalen Schreibfleiß ihres Bräutigams.

„Wieder sind achtzehn Seiten von diesem musterhaften Statthaltereikonzeptspraktikanten in Graz mit der Post eingetroffen. — Achtzehn Seiten — liest du seine Briefe wirklich durch, Trixy?" fragt Minny.

„Na — versteht sich."

„Und was schreibt er dir denn eigentlich?"

„Na — was ein Bräutigam halt so schreibt — immer dasselbe . . ."

„Du, Trixy, ich glaube, er schreibt gar nicht, es ist jedesmal derselbe Brief lithographiert."

„Aber Minny! . . ."

Graf Alexander liest indes die Zeitung durch ein Monokel, das sein schönes Gesicht schief zieht, und kümmert sich nicht um das Geplänkel der Jugend.

„Das Licht blendet heut' in einer Art," ruft Tante Betty verdrießlich — „kann keine von euch den Store herunterlassen?"

„Aber Tante, laß uns doch das bißchen Sonnenschein!"

„Ich kann den Sonnenschein nicht leiden, er erinnert mich an meine Hochzeitsreise," brummt Tante Betty, „die machten wir nämlich nach Italien — na . . . Gott sei Dank! . . . überstanden ist's!" Alles sieht sich an, die ganze Tafelrunde lacht, nur Tante Betty stimmt nicht mit ein. „Ich weiß wirklich nicht, was da zu lachen ist — ich versichere euch, es war nichts Heiteres dabei," erklärt sie.

Graf Radi wendet sich wieder an Wilma. „Was Sie für prachtvolles Haar haben.

Ich kenne keine Dame, die sich eines solchen Reichtums erfreut, wie Sie, Baronin," sagt er bewundernd.

Soeben steht die Armitschka im Begriff, etwas kokett Ablehnendes auf Rodis Kompliment zu antworten, als Tante Betty mit den Worten einfällt: „Ja, in Bezug auf ihre Haartracht entwickelt die Wilma einen Luxus, der wirklich nicht mehr geheuer ist."

„Einen Luxus, der nichts kostet!" murmelt Wilma mit einem zärtlichen Blick auf Graf Rodi und schüttelt zugleich ihren reich geschmückten, verkümmerten Kopf.

„In der That," sagt Tante Betty, „wir wissen ja, daß du vor einem Jahre zwei falsche Zöpfe und acht Stück Whistmarken von Tante Rothburg geerbt hast, den Rest ihres Vermögens hat sie leider zwischen ihre Köchin und ihren Beichtvater getheilt!"

„Das war sehr Unrecht von ihr," springt jetzt Graf Alexander ein — „man ist verpflichtet, etwas für seine Verwandten zu thun."

„Besonders nach seinem Tod, wo's einen nicht mehr geniert," murmelt Tante Betty — „bei Lebzeiten fallt's einem manchmal zu schwer!"

„Betty!"

„Alexander!"

„Mit dir ist nicht zu reden," und Graf Alexander beugt sich von neuem über seine Zeitung.

„Das Obers ist heute wieder in einer Art dick," wimmert jetzt Tante Betty, „es schmeckt nach Mandeln."

„Darüber beklagen sich die wenigsten Menschen, Tante," meint Minny halblachend.

„Ich kann dickes Obers nicht leiden!" grollt die alte Gräfin.

„Erinnert's dich vielleicht auch an deine Hochzeitsreise, Tante?" fragt Minny.

„Nein, aber an meinen Mann — er war so gierig! Er trank immer so furchtbar viel Kaffee mit Obers und es wurde ihm jedesmal schlecht darnach."

Wieder lacht alles um den Tisch herum — nur Tante Betty schaut sauertöpfisch drein und bemerkt: „Ich weiß nicht, was ihr zu lachen habt — es war wirklich nichts Heiteres dabei." —

„Was sagt ihr dazu," ruft jetzt Graf Alexander, indem er die Zeitung auf den Tisch legt — „macht der Pruksdorff eine Karriere!"

„Der Pruksdorff? Was ist's mit dem Pruksdorff?" ruft aufgeregt Wilma Herbsty, wobei ihre Augen wie die Wagenlaternen aufglänzen.

„Zum Gesandten nach * * * ist er ernannt," erklärt Graf Alexander, „macht der Kerl eine Karriere!"

„Unbegreiflich rasches Avancement!" murmelt Graf Rodi.

„Aber mich freut's — mich freut's von Herzen. Gleich heute schreib' ich ihm," versichert Wilma.

„Ja, was hat denn der Mensch für eine Protektion — steckt da nicht eine Dame dahinter?" sinnt Graf Alexander.

„Der Fall ist schwer anzunehmen," meint Graf Rodi hochmütig und streicht seinen lockigen Schnurrbart — „weißt du was, Papa, der Nicki Sempaly hat mir einmal gesagt, der Pruksdorff avanciert, weil ihn kein Botschafter mag, einer schickt ihn dem andern — und jetzt haben sie ihn zum Gesandten gemacht, um ihn ein für allemal los zu sein; weiter als bis * * * bringt er's doch nicht."

„Das ist schon immerhin hübsch weit, dächte ich," erklärt Wilma und streckt ihren langen Oberkörper.

Der alte Graf horcht nicht auf sie, ganz versunken scheint er in einen neuen Gedanken, der sich seiner bemächtigt hat! — „Wer weiß," spricht er vor sich hin — „wer weiß, es kommt drauf an — er ist vermögend, brauchbar, wenn er eine Frau findet — eine Frau aus wirklich guter Familie — nicht nur so eine Ausschußkomtesse, sondern eine Frau, die ... hm! — die Verbindungen hat, die Repräsentation übernimmt — dann kann er's auch noch bis zum Botschafter bringen."

„Hör mal, Papa, so ein Frau, wie du sie für ihn verlangst, wird sich's überlegen, eh' sie den Pruksdorff heiratet," bemerkt Rodi und zündet sich zugleich eine Cigarette an.

Tante Betty zieht die Schultern in die Höhe und meint: „unter Umständen ...' und Wilma ruft unternehmend:

„Ich heirat' ihn gleich!"

Diesmal lacht niemand, nur Tante Betty, die anderen bleiben grabesstill.

Es ist immer so — wenn sie lacht, machen die anderen lange Gesichter, und wenn die anderen lachen, schweigt sie.

„Hm! hm! — Hat der Pruksdorff nicht der Adlin' die Cour gemacht?" fragt nach gedankenvoller Pause stirnrunzelnd der alte Graf.

„Ich hab' nie etwas g'merkt," versichert Wilma und blickt sich etwas beunruhigt um. — Alles schweigt. „Ist euch vielleicht etwas aufgefallen?" fragt Wilma gereizt, und da sie durch Stummbleiben der ganzen Gesellschaft sich genötigt sieht, einen Monolog zu halten, fährt sie fort: „Ich weiß nicht, was einige Mädeln haben, — wenn ein Mann sie nur zweimal ansieht, so bilden sie sich schon ein, er macht ihnen die Cour. Daß sie sich's einbilden, würde ich noch begreifen — aber daß sich's die ganze Umgebung für sie einbildet, wundert mich doch. Pruksdorff hat sich gar nicht bekümmert um Adlin'! Sie ist ja gar nicht sein Genre. Erstens ist sie zu groß, und dann ist sie nicht musikalisch. Er hat eine so ausgesprochene Vorliebe für Musik!"

„Ja, wie mein Pudel," sagt Tante Betty grimmig — „der immer davon läuft, wenn man den Klavierdeckel aufschlägt."

„Weil's ihn zu sehr angreift," ereifert sich die Armitschka. „Wenn ich ihm etwas vorsang, so ... liefen ihm ja die Thränen über die Wangen. Wenn ich mich nach ihm umsah, hielt er sich stets das Taschentuch vor die Augen. Ich glaube, keiner von euch weiß, wie tief gerade ich ihm in's Herz geschaut habe, wir verstehen uns schon, er und ich . . . jetzt begreif' ich auch . . . warum er mich beim Abschied so bedeutungsvoll angesehen!"

„Das wird mir doch zu toll — du gehörst ins Irrenhaus, geradezu ins Irrenhaus," platzt Tante Betty los.

„So etwas brauch' ich mir nicht gefallen zu lassen," entgegnet Wilma mit einer widerspenstigen Würde, die sie noch nie zur Schau getragen hat, indem sie sich erhebt.

„Aber Wilma! Du kennst doch die Tante," meint Minny begütigend.

„Ich habe ihre Launen lange genug ertragen, aber alles hat seine Grenzen — alles!" sagt die Armitschka, „übrigens hätte ich mich ohnehin nicht länger aufhalten können — ich will keine Post versäumen — ich muß Pruksdorff gratulieren sofort!"

„Hast du seine Adresse?" fragt Minny.

„Aber ich bitt' euch!" Die Armitschka zuckt überlegen die Achseln, „ich adressiere ins Ministerium des Äußeren — das ist doch einfach."

„Die Gans!" sagt Tante Betty, indem sie der Armitschka nachsieht — „sie sieht sich schon als Excellenz!"

„Ich begreife nicht, daß ihr diesen grünen Grashüpfer bei euch dulden könnt," stößt Graf Alexander ärgerlich hervor. „Ich begreif' es nicht — begreif' es nicht!" Dabei fängt er an mit großen Schritten in dem Frühstückszimmer auf und ab zu gehen. —

„Du machst mich nervos, Alexander!" ruft Tante Betty.

„Und du mich vielleicht nicht?" erwidert der Graf — „du hast mich mein ganzes Leben lang nervos gemacht!"

„So! — ich danke!" sagt Tante Betty scharf — „wenigstens läßt du an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig."

„Das hab' ich von dir gelernt, wenn sich's nämlich darum handelt, etwas Unangenehmes zu sagen," ruft Graf Alexander.

„Daß meine Laune nicht immer die beste ist, gebe ich zu . . . aber ich denke — das ist einer Person, die durchgemacht hat, was ich durchgemacht habe . . ."

„Schon wieder der Schwarzwald, — sein Gespenst dämmert bereits auf in der Ferne!" ächzt Graf Alexander, und Rodi summt frei nach der Regimentstochter „er rückt an, er rückt an, er rückt an — plan — plan!"

Dann lacht alles, nur Tante Betty nicht, und Trixy Brinz schleicht sich zum Zimmer hinaus, erstens, weil sie ahnt, daß eine etwas lebhafte Familienunterhaltung in der Luft schwebt, und zweitens, weil sie sich wie alle Tage verpflichtet fühlt, ihrem schreiblustigen Bräutigam den Tribut ihrer Dankbarkeit zu zollen.

„Ihr müßt die Wilma expedieren, es hilft nichts — allen Ernstes, ihr müßt sie expedieren," erklärt Graf Alexander, sobald das Familienquartett sich allein befindet. „Ich bin geduldig . . . und sie thut mir leid, sie ist ein armer Teufel — aber sie ist von einer Zudringlichkeit Männern gegenüber — mit dem Pruksdorff hat sie's mir doch schon zu weit getrieben."

„Sie treibt's immer zu weit, wenn sie die geringste Gelegenheit dazu hat," gesteht Minny resigniert, — „ich bin eigentlich erstaunt, daß sie's nicht satt hat nach ihrem letzten Abenteuer am Semmering!"

Dort hatte sich Wilma Herbsky nämlich an einem schönen Frühlingsabend mit einem jungen Mann verlobt, der ihr durch seine mannigfaltigen Sprachkenntnisse imponierte und dessen Physiognomie ihr so bekannt vorkam, daß sie fest davon überzeugt war, er gehöre zur Wiener Sozietät, — nur wußte sie nicht mehr, wer's war. Wie es sich später herausstellte, war's ein Kellner aus dem ‚Erzherzog Carl'.

„Ach, die Wilma hört in zehn Jahren noch nicht auf, sich lächerlich zu machen," ächzt der Graf. „Diesmal muß ich sagen, sind mir ihre Unarten fatal!"

„Warum denn gerade diesmal?" fragt Tante Betty.

„Warum? — weil sie den Pruksdorff verscheucht hat," ruft der Graf. Er hat sich wieder an den Frühstückstisch gesetzt und trommelt ungeduldig mit seinen schmalen, leicht gebräunten Fingern auf dem Tischtuch herum.

„Hm! Sehnst du dich wirklich nach diesem hervorragenden Diplomaten?"

„Sehnen — nach ihm — ich mag ihn gar nicht, aber . . . endlich, ich glaube, es wär' vielleicht doch ein Mann für die Adlin'."

Ein bleiernes Schweigen folgt.

„Aber Papa!" — ruft endlich Minny empört.

„Die Adlin' nimmt ihn nicht, die war ja immer so romantisch," sagt Graf Rodi und zündet sich eine neue Cigarette an.

„Ja — ja — romantisch — und drum ist sie auch sitzen geblieben," brummt sein Vater — „der Teufel hol' die Romantik, 's ist eine gemeinschädliche Eigenschaft, die mehr dazu beigetragen hat, die Welt mit alten Jungfern zu bevölkern, als die entstellendsten Schönheitsfehler." Er schnalzt mit den Fingern. „Übrigens, hm! ist die Romantik Adis nicht einmal echtfarbig — ich glaub' nicht, daß sie echtfarbig ist — und mit fünfunddreißig Jahren hört die Romantik überhaupt auf. Der Pruksdorff wäre eine famose Partie für sie gewesen! Ich könnte die Wilma erdrosseln!"

„Die Wilma hat mit dem Verschwinden Pruksdorffs nichts zu thun," bemerkt Tante Betty — „der Pruksdorff ist verschwunden, weil . . . Adlin' ihm einen Korb gegeben hat."

„Hat sie ihm wirklich . . ." fährt der Graf auf — „woher weißt du's?"

„Er hat mir's selber gesagt," erklärt Betty kaltblütig. „Ehe er absuhr, frug ich ihn, warum er so verstimmt sei? und da berichtete er mir ganz ruhig, er habe einen Korb bekommen von Adlin'! Er sei darauf gefaßt gewesen, setzte er hinzu — hätte es aber doch nicht über sich gewinnen können, Franzenskron zu verlassen, ohne Adlin' von seinem Herzenszustand in Kenntnis zu setzen 2c. Er sprach sehr anständig darüber, ohne alle Empfindlichkeit." — —

„Fatal — höchst fatal — die Geschichte," murmelt Graf Alexander, dann auf seine Schwester losfahrend, ruft er: „sie hat ihm den Korb gegeben, weil du ihr ihn verleidet hast."

„Ich hab' ihr ihn nicht verleidet," verteidigt sich Tante Betty — „ich hab' ihr immer gesagt, er ist eine gute Partie und sie soll nicht über ihn losziehn, man kann nicht wissen, was geschieht. Übrigens, mein lieber Alexander, kannst du dich beruhigen. Ich bin fest überzeugt, Adlin' ist bereits auf dem besten Wege, ihre Voreiligkeit zu bereuen."

„Hm!" . . . Der Graf beißt nachdenklich das Spitzchen von einer sehr stark aussehenden Cigarre ab — „vielleicht könnten wir die G'schicht doch noch zusammen bringen," murmelt er.

„Aber Papa! du kannst Adlin' doch nicht zumuten . . ." ruft Minny.

„Ich bitt' dich, Minny, jetzt mach' du mich nicht auch noch nervos," unterbricht sie Graf Alexander, indem er sich unruhig mit der flachen Hand den Hinterkopf reibt — „in deinem Alter ist man über so etwas urteilsunfähig. So wie die Sachen stehen, wär's ein wahrer Segen für Adlin'. Ihr habt ja keine Ahnung, wie schlecht die Verhältnisse von meiner Schwägerin sind — und wenn kein's von den Mädeln heiratet, hab' ich die ganze Familie am Hals. Kinder, ihr müßt euch bemühen, den Pruksdorff recht herauszustreichen vor der Adi, damit sie nicht Angst hat, uns lächerlich vorzukommen, wenn sie ihn nimmt — ihr versteht. Jetzt geh' ich und gratuliere Pruks-

dorff — hm! — ich fordere ihn natürlich auf, uns noch ein paar Tage zu schenken, ehe er seinen neuen Posten antritt! . . .“

Damit verschwindet der Graf.

„Hm! man ist doch verpflichtet, etwas für seine Verwandten zu thun,“ sagt Tante Betty und verschwindet hinter einer andern Thür. —

„Schade, daß man die Aussprüche der Tante nicht als Rattenkonfekt verwenden kann,“ meint Graf Rodi, ihr nachblickend, „davon krepierten die Ratten gewiß; alles, was sie sagt, ist giftig.“

IX.

Lisa befindet sich in der Küche und lernt der Köchin noch in aller Eile ein paar von ihren wichtigsten Kochgeheimnissen ab. Sie hat ihren Willen durchgesetzt, es bleibt dabei, die vortreffliche Köchin, welche drei Jahre lang das Amt eines Chefs bei den Rehbergs versehen hat, soll keine Nachfolgerin bekommen, Lisa will mit dem Küchenmädchen allein das Küchendepartement versehen.

Jeden Vormittag steht sie neben der Köchin Toni vor dem Küchentisch, eine große derbe Leinwandschürze vorgebunden und die Aermel hinaufgedreht, und knetet Teig, rührt Saucen oder richtet Geflügel zum Braten zurecht. Sie sieht unglaublich poetisch aus — selbst bei dieser prosaischsten aller Beschäftigungen, und die Küche, so wie sie ist, bildet einen reizvollen Hintergrund für ihre keusche, schlichte Schönheit.

Es ist aber auch eine Küche, wie man sie heutzutage fast nie mehr sieht — eine Küche, wie man sie nur in verlassenen, vergessenen alten Schlössern findet, in denen seit fünfzig Jahren nichts mehr hergerichtet worden ist — groß, kühl, gewölbt, mit Ziegeln gepflastert, mit tiefen Fensternischen in den klasterdicken Mauern und mit kleinen Spitzbogenfenstern, deren Gitter leicht mit Weinlaub verwachsen sind. Das Licht dringt nie hell und nüchtern in diese Küche hinein, nur einzelne Funken stehlen sich zwischen den Weinranken durch an den Fenstergittern und tanzen mitten in der geheimnißvollen Dämmerung herum über das Kupfergeschirr an den weißgetünchten Wänden und über die roten, immer etwas feuchten Ziegel. Ein Geruch von gärenden Weinträbern schwebt wie ein Echo jener Zeiten, wo knapp neben der Küche eine Branntweinbrennerei sich befunden, noch heute durch diesen Raum, zugleich mit einem süßen Duft von moderndem Holz, trockenen Rosenblättern und etwas feuchtem Kalkanwurf. Den Küchendunst spürt man hier kaum.

Während Lisa jeden Vormittag recht aufmerksam ihre Lektion nimmt, schimpft Toni über alles — über den Sparherd, über die Feuchtigkeit, über die Qualität des Mehls und am allermeisten darüber, daß ihr Schicksal sie zwingt, ihre Komtesse, ihren Engel von einer Komtesse, im Stich zu lassen. Sie hat immer gehofft, daß ihre Komtesse sich doch entschließen würde zu heiraten. Und wenn sie den ärmsten Grafen in Österreich geheiratet hätte — und das weiß die Toni, einer Komteß mit einem so guten Herzen ist alles zuzutrauen in der Richtung — einen ganz armen Kavallerieoffizier, da wär die Toni doch mit ihr gegangen, versichert sie — wenn's hätte sein müssen, umsonst.

Lisa lächelt traurig, träumerisch, zärtlich und — hoffnungslos und richtet den Blick auf die von der Sonne goldig durchleuchteten Weinblätter vor den Fenstern. Toni hat recht, sie hätte sich nichts daraus gemacht, einen armen Mann zu heiraten — nein, sie nicht. Sie hätte ihn nur lieber gehabt um seiner Armut willen — ach, wie schön das gewesen wäre, sich so recht eng an ihn zu schmiegen, ihm die Sorgen zu verscheuchen, ihn zu stützen, — das Blut steigt ihr in die Wangen, sie wird brennend rot. Wie kann sie nur an so etwas denken. Es ist eine Sünde! Dann zieht sie die feinen Brauen zusammen — zum erstenmal regt sich in ihrem Herzen etwas wie Trotz gegen die Schwester.

„Adi will ihn ja nicht — hat sie ihn je wirklich lieb gehabt . . . so . . . so wie man ihn lieb haben könnte? —“

Sie bleibt sich die Antwort schuldig auf diese Frage, bemüht sich an etwas anderes zu denken! . . .

Indessen hat Adi eine große Abrechnung mit Schneider gehalten, denn auch Schneider geht — geht am ersten Oktober, ohne daß ein Nachfolger für ihn in Aussicht stünde. Vom ersten Oktober an wird das Hausmädchen die Schüsseln auftragen, die Besuche anmelden. Von allen demütigenden Zugeständnissen, die Adlin' in diesen

letzten Jahren dem Schicksal hat machen müssen, ist dieses ihr das empfindlichste. Sich mit einem einzigen Diener zu begnügen, ist ihr bereits als der Höhepunkt möglicher Schäbigkeit erschienen — und nun ein Hausmädchen ...

Während Lisa sich in der Küche beschäftigt, — sitzt sie an einem Stickrahmen und benäht ein Stück schwarzen Tüll mit Jet-Arabesken. Sie ist sehr geschickt und von Natur aus thätig — heute aber zieht sie den Faden langsam — wie langsam! Ihr ist's geradezu, als ob sie Blei in den Händen hätte. Plötzlich stößt sie den Stickrahmen ungeduldig von sich und zerrt aufgeregt an ihren müßigen Händen.

„Ja, es läßt sich nicht leugnen," murmelt sie für sich, indem sie an ihrer Unterlippe nagt, „die Tante Betty hat recht, — die Thorschlußpanik ist über mich gekommen — über mich! — Warum hab' ich ihm einen Korb gegeben!" Sie stampft heftig auf die Erde. „Wird er wieder kommen — mein Gott — und wenn er wieder käme!" Sie springt auf.

Das Blut steigt ihr in die Wangen — ein Schwindel überfällt sie! —

Sie gedenkt der gereizten Ungeduld, mit der sie anfängtich seinen Huldigungen begegnet ist — dann hat sie über ihn gelacht, hat mit den anderen über ihn gelacht — sie hätte nicht über ihn lachen sollen! —

Tante Betty hat recht! Sie steht in dem kritischen Alter, in dem sich ein Mädchen sagt, wenn nicht jetzt, so niemals, — wenn nicht jetzt, so wirst du ewig zu den Ausgeschlossenen gehören, zu den Überzähligen in der Welt, zu den Menschen, die man mitleidig und verächtlich aus einem Winkel in den andern schiebt. Ja, es ist knapp vor Thorschluß, ein Zeitpunkt, der für anerkannte Schönheiten bedeutend bedenklicher als für gewöhnliche Sterbliche ist. —

Sie sieht die Zukunft vor sich — welche Zukunft! Nicht einmal genügende Mittel wird sie haben, sich ihr Alter bequem einzurichten. Dazu, ihre Unabhängigkeit auf Kosten einiger Entbehrungen zu wahren, fehlt ihr die nötige Seelenstärke. Sie kennt sich in diesem Punkt. Was wird ihr Los sein? Von einer Einladung auf die andere warten — von einem Verwandten zum anderen ziehen!

Ihr Nimbus, dasjenige, was ihr bislang noch die Courtoisie ihrer Bekannten sichert, dasjenige, wodurch die Einladungen, die sie bekommt, noch immer in einem dringend herzlichen Ton gehalten sind, wird dauern, solange die Reste ihrer Pariser Toiletten dauern werden und die Reste ihrer Schönheit.

Wenn es einmal damit vorüber sein wird, dann — nun dann wird der Moment kommen, wo sie ihre Einladungen wird bezahlen, d. h. sich wird nützlich zeigen müssen. Man wird von ihr verlangen, daß sie mit alten Herren Whist spielt, daß sie in einem Hausstand die Vakanz der Haushälterin ausfüllt und die Rechnungen des Kochs durchsieht, daß sie junge Mädchen ins Theater führt oder auf Bällen chaperonniert.

Nicht einmal Stiftsdame kann sie werden, da ihr von seiten ihrer Mutter die Ahnen fehlen, indem deren Großmutter eine Bürgerliche war! —

„Mein Gott, mein Gott!" Adlin' möchte laut aufschreien! — Gibt's denn keinen Ausweg aus ihrer unerträglichen Lage ... gar keinen?

Da tritt Schneider ein und präsentiert ihr einen Brief — aus Franzenskron — Minnys Handschrift. Gleichgültig nimmt sie ihn von dem silbernen Präsentierteller, — dabei mustert sie den Diener von Kopf bis zu den Füßen, mit einer Wehmut, die ihr selber grotesk erscheint. Ein schöner, langer Mensch ist's, dem die Livree vortrefflich steht — und in wenigen Wochen vorbei! — Ein Hausmädchen ...

In diese verzweifelten Betrachtungen versunken, hat sie vergessen, den Brief zu öffnen.

„Der Bote wartet auf Antwort, gräfliche Gnaden," meldet der Diener.

„Gut, ich werde schellen," sagt Adlin' kurz. —

Schneider tritt zurück.

Sie öffnet das Schreiben, liest. —

„Liebe Adi!

Es ist zum Sterben langweilig in Franzenskron, seitdem Du fort bist.

Die Armitschka ist auch fort, sie fing an Papa nervös zu machen, und so haben wir sie denn unter irgend einem Vorwand expediert, d. h. Tante Betty wurde so grob gegen sie, daß Wilma von selber ging.

Sie ist jetzt in Weibrechtsdorf bei Malzheims. Wie ich durch Rosa Malzheim erfahre, schreibt sie alle Tage Briefe an einen „gewissen Baron Pruksdorff." Rosa fragt mich, wer das ist. Im übrigen lernt sie reiten — der Stallmeister longiert sie eine Stunde Vor- und eine Stunde Nachmittag. Denke Dir die Wilma zu Pferd.

Sie soll Versuche anstellen, den Stallmeister zu bilden — sie borgt ihm Bücher und spricht englisch mit ihm. Papa prophezeit fürchterliche Dinge . . . er ist überhaupt schlecht zu sprechen auf die Armitschka wegen ihres Benehmens mit Pruksdorff, — das war auch zu arg. Papa läßt sich's nicht nehmen, die Armitschka habe durch ihre Zudringlichkeit den Pruksdorff verscheucht.

Jetzt, wo die ‚Wetterhex' — so nennt sie der Papa — fort ist, will er ihn wieder einladen. Du hast's vielleicht in der Zeitung gelesen, daß der Pruksdorff zum Gesandten ernannt worden ist nach * * *. Denke Dir nur! Der Umstand hat ihn in Papas Augen ungemein verschönert. Er entdeckt allerhand gute Eigenschaften an ihm. Selbst Tante Betty streicht ihn jetzt nach jeder Richtung heraus. Ich bleibe in meiner Wertschätzung seiner Persönlichkeit noch immer hinter den andern zurück.

Soeben sieht mir Papa über die Schultern und fragt, wem ich schreib'. Da ich ihm antworte: an Dich, ruft er: Bitte sie doch in meinem Namen, uns wieder ein paar Tage zu schenken, frag' an, ob ich ihr morgen den Wagen schicken soll?

Sag' ja — um welche Stunde? Recht früh, nicht wahr, vor dem Diner. Wir dinieren noch immer um eins.

Wir freuen uns alle.

Deine Minny.

Der Bote hat einen Rehbock an Euch abzugeben und einen Korb Pfirsiche.

Adlin' hat den Brief durchgelesen. Eine rasende Unruhe überkommt sie — eine Angst, die ihr die Kehle zusammenschnürt. Das Blut steigt ihr zu Kopf. Sie erhebt sich, greift nach dem Glockenzug (von elektrischen Schellen ist in Klenstein nicht die Rede) — Schneider erscheint.

„Ich laß um den Wagen bitten, morgen um zehn," ruft Adlin'.

„Zu dienen, 'fliche Gnaden!"

Schneider ist verschwunden, sie möchte ihn zurückrufen . . . nein . . .

Sie stampft mit dem Fuß — fängt an zu lachen, schluchzt plötzlich und verbirgt das Gesicht in den Händen.

X.

Vierzehn Tage sind verflossen, seitdem Adlin' Minnys Brief erhalten hat. Adlin' hat diese vierzehn Tage in Franzenskron zugebracht — Lisa ist mit ihrer Mutter in Klenstein geblieben. Die Mutter ist kränklich und wunderlich, sie verträgt momentan die zweistündige Fahrt nach Franzenskron schlecht. Lisa stimmt der Aufenthalt in ihrem ehemaligen Heim immer traurig. Sie beschränkt ihren Besuch in Franzenskron auf das Minimum. Während dieser ganzen vierzehn Tage war sie nicht einmal drüben. Man hat sie nicht lebhaft aufgefordert, hinüber zu kommen — nicht einmal Adlin' hat in sie gedrängt — Adlin', die doch sonst alles aufbietet, um die Schwester zu zwingen, sich zu erheitern. —

Der Sommer ist gänzlich vorüber, die Luft hat sich abgekühlt, am Himmel tummeln sich von früh bis abends bleigraue, zerrissene, kraus durcheinander gezogene Wolken, aus denen hie und da ein paar kalte Tropfen herausspritzen, ohne daß es je zu einem wirklich fruchtbaren Herbstregen käme, und ein kalter Wind fährt klagend über die Stoppeln und gestürzten Äcker hin und reißt die Blätter von den Bäumen. Wie viele Blätter liegen bereits auf dem Boden! — gelbe, vom Sonnenbrand früh ermüdete Blätter. Leicht, wie Schmetterlinge, tanzen sie über den Staub.

Ein unerquickliches, unfruchtbares Wetter ist's — die Landwirte beklagen sich darüber.

Heute Abend ist Adlin' zu Mutter und Schwester zurückgekehrt und zwar diesmal nicht in dem schäbigen, gelben Jagdwagen, der sie vor drei Wochen herüber befördert hat, sondern in einem außerordentlich eleganten, leichten Viktoria mit Kutscher und Diener am Bock. Die großen Vorräte von Wild und Gemüse und Obst, die sie das letzte Mal mitgebracht aus Franzenskron, fehlen. Nur ein Körbchen ausgesuchter Weintrauben steht im Wagen neben . . . nicht weniger als sechs Blumensträußen. Man scheint es diesmal nicht mehr für

notwendig erachtet zu haben, sie zu unterstützen, — man hat aufgehört, sie als arme Verwandte zu behandeln. —

Sofort hat Lisa gemerkt, daß etwas Besonderes sich mit Adlin' zugetragen haben muß. Sie befindet sich in gehobener Stimmung, ihre Augen glänzen, ihre Lippen sind fieberrot, sie lobt die Freundlichkeit ihrer Verwandten, sie spricht davon, daß sie sich prächtig unterhalten hat. Auf Lisas Frage, was es denn Besonderes gegeben habe, antwortet sie — „nichts Besonderes — nur . . . es war alles sehr nett!"

„War außer dir noch jemand anders zu Besuch?" fragt Lisa.

„Ach niemand — d. h. . . . wir waren ganz unter uns — ein paar Menschen aus der Nachbarschaft kamen ab und zu."

„Und sonst war niemand da?"

„Niemand — d. h. Pruksdorff . . ." sie stockt, eh' jedoch Lisa noch eine Frage hat vorbringen können, fährt ihr Adlin' bereits mit etwas anderem dazwischen. „Ich habe Onkel Alexander von deinen Einschränkungsprojekten erzählt, er war entsetzt darüber, einfach entsetzt. Er sagt, das sei ein Unsinn — ohne Diener können wir nicht bleiben. Er wird sich darum kümmern, daß wir einen bekommen. Er weiß von einem ausgezeichneten, der zufällig disponibel ist."

„Aber Adlin', du kennst doch unsere Verhältnisse!" ruft Lisa unruhig.

„Onkel Alexander kennt sie auch," versichert Adlin' mit etwas scharf klingender Stimme. „Koste doch diese Muskattrauben. Onkel Alexander hat sie selber vom Spalier heruntergeschnitten für mich — er hat mir die Cour gemacht — er und Rodi, es war ganz komisch. Sie fanden alle, ich sähe wieder so sehr gut aus!" und damit wendet sie das Gesicht dem Spiegel zu und zupft an ihren Haaren. Dann legt sie den Arm um Lisas Schultern und küßt sie auf die Stirn. Lisa entwindet sich ihrer Umarmung — noch nie hat ihr eine Liebkosung der Schwester so wenig Vergnügen gemacht.

Jetzt haben sich die Schwestern zur Nachtruhe getrennt. Lisa steht allein in ihrem Zimmer am Fenster. Es sieht nicht in den Lavendel durchdufteten Garten hinaus, sondern auf ein abschüssiges Stück Felsen, an dessen Fuß sich die Straße hinzieht, breit, glatt, dicht mit feinem, weißem Staub bedeckt. Über der Straße drüben steht eine Reihe hoher Lindenbäume mit rostigem Herbstlaub — eine der Linden ist im Vorjahre abgestorben, eine große, klaffende Lücke ist dadurch in der regelmäßigen Baumreihe entstanden und durch diese Lücke sieht man weit über dürre Stoppelfelder und gestürzte Äcker.

Der Mond steht am Himmel — kein großer, runder Vollmond wie damals vor drei Wochen, als Lisa in dem hübschen Lavendelgarten mit Adlin' herumstritt wegen der dringend notwendig gewordenen Dienstbotenreformen, nur eine Sichel — aber eine Sichel, die genügend leuchtet, um die Nacht in Licht und Schatten abzuteilen. Die Schatten der Lindenbäume sind sogar sehr dunkel, immer länger breiten sie sich über den weißen Staub der Straße aus, steigen langsam bedächtig an dem Felsabhang empor, bis zu dem Fuße des Schlosses hinauf.

Eine unsagbare Schwermut liegt über der Landschaft, auf die man zwischen den Linden hinausblickt.

„Was kann sie nur haben — was hat sie nur?" fragt sich Lisa. Eine quälende Unruhe umschleicht ihr Herz. Ein recht sonderbarer Gedanke taucht plötzlich in ihrem Kopf auf. „Nein — das kann nicht sein ... das nicht!" —

Die Turmuhr schlägt elf — von fern hört man einen irrsinnig lustigen Walzer auf einem schlechten Klavier laut und hart heruntergepoltert. Der Verwalter gibt heute ein Fest — man hört lachen, jubeln, ganz undeutlich fern. Eine Verlobung wird gefeiert.

„Eine Verlobung!" Lisa zuckt zusammen! — Draußen vor dem Schloß schaudern die Linden im Mondenschein!

Da öffnet sich die Thüre — Adlin' tritt ein. „Bist du noch wach, Lisa?" fragt sie.

„Ja, Adlin'!"

Die Schwestern stehen einander gegenüber Aug' in Aug'. Sofort merkt Lisa, daß sich Adlin' vor ihr schämt. — Eine Pause folgt. Lisa setzt sich auf den Rand ihres Bettchens nieder, Adlin' geht unruhig auf und ab, endlich bleibt sie vor Lisa stehen und sagt: „Lisa, ich hab' dir eine Mitteilung zu machen!"

„Ja, Adlin'." Lisas Stimme klingt kalt,

eine kleine Falte zeichnet sich zwischen ihren Brauen.

Um Adlinens Mund spielt ein nervöses Lächeln, sie nimmt einen Sessel zur Hand, wobei sie sich seitwärts setzt, den Ellenbogen auf die Lehne des Sessels stützend. „Du bist noch sehr jung, Lisa, du wirst ein wenig überrascht sein,“ murmelt sie leicht hin, „aber in meinem Alter lernt man das Leben nehmen, wie es ist — ohne Überspanntheit — man fügt sich!...“

„Adlin', was meinst du?“ ruft Lisa heiser, entsetzt.

„Ich meine ... ich meine ...“ immer derselbe nervös leichtsinnige Ton — „ich meine, daß ich mich verlobt habe — voilà!“

Lautlose Stille! — Von ferne tönt noch immer die Tanzmusik des Verlobungsfestes, schrill, falsch, hastig fortwirbelnd zwischen das schaudernde Rauschen der Lindenbäume hinein! —

„Mit wem?“ fragt endlich Lisa heiser.

„Mit wem? — mit Pruksdorff — mit wem denn sonst? Du mußt es doch geahnt haben, daß es in der Luft war, daß es kommen würde. In Franzenskron sagten sie alle — ‚endlich!‘ — da wir als Verlobte zum Diner kamen. Ich lachte, denn mir gegenüber war das Wort doppelsinnig — ich bitte dich — endlich — freilich endlich — ich sage auch endlich — ich bin froh, daß ich am Ziel bin und daß ich ausruhen kann!“

„Aber Adlin'! . . .“ Lisa schrie es förmlich.

„Still, weck' die Mutter nicht,“ erwidert ihr Adlin' kurz und herb.

„Das nennst du ans Ziel gelangen?“ entgegnet ihr Lisa — „aber das hättest du ja schon vor Jahren haben können, und wie oft und wie glänzend, denk' nur an Rom!“

„Still, erinnere mich nicht daran, das sind Märchen, — ich will nicht daran glauben, daß es eine Zeit gegeben hat, wo dergleichen für mich zur Wirklichkeit hätte werden können!“

Wieder das beklommene Schweigen der Schwestern und von draußen hereintönend die cynisch lustige Tanzmusik zwischen das Schaudern der Linden. — Dann nimmt Lisa noch einmal das Wort — leise, aber eindringlich sagt sie: „Nein, denke an nichts von dem Großartigen und Glänzenden, das du versäumt hast, dein Herz hängt doch nicht dran!“

„Nicht?“ sagt Adlin' bitter — „das meinst du — du kleine wunschlose Heilige, aber ich versichere dich, mein Herz hing daran — ich weiß es jetzt — mein ganzes Leben hing daran, dermaßen, daß ich . . . ja, daß ich jetzt die fata morgana verwünsche — — — die — die mich um alles betrogen hat!“

„Adlin'! — Adlin'!“ ruft Lisa entsetzt, „du bist ja nicht bei dir. Ich war ein junges Ding von kaum sechzehn Jahren damals, wo's angefangen, wo ihr euch Treue geschworen habt. — Du weißt, in Weserslo — 's ist keine drei Stunden von hier — in dem großen Eckzimmer mit der Nische. — Als ihr hereinkamt, saß ich gerade in der Nische und las — ihr habt mich nicht gesehen, ihr habt miteinander geplaudert Hand in Hand, und mir wurde ganz unbeschreiblich dabei zu Mut. Und plötzlich kam mir ein Schrecken und ich sagte mir, daß es unrecht sei, euch zu belauschen und ich kroch aus meiner Nische heraus und das Buch flog mir aus der Hand und ich schrie ‚Adi!‘ so wie man aus dem Traume schreit. Und dann lachtest du und küßtest mich, und ihr weihtet mich in euer großes Geheimnis ein. Ich war stolz auf euer Vertrauen — und er hat mir die Hand geküßt und mich so gut dabei angesehen. Ich mochte ihn immer gern, aber von dem Augenblick an wär' ich durchs Feuer gegangen für ihn — für euch alle beide — für euer Glück! Und weißt du noch, wie ihr plötzlich den Wagen unten über den Kies habt rollen hören, den Wagen, der ihn fortführen sollte? — Du hast gezittert, wie ein Espenlaub, und warst totenblaß! Er hat dich nur angesehen, ohne einen Schritt dir entgegen zu thun, nur angesehen hat er dich — aber wie! Nie im Leben werd' ich's vergessen! Und da bist du auf ihn zugegangen und hast ihm beide Arme um den Hals gelegt, und er hat dich festgehalten und geküßt. Nur ein Augenblick war's, aber ein Augenblick, für den man sein Leben hätte hingeben können! Ich war nicht neidisch, nein, Adi, gewiß nicht, ich gönnte dir alles, aber mir war's doch, als ob sich plötzlich eine sehr große Kluft aufgethan hätte zwischen uns beiden, du warst im Himmel, und ich auf der Erde

zurückgeblieben. Aber . . . um mich handelt sich's gar nicht — nur um dich, Adi. Und du! . . . du — hast vergessen! Adlin'!"

Adlin' hält den Kopf tief gesenkt — dann ihn plötzlich zurückwerfend, murmelt sie: „Märchen — Märchen — das große Glücksmärchen, an das alle junge Mädchen glauben, — in meinem Alter ist es lächerlich, darüber nicht hinaus zu sein — du weißt ja, daß es zu nichts führen kann!"

„Und wenn es zu nichts führen kann!" ruft Lisa — „was liegt daran? Hundertmal lieber einsam dem Grabe zuschreiten, den Blick auf den Himmel gerichtet, die Erinnerung an jenen einen seligen Augenblick unentweiht im Herzen, als sich von einem andern die Flügel brechen lassen und neben ihm auf allen Vieren durchs Leben kriechen!"

„Ich hab' keine Flügel mehr — er braucht sich gar nicht die Mühe zu geben, mir sie zu brechen," murmelt Adlin' bitter. „Ich bin müde," ächzt sie — „müde, müde — die Hoffnung ist tot in mir und du wirst sie nicht wach reden!"

„Hast du wirklich vergessen, Adlin'?"

„Vergessen?" Sie zuckt die Achseln. Mit einem Mal fährt sie auf. „Wer hat dir das Recht gegeben, mir so weh zu thun!" schreit sie dabei, eilt hastig auf das Fenster zu, das sie mit Gewalt aufreißt.

Sie beugt sich weit vor aus dem Fenster über den abschüssigen Felsabhang herab — die Linden im Park unten schaudern!

Lisa erschrickt, stürzt sich auf die Schwester, umschlingt sie mit ihren Armen.

Adlin' richtet sich auf.

„Hab' keine Angst," murmelt sie bitter, „ich werde mir nichts anthun, ich bin ja feig — erbärmlich feige, und das ist meine Haupteigenschaft. Ich war zu feig, um glücklich zu sein — ich bin zu feig, um zu sterben! — Die Menschen nennen es Vernunft, ich nenne es Feigheit. Nur dazu, unter entwürdigenden Bedingungen weiter zu leben hab' ich den Mut — auf allen Vieren zu kriechen, wie du's nennst. Es ist nicht schön, aber es ist so, und du wirst mich nicht ändern." Damit verläßt sie das Zimmer!

XI.

Jetzt ist die Verlobung Adlin's acht Tage alt.

Die Verzweiflung ist von Adlin' gewichen — vollständig gewichen. Anwandlungen von Schwermut mag sie im Laufe dieser acht Tage wohl noch gehabt haben, Zerstreuungen aller Art haben dieselben abgeschwächt — verscheucht — jetzt ist sie fertig damit.

Sie ist in diesen acht Tagen der Mittelpunkt der Gesellschaft gewesen, wie alle Bräute. In der ganzen Nachbarschaft hat man sich überboten in dem Wunsche, sie zu feiern und auszuzeichnen. Es hat Geschenke geregnet, glänzende Geschenke, Aufmerksamkeiten aller Art. Der Bräutigam ist plötzlich mit anderen Augen betrachtet worden als bisher, die Verwandten haben an ihm allerhand Eigenschaften entdeckt, von denen sie früher nie etwas gemerkt hatten, und haben es natürlich nicht unterlassen, Adline ihre Entdeckungen mitzutheilen. Von früh bis abends hat man ihr in die Ohren gesungen, was für ein prächtiger Mensch dieser Pruksdorff ist und welch' glänzende Karriere er noch vor sich hat. Die Tante Fifi lobt seine Zähne, der Onkel Nicki seine korrekten religiösen Ansichten, Graf Treurenberg — sotto voce nennt er ihn den Notbräutigam — seine „Solidität," Rodi hat entdeckt, daß er „deliziös" Walzer spielt, und Tante Betty hat nachträglich konstatiert, daß seine Mutter doch eine ganz gute Aarsberg war.

Anfänglich haben Adlin' diese ihrem Bräutigam gezollten Lobsprüche wenig gemundet. Wenn ihr das Bewußtsein, daß ihre Verwandten eine Verbindung zwischen ihr und Pruksdorff nicht als lächerlich ansehen würden, einerseits sehr bequem gewesen ist, so hat sie doch andererseits ein unlogischer Zorn an der Kehle gedrosselt bei dem Gedanken, daß diese vornehm hochmütigen Verwandten einen Pruksdorff gut genug finden für sie; ja ihr ist manchmal zu Mute gewesen, als ob sie die Kette, die sie sich anzuschmieden im Begriffe steht, hätte von sich schleudern mögen, laut rasselnd, Aufsehen erregend, mitten in ihre hochmütige Verwandtschaft hinein, die nicht mehr weiß, was sie für Dummheiten reden soll aus Freude darüber, eine alte Jungfer versorgt, — und sich der Notwendigkeit enthoben zu sehen, vielleicht in der Zukunft etwas für sie thun zu müssen.

Aber diese aufrührerischen Anwandlungen sind von kurzer Dauer gewesen bei Adlinen.



Ruhende Kätzchen. Studie von Henriette Ronner.

Sie hat die Kette nicht von sich geworfen, sondern hat sie weiter geschleppt, und ein ganz seltsames Phänomen hat sich ereignet — die rings um sie herrschende festliche Stimmung, das plötzliche „Wichtig geworden sein" für ihre Umgebung hat begonnen sie zu freuen, und mehr als das — die Beziehungen zu ihrem Bräutigam haben sich im Laufe dieser acht Tage . . . es klingt unglaublich — fast zärtlich gestaltet.

Es läßt sich nicht leugnen, Pruksdorff ist wirklich ehrlich, leidenschaftlich in Adlin' verliebt. Seine Leidenschaft ist nicht aus besonders poetischem Stoff, aber sie ist echt — fast brutal. Es ist eine Leidenschaft, die Adlin' vor zehn Jahren angewidert hätte — die ihr heute schmeichelt. — Seit ihr plötzlich die Macht, die sie früher über das ganze männliche Geschlecht ausgeübt, verloren gegangen ist, seit sie mit dem Gefühl unbeschreiblicher Bitterkeit, welches nur eine plötzlich gealterte, sehr schöne Frau kennt — den Scepter niederlegen mußte, hat sie kein Mann mehr mit jenem heißen, hungrigen Blick angeschmachtet, mit dem sie Pruksdorff anschmachtet.

Er wächst durch seine Leidenschaft, wie viele sittlich wertlose Menschen, er wird erfinderisch im Erweisen von allerhand Aufmerksamkeiten, er schüttet ihr Blumen vor die Füße, wählt die Geschenke für sie mit rücksichtsloser Verschwendung und anerkennenswertem Geschmack.

Eine Art Schwindel hat begonnen sie zu übermannen. Wenn man einmal fünfunddreißig Jahre zählt und anfängt, Mittelchen gegen das Grauwerden zu gebrauchen, so ist es immerhin ein eigen Ding für ein Mädchen, einem Mann noch derart den Kopf zu verdrehen, daß er darüber den Appetit verliert und plötzlich ein Talent entwickelt, Verse zu machen.

Anfangs haben die ihm ihrerseits gestatteten Zärtlichkeiten sich auf einen formellen Handkuß beschränkt, heute — heute Abend hat er sie zum erstenmal auf den Mund geküßt. In Franzenskron war's nach dem Diner, in dem Gewächshaus, mitten zwischen den Fächerpalmen und japanischen Lampions.

Es war ein sehr hübsches, festliches Diner, das dem Brautpaar zu Ehren gegeben wurde, natürlich abends, wie alle festlichen Diners. Graf Alexander hat einen sehr schönen Toast ausgebracht auf das Brautpaar und der Bräutigam sich dafür sehr taktvoll und mit anerkennenswert bündiger Kürze bedankt, der Champagner war ausgezeichnet und der Duft der reichlich die Tafel besetzenden Septemberrosen betäubend.

In entschieden gehobener Stimmung hat Adlin' am Arm ihres Bräutigams den Speisesaal verlassen, zum erstenmal seit ihrer Verlobung hat sie sich stärker auf diesen Arm gestützt. Eine ermutigende Lebenswärme regt sich in ihren Adern. Die Zukunft streckt sich nicht mehr vor ihr ans farblos öd' — ein kalter Weg zum Kirchhof! Es liegt noch etwas vor ihr. Das schwere Thor, das sie bereits in seinen Angeln hat rasseln hören — steht offen — sie schreitet über die Schwelle erleichterten Herzens — zukunftsfroh! —

Man hat getanzt nach dem Diner — ein ganz klein wenig, mit improvisierter Dilettantenmusik und in die Ecke geschobenen Möbeln, Pruksdorff walzt ausgezeichnet und Adlin' ist eine leidenschaftliche Tänzerin. Fest auf seinen Arm gestützt, fliegt sie über das Parkett unter dem schweren Kronleuchter von Goldbronze. Der Wachskerzenschimmer gleitet mild über die Schäden ihrer verblühenden Schönheit. Aufreizend und betäubend, voll einschmeichelnden, über die Schwermut — die unvergeßliche Schwermut des Lebens hinüber gaukelnden Leichtsinns, klingen die „Dorfschwalben" in ihre Seele hinein, pochen an ihr Herz, — ihr ist's, als würde sie von einem wogenden Meer von Musik und Kerzenschein weiter getragen — weiter in die Zukunft? . . . nein, in die Vergangenheit — in ihre Jugend zurück! —

Ein brennender Schmerz faßt sie am Herzen — sie lächelt bitter vor sich hin mitten im Tanz. Zu was in die Jugend zurückstreben? fragt sie sich halb im Traum, während die Musik um sie herum fortfährt zu schluchzen und zu jubeln — die Jugend, die sie belogen und betrogen, sie mit einem Fieber gequält, das nichts beruhigt, mit einem Durst gemartert, den nichts gelöscht hat, — die Jugend, in der sie an Märchen geglaubt hat, mit einem Glauben, der sie um alles betrogen? —

(Schluß folgt.)



Steirischer Gemsjäger.

Die Kaiserjagden in den Hochgebirgen der Steiermark.

Skizze nach der Natur von Raoul Ritter von Dombrowski.

Mit Bildern von W. Gause.

Der erste belebende Gruß des nahenden Frühlings braust über die vereisten Teiche des Hochgebirges zu Thal und bringt die Kunde, daß die starre, kirchenstille Winterpracht ihrem Ende zuneige.

Ein Flüstern huscht durch das Astgedränge der finsteren Bestände, ein tiefes Aufatmen, ein Erwachen regt sich in der Waldeinsamkeit; die bleichen Schneeflocken wandeln sich in funkelnde Tropfen, es sickert rings und rieselt befruchtend der Thalwand entlang. Vom Wipfel der bemoosten Wettertanne auf einsamer Höhe verkündet es die Ringamsel mit ihrem Jubelliede, daß es Frühling werden will, und auch die stramme Jägergestalt, die zwischen den Felsblöcken, welche den Hochwald säumen, eben auftaucht und sich nach beschwerlichem Aufstieg für eine kurze Weile Rast gönnt, thut desgleichen .... Sie beugt sich nieder, um ein Zweiglein erblühter Berg-Erika zu pflücken, für ein „Dirndl d'runt' im Thal"; wohl auch so eine Art Frühlingslied ohne Worte. — —

Die Hochgebirgsnatur macht ihre urwüchsige Eigenart allenthalben und insbesondere in jenen Jahresperioden geltend, in welchen sie zu erwachen und zu schlummern beginnt: im Frühling und im Herbste. — Da entfesselt sie ihre elementaren Kräfte und schafft unvermittelt Gegensätze, die bestrickend auf die Sinne und tief auf das empfängliche Gemüt einwirken.

Dicht am Rande der vereisten Einöde auf der Höhe und der totenstillen, noch tief verschneiten Schlucht sprießen, während im Flachland kaum das erste Grün zu keimen beginnt, Blüten zart und lieblich wie der Frühlingshauch, der sie wach geküßt — und im Spätherbst erglühen die



Zimmer des Kaisers von Österreich in Mürzsteg.

eisgrauen, wild zerklüfteten Scheitel der schroffen Gehänge unter dem Kusse des Abendlichts, während thalwärts im Wald die welken Blätter schlummermüde fallen, und der Reif die Riedgräser beugt und knickt.

Jene beiden Zeitperioden, in welchen die hehre, majestätische Hochgebirgsnatur ihre wunderbaren Reize, ihre ernste Schönheit jenem entschleiert, welcher das Zeug hat, sie zu verstehen, wetterfeste Glieder und Beherztheit, sie auf einsamer Höhe aufzusuchen, bieten auch dem kühnen Jäger die edelsten, aufregendsten Genüsse des Weidwerks: die Balzjagd auf den mächtigen Urhahn des Waldgebietes und seinen streitbaren Vetter mit dem tiefschwarzen Leyerschwanz, den Birkhahn, im Frühling; im Herbste dann die Jagd auf Gemsen im schroffen Felsgeklüft und den Birschgang tief hinein in die dämmrigen, harzduftigen Hallen des Hochwalds, wenn der königliche Edelhirsch mit dröhnendem Kampfgeschrei dem Gegner das Gattenrecht streitig macht.

Der Aufbruch zur Auerhahnjagd bei flimmerndem Sternenschein, das Anspringen über spiegelglatte Eisflächen über Bruchholz hinweg den steilen Hang hinan oder hinab, — oder in der Krummholzregion das Beschleichen des schlauen Birkhahns, wenn über die verschneiten Flächen ein bitterkalter Frühwind fegt und endlich die Jagd im schroffen, wildzerklüfteten Gemsrevier, wo es gilt mit festem, sicherem Tritt und kaltem Blut dicht am gähnenden Abgrund entlang Pfaden folgen, welche mit dem glatten Parkett und Trottoir verzweifelt wenig Ähnlichkeit haben; — das alles ist wohl kein Sport für zahme, weichliche Kreaturen, im vollen Sinne aber ein Hochgenuß dem, welcher für die hehre, urwüchsig wilde Natur empfänglichen Sinn mitbringt und hartgewohnte, jeder Mühsal und Gefahr trotzende Glieder.

Der ritterliche Monarch Österreich-Ungarns hat sich durch eigene Initiative eine Hochgebirgsjagd auf einem Gebiete, welches viele Hunderttausende von Morgen umfaßt, geschaffen, die einzig ist in ihrer Art.

Als echter und gerechter Weidmann leitet er mit voller Sachkenntnis und Revierkundigkeit die Birschgänge und großartig inszenierten Treibjagden selbst, und wer die riesige Ausdehnung dieser Hochgebirgsreviere, das stellenweis wildzerklüftete, geradezu lebensgefährliche Terrain und das mitunter recht tückische Wetter jener Hochlagen aus eigener Anschauung und Erfahrung kennt, der versteht es wohl zu beurteilen, daß all dies keine Dilettantenarbeit bedeutet.

In Jagdschlössern und Jagdhäusern, deren Anlage sich durch Zweckmäßigkeit und

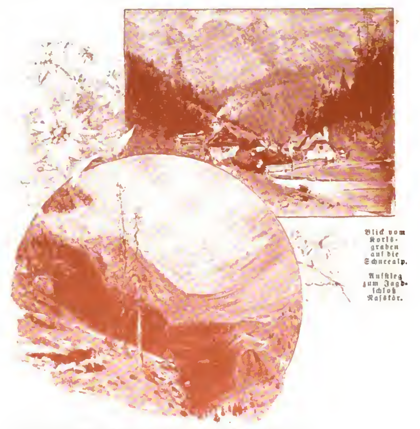


Salon und Schlafzimmer des Kaisers Wilhelm im Jagdschlosse Mürzsteg.



Jagdschloß Kaiskör, inmitten des Gemsjagdreviers.

Bequemlichkeit, deren Ausstattung sich durch vornehme Einfachheit kennzeichnet, ist allerwärts für gute Unterkunft gesorgt. Die Täfelung der Gemächer und zum Teil auch das Mobiliar sind aus dem duftenden Holze der Zirbelkiefer angefertigt, und reiche Jagdtrophäen aller Art schmücken die Räume. In diesem weidmännischen Dorado weilt der Kaiser während der wenigen Tage, die er ab und zu seiner Erholung gönnt, mit Vorliebe, und der Fremde, welcher da zufällig dem hochgewachsenen Jägersmann in der schlichten, kleidsamen Tracht des Hochgebirges begegnet, wie er seitab vom gebahnten Pfade die schroffe Höhe sicheren, elastischen Schrittes hinansteigt, wäre wohl höchlich erstaunt zu erfahren, daß dieser Gemsjäger nebenbei auch Monarch von Österreich-Ungarn sei. Die Älpler kennen ihn alle; — das uralte, Kräuter sammelnde Mütterchen aus dem entlegenen Dörfchen im Thalgrund, die Sennerin und der „Gaißbub“ von der Höhe — sie alle lieben und verehren ihren „Herrn Koaser,“ der gütig und leutselig mit ihnen verkehrt, und die Kunde „der Kaiser kömmt“ dringt rasch von Mund zu Mund und stets als Freudenbotschaft bis in die fernsten Thäler. Urwüchsig wie die herrlichen Hochgebirgsgaue, deren Wildreichtum der allerhöchste Jagdherr ihrem pflichttreuen Schutze, ihrer mit schwerer Mühsal und ernster Gefahr verbundenen weid-



Blick vom Karlsgraben auf die Schneealp.

Aufstieg zum Jagdschloß Rasskör.

Blick vom Jagdschloß Rasskör in den Höllengrund (Gemsjagdrevier).

gerechten Hege anvertraute, ist die kaiserliche Jägerei. Das sind prächtige, sehnige, von Sonnenglut und Wettersturm braun gesELchte Gestalten, deren muskulöse, mannhafte Körperformen von der Gemsjägertracht wirksam und malerisch gehoben werden. Schlicht, gutherzig, tapfer und beherzt bis zur Tollkühnheit, fröhlich und treu, das sind geradezu typisch hervortretende Eigenschaften jener wackeren grünen Gilde, welche den Wald ihre Heimat nennt. Findet sich in einer der Sennhütten gelegentlich des mühe- und gefahrvollen Dienstganges im Reviere einer zum andern, dann wird auch alsbald die „Klampfen" (Zither) herbeigeholt, und bei harmonischem Saitenklang und improvisierten „Vierzeiligen," jener humor- und gemütvollen Volkspoesie der Älpler, würzt der Frohsinn die kurze Zeit der Rast, welche die Berufspflicht zuläßt.

Der Schutzdienst in den Revieren ist mit Rücksicht auf verwegene Streifzüge von Raubschützen mit mannigfachen Gefahren verbunden, und das Zusammentreffen des Wilderers und des Jägers in den wildzerklüfteten, einsamen Hochlagen bedeutet nicht selten einen Kampf auf Leben und Tod. Der dunkle Wald, die gähnenden Schluchten wüßten manches zu erzählen, — wären sie nicht schweigsam!

Wenn im Vorfrühling der Tauwind über die Höhenzüge braust, gilt es, die Balzplätze der Auerhähne weidgerecht auszukundschaften, und die Beschwerden, welche

die Berufsjägerei da zu bewältigen hat, um ihrer Pflicht gerecht zu werden, spotten jeder Beschreibung. Dieselben sind indes zum Teil auch dem Jagdherrn und den von ihm berufenen Gästen nicht erspart; sie würzen aber solch nächtlichen Waldgang und erhöhen den Wert der erbeuteten Trophäen. Die Zahl der genau bestatteten Auerhähne beträgt durchschnittlich 250 bis 300 Stück.

Nach Abschluß der Auerhahnjagden wird es stille in den weitgedehnten Revieren, und die Jägerei bewahrt dieselben in strenger freien Jagden nehmen als ständige Gäste und Weidgenossen des Kaisers alljährlich der König von Sachsen, der Großherzog Ferdinand von Toscana und der Schwiegersohn des Kaisers, Herzog Leopold in Bayern teil, und überdies werden noch die obersten Hofchargen und auch die leitenden Forstbeamten als Schützen beigezogen.

In jüngster Zeit beehrt auch der deutsche Kaiser die schönen Jagden in den steierischen Hochalpen als höchstwerter Weidgenosse.

In flüchtigem Umriß und in ungeschminkter, durchaus thatsächlicher Schilde-



Blick von Jagdschloß Kaiskör auf die Hinteralm.

Hege vor unberufenen Störenfrieden: die Schonzeit ist eingetreten. — Sobald sich jedoch im Herbste das Buchenlaub goldig zu färben beginnt, und sich die hochragenden Felsenjoche in wunderbar zarten, bläulichvioletten Tinten, von lichten Wolkenschleiern duftig umwoben, vom Ätherblau abheben, — wenn das Orgelkonzert der rohrenden Hirsche den kirchenstillen Hochwald durchdröhnt, beginnen die Vorbereitungen für die großen Treibjagden und Birschjagden, welche der Kaiser alljährlich abzuhalten pflegt.

An diesen herrlichen, mit strenger Vermeidung jedweder Künstelei inscenierten rung will ich es versuchen, ein Bild dieser hochinteressanten Jagden zu bieten, welche nur eine Schattenseite, die allen freien Jagden anhaftet, aufzuweisen haben: die Launen von Wind und Wetter!

Der erste Oktober des Jahres 1890, der Tag vor Beginn der großen Birsch- und Treibjagden, war hell und klar angebrochen, und freudig begrüßte ihn die kaiserliche Jägerei. Sie hatte weidgerecht ihre Schuldigkeit gethan; alle Dispositionen für die Birsche auf Brunfthirsche — es waren nahezu achtzig jagdbare, starke Platzhirsche bestattet — sowie für die Treibjagden ergänzten sich in jener zielbewußten Kombina-

tion, welche jedweder Unordnung und Unpünktlichkeit wirksam zu begegnen versteht.

Von der dienstfreien kaiserlichen Jägerei ehrfurchtsvoll begrüßt, traf der kaiserliche Jagdherr mit dem deutschen Kaiser, dem König von Sachsen und seinen übrigen höchsten und hohen Gästen, als bereits der Abend zu dämmern begann, in dem reizend gelegenen, von prachtvollen Nadelwäldern umschlossenen Jagdschlosse Mürzsteg an, nahm sofort den Rapport des Hofjagdleiters entgegen und traf persönlich alle Detaildispositionen in Bezug auf die Zuweisung der Birschgänge und Verteilung der Stände für die Gemsjagden.

Als um ein Uhr nachts der Hofjagdleiter mit seiner Begleitung aufbrach, um sich auf der zum Naßkör emporführenden Straße in das für den Tag bestimmte Jagdgebiet zu begeben, goß der Mond sein bleiches, mildes Licht über die schlummernden, weitgedehnten Wälder, und kein Wölkchen trübte das klare Firmament ....

Auf der Höhe angekommen, welche trotz des traumhaften Zwielichts einen ziemlich weiten Ausblick gewährte, entdeckten aber die Späherblicke der Wetterkundigen alsbald jene unscheinbaren, in der Hochgebirgsregion jedoch charakteristischen Anzeichen eines zu befürchtenden Witterungsumschlags. Fahle Herbstnebel lagen über dem unteren Mürzthale und über den umliegenden Schluchten; aus den tieferen Lagen wurden warme Luftströmungen, von den schroffen Höhen die scharfe Morgenbrise aus Nordwest fühlbar, — üble Vorzeichen!



Treiber, Jäger und sonstiges Personal.



Felspartie südlich vom Jagdschloß Rasfor. (Ergiebigstes Gemsjagdrevier.)

Als nun die kaiserlichen Jäger, welche am Abend vorher die Platzhirsche in den umliegenden, für die Jagdgäste des Kaisers bestimmten Birschgebieten am Nafskör, im Fuchsloch auf der Großbodenalm, dem Kerbenstein und am Hocheibl verhört, durchaus günstige Rapporte überbracht hatten, wurden auch schon tief unten im Thale Irrlichtern gleich die Laternen der nahenden kaiserlichen Jagdwagen sichtbar.

Als endlich Schlag vier Uhr morgens Kaiser Wilhelm und König Albert mit dem Prinzen Leopold in Bayern am Zusammenkunftsorte angekommen waren, dröhnten von allen Seiten die Brunftschreie zahlreicher starker Hirsche von nahe und ferne — ein nervenpackendes Orgelkonzert — durch die Kirchenstille der Waldeinsamkeit.

Der kaiserliche Jagdherr war durch die um zwei Uhr nachts erfolgte Ankunft des ungarischen Honvedministers verhindert, an der Morgenbirsche teilzunehmen, und so brachen denn die Herren, nachdem sie die Benutzung der bereitstehenden Reitpferde abgelehnt hatten, zu Fuß in die ihnen zugewiesenen Reviere auf.

Inzwischen versammelten sich die Teilnehmer an der Gemsjagd auf einer Waldblöße des Hafelbodens. Es war bereits das Morgenlicht voll angebrochen, als der erste Schuß aus der Richtung der „Geklobenen-Wand" herübertönte.

Es war nun auch der kaiserliche Jagdherr auf der Höhe angekommen, und jetzt setzte sich die Jagdgesellschaft gegen die Großbodenalpe zu in Bewegung, um daselbst nach beendeter Morgenbirsche mit den vorgenannten Allerhöchsten Jagdgästen zusammenzutreffen.

Der unstät wechselnde, scharfe Morgenwind hatte den Erfolg der Birschgänge leider sehr wesentlich beeinträchtigt, und der erstattete Rapport ergab, daß Kaiser Wilhelm einen sehr starken Hirsch, König Albert einen Gemsbock, Prinz Leopold drei Hirsche zur Strecke gebracht hatten.

Während sich nun die Jagdgäste auf die ihnen zugewiesenen Stände begaben, sprang der sich allmählich zum Sturme steigernde Wind abermals in höchst ungünstiger Richtung um und drohte nun auch den Erfolg des Treibens empfindlich zu schädigen.

Um zehn Uhr waren sämtliche Stände besetzt, von der „Donnerwand" krachte der Hebschuß und aus weiter Ferne wurden die Jagdsignale für den Beginn des Treibens vernehmbar. Nach kurzer Zeit fiel der erste Schuß am höchsten Stande des Jagdbodens, welchen der Kaiser Wilhelm besetzt hatte, und allmählich wurde das Feuer längs den übrigen Ständen lebhafter.

Inzwischen aber hatte auch der Sturm stetig an Heftigkeit zugenommen: Hagel und Regenschauer gingen nieder, und gegen Mittag erreichte das Unwetter seinen Höhepunkt.

Die, trotz des äußerst schwierigen Terrains geordnet operierende Treiberkette hatte nun vom Brunnthal aus die Burgwand und den Burgriegel an der Ostseite des Jagdbodens erreicht, während sich deren äußerster linker Flügel der Bärenleithe näherte und den Kreis enger abzuschließen begann.

Zahlreiche Gemsrudel belebten das Treiben, aber der direkt von den Ständen daherbrausende Sturm verdarb den gehofften glänzenden Erfolg. Trotz energischer Anstrengung der dichtgereihten Treiberkette gelang es den Gemsen, unter dem Schutze der fast undurchdringlichen Legföhrendickichte, welche auf den schroffen Lehnen standen, in Rudeln zu zwanzig bis dreißig Stück auszubrechen. Nur vereinzelt kamen versprengte Gemsen an die Stände, und das tobende Unwetter gestattete den Schützen, welche demselben durch viereinhalbe Stnude ausgesetzt waren, kein sicheres Abkommen.

Die Strecke des Treibens, welche kaum den fünften Teil der erhofften Jagdbeute erreicht hatte, betrug trotzdem vier Hirsche, Kahlwild und siebenundzwanzig Gemsen.

Dem Jagdrapporte gemäß hatten erlegt: Kaiser Wilhelm vier starke Gemsböcke, eine Geltgeiß; König Albert zwei Gemsböcke und drei Geißen; Kaiser Franz Josef einen Edelhirsch; Prinz Leopold einen Gemsbock, eine Geiß, ein Edeltier, ein Kalb; der Großherzog von Toscana eine Geiß.

Der Rest verteilte sich auf die übrigen Jagdgäste.

Auch den folgenden Jagdtag hatte das herrschende ungünstige Wetter wenig erfolgreich gestaltet.

Nachdem bei der dem Treiben vorangegangenen Morgenbirsche fünf Zehnenderhirsche gestreckt wurden, erlegte Kaiser Wilhelm im Treibjagen einen kapitalen Hirsch, welcher nur eine sehr hohe und starke Geweihstange am Haupte trug. Mehrere geringere Hirsche und das anspringende Kahlwild ließ der kaiserliche Weidmann unbeschossen den Stand passieren.

Die Jagdbeute des Treibens bildeten elf Hirsche, sechs Gemsen und ein Fuchs.

Es gewährt einen ungemein malerischen Anblick, wenn nach Schluß eines Treibens die Jagdgäste des Kaisers, Jäger und Treiber in bunter Reihe die steilen Pfade entlang zu Thal niedersteigen, und die zahlreiche Jagdbeute von den sehnigen Gestalten der Älpler unter urwüchsigen Scherzreden herabbefördert wird. Am Abend des letzten Jagdtages versammelte sich die kaiserliche



Kaiser Wilhelm II auf dem Stand bei einer Treibjagd auf Gemsen.

Jägerei vor dem Jagdschlosse zu Mürzsteg und, nachdem die gesamte Strecke des an drei Jagdtagen erlegten Wildes auf harz-scheinens ihres kaiserlichen Jagdherrn und seiner Jagdgäste.

Auf dem weiten, von herrlichem, hoch-



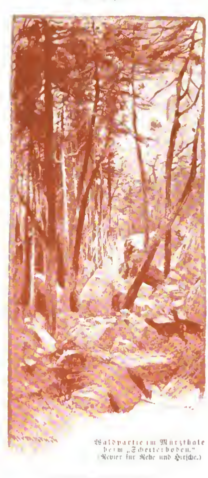
Besichtigung der Strecke vor dem Jagdschlosse Mürzsteg.

duftigem, grünem Gezweige gebettet war, reihten sich die Jäger in Paradeuniform im Halbkreise um dieselbe und harrten des Er-

ragendem Tannenwald umschlossenen Rasenplatze vor dem Jagschlosse lagen, vom Magnesiumlicht der Fackeln beleuchtet: neun-

undzwanzig Edelhirsche, darunter zweiundzwanzig jagdbare und Hauptʼhirsche, sieben Stück Kahlwild, fünfunddreißig Gemsböcke, achtunddreißig Gemsgeißen, vier Kitze und ein Fuchs, zusammen hundertundneun Stück, gestreckt.

Als sich nun die Thorflügel des Jagdschlosses öffneten und die Monarchen, gefolgt von den übrigen Weidmännern, unter den feierlich und harmonisch klingenden Akkorden der Waldhörner vor der imposanten Wildstrecke erschienen, um dieselbe zu besichtigen, bot der weite Plan mit seiner großartigen Umrahmung und magischen Beleuchtung einen geradezu märchenhaften Anblick, welcher den Beschauern wohl unvergeßlich bleiben wird.



Waldpartie im Mürzthale beim „Schetterboden.“ (Revier für Rehe und Hirsche.)

In leutseliger Weise dankten die Majestäten der versammelten Jägerei, und die ehrenden Dankeszeichen und wertvollen Angedenken, welche der deutsche Kaiser und der König von Sachsen derselben spendeten, erfüllten die Herzen der wettergebräunten, wackeren Grünröcke mit stolzer Freude und der zuversichtlichen Hoffnung, die erlauchten weidgerechten Gäste ihres kaiserlichen Herrn alljährlich in den wildreichen, herrlichen Jagdgebieten wieder begrüßen zu dürfen. Am folgenden Morgen war's wieder stille und einsam geworden in dem herrlichen Thale. Graues Gewölke verschleierte die Felsenstirnen der gewaltigen Bergriesen, und durch den Tannenwald huschte ein Flüstern — vom Scheiden und vom Wiedersehen!

Die Einsame.

Von Martin Greif.

Wann die Abendnebel kommen
Und der Mond vom Himmel schaut,
Fühl' ich mir das Herz beklommen,
Das sich kaum zu atmen traut.

Mein' ich doch, daß Er lebendig
Jählings müßte vor mir steh'n,
Und doch fühl' ich es beständig,
Daß es nimmer wird gescheh'n.

Weinend schleich' ich nach der Kammer
In den Winkel mich zurück,
Und ich spinne fort den Jammer
Vom verlor'nen Liebesglück.

Devrients „Gustav Adolf“ in Jena.

Von Otto Preuß. Mit Bildern von Werner Zehme.

Als Leiter des Berliner Königlichen Schauspielhauses hat Dr. Ludwig Devrient die in seinen Amtsantritt gesetzten Haffnungen nicht zu erfüllen vermocht; als Dichter und Veranstalter van Volksschauspielen hat er sich ein bleibendes Verdienst erwarben, das dadurch nicht verliert, daß er es mit Gleichstrebenden wie Hans Herrig, Wilhelm Henzen, Trümpelmann und Anderen teilen muß. Der Erfolg, den Ludwig Devrient als Dichter, Darsteller und Leiter seines Lutherfestspieles zu verzeichnen hatte, ist ihm in den gleichen Eigenschaften auch bei den im Juli in Jena stattgefundenen Aufführungen seines Valksschauspieles „Gustav Adalf“ treu geblieben. Dem verdienten Manne ist dieser Erfalg dappelt zu gönnen, nachdem seine Bestrebungen zu einer Hebung der Stellung des Königlichen Schauspielhauses im Berliner Kunstleben ein so mißliches Ende genammen hatten. Wäre die Ähnlichkeit der beiden Richtungen, in denen sich Dr. Devrients Thätigkeit entfaltet hat, nicht nur eine scheinbare, so könnte man sich darüber wundern, denselben Mann, der niemanden daran zweifeln läßt, daß er bei allem, was er in Angriff nimmt, seine ganze Persönlichkeit einsetzt, mit sa verschiedenem Erfolge wirken zu sehen. Aber was nicht nur im Berliner Schauspielhause, sondern in allen Berufstheatern gepflegt wird — sa weit sie überhaupt den Namen von Kunststätten beanspruchen dürfen und nicht lediglich unter die Vergnügungslakale gehören — das ist eine aristakratische Kunst, die nur Leute von einer gewissen ästhetischen Bildung wirklich genießen können, eine aristakratische Kunst mit einem stark kapitalistischen Beigeschmack, wenn man die hohen Preise in Betracht zieht, welche den Weg in diese Kunststätten öffnen. Was Devrient, Herrig, Henzen und Trümpelmann in ihren Volksschauspielen anstreben, ist eine im umfassendsten Sinne demokratische Kunst. Wer aber ehrlich der Ansicht ist, daß die Kunst nicht zu gut für das Valk ist, und wer das Wort van dem erzieherischen Einfluß der Bühne auf das Valk nicht nur als Phrase nachbetet, der muß diesen Bestrebungen ihren hohen sittlichen Wert besonders in einer Zeit stark ausgeprägter sazialer Gegensätze, wie die unsrige ist, zugestehen. Die aristakratische Kunst, wie der Staat sie pflegt in Galerien, Museen und Theatern, kommt dem Einzelnen gewiß zu gut; ihre Wirkung auf die Gesamtheit, auf das Valk aber geht auf salchen Umwegen, daß man van ihrem Nutzen nicht viel mehr gewahr wird. Saziale Fragen wird auch die demokratische Kunst nicht lösen; sie geht nicht nach Brat, aber sie gibt auch kein Brat. Was sie aber vermag, das sollte niemand gering anschlagen: Die Sinne auf Zeiten loszulösen van der Misere des Alltagslebens und saziale Gegensätze, wenn auch nicht auszugleichen, dach zu versöhnen. Alle jene Städte, welche die Aufführung von salchen Valksschauspielen unternommen haben, haben einen dauernden Gewinn von diesen Veranstaltungen gehabt, der über die Zeit der Varbereitungen und der Festspiele selbst weit hinausgegangen ist; denn die gemeinsame Beschäftigung mit einem künstlerischen Ziel — und in kleineren Städten sind wohl wenig Menschen gewesen, die sich an dem Gelingen der Aufführungen nicht auf diese oder jene Weise beteiligt gewußt hätten — schafft ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, das nicht sa schnell wieder schwindet. Diesem großen Gewinn gegenüber kommt es garnicht darauf an, ab die Darstellungen selbst einen mehr ader weniger vallkammenen Charakter tragen, und selbst der blutigste



Kostumprobe.

Dilettantismus kann diesen Gewinn nicht schädigen. Eigentlich müßte man es sogar bedauern, daß man fast überall, wo solche Aufführungen stattgefunden haben, die Leitung derselben und die Darstellung der Hauptrollen in die Hände von Berufsschauspielern gelegt hat. Es mag sein, daß die Aufführungen an sich dadurch gewonnen haben, wenngleich auch das noch zweifelhaft ist; denn zwei routiniert gespielte Hauptrollen in einem Zusammenspiel von künstlerisch nicht geschulten Kräften können die Gesamtwirkung eher beeinträchtigen als erhöhen. Jedenfalls aber hat



Der Charaktermaler.

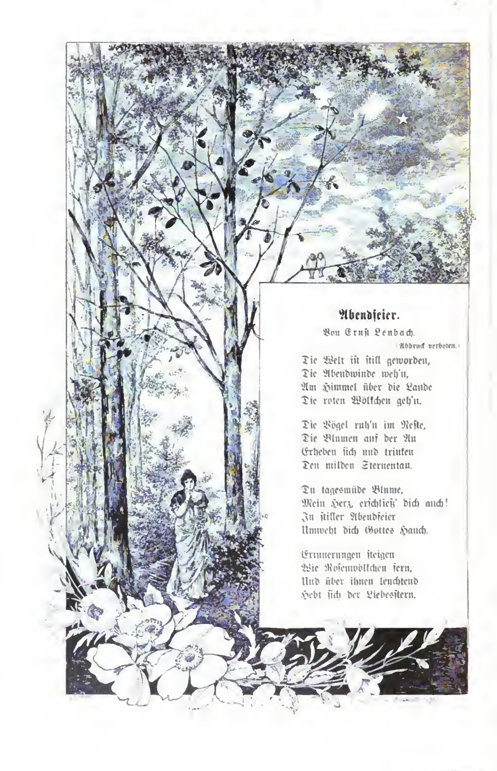
dieses Heranziehen von Berufsschauspielern allen diesen Aufführungen einen prätentiösen Charakter verliehen, der gewiß mit dazu beigetragen hat, daß sie nicht so viel Boden und so weite Ver-

breitung gewonnen haben, als man anfangs vermuten durfte. Der „kunstsinnige Dilettant,“ der Zeit und Lust hat, sich ganz der Sache zu widmen, kann unmöglich ganz ausgestorben sein, und in seine Hände hätte die Leitung solcher Veranstaltungen gehört, wenn sie wirklich allgemein und populär werden sollten. Selbst der Berufsdichter hätte ihnen, nachdem er die Sache wieder angeregt, ruhig fern bleiben können. Denn je mehr diesen Veranstaltungen ihr lokaler Charakter gewahrt worden wäre, um so segensreicher hätten sie wirkenmüssen, um so lebendiger wäre das Interesse der beteiligten Bevölkerung an ihnen gewesen und geblieben. Der Zug der Zeit, über durch die Sache selbst gezogene enge Grenzen hinaus wirken zu wollen, hat sich leider auch hier gezeigt und die lobenswerte Absicht schon im Keim geschädigt. Daß Devrients „Gustav Adolf“ bei seiner Aufführung in Jena nicht nur eine starke Wirkung auszuüben, sondern auch für Wochen alle Interessen der gesamten Bevölkerung Jenas in sich zu konzentrieren vermochte, ist gewiß ein Beweis der dichterischen Kraft, die dem Stück innewohnt. Daß der historische Gustav Adolf eine solche Wirkung nicht hätte üben können, ist klar. Auf historische Wahrheit hat denn auch Devrient verzichtet und sich darauf beschränkt, fünf Bilder aus dem Leben des traditionellen Gustav Adolf zu geben, der mit seinem Heere lediglich in der Absicht, dem bedrohten Evangelium Streiter zu sein, den deutschen Boden betritt. Alle Versuchungen, die an ihn herantreten, den Glaubensstreit zur Verfolgung egoistisch-ehrgeiziger Motive auszunützen, bekämpft er siegreich, und nur in der beabsichtigten Verbindung des jugendlichen Kurprinzen, späteren Großen Kurfürsten von Brandenburg, mit seiner Tochter nährt er den Traum von der Begründung eines großen weltbeherrschenden Ostseereiches.

Die Ankunft der Leiche Gustav Adolfs im Schloß zu Weißenfels, wo die Gemahlin des Königs der Nachrichten über den Ausgang der Lützener Schlacht harrt, schließt das Stück. Natürlich hat die Gestalt des jugendlichen Kurprinzen von Brandenburg dem Dichter vielfach Gelegenheit gegeben, den Schleier der Zukunft ahnungsvoll zu lüften und auf die spätere Größe des jugendlichen Prinzen und die weltgeschichtliche Rolle Brandenburgs und Preußens hinzuweisen. Von dem Sohn eines Pedellen der Jenaer Universität, der, wenn er nicht Theater spielt, die Bänke der Quarta drückt, frisch, unbefangen und überzeugend gespielt, wirkte diese Figur des jugendlichen Kurprinzen von Brandenburg ganz überraschend. Daß Dr. Devrient selbst in der von ihm gespielten Rolle des Gustav Adolf ein fesselndes Charakterbild schuf, ist selbstverständlich. Auch die Rolle der Königin Marie Eleonore wurde von einer Künstlerin von Beruf dargestellt, während alle übrigen Rollen in den Händen von Dilettanten aus allen Kreisen der Bevölkerung Jenas lagen. Aus den verklungenen Jenenser Festtagen hat unser Künstler eine Reihe von Szenen festgehalten, die, verständlich auch ohne erklärendes Wort, den Lesern die intimere und gewiß nicht am wenigsten fesselnde Seite dieser Volksschauspiel-Aufführungen illustrieren.



Der Kurprinz in und außer der Rolle.



Abendfeier.

Von Ernst Lenbach.

(Abdruck verboten.)

Die Welt ist still geworden,
Die Abendwinde weh'n,
Am Himmel über die Lande
Die roten Wölkchen geh'n.

Die Vögel ruh'n im Neste,
Die Blumen auf der Au
Erheben sich und trinken
Den milden Sternentau.

Du tagesmüde Blume,
Mein Herz, erschließ' dich auch!
In stiller Abendfeier
Umweht dich Gottes Hauch.

Erinnerungen steigen
Wie Rosenwölkchen fern,
Und über ihnen leuchtend
Hebt sich der Liebesstern.





Strenge Kritik. Nach einer Zeichnung von Werner Zehme.



Mehr Licht!

Eine kleinstädtische Geschichte.

Von Max Hobrecht.

Die Geschäfte der Stadt Altemünde wurden, so lange man denken konnte, hauptsächlich an zwei Stellen besorgt: auf dem Rathause und in der Bierwirtschaft zum roten Adler; und zwar herrschte dabei das Gesetz der Arbeitsteilung sowohl in Bezug auf den Ort, wie auf die Person. Dort, auf dem Rathause, das Raten und Thaten der berufenen Stadtväter, hier, im roten Adler, das Be- und Verurteilen dieser Thaten durch das verehrliche Publikum. Diese Teilung wurde ziemlich strenge inne gehalten. Der Begriff des Bürgers, als des Trägers städtischer Selbstverwaltung, wurde damals, um die Mitte unseres Jahrhunderts, noch sehr enge gefaßt: die sich zu den Honoratioren zählten und vermöge ihrer Intelligenz und höheren Bildung besonders berufen gewesen wären, auf dem Rathause mitzuarbeiten, hielten es nicht für wünschenswert, mit dem Handwerksmeister oder Kleinkrämer auf einer Ratsbank zu sitzen, und die kleinen Leute, die durch das Schwergewicht ihrer Masse eine Wirksamkeit hätten üben können, waren entweder durch eine gesetzliche Schranke von der eigentlichen Bürgerschaft geschieden, oder sie waren sich der Bedeutung ihres Massengewichts noch nicht bewußt genug, um von demselben irgend welchen Gebrauch zu machen.

So lag die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten in den Händen einer gewissen mittleren Schicht der Einwohner — die zur oberen Schicht gehörten, besonders Staatsbeamte und Pensionäre, sprachen von „Spieß- oder Pfahlbürgern“ — man konnte an die Zeiten erinnert werden, da der höfische Dienstadel anfing auf den Gemeinfreien herunterzusehen — auch wären sie, wenn sie sich zur Mitarbeit eingestellt hätten, zunächst einem starken Vorurteil auf seiten der „eigentlichen Bürger“ begegnet. Die Kritik der Gemeindeverwaltung zu üben, war man aber in allen Schichten bereit, soweit es Zeit und Mittel erlaubten, und darum sagte ich: in Alte-

münde wurde dieser Teil der Arbeit vorzugsweise im roten Adler besorgt; denn da verkehrten die Honoratioren des Ortes, und die hatten an jedem Abend Zeit, Durst und die Mittel, den Durst zu stillen.

Mit dem Wiedererwachen des allgemeinen politischen Lebens um die Mitte dieses Jahrhunderts trat auch hierin eine Änderung ein: die planmäßige Reaktion, welche der ersten überstürzten Vorwärtsbewegung folgte, trieb allerlei neugeweckte Kräfte, indem sie ihnen den Boden der hohen Politik verleidete und verschränkte, eine Bethätigung in dem engern Kreise der Gemeindeverwaltung zu suchen, die in der That viel mehr Freiheit der Bewegung und Selbständigkeit gestattet, als die meisten geahnt hatten. Mancher Redner, dem der Saal des Landtags verschlossen blieb, machte sich Luft auf den Bänken der Stadtverordneten, und wenn dabei auch zuerst vielfach die Freude am tönenden Wort überwog — mehr und mehr übte die Beschäftigung mit verhältnismäßig einfachen aber greifbaren Aufgaben eine heilsame Rückwirkung aus: so wurde an beiden Teilen gewonnen.

Natürlich machte sich dieser ganze Prozeß zuerst in den großen Städten bemerklich, in denen das politische Leben überhaupt am kräftigsten flutete; dann zeigte er sich auch in den mittleren, endlich selbst in kleinern Städten.

So kam auch für Altemünde die Zeit, wo die Mitglieder der höheren Gesellschaftskreise es nicht allein für ihre Aufgabe hielten, im roten Adler über die Thaten der Stadtväter zu Gericht zu sitzen, sondern wo es ihnen auch ganz schicklich, ja wünschenswert erschien, bei solchen Thaten mitzuwirken; die jüngere Generation ging hiebei natürlich voran; ihren Drang in die Praxis zu übersetzen, blieb einer ganz neuen Kraft vorbehalten. Etwa ein Jahr, nachdem auf den alten, stumpfgewordenen Bürgermeister ein junger, rühriger Mann im Amte gefolgt war, wanderte aus der Provinzialhauptstadt ein junger Herr ein, der dort, wenn auch nur als Zuschauer und Zuhörer, am öffentlichen Leben bedeutenden Anteil genommen hatte und jetzt sehr bereit war, die erworbene Theorie zur Anwendung zu bringen.

Herr Benno Funke, seines Zeichens ein Pharmazeut, hatte die Löwenapotheke, die einzige in Altemünde, gekauft und, da er sein Lebensschiff hier für die Dauer zu verankern gedachte, ganz naturgemäß ein lebhaftes Bedürfnis, dem Orte, der ihm etwas hinter der Zeit zurückgeblieben erscheinen mußte, die Schätze seiner Erfahrungen nicht vorzuenthalten. Der Bürgermeister, der sich durch seine alten Kollegen und Mitarbeiter vielfach gehemmt sah, ermunterte Herrn Funkes reformatorische Neigungen auf alle Weise und auch Gehilfen fanden sich für diesen.

An dem Tische der Jüngeren im roten Adler lag schon lange allerlei Stoff bereit, der nur des Zunders harrte, um hell aufzubrennen. So kam es, daß sich in kurzer Zeit unter des Herrn Apothekers Führung dort ein Verein bildete, der sichs zur Aufgabe machte, das öffentliche Leben in Altemünde einmal bis in seine letzten Winkel aufzuhellen und, wo nötig, auszustauben. Ob der Verein eigentlich Statuten hatte, wissen wir nicht; auch ist nicht bestimmt anzugeben, ob er sich den Namen, den er führte, selbst gewählt oder ob ihm der von andern beigelegt wurde. „Mehr Licht!" wurde er genannt und nach seiner Tendenz kann man diese Bezeichnung nur angemessen finden.

Es wurde schon gesagt, daß der Herr Bürgermeister solche Bestrebungen in gewissem Maße unterstützte; er wünschte sich wenigstens etwas kräftigen Hefen in den ziemlich dumpf gewordenen Teig seines Verwaltungskörpers. Seinem geschickten Manövrieren gelang es wirklich, daß ein paar Mitglieder der Gesellschaft „Mehr Licht" unter die Stadtverordneten gewählt wurden, wenn sich auch ein ganz kräftiger Widerstand dagegen in den Kreisen bemerklich machte, in denen besonders die alte Tradition fortlebte. Unter den Neugewählten stand Herr Benno Funke obenan; bei den Vereinsgenossen war große Freude: „Nur erst den Fuß in den Steigbügel gesetzt — das Weitere wird sich finden!" Mit solchem Ruf wurde der Wahlbericht am Bundestisch im roten Adler entgegengenommen. Als dann in der ersten Sitzung des Jahres die neugewählten Mitglieder in die Stadtverordnetenversammlung eingeführt wurden, konnte sichs Herr Funke nicht versagen, auf die begrüßenden Worte des Bürgermeisters mit einer kleinen Rede, sein Programm und das seiner Freunde enthaltend, zu antworten.

Der Erzähler moderner Geschichten kommt ja nicht so oft, wie weiland Walter Scott und seine Nachfolger im Gebiet des historischen Romans, in die Lage, seinen Helden nach Gestalt, Kleidung und Gewaffen abmalen zu können, um so weniger darf er sich aber die Gelegenheit dazu, wo sie sich einmal bietet, entgehen lassen. Denke sich der Leser Herrn Benno Funke als einen wohlgewachsenen, beweglichen, jungen Mann mittlerer Größe mit einem in frischen Farben prangenden, runden Gesicht, aus dem ein paar reichlich große, wasserblaue Augen lebhaft in die Welt schauten, und dessen rötlich blondes Haupthaar bürstenartig kurz in jener Weise verschnitten war, die man in Westdeutschland mit dem Ausdruck „Stiftekopp" bezeichnet; denke er sich ihn an dem heutigen feierlichen Tage in elegant sitzendem, schwarzem Festkleide mit weißer Binde, wie er, die Rechte in die Weste geschoben, den linken Fuß anmutig vorgesetzt, ore rotundo vorträgt, was ihm und seinen Freunden als Ziele „aufs innigste zu wünschen" vorschwebe.

Eine menschenwürdige Straßenbeleuchtung, Verbesserung des Pflasters, Förderung aller der Volksbildung dienenden Anstalten, Pflege des heimischen Handels und Gewerbes, Abschaffung der lästigen Dammzölle, übrigens wesentliche Minderung der Gemeindesteuern und darum Entlastung des Etats von allen überflüssigen Ausgaben — das war's in der Hauptsache, was als erstrebenswert, aber auch redlicher Arbeit erreichbar zugleich hingestellt wurde. „Den Namen, den meine Freunde und Gesinnungsgenossen führen, haben wir nicht gewählt, aber, wie ihrer Zeit die niederländischen Geusen, lassen wir ihn uns gefallen, und wollen ihm Ehre machen; unser Schildspruch bleibe: „Mehr Licht!" Unter kräftigem Beifall seiner Gefolgschaft und einem schweigenden Staunen der älteren Kollegen, die an solche schwungvolle Reden nicht gewöhnt waren, setzte sich nach diesen Schlußworten Herr Funke. Weitere Folgen hatte die Rede in dieser denkwürdigen Sitzung nicht; nach derselben wurde aber der Redner am Vereinstische der Gesellschaft „Mehr Licht!" lebhaft beglückwünscht; an seinen Dank knüpfte er den Ausdruck der Hoffnung, daß die Zukunft ihr Bestreben rechtfertigen werde — Arbeit freilich würde es geben, viel Arbeit, aber dazu wären sie da!

Nun also zur Arbeit! Und zunächst zu einer gründlichen Durchforschung des zur Zeit geltenden städtischen Haushaltsetats. Es könnte wunderlich erscheinen, daß man mit dieser Aufklärung der alten Zustände erst vorgehen wollte, nachdem deren Mangelhaftigkeit verkündet und ein Zukunftsprogramm aufgestellt war; aber die Wahlvorbereitungen hatten bisher alle Zeit in Anspruch genommen, auch waren die aktenmäßigen Materialien nur den wirklichen Mitgliedern der städtischen Kollegien zugänglich — übrigens: daß die Laternen zu dunkel brannten, spürte man allabendlich beim Heimgehn aus dem roten Adler, desgleichen, daß das Straßenpflaster unverantwortlich schlecht war, und die Klagen über den Steuerdruck waren schon viel älter, als die reformatorischen Gedanken der „Mehr Licht"-Männer; über das Bestehen dieser Mißstände war gar kein Zweifel, redlichem Bemühen konnten die Wege zur Abhilfe nicht verborgen bleiben.

Herr Benno Funke empfand eine stolze Freude, als ihm auf sein Ansuchen nächsten Tages ein Ratsdiener den mächtigen Aktenstoß ins Haus brachte, welcher den Etat und seine Unterlagen enthielt. Schon hatte er die Flasche mit Aquavit in der Hand, um dem Überbringer einen wärmenden Tropfen gegen die kalte Luft einzuschenken, als ihm noch zu rechter Zeit einfiel, daß sich für einen rechten Vertreter der Bürgerschaft solch unklares Wesen, das an den Verkehr auf der russischen Grenze erinnerte, nicht schicke. So wurde die Flasche wieder beiseite gesetzt und der sehr enttäuschte Ratsdiener mit kühlem Gruß entlassen. Dann beschloß Herr Funke, um sein Apothekergeschäft nicht zu schädigen, täglich nur in den Nachmittagsstunden die Akten zu lesen, abends den Freunden über das Gefundene Vortrag zu halten und mit ihnen Meinungen darüber auszutauschen.

Das Gefundene! — Ja, das ließ nun einstweilen noch auf sich warten, und doch saß Herr Funke oft und lange genug über seinen Akten, ja er nahm noch gelegentlich den einen oder den andern Kollegen zu Hilfe — auch das gemeinsame Schürfen und Forschen blieb ohne wesentliches Resultat. Wohlverstanden: man suchte nach alten kostspieligen Mißbräuchen, die man abschaffen wollte, um aus den so erzielten Ersparnissen

erwünschtes Neues zu schaffen. Nun hatte sich aber die bisherige Verwaltung auf allen Gebieten, auf denen die Staatsbehörde nicht einen heilsamen Zwang übte, aus Gründen der Sparsamkeit des sträflichsten Nichtsthuns beflissen. Die Mißbräuche — und man fand deren genug — waren zumeist schwere Unterlassungssünden, durch deren Beseitigung durchaus keine Geldmittel frei wurden. Getreu ihrem Wahlspruch „Mehr Licht!“ leuchteten die fleißigen Männer in jeden fernen Winkel der städtischen Wirtschaft — Staub wurde zur Genüge aufgerührt, aber es war kein Goldstaub, den sie anderswo nutzbar machen konnten, nur allerlei kleiner gemeiner Schmutz, dessen Beseitigung neue Kosten machen mußte!

Wochen waren in solcher Arbeit hingegangen, die andern Mitglieder des „Mehr Licht“ begannen ungeduldig zu werden, da die versprochenen Berichterstattungen noch immer auf sich warten ließen — da fand sich wirklich etwas der gesuchten Art; es fand sich wunderlicherweise bei einem Verwaltungszweige, den man für höchst verbesserungsbedürftig erklärt hatte; es konnte die Abschaffung dieses mißbräuchlichen Etwas auch nur eine Ersparnis von 18 Thalern im Jahre herbeiführen, aber — „wo Kraut ist, sind auch Rüben!“ meinten die Herren Revisoren, und der Mangel jeder scheinbaren Rechtfertigung dieser altherkömmlichen Ausgabe warf doch ein ganz eigentümliches Licht auf die alte Wirtschaft — wirklich ein Licht!

Unter dem Titel „öffentliches Beleuchtungswesen“ fand sich nämlich, zwischen allerlei andern Posten gewissermaßen versteckt, einer des Inhalts: für Erleuchtung und Bedienung der Laterne auf dem Georgenkirchturm 18 Reichsthaler. Das Verdienst, diesen Fund gemacht zu haben, gebührte Herrn Funke; sein rechter Adjutant und Helfer, auch Mitglied des „Mehr Licht“, der Tabakshändler Kohl, traf ihn in der Dämmerstunde in freudigster Erregung und wurde alsbald von der Sache unterrichtet.

„Was wissen Sie von der Laterne, Kohl?“

„Keinen Schimmer, Kollege — das erste Wort, das ich davon höre.“

„Was — Sie, ein Eingeborner von Altemünde, haben das Ding auch nie gesehn?“

„Niemals im Leben! Wenn man des Abends in steter Gefahr, die Beine zu brechen, nach Hause stolpert, sieht man hübsch gerade vor sich hin und nicht nach den Turmspitzen!“

„Aber einem Zweck muß das Ding doch dienen — 18 Thaler sind doch kein Pappenstiel!“

„Vielleicht sind eben die 18 Thaler der Zweck und die Laterne brennt nur noch in den Akten; bei uns ist vieles möglich!“

„Ganz ohne Beispiel wäre dergleichen nicht, aber man muß doch erst zusehen.“

„Drüben geht der Sergeant Spieß vorbei; wollen wir ihn fragen —?“

„Nicht gleich geradezu fragen, Freund; da wird Absicht gewittert und die Antwort danach eingerichtet. Will man solchen Sachen auf den Grund kommen, muß man ihnen selbst allmählich nachgehn und Zeit und Mühe nicht sparen; dann zeigen sich die Dinge, wie sie sind und nicht, wie sie gezeigt werden sollen.“

„Kollege Funke, Sie sind ein Feiner! Aber wie wollen Sie zum Ziel kommen, wenn Sie nicht fragen?“

„Fragen will ich, aber nur gelegentlich und wie zufällig. Lassen Sie die Sache auch vorläufig unter uns bleiben, bis wir Information haben. Fangen wir damit an, nachzusehn, ob am Georgenkirchturm eine Laterne ist und ob sie brennt. Es ist bald Lichtansteckenszeit und die kleine Promenade wird mir gut thun; man wird ganz dumm von dem Aktenlesen!“

Der Herr Apotheker Funke zog seinen Überrock an und die beiden Männer machten sich auf den Weg.

Nun geht es dem verehrten Leser wie dem Herrn Apotheker: auch er hat bisher so viel mit Akten und andern amtlichen Dingen zu thun gehabt, daß er noch garnicht dazu gekommen ist, sich den Ort der Handlung ein wenig genauer anzusehen. Es muß also nachgeholt werden, daß die Stadt Altemünde eine von den nicht wenigen Städten unsers Vaterlandes ist, von denen es in Wahrheit gilt, daß sie heute noch nicht wieder zu der Bedeutung und Volkszahl gekommen sind, die sie vor dem dreißigjährigen Kriege besaßen. Man muß dabei bemerken, daß hier das post hoc und propter hoc nicht immer zusammenfallen. Vielfach haben Veränderungen der Handelswege, besonders auch der großen

Wasserläufe, den Verfall herbeigeführt, den man nachher den Kriegsläuften allein zuschrieb. Das war auch bei der Stadt Altemünde der Fall, die ihren Namen davon hatte, daß hier die Alte in die Klemme mündete, d. h. in früheren Zeiten; jetzt war die Alte ganz verschwunden, und die Klemme war nur noch ein kleiner, im Sommer gewöhnlich austrocknender und sehr übel riechender Bach, der ein paar Meilen weiter in einen größeren Strom floß. Wer sich durch den zweiten Teil des Städtenamens verleiten ließ, an einen schiffahrttreibenden Platz zu denken, wurde arg enttäuscht. Und die Eisenbahn hatte sich noch nicht dorthin gefunden — Altemünde lag jetzt seitab von den Wegen, auf denen die Weltgeschichte einherzieht.

Solche Orte fallen dadurch auf, daß sie innerhalb ihrer alten Begrenzungen wie ein Kind in den Kleidern eines Erwachsenen stecken; und wie ein solches Wesen sich bei zu langen Ärmeln und nachschleifenden Rockschößen langsam und schwerfällig bewegt, so pulsiert der Lebensstrom eines solchen Ortes wie der eines alten Mannes, der sich zur Ruhe gesetzt hat. Breite Straßen mit niedrigen Häusern, Überfluß an freien Plätzen und Gärten, die alten Gebäude vielfach mit einer gewissen Behäbigkeit und Weitläufigkeit angelegt, sichtbar für eine Lebensführung berechnet, der die Verhältnisse der heutigen Einwohner nicht mehr entsprechen, selten ein Neubau, Gras auf den Straßen — Freunde elegischer Betrachtung finden dabei ihre Rechnung. Verhältnismäßig reichlich mit allen zum öffentlichen Dienst gehörigen Bauwerken ausgestattet, glänzen solche Städte auch gewöhnlich durch Zahl, Größe und Stattlichkeit ihrer Kirchen, von denen manche unbenutzt steht, manche beim Gottesdienst halbleer bleibt, ohne daß man daraus auf mangelnde Kirchlichkeit der Einwohnerschaft schließen dürfte.

Auch eine der beiden recht ansehnlichen Kirchen von Altemünde war lange — um einen weltlichen Ausdruck zu gebrauchen — außer Betrieb gesetzt. Während die Andächtigen der Stadt in der großen Nikolaikirche am Markt bequemen Raum fanden, wurde in der im nordöstlichen Quartier belegenen St. Georgenkirche ein ordentlicher Gottesdienst schon seit lange nicht mehr gehalten. Diese Kirche, auf weitem Platze nahe der zur öffentlichen Promenade umgewandelten alten Umwallung errichtet, war ein recht nüchterner, aber mit großer Verschwendung von Material aufgeführter Fachwerkbau, dessen beide, in schlanken Spitzen auslaufende Portaltürme in ziemlicher Höhe noch durch eine gedeckte hölzerne Gallerie verbunden waren. Das weitläufige Bauwerk diesem Portal gegenüber, früher ein Frauenkloster, zu welchem auch die Kirche gehört hatte, wurde seit Einführung der Reformation zu Schulzwecken benutzt; auch jetzt befand sich die Bürgerschule darin und das tägliche Absingen eines Morgenliedes durch die Schüler derselben war die einzige gottesdienstliche Handlung, welche in der St. Georgenkirche überhaupt noch vorgenommen wurde.

War der Georgenkirchplatz beim Beginn und Schluß der Schulstunden und in der Freiviertelstunde von den frischen Tönen jugendlicher Stimmen und dem munteren Getrappel vieler kleiner Füße belebt, so war er zu allen übrigen Zeiten des Tages desto stiller und einsamer; es befand sich da nur noch in ziemlich versteckten Winkel ein Frauenspital, dessen Insassen ein sehr beschauliches Dasein führten und mit den Hühnern aufzufliegen pflegten. Auch lag der Platz, wie schon bemerkt, in einer Ecke des Stadtgebietes und wurde somit von dem allgemeinen Verkehr nicht berührt.

So fanden Herr Benno Funke und sein Begleiter, als sie an jenem Februarabend ihren Kundschaftergang machten, schon das letzte, auf den Kirchplatz führende Gäßchen still und einsam; die einzige Laterne, welche in demselben noch aufgestellt war, hatte man, da ein zunehmender Mond regierte, nicht angezündet. Still und leer, aber eben des Mondscheins wegen in einem anmutigen Gewirr wechselnder Lichter und Schatten, lag der Platz da, und fast befremdlich klang der Schritt der beiden Männer, wenn ihr Fuß hie nnd da einen der seltenen größeren Pflastersteine traf.

„Wir wandern hier, wie Haroun al Rhaschid und Mesrour,“ sagte halblaut der Apotheker, der nicht ohne Phantasie war.

„Die kenne ich nicht,“ erwiderte Herr Kohl; „ich glaube übrigens, ich bin seit wenigstens drei Jahren nicht hier gewesen — und von einer Laterne am Turm seh' ich auch jetzt nichts.“

„Sie kann am Nordturm sein, der uns noch verdeckt ist," meinte Herr Funke; „jedenfalls müssen wir unsere Untersuchung gründlich besorgen." Und so gingen die beiden Stadtväter um die ganze Kirche herum und es ging ihnen dabei, wie es gewöhnlich denen ergeht, die nach dem Zeichen eines Taschentuches suchen — in der vierten Ecke pflegt es sich zu finden. Und in der vierten Ecke war auch die gesuchte Laterne; an dem Nordturm, an dessen nordwestlicher Ecke, war sie angebracht, in der Höhe der die Türme verbindenden Gallerie, jedenfalls in solcher Höhe, daß man sie selbst von unten her nicht recht zu erkennen vermochte, aber das Flimmern ihres Lichtchens verriet sie — sie brannte wirklich!

„Also diese Illumination kostet der Stadt jährlich 18 Thaler!" knurrte Herr Kohl und rieb sich den Nacken, der ihm von dem Hinaufsehen steif geworden war.

„Und ich frage: cui bono?" sagte Herr Funke; „in der Stadt selbst ist kaum ein Punkt, von dem aus man die Laterne sehn kann — in der Richtung, nach welcher sie leuchtet, liegt freies Feld und Wiesen — man könnte noch einmal 18 Thaler ausbieten, damit einer herausfinde, wozu das Licht da ist."

„Aber alljährlich wird der Betrag in den Etat eingestellt, allabendlich — selbst bei Mondschein! — wird angezündet — es geht zu, wie in der Tretmühle: und dafür zahlen wir unsere Steuern!"

„Ob der Bürgermeister etwas davon weiß? Und was wohl unsere Freunde im roten Adler dazu sagen werden?"

Die beiden Herren waren recht im Zuge, sich noch mehr über die Sache aufzuregen, aber da, wo sie standen, blies der Wind ziemlich frei, der augenblickliche Zweck war erreicht, so beschlossen sie, den Rückweg anzutreten. Zwischen der Kirche und der Bürgerschule hin schreitend wurden sie durch das Kreischen einer Fidel aufmerksam gemacht; ein heller Lichtschein, der von dem Schulgebäude aus auf die Straße fiel, gab ihren Augen die Richtung, und der Anblick, der sich ihnen bot, ließ sie gleichzeitig stille stehn.

Die zwei Fenster eines zu ebener Erde liegenden großen Klassenzimmers waren hell erleuchtet; da sie weder Vorhänge noch Läden hatten, so konnte man den ganzen dahinter liegenden Raum von außen übersehen. Alle Tische und Bänke waren in einen Winkel zusammengeschleppt, um eine möglichst große Arena frei zu machen; ein halbes Dutzend Blechlampen an den Wänden gab die Beleuchtung. Auf dem Katheder, den Fenstern gegenüber, stand ein Mann, über dessen Alter sich streiten ließ: die fahle Stirn und das eingefallene blutlose Gesicht machten ihn wahrscheinlich älter, der enge schwarze Anzug und die gezierten Bewegungen jünger, als er war. Obgleich seine wichtigsten Körperteile, die Beine, durch die Wand des Katheder verdeckt waren, erkannte man in ihm doch sofort den Tanzmeister; mit kokettem Schwung kratzte er eine uralte Quadrillenmusik herunter, das Heben und Senken und seitliche Ausschwenken seiner Figur deutete den Takt an, den sein Mund zwischendurch schreiend markierte, wenn er nicht gerade beschäftigt war, dem Tänzerkorps inmitten des Zimmers Belehrung oder Anregung zukommen zu lassen.

Dies bestand aus einem Dutzend jugendlicher Paare, vom zehnjährigen Stöpsel auswärts bis zum Konfirmanden. Sie waren in zwei Linien zu beiden Seiten des Zimmers geordnet und chassierten, je nachdem es die Tour mit sich brachte, herüber und hinüber, durcheinander und wieder zurück, mit sehr verschiedenem Aufwand von Anmut und Takt. Da waren solche, die, völlig mit sich selbst zufrieden, stets mit beiden Füßen zugleich in die Luft sprangen, andere, besonders unter den jungen Herren, denen das Gefühl der eigenen Würde alle Augenblicke gewissermaßen zwischen die Beine geriet, so daß sie immer um ein Tempo zurück waren, während einige kokette Backfischchen nicht nur ihren eigenen Part zierlich und sicher durchführten, sondern auch noch Zeit übrig behielten, von den Fehlern ihrer Gefährten mit merklicher Entrüstung Notiz zu nehmen. Hendschel, der liebenswürdige Zeichner, würde ein reiches Feld für seine Feder gefunden haben.

Auf dem linken Flügel der Reihe aber, die sich zur Linken der zuschauenden Herren befand, erschien, die ganze tanzende Gesellschaft um eines Hauptes Länge überragend, ein erwachsenes junges Mädchen — sagen wir eine junge Dame von 18 oder 20 Jahren. Sie hatte eine Bandschleife mit langen flatternden Enden an die linke

Schulter geheftet, augenscheinlich, damit sie dadurch als „Herr“ gekennzeichnet würde, und hatte neben sich eine noch sehr entenfüßige und ungeschickte „Dame“, deren Schritte sie zu lenken bemüht war. Kein geringes Stück Arbeit — und daneben ließ sie die Augen unter der andern kleinen Gesellschaft fleißig umhergehn, um bald hier, bald da, wo sich eine besondere Unordnung zeigte „helfend, bessernd und behütend“ einzuschreiten, so daß sie in einer beständigen Bewegung war, mitunter im anmutigen Tanzschritt über die ganze Breite des Zimmers schwebte, um eine eingerissene Verwirrung zu lösen, dann wieder zu ihrer kleinen Dame zurückflog, die unterdessen in völliger Ratlosigkeit irgendwo stehn geblieben war, wo sie jedenfalls nichts mehr zu suchen hatte.

War es die natürliche Grazie, welche das junge Mädchen bei aller Lebhaftigkeit der Bewegung und völligem Sichdrangeben an ihre Aufgabe entwickelte — war es ihre biegsame schlanke Gestalt, das fast südlich gefärbte feine Gesicht mit den lebhaften dunkeln Augen, dem dunkelbraunen Haar, das in einfachster Weise glatt und straff um den zierlichen Kopf geordnet war, gewiß ist, daß Herr Benno Funke völlig davon gefesselt wurde und ganz in angenehme Betrachtung versenkt blieb, bis der Tanzlehrer mit ein paar kräftigen, aber entsetzlich falschen Strichen den Schluß seiner Quadrille machte und die kleine Gesellschaft sich in ein allgemeines Durcheinander auflöste.

Jetzt fand auch Herr Kohl Worte: „Ich möchte nur wissen,“ sagte er, „wer die Erlaubnis gegeben hat, das Klassenzimmer zur Tanzstunde zu benutzen?“

Der Apotheker fuhr auf wie aus einem Traum: „Wie meinten Sie, Kollege?“

„Ich meine,“ knurrte Herr Kohl, „ich meine, daß wir hier zufällig auf allerlei Mißbrauch städtischen Eigentums gestoßen sind; denn ob das Lampenöl bezahlt wird, ist mir auch sehr zweifelhaft — aber freilich: des Bürgermeisters Junge ist dabei und die Tochter des Vorstehers — und wer sonst noch? — Da darf man so scharf nicht auftreten.“

In diesem Augenblick klopfte der Tanzlehrer mit dem Bogen auf die Geige und die Kinder ordneten sich aufs neue. Herr Funke hätte gerne der Sache noch eine Weile zugesehen, aber sein Begleiter sagte etwas von „kalten Füßen“ und daß seine Frau mit dem Abendessen warte; so mußte er sichs gefallen lassen, von Herrn Kohl unter den Arm gefaßt und davon geführt zu werden. Seine Gedanken blieben jedoch noch auf dem Tanzboden.

„Wie nannten Sie doch das junge Mädchen?“ fragte er nach wenigen Schritten.

„Sie meinen die Lange? Das war ja die Lenz!“

„Ein Fräulein Lenz, Herr Kollege?“

„Gewissermaßen; aber Lenz ist der Vorname. Sie ist des Rektor Silvanus Älteste und heißt von Gottes und Rechtswegen Valentine. Nun nennt sie der alte Herr, der lieber lateinisch, als deutsch spricht, Valens; die Frau Rektorin, die eine gute Hausfrau ist, ruft sie Tine und die anderen Kinder des Rektors — es ist deren eine ganze Herde — haben ihr den Namen Lenz gegeben; so heißt sie ziemlich in der ganzen Stadt.“

„Lenz Silvanus!“ sagte der Apotheker zerstreut — „der Herr Tanzmeister kann sich die Gehilfin gefallen lassen!“

„Ach,“ sagte Herr Kohl, „einer von des Rektors Jungen war ja auch dabei — und dann, glaube ich, benutzt sie die Gelegenheit hier, sich einmal auszutanzen, da sie sonst nicht dazu kommt.“

„Eine so geschickte Tänzerin — der kanns doch nicht fehlen?“

„Ich bitte Sie! Tochter unsers Rektors und Älteste von acht Geschwistern — da hat sie nicht viel Aussicht, Bälle und Gesellschaften mitzumachen. Hier gehn unsere Wege auseinander; also in einer Stunde im roten Adler — guten Abend, Herr Kollege!“

Herr Benno Funke blieb zunächst noch etwas zerstreut; als er dann später im Adler erschien, war er wieder gesammelt, und ein paar neckende Worte, die vom Tische der Alten her an ihn gerichtet wurden, versetzten ihn bald in die Stimmung, die sich für den Führer der Gesellschaft „Mehr Licht“ schickte.

Auch an diesem Abend saßen die Alten und die „Mehr Licht“-Männer an ihren Stammtischen, durch die ganze Breite des Gastzimmers getrennt gleich den beiden Halbchören in der „Braut von Messina“ und wie diese reizten sie sich gegenseitig

durch hinüber und herüber gerufene Kraft- und Schlagworte, die indessen glücklicherweise nicht zu blankgezogenen Klingen, sondern nur zu vielem Gelächter und tapfer geschwungenen Bierseideln führten. Herr Kohl war noch nicht anwesend, die Entdeckung der Laterne also auch noch nicht bekannt geworden, als der Apotheker eintrat; dieser meinte auch, vorläufig noch darüber zu schweigen, bis er alle dahin gehörigen Punkte aufgeklärt hätte, aber sein Temperament machte ihm einen Querstrich.

„Nun, Apotheker? heureka?“ klang es fragend vom Tisch der Alten herüber.

„Abwarten!“ rief Herr Funke zurück, indem er bei seinen Genossen Platz nahm.

„Laßt ihm Zeit, Kinder!“ sagte der alte Justizrat; „das Aktenlesen hat seine Mucken.“

„Die Schuld wird wohl an denen liegen, die die Akten schreiben.“

„Anders lesen Knaben den Terenz, anders —“

„Ja wohl! Mit eurer Lateinschreiberei verblendet ihr der ganzen Welt die Augen.“

„Ei, ei, Herr Pharmazeut; wer im Glashause sitzt, soll nicht mit Steinen werfen. Das Latein, das in euern Rezepten verbrochen wird, ist doch —“

„Dafür müßt ihr die Doktoren verantwortlich machen, die die Rezepte schreiben!“

„Die thuns doch nur für euern Nutzen! Grüne Seife würde keiner von euch holen — sapo viridis könnt ihr mit 99 Prozent Vorteil verkaufen.“

„Die Welt will ja betrogen sein.“

„Ich denke, ihr Lichtfreunde wollt das ändern —“

„Wollen wir auch; warum helft ihr uns nicht?“

„Weil ihr am falschen Ende anfangt; fegt zuerst vor der eigenen Thür.“

„Wir fegen da, wo der meiste Schmutz ist!“ —

„Aber stumpfe Besen sind das ganze Resultat.“

So flogen die Worte, bald in gemütlichem, bald in mehr oder weniger heftigem Tone zwischen den Parteien hin und her; Herr Benno Funke hätte kein warmblütiges Wesen sein müssen, wenn er sich nicht zuletzt des sichern Trumpfs erinnert hätte, den er in der Hand hielt.

„Und wenn wir nun doch in wenigen Tagen schon einen Schaden aufgedeckt hätten, an dem ihr seit Jahren vorübergeht, ohne ihn zu sehen,“ sagte er in möglichst gleichgültiger Weise. Seine Freunde hoben die Köpfe; sie ahnten Großes.

Der Postmeister am Tisch der Alten klopfte an sein Glas: „Kinder, paßt auf! — jetzt kommts!“

Herr Funke ließ eine Minute vergehn, bis sich das bewegte Durcheinander von Stimmen zu völliger Lautlosigkeit heruntergestillt hatte, dann sagte er mit dem Ausdruck verhaltener Kraft, die ihres Erfolges gewiß ist:

„Wer von den Herren kennt die Laterne auf dem Georgenkirchturm?“

Er sollte seinen Triumph voll genießen: Niemand hatte die Laterne je gesehn, niemand je von ihr gehört.

„Nun also, meine Herren!“ fuhr der Apotheker fort: „Auf dem Nordturm der Georgenkirche brennt, wie ich annehmen muß, seit Jahrhunderten eine Laterne, die niemand gesehn hat, die also auch niemand nützt, und deren Unterhaltung der Stadt jährlich eine namhafte Summe kostet. Wenn ich konstatiere, daß Sie alle bisher ahnungslos an diesem Mißbrauch vorbeigegangen sind, während es mir — das heißt: meinen Freunden und mir — nur einige Tage aufmerksamen Suchens kostete, um ihn zu entdecken, so veranlaßt Sie das vielleicht, in der Zukunft unsere Bestrebungen etwas gerechter zu würdigen!“

Das bedeutsame Schweigen, welches dieser Apostrophe folgte, wurde in recht häßlicher Weise durch ein krähendes Gelächter des alten Herrn Steuereinnehmers unterbrochen.

„Ich weiß nicht, was die Heiterkeit des Herrn so erregt —“ sagte Herr Funke mit dem Ausdruck eines gewissen Unwillens, der auch am Tische der Alten gewürdigt wurde. Man war dort längst darüber einig, daß die Spottlust des Steuereinnehmers vor keiner Schranke innehielt.

Auch diesmal ließ sich der alte Spötter durch die ernste Haltung des Apothekers nicht einschüchtern; er lachte, daß ihm schier der Atem ausging, und schlug dazwischen mit der Hand auf den Tisch, wie man wohl thut, wenn man eine Geschichte „wirklich zu gut“ findet.

Eine Pause, die er wegen Luftmangels machen mußte, wurde von Herrn Funke ge-

schickt benutzt: „Vielleicht ist der Herr Steuereinnehmer so gütig, uns an seiner Fröhlichkeit teil nehmen zu lassen —?"

Die Antwort kam nur bruchstückweise heraus, weil immer erneutes Lachen den Redenden unterbrach: „Und da fragen die Herren noch — haha! — warum ich lache — hahaha! — Mehr Licht! heißt eure Genossenschafft — mehr Licht wollt ihr uns bringen — hahaha! — und eure erste Leistung, wenn man euch den Willen läßt, wird sein, daß ihr ein Licht, daß seit Jahrhunderten geleuchtet hat, auslöscht — hahaha!"

In das Gelächter des alten Herrn stimmten auch einige aus seiner Gesellschaft ein, doch keineswegs alle — der Spötter pflegt auch denen unheimlich zu sein, die nicht augenblicklich von ihm getroffen werden, und als Herr Kohl, der inzwischen eingetreten war, dem Genossen mit den Worten zu Hilfe kam: „Wenn es sich um den Steuerseckel handelt, so hat der Spaß überhaupt ein Ende," da wurden der Lacher so wenige, daß Herr Funke wieder Worte fand.

„Auch das Licht muß sichs gefallen lassen, nach dem Maße des Nutzens, den es bringt, geschätzt zu werden," sagte er.

„Das heißt," krähte wieder der Steuereinnehmer, „das heißt, ihr schätzt die Mitternachtssonne, die nur Eisbären und Seehunden leuchtet, geringer, als die Thranlampe hinter des Schusters Glaskugel!"

„Das Bild kann ich mir gefallen lassen," sagte Herr Funke lächelnd; „wer sich, wie meine Freunde und ich, in den Dienst der Menschheit stellt, wird allerdings für den einzelnen Mitmenschen — auch wenn er ein Schuster ist, Herr Steuereinnehmer — mehr übrig haben, als für eine ganze Herde von Eisbären und Seehunden."

Auf der Seite der Lichtfreunde wurde „Bravo" gerufen und Herr Kohl setzte hinzu: „Ich bin überzeugt, daß die Eisbären die Mitternachtssonne mitsamt dem Nordlicht ausgehn lassen würden, wenn sie dafür Steuern bezahlen müßten."

Der Steuereinnehmer lachte nicht mehr; er schob das hastig geleerte Glas zurück und sagte in grollendem Ton: „Es ist ein Glück, daß unser Herrgott nicht bei den Stadtvätern von Altemünde anfragen mußte, als er die großen und kleinen Lichter in die Welt setzte!"

Das klang wie Rückzug und Herr Funke erinnerte sich der Lehre von den goldenen Brücken: „Laß unsern Herrgott aus dem Spaß — heißt es in unserm großen Dichter; und werden wir nicht bitter, Herr Steuereinnehmer. Sagen Sie mir lieber, wer in der Welt Vorteil an der Laterne haben kann, die auf dem Georgenkirchturm brennt?"

„Nun, wenn sonst niemand — hier ist wenigstens einer!" Mit diesen Worten meldete sich ein Herr bei der Gesellschaft an, der eben erst ins Zimmer getreten und noch damit beschäftigt war, Überrock und Pelzmütze an den Kleiderrechen zu hängen.

„Guten Abend, Oberförster! Warum so spät? Und was wißt Ihr von der Laterne?" rief man ihm vom Tisch der Alten entgegen.

„Jedenfalls, daß ich sie kenne, seit ich die Ehre habe, ein Nachbar von Altemünde zu sein; und daß sie für den Verkehr zwischen meinem Forsthaus und der Stadt von größter Bedeutung ist." Mit diesen Worten hatte der Oberförster am Tische Platz genommen.

„Und von uns allen hat sie noch niemand gesehn?" sagte der Justizrat kopfschüttelnd.

Der Oberförster ließ seine listigen grauen Augen über die Genossen der Tafelrunde hingehn: „Das wundert euch?" fragte er zurück. „Nehmt mirs nicht übel, aber — was seht ihr denn überhaupt, wenns euch nicht der Kanzleibote, oder ein ähnliches Wesen schwarz auf weiß vor die Nase hält?"

„Nun, wir wenigstens haben die Laterne allein gefunden!" rief Herr Funke selbstbewußt.

Der Oberförster sah über die Schulter nach ihm hin: „Seid doch ehrlich! habt Ihr sie zuerst gesehn, oder zuerst von ihr gelesen?" Da jener schwieg, fuhr er fort: „Mit mir war das anders. Als ich damals — vor etwa zwanzig Jahren — schon ein Paar Wochen auf dem Forsthaus verlebt hatte, ohne mich um Altemünde zu kümmern, weil ich erst im Revier heimisch werden wollte, hielt ich es doch an einem Nachmittag für meine Pflicht, einmal nach der Stadt zu gehn, um mich zu überzeugen, welcher Menschensorte Nachbar ich geworden war. Mein alter Forstschreiber hatte mir gesagt, daß ich im roten Adler das vollständigste Bild davon erhalten würde,

und dann konnte ich auch gleich das Bier prüfen. Von mir bis hierher ists ein Stündchen, wenn man der großen Landstraße nachgeht; durch meine Leute wußte ich, daß ein Fußsteig, der gleich aus meinem Garten abläuft, um die Hälfte kürzer ist — so nahm ich den zwischen die Beine und marschierte tapfer drauf los. Es war Spätherbst, die Sonne schon vor vier untergegangen, Mondschein nicht einmal im Kalender, aber der Steig, der über Brachland und hohe Weiden lief, ließ sich auch in der Dunkelheit immer noch erkennen — bis ich, nach einer kleinen Viertelstunde, an das Klemmbruch kam — natürlich ist niemand von euch je dagewesen — nun, es ist ein Rest der sonst meistens verschwundenen Klemme: ein Röhricht, worin einzelne Weiden und verschiedene Wassertümpel, die im Frühjahr zusammen noch etwas wie einen Wasserlauf bilden. Natürlich war mir das Ding noch fremd, aber ich dachte: wenn der Weg ins Rohr hineinläuft, wird er auch am andern Ende wieder herauslaufen, und schritt immer zu. Der Boden unter den Füßen wurde weicher, aber er trug doch noch und ich fühlte mich sicher, bis ich mit einem Male vor einem krausen Weidenbusche stand — ich mochte ihn auf der rechten oder auf der linken Seite zu umgehn suchen, immer geriet ich ins Grundlose und dabei lief ich Gefahr, auch meinen Rückzug zu verlieren; denn zwischen dem Rohr wars noch dunkler als draußen und auf dem nassen Boden der Weg garnicht kenntlich. Indem ich vorsichtig ein paar Schritte rückwärts trete, um meiner Richtung gewiß zu bleiben, und dabei in die Höhe sehe, ob sich der Weg zwischen dem Rohr etwa gegen den helleren Himmel abzeichnet, bemerke ich in mäßiger Höhe ein fernes Licht, nur schwach flimmernd, aber stätig — dorthin mußte auch Altemünde liegen. Wie ich schärfer hinsehe, erkenne ich auch zwischen den Rohrspitzen etwas wie eine Schneiße, die in der Richtung läuft. Also Courage! Mein Fuß fand wieder festeren Grund und nach kaum 5 Minuten war ich aus dem Röhricht heraus, hatte den Steig klar vor mir liegen und konnte nach einem weitern Viertelstündchen meine erste Sitzung im roten Adler mitmachen. Der Forstschreiber sagte mir nachher, hätte er gewußt, daß ich nach der Stadt gehen wollte, so hätte er mich auf das Licht des Georgenkirchturmes aufmerksam gemacht; denn das wars, was mir den Weg gezeigt hatte. Nun, ich war auch ohne seine Belehrung zuletzt in den richtigen Kurs gekommen und so war mirs noch lieber. Seitdem hat mich die Laterne, Gott weiß wie oft — auch eben jetzt — durch das Klemmbruch geführt. Für den Heimweg freilich nutzt sie mir nichts — da muß ich dann auf der großen Landstraße bleiben."

„Ja, ja; wenn man mehr Ladung hat, braucht man mehr Raum," krähte der Steuereinnehmer dazwischen.

„Ach was! darum marschiert unsereiner nur um so steifer — aber ich bin dann gern länger in freier Luft; meine Alte kann den Nachgeruch von euern schlechten Cigarren nicht vertragen!"

„Am Ende werdet Ihr nun seltener nach der Stadt kommen — unsere Herren Lichtfreunde wollen ja das Licht auf Euerm Leuchtthurm eingehen lassen."

Hier schlug der Oberförster mit der Faust auf den Tisch: „Dann kriegt die Stadt Altemünde einen Prozeß, wie sie noch keinen gehabt hat!" schrie er; „die Bewohner des Forsthauses auf dem Winkel haben ein verjährtes Recht auf die Laterne."

„Ein verjährtes Recht? bei uns ist freilich vieles möglich!" klang es vom Tisch der Mehrlichtmänner zurück.

„Die Stadt Altemünde soll dem Forsthaus im Winkel die Beleuchtung verhalten!" eiferte Herr Kohl.

Der Oberförster ließ sich nicht einschüchtern: „Das Forsthaus heißt auf dem Winkel und nicht im Winkel," sagte er spitz; „übrigens gehörte der Winkeler Forst früher zum Georgenkloster und es ist nur wahrscheinlich, daß die Laterne eingerichtet wurde, um dem Oberförster zu leuchten, wenn er einmal bei Nacht und Nebel zum Herrn Abt kommen mußte" —

„Wenn frisch angezapft war," schob der Steuereinnehmer ein.

„Im Georgenkloster war kein Abt, sondern eine Frau Äbtissin," belehrte Herr Kohl.

„Das ändert nichts in der Sache; im Gegenteil!" fuhr der Oberförster fort; „und nachdem nun die Stadt Altemünde das Kloster verschluckt hat — den Winkler Forst behielt Gottlob die Landesherrschaft — ist sie zu leisten verpflichtet, was bisher das

Kloster leistete. Diese Sache spricht für sich selbst und — wäre auch sonst nichts — wir haben die Verjährung für uns!"

Es erhob sich nun eine erregte Debatte über die Behauptungen des Oberförsters. Als man den Justizrat, als obersten Rechtsverständigen, um seine Meinung fragte, sagte der: „Ich werde mich hüten, eine Ansicht zu äußern, ehe der Fall ganz klar gelegt ist — Iudicis officium est, ut res ita tempora rerum quaerere" —

Hier verlor der Oberförster die Geduld: „Ach was, ‚quaerere'?" schrie er; „wollen wir nun unsern Whist spielen, oder wollen wirs nicht?" Diese Erinnerung schlug durch; die Whistspieler und eine ebenso große Zahl standhafter Zuschauer etablierten sich um den Spieltisch am Ofen, die Lichtfreunde steckten die Köpfe zu leiserem Gespräch zusammen: „Wir wollen unser Pulver nicht zu früh verschießen und uns nicht in die Karten sehen lassen," sagte Herr Funke.

Als er am nächsten Tage bei dem Bürgermeister und den älteren Magistratsbeamten nachfragte, ergab sich wirklich, daß die Laterne auf dem Georgenkirchturm in den Stadtrechnungen erschien, soweit letztere überhaupt rückwärts aufzufinden waren, nämlich bis zum Jahre 1563, in welchem das städtische Rathaus niederbrannte und eine große Menge Papier der Nachwelt verloren ging. Man hatte — in dem guten Glauben, daß sie doch zu etwas da sei, oder daß ihre Unterhaltung etwa auf einer Stiftung beruhe — sie immer wieder aufs neue anzünden lassen, mußte nun aber zugeben, daß weder ein Nutzen ersichtlich, noch ein Fonds zur Bestreitung der Kosten nachweislich vorhanden sei. „Ich denke mir, daß es einen solchen gegeben hat," meinte der Bürgermeister; „damals, als die Ratsakten verbrannten, wußte jeder, wie die Sache zusammenhing, und niemand hielt es der Mühe wert, eine Aufzeichnung darüber zu machen. Jedenfalls haben wir jetzt freie Hand, die Sache nach unserem Gutfinden bestehen oder eingehen zu lassen; also gehen Sie ihr nur tapfer zu Leibe!" Der kluge Beamte zweifelte nicht daran, daß sich der Ruhm hier bewiesener Sparsamkeit an anderer Stelle gut bezahlt machen würde.

„Und die Verjährung?" — fragte Herr Funke zögernd.

Der Bürgermeister lachte: „Eine Marotte des Oberförsters! Er ist ja erst seit 20 Jahren hier auf dem Winkel, also zu dem Anspruch noch nicht legitimiert."

Herr Funke war entschlossen: „So wollen wir dafür sorgen, daß es bei ihm zur Verjährung nicht mehr kommt — ich werde einen Antrag stellen! Könnte man am Ende doch noch etwas über die Geschichte der Laterne erfahren?"

Der Bürgermeister überlegte: „Vielleicht bei dem Rektor Silvanus," sagte er: „der ist so eine Art Altertümler. Auch wird das Anzünden der Laterne jetzt von dem alten Schuldiener besorgt."

Der Rektor Silvanus! Herr Funke hatte sich schon mit der Frage beschäftigt, ob er nicht dort einen Besuch machen solle; zwischen den ernsten Verhandlungen über das Wohl der Stadt war ihm wieder und wieder das anmutige Bild des jungen Mädchens erschienen — er hätte gern gewußt, ob sie wohl auch bei Tageslicht und in gewöhnlicher Umgebung einen so günstigen Eindruck machte. Hier war eine sehr scheinbare Veranlassung, mit welcher er nicht nur andere, sondern zur Not auch sich selbst täuschen konnte.

Als er kurz vor Mittag auf das alte Klostergebäude zuschritt, hatte er erst noch den gegenlaufenden Strom der eben entlassenen Schulkinder zu überwinden, die den fremden Herrn mit dem modischen Überrock und dem glänzenden Hut in unverhohlenem Staunen anstarrten. In dem weitläufigen Hausflur wehte ihn jener ängstlich müffige Geruch an, der auch auf grauhaarige, in Amt und Würden stehende Männer noch eine beklemmende Wirkung zu üben pflegt. „Hast du auch dein lateinisches Exerzitium gemacht?" fragte er sich unwillkürlich, und dann lächelte er selbstzufrieden: über solche Dinge war er ja längst hinaus — gehörte er nicht vielmehr jetzt zu den Patronen der Schule?

An den offenen leeren Klassenzimmern vorüber gelangte er zur Treppe und über diese in den Oberstock, wo der Rektor seine Wohnung hatte. Auf den breiten Korridor führten verschiedene Thüren; Herr Funke überlegte einen Augenblick, wohin sich wenden? Von dorther erschallte ein Gewirr lärmender Kinderstimmen — von acht Geschwistern hatte ja wohl Herr Kohl gesprochen, dort war also nicht gut sein —

von jener letzten Thüre drang, vermischt mit kräftigem Zwiebelduft, das zischende Geräusch von etwas, das in der Pfanne briet, also die Küche — richtig! und da kam ja auch schon mit dem leeren Wassereimer das dienende Wesen, dem man das „Mädchen für alles“ ansah. Da sie noch auf einen, aus der Küche nachgerufenen Befehl horchte, vernahm sie des Apothekers Frage nach der Herrschaft kaum zur Hälfte: „Gehn Sie man da rein!“ sagte sie mit entsprechender Handbewegung und polterte die Treppe herunter.

Herr Funke folgte dem Wink und öffnete nach vergeblichem Klopfen die Thür: ja, dies war das Zimmer des Herrn Rektors — reichlicher Tabaksgeruch in der Luft, rings an den Wänden Büchergerüste und dort an dem Schreibtisch zwischen den Fenstern auf hohem Reitbock zweifellos der Herr Rektor selbst, eine kleine Figur mit einer bedenklich hohen Schulter, über welche eine Fülle ungeordneter grauer Haarsträhnen herabfiel. Da er den Kopf nicht von seinem Buche hob, der Eintretende, um nicht zu stören, wartend stehen blieb, entstand eine kleine Pause. Zuletzt sagte der Rektor, ohne den Kopf zu heben: „Na — heraus damit! was willst du?“ — er meinte, ein Schüler stände hinter ihm. Die etwas undeutlichen Worte, mit denen Herr Funke seinen Besuch zu erklären begann, ließen ihn den Irrtum merken, doch geriet er zunächst in einen andern; er glaubte nun, der Fremde wolle einen neuen Schüler anmelden: „Also wie alt ist der Junge?“ fragte er, indem er sich hastig umwandte. Der Apotheker mußte seine Rede von neuem beginnen und durfte eine ganze Weile darin fortfahren, ohne daß ihm ein liebenswürdiges Verstehen von seiten des Rektors das Geschäft erleichtert hätte; der alte Schulmann hatte zu selten Gelegenheit, sich in gesellschaftlichen Formen zu üben.

Endlich wurde es ihm klar, daß es sich hier um eine Visite handele; er kletterte von seinem hohen Bock, brachte eine ziemlich sonderbare Begrüßung zu stande, fand für Herrn Funke sogar einen Sitz, indem er einen Haufen Bücher von dem ledernen Sopha herunterstieß, bestieg dann wieder seinen Thron und wartete nun, die Ellenbogen auf die hochheraufgezogenen Knie stützend, was ihm der Fremde zu sagen haben möchte, etwa wie ein Indianerhäuptling, der den Abgesandten eines anderen Stammes empfängt.

Herr Funke fand es trotz seiner großstädtischen Gewandtheit nicht leicht, eine Art Gespräch in Gang zu bringen, da er doch die Vorstellung einer beabsichtigten Visite aufrecht erhalten und nicht gleich mit dem geschäftlichen Teil seines Besuches hervorkommen wollte. Als er dann aber in einem Zustande von gelinder Verzweiflung durchs Fenster gen Himmel blickte, ergab sich für ihn bequemste Gelegenheit, einen anmutigen Übergang zu machen: vor seinen Augen erhob sich ja der nördliche Portalturm der Georgskirche, und die Laterne, von hier aus erkennbar, blinzelte ihn mit ihrem grünlichen Lichte so sonderbar an, wie das Auge eines spottenden Beobachters.

„Irre ich mich, Herr Rektor?“ sagte er, den Erstaunten spielend, „oder brennt dort oben am Turme wirklich eine Laterne?“

Der Alte warf einen hastigen Blick durchs Fenster in die Höhe. „Ja, ja,“ sagte er, mit dem Kopfe nickend, „sie brennt — der alte Kalefaktor ist jetzt auf dem Posten!“

„Aber am hellen Tage?“

„Ja, sehn Sie, er müßte täglich die wackelige Turmtreppe hinansteigen, das Licht zu löschen und abends wieder, um es anzuzünden — da hat er sich so eine Art ewiger Lampe eingerichtet, die er nur einmal in der Woche beschickt und die nun freilich Tag und Nacht brennt — ich denke, er benutzt dazu ein Material, bei dem von Verschwendung nicht die Rede sein kann.“

„Würde es denn von jemand bemerkt werden, wenn er das Licht garnicht anzündete?“

Der alte Herr lachte: „So hat der Kalefaktor wohl auch gedacht, als er seinen Kontrakt mit der Stadt abschloß; aber die Rechnung war ohne unsere Spitalfrauen gemacht. Die führen eine strenge Kontrolle und waren mit der Anzeige bei der Hand, sobald einmal die Laterne nicht gehörig brannte. Jetzt hat der alte Mensch es wohl aufgegeben, wider den Stachel zu löcken.“

„Und welches Interesse haben die Spitalfrauen an der ganzen Veranstaltung?“

„Ein eigenes Interesse haben sie hier schwerlich; aber sie vertreten in diesem Falle die öffentliche Gerechtigkeit. Sie wissen,

daß der Kalefaktor unter einem gewissen Titel eine Einnahme hat und sorgen nun nach besten Kräften, daß er dafür auch leistet, was er schuldig ist. Dem Säumigen sitzen sie unerbittlich auf dem Nacken — sie sind die modernen Erinnyen — der Trieb, der sie leitet, ist ein sehr wesentlicher Faktor in unserm öffentlichen Leben."

Herr Benno Funke hatte ein Gefühl, als müsse er hier gegen eine gewisse frivole Behandlung ehrwürdiger Dinge protestieren, aber er konnte dasselbe nicht gleich in klare Worte fassen; so forschte er weiter:

„Weiß man denn, woher die Einrichtung dieser Laterne stammt, welchem Zweck sie dient?"

Der Rektor schüttelte den zottigen Kopf: „Die sechs Spitalfrauen werden Ihnen sechs verschiedene Erklärungen darüber geben; eine glaubhafte Überlieferung existiert nicht. Übrigens" — hier wurde das Gespräch durch das rasche Eintreten von Fräulein Silvanus unterbrochen, die heute ihre Schulterschleife nicht trug, aber auch in der gestreiften Latzschürze und mit anderen kleinen Attributen wirtschaftlicher Thätigkeit voll natürlicher Anmut erschien. Beim Anblick des fremden Herren fuhr sie zurück und wollte mit einer nicht ganz tanzmeisterlichen Verbeugung wieder verschwinden, aber ihr Vater, dem ihre Hilfe gerade bequem war, hielt sie auf. Ohne sich aus seiner Indianerstellung zu rühren, sagte er:

„Valens, der Herr hier wundert sich über unsere Turmlaterne; du interessierst dich ja auch für das Ding" —

Jetzt hatte sich Herr Funke erhoben und war dem jungen Mädchen manierlich entgegengetreten, um sich vorzustellen und seinen Besuch zu erklären, wozu der Alte so gar keine Anstalten machte.

Lenz Silvanus war gerade schon alt und noch jung genug, um die Förmlichkeiten einer Visite mit großem Ernst anzusehen. Daß des Herrn Apothekers seine Anstalten nur in diesem räucherigen Studierzimmer gewürdigt werden, die sorgsam geschonten Prachtstücke der guten Stube garnicht zur Geltung kommen sollten, dazu ihr eigenes fast zu häusliches, des Vaters vorweltliches Kostüm — das alles brachte sie nicht wenig in Verwirrung, und da ihren entschuldigenden Redensarten Herr Funke mit gesellschaftlicher Sicherheit, aber etwas wortreich entgegentrat, so hätte es eine lange Komplimentierszene gegeben, wenn der Rektor nicht von seinem Herrschersitz um Ruhe gebeten hätte, wobei er seiner Gewohnheit gemäß mit einem Lineal auf sein Pult klopfte.

„Ich muß um Ruhe bitten!" sagte er streng; „Valens, du brauchst dir nicht einzubilden, daß ein Mann der Wissenschaft, wie der Herr Apotheker, zugleich ein Mann in städtischen Ämtern und Würden, die gelben Damastbezüge unserer Prachtstube besonders ehrfürchtig betrachten wird, und sicherlich mutet ihn der Staub dieser Bücher mehr an, als der Duft eurer Potpourris. Er ist hierher gekommen, um etwas Glaubhaftes über die Laterne am Georgenkirchturm zu hören — hast du etwas zur Sache beizubringen, so thu's mit möglichst wenigen Worten — setze dich dazu auf den Stuhl dort und laß die Hände von meinen Papieren — ich kann mich sonst in den nächsten drei Tagen unter meinem eigenen Handwerkszeug nicht wieder zurecht finden."

Das junge Mädchen setzte sich gehorsam auf den angewiesenen Platz; nur das lustige Blitzen ihrer dunkeln Augen zeigte an, daß sie durch die strenge Rede des Vaters nicht sonderlich eingeschüchtert wurde. Herr Funke hielt es für nötig, nochmals zu erklären, daß seine Frage nach der Laterne nur eine gelegentliche und keineswegs der Zweck seines Besuchs wäre; aber der Rektor unterbrach ihn: wenn man mit Frauenzimmern verhandele, habe man alle Ursache, sie fest bei der Stange zu halten — „nehmen auch Sie wieder Platz, Herr Apotheker; wir wollen hören, was Valens vorzubringen hat." Ein energisches Schwenken des Lineals gab seiner Aufforderung Nachdruck; so nahm auch Herr Funke seinen Platz wieder ein und wandte Augen und Ohren aufmerksam Fräulein Silvanus zu.

„Also es ist im Anfange der Reformation gewesen," begann diese; „da sind" — hier klopfte der Rektor wieder mit dem Lineal aufs Pult:

„Ich ersuche dich, ordentlich zu erzählen, Valens; man fängt einen Satz mit Also nur an, wenn man sich auf etwas schon Gesagtes beziehen will. An die Spitze eines Berichtes gehört das Wort durchaus nicht!"

Lenz nahm die kleine Rüge mit gutge-

spielter Unterwürfigkeit entgegen, wie ein Schulkind, sah dann einen Augenblick nach der Decke, wie um sich zu sammeln, und begann von neuem:

„Die reine Lehre Luthers fand gleich in den ersten Jahren nach ihrer Verkündigung in Norddeutschland allgemeine Aufnahme. Auch in unserer Stadt Altemünde wandte sich die gesamte Bürgerschaft ihr zu; Pfarrer und Kaplan, die bisher in der Nicolaikirche den alten römischen Sauerteig gepredigt hatten, predigten dort fortan deutsch von der Freiheit des Christenmenschen und ließen deutsche Lieder singen statt der lateinischen Messe, das Kloster zu St. Georg aber wurde von dem größten Teil seiner Nonnen verlassen — die jüngeren und jüngsten wurden fast alle wieder weltlich. Nicht wenige davon haben sich gleich verheiratet; denen, die im Kloster zurückblieben, hat der Rat der Stadt nichts in den Weg gelegt, aber wenn sie in ihren geistlichen Habiten sich auf der Straße zeigten, wurden sie von den Kindern mit Spottreden und allerlei Wurfgeschoß verfolgt, und der alte Priester, der ihnen sonst gepredigt und die Beichte abgenommen hatte, mußte zur Stadt hinaus und sollte sich nicht wieder darin sehen lassen. Sehr weit ist er aber nicht gegangen: weil er ein guter, freundlicher Mann war, haben die Förstersleute auf dem Winkel, die selbst lutherisch geworden, ihn bei sich wohnen lassen; sein Priesterkleid mußte er freilich ablegen — er hat die Kinder lesen gelehrt und im Garten gearbeitet. Einmal aber in jeder Woche ist er zur Nacht nach dem Kloster gekommen, eine Messe zu lesen, auch sonst, wenn von den zurückgebliebenen Nonnen eine seinen Rat oder Zuspruch brauchte. Sie hatten untereinander abgemacht, daß dann auf dem Turm der Klosterkirche eine Laterne entzündet würde, die diente als Botschaft und Wegweiser zugleich, und zu dem Mauerpförtchen hier hinter der Schule, das von der Stadt sonst fest verschlossen gehalten wurde, hatte das Kloster schon früher einen eigenen Schlüssel gehabt, den hatte der alte Pater Lorenz an sich genommen.

„So hätten es die übrig gebliebenen Schwestern von St. Georg eine Weile ganz wohl aushalten können, aber auch bei ihnen war, wie es meistens in Klöstern gewesen sein soll, Unfrieden und Streit aller Art das tägliche Brot. Mißtrauisch bewachten sie sich gegenseitig und paßten einander auf, ob nicht etwa noch eine von ihnen ihres Gelübdes vergessen und feldflüchtig werden möchte. Um jedem solchen Verdacht zu begegnen, wetteiferten sie, wer die Gebote der Regel am strengsten und genauesten erfüllen könnte, und Buch und Rechnung führten sie über jedes kleine Versehen — sie hätten einen Musterkonvent abgegeben, so waren sie voreinander auf der Hut. Nur die Übung einer Pflicht wollte garnicht recht mehr bei ihnen gedeihen: der Gehorsam gegen die Oberin wurde zu oft vergessen. Seit kein Zusammenhang mehr mit der langen Reihe der Vorgesetzten bestand, die sonst bis nach Rom hin reichte, und die Furcht vor Visitationen oder dem Machtspruch des Bischofs aufgehört hatte, war der Respekt vor der allernächsten Obrigkeit geschwunden. Dazu kam, daß die Oberin, ein Fräulein aus dem hohen Adel des Landes, einen herrischen Sinn und von früher her bei den Schwestern manches auf dem Kerbholz hatte. Jetzt mußte sie sich oft spitzen Reden gegenüber taub stellen und, wenn ein dreimal wiederholter Befehl unbefolgt blieb, so thun, als habe sie selbst ihn vergessen.

„Nur eine unter den Nonnen, Schwester Beate, war in Verträglichkeit gegen die Schwesterschaft und Demut gegen die Domina unverändert wie zuvor; aber das trug ihr nichts Gutes ein, sie wurde das Aschenbrödel des Hauses — die anderen Schwestern erklärten sie für eine schleichende Heuchlerin, die Oberin selbst haßte sie mehr, als die anderen, vielleicht weil sie sich im stillen vor ihr schämte — alle behandelten sie demgemäß.

„Nun war Schwester Beate von der Geburt an schwächlichen Leibes gewesen und da ihr die Pflege, deren sie ganz besonders bedurft hätte, garnicht mehr oder nur mit der Zuthat von bösen Worten zu Teil wurde, verfiel sie in schwere Krankheit und meinte bald zu erkennen, daß ihr Ende nahe bevorstände. Der alte Priester auf dem Winkel, nach dessen Zuspruch sie sich sehnte, war gerade vor zwei Nächten im Kloster gewesen, um die Messe zu lesen, und konnte erst nach Verlauf von fünf Tagen wieder erwartet werden; so schickte sie, da sich von den Schwestern keine bei ihr sehn ließ, eine alte

schwachsinnige Magd, die für's Essen und Trinken im Kloster allerlei Dienste that, an die Oberin mit einem Zettel, der die ernstliche Bitte enthielt, die Laterne auf dem Turm möchte angezündet und damit Pater Lorenz herbeigerufen werden.

„Der Magd durfte die Domina den Auftrag nicht erteilen; durch die wäre sonst der Verkehr zwischen den Nonnen und dem Alten auf dem Winkel stadtkundig geworden. Einer der Schwestern den Befehl zu geben, zögerte sie, weil sie jetzt überhaupt so wenig wie möglich befahl, um sich nicht an der widerwilligen Dienstleistung oder gar offenem Ungehorsam ärgern zu müssen — auch handelte sichs ja um Schwester Beate, die ihr in der Seele zuwider war. So wartete sie bis zur sechsten Abendstunde, um welche Zeit sich die Klosterleute im Refektorium zusammen fanden. Es war im November und die Nacht schon hereingebrochen, dazu blies ein harter Wind, der die Fenster klappern machte und zerrissenes Gewölk am Himmel hinjagte. So war's kein Wunder, daß sich von den Schwestern keine willig zeigte, den Gang auf den Turm anzutreten, als die Domina nach beendeter Mahlzeit einen allgemein gehaltenen Befehl aussprach, ohne eine bestimmte Person zu beauftragen. Da sich also niemand rührte, wiederholte sie ihr Gebot mit Ernst und Nachdruck, ging aber dann eiligst aus dem Gemach, ehe noch etwa ein Widerspruch laut werden konnte. Die zurückgebliebenen Schwestern zankten eine Weile heftig darüber, an welche unter ihnen der Befehl ergangen wäre, für sich blieb jede überzeugt, nicht gemeint zu sein; so verzogen sie sich am Ende unter bissigem Knurren in ihre Zellen — Schwester Beate mochte auf ihren Tröster warten, solange sie wollte.

Unter quälenden Zweifeln, ob ihr Befehl ausgeführt werden würde, ging die Oberin noch lange in ihrem Gemach auf und nieder. Aus ihren Fenstern konnte man, wie aus diesen hier, den Turm und, wenn sie angezündet war, die Laterne sehn; die Oberin scheute sich davor, den Blick dorthin zu richten, zuletzt that sie's doch, wieder und wieder — die Umrisse des Turms waren gegen den nächtlichen Himmel zu unterscheiden — die Laterne leuchtete nicht. Als es schon spät in der Nacht war, kam ihr der Gedanke, ob es nun nicht ihre Pflicht wäre, selbst das Licht zu entzünden, da es sich um die letzte Bitte und das Seelenheil einer Sterbenden handelte? Gerade da erhob sich der Sturm mit doppelter Gewalt und, von Furcht und Grauen erfüllt, flüchtete die Domina unter die Decken ihres Lagers, wo sie freilich Ruhe auch nicht fand.

„Aus ängstlichen Träumen fuhr sie gegen Mitternacht in die Höhe vor dem Schall der kleinen Glocke, durch welche zu Zeiten die Schwesterschaft auf dem großen Korridor versammelt wurde. Willenlos folgte sie dem Ruf, warf ihr Gewand über und eilte auf den Gang, während zugleich die anderen Nonnen aus ihren Zellenthüren traten. Am Ende des Ganges vor dem kleinen Hausaltar, dessen Wachslichter brannten, stand Pater Lorenz und forderte die Nonnen auf, sich mit ihm zu den üblichen Gebeten für die erlöste Seele der Schwester Beate zu vereinigen. Kaum waren die Erschütterten im stande, die vorgeschriebenen Responsorien zu murmeln. Als die kurze Andacht vorüber war, berichtete der alte Priester, um seine Anwesenheit zu erklären: er habe noch spät abends, wie er's gewohnt war, Ausschau nach dem Turm der Klosterkirche gehalten, ob man seiner etwa dort bedürfe; da habe er das Licht der Laterne und zwar heller als sonst, gesehn. Trotz des Sturmes habe er sich aufgemacht und sei auf das Licht zugewandert, das freilich oft genug von jagenden Nebeln verhüllt gewesen. Schon der Stadt nahe, habe er erkannt, daß er getäuscht worden: was er für die Laterne gehalten, sei ein Stern gewesen, der auf seiner Bahn eine Weile genau in der Richtung des Turmes gestanden. Er habe schon umkehren wollen, der Gedanke, dies könne mehr als Zufall sein, habe ihn weiter gehn lassen. Die schlaftrunkene Pförtnerin, die er herausgeklopft, habe ihn, wie selbstverständlich, zur Zelle der Schwester Beate geführt, die er fast im Verscheiden, aber noch bei voller Besinnung getroffen, so daß sie mit dem Sterbesakrament habe versehn werden können. Nach diesem Bericht faßte der Alte eilig seinen Stab und trat durch Sturm und Nacht seinen Heimweg an, die Nonnen in großer Bestürzung zurücklassend.

„Es heißt, das Zanken und Streiten unter diesen wäre nun zu Ende gewesen — dafür gab es aber noch einen besondern

Grund: kurz nach dieser Begebenheit zog der Landesherr die Güter des Klosters ein und überließ die Gebäude der Stadt, damit eine Schule daraus gemacht würde. Die Schwestern zerstreuten sich in alle Welt.

„Die Oberin wurde von ihren vornehmen Verwandten aufgenommen und wie eine halbe Heilige verehrt, weil sie sich in Bet- und Bußübungen nicht mehr genug thun konnte. Von ihrer begüterten Vetterschaft empfing sie auch die Mittel, um eine Stiftung zu machen, wonach die Stadt Altemünde verpflichtet wurde, allnächtlich auf dem St. Georgen-Kirchturm eine Laterne brennen zu lassen — und das ist meine Geschichte."

Fräulein Silvanus hatte mit diesen Worten ihren Vortrag geschlossen; während desselben hatte der alte Rektor zu verschiedenen Malen mit dem Bleistift Zeichen auf seinen Pultdeckel gemacht, als notiere er ganze oder halbe Fehler einer Schularbeit; jetzt streckte er sein Lineal gebieterisch aus und erteilte seine Censur: „Einzelnes zur Verbesserung vorbehalten — im ganzen ziemlich befriedigend. Und woher hast du deine Weisheit, Valens?"

„Noch von der alten Reutersche, Papa, der Spittelfrau, die im letzten Herbst starb; die andern alten Weiberchen haben noch andere Nachrichten von der Laterne, aber da sie alle miteinander ihre Sache nicht beweisen können, hat man wohl das Recht, sich das auszusuchen, was einem am besten gefällt."

Der alte Herr schüttelte den Kopf: „So ohne weiteres? Ein sehr bedenklicher Grundsatz, Valens!"

„Ich zweifle nicht daran, daß des Fräuleins Geschichte die beste ist," sagte Herr Funke galant; „aber die verschiedenen Berichte, die alle keinen Grund haben, konnten doch nur entstehn, weil die Laterne heute überhaupt keinem bestimmten Zwecke mehr dient. Wenn man sie einfach wegnähme —"

Lenz fuhr in die Höhe: „Dann haben wir auf dem Georgenkirchplatz eine Revolution!" rief sie heftig.

„Sechs Spitalweiber unter Führung von Mamsell Silvanus — da mag die Polizei sich vorsehn!" sagte der Rektor.

Herr Funke lachte: „Aber, bestes Fräulein, welchen Zweck hat denn heute die Laterne?"

„Zweck —? welchen Zweck hätte es, sie auszulöschen?"

„Nun, man ersparte wenigstens 18 Thaler jährlich, die man den Armen geben könnte."

„Waren Sie am vorletzten Sonntag in der Kirche, Herr Funke?"

Der Apotheker that so, als müsse er sich besinnen, ehe er sagte: „Am vorletzten Sonntag, mein Fräulein? — nein, mein Fräulein!"

„Das ist recht schade; Sie hätten dort gehört, was ich Ihnen doch nicht recht auseinandersetzen kann: eine Betrachtung über das Gefäß mit edler Narde, die hätte können verkauft und das Geld den Armen gegeben werden —"

„Einen herüber!" rief der Rektor, sichtbar erfreut durch die Schlagfertigkeit seiner Tochter.

Auch Herr Benno Funke fühlte sich durch das kleine Wortgefecht mit dem hübschen jungen Mädchen angenehm erregt; er überlegte einen Augenblick, um einen recht feinen Gegenhieb zu führen, aber er kam nicht mehr dazu. Draußen von der Küche her ließ sich die kräftige Stimme der Frau Silvanus vernehmen: „Tine! wo steckst du? Die Karbonaden sind fertig und noch ist kein Tisch gedeckt!" zugleich schlug es ein Uhr vom Georgenkirchturm. Das trauliche Kollegium fuhr auseinander.

„Um des Himmels Willen! Das kommt davon, wenn man am hellen Tage Märchen erzählt!" Mit einer hastigen Verbeugung gegen den Gast fuhr Lenz hinaus; der Rektor kletterte von seinem Sitz und verabschiedete sich etwas altfränkisch von Herrn Funke, der wegen seines langen Verweilens um Entschuldigung bat. Als der dann über den Korridor und die Treppe hinunterschritt, unterschied er noch durch eine halboffene Thür aus einem wirren Durcheinander von Stimmen die Worte: — „Lenz, er haut schon wieder" — und: „wehre dich, dummer Junge, dann wird er's bleiben lassen —" hier war die Stimme von Fräulein Silvanus nicht zu verkennen.

Der Apotheker konnte nicht unterlassen, einen Kußfinger in der Richtung zu werfen; dann blieb er doch einen Augenblick kopfschüttelnd stehn: war er wirklich so leicht erregbar und sollte er, der in der Residenz im Lichte des Ballsaals manchem hübschen Kinde gefahrlos gegenüber gestanden, hier in Altemünde so schnell Feuer fangen bei dem jungen Mädchen mit der Küchenschürze — er, ein „Mann von vielen Gra-



Arabische Eseltreiber im Kaffeehaus Schach spielend. Nach dem Gemälde von F. Max Bredt.

den?" hm! — Die klassische Reminiszenz half ihm weiter: es scheint wirklich so, als wenn für Männer von reichem Geistesleben und weitgreifender Thätigkeit die herzliche Liebenswürdigkeit eines einfachen häuslichen Frauenzimmers die richtige Ergänzung wäre — Faust und Gretchen, Egmont und Clärchen — Herrn Funkes zögernder Schritt wurde fester, als jetzt ein Paar Einwohner der kleinen Straße neugierig hinter ihm hersahen: — „Die Blinden von Genua kennen meinen Tritt — ja so! das ist Fiesco und soweit sind wir noch nicht" — immerhin begann er sich als treibende Kraft in Altemünde zu fühlen und dachte gerne daran, daß Lenz von seinen Thaten hören würde.

Und daran fehlte es nicht; der Feldzug gegen die Laterne wurde regelrecht eröffnet und dann, könnte man sagen, als „Beispiel zur Übung" in aller Förmlichkeit durchgemacht. Denn bald genug stellte sichs heraus, daß hier garnicht viel zu überwinden war: wer noch als Anwalt der Laterne auftrat, that das eigentlich nur, um den Mehrlichtmännern, die sich so sehr wichtig machten, eins zu versetzen, und somit ohne rechten Ernst. Hatte doch fast niemand von dem Dasein der Laterne etwas gewußt, und was über den Zweck und Grund dieses Daseins beigebracht wurde, klang zu unsicher und widersprechend, um Anhänger dafür zu werben. Auf der andern Seite führte man 18 bare Thaler ins Feld und das große Wort, der Steuerpfennig des armen Mannes dürfe nur für dringende reale Bedürfnisse, nicht für Phantasmen, verwendet werden. Es setzte einen Heldenmut voraus, wenn jemand ernsthaft dagegen auftreten sollte und, wie gesagt, es fehlte an jedem, durch ein eigenes Interesse berufenen Vertreter dieser Richtung — das Poltern des Oberförsters auf dem Winkel galt für eine Marotte, war auch im Grunde nichts andres; und überdies war der Mann kein richtiger Altemünder, hatte also hier nicht mitzureden.

Aber in aller Form wurde verfahren: ein motivierter Antrag auf Abschaffung der Laterne bei dem Stadtverordnetenkollegium eingebracht, eine Kommission zur Vorberatung der Sache niedergesetzt, und es war nun deren Berichterstattung abzuwarten. Auch die Presse nahm sich der Sache an: das Altemünder Lokalblatt hatte sich der Mehrlichtbewegung angeschlossen und brachte mit Genugthuung ein paar kleinere und größere Sätze über den „Funkeschen Antrag" — so hieß die Laternenfrage schlechtweg — und das war der Punkt, an dem Herr Funke merken sollte, daß auch die Bürgerkrone Dornen hat.

Gleich seinem heimlichen Vorbilde, Egmont, hatte auch er unter den Mühen und Aufregungen der öffentlichen Thätigkeit sich daran erinnert, daß, um von seiner Stirn die Runzeln wegzubaden, es wohl noch ein freundlich Mittel gäbe. Seinen ersten Besuch im Rektorhause hatte er mehrfach in unauffälliger Weise wiederholt, sich mit dem Vater als Mann von Wissenschaft unterhalten, die Mutter über seine völlige Anspruchslosigkeit bezüglich der Bewirtung beruhigt und sich mit Lenz auf einen muntern Disputierfuß gestellt, wobei unter anderm Spielzeug auch gerne die Laternenfrage wie ein Ball zwischen ihnen hin- und hergeworfen wurde. Daß Herr Funke ihr hierbei Widerpart hielt, konnte sich Fräulein Silvanus wohl gefallen lassen; aus dem Altemünder Wochenblatt erfuhr sie erst, daß er der eigentliche Erfinder dieser Frage, die Seele des Kreuzzuges gegen die Laterne sei — und das war doch etwas ganz anderes.

Zum Unglück hatte kurz vorher auch die Frau Rektorin die bis dahin ungetrübte Unbefangenheit ihrer Tochter etwas erschüttert. Für eine Mutter mehrerer unversorgter Töchter mag es schwer sein, völlig frei von Furcht und Hoffnung zu bleiben, wenn ein Mann, der sich im unbestrittenen Besitz einer freien Hand und anderer günstigen Qualitäten befindet, in den Horizont ihres Hauses tritt. Auch muß man sich bekanntlich in solchen Stimmungen etwas aussprechen, und da der Herr Rektor für zarte Anspielungen in dieser Richtung gar kein Verständnis hatte, Lenzens jüngere Schwestern aber Kinder und darum für solches Gespräch nicht geeignet waren, so mußte diese selbst zu einigen wohlgemeinten Andeutungen der Mama stille halten. Über die großen Zukunftsgedanken derselben lachte sie natürlich und dies Lachen war völlig echt und harmlos: als rechter Flügel eines Zuges von Geschwistern, dessen linker noch im geschlechtlosen Kittel erschien, kam sich Lenz Silvanus eigentlich selbst noch wie ein Kind vor, aber die Selbstschau, zu der sie veranlaßt wurde, machte es ihr

doch klar, daß die gelegentlichen freundschaftlichen Besuche des Herrn Apothekers eine Bereicherung ihres recht einfachen Lebens waren. Das Haupt der Mehrlichtmänner, Herr Funke, der Vater des Funkeschen Antrags, wie er sich in den Artikeln des Altemünder Wochenblatts darstellte, war nun wieder ein ganz anderer, als ihr guter Freund. Es ward ihr nicht recht klar, weshalb es ihr zuwider war, daß der Mann ihr gegenüber ein Spielzeug aus dem machte, was er draußen vor den Leuten mit einem fast leidenschaftlichen Ernst betrieb. Der Jugend ist es eigen, hierin empfindlich zu sein, und Lenz war jung, auch darin war sie's, daß sie es nicht verstand, sich zu verstellen.

So mußte Herr Funke, als er das nächste Mal wieder zur Dämpfung seiner politischen Sorgen im Schulhause ein freundliches Mittel suchte, alsbald im Gesicht von Fräulein Silvanus den Ausdruck ehrlicher Betrübnis bemerken. Er fragte nach der Ursache und erfuhr nun doch nicht die richtige; die ernste Gefahr, in der die alte liebe Laterne stand, mußte nun als Vorwand gelten — und Vorwand war sie doch auch nicht ganz allein. Als der Apotheker, diesmal nicht scherzend, sondern mit merklicher Teilnahme sich nach der näheren Beziehung zwischen der Laterne und Lenz erkundigte, erzählte diese: als sie konfirmiert worden, aus der Schule getreten und mit dem ersten langen Kleide in die Zahl der Erwachsenen aufgenommen war, hätten ihr die Eltern ein eigenes Zimmer eingeräumt, nachdem sie bisher mit ihren jüngeren Schwestern zusammen hätte hausen müssen. Sie wäre glückselig gewesen, als sie von ihrem neuen Reich Besitz ergriffen hätte, auch wäre es ein ganz allerliebstes Zimmer mit einem Erker gegen die Kirche gerichtet; man meine, es sei vor Zeiten das Zimmer der Äbtissin gewesen. Und nun der Hausrat, der ganz und allein zu ihrer Verfügung gestanden, die Kommode und der Schrank, der Tisch mit dem Schreibepult, die Bücher, ein paar Bilder sogar — ein paar Tage lang wäre ihr die Mutter wirklich schlecht an die Hand gegangen, weil sie sich so schwer von diesem Besitz habe trennen mögen. Nur als sie den Ihrigen zum erstenmal eine gute Nacht gesagt hätte, um in ihrem, etwas abgesondert liegenden Zimmerchen sich zur Ruhe zu legen, wäre doch ein Gefühl von Verlassenheit über sie gekommen, sie habe sich ordentlich nach den oft gescholtenen Unarten ihrer bisherigen Schlafkameraden gesehnt. Als sie dann zu Bette gegangen, habe sie sich erst garnicht entschließen können, das Licht zu löschen. Zuletzt habe sie sich ein Herz gefaßt und nun wäre es eigen gewesen: eine gewisse freundliche Helle wäre auch nach gelöschtem Licht in ihrem Zimmer geblieben. Allmählich wäre sie dahinter gekommen, daß sie dieselbe der Laterne des Georgenkirchturms, die in ihr Fenster hineinleuchtete, zu verdanken habe. Da sei alle Bangigkeit von ihr gewichen und das habe nicht allein die Helle bewirkt; unter dem milden Schein der hereinschauenden Laterne habe sie sich wie unter einem höhern Schutz gefühlt und, in diesem Gefühl glücklich, die Augen geschlossen. Das wäre auch ferner so geblieben: wenn einmal eine schreckliche Traumvorstellung sie geängstigt, Krankheit ihr den Schlaf vertrieben, oder Sturm und Wetter zur Nacht ihr Stübchen wie ein Schiff habe schwanken machen, ein Blick auf das stätige Licht der freundlichen Laterne sei genug gewesen, um ihr über kindische Angst und Sorgen hinweg zu helfen. Diesen lieben alten Freund solle sie nun verlieren — „und Sie, Herr Funke, sind der Anstifter von alle dem Unheil! Wer hätte Ihnen das zugetraut!" So schloß Fräulein Silvanus ihren etwas wehmütigen Bericht noch mit einer fast zornigen Anklage, wobei sie das Altemünder Wochenblatt als unanfechtbares Beweisstück in die Höhe hob.

Dem Apotheker war nicht ganz wohl bei der Sache: am Stammtisch im roten Adler und auch unter seinen Kollegen auf dem Rathause war er sehr tapfer — da standen große Worte gegen große Worte — mit dem Kummer seiner Freundin wurde er so leicht nicht fertig; zu einem Brutus war er nicht geschaffen, er hatte sogar die Schwäche, innerlich einzugestehn, daß die Kränkung Lenzens und ihrer sechs Trabanten vom Spital durch die anderen Erfolge seiner großen Aktion nicht ausgeglichen würde. Aber wie sollte er sich zurückziehn, nachdem er unvorsichtigerweise so energisch Partei genommen hatte? Aus seinem Versuch, sich zu verteidigen, hörte das junge Mädchen mit echt weiblichem Takt nur heraus, daß

die Festigkeit seiner Entschlüsse erschüttert war, und nun unterließ sie nicht, im Angriff tapfer vorzugehen.

Herr Funke geriet so ins Gedränge, daß er, wohl nur um einen guten Abgang zu gewinnen, sagte, er wolle versuchen, die Sache rückgängig zu machen — „wenn Sie das noch können!" meinte Lenz etwas spitz. Der Apotheker sah die feingelegte Schlinge nicht, Fiescos Geist regte sich wieder in ihm und als er dem jungen Mädchen die Hand zum Abschied reichte, versprach er zugleich, ihr zu beweisen, daß er seine Schule in der Großstadt nicht umsonst gemacht hätte.

Aber der Stein war im Rollen und vor der Logik der Thatsachen hatten sich auch frühere Verteidiger der Laterne zurückgezogen. Als Herr Funke einzelne dieser Herren aufsuchte, um zu erhorchen, ob von daher noch auf Widerstand gegen seinen Antrag zu hoffen sei, kamen ihm die mit der jetzt wenig erfreulichen Nachricht entgegen, sie hätten nunmehr die Überzeugung gewonnen, die Einrichtung des Lichtes auf dem Georgenkirchturm habe sich überlebt, sie wären entschlossen, eine alte Liebhaberei, soweit sie noch existiere, der Bürgerpflicht zu opfern, und die einstimmige Annahme des „Funkeschen Antrages" stünde zu erwarten. Die Leute waren eben klug genug, ein patriotisches Opfer aus einer Sache zu machen, die niemals einen Wert für sie gehabt hatte, und der einzige feste Punkt, von dem aus der gute Apotheker der Welt noch eine rückläufige Bewegung geben wollte, verflüchtigte sich bei dem ersten schwachen Versuche.

Der arme Sieger wider Willen ging einher, wie ein geschlagener Mann; er entschuldigte sein verstörtes Wesen unter den Fraktionsgenossen mit der angestrengten Arbeit der letzten Wochen und gewann dadurch so viel, daß man ihn freundlich davon dispensierte, den Kommissionsbericht über seinen Antrag in der bevorstehenden öffentlichen Verhandlung vorzutragen; Herr Kohl war um so lieber bereit, redend für die Partei aufzutreten, als kein Widerspruch zu erwarten war.

So kam der entscheidende Tag herbei; unter ungewöhnlicher Beteiligung des Publikums sammelten sich die Väter der Stadt, es war niemand ausgeblieben. Herr Funke wurde von allen Seiten mit Händeschütteln und Ausdrücken des Bedauerns über seine Unpäßlichkeit begrüßt: er möge aber guten Muts sein, an dem glücklichen Ausgang seiner Sache wäre garnicht zu zweifeln, und wenn er auch heute das Wort nicht nehmen wollte, so wisse man doch, was man ihm als dem eigentlichen Führer schuldig sei — der arme Mann äußerte sich nur durch ein verzerrtes Lächeln; es war ihm völlig dunkel, wie er sein übereiltes Versprechen an Fräulein Silvanus einlösen sollte, und doch empfand er die Verpflichtung aufs lebhafteste. Bei dem Zuspruch seiner Anhänger war ihm zu Mute, wie dem armen Verurteilten, den dienstfertige Henkersknechte in zuvorkommendster Weise die verhängnisvolle Leiter hinan nötigen.

Die Einleitungsformalien wurden rasch erledigt, ohne sonderliche Teilnahme auch verschiedene kleine Sachen, mit denen es unter anderen Umständen so glatt nicht gegangen wäre, abgemacht, endlich als letzter Gegenstand kam der Funkesche Antrag an die Reihe. Unter allgemeinem Schweigen erhob sich Herr Kohl, um den Kommissionsbericht zu verlesen, den der Herr Apotheker selbst noch — es war das vor seiner letzten Unterredung mit Fräulein Silvanus geschehn — in sehr schwungvollen Worten abgefaßt hatte. Während dies Schriftstück mit gehörigem Pathos und unter sorgfältiger Betonung gewisser besonderer Feinheiten vorgetragen wurde, saß der arme Verfasser desselben wie in halbem Traume da. Es war ihm, als habe er das Zimmerchen seiner Freundin vor sich, das von dem sanften Licht der Kirchturmslaterne matt erhellt war; im innersten dämmrigsten Winkel desselben stand das bescheidene Bettgestell, zuweilen glaubte er, das Gesichtchen der friedlich Schlummernden auf dem weißen Kissen zu unterscheiden. Aber je mehr Herr Kohl seine Stimme erhob, desto mehr verdunkelte sich das Zimmer, bei Verlesung des Schlußantrages der Kommission, der auf sofortiges Löschen der Laterne lautete, verlor das freundliche Bild sich in völlige Finsternis. Herr Funke fühlte sich emporgerissen, als müsse er seine eigenen Argumente bekämpfen — zu seinem Glück trat ein Zwischenfall ein, der ihm zu solchem Unternehmen wenigstens eine scheinbare Veranlassung gab.

Der Vorsitzende teilte mit, daß ihm unmittelbar vor Beginn der Sitzung noch

ein Schriftstück in der Laternensache zugegangen sei, er habe bisher nicht einmal Zeit gehabt, es zu öffnen. Als er dazu schritt, konnte er nicht umhin, lächelnd zu bemerken, das Schreiben sei mit dem Boden eines Fingerhuts petschiert; allgemein aber wurde das Gelächter, als er weiter verkündete, die Eingabe wäre von den sechs Spitalfrauen von St. Georg unterzeichnet.

„Ist es der Wunsch der Herren —?“ begann der Vorsitzende zu fragen und „vorlesen, vorlesen!“ tönte es unter lautem Lachen aus der Versammlung zurück. Das Schriftstück aber lautete: „Also achtzehn Thaler bekommt der Kalefaktor dafür, daß er die Laterne immer brennen lassen soll und nun wollen die Herren sie auslöschen — ist das recht? Denn in den großen Straßen haben sie Laternen und wozu sind denn die achtzehn Thaler? Also bitten wir um unsere Gerechtigkeit und um unsere Laterne und sonst schreiben wir an unsern König,“ — folgten die Unterschriften.

Mehrmals von lautester Heiterkeit unterbrochen, hatte der Vorsitzende die Verlesung des wunderlichen Machwerks nur mit Mühe zu Ende gebracht; als es ihm dann mit Hilfe der Glocke gelungen war, den fröhlichen Aufruhr zur Ruhe zu bringen, bemerkte man, daß Herr Funke sich erhoben hatte und mit anmutiger Handbewegung andeutete, er wolle reden. Allgemeines Schweigen bewies, daß man etwas Bedeutendes erwarte. Mit leiser Stimme, die zu dem leidenden Ausdruck seines Gesichts paßte, begann er: „Meine Herren, der eben vorgetragene etwas formlose Protest der sechs Hospitaliten von St. Georg stimmt doch mit gewissen Klagen überein, die ich noch in jüngster Zeit in dieser unserer Laternensache habe hören müssen. Ich bin seitdem in ernster Selbstprüfung zu dem Resultat gekommen, daß der Antrag, dem Sie meinen Namen zu geben die Güte haben, wirklich zu weit geht und daß ich geirrt habe, als ich ihn stellte. Wer ehrlich strebt, darf einen Irrtum ehrlich eingestehn. In der scharfen Bergluft großstädtischen Lebens gedeihen Sentimentalitäten schlecht und man hat da nicht nötig, auf dieselben Rücksicht zu nehmen. In der Stille der Landstadt sind altes Herkommen und alte Gewohnheit Dinge, mit denen man rechnen, an die man unter Umständen noch einmal appellieren muß. Ich wünsche nicht, daß auf meine Veranlassung die Anhänger des guten Alten gekränkt werden, wenn sie auch in Altemünde vielleicht nur eine bescheidene Minderheit bilden. Der vorliegende Antrag ist nicht mehr mein Eigentum, sonst würde ich ihn zurückziehn; aber wohlüberlegt bitte ich Sie, ihn zu verwerfen.“

Als Herr Funke sich hierauf wie erschöpft auf seinen Sitz fallen ließ, war die Versammlung einigermaßen verblüfft und ein kurzes peinliches Schweigen trat ein. Nur Herr Kohl glaubte die wahre Absicht seines Parteigenossen zu erkennen. Lächelnd erhob er sich: „Unser Freund,“ sagte er, „hat eben wieder bewiesen, daß er ein Meister in Behandlung dieser Dinge ist; er weiß, daß ganz verkehrte Anschauungen, die mit Vernunftgründen gar nicht zu fassen sind, wirksam nur mit Ironie bekämpft werden. Sie haben gehört, in welcher wahrhaft vernichtenden Weise er mit den Gegnern unseres Antrages abgerechnet hat; zeigen Sie ihm, daß Sie ihn durchaus verstanden haben, sehen Sie ab von weiterer Debatte, und genehmigen Sie einstimmig, was die Kommission Ihnen vorgeschlagen hat.“

Das wirkte: „Schluß, Schluß!“ rief man von allen Seiten; ein Vorsichtiger, dem die Drohung der Spitalfrauen bange machte, beantragte noch, daß die Laterne erst gelöscht werden sollte, wenn der Kalefaktor seine letzten achtzehn Thaler abverdient haben würde, das heißt am 1. Juli, und ein Mißtrauischer, daß die Laterne gleich nach ihrer Löschung verkauft würde, damit sie nicht dem Rost und den Motten verfalle. Mit diesen Zusätzen wurde der Funkesche Antrag fast einstimmig angenommen; Herr Funke allein war bei der Abstimmung sitzen geblieben, er befand sich in großer Verworrenheit. Als seine Freunde vorschlugen, alsbald nach dem roten Adler zu gehen, bat er, ihn noch für eine Stunde zu entschuldigen; er müsse sich erst in freier Luft etwas erholen. So wanderte er langsamen Schrittes und gesenkten Hauptes dem Georgenkirchplatz zu.

Um diese Zeit, etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang, saß Lenz Silvanus in dem Gärtchen, das, zwischen Schulgebäude und Stadtmauer eingeklemmt, zu der Wohnung des Rektors gehörte. Es enthielt nur wenige Blumenbeete, einen alten Nußbaum

und ein mächtiges Fliedergebüsch, das eine natürliche Laube mit der Aussicht auf die St. Georgskirche bildete. Es war zu Anfang des Mai und das Wetter wirklich so, wie man es um diese Jahreszeit wohl glaubt beanspruchen zu dürfen, aber so selten zu genießen bekommt: Warme, schwere Luft und im Südwesten ein getürmtes Gewölk, das schon nach einem Gewitter aussah. Darum jubelten und schluchzten auch die Nachtigallen an dem alten Stadtgraben hinter der Mauer, daß es von der hohen Giebelwand der Kirche wiedertönte.

Auf einem kunstlosen Bänkchen saß Lenz unter einem weit überhängenden Fliederstamm, dessen Blütenknospen dicht vor dem Aufbrechen standen und sich schon durch einen süßen Duft bemerklich machten. Sie hatte die Hände in den Schoß gelegt, zu ihren Füßen lag eine Handarbeit, die unbeachtet auf den Boden gefallen war. Lenz war müde, sie hatte den Tag über fleißig schaffen müssen und die Frühlingsluft ließ sie das doppelt empfinden. Aber sie war zugleich wehmütig gestimmt und auch dafür gab es mehr als einen Grund. Die dummen Gedanken — so hatte sie sie anfänglich genannt — welche die bedeutsamen Winke der Mama bei ihr angeregt hatten, ließen sich doch nicht so ganz hinweglachen, sie kamen wieder und wieder. Auch Herr Funke kam ja wieder und da er zu den Leuten gehörte, bei denen die Narrheiten zuerst und die guten Eigenschaften nur allmählich und mit der Zeit sichtbar werden, so machte er jedesmal einen günstigern Eindruck. Bei seinem letzten Besuch war er geradezu liebenswürdig gewesen. So kam es dazu, daß Lenz rot wurde, wenn sie zufällig an den Apotheker dachte oder von ihm gesprochen wurde und, gesund an Leib und Seele, wie sie war, war sie auch der Hoffnung nicht unzugänglich. Da mußte nun gestern eine der alten Hospitalitinnen, Lenzens besonderer Schützling, nachbarlich zu ihr kommen, ihr erzählen, was von der Schwesterschaft zu gunsten der Laterne noch versucht werden sollte, zugleich ihr Herz ausschütten über Herrn Funke, der den ganzen Laternenkrieg angeregt hätte, dann über die reichen Leute, die der Armen nicht achteten, endlich über die Männer im allgemeinen, die nur noch für Geld Sinn hätten, daher auch die meisten Mädchen sitzen blieben, wie sie selbst in ihrer Jugend erfahren habe u. s. w. Zu anderen Zeit hätte Lenz über den Klatsch gelacht, jetzt legte er sich doch wie ein Mehltau über ihre aufblühenden Hoffnungen. Ja, Lenz Silvanus war wehmütig; fast gingen ihr bei dem schmelzenden Liede der Nachtigallen die Augen über und wenn sie, wie sie's von ihrem Stübchen her gewohnt war, gleichsam Trost suchend hinauf sah nach der Laterne am Georgenkirchturm, so erschien das Licht derselben heute in einem so unsteten zitternden Schein — das junge Mädchen wußte nicht, daß ihre feuchten Augen schuld daran waren, sie nahm's für eine trübe Vorbedeutung — für sie selbst? für die Laterne? Am Ende war eines so traurig, wie das andere!

Da knirschte der Sand der Straße, die Lattenthür des Gärtchen klappte — war das nicht Herr Funke, der den kurzen Gang gegen das Fliedergebüsch heranschritt? aber in so schleppender Langsamkeit bewegte er sich sonst nicht — Lenz konnte sich nicht entschließen, die Augen aufzuschlagen. Nun machte der Ankömmling vor ihr Halt; ein „Guten Abend, Fräulein Silvanus!", mehr geseufzt, als gesprochen, zwang sie aufzuschauen — ja, das war Benno Funke; gesenkten Hauptes, ganz gegen seine Gewohnheit, stand er vor ihr. Lenz war die Wehmut so in die Glieder gefahren, daß sie unbeweglich sitzen blieb; unter einem erzwungenen Lächeln sagte sie: „Guten Abend, Herr Funke, was bringen Sie mir Gutes?"

Nur flüsternd antwortete der Apotheker: „Nichts Gutes, Fräulein Silvanus. Was ich Ihnen versprach, konnte ich nicht halten. Das Urteil über die Laterne ist gesprochen, am ersten Juli wird sie ausgelöscht."

War's der Kummer über das Schicksal der Laterne? war's Herrn Funkes Betrübnis? warens die Nachtigallen oder die Frühlingsluft? Lenz verlor den Rest ihrer Fassung; sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und brach in Thränen aus. Herr Funke empfand die ganze Schwere seiner Schuld.

„Glauben Sie mir, liebes Fräulein," sagte er, „daß ich that, was ich konnte, mein Wort einzulösen — es war nicht möglich!"

„Meine arme Laterne!" seufzte Lenz und schaute in die Höhe, so daß der Apotheker ihre schwimmenden Augen sah, die-

selben Augen, deren munteres Leuchten ihn so oft erfreut hatte.

„Fräulein Silvanus," sagte er, „die Laterne soll noch ferner brennen; ich kaufe sie, in meinem Garten soll sie stehn und leuchten wie bisher."

Es war nur natürlich, daß Lenz dagegen klagte: „Was hilft mir das, Herr Funke? Da sehe ich sie doch nicht!"

Des Apothekers Stimme war wieder fester geworden: „Sie könnten schon, wenn Sie wollten — liebes Fräulein, wollen Sie Herrin in der Löwenapotheke sein? Lenz — willst Du meine Frau werden?"

Das junge Mädchen deckte in jähem Schrecken die Hände über die Augen: „Mein Gott, Herr Funke — —" flüsterte sie.

„Fasse einen tapfern Entschluß, Lenz! wenn am ersten Juli unsere Hochzeit ist, brauchst du dies Licht nie zu entbehren!"

„Ja, aber um Gottes willen, Herr Funke, Sie — so rasch ist doch das alles nicht möglich!" stammelte Lenz, und allerlei verworrene Bilder von Anstalten und Vorbereitungen zogen durch ihren Kopf.

Herr Funke wurde immer kühner: „Ich glaube, du denkst an die Aussteuer! Die braucht nicht mit einem Male fertig zu sein."

Das junge Mädchen hatte dem ungestümen Apotheker die Hände wieder entzogen: „Lieber Gott," sagte sie mit einem trüben Lächeln, „die Aussteuer von Lenz Silvanus läßt sich nur zu rasch herstellen; daran haben Sie wohl nicht gedacht?"

„Nun, dann haben wir ja gewonnen!" rief Herr Funke und seine Stimme hatte ihr Metall wieder erhalten.

Die Sonne war unter gegangen, die Abendschatten, die über dem Gärtchen lagen, konnte das Licht der Laterne nicht zerstreuen, auf dem Platz zwischen der Kirche und dem Schulhause war es einsam, wie immer um diese Zeit — der freundliche Leser wird keinen ausführlichen Bericht verlangen, was dort zwei glückliche junge Leute in der nächsten Viertelstunde gesprochen haben. Man sagt, im Verlauf derselben wäre die Frau Rektorin einmal aus dem Hause gekommen, um ihre Tochter zu suchen; an der Hausecke, wo sie das Gärtchen übersehen konnte, wäre sie stehn geblieben und nach kurzem Verweilen mit vorsichtig gehobenen Händen, gleichsam jede Störung abwehrend, leise zurückgegangen ins Haus. „Es gibt doch noch gute Menschen!" soll sie dabei gemurmelt haben.

Um die zwölfte Stunde des nächsten Tages hatten die heimkehrenden Schulkinder wieder die Freude, den Herrn Apotheker im Feierkleide und mit weißen Handschuhen nach der Wohnung des Rektors wandern zu sehn — Lenz soll von ihrem Erker aus und hinter den Vorhängen den Ankommenden beobachtet haben. Am Tage darauf ging sie vor allen Augen mit Herrn Benno Funke Arm in Arm durch die Straßen und zu verschiedenen Freunden und Bekannten — acht Tage lang gab es Sturm in allen Altemünder Kaffeetassen; dann war auch diese Geschichte, so überraschend sie gekommen war, etwas Altes geworden — man hatte sie gleich zu lebhaft behandelt.

Die Laternenfrage blieb noch ein paar Monate auf der Tagesordnung. Wenige Wochen nach der entscheidenden Sitzung wurde für den öffentlichen Verkauf der mit dem 1. Juli außer Betrieb zu setzenden Laterne ein Termin bestimmt. Es erschien zu demselben nur ein einziger Bieter, der Lumpensammler aus der Vorstadt, der für das alte Eisen 5 Silbergroschen geben zu dürfen glaubte. So hatte Herr Funke Gelegenheit, seine großartige Uneigennützigkeit zu zeigen. Vorher hatte er sich klüglich davon überzeugt, daß die Laterne wirklich transportabel war und dabei bemerkt, daß sie ein, wenn auch nicht sonderlich zierliches, doch recht charakteristisches Stück Kunstschlosserarbeit etwa des 16. Jahrhunderts darstellte.

Der Apotheker machte also, ehe der Hammer für den Lumpensammler niederfiel, ein Gebot von drei Thalern, „auf daß die Stadt nicht zu Schaden komme" und verscheuchte damit jeden fernern Mitbewerb gründlich.

Über dem Thürbogen eines höchst zopfigen Lusthäuschens in seinem Garten ließ er dann eine Konsole anbringen, welche fortan die Laterne zu tragen bestimmt war. Diese selbst sollte am Morgen des 1. Juli amtlich gelöscht und so dem neuen Besitzer übergeben werden.

Unterdessen brachte es die Frau Rektorin in der Freude ihres Herzens wirklich mit ihren Veranstaltungen soweit, daß die Hochzeit ihrer Tine an demselben Tage gefeiert werden sollte; die glückliche Braut konnte

also ihren Hausgeist unmittelbar aus der alten in die neue Heimat hinüber nehmen.

Im Publikum herrschten sehr verschiedene Ansichten über den wunderlichen Götzendienst, den Herr Funke und seine Frau mit der alten Laterne zu treiben gedachten. Die meisten schüttelten die Köpfe und zuckten die Schultern wie über etwas ganz Unbegreifliches — boshafte Zungen, an denen es auch in Altemünde nicht fehlte, meinten, der Apotheker könne das Licht sehr wohl gebrauchen, um sich seinen Schaden zu besehn. Herrn Funkes eifrigste Anhänger in der Mehrlichtgenossenschaft, Herrn Kohl an der Spitze, wurden stutzig — dies war ein Abschluß der großen Staatsaktion, der ihnen garnicht scheinen wollte; sie wußten nicht, warum?, aber sie kamen sich mit ihrem in der Sache bewiesenen Eifer gewissermaßen gemißbraucht vor. Sie widersprachen nicht, als vom Frauenspital zu St. Georg ein Gemunkel ausging, der Apotheker habe die ganze Geschichte nur angeregt, um in den Besitz der köstlichen Laterne zu kommen, die er jetzt Fremden als eine Rarität zeige. Und es muß zugegeben werden, daß Herr Funke die Stellung eines Parteiführers bei dieser Gelegenheit einbüßte. Im Dienste der Stadt soll er indessen noch lange mit Nutzen gewirkt haben.

Auch die Übergabe der vielbesprochenen Laterne gestaltete sich noch einigermaßen dramatisch: am 1. Juli, als die Schulkinder in der alten St. Georgenkirche noch ihr Morgenlied sangen, begaben sich ein Deputierter des Magistrats, Herr Funke, der Kalefaktor und ein Schlosser auf den Kirchturm. Oben angelangt, öffnete der Kalefaktor die eiserne Thür, welche zugleich die Rückwand der Laterne war, den qualmenden Docht wollte der Ratsherr selbst und mit Feierlichkeit auslöschen; schon hatte er sich geräuspert, um ein paar passende Worte zu sprechen, da sagte der Schlosser, auf die sichtbar gewordene Innenseite der Thür deutend: „Da ist wohl eine Inschrift darauf?"

„Ja wohl," sagte der Kalfaktor, „eine lange Geschichte — ich habs niemals recht lesen können."

„Die Buchstaben sind etwas kraus, aber deutlich genung — es sind Verse!" sagte der Apotheker.

Der Ratsherr rieb an den Augen: „Lesen Sie doch, Herr Funke; ich habe meine Brille vergessen."

Ziemlich geläufig las Herr Funke:

> Lux lucet in tenebris!
> Das Licht leucht't in der Finsternis,
> Was sonst unkenntlich, macht es gewiß;
> Dasselb' gehörig zu entzünden
> Mußt Docht, Öl, Feu'r zusammenfinden.
> Es zu verlöschen ist gar leicht —
> Jeds Narren Hauch dazu ausreicht.

— „und wenn Sie nun die Güte haben wollten, Herr Ratsherr" —

„Bitte, Herr Funke, da Sie eben davor stehn —"

„Thut mir leid, Herr Ratsherr; die ausführende Behörde ist immer der Magistrat."

Die beiden Herren komplimentierten noch eine Weile miteinander, während der Schlossermeister in seinen Stoppelbart lachte und der Kalefaktor ein grämliches Gesicht schnitt. Als der letztere von dem Ratsherrn aufgefordert wurde, seines Amts zu walten und den Docht zu löschen, sagte er, sein Dienst bei der Laterne habe mit der letzten Mitternacht ein Ende genommen und er könne wirklich nichts weiter dabei thun.

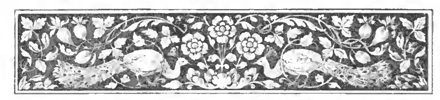
Endlich machte der Schlossermeister, der einen guten Spaß liebte, den Vorschlag, die Laterne in brennendem Zustande abzulösen und nach Herrn Funkes Garten zu transportieren, und also ist es geschehen. Wenn nicht die ganze Schuljugend Altemündes in den Klassen gewesen wäre, hätte es einen Auflauf gegeben.

An einem der letzten schönen Herbsttage des nächsten Jahres stand die junge Frau Funke an dem weitgeöffneten Fenster ihres Schlafzimmers, das nach dem Garten hinaus lag. Die Sonne war hinter den benachbarten Dächern verschwunden, die schmale Sichel des zunehmenden Mondes machte sich aber schon bemerkbar und vom Gartenhause her flimmerte das sanfte Licht der alten Laterne.

Lenz hatte sich kaum verändert, seit wir sie zum letztenmale sahen, und doch trug sie einen Jungen in den Armen, der aber durchaus nicht schlafen wollte, obgleich sie sich tänzelnd mit ihm hin und her bewegte und leise ein Lied dazu summte. Der Kleine dachte eben nicht daran, die Augen zuzumachen, er ließ sie zwischen den Lichtern des Mondes und der Laterne umhergehn und griff mit den Händchen bald nach dieser bald nach jenem.

Die junge Mutter bemerkte das; liebkosend beugte sie sich über das Kind und sagte: „Du Schlingel! Wirst du auch die Lichter auslöschen wollen, wenn du ein Mann bist?"

„Wir wollen ihm wünschen, daß er zu rechter Zeit, wie sein Vater, durch ein vernünftiges Frauenzimmer davor bewahrt wird," sagte Herr Benno Funke, der leise ins Zimmer getreten war, „und daß er so klug ist, das Licht in sein Haus zu retten, wenn mans draußen nicht leiden will."



Morgentoilette.

Von Hans Hoffmann.

Wie stellt das Kind sich heut so sonderbar!
Nicht frei umschließen darf ich sie, noch halten:
Es sind zu zart des neuen Kleides Falten,
Zu fein geglättet heut ihr schönes Haar!

Noch rosig glühend von dem Traum der Nacht
Sieht frisch das Köpfchen aus des Kragens Enge;
Doch schmiegt sie scheu sich weg in sanfter Strenge;
Ach, hat im Traum nicht mein sie mehr gedacht?

Noch immer nestelt die geschäft'ge Hand
An diesen lieben dunkelblonden Flechten,
Noch immer sind die Falten nicht die rechten;
Mir aber, mir wird nicht ein Blick gesandt!

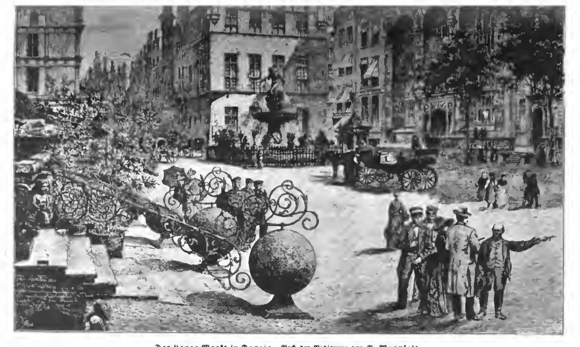
Ja doch, ein Blick gemessen, kühl, verdeckt —
— So muß ich abseits mich in Demut schlagen!
Auch nicht die Hand zu küssen würd' ich wagen,
Eh' sie sich selbst mir gnädig niederstreckt.

Zum Glück liegt eine Zeitung hier bereit,
Behaglich glimmt die tröstende Cigarre;
Still tugendhaft im Schaukelstuhl ich harre;
Sie nestelt fort; und ich — ich habe Zeit.

Da zieht die Lippe schmollend sich herauf,
In sprüh'nden Zorn will sich die Strenge wandeln:
Ja so, dann freilich wird es Zeit zu handeln!
Dann, Süße, glüh' in meinen Armen auf!







Der Lange Markt in Danzig. Nach der Radierung von B. Mannfeld.
(Verlag von Raimund Mitscher in Berlin.)

Unsere Grasmücken.

Von Christian Schwarzkopf.

Mit Bildern von Leonhard Hellmuth.



Ein Frühlingsmorgen auf dem Lande! Wer, der ihn je erlebte, kann ihn je vergessen! Wie köstlich frisch und belebend ist die Luft, wie satt das Grün der Bäume und Büsche, wie bunt blühen die Blumen auf dem Rasenteppich! Aber das Beste ist doch das Singen und Klingen rings um uns, über uns. Denken wir es uns weg, und der Frühlingsmorgen hat seinen größten Reiz verloren. Der Gesang der Vögel ist es in erster Reihe, was diesen Stunden ihren unvergeßlichen Zauber verleiht.

Der Europäer, den der Dampfer in die Tropen trug, wird von dem Sonnenaufgang im Küstenwalde tief ergriffen. Wunderbar erscheint der schnelle Übergang vom tiefsten Dunkel zum grellsten Lichte, gewaltig wirken die fremdartigen Formen einer aufs üppigste sprossenden Pflanzenwelt, und doch fehlt dem großartigen Schauspiel etwas Unersetzliches, denn es bleibt ringsum still. Und wie es dann laut wird, klingen nicht holde Lieder an das Ohr des Lauschenden, sondern er vernimmt nur Gekreisch, Geschrei, Gekrächze, im besten Fall wohltönende kurze Pfiffe. Den Tropen fehlen die eigentlichen Singvögel.

Anders bei uns. Ein lauter Sängerchor begrüßt den neuen Tag, und das Konzert an sich ist so harmonisch, daß es auch auf den Unmusikalischen seine Wirkung nicht verfehlt. Auch wer keine Ahnung hat, wer da singt, was da im einzelnen erklingt, spricht mit Begeisterung von dem herrlichen Gesang der Vögel.

Um wieviel größer ist der Genuß für den, dessen Ohr nach dieser Richtung geübt ist und in dem großen Zusammenwirken die einzelnen Künstler unterscheiden kann. Voll Bewunderung lauscht er den Tönen, die, in unendlicher Mannigfaltigkeit erklingend, den Eindruck wachrufen, als stimmte die gesamte Natur ein Loblied an zum Preise ihres Schöpfers.

Und wie wunderbar stimmen diese Melodieen mit der Umgebung überein, in der sie erklingen! Das gleiche Lied und doch in ganz anderer Tonart singt die Feldlerche, die über üppigen Äckern schwebt, und die Heidelerche, die sich von einer einsamen Waldblöße erhob. Hier ein wehmütiger, ernster, etwas eintöniger Klang, dort eitel Jubel, Freude, üppiger Wechsel. Der Teichrohrsänger bleibt in seinem Gesange dem Knarren des Schilfrohrs getreu, der Sumpfrohrsänger, der seinen Wohnsitz in üppig wucherndem Blattgewirr hat, erfreut uns durch ein Lied, wie wir es sonst nur im Garten, im Walde vernehmen. So haben



Garten-Grasmücke.



Mönch.

Perlenschnur, zu einem Wohlklang sondergleichen. Es ist kein aufregendes Lied, die Gartengrasmücke hat nicht dem Frühlingswind sein stoßweises Heranbrausen abgelauscht wie die Singdrossel, kein Klagen der Nachtigall symbolisiert hier die ahnungsvolle, gleichsam auf ein Wunder wartende Maiennacht, nein, eine heitere Weise ertönt hier, wie der Waldbach plaudert, der froh und klar zu Thale rinnt. Behaglich wie der Park da liegt im Morgensonnenschein, sind diese Klänge. Nahst du dem Sänger, so gewahrst du ein gar unscheinbares Vögelchen, oben verwischt graubraun, unten verwischt grauweiß, das, während es singt, eine seltsame Rastlosigkeit von einem Zweig zum andern, aus einem Busch in den andern treibt. Auch die Haltung hat nichts Besonderes an sich und ohne den Gesang würde jedermann unsern Vogel übersehen.

Wir öffnen das Parkpförtchen und treten hinaus in den Buchenwald. Auch hier rollen ähnliche Silbertöne, aber sie erklingen von oben herab aus den Zweigen der

Feld und Wald, Heide und Meeresküste, Wiese und Sumpf, Anlagen und Gärten ein jedes seinen Sänger, in dessen Lied dasselbe zum musikalischen Ausdruck kommt, was der Anblick in der Seele des mit Bewußtsein empfindenden Menschen wachruft. Wie undenkbar ist das Lied der Nachtigall über der rauschenden Meeresflut! Wie unerträglich erschiene der heisere Mövenschrei am stillen, nächtlich dunklen Parkteich! Kein menschlicher Künstler könnte es geistvoller anordnen, als daß das Waldesinnere ein majestätisches Schweigen bewahrt, während es am freundlichen Waldesrande singt und klingt.

Zu den Vögeln, die uns Menschen am nächsten stehen, deren Lieder der Ausdruck unserer Umgebung sind, gehören die Grasmücken. Zu diesen gehört vor allem der Vogel, der dieser Gruppe den Namen gab, die G a r t e n g r a s m ü c k e. Gib acht auf das Lied, das dort aus jenem Busch erklingt. Wie die Töne dahinrollen, wie der eine sich an den andern schließt zu einer

Bäume und sie setzen sich auch höhere Ziele: nach einer Weile schwellen sie an, werden stärker und stärker und endlich jauchzt es hell auf wie Drosselruf, weithin durch die Zweige. Der da singt, ist der M ö n ch, einer der größten Meister im Vogelkonzert, und jene lauten Töne nennt man den „Überschlag“. Hören wir aufmerksam hin, so bemerken wir bald, daß auch das leisere Lied reicher, mannigfaltiger ist als das der Gartengrasmücke. Hier und da ist es, als hätte der Mönch ein Motiv von einem andern Sänger entlehnt und verwebte es nun auf höchst eigenartige Weise in seinen Gesang. Der Mönch, den man auch das Schwarzplättchen nennt, ist auch nicht so unruhig und ruhelos wie die Verwandte, wenn auch immerhin noch lebhaft genug. Äußerlich ziert das oben grünlichbraun, unten mehr grau gefärbte Vöglein ein schwarzes Käppchen. Beim Weibchen ist diese Kappe braun, so daß man — bei den Grasmücken ein seltener Fall — Männlein und Weiblein auch

äußerlich gleich unterscheiden kann. Die Haltung ist nicht so schlank wie bei den weiter unten folgenden Verwandten. Der Mönch ist, sozusagen, untersetzt gebaut, und in der Ruhe rundet sich der Rücken nach oben.

Wir schreiten weiter durch den Frühlingswald, der allmählich ungepflegter, gleichsam wilder wird. Dort, wo das Land etwas ansteigt, fehlt es sogar nicht an einem üppigen dornigen Dickicht, dem nicht allzu nahe zu kommen man im Interesse der Kleider gut thut. Aber siehe da, da ist ja unsere Freundin aus dem Garten wieder. Deutlich dringen die rollenden, sich schnell aneinander reihenden Töne zu uns herüber. Freilich, sie klingen etwas tiefer. Und dann, sie sind auch wechselvoller, die Musik ist sozusagen krauser, wie Brombeergeranke und Gewirr geworden. Da ist auch scheinbar noch mehr Fremdes hineingeflochten wie beim Mönch. Wir lauschen gespannt. Der Gesang verstummt, um nach einiger Zeit wieder zu beginnen. Jetzt geht ihm ein wunderliches Trommeln voran, wie es die Grasmücke, wir entsinnen uns dessen bestimmt, nie hören ließ. Was da singt, muß die Sperbergrasmücke sein. Und sie ist es wirklich. Unser Vogel sieht übrigens garnicht aus wie eine Grasmücke, seine Brust ist gesperbert und — was das Seltsamste ist — seine Augen sind hellgelb. So sieht die Sperbergrasmücke wie ein kleiner Raubvogel aus, an den auch ihre stolze und doch auch wieder scheue Haltung erinnert. Sie ist übrigens nur im östlichen Deutschland häufig, etwa östlich der Elbe.

Der Wald hört auf und endet in einem Stück feuchten Unlandes, in dem allerlei Gewächs emporgeschossen ist. Wieder klingt uns Grasmückengesang entgegen. Diesmal läßt ihn ein kleinerer Vogel vernehmen, der sich von Zeit zu Zeit von einem Büschchen, auf dem er sitzt, laut singend ein paar Meter hoch in die Luft erhebt. Dann schließt er auch wie der Mönch mit einem Überschlag, aber dieser Jubelruf ist nur ein kurzer Schrei, der sich nicht mehr selbständig in eine Melodie gliedert. Es ist eben nur ein Schlußsatz, den die Dorngrasmücke fertig bringt. In seinen Farben beschreiben läßt sich dieser Vogel ebensowenig wie seine Artgenossen, aber an seinem niedlichen weißen Kehlchen läßt er sich gut erkennen. Da er gleich der Sperbergrasmücke ein Freund einsamer Gegenden ist, begegnen wir ihm nicht allzu häufig. Dort, wo er singt, nimmt man auch mit seinem Liede, das sich zu dem der Gartengrasmücke verhält wie die verwilderte Waldlisiere zum wohlgepflegten englischen Park, gern vorlieb, zumal es so fleißig erklingt wie das der Verwandten.

Nicht jeder verfügt über einen Park, der an einen Wald stößt, und die meisten von uns sind froh, wenn sie einen kleinen Garten benutzen dürfen. Auch sie brauchen deshalb nicht einer Grasmücke zu entbehren. Hat der Garten nur ein paar hohe Obstbäume und etliche Johannisbeer- und Stachelbeersträucher, so findet sich alsbald auch ein Pärchen Klappergrasmücken ein. Das sind nun meine ganz besonderen Lieblinge. Freilich, ihr Lied ist so bescheiden wie ihre Umgebung. Wie es eben bei kleinen Leuten ist, man muß viel guten Willen



Sperber-Grasmücke.

mitbringen, will man ihren Tugenden gerecht werden. Also still gestanden und fein aufgepaßt. Das Piano ist wirklich garnicht so übel. Es ist, als ob eine kleine Nähterin vor sich hin trällerte. Von Schule keine Spur und wenig Kraft, aber viel, viel Behagen. Das Forte freilich — hm — ach, wer recht lustig ist, der will mal so recht laut sein, und es wäre unrecht, solch ein Aufjauchzen mit musikalischen Maßen zu messen. Also mit dem Hörenlassen ist es man so, so, aber sehen lassen kann sich dafür unsere Kleine wie keine zweite Grasmücke. Ist das ein zierliches, reizendes Geschöpfchen! Neben ihm sollen sich mir doch alle die farbenprächtigen, bunten Tropenvögel einfach verkriechen. Hier sehen wir, was sich grau in grau alles erreichen läßt. Wie fein ist doch dies Grau abgetönt! Und nun die Haltung und die Beweglichkeit und die Grazie! Ich habe immer solch einen kleinen Gesellen um mich, und der, den ich jetzt habe, ist seit 13 Jahren oder gar 14 — ich komme nicht mehr nach — mein Kumpan. Und den Mann oder das Weib möchte ich kennen, die seine Bekanntschaft machten und wären nicht in ihn verliebt. Einen Stein müßten sie im Busen haben statt eines Herzens. Und das ist wahr.

Außer den schon genannten geben unsere Abbildungen noch zwei Arten Grasmücken wieder, die Sängergrasmücke nämlich und die gelbe Grasmücke. Mit diesen beiden aber hat es so seine Bewandtnis, indem die erste eigentlich keine deutsche Grasmücke, die letztere sogar — nach den Systematikern nämlich — überhaupt keine Grasmücke ist, sondern ein Laubsänger.

Die Sängergrasmücke soll mitunter in Süddeutschland vorkommen, ich habe aber in diesem Punkt mein Bedenken, denn unser Vogel ist ein Mittelmeerländer und eng verwachsen mit Feigen- und Olivenhainen. Im übrigen habe ich ihn nur als aus Italien bezogenen Gefangenen kennen und schätzen gelernt. Er ist ein hübscher Vogel, etwa so groß wie die Sperbergrasmücke, sieht aber schlanker aus. In seiner Färbung erinnert er an unsern Mönch, sein schwarzes Käppchen ist aber viel verwaschener. Seine Haltung ist aufrecht und hübsch. Der Gesang ist ein Übergang vom Grasmückengesang zu dem der Amsel und er ertönt, im Gegensatz zu dem der Verwandten, ungemein langsam, abgesetzt, so daß man ihn leicht niederschreiben könnte, wenn es Vogelnoten gäbe. Leute, die diesen Vogel in seiner Heimat singen hörten, rühmen sein Lied höchlichst. Ich habe leider nie einen Meister erlangen können. Die Vögel, die ich erhielt, waren offenbar nur Volkssänger, gaben aber, als Italiener, die sie waren, ein ganz leidliches, wenn auch melancholisches Lied zu hören.

Dorn-Grasmücke.

Die gelbe Grasmücke wollen unsere Systematiker, wie schon gesagt, nicht als solche gelten lassen, und die Gründe lassen sich hören. Immerhin hat das Volk, meine ich, recht, wenn es sie als „gelbe Grasmücke" anspricht. Sie ist ein hübsches, grünlich-gelbes Vögelchen, das alle unsere Gartenanlagen und jeden großen Garten bewohnt und sich, sobald der Frühling ganz und endgültig eingezogen ist, sehr vernehmlich macht. Ihr Gesang ist laut und überaus wechselvoll, so daß die einzelnen Strophen an das Lied aller möglichen anderen Vögel anklingen. Gelehrte und Ungelehrte sind deshalb der Ansicht, daß dieser Vogel ein Spötter sei und bei den umwohnenden

Sängern Anleihen mache. Sie nennen ihn deshalb auch den Spottvogel oder den „gelben Spötter.“ Ich habe in diesem Punkt meine ketzerischen Meinungen und bin überzeugt, daß in der freien Natur kein Vogel spottet. Also auch unsere Grasmücke nicht. Ihr Lied klingt nur eben an das vieler anderer Sänger an, wie das Lied der Würger oder der Steinmerlen. Der Vogelgesang verfügt eben nur über eine Anzahl Strophen und diese verwenden mitunter auch Vögel, die örtlich nie zusammenkommen. Der rotohrige Bülbül singt z. B. ganz wie unsere Singdrossel. Man denke ferner an die Blaumerlen. Eine solche pfeift genau wie ein Mensch, aber auch die hartgesottensten Anhänger der Spöttertheorie werden deshalb nicht annehmen, daß alle Blaumerlen, von denen doch die meisten in einsamer Felsenwildnis hausen, bei pfeifenden Männern in die Schule gingen.

Doch das nur nebenbei. Unsere gelbe Grasmücke hat neben rollenden, unendlich lieblich vorgetragenen Grasmückentönen auch solche, die wie ein freches Gelächter klingen, sie erscheint dadurch einigermaßen als ein Heinrich Heine unter den gefiederten Dichtern. Kaum will man sich an ihrer Lyrik erbauen, so lacht sie uns auch schon keck ins Gesicht und zerstört dadurch alle Stimmung. Wenn diese Dichtungen vorgetragen werden, ist der Frühling eben im Begriff in den Sommer überzugehen und man versteht es einigermaßen, daß der Repräsentant dieser Jahreszeit zwar noch Verständnis für die Romantik hat, sich aber doch auch schon über sie lustig macht. Ich kann nicht sagen, daß ich diesen Vogel sehr gern habe, alldieweil sein Gesang den Anfang vom Ende der ganzen Singerei verkündet.

Unsere Grasmücken singen sehr lange, in Norddeutschland bis Mitte, ja bis Ende Juli.

Sie sind ausgesprochene Zugvögel. Die Gartengrasmücke wandert bis über den Äquator hinaus, und der Drang dazu ist in ihr mindestens so mächtig, wie in der Nachtigall. Die eingebauerten toben auch im stockfinstern Zimmer die ganze Nacht hindurch und zwar bis in den Winter hinein. Auch kehren die größeren Grasmückenarten erst spät zu uns zurück, zumal Garten- und gelbe Grasmücke, die immer warten, bis sich nicht nur das Gesträuch, sondern auch das Stangenholz belaubte.

Bei dem Nestbau geben sich die Grasmücken nach Künstlerart nicht allzuviel Mühe. Manche, wie die Klappergrasmücke und der Mönch, sind in diesem Punkt sogar höchst leichtfertig, während die gelbe Grasmücke hierin eine lobenswerte Ausnahme macht. Ihr Nestchen ist nicht nur verhältnismäßig solide errichtet, sondern wird auch noch regelmäßig durch helle Einspinnsel, z. B. Hobelspäne, geschmückt. Das geschieht auch dann, wenn damit eine Anpassung an die Oertlichkeit durchaus nicht erreicht wird. Den Grund dafür kann ich nicht angeben, die Thatsache habe ich aber noch in diesem Sommer an zwei Nestern beobachtet. Die hellen Hobelspäne machten gewissermaßen erst auf das, im übrigen hübsch versteckte Nestchen aufmerksam, das in doppelter Manneshöhe auf dem Zweige einer jungen Ulme errichtet war.



Zaun- oder Klapper-Grasmücke.



Gelbe Grasmücke.

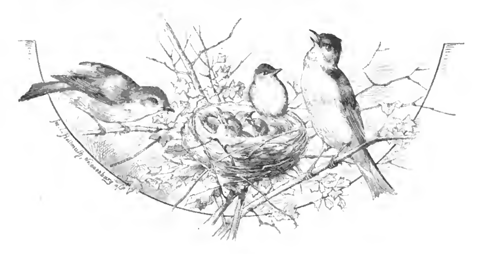
Von den in unseren Gärten nistenden Grasmücken gehen die Jungen vielfach zu Grunde. Das scharfe Ohr der ihren Morgenspaziergang machenden Hauskatze hört sie nach Futter schreien, und allsogleich ist es um sie geschehen. Da helfen auch die Verstellungskünste der Mutter nicht, so rührend sie auch auf den menschlichen Beobachter wirken. Ich habe sie, namentlich an Klappergrasmücken, oft genug beobachtet. Nähert man sich dem Nestchen einer solchen allzusehr, so fliegt die Mutter heraus und flattert ganz wie ein kranker, flügellahmer Vogel davon. Der Unkundige glaubt, er brauche nur die Hand auszustrecken, um sie zu fangen, sobald aber Jäger und Gejagte weit genug vom Neste sind, fliegt letztere fröhlich davon und ersterer hat das Nachsehen. Das Mittel mag oft genug zum Ziel führen, wenn auch die gefährlichsten Feinde, eben die Katzen, nur selten dadurch getäuscht werden mögen.

Der Nutzen, den die Grasmücken uns bringen, ist, ebenso wie der fast aller anderen Singvögel, gleich Null, obgleich sie den ganzen lieben Tag lang Insekten fressen und erst im Herbst zur Beerenkost übergehen. Hielten die Insekten sich nicht gegenseitig in Schach und würden sie nicht von der Witterung gebührend decimiert, so stände es trotz aller Vögel schlimm um uns Menschen. In



Sänger-Grasmücke.

dieser Beziehung ist es vollständig gleichgültig, ob ein Park oder Garten seine Vögel hat oder nicht. Ich habe mich davon durch eigene Anschauung überzeugt. Ich hatte sieben Jahre lang einen Garten. Als ich ihn übernahm, war er ein Katzenparadies und beherbergte einzig und allein die in Leipzig ebenso unvermeidlichen, wie hochwillkommenen Amseln. Ein scharfer Hund und sonstige Mittel schafften Wandel, so daß mein Bestand schließlich je ein Pärchen Amseln, Staare, Buchfinken, Kohlmeisen, gemeinen Fliegenfänger, Hausrotschwänzchen und ungezählte Spatzen aufwies. Nach einigen Jahren ging der Hund ein, und ich ließ Mietz und Mautz wieder zu, die denn auch in zwei Jahren so aufräumten, daß nur die Amseln nachblieben. Trotzdem gab es, soweit das sorgfältigste Achtgeben ergab, in den vogelarmen Jahren durchaus nicht mehr Mücken, Schnecken, Regenwürmer u. s. w., als in den vogelreichen. Die hohe Bedeutung der Singvögel liegt eben nur auf ästhetischem Gebiet. Hier aber sind diese Musikanten, wie wir oben sahen, allerdings ganz unentbehrlich.



Feiertage.

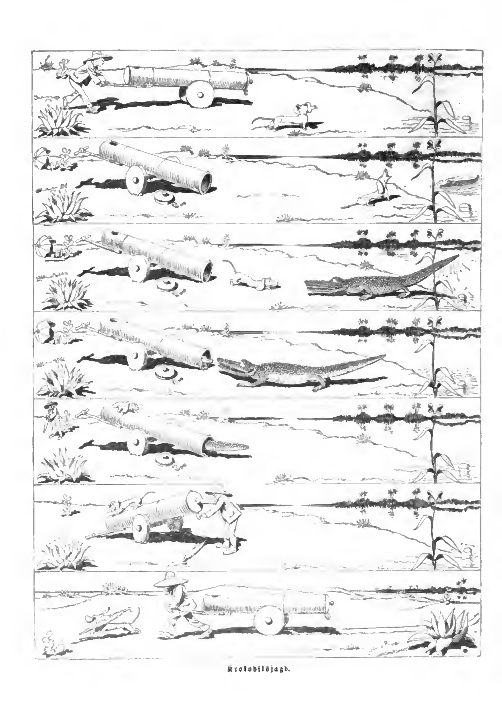
Von Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)

Es ist Feiertag. — — Da strömen die Massen
Hinaus, befreit von der Arbeitslast,
Wie der Atem Gottes schwebt über den Gassen
Die tiefe Stille der Sonntagsrast.

Nur in meiner Seele umdüsterte Schranken
Dringt nichts von dem heiligen Festtagshauch.
Über dem Herde meiner Gedanken
Liegt noch der drückende Werktagsrauch.

Da ist keine Weihe, kein Glanz, kein Friede.
Die Hämmer dröhnen mit dumpfem Schlag,
Die rote Flamme zuckt in der Schmiede. —
Meine Seele hat keinen Feiertag.



Krokodilsjagd.



Schloß Sibyllenort, vom Gartenteich aus gesehen

Eingang in den Park.

Das deutsche Windsor.

Von Hanns von Zobeltitz.

Mit Bildern von A. Lewy.

(Abdruck verboten.)

Unter den fürstlichen Landsitzen der Provinz Schlesien nimmt das bezaubernde Sibyllenort eine hervorragende Stellung ein. Es ist nicht die ursprüngliche Schönheit einer reichen Natur, auf welcher sich der Reiz der Besitzung begründet, es ist die Kunst des Architekten und vor allem des Landschaftsgärtners, welche Sibyllenort zu dem machte, als welches es heute erscheint. Geschmack und reiche Mittel haben den unvergleichlichen Park, welcher den anmutigen und zugleich stolzen Schloßbau umgibt, aus einer Sandwüste hervorgezaubert und ein Eden voller Liebreiz geschaffen.

An der Bahnstrecke Breslau-Oels, wenige Meilen von der schlesischen Hauptstadt entfernt, liegt das kleine Dorf Sibyllenort, welches bis zum Tode des letzten Herzogs von Braunschweig zu jenem reichen Kranz von Gütern gehörte, die sich als freie Allodialbesitzungen an das von Friedrich dem Großen 1792 dem Herzog Friedrich August von Braunschweig als Thronlehn verliehene Herzogtum Oels anschlossen. Schloß und Park waren noch bis zur Mitte dieses Jahrhunderts ohne sonderlichen Reiz. Das

Schloß, dessen Hauptteil zwischen 1685 und 1692 erbaut ist, befand sich im vorigen Säkulum sogar zeitweise in einem derartigen Verfall, daß eine vorübergehende Pfandbesitzerin, die Reichsgräfin Wermbrandt, nach dem ersten Augenschein schaudernd berichtete: „Ich habe nicht ein einzig Zimmer zu meiner unumgänglichen Notdurft bewohnbar, sondern alles an Dächern, Rinnen, Thüren, Fenstern, Mauern und Decken nicht anders zugerichtet gefunden, als wenn wenige Tage vorher feindliche Soldaten darinnen gehauset hätten. Von dem miserablen Zustand der Gartengebäude will ich nichts gedenken, als welche teils völlig über einen Haufen gefallen, teils derart beschaffen gewesen, daß man zu des Gartens Sicherheit fast kein einziges Thor verschließen können, anbei der Umfang fast an unzähligen Stellen derart offen gestanden, daß Mann und Pferd ohne alle Hindernis nach Gefallen durchreiten und gehen können." Im Lauf der Zeit waren dann zwar mancherlei bauliche Veränderungen vor sich gegangen, seine heutige Gestalt und Form erhielten Park und Schloß jedoch erst durch den Herzog Wilhelm; die auf seinen Befehl in den Jahren 1851 bis 1867 geschaffenen großartigen gärtnerischen Anlagen, der völlige Umbau — ja man muß eigentlich sagen: der Neubau des Schlosses haben Sibyllenort jenen eigenartigen Charakter aufgedrückt, der uns heute wohl berechtigt, von dem entzückenden Herrensitz als von dem „Schlesischen Windsor" zu sprechen.

Der Name trifft freilich nicht völlig zu. Sibyllenort erscheint nicht als ein großartiger, als ein königlicher Besitz; es gibt sich — und darin liegt wiederum ein gut Teil seines Reizes — als ein überaus anmutiger Landsitz, so recht geschaffen, um sich nach aufregender Thätigkeit in stiller, ruhiger Beschaulichkeit der Genüsse des Landlebens zu erfreuen. Ich wenigstens kann mir in Sibyllenort keinen glänzenden Hofstaat, keinen großen Troß von Dienerschaft, keine üppigen Feste denken, alles das paßt nicht recht zu dem vornehmen, aber trotz aller Vornehmheit einfachen Gesamtbilde. Aber die Gastfreundschaft des fürstlichen Edelmanns stimmt desto besser zu diesem; das geräumige, mehr komfortable als prächtige Schloß, der herrliche schattige Park, die prächtigen Reitwege, die sich meilenweit erstreckenden, trefflich gepflegten Jagdreviere, das sind die richtigen Grundlagen zu solch einem Landleben großen Styls, das mit einer gewissen Weltentrücktheit doch alle Annehmlichkeiten frohsinniger Geselligkeit verbinden kann.

Weit dehnt sich um den Schloßpark im



Sibyllenort: Der Mittelbau des Schlosses.

nicht anmerkt, mit welcher Mühe und welchen Kosten er künstlich geschaffen wurde, steigen die matt schimmernden, feingegliederten Fronten des Schlosses empor.

Das Schloß wurde im Tudorstyl — in der That wohl unter entschiedener Anlehnung an Motive von Windsor — mit teilweiser Mitbenutzung der älteren Baulichkeiten von den herzoglich braunschweigischen Hofbauräten Wolf und Oppermann erbaut. Es zeigt eine etwa hundert



Sibyllenort. Parkpartie.

Orangerie.

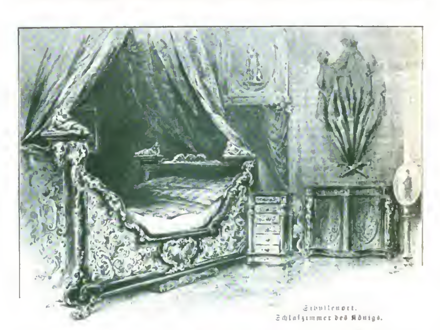
engeren Sinne ein gegen 2000 preußische Morgen großer Wildpark, der bis in das Gebiet der benachbarten Feldmarken hinübergreift. Frische Wiesenflächen wechseln in ihm mit prächtigen Waldbeständen; das Ganze war bis vor einigen Jahren umzäunt und mit Rotwild besetzt; erst der Wille des jetzigen Besitzers der Herrschaft, des Königs Albert von Sachsen, an welchen nach dem Tode des Herzogs Wilhelm bekanntlich die braunschweigischen Allodialgüter übergingen, hat die sperrenden Schranken fallen lassen. Selbstverständlich blieb indessen die umfangreiche Fasanerie, wohl eine der bedeutendsten Schlesiens, erhalten.

Durch einen Teil des Wildparks führt der schattige Weg von der Bahnstation zum Schloß. Der Wald lichtet sich plötzlich, eine weite, glitzernde Wasserfläche breitet sich aus, von üppigem Grün umkränzt, und jenseits des seeartigen Teiches, dem man wahrlich

Meter lange Hauptfront, an welche sich zu beiden Seiten vorspringend geräumige Flügelbauten fügen, welche dergestalt den großen freien Schloßplatz einschließen. Die Mitte der Hauptfront nimmt das in drei Stockwerken emporsteigende eigentliche Schloß ein, von dem aus zwei niedere Korridorgebäude die Verbindung mit den Flügeln herstellen. Die letzteren sind, um dies vorweg zu nehmen, zur Unterbringung des Gefolges und der Dienerschaft, sowie zu Wirtschaftszwecken bestimmt; an den westlichen Flügel schließt sich der Marstallhof mit Stallungen, Reitbahn, Remisen &c., an den östlichen ein reizender kleiner Theaterbau an. Hier fanden zu Lebzeiten des lebenslustigen Herzogs Wilhelm während der Herbstjagden häufig vor einer geladenen Gesellschaft Vorstellungen des bekannten trefflichen Braunschweiger Ballets statt; für die mitwirkenden Kräfte sind an

das Theater sogar einige Logirzimmer angefügt: der „Balletteufenzwinger," wie der Bau wohl scherzend genannt wurde. — Über dem Ganzen ragt an der Nordseite des Schlosses ein gegen 40 Meter hoher massiger Turm empor, von dessen Zinne sich eine prächtige Aussicht über den Park und die weitere Umgebung Sibyllenorts darbietet.

Das Innere des eigentlichen Schlosses zeigt in seiner Gesamtanordnung das Streben nach behaglicher Wohnlichkeit, vor welchem die Ausbildung großer Repräsentationsräume mehr in den Hintergrund getreten ist. Auch die Einrichtung ist bei aller Vornehmheit und dem sichtlichen Walten eines guten, aber wesentlich von der französischen Kunsteinrichtung der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts beeinflußten Geschmacks verhältnismäßig einfach, wenigstens keineswegs prunkend. Außerordentlich schöne Boulemöbel, treffliche Marquetterien, einzelne hervorragende Porzellane und sonstige Prachtstücke finden sich in der Mehrzahl der Zimmer. Ich vermeide es absichtlich, mich auf deren eingehende Beschreibung einzulassen. Fürstliche Schlösser haben im Innern meist eine verzweifelte Ähnlichkeit miteinander, und jede Schilderung verfällt, soweit sie nicht an Kunstwerke ersten Ranges oder an historische Reminiszenzen anknüpfen kann, nur zu leicht in den bekannten Kastellanston, der mit derselben Monotonie berichtet, daß jenes unbedeutende bric-a-brac ein Geschenk der regierenden Fürsten von A. an den regierenden Fürsten von B. und dies ein Gemälde von Tizian sei. Es wird mir wohl nicht als ein besonderes Vergehen angerechnet werden, wenn ich mich zu konstatieren begnüge, daß es dem Schloß weder an einem Audienzzimmer, noch an einem Speisesaal, noch an Spiel-, Garten-, Billard-, Turm-, Bibliotheks-, Spiegel- und einem chinesischen Zimmer mangelt, daß selbst eine Bildergalerie vorhanden ist, und ich auch einige wirklich recht gute Gemälde gesehen haben. Originell ist die Ausschmückung aller Korridore des Schlosses mit gegen 5000 Kupferstichen, die zum größeren Teil aus der seiner Zeit berühmten Sammlung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig stammen und eine Fundgrube für den Kenner bilden.



Sibyllenort.
Schlafzimmer des Königs.



Sibyllenort: Arbeitszimmer des Königs.

Von besonderem Interesse erscheinen mir eigentlich nur die Gemächer, welche die sächsischen Majestäten unmittelbar bewohnen, wenn sie in Sibyllenort weilen — der schlichte fromme Sinn der hohen Herrschaften spiegelt sich auch in ihnen wieder. Der Arbeitstisch des Monarchen zeigte noch die Spuren seines Fleißes, in den Zimmern des Königs wie der Königin wiesen die meist einfach eingerahmten Photographieen der näheren Verwandten auf die wohlbekannte Innigkeit des Familienlebens hin, welches im sächsischen Königshause herrscht. In zwei Gemächern zeigte man mir Kaminschirme mit reizenden Malereien der Königin, unter ihnen einige kleine Landschaftsskizzen, welche ein nicht gewöhnliches Talent verraten.



Sibyllenort: Prachtuhr im Salon der Königin.

König Albert besucht Sibyllenort fast regelmäßig zweimal im Jahr; im Frühjahr meist zu mehrwöchentlichem Aufenthalt, im Herbst zu den großen Jagden auf kürzere Zeit. Nur von einem kleinen Teil des Hofstaates gefolgt, leben die hohen Herrschaften auf ihrer schlesischen Besitzung in fast völliger Zurückgezogenheit. Der König arbeitet viel,



Sibyllenort: Prinz Croy-Zimmer.

reitet, meist nur von einem Adjutanten begleitet, aus, geht als echter Weidmann fleißig auf die Pürsche, zeigt aber stets auch ein allseitiges Interesse für die Landwirtschaft, für die sorgsame Pflege seiner Besitzungen. Die Königin hat sich in ihrer milden, leutseligen Art die Herzen der Bevölkerung der ganzen Umgegend im Fluge erobert; ihre echt weibliche Fürsorge für das Los der Armen verraten die Wohlthätigkeitsanstalten, welche sie auf mehreren Gütern mit königlicher Freigebigkeit geschaffen hat. —

Rückwärts des Schlosses breitet sich der eigentliche Park, der unstreitig den Hauptreiz Sibyllenorts bildet und dessen landschaftliche Schönheiten den Ort zu einem der beliebtesten Vergnügungs- und Ausflugspunkte für das benachbarte Breslau gemacht haben, zumal der Park allen Besuchern stets in liberalster Weise offen steht. Ursprünglich war der Garten im französischen Geschmack angelegt, und schon als Herzog Ulrich von Oels gegen das Ende des 17. Jahrhunderts den damaligen Ort Neudorf zu Ehren seiner Gemahlin in Sibyllenort umtaufte, wird der „elegante" Garten und eine Orangerie erwähnt. Die Anlagen blieben aber augenscheinlich eng begrenzt und wurden wenig gepflegt, so daß man den heutigen Park als eine völlige Neuschöpfung des Herzogs Wilhelm ansehen muß — einer gärtnerischen Schöpfung, deren wunderbarem Baumwuchs man freilich nimmermehr ansieht, daß sie kaum vierzig Jahre alt ist und deren Frische es fast unglaublich erscheinen läßt, daß ihre köstlichsten Partien dem ödesten Sandboden abgetrotzt wurden.

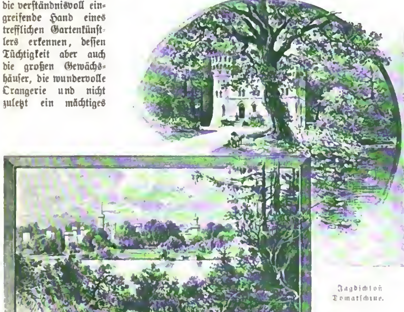
Unser Künstler hat mit glücklichem Griff einige der schönsten Punkte des Parks für seine Skizzen ausgewählt, aber wie viele gleiche, ähnliche — ja vielleicht noch schönere ließen sich diesen anreihen. Ich kenne wenige Gartenanlagen in Deutschland, welche sich an ungezwungener Anmut mit denen von Sibyllenort messen könnten. Die selten

glückliche Anordnung der Wasserflächen, die überaus geschickte Abwechselung zwischen Baumpartien und Rasen, die Fülle reizvoller Durchblicke haben eine Reihe landschaftlich schöner Bilder geschaffen, deren Zauber sich niemand entziehen kann. Ich bin am frühen Morgen, als die Tautropfen noch in den Gräsern hingen, durch den Park gewandelt, ich habe mich in der Sonnenglut des Nachmittags seines kühlen Schattens erfreut, ich durchstreifte ihn am Abend, während das Mondlicht, durch das grüne Laubdach gedämpft, die weiten Wasserspiegel mit silbernen Scheine übergoß — und immer fand ich ihn gleich schön, gleich bezaubernd.

Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Liebe, möchte ich sagen, werden die herrlichen Anlagen aber auch gehegt und gepflegt, jetzt vielleicht noch mehr, als unter dem verstorbenen Herzog, der wohl am Schaffen selbst eine noch größere Freude fand als an der Unterhaltung des Geschaffenen. Überall läßt der Park die verständnisvoll eingreifende Hand eines trefflichen Gartenkünstlers erkennen, dessen Tüchtigkeit aber auch die großen Gewächshäuser, die wundervolle Orangerie und nicht zuletzt ein mächtiges Weinhaus, in dem die edelsten Reben gezogen werden, verraten.

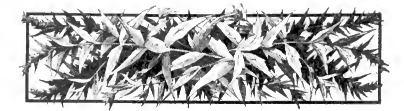
Allmählich geht der innere Park in den Wildpark über. An den freundlichen, zum Teil villenartigen Häusern des kleinen Dorfes vorbei, längs eines plätschernden Baches führt ein schattiger Fußweg zum nahen Jagdschlößchen Domatschine, in welchem jetzt der Oberwildmeister der Herrschaft wohnt. Von prächtigen, uralten Eichen umgeben liegt das kleine Schlößchen in stiller Waldeinsamkeit — ein Ort, wie geschaffen zum weltentrückten Träumen.

Ja, es ist eine herrliche Besitzung, unser Sibyllenort! Und wer immer in schönen Frühlings- und Sommertagen Breslau besucht und Zeit und Muße findet, Ausflüge in die Umgebung der alten Stadt zu unternehmen, sollte sich nicht damit begnügen, westwärts den Sudeten zuzustreben, er sollte einen Tag auch dem deutschen Windsor widmen. Wahrlich, es lohnt sich!



Jagdschloß Domatschine.

Sibyllenort: Totalansicht des Schlosses.



Ein Blick auf Vergangenheit und Zukunft.

Von Dr. Klein.

Wer als rüstiger Fußgänger seine heimatlichen Gefilde durchwandert oder bequem im Eisenbahnzuge ruhend, Berg, Thal und Strom an sich vorüber eilen sieht, denkt wohl niemals daran, daß die Landschaft, deren Schönheiten er bewundert, daß der Berg, welcher wetterfest sein Haupt in die Lüfte erhebt und der Strom, dessen Wellen das Gestade bespülend rastlos seewärts weitereilen, im Gestaltungsprozeß der Erdoberfläche jugendliche und vorübergehende Erscheinungen sind. Wahr ist es allerdings, daß auch jetzt noch, wie vor Jahrtausenden, der kastalische Quell am Fuße des Parnasses fließt, daß noch heute die schmale Nehrung vorhanden ist, über welche voreinst Moses die Kinder Israels aus Ägypten hinausführte; allein es wäre trügerisch, daraus zu schließen, daß die heutigen Erdzustände für unabsehbare Dauer gefestigt sind. Sehr richtig hat Professor Sueß bemerkt, daß bei Fragen nach den Umwandlungen der Erdoberfläche sich aus der friedlichen Alltäglichkeit des bürgerlichen Lebens leicht ein gewisser Quietismus in die Beurteilung der größten Probleme der Erdgeschichte herüberschmeichelt, der zu sehr irrigen Anschauungen treibt. Wie derselbe Forscher nachgewiesen hat, ist das Mittelmeer gleich dem Ozean durch Einbruch der Erdrinde entstanden und nur unsere Kurzlebigkeit läßt uns guten Mutes bleiben beim Zusammenbruch der oberen Erdschichten, dem wir beiwohnen. Aber nicht nur unter unsern Füßen vollziehen sich die größten Wandlungen, auch über uns, im Luftmeer, waltet ein geheimnisvolles Gesetz der Umwälzung, und während die Menschheit lebt und webt als wenn die umgebenden Naturzustände nimmer sich ändern würden, sind geheimnisvolle Kräfte thätig, das Angesicht des Erdballes von Grund aus umzugestalten.

Kein Zufall ist es, daß derjenige Teil von Europa, welcher heute die Blüte der menschlichen Kultur beherbergt, erst verhältnismäßig so spät ein Schauplatz für das Aufkeimen höherer Gesittung wurde. Als an den Ufern des Euphrat und Tigris volkreiche Staaten herrschten und die Ägypter jene Bauwerke schufen, welche den Stürmen von mehr als fünfzig Jahrhunderten Trotz geboten haben, war Mitteleuropa ein rauhes unwirtliches Land, mit eisstarrenden Gebirgen und bedeckt von finstern Wäldern. Seine klimatischen Verhältnisse gestatteten keine höhere Kultur und nur Wilde, wenig zahlreich und gerüstet zu nimmer ruhendem Kampfe mit der Tierwelt und widereinander, hausten in den grausenvollen Einöden. Man hat lange geglaubt, daß lediglich die von Süden her allmählich eindringende Kultur diesen Teil von Centraleuropa für die Menschheit bewohnbar gemacht habe, und wahr ist es unzweifelhaft, daß die Waldrodungen, welche später in großem Maße stattfanden, vielfach erst freie Bahn schufen. Allein es kann heute kaum mehr bestritten werden, daß sich seit den frühesten, sagenübersponnenen Zeiten bis zur Gegenwart, das Klima in Mitteleuropa mehr und mehr günstiger gestaltet hat unter dem Walten einer noch unbekannten Kraft, die in Zeiträumen von Jahrtausenden das den Ländern zugeteilte Maß der klimatischen Wärme anschwellen läßt und vermindert. In einer solchen Epoche klimatischer Begünstigung befindet sich Mitteleuropa seit den frühesten Tagen der Geschichte, und diesem Umstande, verdankt es in hohem Grade seine weltgeschichtliche Bedeutung. Aber nicht immer war diese Begünstigung unsers Erdteiles vorhanden. Es gab eine Zeit, die wahrscheinlich kaum mehr als zehn oder fünfzehn tausend Jahre vor der Gegenwart liegt, in welcher ein großer Teil von Europa unter Eis begraben war und Norwegen einen Eispanzer trug ähnlich demjenigen, der heute noch Grönland bedeckt. Allmählich sind die Gletscher zurückgewichen, milderer Himmel breitete sich über Mitteleuropa aus, und endlich überzog eine Pflanzendecke die Moränen und Blöcke, welche als unbestechliche Zeugen der alten Vergletscherung und ihrer Ausdehnung im Lande zurückblieben. Doch nicht nur Europa hat seine „Eiszeit" gehabt, auch in den übrigen Erdteilen finden sich die deutlichsten Spuren von ähnlichen Zuständen, ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß jene Kälteepoche die ganze Erde gleichzeitig betroffen hat. Aber noch mehr. Die genaue und umfassende Erforschung der sogenannten diluvialen Ablagerungen bestärkt mehr und mehr die zuerst von schweizerischen Naturforschern aufgestellte Vermutung, daß die große Vergletscherung der Erde nicht nur einmal, sondern wiederholt stattgefunden hat. Zwischen beiden Epochen fand ein Rückgang der Gletscher statt, sie schmolzen in der Schweiz wahrscheinlich bis auf ihre heutige Ausdehnung zusammen. Es siedelten sich auf den früher vereisten Flächen Pflanzen an, die bei dem spätern, erneuten Vordringen des Eises wieder eingingen und deren





Am Ziel. Szene aus dem Mönchsguter Bauernleben. Nach dem Gemälde von Konrad Ahrendts.

Reste in den obersten Erdschichten heute gefunden werden. Wie groß der Zeitraum war, welcher zwischen der ersten und zweiten Eiszeit verfloß, wissen wir nicht, er ist aber jedenfalls nach Jahrtausenden zu bemessen, entsprechend der räumlichen Ausdehnung der Erscheinung. Auch daran ist wohl kaum zu zweifeln, daß wie alles in der Natur in großen Cyklen und Perioden sich wiederholt, so auch die Eiszeit nicht eine gewissermaßen nur zufällige Erscheinung in der Erdentwickelung bildet, sondern, um bildlich zu sprechen, den allgemeinen Winter eines großen, Jahrtausende umfassenden Erdenjahres. Von diesem Gesichtspunkte aus gewinnt das wissenschaftliche Problem der Eiszeit für den denkenden Menschen eine ganz neue, vordem niemals geahnte Bedeutung. Denn es zeigt uns die menschliche Kultur, wenigstens in dem größten Teile von Europa, zeitlich eingeengt zwischen die Epochen des kleinsten Gletscherstandes und beschränkt auf die günstigen Jahrtausende in jenem kosmischen Weltenjahre, dessen Anfang und Ende durch die allgemeine Vergletscherung bezeichnet sind. Wohl mag Vielen eine solche Prognose für die Kulturentwickelung der europäischen Menschheit höchst unsympathisch erscheinen gegenüber der liebgewordenen Vorstellung von einem ununterbrochenen Aufschwunge der Civilisation und Humanität unter den nie versagenden Strahlen einer milden Sonne und in der gewohnten, maßvollen Abwechselung der alten Jahreszeiten. Allein die Thatsachen der Forschung entsprechen diesen Wünschen des Gemütes nicht, und die Gebilde der Phantasie sind unmaßgeblich für die Bedingungen der Natur.

Jene großen Schwankungen der klimatischen Verhältnisse, welche, wie oben erwähnt, direkt den gewaltigsten Einfluß auf Bestand und Höhe der menschlichen Gesittung überhaupt ausüben, vollziehen sich in Zeiträumen, deren genaue Bemessung nach Jahrtausenden uns noch nicht möglich ist. Innerhalb des ungeheueren Cyklus finden aber außerdem kurze und klimatisch geringfügigere Schwankungen statt, deren Vorhandensein man bis vor kurzem gar nicht ahnte, die aber nunmehr durch die genauen und umfassenden Untersuchungen von Professor Eduard Brückner in Bern unzweifelhaft bestätigt sind. Dieser scharfsinnige Forscher hat an der Hand der Beobachtungen von etwa 800 Stationen nachgewiesen, daß das Klima auf der ganzen Erde kleine Schwankungen erleidet und zwar innerhalb einer Zeitperiode von durchschnittlich 35 Jahren. Diese Schwankungen zeigen sich im Regenfalle in dem davon abhängigen Stande der Flüsse und Landseen, wie im Luftdruck und der Temperatur. Die kühlen Perioden sind gleichzeitig feucht, die trockenen warm. Im gegenwärtigen Jahrhundert findet sich in Europa und dem westlichen Teil der Vereinigten Staaten um 1815 eine durchschnittlich kühle Periode, um 1825 eine warme, um 1840 wieder eine kühle, die sechziger Jahre waren warm und an sie schließt wieder eine kühle Periode Ende der siebziger Jahre. Die genauere Untersuchung führte Professor Brückner zu dem Ergebnisse, daß in den letzten beiden Jahrhunderten als Centra von kalten und feuchten Perioden erscheinen die Jahre 1700, 1740, 1780, 1815, 1850, 1880, als Centra von trockenen und warmen die Jahre 1720, 1760, 1795, 1830 und 1860. Die Aufzeichnungen über Regenfall und Schwankungen im Stande der Landseen reichen kaum bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts zurück; allein außer diesen gibt es noch wertvolle historische Angaben über die Eisverhältnisse der Flüsse, über das Datum der Traubenernte und über die Häufigkeit strenger Winter. Alle diese Angaben hat Professor Brückner gesammelt, gesichtet und kombiniert. Er fand auf diese Weise, daß die Schwankungen des Termins der Weinernte und der Häufigkeit kalter Winter, die sich in Mitteleuropa bis zum Jahre 1000 zurückverfolgen lassen, nur der Ausdruck der allgemeinen Klimaschwankungen der Erde sind und sich durchschnittlich in einer Zeitperiode von 35 Jahren vollziehen. Man darf nicht wähnen, daß diese klimatischen Schwankungen sich nur den Instrumenten bemerkbar machten, also nur ein theoretisches Interesse hätten ohne das praktische Leben zu berühren. Ganz das Gegenteil ist der Fall und Professor Brückner weist darauf hin, daß besonders in den trockenen Gebieten sich die hydrographischen Verhältnisse, indem sie den Schwankungen des Regenfalls folgen, ganz gewaltig ändern. „Eine Landkarte," sagte er, „aufgenommen in einer trockenen Periode bietet oft ein ganz anderes Bild dar, als eine andere, die in einer fruchtbaren Periode entworfen wurde. Seen verschwinden in den Trockenperioden, um in den feuchten wieder aufzutreten wie z. B. der Lake George in Neu-Südwales, der um 1820 und 1876, in geringerem Maße auch um 1850, ein stattlicher See von 20 bis 30 Kilometer Länge, 10 Kilometer Breite und 5 bis 8 Meter Tiefe war, in den dazwischen liegenden Trockenperioden aber völlig vom Erdboden verschwand, so daß sich Gras in seinem Becken ansiedelte. Gewaltig sind auch die Schwankungen des Großen Salzsees in Nordamerika, dessen Fläche seit den fünfziger Jahren, wo sie am kleinsten war, bis zu ihrer größten Ausdehnung in den siebziger Jahren, um voll 17 Prozent zunahm. Das kaspische Meer fiel von 1809 bis 1814 bis zum Anfang der vierziger Jahre um 3 Meter, wodurch seine Fläche um 13000 Quadratkilometer abnahm. In den trockenen Perioden versiegen Bäche und Flüsse, Sümpfe trocknen aus um in der nächsten feuchten Periode wieder zu erscheinen. Die Flußschiffahrt wird von den Klimaschwankungen in erheblichem Grade beeinflußt. So stand in den Trockenjahren um 1830 und um 1860 der Wasserspiegel im fünfjährigen Durchschnitt bei der Seine, dem Rheine, der Donau, der Weser, Elbe, Oder und Weichsel um einen halben Meter und selbst noch mehr, tiefer als in den Regenperioden um 1815, 1850 und 1880. In jener kritischen Zeit, sagt Professor Brückner, wuchsen die Hindernisse der Schiffahrt, und gar bald entstand eine gewaltige Litteratur über die Frage, was wohl die Ursache des Sinkens der Flußwasserstände sei. Meist glaubte man als solche die zunehmende Ent-

waldung bezeichnen zu müssen, allein heute wissen wir es besser: es sind die Klimaschwankungen, welche den Wechsel von Perioden nach sich ziehen, die bald dem Verkehr günstig, bald ungünstig sind. Die Landwirtschaft wird von diesen Schwankungen örtlich in ungleicher Weise betroffen. Wo Überfluß an Feuchtigkeit herrscht, sind die trockenen Jahre durch reiche Erträge der Ernten ausgezeichnet, in trockenen Gebieten tritt mit der abnehmenden Regenmenge Mißernte ein. Der große Salzsee in Nordamerika schrumpft gegenwärtig wieder zusammen und Professor Brückner glaubt, daß ausgedehnte Ländereien in der Umgebung desselben, welche in den Jahren 1870 bis 1880 anbaufähig waren und wirklich bebaut wurden, wohl bald den Ertrag verweigern werden. So erleidet entsprechend den Klimaschwankungen das Areal des anbaufähigen Landes Schwankungen seiner Größe. Auch die Weinerträge in Mitteleuropa stehen mit diesen Schwankungen im Zusammenhange. Brückner hat statistisch erwiesen, daß in den trockenen und warmen Jahren um 1830 herum jene Erträge außerordentlich groß waren; zwischen 1840 und 1855 waren sie gering und um 1860 herum nahmen sie wieder zu, bis gegen 1880 neuerdings ein Sinken eintrat. An der Thatsächlichkeit der geschilderten Klimaschwankungen kann gar kein Zweifel mehr sein und es ist nun interessant, daß sich nach den weiteren Forschungen Brückners diese Schwankungen, die sich innerhalb je 3 ⅓ Jahrzehnten vollziehen, ihrem Charakter nach genau jenen langsamen, Jahrtausende umfassenden Schwankungen der Gletscher der Diluvialzeit gleichen, welche einst die Eiszeit brachten und verschwinden ließen. Dadurch werden uns Fingerzeige gegeben über die nähere Ursache der Eiszeit und wir erkennen, daß als solche neben einer Abnahme der Luftwärme Vermehrung der Niederschläge anzunehmen ist. Das Klima der Eiszeit war nicht nur kälter sondern auch feuchter auf dem größten Teil der Landfläche der Erde. Dagegen muß in der Epoche zwischen den beiden letzten Eiszeiten das Klima dem gegenwärtig herrschenden ziemlich nahe gestanden haben, und in Mitteleuropa dehnten sich weite Steppen aus, ähnlich denjenigen, die wir heute in Asien antreffen. Die leisen, kurzzeitigen Rythmen, in welchen heute das Klima schwankt, sind nunmehr erkannt, aber über ihrer Ursache schwebt völliges Dunkel. So lange man annehmen durfte, daß die mindere Wärme und größere Feuchtigkeit eines Teils der Erde, durch die gleichzeitigen, entgegengesetzten Zustände eines anderen Teils derselben ausgeglichen würden, konnte man glauben, daß im Zustande des Luftmeeres, im Vorherrschen oder Fehlen bestimmter Windrichtungen die Ursache dieser Klimaschwankungen zu suchen sei. Allein alle Teile unsers alten Planeten werden in gleichem Sinne betroffen, es ist je nach der Phase der Schwankung überall entweder wärmer und trocken oder kühler und feucht, und deshalb muß die Ursache dieser Schwankung eine außerirdische sein. Ganz das Gleiche gilt nun aber auch für die großen und mächtigen Schwankungen, welche die Eiszeiten brachten, ihre Ursache muß eine kosmische sein, deren Sitz fern von der Erde und vielleicht auf der Sonne zu suchen ist. Wir wissen, daß die Sonnenthätigkeit periodisch lebhafter und schwächer ist, und dies könnte vielleicht die kurzen Schwankungen des Klimas erklären. Wenn aber die Sonnenwärme auch in langen Zeitläufen von vielen Jahrtausenden auf- und abschwankt, so fände sich darin eine Deutung für die Ursache der Eiszeiten, aber gleichzeitig müßte man weiter schließen, daß, was vorerst gewesen auch zukünftig wiederkehren kann. Nichts gibt uns Sicherheit, daß jene kalten Zeiten, während deren Mitteleuropa unter Eis und Gletschern begraben lag, nicht im Verlauf kommender Jahrtausende sich abermals einstellen werden, und diesen kosmischen Mächten gegenüber würde auch die menschliche Wissenschaft hilflos sein. Da, wo heute der Pflug seine Furchen zieht, wie dort wo der dampfgetriebene Hammer pocht, wird sich dann eine Eisdecke lagern; Eis wird die Strombetten ausfüllen und Gletscher werden alle Höhen überdecken, ähnlich wie heute ein mächtiger Eispanzer die Bodenerhebungen in Grönland verhüllt. Und diese Zustände werden dauern bis der alte Kreislauf der kosmischen Kräfte vollendet und ein neuer Frühling für die erstarrten Länder angebrochen sein wird. Wohl dürfen wir annehmen, daß die Menschheit in günstigeren Zonen auch eine zukünftige Eiszeit überdauern würde, aber der stetigen Entwickelung der Kultur müßte ohne Frage dadurch ein gewaltiges Hemmnis bereitet sein.

Sturm.

Wie blickt die Sonne so fahl!
Wie flattern die Wolken im Winde!
Dumpf dröhnend beugt sich die Linde —
Es wettert im Thal.

Mag's wettern — neue Pracht
Strahlt morgen aus den Blüten. — —
Mir hat des Sturmes Wüten
Nur Trümmer gebracht.

Georg Vogel.



Neues vom Büchertisch.

(Ein antispiritistischer Roman von Wilhelm Bölsche.)

Von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

Es ist gewiß nicht nur ein Zufall, daß fast gleichzeitig mit dem spiritistischen Roman des Freiherrn Du Prel „Das Kreuz am Ferner," den ich vor kurzem in diesen Heften besprochen habe, ein anderer Roman erschienen ist, dessen Tendenz, wenn der Verfasser eine allgemeine Absicht auch in der Vorrede leugnet, doch eine unleugbar antispiritistische ist. Wenn es dessen noch bedurft hätte, hat dieses Zusammentreffen jedenfalls den Beweis geliefert, welche Fortschritte in aller Stille die spiritistische Lehre gemacht hat, und daß ihre Wellen viel weitere Kreise schlagen, als der an dem Geistesleben unserer Tage achtlos Vorübergehende zu ahnen vermag. Es mag auch nur im ersten Augenblick wunder nehmen, daß in diesem belletristischen Kampf für und wider den Spiritismus der Mann der „exakten" Forschung, wie man den Freiherrn Du Prel nennen muß, trotzdem die Resultate seiner Forschung im stärksten Gegensatz zu dem stehen, was die Wissenschaft des Universitätskatheders als bewiesen ansieht, auf Seite des Spiritismus kämpft, während der Dichter, von dem man annehmen sollte, daß die mystische Seite der „Geheimwissenschaften" ihren romantischen Zauber auf ihn ausüben müßte, sich klar zum Antispiritismus bekennt. Das scheinbar Wunderliche ist doch eigentlich nur das Selbstverständliche: Der wahre Dichter erweist sich schließlich hellseherischer als alle Medien, und der Mann der exakten Forschung ist schließlich trotz allen Ernstes, trotz aller Gewissenhaftigkeit, trotz alles Wahrheitsdranges und sogar trotz alles gesunden Menschenverstandes vor den ungeheuerlichsten Trugschlüssen nicht sicher, wenn sich in der Kette seiner Voraussetzungen und Beweise auch nur der winzigste Irrtum befindet. Am wenigsten merkwürdig ist es, daß der Freiherr Du Prel trotz allen guten Willens und trotz aller Begeisterung für seine Sache einen recht herzlich mittelmäßigen und ziemlich langweiligen Roman zu stande gebracht hat, während das Werk des Antispiritisten Gläubige und nicht Gläubige in seinen Bann zwingen muß. Die Fähigkeit, einen Roman zu schreiben, findet ja fast jedes deutsche Kind des neunzehnten Jahrhunderts in seiner Wiege vor, und nicht gar zu wenige machen von dieser Fähigkeit Gebrauch, wenn sie nicht zu jung sterben und stark gereizt werden. Aber daß das Werk des Dichters schwerer wiegt und stärker wirkt, als die Frucht der Arbeitsstunden des fleißigsten Schriftstellers, ist eine Thatsache, die auch der ausgleichende Kulturfortschritt unsers Jahrhunderts bisher noch nicht aus der Welt zu schaffen vermochte. Dagegen halte ich es keineswegs für unmöglich, daß Du Prels „Kreuz am Ferner" diesen oder jenen Ungläubigen zum Spiritismus bekehrt, während „Die Mittagsgöttin" Wilhelm Bölsches (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, 3 Bde.), jener eben erschienene antispiritistische Roman, zweifellos die Reihen der spiritistisch Gläubigen nicht lichten wird, trotzdem auch diese, soweit sie litterarisch urteilsfähig sind, der Ansicht sein werden, daß Wilhelm Bölsches Roman so turmhoch über demjenigen des Freiherrn Du Prel steht, wie das Werk eines Dichters über dem Durchschnittsroman unserer Zeit nur stehen kann. Denn niemand ist schwerer zu bekehren als der gläubige Spiritist, niemand ist ungehaltener, wenn er eine natürliche Erklärung für scheinbar unerklärliche Dinge findet als dieser. Ja, die meisten gehen darin so weit, daß sie eine solche Aufklärung geradezu für ein persönliches Pech halten. Ich habe mir vor kurzem einmal den Scherz gemacht, einem spiritistisch angehauchten Freunde die Thatsache mitzuteilen, daß sich nachts dicht an meinem Bett wiederholt ein leises Klingeln vernehmen ließ, leise und zart, wie von Silberglöckchen aus einer andern Welt; daß ich Licht angemacht und mit allem Eifer und bei vollkommen wachen Sinnen nach der Ursache des Klingelns geforscht habe, ohne sie doch ergründen zu können, trotzdem sich das Geräusch auch im hellen Zimmer wiederholte. Ich erzählte ihm eine Thatsache, und sein Angesicht strahlte vor Vergnügen über die vermeintlichen Manifestationen eines Geistes. Als ich dann der Wahrheit entsprechend hinzufügte, daß ich, nachdem ich der resultatlosen Nachforschungen

müde das Licht verlöscht hatte, rein zufällig mit der einen Hand auf zwei kleine Schlüssel stieß, die ganz offen auf der Steppdecke lagen, trotzdem aber meinem angestrengten Suchen entgangen waren, empfand er diese Thatsache entschieden als etwas durchaus Ungehöriges und die ganze Erzählung, der er doch im Anfang das lebhafteste Interesse entgegengebracht hatte, als einen durchaus unpassenden Scherz. Seine Empfindlichkeit mag gerechtfertigt gewesen sein; aber die Bagatelle spricht doch dafür, daß der Spiritist seine Geister für unantastbarer hält als eine Mutter ihr Jüngstes.

Wilhelm Bölsche ist es übrigens gar nicht darum zu thun gewesen, einen Tendenzroman gegen den Spiritismus zu schreiben. Er sagt in der Vorrede seines Werkes selbst: „Der gläubige Spiritist weiß, daß mit einem subjektiv zugespitzten Fall, wie dem hier vorgetragenen, seine Sache weder steigt noch fällt.“ Das ist ein Zugeständnis, welches die Spiritisten sich zweifellos zu nutze machen werden, und ein Ausweg, auf den sie sicher auch dann verfallen wären, wenn der Verfasser ihn ihnen nicht gezeigt hätte. Bedauere ich einerseits, daß Wilhelm Bölsche selbst sein Werk damit zu einer Bedeutungslosigkeit verurteilt hat, über die es mir denn doch weit hinauszuragen scheint, so ist mir diese Resignation anderseits sehr begreiflich. Aus der Weltanschauung heraus, aus der die „Mittagsgöttin“ entstanden ist, konnte der Dichter nicht leicht seinem Werk eine größere Tragweite beimessen. Der reine, auch mit dem denkbarsten Idealismus verbrämte Materialismus, den mir der Verfasser zu vertreten scheint — es ist mir nicht ganz klar geworden, zu welchem Endziel er seinen Helden am Schlusse hinsteuern läßt — muß für jedes Ding in jedem Einzelfall seinen Beweis haben, und es ist nur korrekt gedacht, wenn er dem Beweis in einem subjektiv zugespitzten Fall nicht das Recht zugestehen will, sich ohne weiteres verallgemeinern zu lassen. Als Vertreter dieser Weltanschauung läßt auch Bölsche seinen Helden einen Weg nehmen, der in einem subjektiven Fall gewiß möglich ist, der mir aber keineswegs typisch für die Entstehung und das schnelle Anwachsen der spiritistischen Bewegung zu sein scheint. Bölsche sagt von seinem Helden: „Aus dem unbefriedigten Pessimismus, wie ihn eine unvollkommene Deutung des modernen Standpunktes der Erkenntnis schafft, sucht er Rettung im Spiritismus. Damit hebt eine Tragödie an, eine Kette der Irrungen, die ihn zum Spielball einer unberechneten Gewalt macht. Spät erst ringt er sich individuell los, mit dem Keim der Läuterung, deren Fortgang nicht mehr in meinen Rahmen fällt, die sich aber als deutliche Folgerung ergiebt.“ Wenn man der Überzeugung ist, daß nicht der Pessimismus, sondern der Materialismus der Vater der modernen spiritistischen Bewegung ist — und ich für meine Person stehe auf diesem Standpunkt — so befindet man sich nicht nur in einem grundsätzlichen Gegensatz zu Wilhelm Bölsche und der in seiner „Mittagsgöttin“ zum Ausdruck gelangenden Weltanschauung, sondern man gelangt auch zu dem Resultat, daß der Held des Romans trotz allen Ringens nach Erkenntnis auf dem Wege vom Pessimismus über den Spiritismus zum Materialismus eigentlich eine rückläufige Bewegung macht. Des Pilatus Frage: „Was ist Wahrheit?“ wird indessen schwerlich jemals ein Roman zu lösen im stande sein. Auch Wilhelm Bölsche löst sie, glaube ich, nicht. Daß er zu einem Resultat gekommen zu sein meint, das sehr weit entfernt ist von demjenigen, welches mir als feststehendes Resultat eines Strebens nach Erkenntnis erscheint, kann mir aber kein Grund sein, meine Bewunderung seines dichterischen Könnens und seiner künstlerischen Gestaltungskraft gewaltsam einzudämmen. Am Ziel sind wir wohl beide noch nicht, wenn wir auch beide auf die Führung durch Klopfgeister endgültig verzichtet haben.

„Die Mittagsgöttin“ Wilhelm Bölsches ist ein Ich-Roman, der Held erzählt selbst die Geschichte seiner Verstrickung in spiritistische Irrtümer und seiner endlichen Befreiung daraus. Sein Lebensgang prädestiniert ihn wenig für einen Anhänger des Spiritismus. Er hat Naturwissenschaften studiert und zwar ist er ein richtiger und überzeugter Schüler der modernen Wissenschaft gewesen, die alles leugnet, was sie nicht beweisen kann. Die anderseits — möchte ich speziell im Hinblick auf Darwins Nachfolger einschalten — auf allem, was sie bewiesen zu haben glaubt, babylonische Türme aufbaut. Neigung, vielleicht auch der Zwang der Notwendigkeit, haben ihn dann dazu vermocht, die eigene wissenschaftliche Forschung aufzugeben und zu denen überzugehen, welche die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung popularisieren, — zu deutsch, er ist Schriftsteller geworden. Im Alter von dreißig Jahren glaubt er schon das Facit seines Lebens ziehen zu dürfen und resignieren zu müssen: Was er noch vor sich sieht, ist nichts als ein kleines Familienglück an der Seite eines guten, lieben Mädchens, der Schwester seines Freundes, die allmählich in die Jahre hineinwächst, die ihm erlauben, seiner zahmen Werbung einen ernsthaften Charakter zu geben. Auch nur eine rein wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Spiritismus liegt ihm vollständig fern, als er eingeladen wird, einer spiritistischen Sitzung beizuwohnen, in der es sich für die ihn Einladenden darum handelt, das Medium als Schwindler zu entlarven. Das gelingt auf das vollkommenste, — das Medium, welches eben noch den Geist des verstorbenen Mannes der Generalin, in deren Haus die Sitzung stattfindet, hat erscheinen lassen, wird genötigt, selbst in einem geisterhaften Negligé zu verduften. Es ist der Durchschnittskreis von Spiritisten, in den der Erzähler geraten ist, Leute, die leicht zu täuschen sind, weil sie getäuscht werden wollen, die eine müßige Unterhaltung suchen und anspruchslos genug sind, sie sogar in den albernsten Manifestationen sogenannter Geister zu finden. Lauter Physiognomien, welche eher geeignet sind, ein erwachendes Interesse für ihre Glaubenslehre zu töten, als ein schlummerndes zu wecken.

Nur ein Mann ist in diesem Kreise, der dem Erzähler geistig beachtenswert erscheint, ein

Graf, der von Anfang an den Produktionen des Schwindlers mit einem merkwürdigen Schein von Überlegenheit gefolgt ist. Der Held glaubt einen Gesinnungsgenossen in ihm zu sehen, einen Geistesverwandten. Als sie gemeinschaftlich den Heimweg antreten, geschieht das Merkwürdige, das Überraschende nach dem, was vor beider Augen eben vorgefallen ist, — der Graf entpuppt sich als ein gläubiger Spiritist, den die Entlarvung des Schwindlers gar nicht überrascht hat, weil er von Anfang an den Schwindler in ihm vermutete, den die Thatsache, daß ein Schwindler in Spiritismus arbeitet, aber auch nicht im geringsten in seiner feststehenden Überzeugung zu erschüttern vermocht hat. Er selbst aber glaubt im Besitz der wahren Wahrheit zu sein, und sein Bericht, auf welchen Wegen er die Wahrheit gesucht und sie endlich gefunden zu haben meint, ist so merkwürdig, die Persönlichkeit des Grafen so anziehend, in seinem scheinbaren Wahnsinn so viel gesunde Methode, daß der Erzähler seine Einladung, ihn auf seinem Schloß im Spreewalde zu besuchen und sich selbst zu überzeugen, nicht abschlagen mag. Am nächsten Tage reisen beide gemeinschaftlich auf die Besitzungen des Grafen, auf das alte Schloß, das ein weibliches Medium und die Gemeinde des Grafen, vorläufig nur aus drei halbgebrochenen männlichen Existenzen, einem Maler, einem Dichter und einem Hauptmann a. D. bestehend, beherbergt. Der Maler, ein grüblerisches Genie, dem es an Koncentrationskraft fehlt, der Dichter ein Versemacher, der Hauptmann a. D. ein Herr von unklaren Gedanken, der aber die Neigung hat, möglichst viel Gedanken anderer unverdaut in sich aufzunehmen, — alle drei Naturen, die auf sich selbst angewiesen unter die Räder kommen müßten, und denen der Graf, halb in einer großmütigen Aristokratenlaune, halb vor seiner Bekehrung verfolgte sozialistische Theorien im kleinen und als Privatsport weiterspinnend, ein Asyl geschaffen hat. Den Mittelpunkt dieser kleinen Gemeinde bildet das Medium, Lilly Jackson, wie der Graf behauptet und selbst glaubt, eine in ihren Vermögensverhältnissen unabhängige Amerikanerin von unbestimmbarem Alter und sehr anfechtbaren Reizen. Ihr Auge indessen ist das richtige Seherinnenauge und erklärt einigermaßen die unbedingte Souveränität, mit der Lilly Jackson über ihre vier Gläubigen herrscht. An dem Helden selbst aber geht die Verzauberung, in dem ihm die ganze Gegend, das Schloß und seine Bewohner zu liegen scheinen, zunächst spurlos vorüber. Er bleibt ein kühler Beobachter, er ist es auch trotz einer gewissen Nervenerregung, als in einem Gartenhause des Parkes die erste spiritistische Sitzung beginnt. Lilly Jackson wird in einem Nebengelaß von ihm und dem Grafen gefesselt, wie der Graf mit einem milden Lächeln meint, eine Zeremonie, die dem Gast zu Ehren geschieht, auf welche die Gläubigen selbst aber seit lange keinen Wert mehr legen.

Der erwartete Geist erscheint in dem verdunkelten Gartensaal, in dem die Gläubigen und der Zweifler seiner harren. Sehr verschieden von dem Geist des Generals, den der Schwindler erscheinen ließ und der sich nur sehr vorsichtig mit maskiertem Kopfe aus der die Thüre des Nebenzimmers verdeckenden Portiere heraustraute. Ein Geist, der furchtlos, schwebenden Schrittes dicht an den Grafen herantritt, eine ins Geisterhafte verwandelte Mädchengestalt, die Erscheinung einer auf gräßliche Weise umgekommenen Jugendgeliebten des Grafen, die ihn an Dinge erinnert, die nur ihm und ihr bekannt sein können. Als wollte dieser Geist sein Schicksal geradezu herausfordern, schwebt er dann in greifbarer Nähe des Zweiflers. So sehr trägt die Erscheinung das Gepräge des Gespenstischen an sich, daß aus dem Saulus schon halb ein Paulus geworden ist, — da bemerkt der Erzähler auf der weißen Gespensterhand, die ihn mit eisiger Kälte streift, einen roten Fleck, wie er auf Lilly Jacksons Hand von einem glühenden Tropfen zurückgeblieben ist, der beim Ansiegeln im Nebengelaß aus Versehen darauffiel. Das gibt ihm die Klarheit des Denkens und die Entschlossenheit des Handelns zurück, er greift zu — ein gräßlicher Aufschrei, schwer wie eine Leiche ruht die Gestalt Lilly Jacksons in seinen Armen. Der Erzähler erwartet natürlich, die vier Gläubigen in heller Empörung über den ihnen gespielten Betrug zu sehen. Aber alle vier zeigen keine Spur von Überraschung. Der Graf hat nur einen taktvoll leisen Tadel für den Gast, der dem Medium die gesundheitsschädliche Szene nicht ersparen konnte. Denn gegen seine Theorie beweist die Thatsache, daß der Eingeladene statt eines Geistes das Medium selbst in seinen Armen hält, absolut nichts. Er hat gar nichts anderes erwartet, denn er ist kein Kind, welches glaubte, Geister ließen sich greifbar materialisieren. Seine Theorie ist folgende: Abgeschiedene Geister sind im stande, zeitweilig sich in dem Körper des Mediums, dessen eigner Geist dem abgeschiedenen so lange die Wohnung räumt, zu manifestieren. Beweis, daß Lilly Jacksons schwacher Körper im stande war, Fesseln zu brechen, die sie im wachen Zustande nicht hatte sprengen können, daß der aus ihr redende Geist ihm Dinge offenbarte, von denen ihr eigner Geist niemals etwas gewußt hat. Diese Theorie ist natürlich verblüffend, aber nicht geeignet, den Erzähler zu bekehren. Er verläßt das Schloß, höflich und ohne Groll, aber mit einem erklärlichen Mitleid für das Quartett partiell Gestörter, das es birgt, und mit einem Gefühl fast von Haß gegen die Betrügerin, in deren Netz sich die vier gefangen haben.

Er hat zwei fast schlaflose Nächte hinter sich, als er nach Berlin zurückkehrt, zwei an Aufregungen reiche Tage, die in ihm nachzittern. Zudem peinigt ihn das Gefühl, daß er das Mädchen, an das er seit lange als an die zukünftige Lebensgenossin gedacht hat, über einer Lilly momentan vergessen hat In dieser Stimmung erhält er, an der Wohnung des jungen Mädchens angelangt, die Nachricht, daß dasselbe auf eine dringende Depesche hin zu dem Bruder, seinem Freunde, gereist ist, eine Depesche, wie man sie nur erhält, wenn ein großes Unglück

geschehen ist, wie die Portiersfrau geschwätzig meint. So geht er nach Haus, unruhig im Innern, körperlich abgespannt. Und nun geschieht ihm etwas Seltsames. Aus allerlei Grübeleien hört er plötzlich deutlich den Namen seines Freundes heraus, und dann sieht er ihn selbst, seine Gestalt, nur das Gesicht deutlich, das andere verschwommen, wie bei jenen Truggespenstern des Taschenspielers, den zu entlarven er selbst geholfen hat. Dann aber wird die Gestalt plötzlich sehr hell, fast blendend, er sieht mit einer Schärfe, die jedes Fältchen erkennen läßt, daß sie ein weißes Faltenhemd trägt, — „an der linken Stelle der Brust war eine Stelle der Leinwand lebhaft gerötet, naß, zwei oder drei Tropfen, zweifellos Blut, zeigten sich etwas tiefer unten zerstreut, dicht darunter traten am Ende des gestärkten Brusteinsatzes die rot aufgestickten Initialen E. T. vollkommen deutlich hervor. Die Gestalt schien sich nicht zu bewegen, sie sah mich nur fest an. Jetzt aber vollzog sich in mir ein ungestümer Gedankenprozeß, es schoß mir wie ein Blitz durchs Hirn: du träumst, wach auf, deine Augen sind ja geschlossen. Wie ich glaubte, öffnete ich unmittelbar darauf die Augen wirklich und mit einem förmlich schmerzhaften Ruck; ich sah die Kerze, den Tisch, das ganze Zimmer, — hinter der Kerze aber und also von dieser bestrahlt, stand auch jetzt noch fest und deutlich Edmunds Gestalt mit der blutigen Brust. Ich meinte mit absoluter Sicherheit zu wissen, daß ich wach und klar bei Besinnung sei. Ich sah den praxitelischen Hermes über Edmunds Kopf und sah, daß die Gesichtsfarbe der Erscheinung viel gelblicher war als die Gipsbüste, — ja, noch mehr! ich sah zu beiden Seiten des Kopfes und der Schultern des Menschenbildes die fortlaufenden Bücherreihen des Regals, ich las im Gefach, das der Kopf durchschnitt, links auf einem hellgrauen Bücherrücken: „Darwin, Entstehung der Arten," rechts auf einem dunklen Lederrücken: „Schopenhauer, Welt als Wille und Vorstellung II" und ich wußte, daß der Kopf noch einen ebensolchen grünen Band Darwin und Schopenhauer I bedeckte, ich las ferner in Schulterhöhe der Gestalt links auf dem zunächst befindlichen fünften Bande des Meyerschen Konversationslexikons die Inhaltsangabe „Distanzgeschäft bis Faidherbe," und rechts auf dem danach wieder sichtbaren vierzehnten Bande „Rüböl bis Sodawasser," es waren also auch hier gerade so viel Bände unsichtbar, als ein davor stehender wirklicher Mensch mit voller Schulterbreite bedecken mußte. Diese Bücher selbst und im weiteren auch das ganze Gemach kamen mir im Reflex des grell weißen Hemdes heller vor, nach unten schnitt die Schattenlinie des Tisches genau den Körper der Erscheinung ab, wie es bei jedem wirklichen Besucher der Fall gewesen wäre. Während ich nun das alles, wie mir schien, bei klarstem Bewußtsein beobachtete, bewegte Edmund langsam den Arm, zugleich glaubte ich eine laute Stimme zu vernehmen: „Er ist im Duell gefallen — und ich bin das zweite Gesicht." Eine kurze Weile ließ mich das merkwürdigerweise ganz kalt, ich fuhr fort, Kleinigkeiten zu studieren, wie um mich immer mehr zu vergewissern, daß ich bei wachem Verstande sei, — ich erinnerte mich bei einem der merkwürdig plastisch herausschwellenden Blutstropfen des Hemdes an jenes Siegellacktröpfchen auf Lillis Hand, und ich bemerkte einen mattbraunen Fleck ganz oben in der Faltenbrust, der von verschüttetem Kaffee herzurühren schien. Das ist Edmunds Art sonst nicht, dachte ich, es muß in der nervösen Aufregung vor dem Duell geschehen sein. Plötzlich fühlte ich, daß von der Erscheinung eine eisige Kälte ausging, zugleich ertönte nochmals die Stimme: „Ich bin das zweite Gesicht," mit starker Betonung das „zweite." Und als besage gerade dieses Wörtchen diesmal wirklich etwas Ungeheuerliches, so sträubte sich mir im gleichen Augenblicke das Haar, wie mir vorkam, mit einem schmerzenden, förmlich raschelnden Geräusch, ein Schauer durchrann meinen Körper, die Lippen öffneten sich in furchtbarer Anstrengung zu einem Schrei ... in der Sekunde, in welcher mein Ohr diesen eigenen Laut als rauhes Schnarren vernahm, war die Vision verschwunden, die Bücherreihen schlossen sich wieder lückenlos, wenn sie auch jetzt so im Schatten lagen, daß ich kaum noch eine Schrift erkennen konnte. Ich war allein"

Der Erzähler konstatiert, daß es eben elf Uhr geschlagen hat, als die Erscheinung verschwunden ist, er notiert jede Einzelheit, und als am nächsten Morgen eine Depesche der Schwester seines Freundes eintrifft, die ihm meldet, daß dieser am vorangegangenen Tage im Duell schwer verwundet und um elf Uhr seiner Wunde erlegen ist, da hat der als Saulus aus dem Spreewalde Heimgekehrte sein Damaskus gefunden. Er glaubt einer Thatsache, deren Möglichkeit die Wissenschaft leugnet, gegenüberzustehen, er glaubt seinen in weiter Ferne gestorbenen Freund in dessen Todesstunde leibhaftig vor sich gesehen zu haben, ihm seinen Tod ankündigend, und er ist zu ehrlich, um die Thatsache dem absoluten Ruhm der Wissenschaft zu opfern. Die Art, wie ein berühmter Vertreter der Wissenschaft die angebliche Thatsache als etwas ihm unbequem Erscheinendes einfach zu negieren sucht, bringt ihn vollends aus dem Gleise. So kehrt er dorthin zurück, wo man das Übersinnliche nicht fortleugnet, sondern ihm ernsthaft nachgeht, wo man die exakte Forschung nicht mit der Erklärung des Natürlichen sich begnügen läßt, sondern mit Menschenwitz das Übernatürliche aufzuhalten unternimmt, in das Grafenschloß im Spreewalde.

Aus dem bis hierher skizzierten Gange der Handlung wird der Leser erkennen, daß es Wilhelm Bölsche in der That mehr darum zu thun gewesen ist, den Entwickelungsgang eines über das Durchschnittsniveau hinausragenden Menschen zu zeichnen, als nur gegen den Spiritismus zu Felde zu ziehen. Gerade das aber ist es, was seinen Roman über ein Tendenzwerk weit hinaushebt. Dem Gange der Handlung weiter zu folgen, scheint mir um so unnötiger, da ich dem Roman viele Leser wünsche, und das Interesse auch an einer wirklichen Dichtung nicht erhöht wird, wenn man über den Ausgang der Handlung von vornherein unterrichtet ist. Es lohnt

sich wirklich, sich selbst in Bölsches „Mittagsgöttin“ zu vertiefen, den Roman selbst und nicht nur über ihn zu lesen; es mag also genügen, daß der Erzähler sich für eine Zeit selbst der Gemeinde der Gläubigen im Spreewalde anschließt, bis Lilly Jackson des Schwindels überführt wird, und jenes „zweite Gesicht,“ das sein Gemüt für Irrtümer empfänglich vorbereitet hat, sich als ein Traum erklärt, der in seinen Einzelheiten mit den Vorgängen der Wirklichkeit keineswegs zusammenzupassen ist. Um die Leselust der Leser indessen zu reizen, mag nicht unerwähnt bleiben, daß der Roman nicht nur zu denen gehört, die ein feineres psychologisches Interesse wecken und befriedigen, sondern daß er auch an Spannung und Handlung außergewöhnlich reich ist. Keineswegs geneigt, diesen letzteren Vorzug zu unterschätzen, — für einen sogenannten äußeren Erfolg ist er einer Romandichtung sogar unerläßlich, — scheint mir indessen doch weder hierin noch in dem Psychologischen die Hauptbedeutung dieses Romans zu liegen. Beide Vorzüge sind auch den Werken anderer Autoren in mehr oder minderem Grade eigen; in einem Punkte aber ist Wilhelm Bölsche ohne Vergleich — in seiner Darstellungsweise. Zweifellos ist er Realist, aber sein Realismus hat Farbe. In seiner Schilderung, mag sie den Schauplatz seines Romans, die Straßen Berlins, die Spreewaldeinsamkeit, irgend ein Interieur zeichnen oder mag sie seelische Vorgänge zerfasern, geht er bis ins äußerste Detail, aber über dieser Miniaturmalerei liegt die das Bild zusammenfassende und harmonisch abtönende dichterische Stimmung. Das ist gewiß nichts anderes, als was die deutschen Realisten vor Wilhelm Bölsche auch beabsichtigt haben; aber Wollen und Können ist nicht immer dasselbe. Dieser Bölschesche Realismus hat nichts gemein mit photographischen Augenblicksbildern, schon deshalb nicht, weil er das Hauptobjekt des Bildes immer im Mittelpunkt desselben hält, und weil alles Nebenwerk, so viel Sorgfalt ihm auch gewidmet ist, doch niemals die Aufmerksamkeit von diesem Hauptpunkt abzieht. Es ist ein künstlerischer Realismus, den auch diejenigen Leser bewundern werden, welche die geistige Entwickelung des Helden des Romans — und auch diejenige des Dichters — noch nicht für abgeschlossen halten.



Zu unsern Bildern.

Ungebetene Gäste sind das Hühner- und Spatzenvolk auf Paul Meyerheims Bild „Nicht geladen“; aber wie es gewöhnlich zu sein pflegt, die ungebetenen Gäste sind auch hier die unbescheidensten. Das Studienblatt Adolf Menzels zeigt uns einen Trompeter der Gardekürassiere von der Armee Friedrichs des Großen. Zeitgemäß ist das Bild „Die Kartoffelernte“ von Cas. Geibel. Schade, daß der Ausfall der diesjährigen Ernte viel zu wünschen übrig gelassen hat. Henriette Ronner hat einen großen Ruf als Katzenmalerin. Ihre ruhenden Kätzchen zeigen, wie sorgfältig sie jede Bewegung der Tierchen studiert. Ob die „strenge Kritik“ Werner Zehme's auch eine sachgemäße sein wird, erscheint uns zweifelhaft. Aber da der brave Schiffer sie voraussichtlich nicht drucken lassen wird, kann sie dem malenden Fräulein auch gleichgültig sein. Bei uns ist das Schach nur ein Spiel der Gebildeten; im Orient beschäftigt sich auch der Eseltreiber mit ihm, wie das Bild von F. Max Bredt beweist. Der lange Markt in Danzig ist eine der schönsten Radierungen des genialen Mannfeld. Konrad Ahrendts Mönchguterin mag manchem unserer Leser während einer Sommerfrische in Rügen selbst begegnet sein.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Bibra-Gleißenthal(?), Th. von. — Die Wunderblume des Glücks. Eine Novelle. Gustav Fock, Leipzig.

Bode, Fritz (Hans Elben). — Meergold. A. Spener'sche Buchhandlung, Aralsen.

Bonne, Georg. — Kampfgesänge und Friedensklänge. Zeitgemäße Dichtungen. Georg Hertz, Würzburg.

Brock, Dr. Leopold. — Die Brandenburger bei Szlankamen und im Türkenkriege 1691—1697. Max Babenzien, Rathenow.

Calderon. — Ausgewählte Schauspiele. Zum erstenmal aus dem Spanischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen von Prof. K. Pasch. Band I: Spaniens letzter Zweikampf. Der Galicier Luis Perez. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i/Br.

Dekorative Vorbilder. Eine Sammlung von figürlichen Darstellungen und kunstgewerblichen Verzierungen für Zeichner, Maler, Graphische Künstler, Dekorateure, Bildhauer, Architekten. Jahrg. 1891/92. Heft 4. Julius Hoffmann, Stuttgart.

Drummond, Henry. — Innere-Afrika. Erlebnisse und Beobachtungen. Mit 1 Karte und 10 Abbildungen. 2. Aufl. Friedrich Andreas Perthes, Gotha.

Flett, M. Charlotte. — Sommergluten. Roman. Otto Janke, Berlin.

Fleischmann, Otto. — Wider die Sozialdemokratie. Eine Streitschrift. J. J. Taschers Buchhandl., Kaiserslautern.

Förster, Eli geb. Nietzsche. — Dr. Bernhard Försters Kolonie Neu-Germania in Paraguay. Aktiengesellschaft „Pionier," Berlin.

I migliori libri italiani consigliati da cento illustri contemporanei. Ulrico Hoepli, Mailand.

Keller, Alfred von, Rittmeister a. D. — Leitfaden der Heraldik. Friedrich Stahn, Berlin.

Knötel, Richard. — Uniformenkunde. Lose Blätter zur Geschichte der Entwickelung der militärischen Tracht in Deutschland. II. Band. Heft 5. Max Babenzien, Rathenow.

Krieg, Dr. Martin. — Der praktische Experimental-Physiker. Hilfs- und Handbuch zum Experimentieren und Anfertigen von Apparaten, Maschinen 2c. Für weitere Kreise bearbeitet nach „Experimental Science" von George M. Hopkins. Mit 456 Figuren, Tafeln, Skizzen. Fabersche Buchdruckerei, Magdeburg.

Memoiren der Königin Natalie von Serbien. Autoris. Übersetzung. Georg E. Nagel, Berlin.

Meyer, Erich. — Das Recht der Gegenwart. Roman. Otto Janke, Berlin.

Offizielles Festalbum des historischen Zuges zur Gründungsfeier der Stadt Bern (1191—1891) nach Programm von K. Howald gezeichnet von Robert v. Steiger. Nydegger & Baumgart, Verlagshandlung, Bern.

Oskar II, König von Schweden und Norwegen. — Prosaische Schriften. Mit Allerhöchster Autorisation übersetzt von Emil Jonas. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. Hamburg.

Pressentin, Botho von. — „Wenn und Aber." Roman. Otto Janke, Berlin.

Memoiren der Marquise von Pompadour. Deutsch von H. Georg Nahstedt. Georg E. Nagel, Berlin.

Rosegger, P. K. — Gedichte. Mit 16 Illustrationen. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Schilling v. Canstatt, Heinrich Freiherr. — Durch des Gartens kleine Wunderwelt. Mit 418 Originalzeichnungen. Lfg. 3, 4. Trowitzsch & Sohn, Frankfurt a. O.

Schneider, Carl. — Die Hamburger Turnerschaft von 1816, von ihrer Begründung bis zur Gegenwart. Anläßlich des 75jährigen Bestehens der Turnerschaft im Auftrage des Turnrates verfaßt. Mit 7 Abbildungen. Otto Meißner, Hamburg.

Schölermann, Wilhelm. — Freilicht! Eine Plein-air-Studie. Felix Bagel, Düsseldorf.

Schreyer, Hermann. — Die Hochzeit des Achilleus. Drama. C. Bertelsmann, Gütersloh.

Schweizerische Rundschau. Herausgegeben von Prof. Dr. Ferd. Vetter in Bern. 1. Jahrg. Nr. 8. Festnummer zur Bundesfeier. Verwaltung der Schweizerischen Rundschau, Bern.

Spreewald-Album. 19 Ansichten in Leporello-Ausgabe. Spreewald-Buchhandlung, Lübbenau.

Steinbrecht, C. — Schloß Marienburg in Preußen. Führer durch seine Geschichte und Bauwerke. Mit 6 Abbildungen. Julius Springer, Berlin.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

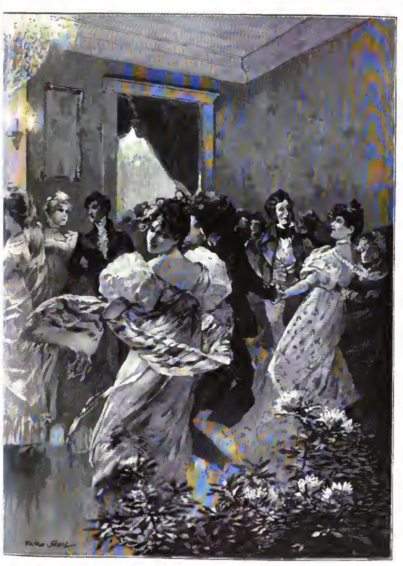
Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.


Velhagen
und
Klasings
Monatshefte
November 1891



Hochzeitsball zu Anfang dieses Jahrhunt



:tto. Nach einer Aquarelle von Fried. Stahl.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VI. Jahrgang 1891/92. Heft 3, November 1891.

Majestät.

Roman von A. Baron von Roberts.

(Fortsetzung.)

Mit einem gewissen geschmeidigen Emporschmiegen seiner Schultern lenkte er ein:

„Es liegt ja nicht aus dem Bereich der Möglichkeit, daß noch nachträglich sich ein successionsfähiger Nachkomme einstellt. Aber das Einfachere wäre wohl eine baldige Heirat Eurer Majestät.“

Wieder verzogen sich die Mienen des Königs zu einem hellen Lächeln: das Wort „Heirat“ behielt einstweilen für ihn einen prickelnd scherzhaften Klang; dann aber machte dies Lächeln einer verwundernden Neugier Platz, als der Regent nach kurzer Pause fortfuhr:

„Auch gälte es die Gelegenheit nicht zu versäumen. Wir haben keine große Auswahl und wir müßten es als eine besondere Chance betrachten, wenn sich eine hohe Heiratskandidatin unter völlig passenden Verhältnissen bereit fände —“

Hieran schloß der alte Herr eine Aufzählung der zur Zeit heiratsfähigen und disponiblen Prinzessinnen Europas. Er hatte sich in seinem Sessel zurückgelehnt, die Hände auf die Knäufe der Seitenlehnen gelegt, die er zu polieren begann. Und jetzt erst, während dieses Vortrags, ward es dem König offenbar, daß es sich um einen wohldurchdachten Plan handelte, dessen Ausführung die Staatsräson gebieterisch forderte; es wurde ihm innerlich schwül dabei, so sehr seine Mienen die unbefangene Aufmerksamkeit heuchelten.

Zuerst zählte der Vortragende diejenigen „Kandidatinnen“ auf (welch ein häßliches Wort! dachte der König), die aus politischen, religiösen, dynastischen oder andern wichtigen Gründen ausgeschlossen waren. Dann kam die Liste der allenfalls Annehmbaren, bei denen eine Bewerbung auf keinerlei Schwierigkeiten stoßen würde; unter ihnen befand sich die durch ihre Schönheit, Liebenswürdigkeit und Talente hervorragende Prinzessin Maria von M. Der König kannte sie, ihr Haus und das seine waren ganz aus der Ferne verwandt; bei den Tanten im Prinzessinnenpalais, die solche Beziehungen pflegten, hatte er ihr Bildnis gesehen; die Tanten waren entzückt davon, und er hatte schon öfter mit in das Entzücken eingestimmt.

Bei dem Namen schnellte er leicht empor, und es regte sich etwas wie das Gelüste eines Kindes in ihm, von den dargereichten Spielsachen dasjenige auszuwählen, das sich besonders durch seinen äußeren Glanz bemerkbar machte. Ein kurzes „Ah“ entfuhr seinen Lippen.

Der „Eiserne“ dort im Sessel ließ sich durch diesen Vokal nicht aus dem Text bringen; nachdem er die Lehnen mit seinen Händen etwas schneller poliert, sagte er überaus trocken, im dienstlichsten Ton, ohne mit einem Fältchen zu zucken:

„Prinzessin Maria von M. ist arm; sie hat nichts und ihr Haus ist nur ein Großherzogliches. Das hilft uns nichts, bringt uns nicht weiter. Wir müssen höher hinaus, wir müssen das Beste nehmen, was zu haben ist! Wir sind jung, ein aufkommendes

Reich, und wir wollen noch wachsen! Prinzessin Maria von M. kommt also ebenfalls nicht in Betracht."

Damit war auch diese „Kandidatin" abgethan. Die spießbürgerliche Rücksicht auf Rang und Reichtum! Wer denn nun? Resigniert hörte der König weiter.

„Wir müßten, wie gesagt, so hoch als möglich greifen. Wir wollen und dürfen etwas wagen. Wir wollen nicht die Bescheidenen spielen, sondern unsre junge Kraft und unsre berechtigte Zukunft in die Wagschale werfen."

Der König war sehr gespannt und ein Gefühl beschlich ihn, als wenn die vom Regenten ins Auge gefaßte „Kandidatin" wohl wenig Verlockendes in rein menschlicher Hinsicht aufzuweisen haben müßte, weil er ihre Person mit so wichtigen Motiven gleichsam herrauszuputzen suchte.

Dr. Terzka war mit dieser Drapierung noch nicht zu Ende.

„Ich weiß ja sehr wohl, daß in unsrer Periode, wo der Realismus, Dank unsrer aller Meister Bismarck, auch in der Politik so große Erfolge erringt, dynastische Verbindungen gegen frühere Zeiten einen minimalen Wert besitzen. Die Völker schlagen sich auch unter der Verwandtschaft ihrer Herrscher die Köpfe ein. Aber immerhin würden wir, die Kleineren, die wir als Faktor der großen Weltpolitik einstweilen noch kaum eine Rolle spielen, moralisch ungeheuer wachsen durch die verwandtschaftliche Allianz unsrer Dynastie mit einer der großen, ausschlaggebenden Mächte. Ich meine niemand Geringeres als Prinzessin Ottilie von Z."

Der König erinnerte sich, daß vor einiger Zeit von einem anderweitigen Heiratsprojekt dieser Prinzessin die Rede war. Ein Porträt von ihr war im Tantenpalais nicht vorhanden, auch war sie dort nie recht beachtet worden. Der schwarzeiserne Leuchter dort auf dem Tisch, der vom Wachs häßlich überträufelt war, hatte nicht mehr Interesse für ihn! In seinem Innern geschah eine ganz kurze Empörung, ein Überbleibsel jenes Trotzes, der ihn vor zehn Jahren seinem Gefängnis entfliehen ließ.

„Ist sie hübsch?"

Es war ihm wider Willen entfahren. Es klang lächerlich, ja verbrecherisch naiv in solch wichtiger Sache. Das fühlte er sofort. Und er fühlte auch die Röte, die ihm darob ins Antlitz schoß; aber mit um so schärfer gespannten Augen starrte er den Regenten an. Das Wort war heraus; es enthielt seine Ansicht, die er nun einmal der Staatsraison entgegensetzte. Und eine Schadenfreude stachelte ihn, als er zu bemerken meinte, daß es einigermaßen verblüffend auf den Alten wirkte.

Dr. Terzka sagte nichts, auch wandte er sein Gesicht nicht nach dem Ausrufe hin; das fürchtete am meisten der König, denn die schwarzen Augen, deren unauslöschliches Feuer auch jetzt noch immer unter den gewaltigen grauen Büschen der Brauen zu lodern pflegten, hatten etwas dämonisch Bannendes. Aber dies Gesicht nahm plötzlich etwas von seinem verhärteten Papageienausdruck an: — jetzt wird er gleich mit seinem Schnabel losfahren und die Frage einfach aufgreifen, um sie spurlos zu verschlingen!

Doch der Schnabel fuhr nicht los. Nach einer kurzen Pause, die dem Könige wie eine große und öde Fläche erschien, geschah um den zahnlosen und eingesunkenen Mund des Alten eine seltsame Bewegung, die der König zu seiner Freude als eine Verlegenheit deutete; und nun bereute er es nicht, das Wort hervorgeschleudert zu haben. Wieder schmiegten sich die eckigen Schultern des Alten empor, wie ein menschliches Bedauern, daß man dem jungen prächtigen Kerlchen dort mit solchen Unerquicklichkeiten zusetzen müsse.

„Prinzessin Ottilie von Z. —" begann der Regent mit dem Versuch eines ihm sonst nicht gewohnten, schonenden Tones — „wird als ein Charakter gerühmt."

O Gott! dachte der König erschreckend. Ein Charakter: es war der Ersatz für die Schönheit!

„Übrigens weiß ich nicht einmal, ob es im dynastischen Interesse läge, dem Lande eine Königin zu präsentieren, deren einzige Mitgift in ihrer Schönheit bestände."

Dieser Hieb zielte wieder nach Miraflos. Wäre es eben nicht ein Neunzigjähriger, wäre es eben nicht Dr. Terzka, so würde der König auffahren und sich ein- für allemal solche Angriffe auf seine Mutter verbitten. Zwischen seinen Brauen wetterten die Unmutsfalten, doch dachte er an den gestrigen Besuch in Miraflos und schwieg.

„Prinzessin Ottilie ist die jüngste Tochter des Königs von Z.," fuhr Terzka in nachdrücklichem Lehrton fort. „Sie hat einen König und einen Kaiser zu höchstihren Schwägern. Es wäre, bürgerlich gesprochen, eine Partie ersten Ranges. Wir würden gleichsam in die hohe Politik hineinheiraten, wir würden uns die mächtigsten Interessen zu Alliierten erwerben. Es wäre die Lösung der leider nur zu verjährten Brialla-Frage, deren Erledigung dann auf keine ernstlichen Schwierigkeiten mehr stoßen würde. Es würde dadurch endlich der unserm Handel so notwendige Weg nach dem Meere frei."

„Es wäre also die Wunderfee," fiel der König leicht spöttisch ein, „die uns aus allen Verlegenheiten erlösen würde."

„Ich will damit nicht sagen," erwiderte Dr. Terzka, „daß eine Heirat uns von eigenen Anstrengungen dispensierte. Und ich würde mich auch ohnedem schon anheischig machen, aller entgegenstehenden Schwierigkeiten Herr zu werden. Nur brauche ich Zeit, und ich habe eben nicht viel Zeit. Auch zweifle ich nicht, daß Majestät dereinst auch ohne diese Heirat ...."

„O, ich sträube mich ja garnicht dagegen!" rief der König. „Gern, sehr gern!" Und er lachte erzwungen. „Eine Heirat aber ist, wie ich mir denke, eine wichtige persönliche Angelegenheit, auch für einen König."

Er dachte an den düstern Schatten, den die Heirat seiner Eltern über das Land gebracht, und das Lachen verschwand von seinem Antlitz.

Majestät hätten vollauf Zeit, sich zu entscheiden. Majestät würden diese wichtige Frage sorglich in Erwägung ziehen! Wir würden die Verlobung erst mit Hochdero Regierungsantritt proklamieren.

„So? Also es müßte nicht gleich morgen sein?" rief der König abermals spottend. Und er sprang auf. „Nun, natürlich würde ich mir die Sache überlegen!" Er warf sich dabei mit einem Anflug majestätlicher Wichtigkeit in die Brust, nahm die Reitgerte, die er vorhin auf den Tisch gelegt, und tippte mit einem leichten Schlag auf die Stulpstiefel.

Sofort aber schämte er sich der übermütigen Regung dem Neunzigjährigen gegenüber, der sich eben anschickte, seine steifen und von der Last der Arbeit gebeugten Glieder aus dem Sessel emporzuheben.

„Schon gut — schon gut, liebe Excellenz!" bat er, und er senkte seine Hände auf die breiten, horizontalen Schultern des Greises und drückte ihn in sanfter Zärtlichkeit wieder auf den Sitz hernieder. „Nun muß ich aber fort. Ins Kolleg. Ich möchte meine Zeit noch ausnutzen bis dahin — bis zur Heirat!" lachte er. „Es gibt noch viel zu lernen! — nicht? Wollen Excellenz mir nicht übelnehmen, wenn ich zuvor mich noch tüchtig auslache über die famose Idee? Heiraten — nun ja, ich thue alles, was verlangt wird von einem König! Und ich werde auch heiraten — natürlich werde ich heiraten — heiraten! . . ."

Wie das hallte in dem gardinen- und teppichlosen Raum! Und welch griesgrämiges Gesicht die dicken Aktenfascikel dort auf dem Tische dazu machten!

Das Antlitz des Greises ruckte in kurzen, vogelartigen Absätzen herum nach dem König hin, der lachend und mit blinkenden Zähnen ihm von der Thür her zuwinkte. Ein Anflug freundlichen Behagens flog über die tausend Fältchen, und es nickte halb widerstrebend zum Gegengruß, die Majestät vergessend, wie ein Vater seinem Sohne zunickt, ein stummes Geständnis: Du bist doch ein prächtiger, braver, gehorsamer Junge!

11. Belvedere.

Dem König wollte heute der national-ökonomische Vortrag in der Universität sehr wenig behagen. „Heirat!" Das lächerliche Wort umflirrte ihn auf der schmalen Kollegienbank, mechanisch nur machte er diesmal seine Notizen. Darauf erwartete ihn im Schlosse ein kriegsgeschichtlicher Vortrag. Auf halbem Wege dorthin aber ließ er den Wagen umwenden. Wohin? — Nach Miraflos? Was sollte er da? Bundesgenossen werben gegen den Heiratsplan des Alten? Das wäre nicht loyal gehandelt. Plötzlich sah er bei der Kreuzung einer langen Parkallee ganz in der Ferne etwas Helles leuchten: Schloß Belvedere, die Residenz des Prinzen Mitzlaw. Und sofort ward ihm bewußt: dort wohnt das Glück! Eine magnetische Anziehungs-

kraft übte es auf ihn aus. Ja dorthin! Glück, Zufriedenheit, das Leben in seinem harmlosesten Tagesgenusse erquickend verkörpert. Ja dort fände er Verständnis für den seltsamen Alarm, in den ihn Dr. Terzkas Heiratsplan versetzt. Also nach Belvedere! —

An manchen Tagen konnte man in den Straßen der Residenz ein gewisses Ehepaar schlendern sehn, er, der Gatte, ein zwar noch junger, aber von jovialer Behäbigkeit strotzender Herr mit sympatischem, etwas stark gerötetem Gesicht, das ein kecker, aufwärts gebogener Schnurrbart schmückte; sie die Gattin, die ziemlich enggeschmiegt an seinem Arme hing, eine rundliche, sehr bewegliche Blondine, der eine „starke Zukunft" bevorstand, mit einem freundlichen Rosagesicht und sehr schmalen Augen. Die Leute wichen respektvoll zur Seite vor dem Paare, grüßten und freuten sich: „Prinz und Prinzessin Mitzlaw!" hieß es. Am meisten freute man sich über die drei allerliebsten, in duftiges Weiß gekleideten Prinzeßchen, die mit angefaßten Händchen und musterhafter Artigkeit vor den Eltern hertrippelten. Hie und da schwenkte die Gruppe an einem der Schaufenster ein, um gemeinsam die dort aufgestapelten Kostbarkeiten zu betrachten; auch sah man die „Musterfamilie," wie sie im Volke genannt wurde, gleich andern guten Spießbürgersleuten eine Bank der Promenade besetzt halten, oder sie erfrischte sich etwa an einer Selterwasserbude, immer voll fröhlichen Lebens, immer ein herzerquickender Anblick für alle, die solchen Szenen begegneten.

Prinz Mitzlaw, der langjährige Pariser Student, der ehemals fast mehr als flotte Lebemann, war, nachdem er sich die Hörner abgelaufen, von der Staatsraison gleichfalls in die Ehe gesteckt worden, und siehe da, diese Konvenienz- und Zweckehe schlug zu aller Erstaunen auf das günstigste aus; Prinz Mitzlaw wunderte sich zuweilen wohl selbst noch, wie es gekommen, daß er zu solch' glücklichem Gatten und fünfmal glücklichem Vater umgewandelt worden war.

Schloß Belvedere war nach dem Tode des Prinzen „Canaris" in den Besitz seines Sohnes übergegangen. Die kostbare Vogelsammlung war dem Zoologischen Garten vermacht worden, nur ein Rest von älteren Sing- und Ziervögeln empfing, laut Verfügung des Verstorbenen, hier das Gnadenbrot, mit ihrem Lärm einen Flügel der Orangerie erfüllend. Es hieß, der empfindliche Verlust, den die Revolution der einzig dastehenden Sammlung beigebracht, hätte an dem Leben des fürstlichen Ornithologen gezehrt; wohl hatte er nachdem noch Versuche gemacht, die geplünderten Volièren wieder auf die alte Höhe ihres Ruhmes zu bringen, aber seine Freude war dahin, er kränkelte und starb bald darauf. Einige Jahre blieb das Schloß leer, nur auf der Orangerie-Seite belebt von dem fröhlichen Tumult der pensionierten Vögel. Dann zog das allen erstaunliche Eheglück dort ein, und jetzt ging abermals ein Gezwitscher durch Säle und Korridore des Gebäudes: das Gejauchz von Kinderstimmen, übermütige Spielrufe, Lach- und Juchztöne, ein Konzert, das weit hinüberhallte nach den ehrwürdigen Bäumen des Parks, die singenden Bewohner desselben zum Wetteifer reizend.

„Se. Majestät der König!" meldete der Kammerdiener, in die Nähe eines großen, runden Gartentisches herantretend, der unter dem weit überhangenden Dach einer mächtigen Linde stand. Es war der bevorzugte Gartenplatz der prinzlichen Familie, einer der Winkel, welche die in den Park vorspringenden Flügel des Schlosses mit dem Mittelbau bildeten. Aus den weitoffenen Flügelthüren des Parterregeschoßes quoll gleichsam das intimere Innenleben bis heraus auf den Kies der Terrasse: allerlei Spielwerk, allerlei Erziehliches; hier wurden Stunden erteilt, hier wurde getollt und gescherzt, hier waltete die Mama in liebender Sorge, und hier genoß der Prinz in behäbigen Zügen sein köstliches Vaterglück. Weit dahinten lag für ihn die Politik und die Staatsraison und die Konvenienz, der wogende Widerstreit der Parteien und der häßliche Tageskampf. Prinz Mitzlaw und die Seinen wollten glücklich sein, weiter nichts, und sie waren es.

Hie und da wurde diese Idylle unterbrochen durch eine kurze, dienstliche Verrichtung; denn dem Prinzen lag, solange der König noch minderjährig war, die dynastische Vertretung des Hauses ob. So sah man seine joviale Gourmetfigur bei traurigen wie freudigen Anlässen fremder Höfe erscheinen, und diese durch die Etikette gebotenen Reisen führten ihn nach allen Enden Europas. Es war während dieser

Reisen, wo seine alte naive, genußfrohe Natur ein wenig wieder erwachte; kaum aber zurückgekehrt in den Bann von Belvedere, wandelte er sich wieder in den aufmerksamen und zärtlichen Gatten und den fröhlichen Spielgefährten seiner „Fünf."

„Onkel König! Onkel König ist da!"

Ein heller Jubel erhob sich an dem runden Tische. Die ältesten drei von den „Fünf" sprangen auf, ihr Glas Milch im Stiche lassend, das sie eben zu schlecken im Begriffe waren, das vierte wälzte sich etwas schwer von seinem erhöhten Stuhl: „Ontel Tönig!" lallend, und das Allerjüngste, das auf dem Schoße der Mutter saß, durch den Jubel der Schwesterchen angeregt, begann mit seinen Ärmchen zu fuchteln und grölende Töne auszustoßen.

Und nun, hui, über den Rasen dahinjagend, übermütigen Schwälblein gleich, auf den hohen Ankömmling zu.

„Onkel König! — Ontel Tönig! — 'Tag Onkel König!" riefen und jubelten die hellen Stimmchen im Chor, und es war ein Wetteifer mit den runden rosafarbenen Ärmchen, welches von ihnen in gewohnter Weise zuerst in die Höhe gehoben würde, um den Willkommgruß zu empfangen.

„'Tag Vicki! — 'Tag Elsi! — 'Tag Miez! — Na, na eins nach dem andern — meine Damen!" lachte der König unter dem Andrängen der Mädchen. „O, da ist ja auch Maus! Ei was machst du denn, du Mauserlein?"

Es war das Kleinste, das auf seinen noch unsicheren Beinchen angestolpert kam: — „Ontel Tönig — Ontel Tönig!"

Das nahm er zuerst, dann kamen die andern daran, in seinen Armen emporzufliegen und, als ein Ausdruck seiner Zärtlichkeit, mit Lachen und scherzenden Rufen durchgeschüttelt zu werden. Und nun, von den Mägdlein umdrängt, von ihrem süßen Geplapper umschwirrt, näherte er sich dem Tische.

Vetter Mitzlaw, in ein schneeweißes Sommerkostüm gekleidet, hatte sich aus seinem bequemen amerikanischen Stuhl erhoben und schritt dem Könige entgegen. Nach einer ganz knappen, cermoniellen Verbeugung vor der Majestät, streckte er dem Vetter seine feiste, große Hand entgegen: „Willkommen Vetterchen! Ei zu solch' früher Stunde? Ich dachte, man ließe dich nicht los zu dieser Zeit?"

Vetter Mitzlaw konnte sich gelegentlich kleiner Ausfälle auf das „Massenstudium" des Königs nicht erwehren. Dann entfuhr ihm auch wohl die Redensart: „Ich weiß nicht, wenn ich dermaleinst König zu spielen hätte, ich würfe den gelehrten Kram zum Teufel. Wie regierten denn unsre Ahnen, wo es noch keine Konstitutionen, keine Nationalökonomie und dergleichen Ungehörigkeiten gab?"

Der König lächelte freundlich: „Wie nennt man es doch in der Schulsprache, wenn man hinter die Klasse geht — schwänzen oder dergleichen. Nun, ich bin im Begriff, den Vortrag unsres Moltke zu schwänzen, weil ich — nun weil ich mit Euch zu reden habe."

„Oho!" rief Mitzlaw, und seine gutmütigen Kugelaugen quollen vor Neugier hervor. „Nun, so komm, zünde dir ein Kraut an! Mathilde, denk' dir, Onkel König ist heute hinter die Klasse gegangen, weil er mit uns zu reden hat!"

„O, das freut mich!" rief Prinzessin Mathilde naiv. Auch sie hielt nichts von den wissenschaftlichen Quälereien, mit denen man den König folterte. Und sie streckte ihm die eine Hand entgegen, während die andre ihr Kleines höher emporhielt, damit es in seiner Art dem lieben Onkel Willkomm böte mit seinen fuchtelnden Händchen. Der König beugte sich galant hernieder, hauchte einen Kuß auf die blütenweiße Rundung der angebotenen Hand und fuhr dann liebkosend über den seidenen Flaum des runden Kinderköpfchens.

„Nun, was macht man denn? Wie geht's?" eine Frage, die an das Kleine gerichtet schien.

„Man trinkt und trinkt und schläft, lieber Onkel" — antwortete die Mutter in kindlichem Ton.

„Und ist zufrieden und glücklich wie wir alle!" fiel Mitzlaw ein — „der kleine Kerl da wird auch nicht aus der Art schlagen!"

Es war komisch genug, wenn er, wie jetzt eben, seine Mädels mit „Kerl" benannte.

Edwin nahm das sofort auf. Lächelnd meinte er: „Es wäre mir schon recht, wenn

eins von euern Mädelchen da ein Kerlchen wäre."

Gewiß war es ja auch der Eltern Wunsch und man hatte oft genug darüber gejammert. Was sollte das aber jetzt?

„Wieso?" entfuhr es den beiden Gatten wie aus einem Munde. „Ich denke, Sie lieben Mädchen so?" fügte die Mutter hinzu, ein klein wenig empfindlich, und ihre Augen verschwanden fast vollständig unter einem halberzwungenen Lächeln.

„Wenn das da ein Kerlchen wäre" — erläuterte der König, und seine Augen blinzelten zögernd in den aufqualmenden Rauch der Zigarre, die er soeben anzündete — „dann brauchte ich nicht — na dann brauchte ich nicht ...."

Zweimal stockte er, und nun wandte er sich halb herum, ob das, was er zu sagen hatte, auch niemand hinter ihm hörte. Ein Wink, den zwei der Gouvernanten und ein Kammerdiener, die in der Nähe ihres Dienstes gewärtig standen, sofort erfaßten, um sich weiter zurückzuziehen.

„Na was denn?" rief Mitzlaw ungeduldig.

„Ich brauchte eben nicht zu — — heiraten!" rief der König. Das Wort machte ihm wahrhaftig einen würgenden Widerstand in der Kehle, und er war froh, daß es heraus war.

„Alle Wetter!" fuhr Mitzlaw auf, und Prinzeß Mathilde zuckte überrascht zusammen.

„Ich bitt' Euch" — fuhr der König fort — „daß Ihr es nicht zu sehr als Scherz auffaßt! Großpapachen will es, und da werde ich es wohl thun."

„Großpapachen" nannten sie den Regenten hier in diesem Revier, doch war es das erste Mal, daß der König selbst diesen Ausdruck aufnahm.

„Nicht möglich! Seit wann denn?" rief Mitzlaw, und die Prinzessin fragte echt weiblich: „Wen denn?"

Der König begann sein bedrücktes Herz zu erleichtern und erzählte ihnen von der Unterredung mit Terzka. Mitten darein fuhr plötzlich ein Stimmchen über den Tisch: „Onkel Tönig heiraten!" Deutlich und weit hallte es in die vorsichtig flüsternde Erzählung, das große und wichtige Geheimnis verratend.

„Wollt ihr wohl!" drohte die Mama. „Allons, geht spielen! Miß Elvens soll euch ein Märchen erzählen! Hörst du, Vicki!"

Die Kleinen zögerten. Ein Märchen von Miß Elvens ist doch lange nicht so spannend, als den Onkel König über das geheimnisvolle Ding „heiraten" reden zu hören! Mit offenen Mäulchen standen sie, die Arme auf den Tisch gestemmt, und horchten und wollten sich nicht aus der Nähe ihres lieben Onkels verbannen lassen. Da nahm er selbst zwei von ihnen, umfing sie mit den Armen und drückte sie an seine Kniee: „Ja, Onkel König soll heiraten!" sagte er lachend. „Wißt ihr auch, was das heißt?"

Die Mädchen sahen ihn groß an mit ihren tiefblauen nordischen Augen, die sie von der Mutter hatten. Dann antwortete Vicki, das älteste der Mädchen, altklug nickend:

„Heiraten ist wie Papa und Mama —"

„Vorzüglich!" lachte Mitzlaw, einen dichten Rauchkegel ausstoßend.

„Aber ob ich wohl so glücklich sein werde, wie Papa und Mama?" fragte der König, die beiden Köpfchen mit den Händen zurückbiegend, um ihnen in die Augen zu schauen; unwillkürlich entfuhr ihm ein Seufzer.

„Glücklich — glücklich? Wieso?" machte mit komischem Staunen Prinz Mitzlaw. „Wer soll glücklich sein?" Und er blinzelte verschmitzt nach seiner Gemahlin hinüber.

„I, warum nicht?" fiel die Prinzessin zugleich ein. „Gewiß werden Sie glücklich werden, Vetter! Sehr sogar! Man wird, wenn man muß!"

„Anfangs liebten wir uns zum — Auffessen" — kicherte Mitzlaw, „und nun schon lange können wir uns nicht leiden, gar — nicht — lei — den —"

Dabei streckte er seine große rote Hand nach der Prinzessin hin; diese gab zögernd und zerstreut die ihre. Des Vetters Fall fesselte sie gar zu sehr. „Wen denn?" rief sie abermals, ungeduldig vom Sitze schnellend. „Ich möchte nun endlich einmal wissen, wer denn die Erkorene sein soll!"

„Deine jüngste Schwester, Tilda!" sagte Mitzlaw aus einer ungeheuren Rauchwolke.

„Ach, geh' doch!" und die Prinzessin wandte ihm ärgerlich die gewölbte Schulter ihrer starken Blondinengestalt zu.

„Vetterchen König, wir hatten einen Plan, wir beide, meine Frau und ich —" fuhr Mitzlaw in schrecklicher Beharrlichkeit fort, „wir wollten dich, wenn meine Schwägerin Asta so weit groß geworden — und es hatte ja noch Zeit — dich also einfach . . ."

„Genug — genug!" zeterte Prinzeß Mathilde. Wenn das Kleinste nicht ihren Schoß besetzt gehalten hätte, wäre sie sofort aufgesprungen, um dem Lästerer den Mund zu decken mit ihrer Hand.

„Also Prinzeß Ottilie von Z.!" — warf der König plötzlich ein.

Aus der Rauchwolke jenseits des Tisches, die Prinz Mitzlaw aufwirbeln ließ, kam ein lauter, langer Pfiff, zuerst in hohem Ton, dann in die Tiefe abschwächend. Dieses war des Prinzen allererste Meinung über den Namen. Dann jagte er mit der flachen Hand den Rauch weg, um sich den „Jemand" anzusehen, der Prinzeß Ottilie von Z. heiraten solle.

„Wieso?" fragte Prinzessin Mathilde in erzwungenem Gleichmut. „Eine Z. — freilich!"

„Weißt du, Vetterchen —" begann Prinz Mitzlaw nach einer Pause, „wenn Großpapachen es so bestimmt hat, so wird es wohl die Richtige sein."

„Kennst Du sie?" fragte Edwin.

„Ob!" nickte Mitzlaw. Dazu ein Lachlaut.

„Was man eine gute Partie nennt" — meinte Prinzessin Mathilde spitzig.

„Ich sah sie vor ein paar Jahren, als ich am Z.schen Hofe zur Hochzeit ihrer Schwester kommandiert war. Ich kann dir nur gratulieren, Vetterchen!" ergänzte Mitzlaw.

Sollte das Spott sein? Mitzlaw blieb unheimlich ernst und trocken dabei.

„Heiraten — heiraten!" rief plötzlich das Mauserlein in triumphierendem Sangeston, mit den Fäustchen auf den Tisch trommelnd, daß die Zigarren in der Silberschale aufhüpften. Dieser komische Ausbruch kennzeichnete am besten die Lage.

„Sie war damals ein Backfisch wie alle andern" — fuhr Mitzlaw fort. „Willst du wohl aufhören mit deinem Trommeln, Taugenichts! — Schön ist freilich anders — ist auch nicht nötig! — ab—errr . . . ."

„Nun ab—er?" fragte der König ungeduldig.

„Sie gilt als unsinnig gescheit, Vetterchen, sie malt, sie singt, sie treibt die fabelhaftesten Dinge."

„Wenn Sie nur glücklich mit ihr werden!" sagte resigniert freundlich die Prinzessin, „das ist die Hauptsache! Weiß man denn, wie sie aussieht?"

Der König verneinte kopfschüttelnd. „Ich werde gleich nachher zu den Tanten fahren — die haben sicherlich ihr Konterfei — ich bin sehr neugierig!"

„Weißt du was, Vetterchen, ich meine — zum Donnerwetter!" — und der Prinz senkte dabei die flache Hand mit einem hörbaren Schlag auf die Tischplatte — „du hättest noch riesig Zeit! Laß doch Großpapachen seine Pläne spinnen! Eine gute Partie läuft dir nicht fort. Ist es die nicht, so ists eine andre! Du hast wahrhaftig Zeit. Ich taxiere, du wirst, wenn du nun endlich die Schulplackereien satt hast, dich ans Leben machen . . . . Auch das ist ein Studium! Als ich so alt war wie du, alle Wetter noch mal! — Paris!"

Er schien sich garnicht vor dem strafenden Blick seiner Gemahlin zu fürchten. Verschmitzt blinzelte das eine Auge: „Was, du wirst im nächsten Jahr achtzehn, und du sollst dich unter die Haube beugen? — quod non! du wirst nein sagen! Du wirst einfach streiken in dem Punkt. Ein junger, frischer Herr wie du! — Gott, wenn ich König wäre . . . ."

Er schüttelte beide Hände hoch in die Luft. Ja, was hätte er da alles angefangen!

„Aber Mitzlaw!" rief die Prinzessin strafend.

„Was willst du, ich bin ja doch keiner! Auch habe ich's viel besser so —"

Der König horchte auf. Hat Mitzlaw nicht recht? Sich ans Leben machen und das studieren . . . . Was ist doch das Leben? Er kennt es so wenig, wie er Liebe kennt. Aber soll er es denn nicht kennen lernen? Leben — Liebe — Jugend! Vor seinen Augen geschah ein Flimmern und blendendes Funkeln, als würde ein Feuerwerk abgebrannt; und es war ein Rauschen in seinen Ohren, wie von dem Gesprudel eines lustigen Springbrunnens.

Ja, das ists! Ich will, ich werde das Leben kennen lernen! Und er wäre am liebsten aufgesprungen, um sich gleich, so-

fort, kopfüber in solches Studium zu stürzen! Ferne, ganz ferne verdämmerte der lächerliche Heiratsplan, den ihm die Staatsraison ersonnen. Und er ließ sich bereden und blieb zu Tisch im fröhlich glücklichen Belvedere: mochten die Moltkes und die ganze Schulweisheit vergeblich auf ihn warten heute!

12. Gewitter.



Se. Excellenz der erste Regent hatte soeben Schloß Miraflos verlassen. Er hatte diese Audienz bei Ihrer Majestät erbeten, um Hochderselben die Notwendigkeit der Königlichen Heirat persönlich vorzutragen und ihren Einfluß zu deren Gunsten aufzubieten. Er mußte wohl seine Gründe haben, daß er einen gewissen Widerstand des Königs befürchtete, wenn der Plan wirklich ins Werk gesetzt würde. Und es war keine Zeit zu verlieren! Prinzeß Ottilie von Z. war eine von mehreren anderen Höfen begehrte Heiratsallianz, es mußten alle diplomatischen Künste aufgeboten werden, um das wichtige Ziel so schleunig als möglich zu erreichen. Nach den Sondierungen, die der Vorsicht halber Dr. Terzka hatte anstellen lassen, standen die Chancen für den jungen, mit allen guten Gaben und Charaktereigenschaften ausgestatteten Fürsten nicht ungünstig, vorausgesetzt, daß er selbst keinen persönlichen Widerstand zur Geltung brächte. Diesem Widerstande zuvorzukommen, war die Aufgabe seiner heutigen Audienz in Miraflos.

Und Se. Excellenz schien durchaus befriedigt. Zwar zeigte sein Antlitz keine Spur dieser freudigen Genugthuung, als er, sehr winzig zusammengeduckt, in der einen Ecke seiner mit nicht gerade besonders stattlichen Braunen beschirrten Viktoria sitzend, die Pappelallee entlang nach der Stadt zurückfuhr. Doch die grauen Wimpern zwinkerten lebhafter über den schwarzen Funkelaugen, und die Rechte strich das Plüschpolster des Kutschenschlags nach bekannter polierender Gewohnheit. Es war ein schwüler Nachmittag, die Felder zu seiten der Straße überflimmerte ein grelles Sonnenlicht; über dem Qualm der Stadt stand eine schieferblaue Gewitterwand, die langsam, langsam heraufrückte. Leise flüsterte das Pappellaub, während die von Stechfliegen geplagten Braunen in müdem Tempo dahertrabten.

Ja, Excellenz waren um so befriedigter von dieser Unterredung, als sie nicht einmal in die Notwendigkeit versetzt worden waren, einen gewissen, vorher berechneten Druck auf Ihre Majestät auszuüben. Die Königin hatte den Heiratsvorschlag zwar mit einer ersten, etwas verblüfften Überraschung hingenommen, war dann aber sofort über das Weib hinaus zu ihrer Königinnenhöhe emporgereckt. Förmlich schien sie durchaus die Erwägungen des Regenten zu billigen; es lag offenbar, daß die Dynastie jedes persönliche Opfer forderte, damit ihr Bestand nicht gefährdet werde. Was die Mutter etwa an Herzens- und Glücksnöten für ihren Liebling fürchten zu müssen glaubte, das gehörte ja nicht hierher. Auch hatte der Regent der Vorsicht halber nicht verabsäumt, ihren etwaigen Widerstand zu entwaffnen, indem er nur die Spur einer Andeutung verlauten ließ, daß Majestät alle Veranlassung hätten, die Pläne der Regentschaft nicht zu durchkreuzen. Denn die Feindschaft der hohen Frau gegen ihn und sein Regiment gährte insgeheim in ihr fort, das verhehlte er sich nie. Nun wohlan! Er würde dem gewachsen sein, wie er allem gewachsen war, was sich dem Staatsinteresse entgegenstemmte.

Die Audienz hatte in einem der Gartensäle des Erdgeschosses stattgefunden, dessen Wände mit kostbaren Porzellangemälden, watteaumäßige Szenen darstellend, bedeckt und mit Blumen und Pflanzen reich bestellt waren. Es herrschte hier eine köstliche Kühle; die herabgelassenen Jalousien erzeugten ein bräunliches Dämmerlicht, während da draußen auf dem Kies der Terrasse die Sonne mit heißer Schwere brütete.

Vielleicht hatte die Königin besonders diesen Saal mit seinem Dämmer für die erbetene Zusammenkunft gewählt, als suchte sie Schutz in solchem Halbdunkel, den spürenden und alles durchdringenden Augen des alten Mannes gegenüber. Sie hatte ihn seit Jahren nicht mehr gesehen — war es doch nur Wichtiges, das ihn heute zu dieser Audienz führen konnte. Und ein bebendes Etwas in ihrer Brust sagte ihr, er könnte — „deshalb“ gekommen sein!

So wollte sie sich nicht überraschen lassen, und sie schalt sich selber, daß sie nicht den Mut hatte, die Blicke ihres Feindes Aug' in Auge bei hellem Tageslicht zu bestehen. Zwar gedachte sie — „das" zu verteidigen und es gab in dieser letzten Zeit Anwandlungen, wo sie nicht zurückgeschreckt wäre, ihre — Liebe — ja, so heißt „das!" — wie eine Löwin zu schützen, der man ihr Junges rauben will.

Thörichte Furcht ihres erregten Herzens! Er war ja gar nicht „deshalb" gekommen! Fühlte sie sich denn überhaupt schuldbewußt? War es etwas anderes als „Seelenfreundschaft," die sie an den Grafen Lariva fesselte? Was will man dieser „Freundschaft" anhaben? — Und da er vorhin beim Beginn der Audienz gleich auf den Zweck derselben ohne Umschweife losging, atmete sie wie erlöst auf. Aber sie traute dem Alten nicht. Ihre großen dunklen Augen beobachteten ihn starr und gleichsam abwehrend, während er, durch die leere Breite eines Teppichs von ihrem Sitze getrennt, ihr gegenüber saß, seinen Plan entwickelnd. Es konnte immer noch ein Abspringen geben, das Gespräch konnte an irgend einer Ecke umschlagen, und Dr. Terzka war wohl der Mann, der den Mut hatte, auch das heikelste und zarteste aller Themata einfach mit seiner alles durchspürenden Hand anzufassen.

Doch indem sie seinen Worten lauschte, fühlte sie es gären innerlichst: eine erste dunkle Anwandlung des Dämons, dies Königliche Gefängnis einfach zu durchbrechen, mit dem Ruf nach Freiheit! — frei zu sein wie andere Erdenkinder! — lieben, ach lieben zu dürfen, vollerschöpfend, nach dem heißen Durst ihres verwaisten Herzens....

So geschah es, daß sie scheinbar dem Plane zustimmte, überdies war es auch das Klügste; denn wer vermag Dr. Terzkas stählerner Dialektik zu widerstehen? Kaum aber hatte sich die Thür hinter seiner gebückten und mit leicht schleifenden Schritten sich zurückziehenden Gestalt geschlossen, als das volle Bewußtsein dessen, was geschehen sollte, und dem sie soeben ihre mütterliche Billigung erteilt, über sie kam.

Edwin soll heiraten! Er wird, er muß! Alle Gründe sind dafür, und nicht einmal sein Alter ist ein triftiger Einwand, von seinem Herzen und seinen Wünschen gänzlich zu schweigen. Er muß! Dr. Terzka will es so! Und solange er das Ruder in Händen hält, wird er von diesem seinem Willen nicht abweichen, bis das Ziel erreicht ist. Fürstenlos! — ist nicht auch sie ebenso von der verhaßten Staatsraison an einen ungeliebten Mann verkuppelt worden, in der ersten zartesten Blüte ihrer Jungfräulichkeit? Armer Junge! — gewiß wird er gehorchen, sogar mit einer gewissen Opferfreude, wenn es das Wohl des Landes gilt.

Plötzlich, aus der starr aufrechten Haltung, die sie während der Audienz bewahrt und in der sie noch einige Minuten verharrt war, nachdem die Thür sich längst hinter dem Regenten geschlossen, sank sie hintüber zurück und ihre Hände schlugen gegen die Augen mit erhobenen Armen, über deren blendender und hier in der Dämmerung leuchtender Weiße sich die weiten Ärmel des hellen Sommergewandes verstreiften. Und ein Laut entfuhr ihren Lippen, es lag allerlei darin, plötzlicher Schreck, Empörung, ein Hilferuf der Verzweiflung. . . .

„Und ich?" bedeutete der Ruf. „Was geschieht mir und meiner Liebe?"

Während sie die Hände gegen die Augen gepreßt hielt, fuhren zickzackartig die Gedanken hin und wieder. In dem bisherigen süßen Dämmer ihres Liebewebens war es zu klaren Plänen und offenen Geständnissen noch nicht gekommen. Sie ahnte und fühlte zitternd das Heraufschwellen eines Gewitters, das die Luft von seiner bangen Sehnsuchtsschwüle reinigen werde, sei es zum Heil, sei es zum Verderben. Aber ihr Herz hatte genugsam gedürstet und gelechzt nach einem erfüllenden Glück, und ganz ferne, aus all der empörenden Enge, die sie umgab, glaubte sie in der sonnigen Weite solche Erfüllung zu gewahren. . . .

Sie sah weit dort hinten, etwa am Gestade des tyrrhenischen Meeres, oder noch weiter, eine mit weißem Marmor verkleidete Villa aus einem üppigen Gehege von Lorbeeren und Myrten schimmern, von Rosengerank umduftet. Der Abend steigt herauf, und von leichter Brise gekräuselt breitet sich unterhalb der braunen Klippe, auf der die Villa ragt, das azurblaue Meer. Zwischen den Säulen des Altans tritt ein Paar hervor, zwei stolze, hoheitsvolle Gestalten, die

sich umschlungen halten, langsam vorwärts schreitend gegen die Freitreppe hin. Es ist Graf und Gräfin Lariva, die dort halten, des Glückes übervoll, in bebendem Schweigen; ihre Blicke schweifen hinaus über die schillernde Wasserfläche nach dem orangefarben verhauchenden Horizont, wo die Sonne eben zur Rüste gegangen, und in diesem Blicken nach der Helle verdämmert ihnen beiden das Gefühl für die Gegenständlichkeit der Dinge ringsum. Denn auch in ihnen ist es hell, das volle Gefühl des Zueinandergehörens, das sich in einer alles überflutenden Helle auflöst. Und tief dort hinter ihnen versinkt in dämmerndem Grau das Vorurteil und der Klatsch und die Schablone des Herkommens; all der schwere Königstraum verdunstet wie ein häßlicher Schatten. Sie ist Mensch geworden; wie neu und unendlich beseligend das Gefühl, nach menschlichem Maß glücklich sein zu dürfen mit einem andern guten und edlen Menschen! Was kümmert sie die Hetze ihrer königlichen Vettern und Genossen, die das Ende der Welt herannahen wähnen, weil eine Königin ihre Krone mit einem simpeln Grafenreif vertauscht.

Nur ein kurzes, jäh aufleuchtendes Bild. Aber es machte alle Fibern in ihr erbeben, ihre Pulse flogen und sie fühlte eine mächtige Blutwelle atembeklemmend ihr Herz bestürmen. Ihre Hände lösten sich von den Augen und sie fuhr damit leise schüttelnd ins Leere, als müßte sie das eben geschaute Bild greifen und festhalten zum Nimmerlassen.

„Armin. . . .“

Wer hatte den Namen gerufen? Sie selbst? Deutlich in dem leicht widerhallenden Raum hatte er geklungen. Ein Wort, in dem sich all die Sehnsucht ihres übervollen Herzens löste.

„Bêtise!“ rief es dagegen in schnarrendem Ton. Es war ihr Papagei, der unweit unter der rotseidenen Marquise der Terrasse saß. Der Ruf brachte sie zur Wirklichkeit zurück, ein häßliches Erwachen.

Ja eine Vermessenheit! Wenn der König ihr Sohn heiratet, weil es so sein muß, so zerflattern dergleichen Bilder zu nichts, und es bleibt die öde, zwecklose Leere von Miraflos. Bedeutete eine Heirat mit Lariva denn nicht eine Trennung von ihrem Kinde, ihrem Liebling? Dann besonders! Die Staatsraison würde dann erst recht eine Verbannung fordern: das Glück fern dort hinten am rauschenden Meere wäre zu grausam schwer erkauft. . . .

Muß nicht eine Mutter ihr Herzblut opfern für das Glück ihres Kindes? Aber, es war ja kein Glück für ihn — die Benennung ist blasphemisch für solche — Kuppelei! Einerlei, unsere Königliche Pflicht gebietet uns zu entsagen, immer und überall entsagen. . . .

Abermals schlug sie die Hände gegen die Augen und verharrte in regungsloser Stille. Nur das Stürmen ihres Herzens, das sie lautpochend vernahm.

Plötzlich fuhr sie empor. Stand dort hochaufgerichtet und ihre üppige Büste wogte herausgereckt. Ihre Augen flammten unter den finster und leidenschaftlich wetternden Brauen und ihre blinkenden Zähne gruben sich gewaltsam in die blutrote Unterlippe. Sie hielt die Hände geballt vor sich hin in zitternder Erregung. Zwei Worte entfuhren dem geschlossenen Munde, es klang wie:

„Ich will. . . .“

Noch höher hob sich ihre Gestalt empor, noch zorniger flammte ihr Blick unter den zuckenden Brauen. Und nun stapfte ihr Fuß auf den Boden, ein Zischeln entpreßte sich ihren Zähnen:

„Ich will, ich, die Königin!“

Sie stürmte auf den Glockenzug hin und läutete. Ein Kammerlakai erschien und sie gab ihm, abgewandt, um ihre hochglühende Erregung zu verbergen, den Befehl, daß Graf Lariva ersucht werde, nach Miraflos zu kommen. —

Das Gewitter schwoll herauf, immer höher himmelan, mit seiner unheimlich dunklen Wolkenwand den Horizont erdrückend. Grell beschienen leuchteten einzelne Gebäude der fernen Stadt aus dem graubraunen Qualm, so das Schloß mit seiner Kuppel, über der man deutlich die Königliche Standarte flattern sah. Auch die Baumgruppen des Parkes standen in scharfgelber Beleuchtung, wie aus grüner Bronze geschmiedet; über dem Rosenparterre brütete die schlaffe Schwüle, und ein betäubender Odem flutete von hier aus über den Park, nur wenige Schmetterlinge flatterten mit müden Flügeln von Strauch zu Strauch.

Von Zeit zu Zeit kam aus dem Wolkendunkel ein dumpf erzitterndes Grollen, doch

das hörte die Königin nicht, obgleich die Thüre des Salons aufstand. Es war gemeldet worden, man habe den Grafen nicht in seiner Villa getroffen, er wäre waldwärts ausgeritten. Sie hatte zu lesen versucht — vergeblich! immer wieder das Traumbild der weißleuchtenden Meeresvilla dort hinten am blauen tyrrhenischen Meer. Sie war dann nach dem Park geeilt, die dienstliche Begleitung verbietend; war zwischen den Rosenbüschen umhergeirrt, planlos im stechenden Sonnenbrand, und hatte die schattigen, aber von schwerer Luft erfüllten Alleen stürmenden Schrittes auf und nieder gemessen.

Vielleicht war er unterdes im Schlosse eingetroffen. Und wieder dorthin zurück. — Niemand! Da hatte sie Befehl gegeben, man möge ihren arabischen Grauschimmel satteln lassen, und sie hatte die vorsichtige Einwendung der dienstthuenden Hofdame, daß ein Gewitter im Anzuge sei, ziemlich barsch abgewiesen.

Sie wollte ihm nach; wie oft hatten sie vereint zu Pferde das herrliche Schattendunkel des nahen Hochwaldes durchstreift, und sie bewahrte die Erinnerung an solche Stunden als köstlichsten Genuß. Vielleicht, daß zufällig ihr Weg den seinen schnitt. Zufällig.... „Ich will!“ Für eine Königin soll und darf es keine solche Erbärmlichkeit wie einen Zufall geben!

Und dann, sonderbar, hielt der prächtige Araber unter dem gläsernen Schutzdach des Perrons, neben der kleinen teppichbelegten Treppe, die der Königin das Aufsteigen erleichtern sollte, und stampfte ungeduldig das Pflaster, daß es laut in dem altertümlichen Burghofe wiederhallte. Seine Herrin kam nicht — hatte sie in ihrer Ungeduld den Ausritt wieder vergessen? — Nein, eine plötzliche Angst hatte sie überfallen, daß „er“ inzwischen während ihrer Abwesenheit eintreffen könnte. Und sie wollte und mußte ihn bald sehen, ehe das chimärische Bild von dort hinten am tyrrhenischen Meer mit seinem Zauber verblaßte und sie dann nicht mehr den Mut haben würde, das zu thun oder zu sagen, was sie beschlossen hatte. Und in dem Gefühl, daß ihr etwa unterwegs im Walde diese Zauberwirkung abhanden käme, blieb sie und ließ den temperamentvollen Araber vergeblich das Pflaster bestampfen.

Nun hatte sie sich vor dem Flügel niedergelassen; doch hörte sie nicht, was sie spielte. Immer wieder riß sie kurz ab, schlug einige Notenseiten um und versuchte eine neue Sonate. War es der Band mit den Beethoven'schen? Sie wußte es nicht einmal — es war einerlei! Mechanisch glitten ihre Finger über die Tasten, mechanisch folgten ihre Augen den Notenzeilen; zuweilen verstärkte sich unwillkürlich der Ton, und dann war es wie ein zorniger Aufschrei.

Endlich! — Der Kammerlakai stand hinter ihr vor der Portiere der Thür, wartend, daß sie sich umwendete. Sie wußte, er meldete sein Kommen. O, sie empfand die Nähe des Geliebten! Und der Atem versagte ihr — sie fühlte, daß eine Blässe ihr Antlitz beschlich vor freudigem Schreck. Doch sollte ihr niemand die Aufregung anmerken, auch er nicht! Und eine Minute lang, mit aufmerksamster Beachtung der Noten und Tasten spielte sie, als wäre sie ganz bei der Sache. Dann mit einem affektierten Unwillen in der Miene und mit einem leichten Runzeln zwischen den Brauen wandte ihr Kopf sich halb zurück.

Der Lakai meldete. Sie hörte nicht was — sie wußte schon! Und ein Nicken des Kopfes befahl einzutreten.

Zwei Minuten darauf raschelte der Vorhang und jemand hielt dort in respektvoller Entfernung, wartend, bis vom Flügel her ein Zeichen der Annäherung erfolgt wäre.

Plötzlich mit erheuchelter Überraschung blickte sie über die Schulter nach rückwärts.

„Ah, mein lieber Graf!“

Ihre Stimme vermochte nicht ganz den Jubelton zu verbergen.

„Majestät hatten befohlen —“ erwiderte der also Angerufene, und seine hohe Gestalt näherte sich langsam dem Sitze der Königin in der gemessenen Art, die alle seine Bewegungen und Äußerungen kennzeichnete.

Ihre linke Hand blieb auf den Tasten liegen, wo sie unwillkürlich einzelne verworrene Töne hervorrief, während ihre Rechte sich ihm darbot.

Er ergriff diese Rechte ehrerbietig, doch nur die Spur der Berührung mit den Fingerspitzen, beugte sein bärtiges Antlitz hernieder und wollte den Hauch eines Respektkusses darüber gleiten lassen. Da wand

sich diese Hand schnell herum, um solchem flüchtigen Zeremoniengruß auszuweichen und sie faßte die seine und bot ihr einen kräftigen englischen Druck zum Willkommen.

Die Königin liebte es, solche kräftigen Shakehands zur besonderen Gunst auszuteilen. Doch sein Blick stutzte unmerklich vor dem seltsamen Glanz ihrer Augen und vor dem erregten Ausdruck ihres Gesichts. Sie war wunderbar schön, gerade in dieser Erregung. Ihre mattdunklen Haare zeigten ein leichtes Wirrnis, das feingeschwellte Oval des Antlitzes besonders wirkungsvoll umrahmend. Ihre kräftig blühenden Lippen waren halb geöffnet, und der Perlenglanz der Zähne schimmerte hervor, ein leichtes Lächeln umschwebte die Mundwinkel. Einige Herzschläge lang tauchten ihre Blicke so in einander. Nie war ein Wort des Einverständnisses klar und deutlich über beider Lippen gekommen. Aber ihre Blicke pflegten um so deutlichere Sprache zu reden. Heute besonders. Ein Schauer überrieselte sie, und er fühlte deutlich in seinen eignen Augen den auflodernden Glanz des Ausdrucks wachsen.

Endlich ein triviales Wort, um der süßen Glückspein solcher stummen Unterredung ein Ende zu machen:

„Majestät waren im Begriff einen Spazierritt zu unternehmen?"

„Ach ja, daß Sie mich erinnern, lieber Graf!"

Sie hatte den Araber da draußen ganz vergessen! Und sie vermochte die Spur einer Röte, die über ihr Antlitz hauchte, nicht zu bannen.

„Es ist gut, daß Majestät davon abstanden, es ist ein Gewitter im Anzug."

Zur Bestätigung rollte ein Donner langsam aufschwellend und dann dumpf verhallend.

„O, deswegen!" rief sie. „Ich fürchte Gewitter nicht! — Sie würden mich begleiten, Graf."

Der Graf verbeugte sich zum Zeichen, daß er ganz zu Diensten sei. Aber beim Aufrichten zuckten seine breiten Schultern: „Ich möchte Eurer Majestät nochmals zu bedenken geben, daß binnen kaum einer Viertelstunde das Gewitter, und zwar ein sehr heftiges, herauf sein wird. Ein Reiten im Walde während eines Gewitters. . . ."

„Ach, das habe ich vorhin schon von Fräulein von Beevall zu hören bekommen. Wie vorsichtig Ihr alle mit dieser meiner Kostbarkeit seid! Was bin ich denn? Wozu bin ich denn da. . . ."

Ein „Ah!" entfuhr ihr, ein kurzer Ruf des Überdrusses, den er wohl oft schon, besonders in letzter Zeit, von ihr vernommen. Sie wandte sich wieder etwas mehr nach dem Instrument herum und ihre Finger griffen einen lauten, schrilltönenden Akkord, den draußen ein herabprasselnder Donnerschlag begleitete. Auf einmal verschwand der Sonnenschein wie ausgelöscht, und eine fahle, unheimliche Beleuchtung ergoß sich über die Gartenweite.

„Oho!" rief die Königin, mutwillig auflachend. „Eine etwas kräftige Mahnung, daheim zu bleiben — nun meinetwegen! Übrigens — ach ja, ich hatte mit Ihnen zu reden." —

„Majestät hatten befohlen! Ich wäre sofort zur Stelle gewesen, wenn ich nicht selbst ausgeritten. Majestät. . . ."

„Majestät! — Majestät! —" wiederholte sie und ihr seltsam unwilliger, fast höhnender Ton überraschte ihn. Nach einigen weiteren Akkorden, das Antlitz ihm abgewandt, ließ sie die Bemerkung fallen: „Was ists mit all der Majestät? Nichts dürfen wir! Wir sind ärmer und erbärmlicher als die andern alle —" (ihre Stimme gewann ein schrilles Zittern). „Habe ich zum Beispiel — ich, die Königin Rodalga" — und sie reckte sich dabei ironisch heraus — „habe ich zum Beispiel die Macht oder das Recht zu gebieten, daß Personen, die mir nahe stehn und besonders wert und teuer sind, gewisse Schranken fallen lassen, die Se. Excellenz die Etikette zwischen uns und andern Sterblichen aufgerichtet? Ach, diese Schranken! diese Stachelzäune! Majestät — nichts als Majestät — —"

Es war ein Schrei, der aus ihrem Herzen tönte. Sie ließ die Hände von den Tasten herabsinken. Ihre Augen schlossen sich und sie sank in den Sessel zurück. — „Majestät — Majestät —" flüsterte sie, und es schien, als durchschüttelte es ihren ganzen Körper mit dem Wort, ja, als wollte sie das von sich wegschleudern, als hätte sie genug der Qual und Last und Entsagung, die das Wort ihr fort und fort auferlegte.

Auch solcher Ausbruch des Überdrusses

war ihm nicht ganz fremd. Es ging etwas vor mit der hohen Frau. Es drängte alles zu einem Ereignis, das ahnte und wußte er. Und sein durch und durch loyaler Sinn stemmte sich dagegen denn er, er selbst würde im Mittelpunkt dieses Ereignisses stehen! Mit angenommener Kühle wollte er auch diesmal wehren.

„Ich habe gefunden," sagte er, „daß solche Schranken ungemein konservierende Wirkung haben. Es gibt Ströme, die alles einreißen würden, wenn sie nicht von einer weisen Strombauverwaltung eingedämmt würden — auch wohl Etikette genannt —" fügte er lächelnd hinzu.

Ein abermaliger Donner fuhr in seine Worte herein. Die Stimmung da draußen hatte sich noch verfinstert, es begann zu dunkeln hier im Saal. Von der nun mächtig vorrückenden Wolkenwand lösten sich gelbgraue Fetzen los und jagten daher, tief herabfegend über die Baumkronen des Parks. Die Wipfel wandten und beugten sich unter dem Ungestüm, ihr Rauschen, vom Ächzen der Äste untermischt, drang bis herüber.

Der Graf begab sich an die Fensterseite, um zu schließen. Die Königin fuhr bei dem Geräusch empor: „Nein, bitte, lassen Sie, Graf! Sie wissen, ich liebe Gewitter! — Ah!"

Ein ganz kurzer Ruf schreckhafter Überraschung; denn ein Blitzelohen flutete über die Szene, alles, das Blumenparterre der Terrasse, die Baumgruppen, die Ebene bis zur Stadt in eine gleißend grelle Helle tauchend. Ein krachender Schlag folgte, von den nahen Bergen zu vielfachem Geroll wiedertönend.

Die Königin nickte und ihre Augen funkelten vor Lust. „So ist's recht! Wundervoll!" Und sie erhob sich, ein erlösender Atemzug schwellte ihre Brust. Es zeigten sich an der vorsichtig geöffneten Thür Gesichter, die sich in Anbetracht des Unwetters meldeten. Die Königin wies sie mit einer unwilligen Handbewegung schroff ab.

„Es geht über die Rosen her —" sagte Graf Lariva, die Klinke der Gartenthür in der Hand, wie eine Frage, ob er dennoch nicht lieber schließen solle, denn es wirbelte Staub herein.

„Rosenschicksal!" rief die Königin. „Ei! Wie das tanzt da draußen!"

Der Sturm wühlte und wütete in dem Rosenparadies und zauste und rüttelte an den Stauden und Ranken und jagte ganze Wolken von Rosenblättern auf. Die tollten im Wirbel umher, wurden hoch emporgetragen, um schneeartig wieder herabzuwehen; sie verfinsterten fast die Luft, so dicht war das Treiben. Es war der Kehraus der herrlichen Rosenzeit, eine brutale Hand schien ihr ein jähes, häßliches Ende zu machen. Ein besonders heftiger Stoßwind trieb eine Hetze von roten, gelben und weißen Blättern bis herein, den Teppich übersäend und die Gegenstände im Saale bedeckend.

„Nein, gerade lassen Sie auf, Graf! Rosengestöber — ganz prächtig!" rief die Königin.

Und sie stand vor der einen der offnen Thüren und ließ sich die jagenden Blätter ins Antlitz wehen. Ihre Hände griffen in das Gestöber, und ihre Zähne blinkten vor wilder Lust zwischen den bebend geöffneten Lippen. Es war, als tanzten und schwirrten Schmetterlinge um ihre hohe Gestalt. Gierig sog ihre Brust den kühlenden Odem.

Noch war kein Tropfen gefallen; plötzlich brach die Schleuse dort droben los, in gewaltig prasselnden Güssen schoß es herab, die ganze Szene mit ungeheuerm, alles übertönendem Rauschen erfüllend. Sofort hörte der wilde Rosentanz auf.

Sie standen beide und blickten auf die schräg herabstreichenden Güsse und horchten auf das Rauschen des Regens. Auch dieser Regen so wild, so jäh, so leidenschaftlich! Abermals entfuhr den Lippen der Königin ein enthusiastisches: „Prächtig!"

Doch es war Zeit! Jetzt oder nie! Der Aufruhr da draußen forderte „dazu" auf. . . . Es muß und soll geschehen, mag auch eine Sündflut darüber fahren!

Zuerst, in harmlos scheinendem Gesprächston begann sie: „Wissen Sie schon, was neuestens von der Regentschaft beschlossen wurde? Edwin — der König soll heiraten!"

„Oh!" entfuhr es ihm.

„Es dürfte etwas früh sein — der arme Junge! Man hat mich damit überrumpelt."

„Und Se. Majestät?" fragte Graf Lariva verwundert.

„Natürlich wird man ihn nicht fragen. Auf meine Frage an Dr. Terzka, was

Majestät dazu sagen würde, eine Antwort, die zu verstehen gab: Der Wille Sr. Majestät, oder sein Geschmack, oder sein Herz hätten dabei wenig mitzureden. Natürlich drückte sich der alte — Herr („Fuchs“ hatte sie auf der Zunge) vorsichtiger aus.“

„Um wen handelt es sich, Majestät?“

„Das betreffende Bräutchen ist ja auch ganz gleichgültig — ich glaube, ich habe mir nicht einmal den Namen gemerkt — ah so, Prinzeß Ottilie von Z., eine Partie, wie der Alte meint —“

„Allerdings — wenn Excellenz Terzka das zu stande brächte. Freilich. . . .“

„Ihr ‚freilich‘ will sagen, sie sei nicht gerade begehrenswert, abgesehen von der Partie? — Mein armer, armer Junge!“

„Ich würde mir keinerlei Urteil erlauben, Majestät —“ wich er aus.

„Warum nicht? Das sollen Sie! Ich wünsche zu hören, wie Sie darüber denken! Ich wünsche mich auszusprechen! Ich habe niemand, dem ich mich aussprechen kann — niemand! Auch Sie setzen mir Ihr förmliches Majestät entgegen. Kein Freundesherz — kein Herz überhaupt — völlige Einsamkeit — Schweigen und Etikette, und der Gegensatz von dem, was andere Sterbliche Freiheit nennen. Oh, ich habe es satt, ich habe es satt — herzlich satt!“

Sie schüttelte die offnen Hände ausgestreckt vor sich her. Dann bedeckte sie damit die Augen und ein Schauer erschütterte ihre Gestalt.

„Majestät. . . .“

Es klang wie eine Bitte, ein Angebot seinerseits. Aber das entsetzliche Wort! Sie schreckte davor auf.

„Ich kann und will das Wort nicht mehr hören!“ rief sie. „Was dann an seiner statt? fragen Sie. Ja was dann? ——“

Einige Sekunden zögerte sie. Dann mit einer rührend offnen, menschlich erklärlichen Bewegung reichte sie ihre Hand dar: — „Es gibt ein schöneres Wort —“

Er hatte die Hand ergriffen, diesmal sie voll und fest umklammernd mit der seinen, und kein Versuch, sie in altgewohntem Respekt mit einem Kuß zu überhauchen. Sie blickten sich beide in weitester Größe Aug' in Auge.

„Mein lieber, lieber Freund!“ Ihre Stimme wankte und Thränen umflorten ihren Blick.

Er schien verwirrt und fassungslos. Die Schranke, die unselige, unüberwindbare Schranke! Abermals wollte das Wort: „Majestät“ über seine Lippen beben, doch sie hielt seine Hand noch immer in der ihren und ihre Pulsschläge, ihre beiden erregten Pulsschläge pochten zusammen.

Dann ließ sie die Hand los, ihre Gestalt sank wie überwältigt und mit einem schweren Aufatmen in einen Sessel. Eine Pause, während das ungeheure Rauschen des Regengusses da draußen herabtoste, jeden Laut überdeckend. Ihre Augen waren mit halbgesenkten Wimpern zu Boden gewandt, von den zuckenden Brauen beschattet. Und es war wie ein flüsterndes Selbstgespräch, das sie begann:

„Ein Traum — ein thörichter Traum. Ich dachte mir da unten an der Riviera — ah ich weiß nicht wo! — irgend einen Unterschlupf — ein Häuslein — das allerbescheidenste — versteckt und all' dem Elend der Etikette unzugänglich — außerhalb der Schranken und Stachelzäune — alles dahinten zurückgelassen, alles, alles — Namen und Krone und den Königlichen Jammer — — Dies Häuslein im Besitz eines Paares — oh, ein seltsames Paar, ein einziges — —“

Ihr Antlitz verklärte sich, und die Stimme klang so rührend kindlich.

„Ein glückliches — ja das wäre es — beim ewigen Gott, das würde es sein! Zwei Menschen, die ihr Glück dorthin geflüchtet — ach, zwei M e n s c h e n, die es bisher nicht sein durften — und die so danach lechzten, ihr angestammtes Menschenrecht zu üben. — — Der eine davon — so dachte ich's mir — und ich habe das Bild dieses unnennbaren Glückes deutlich, deutlich geschaut — der eine davon also wäre eine gewisse K ö n i g i n — oh, sie würde willig all' ihren Prunk und ihren Flitterglanz daran geben — sie würde nichts begehren als des anderen zu sein — für ihn und in ihm zu leben — und nichts über den beiden als die Majestät ihrer Liebe. . . .“

Wie geschah es? Vor ihr auf dem Teppich kniete jemand und zwei Hände, zwei bebende Hände hielten ihre Hände umklammert, entfernten sie mit süßem Zwang von ihren Augen.

Ach der andere! Es war der andere, der Einzige!

Mit heißen Küssen bedeckten seine Lippen

diese Hände, und durch ihre stürzenden Thränen gewahrte sie den begeisterten Ausdruck seines männlich schönen Kopfes.

„Armin! Ach Armin!“

„Geliebte! — Liebe! — Heißgeliebte!“ hauchte es von seinen Lippen.

Da riß sie die Hände los aus den seinen, griff den schönen, von Begeisterung verklärten Kopf und zog ihn an sich, und ein langer, seliger, überseliger Kuß verdeckte das Gestammel ihrer glühend geöffneten Lippen.

Und Blitz um Blitz umlohte mit grellweißem Blendeglanz die beiden Umschlungenen, und mahnend und drohend schwoll der himmlische Groll über ihren Häuptern. . . .



13. Meredith.

Die Königliche Hoflieferantin, Frau Dorothea Tutzauer, stand auf der Veranda ihres elterlichen Hauses und spähte nach dem Saumpfad hinauf, der am Rande des großen Beleschgletschers thalwärts führt. Es war um die vierte Nachmittagsstunde; noch war die Sonne nicht hinter dem Massiv des Widderhorns verschwunden, das sich wie eine riesige Mauerwand steil und drohend himmelwärts reckt, bis zur Hälfte nur von wenigen blaßgrünen Stellen angehaucht, während von da ab einzelne schneeige Streifen das schwärzliche, vom Schmelzwasser übersickerte Gestein durchsetzen; um so unheimlich finsterer starrt das Massiv um diese Stunde, als seine zerklüfteten und phantastischen Zacken im Schatten vor der von der Sonne überblendeten Himmelsseite ragen. Doch in fast jauchzender Helle dehnen sich rückwärts, zur Seite des schwarzen Granitstocks, die gleißend weißen Schneefelder der Beleschköpfe; glatt und von der Sonne poliert funkeln ihre obersten Kuppen im Spiegelglanz, während aus den eisigen Zerklüftungen weiter unterhalb der furchen- und abgrundreiche Gletscher sich entwickelt, bläulich mit tiefblauem Schatten. Aus seinem gehöhlten Schoße tost und lärmt der milchig gefärbte, perlig schäumende Bach hervor, an dem der Wichtelhof liegt, mit dem Rücken gegen einen herabgestürzten, mit Tannen und hohen Farren üppig überwachsenen Felsblock gelehnt.

Das alte Holzwerk des Hauses, das Sturm und Wetter zur düstern Farbe des umgebenden Gesteins gewandelt, zeigt heute lustigen Schmuck. Tannengehänge schlingen sich von Pfosten zu Pfosten der bedeckten Galerie, und mit starkfarbigen Gebirgsblumen untermischte Farrenkränze schmücken den Giebel, die halbverwitterte, eingekerbte Inschrift fast verdeckend, die in altertümlichen Lettern vermeldet, daß ein Aloys Tutzauer anno D. 1651 dieses Haus erbauet. Auch der eine Viertelstunde thalabwärts gelegene Ort Beleschweiler zeigt heute Festesschmuck. Von dem roten zwiebelförmigen Ziegeldach der weißgetünchten Kirche weht eine Fahne und am Eingang des kleinen Gemeinwesens ist eine gutgemeinte Ehrenpforte aus blumengeschmückten Tannenbäumen errichtet.

Das alles zum Empfang Sr. Majestät, der auf einer Gebirgsreise begriffen ist; heute hat er den Widderkopf bestiegen, seit dem frühen Morgen waren die Blicke der Einwohner nach der Spitze des Massivs gerichtet und die Aufregung wuchs, als man gegen die elfte Stunde ein winziges Fähnlein dort oben flattern sah, ein Zeichen, daß der erlauchte Tourist glücklich den höchsten Zacken erreicht.

Frau Dorothea Tutzauer selbst hat Gala angelegt; das alte, echte Landeskostüm, mit dem sie als Amme des königlichen Babys in der Residenz paradiert und das sie dann als Molkereibesitzerin jahrelang bis auf einen gewissen Schnitt des Mieders abgelegt, steht heute wieder zu Ehren; über ihrem hochgewölbten Busen klingelt und funkelt der gesamte Familienschatz von silbernen Ketten, goldenen Filigranspangen und großen runden Schaumünzen. Ihr Herz vor allem ist festmäßig geflaggt und gekränzt: der König wird bei ihr einkehren, die Majestät will sogar eine Nacht unter ihrem Dache verbringen — ihr König! Denn heute ist er's wieder! — und sie möchte laut aufjauchzen vor unbändiger Freude.

Denn lange, lange hatte sie es nicht mehr gewagt, ihn selbst in dem Kämmerlein ihres geheimsten Gedenkens als ihren König zu bezeichnen. Mit jenem verhängnisvollen Frühmorgen, da das arme verhetzte königliche Büblein staubbedeckt an ihrer Pforte Zuflucht gesucht, war äußerlich wenigstens eine Wandlung vorgegangen in dem Verhältnis zu ihrem ehemaligen Säugling. O Gott, wenn sie noch an den Schreck und

die Aufregung jener Stunden denkt! Und wie bitterlich sie geweint, da der Wagen des Regenten ihr den Liebling entführte. Ja damals fühlte sie diesen Abschied wie ein blutend Losreißen aus ihrem Herzen. Es war der Abschluß ihrer Ammenrolle. Fortan baute sich die königliche Würde wie eine Wand zwischen seiner und ihrer Liebe. Denn von da ab wurden die gelegentlichen Besuche des Königs bei ihr durch die gestrenge Regentschaft abgestellt. Nur in ihrer Eigenschaft als „Hoflieferantin" gestattete man ihr noch, zu den Allerhöchsten Geburtstagen vor dem Könige zu erscheinen und ihm ihr Sträußlein mit dem gestammelten Glückwunsch zu überreichen. Zwar ließ der brave Knabe es sich nicht nehmen, hie und da einmal beim Vorüberreiten vor ihrem Thor zu halten und sie herausrufen zu lassen zu einem kurzen Willkomm — eine Genugthuung vor den Menschen, aber ihr Herz bedrückte dieses Almosen. Ja, als ein solches schien es ihr nur um so schmerzlicher. Redete er sie nicht „Frau Tutzauer" an? — auch wohl dies eine Vorschrift der Regentschaft! Nichts mehr von der „Ma!" Die „Ma" war degradiert.

Es fraß ihr grimmig am Herzen; es verleidete ihr den Aufenthalt in der Residenz. In der Nachbarschaft des „lieben Kerlchens," wie sie ihn insgeheim für sich titulierte, zu wohnen, ohne ihn sprechen zu dürfen, ohne daß er sie auf Du und Du besuchte wie in früheren Zeiten. Es war zu viel! Das wachsende Gedeihen der Molkerei konnte sie nicht entschädigen für diese andauernde Enttäuschung. So zog sie sich mehr und mehr nach ihrem Heimplatze hier im Gebirg zurück, dem Manne und den beiden heranwachsenden Buben die Bestellung der Stadtwirtschaft überlassend; nur während der eifrigsten Saison pflegte sie längere Wochen in der Stadt zu verbringen, um mit ihrer energischen Hand dem Gang der Geschäfte nachzuhelfen.

Übrigens machten sich die beiden Buben prächtig; gerade gewachsen wie die Altarkerzen und gesund wie Gebirgstannen, zu allem tüchtig und brauchbar. Der älteste, der Pett, war den Winter zum Militär eingezogen worden, natürlich zu des Königs Garde, wo der hübsche Bursch eine Zierde für die Front abgab. Eines Abends stellt er sich in der Molkerei ein: „Mutter, wenn du wüßtest, wo ich heut Nacht Schildwach' gestanden!"

Es befiel sie ein freudiger Schreck: „Bei ihm, Pett?" rief sie.

„Vor der Schlafkammerthür Sr. Majestät!" bestätigte Pett, über das ganze Gesicht grinsend.

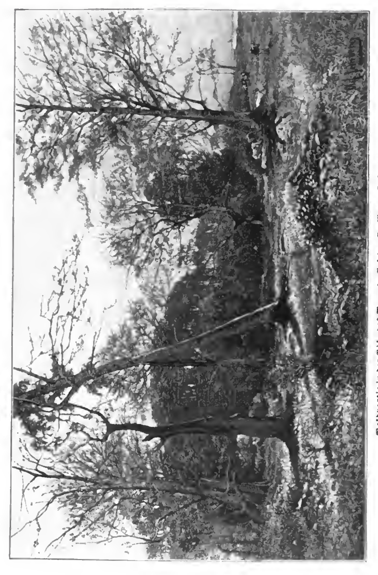
Da vermochte sie nicht an sich zu halten, vor Freude fiel sie über den schmucken Gardisten her und küßte ihm heftig die Wangen.

Herr Tutzauer-Weltli (er hatte seinen Namen dem Namen des alten Geschlechts in das er hineingeheiratet, hintanstellen müssen, laut Ehekontrakt) liebte dergleichen Szenen nicht; er verrichtete sein Tagewerk gern ohne solche Gemütsbewegungen; so strich er auch diesmal den grauangehauchten Kranzbart vom Halse aufwärts nach dem Kinn zu, blinzelte, schob die starken Schulterknochen ruckend in die Höhe und murmelte in seiner trockenen Art etwas wie „Na, da wirst du wohl einen Orden kriegen, Pett —" Und dann gleich zur Seite getrollt, denn seine Tutzauerin vertrug solche Scherze nicht.

Während die Buben in der Stadt weilten, denn sie würden in nicht zu ferner Zeit den Betrieb selbständig übernehmen, wurde Meredith, das Mädchen, droben auf dem Hof erzogen. Sie sollte keine Zierpuppe werden, sie sollte nicht von dem großstädtischen Raffinement in ihrer köstlichen Wildrösleinart verdorben werden. Da unten im Qualm der Ebene ist für das liebliche Naturkind kein Ort; es würde dort verblassen und verkümmern; ihm gebührt Gletscherluft und unverdorbene Himmelsbläue.

Frau Dorotheas Vater lebte noch, während der Ahn und der Urahn abgestorben waren und unter blanken Granitblöcken auf dem engen Kirchhof von Beleschweiler ruhten. Jenem lag die Sennerei ob und er weilte zur Zeit des königlichen Besuchs droben auf der Alm. Natürlich war er heute herabgestiegen, um die Honneurs seines Hauses zu machen. —

Vor Wochen, als sie auf einem geschäftlichen Flug unten in der Stadt weilte, war der König an dem Thore der Molkerei vorgeritten, hatte sie herausrufen lassen und nach den ersten Fragen, wie es ihr und den Ihren ginge, die Bemerkung hingeworfen: „Wenn ich nächstens meine Gebirgstour mache, so besuch' ich Euch da oben."



Waldpartie in der Nähe des Meeres. Nach dem Gemälde von O. Jernberg.

„O, Majestät!“ stieß sie vor Überraschung aus.

„Ich möchte doch wohl mal sehen, wie es bei Euch aussieht.“

„Majestät wollten uns wirklich die hohe Ehre erweisen?“ stammelte sie, noch ganz verblüfft.

„Auch das Milchschwesterchen kenn' ich ja noch gar nicht. Wir haben uns nur als Kinder gesehen,“ fuhr der König fort.

Und dann, in einer gewissen drolligen Anwandlung des väterlich Gönnerhaften, dessen er sich zuweilen, im Hinblick auf den zukünftigen Landesvater, schwer erwehren konnte: „— Wohl ein hübsches Mädel geworden, wie?“

Und ein kleiner Anflug vom Leutnant her hieß ihn lächelnd an dem dunkeln Hauch des Schnurrbärtchens zupfen, der über seiner Lippe zu keimen begann.

Frau Tutzauer machte ihren raschelnden Knix für das mutmaßende Kompliment, und ihre Augen strahlten: gewiß ist des Königs Milchschwesterchen ein Prachtmädel geworden! Majestät wird sich wundern, wenn er kommt!

Aber er kommt nicht! Es war nur eine seiner herzigen Anwandlungen, nur ein Almosen, um damit die „Ma“ für die vielen Enttäuschungen ihres Herzens zu entschädigen.

Eines Tages aber erschien ein vornehmer Herr im Kostüm eines Salontirolers auf dem Wichtelhof und setzte Frau Dorothea Tutzauer feierlichst davon in Kenntnis, daß Se. Majestät binnen drei Tagen bei ihr vorsprechen werde, um die Nacht unter ihrem Dache Rast zu halten. Es war der offizielle Quartiermacher vom Hofmarschallamt, er schnüffelte mit seiner spitzigen Windhundmanier in allen Winkeln des Anwesens, ließ sich die Stube zeigen, in der Majestät schlafen und den Tisch, auf dem er speisen werde, bis auf die Küche und das Geschirr. Man wird also das kunstvoll geprägte Zinngeschirr, das wohl seit einem Jahrhundert dort im Schrank zur Parade steht, herabholen und aus den buntgemalten Truhen das mit altmodischen Mustern gestickte Linnen hervorkramen, dem höchsten Besuch zu Ehren. O, man braucht sich nicht zu schämen! — man wird dem Besuch sogar besseres bieten können, als dort unten bei Hofe: ein Bett, das die mütterliche Liebe selber bereitet und einen Pokal voll seltensten Trunkes: echte, unverfälschte Herzenstreue genannt. Ei, was schnüffelt man also so hochnäsig umher, Herr Hoffourier?

„Meredith, denk' dir!“ rief die Mutter, als das Töchterchen am Abend nach der Arbeit in der Wohnung erschien, „denk' dir, der König kommt! Er kommt wirklich! Er will bei uns logieren —“

Was war dem Kind? Seine Augen weiteten sich schreckhaft, und die frische Röte, die ihm die Arbeit in der stählenden Luft da draußen auf die Wangen gehaucht, wich einer seltsamen Blässe, dergleichen die Mutter noch nie an ihm gesehen. Und welch' große, große dunkle Augen in diesem erblaßten Gesicht . . .

Merediths Hände wollten eben das bunte Tuch lösen, das ihren Kopf während der Arbeit vor dem Sonnenbrand geschützt, doch sie sanken willenlos hernieder.

„O Mutter —“ kam es über die bebenden Lippen, denen ebenfalls das Blut entwichen.

„Ditt', was ist? Freust dich doch?“ rief die Mutter. „Ich kann mich nit lassen vor Freud!“

Da fiel das Tuch von selbst von des Mägdleins Kopf hernieder und die goldig schimmernden Haare umgaben in süßer Wirrnis das blasse Gesicht mit den schreckgroßen dunklen Augen.

Frau Tutzauer kam ihr eigen Fleisch und Blut in diesem Augenblick wie etwas Fremdes vor, aber etwas engelhaft Fremdes, so schön war das Kind. Majestät wird Augen machen!

„Na, rühr' dich doch! Brauchst dich nit zu erschrecken! Der König thut dir nix. Sollst sehen, was für ein lieber, einziger, goldiger Herr der ist! Aber nun fix, nun müssen wir schaffen, schaffen! Zum stehn und gucken ist keine Zeit!“

Endlich gewann das Mägdlein seine Sprache wieder und es ging, zwar noch kleinlaut, auf die Pläne der Mutter ein, was alles geordnet und gesäubert und umgestürzt werden müsse. Plötzlich aber, mitten im eifrigsten Bereden, ließ Meredith die Arme sinken und hielt wie in einer Anwandlung der Verzweiflung die Hände krampfhaft gefaltet. Und wieder die schreckhaft großen Augen.

„Mutter —“ es war nur ein Hauch, „Mutter, ich bleib' nit . . .“

„Was? Was willst du? Nit bleiben? Wenn der König kommt?"

„Ich bleib' nit! Ich geh' hinauf zum Ähni auf die Senn . . ."

„Was? Zum Ähni? Der Ähni kommt doch selber herab. Bist verrückt! Fortlaufen willst du? Vor dem König . . ."

Sie mußte hell auflachen über die Idee. Vor dem König fortzulaufen — was ist denn das!

„Aber Dittchen, was fällt dir ein! Fortlaufen — ich lauf' dir was! Gerad' bleibst du! Deinetwegen kommt er ja!"

„Ho!" schrie das Mädchen auf und barg ihr errötendes Antlitz in den Händen.

„Er will sich sein Milchschwesterchen ansehen, hat er selbst gesagt. Was bist du denn? Er ist dein Bruder! Mach' mir doch nit solch' Gesprenz! Ich mein' schon, wir könnten uns sehen lassen — fortlaufen hat keins von uns nötig! Dumm Dingen du!"

Dann im Verlauf des Abends, während weiter geplant wurde, machte sie dem Kinde Mut, indem sie aus ihrer Ammenzeit erzählte. Hier auf den Armen hat sie ihn getragen (und sie schlug klatschend auf ihre eisenfesten Armmuskel). Ist er nicht ihres Bluts — echten Tutzauerbluts? „Holla, wer fürcht' sich? Ich, seine Amm' — und ich geh' auch laufen, zum Ähni auf die Senn!" spottete sie.

Ja es gab einen völligen Umsturz im Hause, gescheuert und geputzt und geklopft und gestöbert bis in alle Winkel hinein, damit das Tutzauerhaus Ehre einlegt. Ein Hoffourier, was will und was versteht denn der! Sie die „Ma" weiß doch besser, was ihm, dem König, gebührt. Das Bett, in dem der kleine königliche Flüchtling in jener Nacht geruht, hatte sie herausschaffen lassen, es sollte niemand mehr darin schlafen, und so hatte es fortan in einer abgeschlossenen Stube des Tutzauerhauses gestanden als kostbare Reliquie. Die Ma hatte schon geahnt, daß es noch einmal seine Ehren bekäme, und nun paradierte es, mit feinem kunstvoll besticktem Linnen belegt und behangen und nach Gebirgskräutern duftend, in des Königs Gastzimmer seines Empfanges gewärtig.

Während der Herrichtung dieses Gastzimmers ließ Frau Tutzauer weitere Erinnerungen einfließen: „Siehst du, Ditta, es ist fast so wie unten, das Bett an der Stell' da — dort der Tisch und die Truh', auch das Muttergottesbild — mir ist, als sei alles heut passiert."

Dann nach einer Pause: „Eins fehlt aber doch — dein Bettchen, Dittchen. Da stand das große Bett, wo der kleine herzige Kerl drin schlief und dort hinten in der Eck' das deine. Weißt du noch, bist aufgewacht und hast mit deinem Köppelchen aus den Kissen geguckt nach der kuriosen Einquartierung — ich vergess' nix! — o Jemine, nix davon und wenn ich so alt werd' wie das Widderhorn. Du mußt dich doch auch noch erinnern . . ."

„Halt ein, Mutter!" rief Meredith, das Antlitz mit einer Flamme überhaucht. Und sie stürzte herzu und umfaßte die Mutter von hinten und hielt ihr mit beiden Händen den Mund zu: — „Ich weiß von nix! Ich schlief, ich weiß von nix, Mutter!"

Sie weiß von nichts, sie behauptet geschlafen und geträumt zu haben. Hier in Gegenwart der Mutter sträubt sie sich der Erinnerung, aber droben in ihrem Dachkämmerchen überkommt sie die deutliche Erinnerung, und sie ist dann wehrlos dagegen. Auch verwahrt ihr Kämmerchen noch ein anderes Geheimnis. In ihrem Schrein, unter der Wäsche versteckt, befindet sich eine Photographie. Heimlich, vor Jahr und Tag, als sie unten in der Molkerei zu Besuch war, hatte sie die bei einem Kunsthändler gekauft. Es war des Königs Bild. Nun, gab es denn zu Hause nicht genug solcher Königsbilder? In Öldruck und Holzschnitt, auch eine kleine Büste, ja ein wirkliches Ölgemälde in kostbarem Rahmen, den König als zwölfjährigen Knaben darstellend, das er seiner Amme persönlich verehrt. Aber sie hatte dieses, das neueste von ihm, dennoch gekauft — wollte sie ein besonderes für sich haben, das nicht jedermann zu Hause betrachten dürfte? Gefiel ihr gerade dies so? Vor dem Laden hatte sie gestanden, wie verzaubert in den Anblick des frischen, hübschen, klugen Jünglingskopfes und sie war schließlich hineingegangen und hatte das Bild gefordert. Dann, wie ein sündhaftes Geheimnis hatte sie es versteckt gehalten in ihrem Schrein. Zuweilen aber, ehe sie zur Ruhe ging, geriet sie dennoch daran, nahm es und betrachtete es beim Schein der trüben Kerze, sinnend, mit ihren großen Augen, dann legte sie es wieder behutsam, als hätte

sie einen Diebstahl begangen, an seinen versteckten Ort. —

Jetzt, um die vierte Stunde, da die Mutter auf der Veranda hielt, die flache Hand über den Augenbrauen nach dem Saumpfad emporspähend, saß Meredith, ebenfalls in die Gala der Landestracht gekleidet, in ihrer Kammer und harrte. Was macht ihr das Herz so pochen unter dem Sammetmieder? Es wird sich doch alles auf das einfachste abspielen, sie wird Sr. Majestät entgegenschreiten, ihren tiefen, von der Mutter einstudierten Knix machen und ihm das Bouquet köstlich frischer Alpenrosen zum Willkomm überreichen. Worte bedurfte es nicht, dazu ist die Mutter ja da...

Plötzlich krachte von der Dorfseite her ein Böllerschuß; in dröhnendem Gedonner widerhallte er hinrollend von Fels zu Fels. Wie sie zusammenfuhr! Unten im Hause geschah ein Durcheinanderlaufen und sie hörte Rufe: „Er kommt! Er kommt!“

Jetzt klang ihrer Mutter Stimme die Treppe herauf: „Meredith, wo steckst du denn? Geschwind, mach' herab!“

Noch ein letztes Mustern ihres Anzuges vor dem kleinen Spiegel, dann stieg sie die Treppe hinab. Sie meinte die Stufen nicht zu spüren, es war wie ein traumhaftes Schweben.

Abermalige Böllerschüsse, ein andauerndes Donnern, das die Thalmulde mit gewaltigem Getös erfüllte; die Luft schien zu erzittern davon.

Ja, sehr einfach entwickelte sich die Begrüßung. Als sie zur Thür heraus auf die Veranda trat, den Strauß von Alpenrosen zur Brusthöhe erhoben, sah sie unten auf der kleinen Gartenwiese, zu Füßen der Holztreppe, eine Gruppe versammelt, die Mutter in eifrigem Gespräch mit einem jungen Herrn im Bergsteigerkostüm, hinter der Mutter der Ähni in seinem fast bis auf den Boden herabreichenden Festrock, einem Erbstück der Familie, und hinter dem jungen Allerhöchsten Herrn einige ältere, sowie die Führer und Träger; jenseits des Zaunes stauten sich neugierige Bauern, mit Hut-ab und offenen Mundes, während zwei Gendarmen, eine hierorts seltene Erscheinung, die Kinder davon abhielten, über die Staketen zu klettern.

Die Sonne schien ihr ins Gesicht und so erblickte sie das alles nur wie durch ein traumhaftes Geflimmer. Auch weiß sie nicht, wie sie eigentlich herabgekommen und was alles geschehen, bis der König statt ihrer den Strauß in der Hand hielt und sie mit den anderen dort auf der Wiese stand im Sonnenschein, während ihre Mutter wie immer das Wort führte und der König lächelnd, ja lachend einstimmte. — Aber, was sieht er sie fort und fort an? — Welch seltsam bannende Augen er hat! — Und warum vermag sie mit aller Macht nicht ihre Augen von den seinen zu wenden? Die halten sie fest — und die ihren klammern sich an die seinen — es sind wie Arme von hüben und drüben, die sich eng miteinander verschränken und nicht voneinander lassen können . . .

Später, lange Jahre später noch, trat König Edwin die liebliche Szene immer wieder vor die Sinne, und dann war es jedesmal, als breitete sich Frühlingssonnenschein über seine Seele, und in seinem Herzen erklang es wie heller Glockenklang. Also dort in der Thür des braunverwitterten Hauses, unter den hangenden Guirlanden und umrahmt von dem grünen Kranzwerk sieht er Meredith erscheinen und eine kurze Weile dort halten, das Feld mit den scheuen Blicken eines fluchtbereiten Rehes prüfend. Wie die Erscheinung ihn bis ins Herz hinein überraschte! Wie er mitten in seinen Worten innehielt! Wie mit den seinen aller anderen Augen sich nach dorthin wandten, als gälte es ein Wunder zu schauen. Wie er ihr nun entgegenschreiten wollte, aber in unbegreiflichem Zauberzwang an der Stelle haften blieb . . .

Jetzt schwebte ihre köstlich schlanke Gestalt, die das malerische Gebirgskostüm auf das entzückendste zur Geltung brachte, die Treppenstufen herunter; noch fünf Schritte ihrer weißbekleideten Füße, die der feingefältelte Rock bis über die Knöchel freiließ, dann stand sie, den Schatten verlassend, in der freien Sonnenhelle. Der goldige Schein umschimmerte ihr goldig glänzendes Haar gleich einer wunderbaren Glorie, ihre Wangen blühten in holder Verlegenheit, die blutroten Lippen waren halb geöffnet, als wollten sie eine Bitte aussprechen, und die Augen hatten einen solch rührend flehenden Ausdruck, als wollten sie sagen: „Königlicher Fremdling, wenn du gekommen bist, den

Frieden meines Herzens zu stören, so kehre um, kehre um . . ."

König Edwin hörte die Worte seiner Amme nur wie aus einer Ferne: „Meine Tochter Meredith — Majestät haben sie seitdem (sie meinte die verhängnisvolle Flucht damit) nicht mehr gesehen und werden sie wohl nicht wiedererkennen." Dazu eine mütterliche Freudenmiene, die sich an dem Erstaunen des Königs weidete.

Dieser schritt der Ankommenden entgegen und seine Hand streckte sich nach ihr aus: „Guten Tag, Meredith!"

Sie reichte ihm, immer die Augen groß und weit auf die seinen gerichtet, den Strauß Alpenrosen — hatte sie den so hübsch einstudierten Knix denn ganz vergessen?

„Ei, danke schön!" — sagte der König, und er führte die Blüten zum Antlitz empor, das erregt heiße kurz dareintauchend. Zum erstenmal kam ihm ein Gefühl, daß es auch im Leben der Könige Momente der Verlegenheit geben könne. Sofort suchte er diese offenbare Unbeholfenheit gut zu machen: „Wir kennen uns, Meredith — ich darf dich doch so nennen?"

Das „Sie" widerstrebte ihm — wie selbstverständlich war das „du!" — ist sie nicht sein Milchschwesterchen?

„O, Majestät . . ." hauchte Meredith kaum hörbar hin.

Sie wird ihn also „Majestät" titulieren, wie die anderen alle es thun. Und ein Grollgefühl flog ihn an über diesen unseligen Respekt; immer wieder die Mauer, die sich zwischen ihm und den Menschen aufrichtet! Aber bei Meredith will er diese Mauer nicht dulden, er wird sie einfach mit der Hand umstoßen . . .

Zum Umstoßen der Mauer fand sich jedoch noch keine Gelegenheit, heute noch nicht.

Zuerst forderte der diensthuende Marschall eine Ruhe des königlichen Touristen nach der sehr anstrengenden Bergpartie. So zog der König sich also in das Gastzimmer zurück und abermals wachte die Ma über seinen Schlaf, daß in der Küche die Mägde keinen Lärm machten, daß die Hühner nicht gackerten und die Hofhunde nicht bellten. Freilich stand es nicht in ihrer Macht, dem großen Wasserfall dort hinter der Gruppe alter Ahorne sein mächtiges, weithin hörbares Rauschen zu verbieten und den Lawinen Einhalt zu thun, die in einer Seitenschlucht von den großen Beleschköpfen herniederdonnerten, einem Gewitter gleich.

Die Begleitung des Königs war im Dorfe bei Honoratioren untergebracht worden, da das Haus nicht genügend Platz bot. Nur der Leibjäger durfte seinen Platz in der Nähe des Monarchen, nach der heiligen Instruktion, nicht aufgeben. Doch von der Bedienung bei Tische wußte ihn Frau Tutzauer zu verdrängen: sie wollte ihrem Könige selber aufwarten im Verein mit Meredith.

Es war eine fröhliche Stunde; immer wieder die köstliche Laune der „Ma," die über alle zeremoniellen Schranken naiv hinweghüpfte. Sie hat ihn — endlich, endlich! So will sie ihn auch ganz genießen, frei von all' dem höfischen Krimskrams! Und so schlug sie den alten herzigen Ton an — ach wie lange hat er, der arme König, den entbehren müssen! So fröhlich und guter Dinge hatte er sich lange nicht gefühlt, wohl noch nie. Auch Meredith hatte ihre Scheu überwunden: ist er nicht lieb und traut wie einer von uns? Und sie gab ihm herzhafte Antwort auf seine Fragen und fühlte ihre Zuversicht allmählich wachsen. Doch vermied sie es noch immer, seinem Blick Aug' in Auge zu begegnen; wenn er den Kopf wandte und zu ihr aufschaute, plötzlich und unvermutet, so war es jedesmal wie ein schreckhafter Überfall. Und sie fühlte das Blut pochen in ihren Schläfen vor Erregung.

Auch Herr Tutzauer Ähni hatte sich eingestellt. Und es war erstaunlich für die Ma wie für Meredith, zu sehen, wie auch er allmählich in der Gegenwart des prächtigen jungen Herrn auftaute. Seine knorrige Art pflegte nicht viel Worte zu machen, oft hörten sie tagelang keins von seinen Lippen kommen.

Der König wollte aber alles wissen, Klimatisches, Wirtschaftliches, von den Bergen, Gletschern und Sennen; bei der Jägerei traf er das Interesse des alten Gemsjägers und es wurden Pläne gemacht zu künftigen Jagdausflügen, wo der Ähni den Jägermeister zu spielen hätte. Zwar wehrte er sich seines hohen Alters wegen.

„Wie wäre es, Ma, wenn ich mir hier herum ein Jagdschloß baute?" fiel der König launig ein.

„Ei wie prächtig!“ juchzte die Ma auf.

„Vor Jahren hat ein Stadtherr schon den Plan gehabt —“ bestätigte der Alte, „ein Graf Lariva.“

„Oh!“ machte der König verdutzt. Und der Name fiel wie ein Schatten in die harmlose Stimmung. Er bog zu einem anderen Thema ab.

„Habt Ihr viel Fremde hier?“

„Einige Engländer, Majestät, die auf die Berge kraxeln,“ antwortete der Alte.

„Es liegt uns nichts daran — wir leben glücklicher ohne die!“ ergänzte die Ma.

„Ich würde, wenn es in meiner Macht läge, dem Fremdenelement den Zugang zu diesem Thal versperren, was meinst du, Ma?“

„Kommen und schauen, das kann man nicht wehren, aber unsre Luft soll so sauber bleiben, wie sie ist. Ich lieb' die Stadt nit, König!“

„Hoho, Ma! Ich bin doch auch ein Städter!“

„Der König gehört dem ganzen Land!“ fiel Meredith ein und sie erschrak fast über diese Kühnheit.

„Also ich dürfte kommen und Eure köstliche Luft genießen und mich freuen — und mir die Augen und das Herz erquicken, so viel ich will?“

Die Frage war unmittelbar an Meredith gerichtet; lächelnd und strahlend, des geheimen Glückes voll, tauchte er seinen Blick tief in den ihren.

„Es kommt ja alles anders, König!“ seufzte die Ma. „Aber nun bist Du ja da, nun ist alles gut. Aber ob Du später einmal, wenn Du nun an der Regierung bist, an uns denken wirst . . .“

„Erst recht!“ rief der König, „dann darf ich thun, was ich will — so viel heut ein König noch wollen kann. Ma, komm her!“ und er streckte ihr das altertümlich geschliffene Glas mit dem goldigen Inhalt zum Anstoßen hin. „Auf gute Freundschaft allezeit!“

Dann stieß er gleichfalls mit dem Alten an, und zuletzt gegen Meredith gewandt: „Meredith, auf dein Wohl! Fürchtest du denn, daß ich dich vergessen könnte? . . .“

Statt aller Antwort stieß sie heftig ihr Glas gegen das seine, daß es hell und wie freudig erklang.

„Eher könnt' ich vergessen . . .“ er suchte nach einem Vergleich. „Ja vergessen könnt' ich eher, daß ich der König bin!“

Begeistert strahlten seine Augen, sein ganzes Wesen schien aufzuflammen.

Was war das!? meinte die Ma verdutzt. Hat Meredith es ihm angethan? Und sie erschrak bis in ihr Innerstes.

Meredith aber schlich hinaus, sie wähnte zu wanken, und wie sie nun auf der Veranda stand, hochatmend, das Antlitz mit Glut übergossen, tastete ihre Hand unwillkürlich nach dem Pfosten, als bedürfte sie eines Halts gegen die rätselhafte Übermacht, die ihr junges Herz bedrängte.

* * *

„Die guten Kinder!“ entfuhr es der Ma halblaut für sich, als sie am nächsten Morgen in der Gartenpforte stand und den beiden nachschaute, wie sie, der König in den Fußstapfen Merediths folgend, den steilen Felspfad hinanstiegen, um den Beleschgletscher und seine berühmte Eisgrotte nach Verabredung zu besuchen. Es war vom König die offizielle Begleitung, die Graf Bylau ähnlich wie zur Besteigung des Widderhorns gerüstet, abgesagt worden; nur Meredith als Führerin und einen Träger zum Gefolge. Etwas ganz Neues für ihn, dieses Lossagen von der strengen Etikette. Und er fühlte sich so köstlich frei und erfrischt, all' seine Sinne wie geschärft, das Schöne und Erhabene, das ihn umgab, zu erfassen und in jungem Enthusiasmus zu begrüßen.

Meredith vor allem! — sie war doch das wundervollste Wunder in den Offenbarungen der umgebenden Natur, so dünkte es ihn. Seine Blicke weideten sich, des Entzückens voll, an der geschmeidigen Grazie ihres kräftig schlanken Körpers, wie sie vor ihm herschritt, den Alpenstock verschmähend, den ihm, dem „Stadtherrn“, die Ma aufgezwungen; ihr ist das Steigen etwas Selbstverständliches, wie dem Vogel das Fliegen, kaum daß ihre junge Brust sich höher atmend schwellt, wenn sie nun auf einem Absatz des Weges stillsteht und sich umwendet, um ihn auf eine neue Sehenswürdigkeit aufmerksam zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

St. Hubertus-Jagd.

Von Wilhelm Meyer. Mit Bildern von G. Koch.

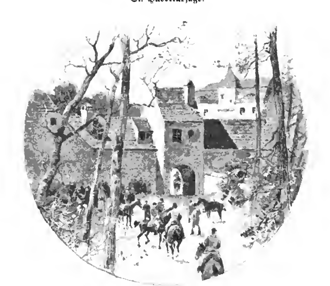
Herbstzeit — Jägerzeit. Wenn der Wind über die ersten Stoppelfelder geht, dann wird's den „Grünen" daheim schon zu enge, wenn die Trauben reifen, giebt's im weiten Reiche keine fröhlicheren Leute als sie, wenn aber dann St. Hubertus herannaht, dann endlich kommt auch die Zeit der „Roten"! Der Rock, der noch mit tausend Flecken von der letzten Novemberjagd her im Schrank hängt, erhält mit Hilfe von Bürste, Seife und scharfen Einreibungen allmählich wieder den roten Schimmer seiner Jugend, die Klepper scharren ungeduldig im Stalle und draußen im Gartenwinkel wird in greulichen Tönen das Jagdhorn eingeblasen. Groß ist die edle Kunst des heiligen Hubert in Lied und Sang, wohlgefügten Erzählungen und seltsamen Berichten und Sagen, der Frau Musika Dienst aber übt sie — Dank sei dem heiligen Bischof der guten Stadt Lüttich — nicht allzu oft. Wenn aber die grauen Nebel über die Heide ziehen, der Sturmwind die gelben Blätter jagt, dann hat das Hifthorn doch einen guten Klang, und nun beginnt die lustige tolle Jagd, die allein noch an die fernen Zeiten gemahnt, wo der Wild- und Rheingraf" über die Felder fuhr.

Seit Wolf, Bär und jedes wilde Getier im deutschen Forst unnachsichtlich ausgewiesen wurden, ist die Jagd ein zahmes und oft recht lahmes Handwerk geworden. Pfeil und Bolzen haben Kugel und Schrot Raum gegeben, und die Freude an der Gefahr ist längst schon eingetauscht mit dem mäßigen Vergnügen der Treffsicherheit. Das Beste was blieb, ist die Lust am Umher-Pürschen durch Wald und Feld, aber der große mächtige Zug der alten „wilden" Jagd ist längst, längst vergessen. So ist es denn gekommen, daß der Waidmann nicht mehr wie einst lustig spottet über die Philister hinter dem Ofen, sondern daß die Rollen getauscht wurden und daß der brave „Lampe" an seinen Mördern heute in den Spalten der „Fliegenden Blätter" fürchterliche Rache nimmt.

Eine Jagd ist aber doch geblieben, die an die alte Zeit gemahnt, das sind St. Huberts Reiter-Jagden im Spätherbst. Es ist kein fürchterliches Wild mit Zahn und Tatze, das hier gejagt wird, aber einen Kampf gilt es doch, und das ist der Kampf mit Hecke und Graben, den der tapfere Reiter und sein Gaul durchzufechten haben. Wer wollte verkennen, daß durch die Reiterjagd entschieden noch ein großer Zug geht? Die Meute der Hunde, der dahinstürmende Hirsch, Graben, Hecke, Feld, See, Wald, der erste kopfüber, vorwärts die anderen, Hundegebell und über den Köpfen der Herbststurm — ja es gibt immer noch eine „große" Jagd, und Du, heiliger Hubertus, hältst schützend Deine Hand über Rotrock und Hifthorn!

Allzu weit sind die Reiterjagden in Deutschland nicht bekannt. Sie haben eigentlich





Stelldichein im Jagdschloß Grunewald.

erst neuerdings wieder Raum gefaßt, und ehrwürdige Jubiläen können wohl nur wenige der Hetz-Klubs feiern. Aber seit 1870 gewinnt doch dieser Teil der Jagd wieder Boden, und das geht sogar so weit, daß einzelne Kavallerie-Regimenter die Teilnahme an der Jagd ihren Offizieren direkt zur Pflicht machen, die Jagd in den Dienst einbeziehen.

In Süddeutschland und am Rhein, auch in Mitteldeutschland wird man Parforcejagden nicht oft finden, dahingegen haben dieselben jetzt sogar in Littauen und Masuren viele Freunde gefunden und dehnen sich von dort aus über das ganze nordöstliche Deutschland, bis sie in Hannover ihre Grenze, zugleich aber auch ihre glänzendste Stätte finden. Ob die alte Zusammengehörigkeit mit England in Hannover das veranlaßt hat, können wir nicht sagen, mehr wahrscheinlich mag es aber sein, daß lediglich das Militär-Reit-Institut Hannover zur Zentrale der deutschen Parforce-Jagden gestempelt hat. Unter der Leitung der besten Reiter-Offiziere erhalten in der Militär-Reitschule zu Hannover ausgewählt gute Reiter aller deutschen Kavallerie-Regimenter ihre einheitliche letzte Durchbildung, und es ist wohl klar, daß eine Elite-Gesellschaft, wie sie sich so zusammenfindet, der Parforce-Jagd beste Förderin ist.

In zweiter Reihe sind zu nennen Berlin und Potsdam, deren Parforce-Jagden einen besonderen Glanz gewinnen durch das Teilnehmen des kaiserlichen Hofes, der am St. Hubertus-Tage selten fehlt. Die Jagd im Grunewalde hat denn auch unserem Künstler Motive geliefert zu seinen trefflich gelungenen Bildern, auf deren Inhalt wir noch einzugehen Gelegenheit erhalten. Was den Berlin-Potsdamer Jagden ein besonderes Gepräge gibt, ist das ganz ausgezeichnete Pferde-Material, das zum großen Teile auf der Rennbahn bereits die Feuerprobe bestanden hat und dessen Galopp manches Halbblüters Licht erschreckend schnell ausbläst. — Berühmt sind ferner auch die lustigen Jagden in Mecklenburg und Pommern, sind doch die Brooker Hasenmeute und die Neubrandenburger Hunde weit über Pommern und Mecklenburg hinaus bekannt. In der Mark Brandenburg ist es in erster Linie wohl Stendal, dessen Hubertus-Tag die ganze Stadt in festliche Erregung bringt, in der Provinz Posen ist die Gnesener Meute bekannt, in Lothringen ist ebenfalls St. Hubertus neuerdings zu Ehren gekommen, und im Königreich Sachsen nimmt der

Großenhainer Hetz-Klub die führende Stellung. Der König selbst ist Protektor des Vereins, und Prinz Friedrich August, der dereinst den Thron besteigen soll, fehlt bei keinem Meet. Der königliche Tiergarten zu Moritzburg liefert als Geschenk des Königs manchen braven Schwarzrock und manchen schnellen Schaufler, und daß die Jagden in Großenhain glänzend bestritten werden, wird jeder sich denken können, der die sächsischen Reiteroffiziere von der Rennbahn her kennt.

Das wahre Land der Parforce-Jagd aber war, ist und wird wohl für alle Zeit sein und bleiben das „lustige" England, wo jeder zweite Mensch mit den Finessen der Reitkunst und den großartigen Praktiken des Pferdehandels aufs eingehendste vertraut ist. Wenn die „Hunting Season" beginnt, die Hunde im „Cub-Hunting" ihre Vorbereitung erhalten haben, der Boden weich und der Gaul „fit" ist, dann steigt jedermann, der über einen Hunter leidlicher Art verfügt, zu Pferde und versucht einige Wochen lang die Kunst zu üben, wie man kopfüber geht, ohne Hals und Beine zu zerschmettern. Quer über Feld reiten, ist die vornehmste Kunst und der populärste Sport der drei Inselreiche, und so oft auch tückische Farmer in Irland, ja selbst im lieben guten England Stacheldrähte vor ihren Feldern herziehen, ebenso oft findet sich eine Drahtschere, die mit großer Kunst sie fortschneidet, und man darf mit gespanntem Interesse diesen Kampf zwischen Schere und Draht verfolgen. Welch angenehme Folgen hingegen entstehen, wenn die Schere bei Nacht einen Draht übersah und wenn „Jimmy" bei



An der Sauducht.

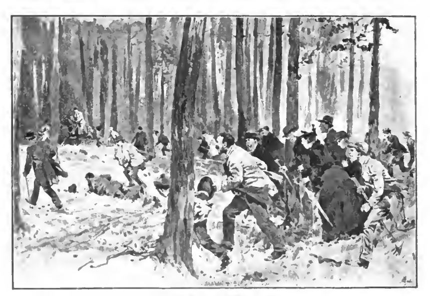
einem Fehlsprunge mit diesem teuflischen Draht kollidiert, — das sei ferne von uns mit behaglicher Breite hier auszumalen. Was der Parforce-Jagd-Sport den Engländern kostet, das in Zahlen auszurechnen wäre wirklich für den Statistiker eine prächtige Aufgabe. Man denke, daß nahezu 400 Meuten sich in England finden, deren jede ein enormes Geld kostet, daß ferner viele tausend Gäule eigens für den Jagdsport gehalten werden, daß jeder Galopp die Rechnungen der Schneider bedeutend verlängert, daß Sattler, Schuster und Hand-

werker aller Art davon profitieren, daß viele Leute des Jagdsports wegen Wochen und Monate lang im Gasthause wohnen, und last not least daß ein ganzes Heer von Angestellten und ein Riesenberg von Rechnungen für Felder-Beschädigung die Kosten der Hunting-Season in's Ungemessene steigern. Aber alles das hat jenseits des Kanals noch niemandes Herz schwer gemacht, und die Hirschhunde Ihrer Majestät der Königin genießen unter ihrem Master, dem Lord Coventry, noch immer die ungeteilte Bewunderung und Zuneigung jedes Britten.

Das beste Buch, das je über die englischen Parforce-Jagden geschrieben wurde, ist unstreitig Market Harborough, in dem Melville White mit dem Humor eines Dickens die Schicksale des Mr. Sawyer auf den Jagden in den Shires schildert. Wer die Kulturgeschichte Englands im neunzehnten Jahrhundert schreiben will, muß dem Sport einen breiten Raum in seiner Darstellung einräumen, und wäre Macaulay bis zum neunzehnten Jahrhundert in seiner History of England gekommen, so hätte er die Parforce-Jagden zu Melton und Billesdon, Northampton und Rugby wahrscheinlich eben so hübsch geschildert wie die alten Postkutschen in seiner Geschichte der Stuarts.

Zur Parforce-Jagd gehören wie zu jeder Jagd zwei, der Verfolger und sein Wild, nur daß bei der Parforce-Jagd ein ganzes Rudel Hunde voran und ein möglichst großes Feld Reiter hinterher zieht. Das Wild kann verschiedener Art sein. Ein Fuchs, der seinen Jägern das Leben oft heillos sauer macht, ein gutes Stück Damwild und vor allem der „Schwarzrock", dessen kurzen Beinchen und dickem Kopfe man es nicht ansieht, welch satansmäßiger schneller Bursche er ist. Man schafft das Wild wenn möglich zur Stelle, gibt ihm einen Vorsprung von drei, vier Minuten, oft auch bedeutend mehr und läßt dann die Hunde auf die Fährte.

Die Hunde in ihrer Gesamtzahl nennt man die Meute, unseres Wissens ein gutes deutsches Wort, das aber manche der Herren Jäger mit unbegreiflicher Kunst in „Möt" verwandelt haben. Die Meute teilt man wieder ein in Koppeln, und eine Meute, die acht bis zehn Koppeln umfaßt, darf schon als eine recht gute gelten. Die besten Hunde findet man hier zu Lande wohl in Hannover, und die Meute des Militär-Reitinstituts wird vielfach auch nach auswärts gesendet. Die Hunde werden einem sehr sorgfältigen Training unterzogen, der Oberpiqueur muß sie gesund und in guter



Das nachstürmende Publikum.



Ein königlich preußischer Piqueur.

Verfassung zum Herbst fertig haben, sie müssen schnell sein, sicher beim Umschlagen der Fährte und vor allem gehorsam.

Mit gut arbeitenden Hunden zu jagen, ist ein großes Vergnügen, aber ach, — manchmal sind die Hunde gar zu schnell, und wenn der Boden tief ist und die Pferde langsam fortkommen, zieht die Reiterschar oft betrübt hinterher und läßt den flinken Hunden das Vergnügen der Jagd. Der kleine Kerl kriecht und zwängt sich durch die Hecken, vor denen mancher Reiter wohl gar nolens volens Kehrt machen muß, er fliegt über sumpfiges Terrain fort, in dem Roß und Reiter elendiglich einsinken, und wenn die Klepper einige tausend Meter in den Knochen haben, sieht es oft trübselig mit der Jagd aus. Ja, es kommt sogar vor, daß Master und Piqueurs vollständig die Hunde verlieren, und findet man endlich nach Suchen und Blasen und Umherstreifen die Hunde, so haben dieselben in Seelenruhe ihre Mahlzeit genossen und Fell und Knochen sind alsdann die miserabelste Jagdbeute, die jedes guten Jagdreiters Zorn in grimmiger Weise wach ruft.

St. Hubertus feiert eines seiner schönsten Feste alljährlich am 3. November zu Hannover. Hart treten im Osten die Ausläufer der Lüneburger Haide an die königliche Residenzstadt heran, und wie man im Rennsport von der „klassischen Heide zu Newmarket“ spricht, wo die besten Rennpferde der Welt ihre großen Kämpfe ausfechten und ihr Training erhalten, so kann man in Bezug auf die deutschen Reiter-Jagden auch mit Fug von der „klassischen Heide zu Hannover“ reden. Mit dem Beginne des Oktober haben die Parforce-Jagden ihren Anfang genommen, so daß vier Wochen später schon mancher gute Galopp geritten, das Terrain genau bekannt geworden und die Meute in allerbeste Verfassung gebracht ist. Der Hubertustag soll nun aber das größte Reiterfest bringen, und in langen Reihen, ein kleiner Trupp nach dem andern, zieht die Reiterschar hinaus nach Isernhagen, wo beim Gastwirt Grethe das Frühstück eingenommen wird. In der weiten Diele sind die Tafeln gedeckt, die Wände sind geschmückt mit Tannenreisern, zwischen denen viele Sprüche den lustigen Heiligen und seine fröhliche Jagd feiern. Ein Fremdenbuch liegt aus, in das sich die Anwesenden eintragen, und selten nur kommt es vor, daß weniger als 300 Teilnehmer sich einfinden. Derweile werden die Pferde draußen umhergeführt, und wenn schließlich das Zeichen zum Ausbruch gegeben wird, kostet es schon einige Mühe,

seinen Gaul aus der Menge schnell herauszufinden. Die Damen sind wohl regelmäßig zu St. Hubertus vertreten, und ihre Anwesenheit trägt natürlich nicht wenig dazu bei, den Ehrgeiz und die Lust an der Jagd zu heben. Der Master der Meute — lange Jahre war es Major von Longchamps — hat mittlerweile seine Pflegebefohlenen aufstellen lassen, an der Wiese wird ein tüchtiger Damhirsch in Freiheit gesetzt, und nachdem er ein Dutzend Minuten Vorsprung erhalten hat, werden die Hunde freigegeben. Im Nu haben sie die Fährte, und nun geht es mit lautem Gebell — „Full cry" — hinter dem Flüchtling her. Jetzt heißt's für den Reiter aufpassen. „Vorsichtige" Herren wählen allerdings recht bald das Hintertreffen, wer es aber mit der Jagd wirklich ernst meint, der gibt seinem Gaule den Kopf frei, und nun geht's, was das Wege zu suchen, das riskiert so leicht denn doch keiner, und nun geht's nach rechts und links ab, und lachend wendet man sich nur, um die unglücklichen Neulinge zu sehen, die im Übereifer mit dem Moor Bekanntschaft machen. Der schönste rote Rock wird da unglaublich umgefärbt, und wen das Unglück besonders aufs Korn nimmt, der sinkt so tief ein, daß die fürchterlichsten Geschichten vom Erstickungstode in Sümpfen in großer Eile an ihm vorüberziehen. Aber zu spaßen ist mit den Sümpfen wirklich nicht. —

Die Galopps nehmen oft eine enorme Ausdehnung an. Es kommt vor, daß nach wenigen Minuten alles sich erledigt, aber oft haben die Pferde doch auch eine Meile und mehr zu galoppiren und was das in schwerem Terrain heißen will, braucht man nicht erst zu erörtern.

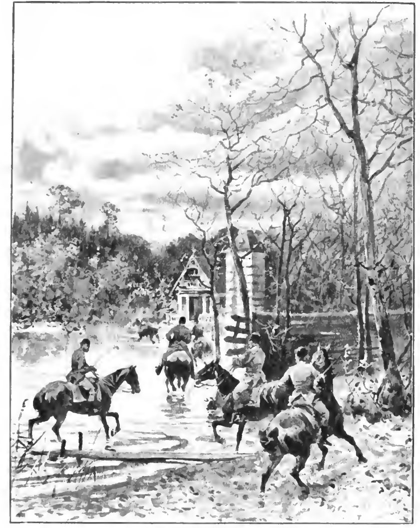


Das „rote Feld" in voller Jagd.

Zeug halten will, hinter den Hunden her. Bei einem Felde von 200 und mehr Reitern muß man schnell achtgeben, und da nirgends die Qualität und das Können von Individuen verschiedenartiger sein mögen als bei einem solch zusammengewürfelten Felde von Reitern und Pferden, so gewinnt das Feld bald eine außerordentliche Breite und Länge, und in weitem Umfange sind dann die Äcker bedeckt von einer Schar, die, alle in einer Richtung, über den Boden geht. So lange nun keine Hecke, kein Graben im Wege standen, geht alles gut, dann plötzlich aber wird oft fürchterlich aufgeräumt: da liegt der eine, dort der andere, Dutzende von Pferden gehen reiterlos nach allen Richtungen — ein seltsames Bild, das man wirklich erst gesehen haben muß, um es sich vorzustellen. Schlimmer ist es aber noch, wenn die Hunde auf's Moor zugehen. Hineinzureiten und die wenigen festen

Bisweilen nimmt die Jagd einen recht tückischen Verlauf, wenn das Wild gewendet hat, oder gar im Kreise ging. Dann haben die vorderen das Nachsehen und nun blüht der Hafer aller der Vorsichtigen, die sich hübsch hinten hielten. Sie brauchen nur zu wenden und kommen am allerehesten dazu, wenn die Kopfhunde just den Schaufler stellen und die Meute ihn deckt. Der erste zur Stelle hebt ihn aus und sein ist die Ehre. Überhaupt gehört viel Ruhe und Besonnenheit dazu, um eine Jagd zu reiten. Zur rechten Zeit den Weg abzuschneiden und weiter zu sehen, als fünf Schritte vor sich, ist erste Weisheit beim Querfeldein-Galopp.

Das beste Terrain zur Jagd ist ein offenes Gelände mit mannigfaltigen und nicht zu leichten Hindernissen, während sumpfige Wiesen, allzubreite Wasserläufe und dichter Wald die Jagd erschweren. Der



Durchreiten eines Seeufers.

Boden darf nicht zu hart und auch nicht zu tief, d. h. nicht zu feucht sein, je schwerer das Pferd sich fortbewegen kann, um so mehr haben Reiter und Pferd zu thun, und wer allzuviel Körpergewicht in den Sattel mitbringt, ist ohnehin übel daran.

Endet die Jagd allzuschnell, so veranstaltet man aus dem Stegreise wohl noch schnell eine zweite, und so giebt's oft zwei Hallalis an einem Tage. War es aber eine Fehljagd, die — im Interesse aller mitleidigen Damen sei es gesagt — nicht allzu selten vorkommt, da der schnelle und geschickte Flüchtling das Weite suchte, nun so hat man sich damit zu trösten, daß erster Zweck der ganzen Jagd doch der schöne

frische Galopp war. Der Abend sinkt herab, im Stangenholz und im Haidekraut verlieren die Hunde die Fährte — rückwärts, edler Eid. Gelingt aber die Jagd, so werden an alle, die zum Hallali kommen, Brüche verteilt, die zur Erinnerung an große Jagden ein hübsches Andenken sind.

Man hat über die Parforce-Jagden bisweilen in einem Überfluß von Teilnahme dahin geurteilt, daß die Hatz des Schwarzrocks, Hirschs oder Fuchses eine rechte Tierquälerei sei, aber das geht gewiß doch wohl zu weit. Zuerst weiß das Tier wenig von seinen Verfolgern, lange Zeit spielt es mit ihnen, wird es aber dann endlich doch müde, so endet die kleine Tragödie meist auch sehr schnell. Man müßte über die großen Treibjagden, wo Hunderte von Tieren gehetzt und niedergeschossen werden, dann noch viel härter urteilen, und im Leben unserer Haustiere und in der Art, wie sie getötet werden, liegt wahrhaftig oft eine ganz andere Quälerei und wirkliche Grausamkeit.



Ausheben der Sau.

Der Hubertustag wird also im ganzen deutschen Lande an allen Orten, wo Parforcejagden geübt werden, als Haupttag gefeiert, nirgends aber wohl so glanzvoll als in den königlichen Forsten zwischen Berlin und Potsdam. Hier namentlich unterstützt uns der Zeichner und allzuviel haben wir den anschaulichen Bildern nicht hinzuzufügen. Schloß Grunewald, das einst von Joachim II. am Rande des Sees erbaut wurde, liegt Monat um Monat still und verlassen, bis kurz vor dem großen Novembertage Leben hinein kommt. Das Hofmarschallamt hat alle Hände voll zu thun, um den festlichen Empfang vorzubereiten und lange vor der angesetzten Mittagsstunde kommen schon die ersten Rotröcke von Berlin oder Potsdam her in den Hof gesprengt. Von Paulsborn zieht Punkt 12 Uhr die 20 Koppeln starke königliche Meute herein, die Piqueure haben alle Mühe, die kleinen Vierbeiner in Ruhe zu halten, und das erst recht, als nun die Kapelle des Garde-Jäger-Bataillons die fürstlichen Gäste begrüßt. Als wir zum letztenmale 1887 hinaus kamen, war es Prinz Wilhelm, welcher der Jagd als Vertreter seines Großvaters beiwohnte, während seine hohe Gemahlin, begleitet von ihren Schwestern erschien und mit dem „Damengruß" empfangen wurde. Während nun der Prinz mit seinen Gästen drinnen ein kurzes Frühstück einnahm, hatten sich draußen, von den Stationen der Grunewaldbahnen herkommend, Tausende von Berlinern eingefunden, für die der Hubertustag gleich den Tempelhofer Paraden ein Festtag ist. Allzuviel gibt es ja freilich nicht für Fußgänger zu sehen, aber die Berliner sind bei der Hubertusjagd auch „mit allen Hunden gehetzt," und was überhaupt für das Auge gewöhnlicher Sterblicher zu sehen ist, das bekommen sie ganz gewiß „ins Panorama."

Der „hundertjährige Nord-

häuser, jedes Glas einen Sechser," mundet denen draußen im Herbstwinde wohl genau so gut, wie den Kavalieren drinnen der Wein an der kaiserlichen Jagdtafel, und es mag eine rechte Lust sein, mit den fröhlichen Zweifüßlern hinter der vornehmen Jagdgesellschaft her durch den prächtigen Herbstmittag zu laufen.



Die Erlegte.

Nun erfolgt der Aufbruch. Die Piqueure mit der Meute, der Hofjägermeister, dann die Roten, dann Prinz Wilhelm und Prinz Friedrich Leopold, dann die Wagen mit den Damen und schließlich wieder Ratröcke und Rotröcke und Ratröcke, Prinzen, Generale, hohe Offiziere, Sportsleute — „das einem janz rat vor die Augen wird." Bis Paulsborn und weiter geht es langsam durch die Menschenmenge, dort aber hat kurz vorher der Master einen Keiler erster Güte aussetzen lassen, die Meute nimmt die Fährte auf, und nun geht's mit hellem Geläute vorwärts. Die Piqueure halten sich den Hunden zunächst, dicht auf folgte an der Spitze des ganzen Feldes Prinz Wilhelm und nun geht's her, hin, rechts links — eine nicht leichte aber prächtige Jagd. Wer nicht mitkann, hört plötzlich von weitem die Hörner und wenn er sich auf die Signale versteht, erkennt er die Wasserfanfare und weiß nun, daß der Keiler durch den See geht. An jenem Tage war's bald darauf um den Schwarzen geschehen.

Prinz Wilhelm auf seinem Schimmel und wenige Begleiter hatten einen Nebenweg gewählt, und ehe noch irgend ein Piqueur zur Stelle war, gab der Prinz dem Keiler den Fang. Das Halali findet im Grunewald regelmäßig schon eine Anzahl der besten Fußläufer zur Stelle, und da der Grunewald als beliebter Ausflugsort der Berliner regelmäßig von friedlichen Familien in Fülle durchstreift wird, so ergreift auch meist diese, zuerst in unliebsamer Weise aufgestört, das tollste Jagdfieber, und vergeblich ruft Mutter zwischen Vorratskörben und Bagage hinter den forteilenden Jungen und deren würdigem Erzeuger her. Und dann spielen die Berliner Jungen bis zur Eröffnung der ersten „Rieseneisbahn" Hubertusjagd, wobei die Rolle des Schweins meist vielumworben ist, da dieses grunzen, beißen und enorm schnell laufen darf.

Nach beendeter Jagd versammelt das alte Jagdschloß noch einmal die Jagdgesellschaft, und wenn spät am Abend längst die fürstlichen Gäste heimgekehrt sind, sieht man wohl immer noch die Fenster erleuchtet und mancher gute Toast wird ausgebracht auf den Kaiser und auf den heiligen Hubert von Aquitanien, dessen Feste nun schon 1000 Jahre und mehr Bestand haben.

Die Bedeutung der Parforce-Jagden ist weit größer, als man auf den ersten Blick hin anzunehmen geneigt sein mag. Noch im Kriege 1870 hat man es zum Nachteile oft großer Entscheidungen mehr als einmal empfinden müssen, daß die Patrouillen- und Nachrichten-Reiter — zumeist also in wichtiger Angelegenheit Offiziere — das Terrain nicht in der Vollkommenheit beherrschten, wie das durchaus im Interesse



Nach dem Jagdfrühstück.

der Sache erforderlich sein muß. Die Landstraße war im großen und ganzen das A und Z im Alphabet der Herren, und auf unbekanntem Terrain querfeldein zu reiten, namentlich aber in Schnee und Eis, schien vor zwanzig Jahren selbst unerschrockenen Reitern eine Tollkühnheit, der man sich im Interesse der verantwortlichen Botschaft nicht aussetzen mochte. Gegen diese allzu vorsichtige Zurückhaltung hat nun vor allem die Parforce-Jagd ein gründliches Veto eingelegt, sie hat die Begriffe vom „Können" ganz wesentlich geändert, sie hat den Reiteroffizieren völlig andere Anschauung eingeimpft. Und in diesem Sinne ist ihre Bedeutung eine garnicht hoch genug zu schätzende, denn das ist schon heute gewiß, daß in einem neuen Kriege unsere Kavallerie und vor allem die Offiziere über Terrain-Schwierigkeiten ganz anders fortkommen werden als damals. Den wahren Wert des Rennsports und des Jagdreitens zu erkennen, muß man die einschlägigen Fragen nur gründlich studiert haben.



Im Spätherbst.

Von Ernst Behrend.

Gestern noch war weit die Aue
Herbstlich hell und mild besonnt,
Aber heut' verengen graue
Nebel mir den Horizont.

Vor den Augen trübe Schleier
Und die frohe Luft erstarrt!
Gestern goldner Ernte Feier —
Öd' und arm die Gegenwart.

Fröstelnd wandr' ich. Auf dem Acker
Meinem Wege nebenan
Führet ebnen Schrittes wacker
Seinen Pflug ein Bauersmann.

Wie sein Blick an brauner Scholle
Prüfend haftet, stät und klar,
Schweift voraus die hoffnungsvolle
Seele schon ins nächste Jahr.

Auf der Schulter trägt er achtlos
Mit sich fort ein zappelnd Ding:
War an dir die Zeit denn machtlos,
Kleiner blanker Schmetterling?

Wie ein Gruß aus frühern Tagen
Hold umspielst du jenen Mann,
Der mit Wirken und mit Wagen
Schon die Zukunft sich gewann.

Hoffnungsstrahlen! Glückgedenken! —
Weit dehnt sich der Horizont;
Trotz den dichten Nebelbänken
Seh' ich rings die Welt besonnt.





Mylord und Flock. Nach dem Gemälde von Edwin Landseer.
(Nach einer Photographie von Braun, Clément & Co., vormals Ad. Braun & Co., Dornach im Elsaß und Paris.)



Thorschlußpanik.

Novelle von Ossip Schubin.

(Schluß.) (Abdruck verboten.)

Sie haßt diese Jugend — diese ganze letzte Woche hat sie sich daran gefreut, daß sie zum mindesten mit dieser schrecklichen Jugend fertig geworden ist, mit ihr und ihrem Fieber und ihren aufregenden Glücksvorspiegelungen, sie hat sich gefreut an dem Zustand heiterer, aber stumpfer Zufriedenheit, den es ihr nicht ohne Kampf gelungen, künstlich in sich zu erzeugen. Alles andere war fern, fern — sie glaubte, es sei tot — sie freute sich, daß es tot sei. Und jetzt, mitten während des Tanzens ... War's der Champagner, waren's die Rosen, ist's das eigentümlich bläulich-rosa Geflimmer des Wachskerzenlichts? — was ist's? — die Jugend, die schreckliche, quälende, wunderschöne Jugend umschwebt sie von neuem, geheimnisvoll, sehnsuchterweckend.

„Mir wird schwindlich, ich kann nicht mehr," flüstert sie ihrem Bräutigam zu.

Besorgt hält er im Tanzen inne, führt sie in das anstoßende Gewächshaus, wo zwischen hohen Fächerpalmen farbige Lämpchen ein malerisch gedämpftes Halblicht verbreiten. Jener süße Geruch von laufeuchter Erde, welcher allen Gewächshäusern besonders eigen ist, schwängert die Luft. Dort setzen sie sich nebeneinander in zwei unschöne, unmalerische Stühle aus gelb lackiertem Blech.

„Soll ich Ihnen ein Glas frischen Wassers bringen?" fragt Pruksdorff eindringlich.

„Danke," sagt sie, „es ist nicht nötig. Es wird gleich vorüber gehen — ein wenig Geduld müssen Sie mit mir haben ... nur ein Weilchen — das ist alles."

„Geduld? — Meine Königin! Wenn Sie wüßten, wie selig ich bin! Nur in Ihrer Nähe atmen zu dürfen ist ein Rausch! Adlin', *meine* Adlin'! Wissen Sie, daß ich das Wort kaum auszusprechen wage — meine Adlin'." Leise zieht er ihr den Handschuh von den Fingern und küßt ihr die Hand, ja mehr als das, er küßt ihren Arm ein, zwei Mal und sie läßt es geschehen, läßt es nicht ungern geschehen. Dann legt er den Arm um sie und küßt sie auf die Lippen, lang und brennend, und sie läßt es geschehen — läßt auch das geschehen. Fast im selben Moment hört sie die Stimme ihres Onkels Alexander. „Na, Betty, im Ganzen können wir ja recht zufrieden ..." Indem kommt er mit seiner Schwester an dem Brautpaar vorüber. Er unterbricht sich, ein eigentümlicher Ausdruck huscht über seine Züge, zugleich beschleunigt er den Schritt, um nicht zu stören. Tante Betty lächelt vor sich hin, sauer und spöttisch.

Der Zauber ist gebrochen — Adlin' ist aus ihrer traumbefangenen Betäubnis erwacht!

Sie erhebt sich mit schweren Gliedern und schwerem Herzen und zugleich mit dem Gefühl, daß etwas Unwiderrufliches geschehen ist — etwas, das eine ganze Periode ihres Lebens abschließt.

Das schwere, schwarze Thor, vor dem

sie sich fürchtet, ist ins Schloß gefallen — der Schlüssel ist umgedreht, und sie steht da mit klopfendem Herzen und der unklaren Empfindung, als ob sie trotz all' ihrer Anstrengungen an der verkehrten Seite des Thores verblieben wäre! —

XII.

Kurze Zeit darauf ist es still geworden in Franzenskron — die Gäste, diejenigen, welche in Franzenskron wohnen — das Schloß beherbergt seit kurzem eine anständige Anzahl davon — haben sich alle in ihre Gemächer zurückgezogen; von denen, welche sich aus der Nachbarschaft eingefunden haben, sind auch die letzten in ihren mehr oder minder eleganten Wagen davon gerollt. Der Lärm von sich rasch entfernendem Hufschlag zittert durch das ernste Nachtschweigen, im Schloß pocht noch die Bewegung, die jedem Fest selbst in dem vornehmsten Haushalt nachklingt — die Bewegung von Dienern, die Sachen hinwegräumen, welche nicht alle Tage gebraucht werden.

Die Kerzen in den Kronleuchtern sind bereits ausgelöscht, nur ein paar Lampen brennen noch im Saal, und bei ihrem Licht sucht Tante Betty mit Wut und Hast einen alten Elfenbeinfächer, auf den sie große Stücke hält. Da stürzt Graf Alexander herein. „Bist du hier, Betty?" ruft er; er hält eine Abendzeitung in der Hand, Aufregung und Bestürzung malen sich auf seinem Gesicht.

„Nun, was gibt's, Alexander?"

„George Werdersheim hat sich erschossen! Vor zwei Tagen schon!"

„Bah! wenn's weiter nichts ist," erwidert Betty aufatmend, — „ich dachte schon Schwarzweld sei vielleicht plötzlich zum Leben auferstanden. Der Schreck!" Mit einem sardonischen Lächeln legt sie die Hand aufs Herz. „Was geht mich denn der George Werdersheim an?" Sie reibt sich schläfrig die Augen. „Steckt ein Skandal dahinter?" fragt sie gleichgültig.

„Offenbar!" erwidert Graf Alexander kurz.

„Hm! Erfreulich für seine Kinder!" bemerkt Tante Betty.

„Er hat keine gehabt, war noch gar nicht verheiratet, hatte sich erst kürzlich mit einer jungen Dame aus der Berliner Gesellschaft, einer Prinzeß Bulz Ingenheim verlobt."

„Hm! Also hat er nicht einmal einen Sohn, der sich über die Erbschaft freuen kann!"

„Nein, keinen Sohn . . ." Graf Alexander schnalzt, seiner unausrottbaren Gewohnheit gemäß, mit den Fingern. „Keinen Sohn . . . Wenn mich nicht alles täuscht . . . Mir sind die Werdersheims nicht so gegenwärtig — wo hast du denn den Gotha? — Da ist er!"

Der Graf fängt an, ungeduldig in dem dicken, blaurot gebundenen Bändchen zu blättern. „Werdersheim — Aalfeld; Werdersheim — Schleitz — hier haben wir's, Werdersheim — Weserloh . . . Hab' mir's doch gedacht — der Siegi erbt!"

„Siegi — Siegi?" murmelt Betty.

„Ja, der Siegi, der in Adlin' verliebt war, du weißt . . ." Graf Alexander spricht's immer aufgeregter — „Es war ja eine lange Bandelei — Vor vier Jahren — nachdem sein Vater den Prozeß verloren hatte — den Alten hat damals der Schlag gerührt vor Schrecken, der Siegi hat Adlin' ihr Wort zurückgegeben, die Schwägerin hat mir's erzählt, und jetzt! . ."

„Hm!" Tante Betty hat ihren Elfenbeinfächer gefunden, sie hält ihn der Quere vor sich mit ihren beiden mageren Händen. Die Falte zwischen ihren Brauen ist sehr tief. „Hm!" macht sie ein zweites Mal, dann schließt sie die schmalen Lippen fest aufeinander.

„Ein prachtvoller Kerl war's, der Siegi, wir pflegten ihn den ‚letzten Idealisten' zu nennen. Ein nobler, chevaleresker Bursch! . . und Pruksdorff daneben!"

Wieder nickt Tante Betty mit dem Kopf. Ein böser, zorniger Ausdruck tritt immer stärker auf ihrem Gesicht heraus, es ist als ob sie mühsam eine verjährte Verzweiflung niederhalten müßte — eine Verzweiflung, die aus dem Grabe auferstehen will.

„Zu denken — ich bin überzeugt, daß Siegi ihr heute noch seine Hand anbietet — zu denken, daß sie Fürstin Werdersheim-Weserloh hätte werden können! . . wenn sie nur ein wenig mehr Charakterfestigkeit bewiesen hätte! Betty, mir wird schlecht — wir hätten nicht zureden, sie nicht beeinflussen sollen."

Da aber fährt Betty auf: „Was haben wir ihr denn zugeredet, wir haben ganz einfach ihren geheimen Wünschen Worte ge-

liehen — wir haben ihr geholfen, sich vor sich selbst zu entschuldigen!"

„Ja ... aber ... so im letzten Moment das Ziel aller seiner Wünsche vor sich zu sehen!"

„Ja, den Ehrgeiz, der der Liebe die Hand reicht," murmelt Tante Betty — „und einem zuwinkt — tout comme chez nous!" murmelt sie.

„Sie wird verrückt werden davon, — vielleicht ließe sich doch noch etwas in Ordnung bringen ..."

„Nein, Alexander, in Ordnung bringen läßt sich nichts," entgegnet Tante Betty kalt, „aber verrückt wird sie auch nicht werden davon — ich weiß das aus Erfahrung ich ... ich habe es durchgemacht!"

Tante Betty wirft den Kopf noch etwas hochmütiger zurück als gewöhnlich; dann, ihre perlgraue Moiré-antike Draperie majestätisch hinter sich her schleppend, verläßt sie den Saal.

XIII.

Indessen rollen Adline und Lisa in einem leichten, halb offenen Wagen nach Kleestein zurück.

„Ich bin glücklich, ich bin wirklich glücklich," sagt Adlin' einmal um das andere.

Ringsum breitet sich die Landschaft aus in kleinen, unruhigen Wellenlinien, ohne die Romantik des Gebirges und ohne die Großartigkeit der Fläche, unter dem erhabenen Ernst des hohen blauen Himmels, aus dem der Mond herausscheint; er ist groß und rund geworden seit Adlinens Verlobung. Blaß und grell zugleich fällt sein Licht über weite Strecken abgeräumter Stoppelfelder oder gestürzter Äcker, über kleine Thalmulden, in denen sich zwischen eigentümlich verstutzten Weiden ein sich in seinem Bett bald erweiternder, bald verengender Bach hinzieht — ein Bach, den man nicht murmeln hört, der fast wie eine langgedehnte Pfütze aussieht und wellenlos glatt und stahlblau aus den abgestumpften Farben der Landschaft aufglänzt. Über große, dunkle Flecken niedrigen, dürftigen Strauchwaldes fällt sein Licht, und über die Silhouette irgend eines kleinen Städtleins, aus dessen unansehnlichen Häusern heraus die weißen Wände eines Kirchleins unter hohem, dunklem Dach hervor schimmern; — klar und kalt fällt es herab auf die leere Erde, von der Blüten und Früchte hinweggeräumt sind.

Über die staubweiße Straße breiten sich die Schatten von mageren, dürftig entwickelten Zwetschgenbäumchen, aus denen hier und da ein totes Blatt müde herabfällt.

Es ist der nüchternste Moment des Jahres.

Aber langsam, während die Schwestern ihrem Heim zurollen, verändert sich die Stimmung. Ein durchsichtiger silberner Dunst breitet sich verschleiernd über die harte Linie der Landschaft, die trockene, scharfe Herbstluft wird lau und feucht, ein Duft wie von versteckten Veilchen strebt wie eine Frühlingsahnung oder auch wie ein sehnsüchtiges Frühlingserinnern aus der Herbsterde empor!

„Ich bin glücklich — ich bin wirklich sehr glücklich!" sagt Adlin'.

Es ist wenigstens zum zehntenmal, daß sie im Laufe der Heimfahrt der Schwester diese Mitteilung macht. Lisa schweigt dazu. Das Schweigen verdrießt Adlin'. Aus Ärger darüber versucht auch sie still zu bleiben, doch kann sie's nicht über sich gewinnen — und so, nur um ihre Unruhe zu verscheuchen, fängt sie nach fünf Minuten von neuem an Lisa vorzuerzählen: „Ich bin glücklich, ja ... ich bin wirklich sehr glücklich!"

Aber Lisa schweigt.

Seufzend läßt Adlin' den Blick über die Gegend schweifen. Wie schön sich die häßliche, nüchterne Gegend auszunehmen beginnt unter dem leise verschleiernden feuchten Nebel! Selbst die Wegewarten, mager und steif wie sie sind, sehen malerisch aus in dem verwischenden silbernen Dunst.

„Wegewarte," ruft Adlin' mit gezwungener Heiterkeit — „das war meine Blume. Wegewarte! ... Jetzt ist's vorbei, ich bin froh, daß es vorbei ist! Ach, wie ich froh bin, endlich, endlich mit der Gewohnheit aufgeräumt zu haben, so dazustehen Tag für Tag und sich die Augen müd' schauen nach Sachen, die doch nicht kommen. Jetzt hat die arme Seele Ruh'!"

Lisa schweigt und Adlin' wiederholt eigensinnig, fast verdrießlich: „Ich bin glücklich!" Da plötzlich überkommt sie von neuem dieselbe Müdigkeit, die sie in dem Gewächshause überkommen hatte, heute, nachdem sie Tante Bettys kaltes Lächeln aus ihrem Taumel geweckt — eine häßliche, zu Boden ziehende Müdigkeit ist's, eine

Müdigkeit, die mit Unruhe und Aufregung verbunden ist, die Müdigkeit, die von einem Rausch zurückbleibt, den man von schlechtem Wein bekommen hat.

„Ja, ich bin glücklich," wiederholt sie mechanisch. Dann plötzlich stockt sie und ein grenzenloses Mitleid mit sich selbst übermannt sie; sie hätte Lust zu weinen, zu schreien über dieses armselige, magere, erbärmliche Glück, mit dem sie sich jetzt begnügt, sie — sie! Nein, es ist kaum auszudenken, ist nicht möglich!

Sie lehnt sich in die Kissen des Wagens zurück. Wie sehr sie sich auch dagegen sträubt, das Gespenst der Jugend schleicht sich auch hier an sie heran mitten durch den tückischen, falschen Frühlingshauch, der die Herbstnächte vergiftet!

Sie schließt die Augen, — ein Traum bewegt ihre Seele. — Krrr! — Der Wagen ist in den Thorbogen von Schloß Kleestein eingefahren, die Räder rasseln laut, sie zuckt zusammen, reibt sich den Traum aus den Augen, — sie sind angekommen!

XIV.

Das Schloß ist fast dunkel. Schneider tritt ihnen entgegen, eine Lampe in der Hand, und geleitet sie hinauf. „Frau Gräfin hat sich bereits zurückgezogen, sie war sehr müde!"

Eine alte Kammerzofe, die, anhänglich und schlumpig, der Familie bereits seit fünfzehn Jahren dient und die man verwildern läßt, weil man nicht wagt, ihr Ausstellungen zu machen, da sie mehr mit guten Worten als barem Geld bezahlt wird, ist indessen aus einer der vielen, auf den Korridor hinausmündenden Thüren getreten und hat dem Diener die Lampe aus der Hand genommen. Erst folgt sie den Schwestern in Lisas Zimmer und zündet dort die Lichter an. Während sie damit beschäftigt ist, sagt sie, sich schlaftrunken die Augen reibend: „Es ist ein Brief gekommen an die Komteß Adlin'."

Längst hat Adlin' aufgehört für irgend jemand, außer für die alte Poldi, Komtesse zu sein, — für Poldi ist sie's noch immer.

„Ein Brief — wie komisch du das sagst, Poldi — als ob nicht täglich zwanzig Briefe einlaufen würden, seitdem ich der Welt wieder wichtig geworden bin!"

„Aber 's ist mir so a sonderbarer Brief, ich kenn' die Schrift so gut, und doch hab' ich vergessen, wer die Handschrift schreibt," erklärt Poldi.

„Na, tröst' dich, Poldi, es ist nicht absolut notwendig, daß du's meinen Briefen allen an der Adresse abliest, von wem sie sind. Frisier erst die Lisa, ich will indes nachsehen, von wem der interessante Brief herrührt."

„Auf der Toilette liegt er, Komtesse, neben der Eau de Cologne," ruft die Zofe ihr nach. Adlin' verschwindet; sie scheint einige Mühe zu haben, Licht zu machen, — man hört sie gegen die Möbel stoßen und nach den Zündhölzern tappen.

Schon will Poldi hinaus, ihr beistehen, da vernimmt man das scharfe Geräusch eines Streichholzes, das man anreibt. Von neuem wendet sich die Zofe Lisa zu, hilft ihr sich des sehr einfachen und keineswegs mehr frischen, weißen Kaschmirkleides entledigen, das sie bei dem heutigen Feste — wie unwillig ist sie überhaupt dabei erschienen! — getragen hat. — Da, durch die Nachtstille klingt ein Schrei, ein grausiger, fürchterlicher Schrei! — Aus Adlinens Zimmer dringt er zu ihnen herüber. —

Einen Moment bleiben sie beide schreckensstarr, dann eilen sie zu ihr. — Hat sie Feuer gefangen — oder ist sonst etwas Entsetzliches geschehen!?

Nein! Adlin' steht mitten in ihrem großen, kahlen Schlafzimmer, aschfahl, einen Brief in der Hand.

„Was hast du, was ist vorgefallen?" ruft Lisa, auf sie zueilend.

Adlin' will antworten, aber sie kann nicht sprechen, ihre Zähne schlagen aneinander. Mühsam hebt sie die Hand und reicht Lisa den Brief.

Nur einen Blick wirft Lisa darauf, dann befiehlt sie der Kammerjungfer sich zurückzuziehen.

Sie sieht der Schwester ins Gesicht, stumm, streng, anklagend.

Adlin' macht einen Schritt auf sie zu, aber Lisa weist sie von sich, — die kleine, sanfte Lisa, sie wirft den Kopf zurück und sagt: „Ich kann kein Mitleid haben mit dir — vielleicht wird es später kommen — vielleicht — jetzt fühl' ich's nicht."

Die Füße zittern ihr, während sie diese Worte spricht, sie läßt sich in einen Sessel gleiten. Indessen geht Adlin' auf

und ab, das Taschentuch an den Lippen, mit großen, flammenden Augen. „Wie schön sie ist, auch jetzt noch,“ sagt sich Lisa — „wie herrlich sie die Krone, die das Schicksal ihr zu Füßen gelegt hat, kleiden würde! Wie erbärmlich sie das Kleinod verscherzt hat!“

In wenigen Tagen wird sie das Los ihrer Schwester bedauern, ihr helfen, es zu tragen, so gut es geht. Heute denkt sie nicht an die Schwester, — nur an das Unheil, das sie angerichtet hat, an die vernichtende Enttäuschung, die sie über jenen andern verhängt hat!

Da bleibt Adlin' vor ihr stehen und sagt: „Was soll ich jetzt thun?“

Das kleine, blasse Gesichtchen Lisas nimmt einen staunend entsetzten Ausdruck an. „Gibt es denn noch irgend etwas zu überlegen?“ fragt sie schroff.

„Ich meinte nur — ich — du bist so ruhig, so vernünftig — ich dachte . . .“ murmelt Adlin' betreten, beschämt und verzweifelt. „Ist denn alles zu Ende, alles? Oh ich fühlte es — heute fühlte ich's, daß ich das Thor an der verkehrten Seite hinter mir zugesperrt hatte!“ Sie sinkt müde vor Lisa nieder und will ihr den Kopf auf die Kniee legen, aber Lisa weißt sie von sich.

„Laß' mich,“ sagt sie — „laß' mich — ich habe kein Mitleid für dich.“

Nein, sie hat kein Mitleid für die Schwester; was sie an Mitleid hat, verbraucht sie für ihn!

In dem Moment geht die Thüre auf, Gräfin Rehberg tritt ein. Noch immer eine hübsche, alte Frau mit einem kindlich lächelnden, feinen, wachsbleichen Gesicht, mit winzigen, dicken, hilflosen weißen Händen und einer Figur, deren feinen Knochenbau man unter der Last von Fett, die ihn heute abrundet, kaum mehr errät. Kokett bis in ihr Alter hinein, trägt sie ein blaßlila Band um ihr Häubchen geschlungen; der langhin schleppende weiße Morgenrock, in den sie sich offenbar eiligst gehüllt hat, ist ebenfalls mit blaßlila Bändern verziert.

„Aber was gibt's denn, Kinder? — Nur keine Aufregung!“ lautet ihr erstes Wort, „es wird sich ja alles applanieren lassen, es wird sich ja alles zum Besten wenden!“

Es hat noch nie etwas im Leben der alten Gräfin Rehberg gegeben, das sich ihrer Ansicht nach nicht hätte applanieren lassen, vorausgesetzt, daß man ihren Rat befolgt hätte.

„Applanieren!“ wiederholt Adlin' schneidend.

„Ruhe! nur Ruhe!“ murmelt die alte Frau, indem sie den Tragleuchter, den sie in der Hand hält, auf einen Gueridon stellt, „es wird ja nicht so arg sein; wer weiß, zu was es gut ist.“

„Wer weiß, zu was es gut ist!“ — wiederholt Adlin'.

„Ja, worum handelt sich's denn eigentlich?“ fragt die Gräfin gereizt, „die Poldi hat mir gesagt, ihr hättet einen Brief erhalten!“

„Da!“ sagt Adlin', der Gräfin das verhängnisvolle Schreiben reichend. Lisa schiebt der alten Frau einen Sessel zu.

Einer lebenslänglichen Gewohnheit gemäß, liest die Mutter halblaut vor sich hin!

„Meine liebe, teure Adlin'!

Etwas Gräßliches hat sich ereignet. — Soeben erhalte ich ein Telegramm aus Berlin mit der Nachricht, daß sich mein Vetter Georges erschossen hat. Er war sechsunddreißig Jahre alt und unverheiratet. An diese Eventualität hatte ich nie gedacht. Sein Tod ist unter Umständen eingetroffen, die mich hätten erschüttern müssen, selbst wenn es sich um einen Fremden gehandelt hätte. Ich bin erschüttert, — aber wie soll ich um ihn trauern, ich habe ihn nie mit Augen gesehen.

Seine Erbschaft fällt mir zu!

Ich kann Ihnen endlich eine Stellung bieten, die Ihrer würdig ist, und ich freu' mich wie ein Geizhals an meinem neuen Reichtum, nur weil ich denselben mit Ihnen teilen kann.

Ich wollte mir die Freude machen, Ihnen die Nachricht selber zu bringen; dann schämte ich mich meiner Selbstsucht. Nicht einen Augenblick länger, als es sein muß, sollen Sie Ihre Traurigkeit weiter tragen.

Daß ein so schreckliches Ereignis uns erst den Weg bahnen mußte zum Glück! — Ich will keinen Gedanken weiter verlieren daran!

Es ist doch zu schön, daß ich endlich — endlich in der Lage bin, Ihre bewunderungswerte Standhaftigkeit zu belohnen. Noch warte ich auf eine telegraphische Nachricht aus Berlin, von der es abhängt, ob ich sofort zu Ihnen stürzen darf oder erst

nach Deutschland reisen muß, um den Trauerfeierlichkeiten für den Verstorbenen beizuwohnen.

Jedenfalls komme ich sobald als möglich und hole Sie.

Verwundern Sie sich, daß ich an Sie schreibe, als ob ich gestern von Ihnen geschieden — Ihnen nie, nie das bindende Wort zurückgegeben hätte?

Wie sollt' ich wohl an Ihnen zweifeln, meine herrliche, unvergleichliche Adlin'!

Sie haben mir freilich nicht mehr geschrieben in diesen langen letzten Jahren. Sie wollten mich nicht um das bischen mühsam erzwungene Ruhe bringen, das ich brauchte, mir das Leben erträglich zu machen. Aber mit Lisa hab' ich eifrig korrespondiert.

Sie schreibt reizend, die kleine Person, und wie sie an Ihnen hängt! Mit welch' süßem, schwermütigem Entsagungszauber mir Ihre wundervolle Persönlichkeit aus den Zeilen der Schwester entgegenlebte, Adlin'!

Sie gestand mir, Sie hätten sich in der letzten Zeit ein wenig verändert. Kein Wunder — es war lang, nicht wahr!?

Gräm' Dich nicht, mein Engel, für mich wird Deine Schönheit nur um einen Liebreiz mehr gewonnen haben durch jede Spur, die das lange Leid drin eingegraben — das Leid, das Du um mich gelitten. Ich kann mir's genau vorstellen, wie Du jetzt aussehen mußt! Etwas blässer wirst Du geworden sein und schmächtiger mit einem schwermütigen Zug um den Mund.

Wie ich ins Plaudern hineingeraten bin! Ich wollte Dir ja nur ein paar Zeilen schreiben!

Gute Nacht, mein Herz, mein guter Engel! Du! die Poesie und der Idealismus meines ganzen Lebens! Ich kann den Augenblick nicht erwarten, wo ich Dich endlich in meine Arme schließen werde — indes küsse ich Deine Hände und Füße und den Saum Deines Kleides und bleibe in grenzenloser Ergebenheit

Dein S. Werdersheim."

Die alte Frau hat den Brief durchgelesen, bis auf das letzte Wort; jetzt faltet sie ihn mit ihren kleinen fetten, hilflosen Händen zusammen. Lisa steht gegen den Pfosten von Adlinens Bett gelehnt, die Arme über der Brust gekreuzt, und blickt vor sich hin.

Adlin' geht noch immer auf und ab, auf und ab, die Hände an den Schläfen. Von Zeit zu Zeit knickt sie zusammen, dann hält sie sich an einem Möbel fest, richtet sich krampfhaft wieder empor, worauf sie von neuem auf und ab eilt, als liefe sie einem Gespenst davon. Ihr blasses Gesicht zuckt — die Thränen kommen endlich. In großen Tropfen laufen sie über ihre Wangen.

Lisas Zorn gegen die Schwester schwindet langsam bei diesem Anblick, aber sie schweigt. Was ist da auch zu sagen! Adlinens Schuld war kleinlich, erbärmlich! — Die Strafe ist fürchterlich. — Das ganze Leben hat Adlin' geschwankt zwischen den Regungen ihres Ehrgeizes und ihres Herzens, in einer großmütigen Laune zeigt das Schicksal sich bereit, Ehrgeiz und Herz im Übermaß zu befriedigen, — es ist zu spät!

„Reg' dich nur nicht auf, es wird sich ja alles applanieren lassen," murmelt die Mutter, „die Verlobung muß eben rückgängig gemacht werden, — es ist ja nicht die erste Verlobung, die auseinander geht!"

Adlin' bleibt vor ihr stehen. „Hast du eine Ahnung von dem, was du sprichst?" ruft sie ungeduldig aus, „und wenn meine Verlobung rückgängig gemacht würde, was dann, was dann? — Glaubst du denn, daß er mich noch nimmt, sobald er weiß, wie elend ich an ihm gehandelt, — wie ich seinen herrlichen Glauben an mich gerechtfertigt habe? Wie könnte er denn!"

„Aber er . . ." wieder glättet die alte Frau den Brief auf ihren Knieen — „er brauchte ja nichts davon zu erfahren."

Lisa hebt den gesenkten Kopf.

„Mutter!" ruft Adlin' außer sich — „Mutter! bin ich denn so tief gesunken, daß du mir etwas Derartiges zumuten kannst! — Mein Gott! Schwach, feig, daß ich das bin bis zum erniedrigendsten Maße, — das hab' ich ja bewiesen, — davon wird mich nichts mehr im Leben reinigen, aber ehrlich war ich immer... Wenigstens das, etwas Gutes muß doch an mir gewesen sein, daß ein Mensch, wie er, mich so lieben konnte!"

Mit einer heftigen Bewegung entreißt sie der Mutter den Brief und steckt ihn in ihre Brust.

„Also dann . . . dann . . .," zitternd erhebt sich die alte Frau — „dann weiß ich wirklich nicht — aber la nuit porte conseil — macht die Sache untereinander

aus — ich bin schon lange das fünfte Rad am Wagen — das fünfte Rad am Wagen. Ich hätte die Verlobung mit diesem Pruksdorff nie zugegeben, aber die Betty war geradezu erpicht darauf. Ja, wenn man meinen Rat befolgt hätte! — Es wird sich doch noch alles applanieren lassen. Wer weiß, wozu es gut ist; übereilt nur nichts Kinder, übereilt nur nichts. Wie müde ich bin, mir zittern die Knie unter mir — gute Nacht, Kinder! — Nur nichts übereilen — la nuit porte conseil. Gute Nacht!"

Noch ein unsicheres Aufrauschen ihres lang nachschleppenden, weißen Morgenrocks, und die alte Frau hat das Zimmer verlassen.

Die Schwestern sind allein. Ein letztes Mal schwankt Adlin' auf und ab, dann setzt sie sich auf den Rand ihres Bettes, sie fängt an ihr Kleid aufzuhaken. Ihre Hände versagen ihr den Dienst wie einer Schwerkranken. Lisa wendet sich ihr zu, beugt sich über sie, drückt einen Kuß auf ihre Stirn.

Einen Augenblick halten sich die Schwestern fest umschlungen, dann beginnt die jüngere die ältere zu entkleiden, langsam, behutsam, mit leichten, zarten Händen, als fürchte sie bei jeder Berührung der Hartgeprüften weh zu thun.

Jetzt liegt Adlin' ausgestreckt in ihrem Bett, die Hände über der Brust gefaltet.

Lisa sitzt neben ihr, teilnamsvoll, stumm. Fast eine halbe Stunde ist vergangen, keine von beiden hat ein Wort gesagt.

Endlich hebt Adlin' den Kopf. „Wie schwül es ist!" ächzt sie.

„Es ist nicht schwül -- du fieberst," entgegnet Lisa sanft.

„Mach' das Fenster auf, ich bitte dich, ich ersticke!" fleht Adlin' und zerrt unruhig an ihrem Nachtkleid.

Lisa erhebt sich und öffnet das Fenster. Die laufeuchte Nachtluft dringt herein und mit ihr der entnervende falsche Veilchengeruch.

„Wo ist der Brief?" fragt Adlin', „sein Brief, — er gehört mir, — ich möchte ihn noch einmal lesen, noch einmal!"

Lisa reicht ihr den Brief. Adlin' richtet sich auf einem Ellbogen auf. Ihr volles, dunkles Haar, das sie für die Nachtruhe zu ordnen vergessen hat, bauscht ihr in schweren Wellen um Gesicht und Nacken.

Die Thränen strömen ihr von neuem über die Wangen, während sie den Brief liest. Die Flammen der Kerzen neben ihrem Bett flackern unsicher im Atem der durch das offene Fenster hereindringenden Nachtluft. Ein schaudernder Seufzer von draußen, — noch einmal schwanken die Flammen, dann verlöschen sie plötzlich.

„Soll ich wieder anzünden?" fragt Lisa, sich über sie neigend.

„Nein — zu was — ich bin froh, daß es dunkel geworden ist. Mir wär's am liebsten, es würde nie mehr Licht. Oh Lisa! Du hast keine Ahnung davon, wie ich mich schäm', so tief in mein Elend hinein schäm', vor ihm und vor dir. Ach!" Sie verbirgt den Kopf in ihren Kissen — „wenn mich jemand umbringen wollte, noch eh' es tagt, ich wär' ihm dankbar dafür, aber es selbst zu thun, dazu fehlt mir der Mut; ich bin ja feige bis ins Innerste hinein, zu allem hat mir stets der Mut gefehlt — zum Zugreifen und zum Entsagen! Ich bin eine von denen, die immer vom Schicksal gezwungen werden müssen, zu allem! — Oh mein Gott, hab' Erbarmen mit mir, nimm mich zu dir!"

Sie rauft sich die Haare dabei und schreit's fast laut, dann wieder lacht sie bitter vor sich hin: „Ja, darum fleh ich jetzt," sagt sie, „und dann — dann werd' ich doch weiter leben, im Sumpf vegetieren irgendwie — und alt werden, steinalt — und mich noch mit siebzig Jahren vor dem Sterben fürchten! Ach, wie gräßlich! — Und er . . ."

Eine Weile schweigt sie erschöpft. Alles in ihr pocht und zittert, man merkt es unter dem leichten, weißen Linnen, mit dem sie sich zugedeckt hat und das leise zuckt.

Lisa hingegen sitzt neben ihr, ruhig und starr, fast wie ein Marmorbild, den Kopf etwas gesenkt, die Augen auf den Boden geheftet.

„Lisa!" beginnt Adlin' von neuem.

„Nun?" Wie dumpf und gepreßt die Stimme der jungen Schwester klingt!

„Wir müssen doch einig werden darüber, was zu thun ist — d. h. es ist eigentlich nichts zu thun — als ihn wissen zu lassen, wie die Sachen stehen. Ich kann mich nicht überwinden, es ihm zu schreiben, willst du's für mich?"

„Ja Adlin'," sagt Lisa tonlos.

Noch einmal hebt sich Adlin' aus dem

Kissen. „Und siehst du," sagt sie hastig, ohne die Schwester anzusehen — „du kannst mich doch eher entschuldigen, als ich mich entschuldigen könnte — du kannst ihm sagen — wie das so alles gekommen ist — um ihm nicht wehe zu thun — du verstehst!" Sie setzt sich auf und stützt sich mit beiden Handflächen auf das Betttuch: „Wie ihm zu Mut sein wird — schrecklich den ersten Tag — fast so schrecklich wie mir — nein, nicht ganz — die volle Bitterkeit eines Unglücks kostet man doch nur aus, wenn man selber das Unglück verschuldet hat! Aber es wird doch ein Schlag für ihn sein, ein fürchterlicher! Und dann, dann wird er sich trösten. Ich mach' mich nicht besser, als ich bin. Der Gedanke ist mir der bitterste!" Sie stößt ein hartes, unangenehmes Lachen aus, worauf sie plötzlich, von rasendem Schluchzen befallen, ihr Antlitz in den Kissen vergräbt.

Nach einer Weile hebt sie von neuem den Kopf und murmelt, sich das verwirrte Haar aus der Stirn streichend: „Ja, er wird sich trösten — er wird sich freuen, daß ihm die Thorheit erspart worden ist, ein altes Mädchen zu heiraten — ein Mädchen, das anfängt grau zu werden. Weißt du, daß ich anfange grau zu werden? — Schon seit einigen Monaten färbe ich mir die Haare. Ach . .! Wenn er das wüßte! — Übrigens . . ." Ihre Stimme hat sich plötzlich verändert, die Temperatur der hochgradigen Exaltation, welche soeben noch ihr ganzes Nervensystem durchschüttelt hat, fängt bereits an zu sinken — „übrigens," stößt sie in einem empfindlichen Ton hervor, „vielleicht war er darauf gefaßt. Nach dem, was in seinem Briefe steht, war er darauf gefaßt. Du scheinst ihm ja geschrieben zu haben, daß sich mein Äußeres verändert hat. Ich merkte es nicht einmal so genau. Aber es muß wohl sehr auffällig sein, da du es für nötig fandest, ihn davon in Kenntnis zu setzen!"

„Aber Adlin'!" ruft Lisa schmerzlich.

„Verzeih' mir, Lisa, ich weiß nicht, was mir einfiel!" Adlin' ergreift der Schwester Hand. „Wenn das Weltall um uns zusammenbricht, hat man noch Zeit daran zu denken, daß . . . ein Dutzend neue Batisttücher mit zu Grunde geht . . . ach, es ist so! — Wie müde einen das Weinen macht . .!" Sie schließt die Augen, nach einer Weile murmelt sie halblaut: „Also du schreibst ihm!"

„Ja!"

„Und du wirst mich schonen, wirst sagen, wie's gekommen ist, wirst mich . . . ihm nicht zu kleinlich darstellen? Du verstehst . . . um ihm nicht weh zu thun!"

„Um ihm nicht wehe zu thun — ich verstehe," wiederholt Lisa. Sie senkt den Kopf noch tiefer, Grabesstille herrscht; da weckt sie etwas aus ihrer Versonnenheit. Die regelmäßigen Atemzüge eines gesund schlafenden Menschen. Ist es möglich? Sie sieht auf. Ja, Adlin' ist eingeschlafen.

Das erste, nüchterne, glanzlose Morgenlicht kriecht über die Lindenwipfel hinüber in das Zimmer hinein. Lisa gleitet neben dem Lager der Schwester auf die Kniee und lehnt ihren Kopf an den Bettrand!

XV.

„Die besten Glückwünsche! Wir freuen uns von Herzen!"

Zerstreut liest die alte Gräfin die Worte aus einem soeben eingelangten Gratulationstelegramm, einem von den fünfundzwanzig Gratulationstelegrammen, die heute im Laufe des Vormittags angelangt sind.

Die Gräfin sitzt mit ihren beiden Töchtern beim Gabelfrühstück. Sie ist aufgeregt und unzufrieden und fest überzeugt davon, daß sich gewiß alles applanieren ließe, wenn ihre Töchter nur nicht so eigensinnig wären.

Adlin' ist verschwollen vom Weinen, macht den Thee wie alle Tage und bemerkt etwas über die Qualität der Butter. Momentan sehr warm in ihrem Empfinden, ja bis zur heftigsten Leidenschaft erregbar, gehört sie doch zu jenen, an denen kein Schmerz lange haften bleibt, deren Natur sofort gegen jedes unangenehme Empfinden reagiert.

Lisa ist leichenblaß, sie ist von den dreien die einzige, deren Teller im Laufe der ganzen Mahlzeit leer bleibt.

Der Diener hat sich zurückgezogen. Man ist beim Dessert. Die alte Gräfin beugt sich über eine Weintraube mit sehr großen Beeren, die auswendig schön violett, nach innen zu blaßgrün sind.

„Nicht zu essen!" ruft sie aufgeregt, „ich begreif' nicht, wie Alexander uns so etwas schicken konnte, ich kenn' ja die Spaliere von Franzenskron'! Ach, Adlin', wenn du als Bubi auf die Welt gekommen

wärst! Aber zu denken, daß man durch so einen dummen Zufall aus seinem Eigentum verdrängt werden kann. Wenn ich an der Stelle meines Schwagers wäre, würde ich doch etwas mehr Zartgefühl an den Tag legen, ich würde es als meine Pflicht erachten, die unverantwortliche Ungerechtigkeit des Schicksals auszugleichen, während er kaum das Nötigste thut. Wenn er uns einen Korb mit Äpfeln herüber schickt, die an der einen Seite grün, an der andern Seite faul sind, so kommt er sich noch großmütig vor und bewundert sich dafür. Er hat auch deine ganze Brautschaft auf dem Gewissen, Adlin'!" Sie hebt ihre dicke, kleine Hand mit einer pathetischen Geste und seufzt.

„Das läßt sich nicht leugnen — er und Tante Betty. Ich habe mich immer von andern bestimmen lassen, ich war müde, ich faßte den Schritt nicht, den ich thun wollte. Meine ganze Verlobung kommt mir vor wie eine Posse, bei der man mich gezwungen hat, eine Rolle zu spielen. Und ich spielte sie, sehr unwillig, sehr schlecht, — aber ich spielte sie."

„Wir wollen nicht weiter erörtern, ob du die Rolle gut oder schlecht gespielt hast," fällt ihr die Mutter mit einer Schärfe ins Wort, die man einer so kugelrunden Frau gar nicht zugetraut hätte, „was mich interessiert, ist jetzt nur, nach welcher Richtung hin du dich entschieden hast!"

„Entschieden? ..." Adlinens einen Moment früher ziemlich ruhiges Gesicht zuckt von neuem schmerzlich, die Thränen stürzen ihr aus den Augen.

„Entschieden! ..." Sie sieht zu Lisa hinüber, „ich habe gar nichts entschieden; Lisa ... Lisa sagt, es sei nichts zu entscheiden — ich füge mich ihrem Machtspruch — ich laß mein Leben in Trümmer gehen und sehe mit gefalteten Händen zu. Lisa sagt, es sei nichts anderes zu thun!"

„Aber Adlin'!" murmelt Lisa flehend, indem sie mit ihren todestraurigen Augen zu der Schwester hinüberblickt.

Adlin' schweigt.

Indem tritt der Diener ein und bringt auf einem silbernen Teller noch ein Telegramm.

„Noch ein Telegramm!" ruft Adlin' wütend, indem sie dasselbe, ohne es zu öffnen, zerknittert und wegwirft, „es ist unerträglich! Schneider" — zu dem Diener — „wir empfangen heute niemanden, hören Sie, niemanden."

„Zu dienen, gräfliche Gnaden," erwidert Schneider; dann mit einem indiskret forschenden Blick, welcher beweist, daß er bereits mit Poldi ausgiebig über die sich um den verhängnisvollen Brief drehende nächtliche Scene geschwätzt und sich in allerhand Mutmaßungen darüber ergangen hat, setzt er hinzu: „Niemanden, außer Herrn Baron Pruksdorff."

Adlin' runzelt die Stirn. „Auch nicht Baron Pruksdorff!"

„Was soll ich ihm melden, 'fliche Gnaden?"

„Sagen Sie ihm — daß ich Migräne habe," sagt Adlin' schroff.

„Aber dann wird er uns zu sprechen wünschen und mich über deinen Zustand ausfragen," wimmert die alte Gräfin, „und dann sterbe ich; ich wüßte bei Gott nicht, was ich ihm antworten soll. Ich ... ich ..." Ihre Serviette ärgerlich auf den Tisch werfend, erhebt sie sich und wendet sich der Thüre zu. „Ach, mir ist die Sache so von Grund aus zuwider!"

„Mais, maman, prenez garde devant les domestiques!" ruft Adlin', worauf die alte Dame ärgerlich zurückruft: „he knows french!"

Schneider steht mit der impassiblen Maske eines gut dressierten Dieners, sechs Schuh hoch, den silbernen Präsentierteller in der Hand, regungslos da und wartet, bis die Herrschaften ihre Meinungsverschiedenheit ausgeglichen haben.

„Sagen Sie, was Sie wollen, aber empfangen Sie den Baron auf keinen Fall," ruft Adlin' heftig.

„Zu dienen, 'fliche Gnaden." Schneider steht eben im Begriff, den Damen den Anblick seiner roten Weste und imponierenden Körperlänge zu entziehen, als ihn die alte Gräfin zurückruft. „Schneider!"

„Gräfliche Gnaden!"

„Sie verstehen ... Sie müssen natürlich sehr höflich sein gegen den Baron, — es ist die erste Verpflichtung eines Dieners, höflich gegen alle Gäste des Hauses zu sein. Hm! — hm! — Sagen Sie ihm, daß — die Gräfin Adlin' Migräne hat — und daß wir beide über Land gefahren sind."

„Zu dienen, gräfliche Gnaden!" und endlich verschwindet Schneider.

„Ich möchte das Gesicht nicht sehen, mit

dem er jetzt ins Offizierszimmer tritt," sagt Adlin' vor sich hin.

„Ich kann nichts dafür," erwidert ihr gereizt die Mutter, „ich habe diese Verwickelung nicht auf dem Gewissen; wenn es mir nachgegangen wäre, so hättest du vor drei Jahren Agranieff geheiratet, aber Lisa war dagegen — Lisa — ich möchte wissen, was Lisa eigentlich für ein Recht hat, die ganze Familie zu regieren, von ihrem erhabenen, überspannten Standpunkt aus. Du hast dich immer von ihr bestimmen lassen — immer!"

Lisas schmales, weißes Gesicht zuckt, während sie stumm diese Vorwürfe entgegennimmt. Adlinens aufrichtige und warme Neigung für die Schwester empört sich gegen diese Ungerechtigkeit.

„Nicht immer — leider nicht immer!" sagt sie heftig. Damit geht sie auf die Schwester zu und deren schlanke Gestalt in ihre Arme schließend, küßt sie sie mehrmals innig auf Stirn und Augen.

„Es ist nie die geringste Folgerichtigkeit in deinem Vorgehen, du weißt nie, was du willst," wimmert ärgerlich die Gräfin.

„In diesem Falle doch," stößt Adlin' bitter hervor, „was ich in diesem Falle wollte — das Unmögliche."

„Phrasen!" sagt die Gräfin barsch, — „ich möchte dich nur aufmerksam machen auf deine Gedankenlosigkeit. Du läßt's darauf ankommen, Pruksdorff vor den Kopf zu stoßen, eh' du eigentlich noch irgend etwas Bestimmtes beschlossen hast. In so einem Fall laviert man doch einfach — man laviert."

Adlin' zieht die Brauen sehr finster zusammen. „Ich habe mein Leben lang immer laviert, das war mein Unglück!" Sie stößt einen heiseren, halberstickten Laut aus und, sich die Hand vor die Augen haltend, verläßt sie das Zimmer.

XVI.

Jetzt ist die alte Gräfin mit Lisa allein. Sie haben sich in den Salon verfügt, d. h. in dasjenige Zimmer, das sie am meisten bewohnen. Ein großer, kahler Raum ist's, mit tiefen Fensternischen, die Wände in himmelblaue Felder eingeteilt, mit Schnörkeln von Grisaillemalerei eingefaßt, Sessel und Sophas aus der Louis-Philippezeit, Nußbaumgestelle mit gelbem und braunem Zwilch überzogen, der offenbar von einem Tapeziergehilfen provisorisch darauf genagelt worden ist, — und mit was für Nägeln, Nägeln mit Köpfen von weißem Porzellan! — Dazu große Tische und Schränke von schöner, eingelegter Holzarbeit, ein paar Jardinieren mit Herbstblumen gefüllt, ein venezianischer Glaslüster, ein teppichloser Fußboden aus sehr rohem Parkett, und in einer Ecke ein großer runder, grünlicher Kachelofen, von Blumenguirlanden aus rohster Tonarbeit umschlungen und mit einer Gruppe, Amor und Psyche, gekrönt.

Die Gräfin setzt sich sofort auf das Sopha hinter dem immensen Tisch, einem Tisch, so groß wie der Tisch in einem Rathaus oder einer öffentlichen Bibliothek, und fängt an, Patience zu legen.

Lisa sitzt in einem Fauteuil daneben, stumm, traurig, versonnen, und strickt mit großen Holznadeln und grober, grauer Wolle an irgend etwas, das sich langsam als Unterrock für eine rheumatische alte Frau herauswächst.

Nach einer Weile wirft die Gräfin ungeduldig ihre Patience zusammen.

„Also, was habt ihr denn eigentlich beschlossen?" fragt sie scharf, den Blick auf Lisa richtend, „es ist vielleicht zum zehnten Mal, daß ich diese Frage heute stelle, und noch immer ist es mir nicht gelungen, eine deutliche Antwort darauf zu bekommen. Was wollt ihr eigentlich thun?"

„Aber Mama!"

„Nur das möchte ich wissen, ob ihr überhaupt schon etwas gethan habt?"

„Nein, Mama!"

„Gott sei Dank! Nur nichts überstürzen, — nichts überstürzen — es wird sich noch alles zum Guten wenden — mit ein wenig Takt läßt sich alles applanieren," murmelt die Gräfin und nimmt ihre Patiencekarten von neuem auf.

„Eigentlich möchte ich Alexander und Betty zu Rate ziehen, sie haben uns in diese Verlegenheit hineingebracht. Es ist unerträglich. Der Alexander hat's ja gar nicht erwarten können, bis Adlin' dem Pruksdorff ihr Jawort gab, aus lauter Angst, er könne vielleicht einmal etwas für uns thun müssen, — als ob er nicht einfach dazu verpflichtet wäre! Denn, wenn Adlin' ein Bub' . . . Aufrichtig gesagt, fand ich seine Hast, die arme Adlin' zu verschleudern

— denn das ist das Wort — zu verschleudern, revoltant, ganz einfach revoltant — Mein Trost ist nur, daß, wenn er weiß, wie die Sachen liegen, er außer sich geraten wird, — denn au fond weiß er, was er der Würde seiner Familie schuldig ist. Die Verlobung Adlinens mit diesem Pruksdorff war eine Konzession, die er seinem Geiz gemacht hat. Aber — aber, wenn er die Möglichkeit geahnt hätte, seine Nichte noch an Siegfried Werdersheim zu verheiraten — so . . . ich kenne ihn, selbst sein Geiz hätte das Knie gebeugt, nicht einen Augenblick hätte er sich geweigert, Adlin' standesgemäß auszustatten! Ich kann ihm nicht helfen, er muß Rat schaffen! Indessen muß man lavieren — lavieren!"

„Aber Mama," sagt Lisa bescheiden, „wir können Siegfried doch unmöglich die Wahrheit vorenthalten, — wir müssen ihm doch sagen, daß Adlin' sich mit Pruksdorff verlobt hat!"

„Das müssen wir wohl, schon deshalb, weil es die ganze Umgegend weiß," gibt übellaunig die Gräfin zu, „Alexander und Betty bemühten sich ja ordentlich, der armen Adlin' den Rückzug abzuschneiden, in alle Weltgegenden telegraphierten sie die Nachricht hinaus. Mir war das von Anfang an nicht recht; man soll von Verlobungen nicht reden, eh' der Tag der Aufbietungen bestimmt ist. Es ist noch ein Wunder, daß Siegi nichts davon erfahren hat. Die Verlobung muß man ihm eingestehen — ein Schritt der Verzweiflung — als solchen muß man ihm dieselbe schildern, als ein Opfer, welches sie für ihre Familie bringen wollte! Ach, mit ein wenig Takt und Geistesgegenwart geht alles!" —

Indem hört man einen Wagen über den Kiesplatz vor dem Schloß knirschen.

Kurze Zeit darauf rollt der Wagen wieder davon. Schneider tritt ein, ein Bouquet und ein Päckchen tragend.

„Herr Baron hat sehr bedauert," erklärt er, indem er Strauß und Päckchen auf den Tisch legt. — „Herr Baron wollen später am Nachmittag noch einmal vorsprechen!"

Die alte Gräfin beißt sich die Lippen, Schneider zieht sich zurück.

„Ich sterbe noch an dieser Geschichte," ächzt die Gräfin, „ich muß mich ein wenig ausruhen in meinem Schlafzimmer" — und sie entfernt sich.

Lisa öffnet das Fenster und blickt traurig vor sich hin. Die Wolken sind dunstig und weich, ein paar Tropfen fangen an zu fallen, erst leise, dann dichter, immer dichter, sie weben einen durchsichtig grauen Schleier über die Landschaft draußen, gleiten raschelnd zwischen das Laub der Lindenkronen. Die Fenster sehen auf die Straße hinaus. Ein süßer Duft steigt aus der regentriefenden Erde bis zu dem Fenster empor, an dem Lisa steht. „Mein Gott! Wie schön doch der Herbst sein kann!" denkt Lisa bei sich, da hört sie von neuem Räder rollen. „Was kann denn das sein?" ruft sie fast ärgerlich und tritt in das Innere des Zimmers zurück.

Der Wagen hält vor dem Schloß. Man hört eine fremde, weiche, warme Stimme. Fremd? . . . Lisa zittert am ganzen Leib, — das ist doch nicht möglich, — heute schon, so unerwartet! Jetzt ist's die Stimme Schneiders, dann wieder die fremde Stimme dringlich und befehlend zugleich.

Da öffnet sich die Thür; Adlin' tritt herein, totenblaß, mit großen, starren Augen. „Er ist's, Lisa — er!" ruft sie aus. — „Um Gotteswillen sprich mit ihm — lüg ihm nichts vor — nein — nein, er muß die Wahrheit wissen, aber sag' ihm, wie's war — sag' ihm — ach, daß meine Neigung dieselbe für ihn geblieben ist bis jetzt — ich war müde — ich war verzweifelt, aber —"

Schneider tritt ein, eine Visitenkarte auf seinem Silberteller präsentierend.

„Ich habe Seiner Durchlaucht gemeldet, daß die Damen nicht zu Hause . . .," erklärt er, sich entschuldigend.

„Führen Sie den Fürsten herauf," schneidet ihm Adeline heftig die Rede ab — dann, während sich der Diener entfernt, wirft sie Lisa einen letzten, flehenden Blick zu — „sprich für mich!" murmelt sie und eilt aus dem Zimmer.

Lisa hat der Schwester nur zugewinkt. Jetzt steht sie da in der Mitte des Zimmers, die Hände vor sich gefaltet, den Kopf gesenkt, — und erwartet ihn.

Warum ist sie so blaß, so totenblaß wie ein Mensch, der sich freiwillig dem Hochgericht ausliefern will, freiwillig und unschuldig? Warum hat sie ihr Herz freigegeben diese letzten acht Tage lang, — seit Adlin' einem andern die Treue geschworen, — ihr Herz, das sie ihr ganzes Leben so

fest im Zügel gehalten, ihr Herz, das dermaßen gewohnt war, leer auszugehen, daß sie ganz erstaunt und entsetzt war, als es eines Tages anfing, sich zu regen.

Sie will für Adlin' sprechen — gerade, weil sie fühlt, was sie nicht fühlen sollte, wird sie für Adlin' sprechen, ihm ihren Jammer schildern — sie muß ihn für die Schwester erobern — sie muß!

Ein Schritt nähert sich der Thür, sie zittert am ganzen Leib vor Freude — vor Angst — da tritt er ein — ein hochgewachsener, schlanker Mann mit dunkelblauen, etwas zur Schwärmerei neigenden Augen in einem energisch geschnittenen, schmalen, brünetten Gesicht. Sie bleibt stehen wie angewurzelt, schlägt den Blick zu ihm auf. — „Adlin'!" ruft er jauchzend — ehe sie sich dessen versieht, ist er auf sie zugestürzt und hat sie in seine Arme geschlossen — ehe sie sich loswinden kann, hat er ihr einen Kuß auf die Lippen gedrückt.

Jede Fieber in ihr bebt vor Glück — vor Verzweiflung. Mühsam windet sie sich los. „Ich — ich bin nur Lisa," murmelt sie mit halberstickter Stimme, „nur Lisa!" — Und schüchtern und traurig blickt sie zu ihm auf.

„Nur Lisa!" wiederholt er lächelnd und betrachtet aufmerksam ihr süßes, bleiches Gesicht, „ja, jetzt seh' ich den Unterschied, — nichtsdestoweniger ist es unglaublich, wie Sie sich in Adlin' hineingewachsen haben."

So hat er Adline vor sich gesehen im Traum oft und oft, so glaubte er ihre Schönheit verändert durch jahrelanges, geduldig getragenes Leid, gerade so mit diesem unendlich poetischen, innigen Ausdruck hat sie ihn aus den Briefen gegrüßt, die Lisa ihm über sie schrieb. „Nur Lisa!" — Er drückt ihre Hand an seine Lippen.

„Sie nehmen mir meine Übereilung nicht übel, mein herziges Schwesterchen, meine tapfere kleine Freundin?"

„Oh nein!" sagt sie einfach, mit dem Kopf schüttelnd, dann setzt sie hinzu: „Aber wie kamen Sie denn so plötzlich, wir hatten keine Ahnung . . ."

„Hat Adlin' meinen Brief nicht erhalten?" fragt er rasch.

„Oh ja . . . aber wir dachten . . ."

„Ja, ich fürchtete selbst, daß ich mich nicht so bald würde frei machen können. Anfangs meinte ich, ich würde zu dem Begräbnis meines Vetters nach Deutschland fahren müssen, aber infolge der seinen Tod begleitenden Umstände hat man es für besser befunden, ihn eiligst und in aller Stille in die Familiengruft zu verstecken, — man hat mich davon dispensiert, den Zeremonien beizuwohnen. So hab ich mich denn aufgesetzt und bin sofort hierher gefahren. Aber, wo bleibt denn Adlin', hat man ihr meine Ankunft nicht gemeldet?"

Es drosselt Lisa an der Kehle, — wie soll sie's ihm sagen, — was soll sie ihm sagen? — „Adlin'!" murmelt sie — „Adlin' ist nicht ganz wohl."

Er schreckt zusammen. „Nicht ganz wohl!" wiederholt er mit bebenden Lippen.

Nicht ganz wohl! —

Es ist die Phrase, mit der man alle Schreckensnachrichten einleitet.

„Was ist geschehen?" ruft er aus, „was fehlt ihr?"

„Oh, es ist ja nichts Gefährliches, sie ist nur ein wenig matt," stottert die arme Lisa.

Er runzelt die Stirn, sein Gesicht verändert sich, seine Augen nehmen einen unruhigen, forschenden Ausdruck an. „Nur ein wenig matt!" murmelt er — „ja, wenn sie nicht totkrank ist, so wird sie mich doch empfangen. Es sei denn . . .," er bricht plötzlich ab.

Eine dumpfe, drückende Pause folgt. Er ist's, der endlich das Wort nimmt. „Ich verstehe," sagt er langsam.

„Sie ist nicht mehr frei!"

Er schöpft einen langen, pfeifenden Atemzug, dann schroff und hart fragt er: „Wer ist's?"

„Baron Pruksdorff," flüstert Lisa kaum hörbar.

„Pruksdorff?" wiederholt der Fürst ungläubig.

„Ja."

Er stößt ein kurzes, hartes Lachen aus. — „Meine besten Glückwünsche!" sagt er hierauf sich verbeugend und wendet sich zum Gehen.

Lisa hält ihn zurück. „So dürfen Sie nicht fort, wir waren immer gute Freunde, Sie und ich!"

„Ja, Lisa."

„Und — und Sie müssen sich erklären lassen, wie . . ."

„Was?"

„Wie's gekommen ist. Sie war müde,

unsere Verhältnisse haben sich sehr verschlechtert in der letzten Zeit — Sie wissen nicht, wie einen das zu Boden zieht — man hat ihr zugeredet — Sie dürfen ihr das nicht verübeln!"

„Verübeln? — Ich verüble ihr nichts!" sagt er immer mit demselben harten Lächeln, das auf seinem Gesichte stehen geblieben ist. — „Ich habe ja gar kein Recht dazu, ich hatte ihr ihr Wort zurückgegeben vor vier Jahren schon. Es war ja sehr bewunderungswert, — daß sie so lange nicht Gebrauch von ihrer Freiheit gemacht hat! — Aber Sie begreifen, daß die Situation für mich ... momentan etwas linkisch ist! — Adieu, Lisa! Sie sind lieb und gut, das weiß ich, von Ihnen wenigstens nehme ich eine schöne Erinnerung mit!" Wieder wendet er sich zum Gehen, wieder hält sie ihn zurück.

„Nein, mein Gott! Sie haben keine Ahnung, wirklich keine Ahnung, was Adlin' gelitten, seitdem sie Ihren Brief erhalten hat! Sie ist ja halb wahnsinnig — begreifen Sie denn ihre Lage nicht — im Grunde hat sich ja nichts geändert an ihrem Gefühl für Sie, Siegfried!"

Er fällt ihr ins Wort. „Ich glaube, Sie wissen selbst nicht, wie wahr das ist, was Sie sagen! Nein, im Grunde hat sich nichts geändert an Adlineus Gefühl für mich — seit der Stunde, wo wir zum erstenmal von einander Abschied genommen haben in Wesersloh. — Wenn Sie sich zum Fenster hinausbeugen, so sehen Sie's am Horizont, einen undeutlichen weißen Fleck mitten zwischen blauschwarzen Wäldern drin. Ein romantisches Ding, nicht wahr! Wissen Sie noch — ich war thöricht genug, ihr damals vorzuschlagen, mich zu nehmen, so unbemittelt wie ich damals war, sich in die beschränkten Verhältnisse, die ich ihr bieten konnte, hineinzufügen. Und Sie, Lisa, armer Engel, ich weiß noch, wie Ihnen die Augen glühten, als Sie den Vorschlag machten, Sie wollten ihr bischen Vermögen in die Schanze schlagen für unser Glück und sich in ein Kloster zurückziehen. — Sie war damals vernünftig für drei — ich habe mich gezwungen, sie dafür zu bewundern — hm! — zehn Jahre lang! Jetzt ist sie wieder vernünftig gewesen, zu vernünftig — hm! Und heute bewundere ich sie dafür ein bischen weniger — das ist alles!"

„Aber Siegfried!" fleht Lisa, „es ist ja doch nicht möglich, daß ein Gefühl wie das Ihre für Adlin' so von einem Moment zum andern ganz erstirbt. — Es ist eine momentane Ohnmacht Ihres Herzens — der Rückschlag wird kommen!"

„Ja!" gesteht der Fürst, „der Rückschlag — ein gräßlicher Rückschlag! Ich werde mit dem Kopf gegen die Wand stoßen, oder etwas ähnliches Erniedrigendes und Unvernünftiges thun, ich werde mir unbändig lächerlich vorkommen, was für einen Mann so ziemlich das Unangenehmste auf der Welt ist, und ich werde mich nach dem Glauben, nach dem Lebensmut sehnen, den sie mir genommen hat!"

„Und nach ihr?" fragt Lisa leise.

„Ja, wahrscheinlich auch nach ihr — von einem Tag zum andern gewöhnt sich das nicht ab — auch nach ihr — aber ich werde mit mir fertig werden — bald!" Er preßt die Lippen fest aufeinander.

„Nein!" ruft Lisa, „Sie werden nicht — Sie werden verzeihen — Sie werden sich erinnern, wie warmherzig, wie tapfer sie war, Sie werden nicht rechten mit einer Unglücklichen, die in einem Moment der Verzweiflung den Nacken hat beugen wollen unter das schrecklichste Joch, das man sich denken kann, — die es gethan hat im vollsten, schmerzlichsten Bewußtsein ihrer Erniedrigung, nur um — um ... uns alle zu hindern, von den widerwillig gespendeten Almosen unserer Verwandten leben zu müssen — Sie müssen verzeihen!" Das Blut steigt ihr in die schmalen Wangen, während sie spricht, — man kann sich nichts Liebreizenderes denken, als das begeisterte Gesichtchen dieser armen, kleinen Märtyrerin.

„Lisa!" fragt er, sich leise zu ihr niederbeugend, noch immer herb, aber unruhig, offenbar durch ihre warmherzige Beredsamkeit erschüttert, „Lisa! hat Ihnen Adlin' vielleicht mitgeteilt, daß sie bereit wäre, ihre Verlobung zu lösen, um ... um meiner Wenigkeit willen?"

„Aber das braucht ja gar keine Worte!" ruft Lisa, „sie hätte ihn überhaupt nicht geheiratet — ich bin überzeugt — selbst wenn Sie nicht gekommen wären. Im letzten Moment hätt' ihr der Mut gefehlt — Sie wissen ja nicht, in welchem Zustand sie war, als sie sich zu dieser gräßlichen Verlobung entschloß!" —

Der Fürst schwankt. — Da öffnet sich

die Thür — Adlin' tritt ein! Er richtet den Blick auf sie — den Idealismus, die Poesie eines Lebens. Er fährt sichtbar zusammen. Sie hat ihre beste Karte ausgespielt. Sie trägt dasselbe Kleid, in dem sie Abschied genommen hat von ihm in Cannes — ein graues Samtkleid, das sie unter ihren Heiligtümern aufbewahrt hat seit der Zeit. Sie hat sich zusammen gerichtet, ein wenig Schminke aufgelegt. Sie ist noch immer eine schöne Person — aber . . . wie . . .

Eine eisige Kälte durchzieht ihn plötzlich . . . Sie weiß es sofort, daß alles vorüber ist. Jetzt gilt es für sie nur noch, die Sache mit Anstand zu Ende zu führen, so gut als irgend möglich! —

Die gesellschaftliche Disziplin, der sie sich ihr ganzes Leben lang unterzogen, kommt ihr zu Hilfe.

Ruhig und mit offenem Blick geht sie auf ihn zu. „Lisa hat Ihnen die große Neuigkeit mitgeteilt," sagt sie mit kaum merklich bebender Stimme, „es wäre mir peinlich gewesen, es selbst zu thun. Ich weiß, daß ich Ihnen klein und erbärmlich vorkommen muß, aber — die Berechtigung, mich zu verachten, wird Sie Ihre Enttäuschung leichter verschmerzen lassen!"

„Diese Berechtigung würde ich mir in keinem Fall anmaßen," erwidert er ihr mit einer tiefen Verbeugung, „in diesem Fall steht sie mir nicht einmal zu. Ich habe Ihnen einfach eine Taktlosigkeit abzubitten. Nur ein „verlandelter" Träumer konnte es wagen, Ihnen nach vier Jahren einen Brief zu schreiben, wie der, den Sie von mir bekommen haben. Sie waren frei. Sie hatten das Recht, Ihre Freiheit dahin auszunutzen, wie's Ihnen gefiel. Ich bin froh, Gelegenheit zu haben, Ihnen zu gratulieren!" Dabei beugt er sich über die Hand, die sie ihm gereicht hat, und streift sie leicht mit seinen Lippen. Ich hoffe, Sie sind sehr — sehr glücklich!"

„Ja — ich bin glücklich!" versichert sie, „sehr glücklich!" —

Noch einmal verbeugt er sich, dann wendet er sich zum Gehen — und diesmal hält ihn Lisa nicht mehr! — —

Adlin' steht da wie erstarrt — dann . . . Lisa traut ihren Augen nicht — wendet sie sich einem Spiegel zu, mustert sich aufmerksam und unzufrieden: „Enfin il n'y a plus de doute — c'est fini!" stößt sie hervor. —

Unten hört man Räder über den Kies knirschen — davon rollen, davon . . .

Es ist ihre Jugend, die davon rollt! Sie eilt ans Fenster und blickt dem Wagen nach. Jetzt ist er zwischen den Linden verschwunden. —

Ein letztes Mal hebt sie den Blick über die Linden hinüber, richtet ihn dorthin, wo weit — weit am fernen Horizont ein weißer Fleck zwischen dunklen Wäldern schimmert. Die Dämmerung sinkt, der Fleck verwischt sich — er ist ausgelöscht, es ist alles grau — grau — das ganze Leben grau!

Mit einem Seufzer wendet sie sich von dem Fenster ab in das Zimmer zurück.

Staunend beobachtet sie Lisa. Statt des Ausbruchs von Verzweiflung, den sie erwartet hat, — eisige Ruhe! — Ja, mehr als das, etwas von der umsichtigen Kaltblütigkeit eines Kaufmanns, der im selben Augenblick, wo der Bankrott über ihn zusammen gebrochen ist, sich nach den Mitteln umsieht, ein neues Vermögen zu begründen! — Was in ihr vorgeht, erfährt niemand, äußerlich behauptet sie sich musterhaft!

Da kommt die alte Gräfin herein, überstürzt, neugierig, — zankbereit.

„Er war hier — er ist schon wieder fort!" ruft sie aus.

„Ja," erwidert Adlin' mit veränderter scharfer Stimme.

„Und was?"

„Ja was!"

„Die Sache ist erledigt!"

„Er hat verzichtet?"

„Gänzlich!"

„Wer hat mit ihm gesprochen?"

„Lisa!"

„Die Unglückselige! — Aber wer konnte nur denken, daß er heute kommen würde! Ich hatte mich ein klein wenig auf die Chaise-longue gelegt, um auszuruhen, — man hätte mich doch avertieren sollen. Wenn ich nur deine Sache hätte vertreten können! Ich hätte alles applaniert — alles!"

„Ich glaube kaum, Mama!" erwidert Adlin' ruhig — „ich hab' ihn gesehen, nachdem Lisa mit ihm gesprochen hat — und ich versichere dir, es war nichts zu machen. Er hätte sein Wort gehalten, natürlich, wenn ihn mein Benehmen ihm gegenüber dazu verpflichtet hätte, aber im Grunde genommen

ist es ihm, glaube ich, jetzt schon angenehm, seiner Verpflichtung durch — meine Vernunft enthoben worden zu sein!“

„So!“ Die Gräfin nagt sich die Lippen. Plötzlich steht sie auf und Lisa scharf ins Auge fassend, ruft sie aus: „Ich hoffe doch, Lisa, du hast ihm nicht am Ende erzählt, in was für einen Zustand sein Brief Adlin' versetzt hat — du wärst's imstande gewesen, um ihn zu apitoyieren!“ —

Die arme Lisa senkt den Kopf, die Thränen laufen ihr über die Wangen herab.

„Du bist von einer Taktlosigkeit!“ ereifert sich die Gräfin; dann mit einem ungeduldigen Seufzer setzt sie hinzu: „Mein Trost ist nur, daß er keinen indiskreten Gebrauch von diesen Mitteilungen machen wird, — er ist durch und durch Kavalier!“

„Ja, das ist er!“ sagt Adlin' hart und fast feierlich zugleich — „das wird ihm in diesem Leben niemand nehmen — durch und durch Kavalier!“ Und etwas leiser mit schneidender Ironie setzt sie hinzu: „Ganz wie Pruksdorff!“ —

Da tritt Schneider ein, zwei Lampen tragend, zugleich meldet er, daß Baron Pruksdorff unten ist, um sich nach dem Befinden der Gräfin Adlin' zu erkundigen. „Er läßt sagen, es thäte ihm besonders leid, wenn ihn die Gräfin heute nicht empfangen könnte, da er morgen abreisen muß!“

Lautlose Stille! Lisa heftet die Augen auf die Schwester. Adlin' sieht zu Boden. — „Ein Ultimatum!“ murmelt sie, „er ahnt etwas!“

Die alte Gräfin nimmt das Wort: „Ich laß den Baron bitten, sich herauf zu bemühen!“ sagt sie.

Adlin' zuckt zusammen, räuspert sich, will etwas erwidern und — schweigt! —

Schneider ist verschwunden. — Adlin' legt die Hand über die Augen, ein langer, qualvoller Schauder durchzieht ihren Körper — dann wendet sie sich zum Gehen.

„Willst du ihn nicht sehen?“ fragt die Gräfin gereizt. —

„Ich komme gleich,“ erwidert Adlin' dumpf, und mit einem eigentümlichen Blick an sich niedersehend, murmelt sie: „Ich möchte nur mein Kleid wechseln! — — — Das ist alles!“ —

XVII.

Der Herbst ist vorüber — die wimmernde, fiebernde Unruhe ist vorüber — es ist alles still — weiß — kalt!

In Franzenskron herrscht noch immer reges Leben; wie alle Jahre, verbringt die Familie auch diesmal die Weihnachten in dem alten Manoir. Übrigens verlängern die Rehbergs ihren Aufenthalt in dem geliebten Schloß noch über das neue Jahr hinaus. Anfangs Jänner soll die Hochzeit Adlinens gefeiert werden in der Hauskapelle von Franzenskron — ihre Hochzeit mit Baron Pruksdorff.

Graf Alexander und Tante Betty haben sich beide sehr großmütig benommen und Adlin' mit einer hervorragenden Zartheit behandelt — fast, als ob sie ihr gegenüber ein etwas unruhiges Gewissen hätten. Der Besuch des Fürsten Werdersheim in Kleestein ist kein Geheimnis geblieben für die Umgegend.

Seit einer Woche befindet sich Gräfin Kathi Rehberg mit beiden Töchtern in Franzenskron. Nach der Hochzeit will die alte Gräfin zu ihrer kürzlich verwitweten älteren Schwester Baronin Kaltendorff nach Gratz ziehen. Und Lisa ... Lisa ... man weiß nicht recht, was anzufangen mit Lisa! Fürs erste geht Lisa mit, und dann ... Adlin' wird sich unsäglich freuen, sie drüben bei sich zu sehen in Amerika — natürlich — und die Franzenskroner bieten ihr ein Zimmer an in Wien. Sie wird immer gern bei ihnen gesehen sein, das versteht sich von selbst. Das Zimmer, welches sie ihr bieten können, ist zwar nicht sehr bequem, aber es ist ein ganz großes, schönes Zimmer, und wenn Lisa es beziehen will ...

Es läßt sich nicht leugnen, man reißt sich nicht um Lisa! Man erkennt ihre guten Eigenschaften an, jeder spricht von ihr mit Bewunderung, lobt sie aufrichtig — aber sie ist unbequem im Verkehr, unbequem durch ihre großen Idealistenaugen, die immer mehr Edelmut von den Menschen verlangen, als sie aufbringen können!

Arme kleine Lisa! Sie ist sich ihrer Unpopularität bewußt. Was soll sie anfangen mit sich! Sonst hat sie manchmal in jugendlicher Begeisterung und Überspanntheit daran gedacht ins Kloster zu gehen, — heute schaudert ihr vor dem Kloster. ...

Kurz nach Adelinens Verlobung — damals, als noch niemand an den Umschwung in den Verhältnissen Siegfried Werdersheims träumte, von dem Umzug Gräfin Kathis nach Gratz aber bereits die Rede war,

hatte sie sich's ausgedacht, sie wolle ihn fragen, ob seine alte, kränkliche Mutter nicht einer Stütze bedürfe — ob nicht in seinem kleinen, traurigen Hausstand ein Winkelchen sei, in dem sie sich nützlich machen dürfe. Aber davon kann jetzt natürlich keine Rede sein.

Arme Lisa! —

Ein kalter Dezembertag ist's, kurz vor Weihnachten, die Ankunft Pruksdorffs ist für die allernächste Zeit signalisiert. Lisa steht am Fenster und sieht die Schneeflocken fallen, weiß und weich und leise.

Da bringt ihr die Kammerjungfer ein Paket mit obligater Postquittung — Absender: Fürst Werdersheim.

Hastig unterzeichnet sie die Quittung, öffnet das Päckchen. Es enthält verschiedene Dinge, — ein dunkelblaues Samtkästchen mit einer Garnitur von Diamanten in Form von Fuchsien, ein kleines versiegeltes Bündel mit alten Papieren und endlich — einen Brief an Lisa.

„Mein liebe Lisa!" steht darin, „Meine tapfere kleine Freundin!

Soeben erfahre ich, daß die Hochzeit Adlinens für den fünften Jänner festgesetzt ist. Ich bitte Sie, machen Sie die Fürsprecherin für mich bei ihr und übergeben Sie ihr in meinem Namen den Fuchsienstrauß, der ihr schon lange zugedacht war, und den ich mir erlaube, ihr zu Füßen zu legen. Möge sie meiner gedenken in Freundschaft, wie ich ihrer gedenke.

Anbei sende ich ihr alle Briefe zurück, die sie mir geschrieben hat. Es sind im Grunde nicht sehr viele. Als ich sie zum letztenmal zur Hand nahm, merkte ich erst, wie wenige es seien. —

Wissen Sie, Lisa, daß das Päckchen Briefe, welches Sie mir geschrieben, eigentlich das größere von beiden war? Ihre Briefe waren immer so viel länger als die Adlinens.

Ein sonderbares Gefühl hat mich überkommen, während ich die Briefe ordnete — eine Art Neugier. Ich habe die Briefe alle noch einmal durchgelesen, die Ihren, Lisa, und die Adlinens, und da fand ich — — soll ich Ihnen schreiben, was ich darin fand?

Ich werd's Ihnen lieber erzählen. Wollen Sie mir Gelegenheit bieten dazu?

Nach der Hochzeit Ihrer Schwester zieht Ihre Mutter nach Graz — und Sie? ... Meine Mutter läßt mich bei Ihnen anfragen, ob Sie dann nicht zu uns kommen wollten — für einige Zeit. Wenn Sie wollen für immer — für immer, nicht wahr, Lisa? — Oder hab' ich mich ein zweites Mal geirrt?

Wie ich Ihrer Antwort entgegen warte! Denken Sie ... das muß ich Ihnen noch beichten — die Adlin', der ich Jahre lang einen so zärtlichen Kultus geweiht — die Adlin', die mir aus *Ihren* Briefen heraus zulachte und weinte, Lisa, die ... nun, die sah genau so aus, wie das süße, schwermütige Mädchen, das mir in Kleestein entgegenkam — von der wirklichen Adlin' hatte sie nichts.

Bekomme ich bald Antwort?

Von Herzen
Ihr
S. Werdersheim."

Zwei große Thränen laufen Lisa über die Wangen. Sie drückt die Lippen auf das Papier.

Draußen fällt der Schnee kalt auf die kalte Erde, aber in Lisas Herzen pocht das Blut sehr warm!

Kurze Zeit darauf tritt sie in Adlinens Zimmer. Adlin' ist damit beschäftigt, sich über ihr Brautkleid zu ärgern, das ihr Spitzer soeben aus Wien geschickt hat und das ihren Anforderungen nicht entspricht. Sie hat sich verändert in diesen letzten drei Monaten, ihre Züge haben sich geschärft, der Ausdruck ihres Gesichts ist hart geworden. Es läßt sich nicht leugnen, sie sieht Tante Betty ähnlich.

Lisa reicht ihr das Päckchen mit ihren Briefen an Siegfried.

Adlin' liest einen der alten, vergilbten Briefe, ihre Hand zittert — mit einer raschen Bewegung wirft sie sie in den offenen Kamin. Ein rasender Schmerz zuckt ihr durch die Brust, während sie die Flammen um die Papiere herumzüngeln sieht; ihr ist's, als habe sie ihr eigenes Herz ins Feuer geworfen! Wie das weh' thut, ein letztes Mal — noch ein Aufflackern — nun ist's vorüber — ein Häuflein Asche, — weiter nichts! —

Es ist vorüber! Von der alten Adlin' ist nichts übrig mehr!

Einen Moment bleibt sie stumm, dann: „Und wo sind die Brillanten, Lisa?" fragt sie. — „Poldi sagte mir, daß Brillanten gekommen sind!" —



Zwischen Etsch und Adria.

Von B. Schulze-Smidt.

(Abdruck verboten.)

„Jetzt fängts an nett zu werden!" sagen wir zu einander, als wir uns in den naiv-lumpigen und ungesäuberten Klapperkasten setzen, der uns von Mori über den Loppio-Paß an den blauen Gardasee hinunterbefördern soll. Wie banal drückt sich der erfreute und gebildete Mensch doch manchmal aus! „Jetzt fängts an nett zu werden!" Und das sagt man, wenn man nach drei abscheulichen Regenwochen plötzlich in den allergoldensten Abendsonnenschein versetzt wird, und dazu in eine bezaubernd anmutige Gegend, über der des Südens erster Duft blaut.

Unser Klapperkasten gibt bei der leisesten Berührung seiner mageren Polster Staub von sich und birgt irgend einen heimlichen Federungsfehler, aber der Kutscher heißt Beppo und hat ein braunes, kreuzfideles Gesicht und trägt die tirolische Spielhahnfeder am Hut. Sein Gaul scharrt und wiehert schon im Stehen und ist ganz betroddelt und befranst und mit lustigen Schellenglöckchen behängt. Also vorwärts auf gut Glück! Wir haben noch keine Ahnung, wohin wir unser Haupt legen wollen heute Nacht; es sollen jedoch, wie der Stationsvorsteher von Mori uns versichert, die lieblichsten Wirtshäuser zwischen Nago und Riva zur Auswahl liegen.

Die Eisenbahn nach Riva benutzen? Nimmermehr! Abseits von den Neuerungen der Kultur rollt unserere „Carozzina" auf einem steinigen Schlängelpfade dahin zur Paßhöhe von Loppio. Schön gelagerte Bergformen, überall Felsblöcke, wie von einer Riesenhand über die Hochebene hingestreut, ein tiefgrüner umbuschter See, ein graues segnendes Heiligenbild unweit der Wasserscheide, unter kleinen Tempelbogen. Allerorten glühen die Rubinen der Alpenveilchen in den Steinritzen, Kapern und Passifloren ranken, der Ginster streckt schwefelgelbe Dornäste aus, und ein süßer Duft schwebt uns entgegen und kommt uns nach, wohin sich unser Pfad auch biegt: Sommerduft und dazu klarer Sonnenglanz. Am Heiligenbild hält ein Bauernkarren; wer weiß, wohin und weshalb die ganze Familie auf der Wanderschaft ist, die sich unter den Planlaken häuslich eingerichtet hat. — Die Mutter geschweigt ihr Bambino. der Vater liegt schlafend im Wagenschatten auf dem Bauche, die vier Buben, eine hitzige kleine Lumpenbande, sind im schönsten Gebalge begriffen. Und das wird lebensgefährlich, als wir ein halbes Dutzend Kupferkreuzer mitten hinein in das Barfüßchen-Geknäuel werfen. Ein Schreien und Gellen: „Grazie! grazie tante! Eccellenza! un soldo ancora!" — tönt hinter uns drein, daß wir unseres Beppo Peitschenschwingen segnen, welches uns die struppigen Teufelchen verscheucht.

Nun durch das Felsenthor der kleinen Veste Nago am Ende des Loppio-Passes, und da liegt er vor uns, der Riesensaphir, der Gardasee. Von all' den oberitalienischen Seen hat er das reinste und tiefste Blau, die großartigsten Ufer. Die roten, hochemporgetürmten Felsberge des Ledro und der Gebirge von Limone, Gargnano und Maderno flachen sich mählig ab und werden langgestreckte Hügel und kriechen dann in die lombardische Ebene hinein, bis das ganze, wundersame Bild, nach Süden zu, sich in die uferlose, lichtblaue Unendlichkeit verliert. Gegenüber den Felsgebirgen der lange Rücken des Monte Baldo, die Schloßruine von Malcesine, die schwarze Cypressenreihe des Cap Vigilio, bei deren Anblick, wie sie sich hinter den weißen Marmorbögen der Villa Brenzoni erhebt, man an Böcklins Toteninsel denken muß. Dieser erste Blick von der Höhe, im Rahmen des Thorwegs, auf den Gardasee ist so überwältigend und himmlisch, daß ich ihm kaum irgend eine Naturüberraschung an die Seite zu setzen wüßte. — Das entzückte Auge badet im ersten Moment förmlich im Blau und schwelgt dann in der großartigen Farbenharmonie des rötlichen Felsgesteins, der grünen Hänge, der weißen Häuser, hinter denen die blühenden Oleanderbäume stehen wie große, einzelne Rosen, der silbernen Olivenwälder und der gelben und roten Segel ungezählter Barken nah und fern.

Steil gehts bergab. Drunten liegt Torbole wie ein reizendes Kinderspielzeug in seine Bucht gedrängt, launisch durcheinander-

gebaut (s. Abb. 1). Das hübsche Wirtshaus ist von einer Weinpergola begrenzt, die alte Kirche und ihre Gräber bergen sich, bis auf den Turm und die Goldspitze eines besonders hohen Grabkreuzes, in einem nahen Walde hellgrauer Weidenbäume. Neben dem Dorfe springt der „Rocca dei bimbi," der Kinderfelsen, in die Flut, unter dem hervor Seenixen und Berggeister den jungen Frauen das erste Kindchen holen und als Hausglück in die Wiege legen.

Während die Welt im anbetungswürdigsten Abendfrieden liegt, fahren wir gemächlich am Seegestade entlang immer den du lac," und ein Laternchen, am Haken hängend, brennt daneben.

Unser Brauner hält ohne Befehl dazu, und ehe wir's uns recht klar gemacht haben, sind unsre Habseligkeiten schon abgeschnallt und befinden sich mit uns selber auf der Treppe in den ersten Stock hinauf, während die Carozzina träge rumpelnd ihren Heimweg nach Riva weiter verfolgt. — Ein Zimmerchen, in dem alles mir weiß entgegenschimmert, Möbel, Lagerstatt, Wände und Vorhänge, nimmt mich auf; draußen zeichnen die Feigenbäume des Balkons ihre Blatthände breit und schwärzlich gegen den blaß-



Abb. 1. Torbole. Nach einer photographischen Aufnahme von G. B. Unterveger, Trento.

Olivenhainen des Monte Brione folgend, der steil nach dem Wasser zu hinabfällt. Nun Lorbeerhecken, eine Cypressengruppe, die ein buntes Heiligenbildchen hinter feinem Gitter beschützt — nun eine lange Kette üppigen Geranks, eine Genialität der schaffenden Allmutter Natur; Rosen und Brombeeren ineinander geflochten von Stamm zu Stamm sich werfend, keinen andern Halt als die eignen Klammerzweige, blühend und früchtetragend. Und hier sehen wir im Halbdämmer die feuerfarbenen Trompetenblumen einer Schlingpflanze über solides Gemäuer nicken, hier ist ein Eingangsthürchen: „Hotel

roten Abendhimmel ab, die Sterne beginnen über den imposanten Felsgebirgen des Ledro zu funkeln, und zu meinen Füßen breitet sich eine geheimnisvolle Wildnis zum See hinab, der große, spritzende Wellen ans Ufer schleudert. Der Abendwind hat sich aufgemacht. Die Wildnis da drunten ist von vielhundert huschenden Funken belebt, Glühwürmchen, und ein Duftgemisch von Rosen und Nelken, Nachtviolen und Zitronenblüten steigt immer süßer empor, je stärker der Nachtthau fällt. — Immer nur die eine Strophe des jubelnden Schumann'schen Liedes schießt mir wieder und wieder durch die Seele:



Abb. 2. Riva.

„Uberm Garten durch die Lüfte — — — —“
Was da überm Garten durch die Lüfte ging — in Worte ließe sichs nicht fassen. Ich meine fast, es muß der duftende Flügelschlag der Poesie selbst gewesen sein! —

Am nächsten Morgen erst dämmert uns die ganze seltsame Schönheit dieses sogenannten Hotels, das vielmehr den Namen eines „Heim“ tragen sollte. Das Haus, eine ausgedehnte Villa, teilweise noch aus dem siebzehnten Jahrhundert, schließt einen kühlen, grünberankten Säulenhof ein und streckt balkonartige Flügel aus. Das Behagen, die goldne Freiheit herrschen. Wenig Gäste, ein reizend anmutiger Frühstücksplatz im Garten auf buntem Kies, Blumen ringsum: hohe Malven und Gladiolen, Rosen in Überfülle, Reseden in nie geahnter Vollkommenheit, Nelken, die einander von den Beeten drängen möchten, und zwischen den Fruchtbäumen das Silberlaub der Oliven, lange Alleen flüsternder Schilfstauden, hängender Trauerweiden, italienischer Pappeln, und endlose Rebengänge, schwer von rötlichen und blauen Trauben, die von Tag zu Tag duftbehauchter und durchschimmernder werden. Am Ende des Rebenganges sehen wir unfehlbar zwei männliche Menschenkinder, eines in roter Bluse à la Garibaldi, das andre im Streifenhemde, sonnenanbetend auf dem Rücken liegen und — warten. Das sind Luigi und Emilio, unsere wackren Barkenjünglinge, die von der Ferne aus mit Adleraugen jede unserer Bewegungen belauern und einen Tigersprung machen, sobald wir uns von den Gartenstühlen erheben: „Barca, S'gnora?“ Diese ewige Frage gehört zu den italienischen Seen, und wir können von dem köstlichen, blauäugigen Elemente hier am Gardasee nicht genug haben. Und selbst wenn ich keine so eingefleischte und seefeste Wasserratte wäre, wie ichs bin, der Gardasee hätte mich dazu gemacht! Frühmorgens schon steigen wir in unsere grasgrüne Segelbarke, von dem glatten halbüberblühten Marmortreppchen des kleinen Seekanals im Garten aus, schieben den Frühstückskorb unter die Bank mit den rotgeflammten Polstern und singen und schwärmen durch die wunderschöne Welt, bis der starke Mittagswind uns heimtreibt.

Unsre braunen Barkenjünglinge teilen unser Frühstück mit Wonne, ja, eines Tages traktieren sie uns sogar mit einer sonderbaren Fischgallerte — (Gott weiß es, aus welchem Fischkasten sie den fetten Carpione gestohlen haben!), die sie ohne weiteres aus dem Schnupftuche wickeln und mit den Dolchmessern, die sie im verschwiegenen Busen tragen, für uns zerlegen. Sie erzählen uns eine lange Fabel des Inhalts, daß der „pescino povero“ aus dem kalten Sarcaflüßchen in den warmen Gardasee geraten und alsbald am Schlage verstorben sei —



Abb. 4. Limone.



Abb. 3. Ponalstraße bei Riva.

dann habe ihn Luigis Gattin zubereitet. Wir verschlucken den Schauer, der uns anfällt! Hernach müssen wir bei Seite rücken, und während das Schiffchen dem Kentern nahe ist, wird ein grüner Pflaumensegen, unter viel Spähen nach dem Ufer hin, aus irgend einer verborgenen Tiefe ans Licht gefördert und uns angeboten. Dunkel entsinnen wir uns beim Schmause, daß gestern Abend unser Wirt über seine arg geplünderten Reineclaudenbäume Ach und Weh geschrieen hat. — Und wir teilen den Raub mit den Räubern! —

Nachmittags, wenn das Diner an der blumengeschmückten Tafel des Gartensaales beendet ist, (bei offnen Thüren mit gelegentlichem Besuche hüpfender Vögelchen und kornblumenblau glitzernder Libellen), durchstreifen wir zu Fuß das Reich des Seehauptes (s. Abb. 2). Riva! du urgemütliches, altmodisches Städtchen! Die Straßen eng und winklig, die Handwerker arbeiten auf der Gasse, die Frauen stehen mit dem Rocken im Arm unter den Thüren und lassen die Spindel tanzen, die Kinder schwelgen im Genuß des purpurnen, safttriefenden Fleisches der grünen Wassermelone. In der hübschen alten Barockkirche gehen die Beter aus und ein, und unter den Arkaden am Hafenplatze sitzen wir im Halbdunkel und essen „Granito“, während draußen der Sonnenbrand auf dem Pflaster brütet und die Schiffer schlafend in ihren sanft schaukelnden Barken liegen. Rechts und links von unserem Tischchen sitzen die feschen österreichischen Offiziere in den Commodjacken und mit aufgewichsten Schnurrbärten beim „Café-nero“ und lachen wie toll über ihre Garnisonanekdötchen und kritisieren jede Kindsmagd und jedes dunkeläugige Dienstmadl, das auf Einkauf springt. Drüben regen sich die Fruchtweiber über irgend eine faule Birne untereinander auf bis zu Mord und Totschlag, und die Ponalstraße bergunter klingeln und bimmeln die Schellen schwerbepackter Maultiere. Jetzt breitet sich erquicklicher Schatten über den herrlich schönen Felsenpaß aus

und wir wandeln, an seinen niederen Schutzmauern hin, empor. Unter uns schießt das rote Gestein jäh und fast lotrecht zum blauen Gardasee hinab, und wenn wir, die kurzen Tunnelstrecken zurücklegend, rückschauen, steht unser liebes, malerisches Riva, wie ein kostbares Bildchen in den Ovalrahmen der Tunnelöffnung gefaßt (s. Abb. 3). Über dem Städtchen die vergletscherten Dolomitzacken des Adamello und vor ihnen der Kegel von Arco und die Gebirge, die der Straße nach Tione und Stenico Raum geben. — Nun klingt das Aveläuten kurz und leise anschlagend, lang austönend zu uns herüber; der Hirt, der seine Zottelschafe vom Ledro zu Thal treibt, zieht andächtig den verstaubten Hut und läßt die brennende Nelke hinter seinem Ohre sehen. —

Bei uns im Hotel ists, nach dem Abendessen, ein allgemeines Spazierenschlendern in den dunklen Laubgängen mit den schwärmenden Leuchtkäfern, und hinten im Häuschen vor der Orangerie steht Giovanni, unser eifriger Tischkellner, nach vollbrachtem Tagewerk geigend an seinem offnen Kammerfenster. Er weiß sehr süß und schmelzend mit Bogen und Fiedel zu locken, und das weibliche Dienstpersonal geht Hand in Hand in den entlegeneren thaunassen Pfaden spazieren, den zärtlichen Klagemelodien Wort und Gesang leihend. Meist liege ich, trotz der späten Stunde, vor dem Einschlafen noch lange wach. Dann sehe ich, von meiner weitoffenen Balkonthür aus, die Sterne einzeln und gruppenweise hinter die Ledrofelsen untertauchen, und der breite Strahl des elektrischen Lichtes von der italienischen Grenzstation zwischen Ponale und Limone, zittert blendend auf der tiefdunklen Seefläche. Manch liebes Mal komme ich vor innerer, freudenvoller Erregung über Rivas unbeschreiblichen Liebreiz und Frieden erst gegen Morgen zum Einschlummern. Denn Blumen stecken in allen verfügbaren Gläsern und Waschgeräten, daß die Fülle fast zu groß für mein Zimmerchen und der wonnige Duft viel zu stark für meine gesunde Nachtruhe ist nach aller Verständigen Urteil. Die schönsten all dieser Sträuße bringen wir von Limone heim.

Limone ist schon italienisch und liegt schräg dem alten Schlosse von Malcesine gegenüber (s. Abb. 5), in der das bramarbasierende Podestà vor hundert Jahren unseren unsterb-

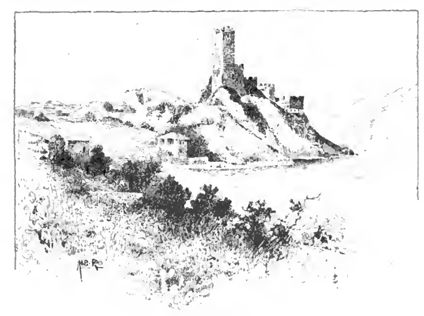


Abb. 5. Malcesine.

lichen Apoll in Dichtergestalt wegen unbefugten Skizzierens einkerkern wollte. — Limone (s. Abb. 4) ist das wahre Dorf der Zitronen und der Blumenpracht. Die Zitronen wachsen in langen, aufgetreppten Reihen zwischen schneeweißen Schutzpfeilern, die von ferne den Eindruck riesenhoher Kerzen auf einem Altar machen. Unsere Schiffer legen sich ans Ufer, halten die geliebte Siesta und warten auf das Umspringen des Windes. Wir klettern unterdes in den dufterfüllten Terrassen hin und her. Am Boden liegen gelb und grüne Früchte und sie leuchten mit Knospe und Blüte am gleichen Zweige der hohen Bäume. Da und dort eine kleine, plätschernde Kaskade, oder ein trockenes, zerborstenes Brunnenbecken aus dem reichgeäderten Verde-antico der nachbarlichen Marmorbrüche, gänzlich umwuchert von schneeweiß blühendem Jasmin. Nicht unser deutscher, sondern der südliche mit seinen Fiederblättern und Dolden köstlich duftender Sternchen. Zwischen den Zitronenreihen vereinzelte Orangen mit tiefergelben Kugelfrüchten und hier und da ein feurigroter Nelkenbusch, ein rosa Oleander. Über das ganze, entzückende Felsennest Limone scheint das lichte Rosa zu herrschen. Jedes Dach fast beschirmt es und streckt sich um Mauerecken und senkt sich auf Veranden nieder. Besonders schön beblüht es das kleine Schulhaus in einem steilen und engen Seitengäßchen. Wir sitzen davor; der eine skizzierend, die zweite aquarellierend, die dritte (meine Wenigkeit), behufs poetischer Eindrücke, ein schauervolles Italienisch mit zwei alten Weibern und einem verschämten Herzblättchen, Angelina genannt, radebrechend. Zudem bannt uns eine wundersüße Frauenstimme an diese Stelle. Sie erklingt aus dem Innern des Schulhauses und buchstabiert unermüdlich: „b-e-l = bel, l-a-la; bella! bellissima, bellazzo, bellina — —“ Mir wirds ganz schwül ob all dieser Schönheitsvariationen! Als nun gar ein bleicher und schlanker „Frate“, vielleicht zur Inspizierung, das Schulhaus betritt, ist umgehend der rührendste Roman von Entsagen, Liebe und Hoffnungslosigkeit in meinem Dichterhirn fertig. Denn, daß die wundersüße Stimme auch zu einem wundersüßen Mägdlein gehört — wer möchte das bezweifeln? Und nun die grausame Enttäuschung, als nach geduldigem Warten meinerseits endlich wohlgezählte vierzig Sommer in prosaischster Altjüngferlichkeit und der besonders abstoßenden, südländischen Häßlichkeit aus der Schulthür in meinen Gesichtskreis treten! Arme Lehrerin, wie geplagt sieht sie aus! — — Merkwürdig, sie entzückt uns doch wieder, als sie mit ihrer holdseligen Stimme das verschämte Herzblättchen, das fingersaugend neben mir steht, anspricht: „Buon giorno, Angelinettina! come sta, piccola mia?“ Dichterseelen sind sich selbst oft genug Rätsel.

Meine Gefährten sind längst auf und davon gezogen mit ihren Skizzenbüchern und Münchener Farbenkasten, und ich finde sie in Kunstextase zu Füßen des himmelblauen Sees unter Myrten und Oliven wieder. Dann fahren wir heim nach Riva, ohne Segel, denn die Ora braust zu stark, und die himmelblauen hohen Wellen, deren Schaumkämme in der heißen Mittagssonne wie elektrisches Licht flimmern, rücken dräuend auf unsere Nußschale zu und brausen: „Hütet euch vor den Felsen!“ Bei jeder der zahllosen Buchten gibt es einen tüchtigen Ruderkampf gegen die gewaltsamen Stoßwogen. —

Von Riva muß aber endlich geschieden sein; die Zeit der Sommerfrische neigt sich dem Schlusse zu, und Venedig winkt allzu verführerisch, seit das erste, schmale Sichelchen des zunehmenden Mondes sich abends wieder am blauen Himmel über dem Monte Baldo zeigt. —

Die Dampfschiffahrt bis Desenzano-Peschiera ist von größtem Reize. Wir treffen's gut; herrliches Wetter, ein Schiff mit spärlichen Passagieren und überall lange genug Anhalt, um sich wenigstens ein Skizzenbildchen der vielen, lieblichen Stationen ins Gedächtnis zu zeichnen. Bis gegen Salò hin folgen uns die Gebirge, aber, sobald wir Limone im Rücken haben, beginnt sich ihr trotziger Charakter umzugestalten. Die Schroffheit der Felsen schmilzt in weichere Formen hin, ihre rötliche Nacktheit umkleidet sich mit der leuchtendsten Blumenhülle des Spätsommers, Reben und Rosen ranken zu den blühenden Myrten und Lorbeerhecken empor, die Teppiche tiefblauer Salvien und Genzianen wetteifern mit dem Azurblau des heitren Sees. Die riesigen Einzelrosen der Oleander werden zu ganzen Tuffs und die Citronenterrassen

zu Citronenhainen. Über das Wasser zieht der starke, köstliche Duft zu uns her. Bei Gargnano, einem der allerschönsten Punkte des westlichen Ufers, ist der Duft am überwältigendsten. Seitab von Maderno, das sich in vorwitziger Anmut weit in den See hinausreckt, von seiner ehrwürdigen Basilika überragt, sehen wir das kleine Eden der Isola di Garda gerade vor uns. Heißer Sonnenduft liegt über den südlichen Baumformen des üppigen Gartens; für ein paar Augenblicke tauchen die Türmchen und die Fassade des ferrarischen Schlosses aus dem Grün Lügen straft! Am Platze, unter den Arkaden, die anziehendsten Gruppen hübscher Italienerbackfischchen, an der Landungsbrücke eine schreiende Horde von Lastträgern und Hotelschleppern, im Hafen eine prächtige Fischerflottille unter verschlissenen und geflickten Segeln in allen Abstufungen zwischen blaßgelb und orangefarben (s. Abb. 6). Über dem Bilde ein ganz unvergleichlicher Abendhimmel, der die zartesten und feurigsten Lichttöne ineinander verwebt.

In rasch sinkender Dämmerung, während die Mondsichel immer goldener wird, um-



Abb. 6. Hafen von Desenzano. Nach einer photographischen Aufnahme von G. B. Unterveger, Trento.

hervor. Die Insel schwimmt wie ein leichtes, lichtes Phantasiegebilde auf dem spiegelblanken Wasser, und gegenüber ragen die Cypressen von San Vigilio unbeweglich gen Himmel.

Nun das prangende Salò, dessen vielgerühmte Schönheit mir, lächerlich genug, etwas Konventionelles und Geleckes hat, dann am Inselchen San Biagio vorüber und in die Bucht von Desenzano. — Das malerischste Schmutznest von der Welt, so von außen betrachtet; geben die gütigen Götter, daß der Kern seine Schale glänzend

fahren wir die Halbinsel Sirmione, die sich lang und schmal in den See schiebt, um dann unserer Endstation am Lago di Garda, dem kleinen, befestigten Peschièra, entgegen zu steuern. Mit einem ganz klassischen, lebenden Gemälde nimmt der herrliche See von uns Abschied. Da, wo am grünen Ende der Landzunge Sirmione die altehrwürdigen Ruinen des Landhauses und Bades, in denen vor grauen Zeiten Catull seine Lieder dichtete, zwischen üppigem Buschwerk hervorschauen, badet eine ganze Schaar halbwüchsiger Jünglinge, offenbar unter Auf-

sicht eines Frate in langherabfließender Soutane, der seitab auf einem Steine rastet. Das Bad mag schon genommen sein, oder die Erfrischungsbegierigen rüsten sich eben dazu. Jedenfalls ist es ein sehr schöner Anblick, wie all diese jungen, schlanken Ephebengestalten, mit gebräunten Gliedern und dunkeläugigen Krausköpfen, regungslos bei einander stehen, unserm vorbeidampfenden Schiffe nachschauend. Das bläuliche Wasser spielt ihnen über die Füße, die schweren, weichen Badetücher hängen ihnen in großem, edlem Faltenwurfe um Brust und Schultern und schleifen im Ufersande. Zwei von ihnen, die, seitab von der Schaar, Arm in Arm geschlungen haben, winken uns mit lässigem Anstande noch lange nach. —

Bald darauf sind wir in Peschiêra und die Nacht sinkt herab, mit ihr herbe Lebensprosa! Denn wohl eine Stunde lang stolpern wir auf hoffnungslosen Staubpfaden durch hoffnungsloses Dunkel, ehe wir glücklich den Bahnhof entdeckt haben. Die Stunde, die uns bis zur Abfahrt nach Verona dort bleibt, benutzen wir zum Genusse eines äußerst primitiven Abendessens, dessen bestes der gute Landwein ist. Im übrigen ein trauriges Mahl! Die Padrona des Büffets hat vor einigen Tagen ihr einziges Kind verloren und bedient uns unter mühsam verhaltenem Schluchzen.

Diesem Eindrucke mag ichs auch wohl zu danken haben, daß mir meine fünfzehn Stunden in Verona, trotz göttlichen Sommerwetters, wie behext von allgemeiner Trübsal vergehen. Verona ists wahrlich vollauf wert für die Venedig-Reisenden mehr zu sein als eine bloße Durchgangsstation. Mich z. B. hat es viel stärker angezogen als das gelobte Mailand. Verona ist so echt italienisch, so eigenartig in seiner altertümlichen Krausheit und Winkligkeit, daß man vergißt, wie nahe man noch der Grenze deutscher Zunge und deutschen Wesens ist. Wir haben uns freilich nur wenig Zeit und wenig Ziele für unsere Neugier nehmen können, das Wenige aber ist uns unvergeßlich eingeprägt. Vor allem der Riesenbau der Arena, die, ein ungeheures Oval, ernst und großartig sich erhebt, umringt von Blumenparterres und neumodischen Häusern (s. Abb. 7). Der Schwindel packt mich an, als ich zu den Treppensitzen emporklimme, deren vielstufiger Kreis mehr als dreißigtausend Zuschauer fassen konnte für die Kämpfe der wilden Bestien und der Gladiatoren. Jetzt nicken dort oben Königskerze, Campanula und blaugraues Farrenkraut, und der fleischige Lauch klemmt seine Würzelchen zwischen die Fugen der gewaltigen Steine. Drunten verirrt sich der Fuß im Labyrinthe der Keller, Käfige, Gewahrsame, Logen und Ausgänge, von außen macht die Rundbogenreihe, die das kolossale Bauwerk ohne Unterbrechung in zwei Etagen umzieht, einen imposanten Eindruck. —

Andre Rundbogen einer späteren Zeit bewundern wir in der anmutsvollen Zenokirche mit dem glänzenden Portale, dem Innern, dessen Verhältnisse und Schmuck in entzückender Harmonie stehen, mit Mantegnas wunderlieblicher Madonna, die zur Erkenntnis ihrer Schönheit für uns Profane des Zuges am Theatervorhange gar nicht bedarf! — Und nach San Zeno noch die kunstreich umgitterten Gräber des versunkenen Scaligergeschlechtes, das einst den Herrscherstab über Verona schwang, und das Grab der vielbesungenen Giulietta: ein Marmortrog bis zum Rande mit Visitenkarten aus aller Herren Ländern gefüllt und mit einem unausstehlichen Erklärer behaftet. — Wir freuen uns, als wir uns glücklich zwischen den paradiesischen Fruchtgebirgen und Blumenwäldern der Piazza d'Erbe einen passierbaren Pfad ausgefunden haben. Ja, hier hat die Abundantia selbst ihr Reich gegründet und hebt den Marmormonolithen als Scepter empor und hat sich den schönen Brunnen zum Thron erkiest. Rings um den Thron schichten sich die Schätze der Herrscherin: das Gold der Orangen und Zitronen, die Rubinen der zweiten Kirschen des Jahres, und die Pracht der Granatäpfel, Feigen, Trauben und Melonen, von ernsten Parzen und reizbaren Megären feilgeboten. Nichts mit Kunst, aber alles mit Geschmack geordnet und gehäuft, und die Nelkensträuße von bethörender Glut und berückendem Dufte. Ein flinkes, schlankes Ding in blauem Röckchen und flachem Strohhute auf silberpfeildurchstochenem Staatszöpfchen bietet uns diese glühende und berückende Sommerherrlichkeit zum Kauf.

Ehe wir weiterreisen — getrennte Wege — durchwandern wir noch die stillen und majestätischen Cypressenalleen des Giardino Giusti (s. Abb. 8). Ein vornehmeres Be-



Abb. 7. Die Arena zu Verona. Nach einer photographischen Aufnahme von G. Sommer & Sohn, Neapel.

sitztum läßt sich nicht denken als dieses. Vom Gitterthor an sieht man den langen Mittelpfad des Gartens sich emportreppen von den hehren, tiefdunklen Baumriesen eingesäumt, schlank wie Pappeln aber nicht schwank, sondern ernst und stolz vom Stamm bis in den reglosen Wipfel. Zwischen diese hochragenden Wächter des Gartens lagern sich Boskett und Rasen, und verschwiegene Schattengänge ziehen sich bergan und senken sich bergab, überall unvermutete Fernblicke auf Stadt, Citadelle, Amphitheater und Paläste öffnend, bis weit zum Gebirge hin. „Ein Garten zum Lieben und Geliebtwerden, zum Sterben und Begrabenwerden", so sagt mir eine gute Stunde später mein neuer Reisegenosse, der mich in die venezianische Herrlichkeit einweihen will als alter Praktikus.

Durch eine reizlose Landschaft geht die Fahrt, aber den Horizont zu meiner Rechten begrenzen wundervolle Alpenketten, die Tirolerberge mit den Dolomiten und die Karawanken: ein Schneehaupt reiht sich ans andere. Wir fliegen vorwärts in der Ebene; spärliches Grün, spärliche Blumen, der Erdboden rissig, himmelhohe, astlose Pappelstämme von winzigem Blattschopfe gekrönt, halbabgeerntete Reisfelder, verkrüppelte Olivenbäumchen. Hinter Vicenza mit seinen Schwesterburgen beginnt allgemach ein feuchter Salzhauch uns entgegen zu wehen: am Horizonte zeigt sich ein schimmernder Streifen: die Lagunen. Nun Mestre, nun eine lange Brücke zwischen schwimmenden Inselchen, und da liegt Venezia la bella! Türme und Kuppeln, die rote Fassade des Dogenpalastes, alles von Sonnenlicht umglitzert. Näher und näher rückt es, nun Glockenläuten: Sta. Maria della Salute — und hier haben wir den Bahnhof erreicht. Wir vertrauen einem der schreienden „Facchini" unser Hab und Gut und vorwärts zur „uscita". dem Ausgange.

Da beginnt das Wunder. Kein Wagenrad rollt, keine Peitsche knallt; nur das weiche Anschlagen des grün-gelben Wassers an Quai und Gondeln. Wir finden die unsrige im Augenblicke: cinquanta due, zweiundfünfzig, ist ihre Nummer, und ein

pockennarbiger Athlet steuert sie stehend, leicht im Knie gebogen; nur der Oberkörper bewegt sich beim Rudern und die scharfen Augen spähen unablässig nach anderen Gondeln und drohender Gefahr um sich her. Die Furcht ist durchaus nicht grundlos; denn die Kanäle und Kanälchen machen ungeahnte, tückische Biegungen, und ehe du dichs versiehst, gleitet eine zweite Gondel der deinen entgegen wie ein Pfeil so geschwind und so sachte. Deshalb ertönt auch unablässig das warnende: „gia e'!" (da bin ich!), das mahnende „premé!" (nimm Wasser!) von hüben und drüben.

Mit Entzücken erfüllt mich diese meine erste Kanalfahrt zum Hotel Bauer-Grünwald. Venedig ist völlig so, wie ich mirs seit Kindertagen geträumt habe. — An verwitterten Palästen und Kaufhäusern kommen wir vorüber: mächtige Eingangsthore, Säulenhallen, Fenster mit Steinaltanen und geschweiften Balkongittern; unter bröckelndem Putz und Stuck das Mauerwerk unbarmherzig bloßgelegt. Hie und da ein schwebendes Gärtchen oder ein Baum, der seine grünen Zweige über altes Gemäuer streckt; die Eingangsthür einer kleinen „birreria" ist ganz von Schlinggewächsen umrankt. Auf dem winzigen, ausgetretenen Treppchen zum Anlanden der Gondeln steht die Blaas'sche „Ninetta" leibhaftig und schäkert mit einem sehr ruppigen Sangesbruder. Aufrecht in seiner Gondel sich wiegend, schüttelt er bei unserem Nahen die Fettlocken aus den pfiffigen Augen und plärrt uns in hohen, meckernden Tönen an zu ungemein schneidigem Guitarrengeklimper.

„Heute Abend ist Serenata," bemerkt unser pockennarbiger Cinquenta-duk und steuert geschickt unter einem der zierlich geschwungenen Brückchen durch, die den Verkehr von Straße zu Straße vermitteln. Sein „Ferro," das gezackte Eisen am Schnabel der Gondel, mißt die Höhe sehr exakt. — Im Hotel Bauer-Grünwald gehts durch ein Gewirr von Gängen, Höfchen und Stufen zu unseren Gemächern im ersten Stock. Das meine schaut auf die Piazza San Moisé hinaus. Vor mir die graue Barockfassade der Moseskirche, von girrenden Tauben belebt. Auf der Piazza ein Geschrei, als werde irgend eine unselige Kreatur hingemordet, und schließlich entpuppt sichs als harmloses Zeitungsausrufen, vermischt mit den Freudenbezeugungen der Morraspieler am nahen Brückchen. Wie eifrig strecken sie die Finger vor, blitzschnell und hart unter die Augen des Gegners, und welcher Triumph, wenn die Fingerzahl falsch geraten wird.

Über Venedig noch irgend etwas Neues oder Originelles sagen zu wollen — wer verlangte das von mir? Kaum einen Brunnen giebts, der von Litteraten aller Gattung gründlicher ausgeschöpft wäre, mittelst des Goldbechers der Kunststudie, des schweren Eimers wissenschaftlicher und historischer Forschung, des Champagnerkelches der Poesie. Kein Palazzo, kein Gotteshaus unbeschrieben, jede Brücke längst klassisch geworden, jeder Platz und das ganze Heer der Gondeln zu novellistischen Liebesabenteuern und epischen Morden, dramatischen Geheimnissen und lyrischen Seelennöten hundertfältig verwendet. Dogenpalast, Markusdom und Seufzerbrücke kennt jeder Sekundaner und jede höhere Tochter, alldieweil — (wenigstens zu meiner fernen Jugendzeit) der Geographielehrer ebenso lange und liebevoll bei Venedig zu verweilen pflegt, wie er rasch über das sündige Paris hinweggleitet. — So beschränke ich mich denn darauf, ein paar der schönsten und größten Eindrücke meiner drei Venedig-Tage festzuhalten und vor allen Dingen hinüber zum Markusplatz zu eilen, durch ein Chaos kleinstädtischer Gäßchen, in denen die holden „Donne di Venezia" stark unter Puder und Schminken zu leiden scheinen. Wie nun den Markusplatz schildern? Der Nachmittag neigt sich schon, ein sattes, klares Sonnenlicht strömt über alle die edlen Gebäude hin, hebt das Steinmuster des Pflasters scharf hervor, stiehlt sich unter die langen, kühlen Bogengänge der Procuratien und schimmert auf dem metallischen Gefieder der futtersuchenden Taubenschwärme, auf den Glaswaaren von Murano, den Mosaiken und Korallen hinter den Ladenfenstern. Vor den Cafés sitzt die schöne Welt von Venedig: schwarzäugige Stutzer, Damen in der kleidsamen Mantiglia oder dem übertriebenen Hute, den roten Fächer mit Grazie und Koketterie handhabend.

Das wogt und treibt hin und wieder, leidenschaftliche Musik spielt, eitel werfen sich die Tauber in die Brust, während sie an den müssigen, malerischen Gruppen aus dem Volke vorübertrippeln, die — jede Gestalt fast ein begehrenswertes Malermodell —

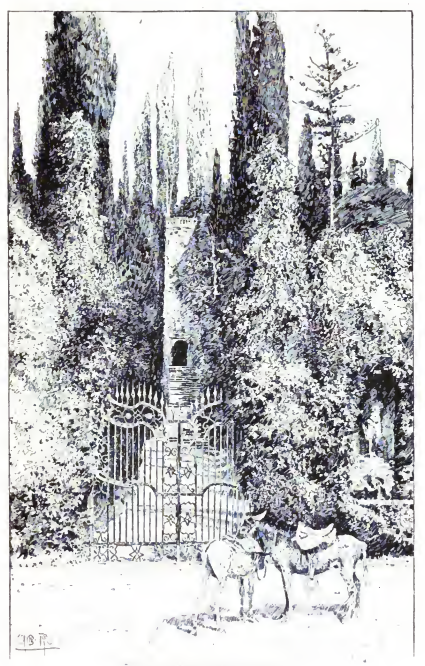


Abb. 8. Der Giardino Giusti zu Verona.

lachend, schlafend, schwatzend, die Fahnenstangen mit den prächtigen Bronzelöwen umlungern. Da streckt sich der „sterbende Fechter“ am Sockel hin und Michelangelos „Sibylle“ starrt, die Elbogen auf den Knieen, das leidenschaftgefurchte Antlitz in beiden Händen, unter faltigem Kopftuche hervor ins Leere. Und da ist der Praxiteleische „Hermes“ in höchsteigener Person; das lachende Dyonisosknäbchen hockt ihm auf der Schulter. Jetzt setzt ers mit Schwung zur Erde und es verfängt sich mit einem Füßchen im schlimmsten Loche seines Großvaterhöschens. Gellendes Geschrei mischt sich mit dem Schallen der Musik; die Sibylle schimpft und ein Anachoretenpaar nebst etlichen müde getollten Faunen und Mänaden geben ihre stumpfsinnige Meinung dazu. Hermes, der Schlaue, entfernt sich. Die Jacke hängt ihm lose über die Schultern wie eine antike Chlamys, und er schreitet so federnd dahin, als hätte er wirklich Flügel an den Sohlen. Der leichte Hut mit dem citronenartig aufgespitzten Kopfe ist der schönste Petasos.

„Siete modello?“ frage ich ihn, und „Ecco, signora!“ antwortet er kurz und bündig und streckt seine göttergleiche Rechte, mit starker venezianischer Patina darauf, nach dem Trinkgelde für die gütige Auskunft aus. O Hermes! Schlaukopf! Weißt du, daß man deinen listig-feurigen Augen nicht widerstehen kann und dir gern deine tre soldi spendet? — Da schlendert er hin und höhnt meine Gutmütigkeit noch aus der Ferne: „Son' modello! sicuro! dico di si! è cosi! —“ Unter den Procuratien schaut ihm der junge „bersagliere“ lächelnd zu, der vor dem Königspalast Wache steht. Ein entzückender Bursch! Den großen Rundhut mit dem langherabwallenden Hahnenfederbusche schief ins Lockenhaar gedrückt; die breite Krämpe wirft einen weichen Schatten über das braune Gesicht mit dem feinen Munde. Die Waffe im Arm steht er regungslos da, trotzig und ehrenfest.

Nun aber in den Markusdom, dessen Goldkuppeln in der rötlichen Sonne strahlen. Bewundernswert die Fassade mit ihren fünf Rundbogenportalen, glänzend von Mosaik, mit der herrlichen neronischen Quadriga über dem Haupteingange, den Goldblumen und Statuetten auf Türmen und Türmchen, den erzenen Thüren, den herrlichen, morgenländischen Säulen, deren Kapitäle — alle verschieden — schon für sich ein Studium erfordern. — Und dann trete ich allein in diesen Gottestempel voll hehrer und erschütternder Schönheit und Ehrwürdigkeit. Als Hügel und Thäler hebt und senkt sich der alte Mosaikfußboden, im gedämpften Tageslichte schimmern die Säulen, Lettner, Ambonen und Wände matt in ihren herrlichen Marmortönen vom weichen Grau und blassen Meergrün zu kräftigem Schwarz und dunklem Grün, braungelb und tiefrot, und das unbeschreibliche, stumpfe Violett des Abendhimmels nach Sonnenuntergang mischt und tuscht sich hinein. Vom Lettner schaut das goldene Kruzifix nieder, zu seinen Seiten je sieben Marmorbilder: Maria und Markus und die Zwölfzahl der Apostel. In der Tiefe des Hintergrundes der Altar Maggiore, das Altarblatt, die goldene Tafel, die von den Juwelen des Orients flimmert, ist von wallendem Vorhange verhüllt, dessen Dunkel ernst und heilig in all dem Farbenglast wirkt (s. Abb. 9).

Ich wandle ganz ungestört und leise umher. Keine Seele in der weiten Kirche außer dem Almosenier, der mir seine Sammelbüchse hinstreckt und mir für meine Gabe ein naives Heiligenbildchen mit einem inbrünstigen Gebete an die gnadenreiche Jungfrau dahinter giebt. — Im Rücken des Hochaltares erheben sich vier Säulen aus schneeigem Alabaster. Ein Chorknabe treibt sich dort herum; er hat ein leidendes Gesichtchen, wie vergilbt unter straffen, glanzlos schwarzen Pagenhaaren, und er läßt gerade eine brennende Kerze abtropfen. Mit der leuchtet er mir hinter die beiden Mittelsäulen, und das Licht scheint durch die Rundung des klaren Steines. Der Knabe erklärt mir auch mit seiner ganz verschleierten Stimme, daß die Säulen aus dem heiligen Tempel Salomonis herübergebracht seien: „di Gerusalemme è vero! è vero!“ wiederholt er dreimal und sieht mich drohend aus seinen finsteren Augen an. Als ob ich zweifelte! Der junge Fanatiker! Da ich ihm, in Ermangelung kleinen Geldes, eine halbe Lira schenke, dankt er nicht, sondern starrt mir trübselig nach, die Lippen unhörbar bewegend, die Münze in der schlaffen Hand.

— — — — — — — — — — —

Die Mondsichel, die sich dem Halbmonde schon entgegenrundet, steht hell am Himmel,

als wir, nach dem behaglichsten Abendbrote im Restaurant unseres Hotels, wiederum vom Brückchen herab rufen: „Cinquanta due! per cui!“ Und Cinquanta due ruft uns die herrlichen Paläste. Deutlich erkennen wir die Renaissancefassade des Palazzo Grimani und die bunten Schnörkel des Palazzo Loredan, wo einst Peter von Lusignan,

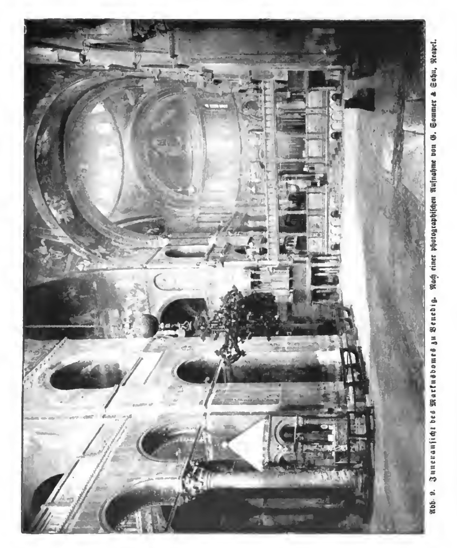


Abb. 9. Inneransicht des Markusdomes zu Venedig. Nach einer photographischen Aufnahme von G. Sommer & Sohn, Neapel.

freudig: „eccolo!“ und dann tragen uns die Wasser des „Rio dei Barcaroli“ gradeswegs hinaus ins Land der Poesie: zum Canal grande. Still und hehr umgeben Cyperns König, an der Seite der schönen Catarina Cornaro herrschte, fernab, im Duft des Mondlichts unsicher verzitternd, Enrico Dandolos schlichter Palast, alte Gotik, unten

hellerleuchtet das moderne Café, dann die Spitzbogen des Palazzo Bembi, dann der Palazzo Manin und die prächtige Rialtobrücke.

Langsam, wie im Traum, gleitet die Gondel an all den Stätten einstiger Größe hin, fernher und zart weht Musik über das Wasser. „La serenata!" bedeutet uns der Gondelier, und als wir die Cà grande vor uns haben und als San Marco auftaucht und die Salute und San Giorgio Maggiore, da sind wir mitten im Zauber der schönsten „Italienischen Nacht". — Glaubt doch den Leierkasten der Jahrmärkte nicht, wenn sie euch „Santa Lucia" oder die „Mandolinata" auftischen. Diese Abgedroschenheiten sind einfach göttlich, von der Gondel aus im Mondschein Italiens genossen.

Das Wasser still, verstummt das Abendläuten. Ringsum, sich im Canal grande spiegelnd, lauter harmonische Architektur, die Mondsichel schwimmt hinter der Löwensäule im tiefen Schwarzblau und verdunkelt die irdische Laternenreihe von der Piazetta zur Pagliabrücke und an der Riva dei Schiavoni hin (s. Abb. 10). Die großen Hotels am Canal sind hell erleuchtet durch alle Fensterreihen ihrer Palastfassaden. Auf den flutumspülten Terrassen sitzen und wandern lauschende Gäste. Wir sind in der Gondel geblieben und einen uns dem Schwarme von mehr als hundert anderen Gondeln, die den beiden Musikbarken folgen, deren Sänger und Sängerinnen abwechseln und wetteifern. Musen und Thyrsusschwinger vom grellen Lichte roter, schwankender Papierlaternen bestrahlt. Wie ein Trunkener steht der „Bel Tenore" auf der „Poppa", wiegt sich in den Hüften, wirft den Kopf zurück und drückt die Guitarre, das Singen ankündigend, extatisch gegen die hochatmende Brust. Nun setzt er den Fuß vor, die Enden seines bunten Halstuches flattern; er macht eine prächtige Geste über die Flut hin und hebt in schmelzendem Pianissimo an: „Sul mare luccica, l'astro d'argento — —"

Wie süß die Stimme, wie pikant die Begleitung schwirrender und summender Akkorde: Guitarre, Flöte und Geigen. — Die erste Violine spielt eine ernstschöne Melpomene, die im Schiffsschnabel sitzt, nicht mehr jung, sehr blaß, zusammengewachsene Brauen, träumerische Augen, wehmütiger Mund. Ein pausbäckiges Bübchen bläst die Schalmei, eine kleine, schmächtige Erato liegt ganz zurückgeworfen, den Kopf auf dem Bootrande, starrt in des Sternhimmels violette Tiefe, pocht gedankenlos gegen ihr klingelndes Tamburin und mischt ihr kindisch-sentimentales Tremolo in des Sängers leidenschaftliches Tremolezzo.

So gleiten die Musikbarken auf und ab, die Gondelzüge schwärmen hinterdrein, und darin liegt die schönste Poesie. Geräuschlos ziehen sie ihre Bahn, schlüpfen, im Kampfe um den besten Platz zum Hören, schlangengleich aneinander vorüber, daß ihre Laternchen unter dem Ferro wie Irrwische auf dem Wasser tanzen. Die Gondeliers stehen so schlank und grade, dämpfen ihren Ruf und pressen ihn leise, scharf und kurz hervor: „gi 'a!" „stali!" Kein Stoß, kein Krach in all dem Gedränge, nichts als das tiefe, starke Atmen der Ruderer, das kosende Anschlagen des Wassers, das Flüstern der Lauscher im Boot, über allem die Musik. — Jetzt ein Frauenchor aus der zweiten Barke ganz von fern herüberklingend: „La Mandolinata", dann ein Fischerlied, dann entzückend weich und sehnsüchtig: „addio, mia bella Napoli!" und zum Schluß: „la canzone proibita": das verbotene Lied.

Ein Funke ins Pulverfaß! Die Gondelieri sind elektrisiert, erklären, rufen, gestikulieren: „Bravo, bravissimo, ancora, ancora!" Aber der Bel Tenore verweigert das „ancora". Das Lied strengt an, die Locken kleben ihm auf der Stirn, die Zunge am Gaumen. Ganz aber mag er sich nicht versagen aus Geschäftsrücksichten. Eine Stimme aus dem Publikum schreit: „Santa Lucia!", andre Stimmen fallen ein, und Melpomene hebt ihre Geige an die Wange, Erato springt auf und läßt das Tamburin schwirren und nun beginnt es zum Guitarrenklange noch einmal leicht wie Windhauch: „sul mare luccica — —"

Ich kanns nicht lassen: ich muß mitsingen und ich thue es und vergesse mich dabei. Hört es der Bel Tenore? Einmal komme ich zu früh mit dem Einsatze, da eilt er, schließt sich mir an und so bringe ich das Lied zu Ende mit ihm und seinen Musen. — Dann aber fordert er seinen Obolus für den Ohrenschmaus, und das Eintreiben desselben ist eine neue Kunst. Wie ein Raubtier springt er von Gondel zu Gondel, ehe die Flinken ihm entweichen

können, seine Guitarre baumelt ihm gegen den Magen; er zieht den Schlapphut, wischt sich mit dem Ärmel die nasse Stirn und verneigt sich geschickt balancierend: „Favorisca s'gnor? —“

Plötzlich hält er vor mir an, mustert bis mir's klar wird, daß Arion mich auffordert mit meiner Gondola in die liebe Nähe der seinigen zu kommen und mich in aller Form an der Serenata zu beteiligen. Ja, er verspricht mir sogar: „un piccolo beneficio.“

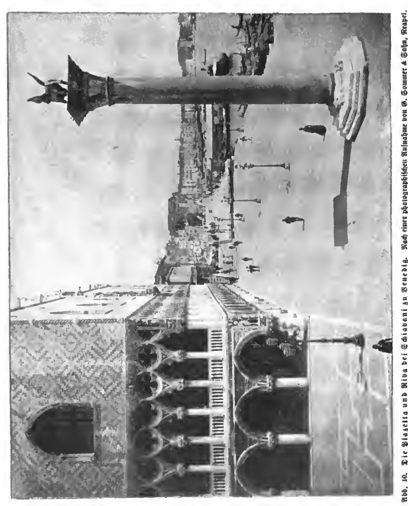


Abb. 10. Die Piazetta und Riva dei Schiavoni zu Venedig. Nach einer photographischen Aufnahme von G. Sommer & Sohn, Neapel.

mich mit Adlerblicken und beehrt mich, ungemein rund und heldenmäßig gestikulierend, mit einer emphatischen Anrede. —

„Was sagt er, gondolière?“

Cinquanta due mischt sich ein und lacht und lacht. Es gibt ein komisches Gewirr,

Ich jedoch lehne die Ehre für meine alternde Sirenenstimme ab und spende ihm als „beneficio generoso“ zwei Lire in seinen warmgesungenen Hut.

Andren Tages kann ich mich sehr lange nicht entschließen, den Spaziergang über Pia-



Abb. 11. Die Seufzerbrücke zu Venedig.
Nach einer photographischen Aufnahme von G. Sommer & Sohn, Neapel.

phäen aus Byzanz herüberbrachten, kurz ehe Enrico Dandolo, der Stolze, Große, das Dogenscepter trug. Wie schön San Teodoro auf dem Krokodil, und daneben des heiligen Markus geflügelter Löwe. Über die Lagune hin sieht man weit, weit, bis zu einem flimmernden Horizont. Dort erhebt sich rotleuchtend San Giorgio Maggiore, gleich zur Linken seiner Insel dehnt sich die lange der Giudecca, ein Mastenwald vor sie hingepflanzt und im Vordergrunde die wunderschöne, harmonische Kuppelkirche der Salute. Wie versilbert ihre Steinmassen und all die gerundeten Ausladungen der Pfeiler, die Statuetten, Portale, Treppen und Dachgalerien, vom Duft und Schein des Sonntages umwoben.

zetta und an der Riva bei Schiavoni abzukürzen, um den Dogenpalast innen zu bewundern. Das Bild hier draußen ist zu anziehend. Uns im Rücken die anbetungswürdige Markuskirche, wie ein Prachtwerk aus der Hand des Juweliers anzuschauen, ihr zur Seite der schlanke Campanile, der Glockenturm, gen Abend die alte Bibliothek im Schmucke der zwiefachen Bogenreihe, nach Morgen der Dogenpalast in seiner warmen, roten Steinfärbung hell durchmustert, seiner überreichen Detailornamentik an Säulenknäufen, Bogen und Rosen. An die Bibliothek lehnt sich der königliche Garten, dessen prächtiges Grün über das hohe Gitter hinwegstrebt, und hier vorn, angesichts der Lagune, deren Wasser heute, wie der Edelopal „in tausend schönen Farben spielt“, die beiden hohen Granitsäulen, die schon fast ein Jahrtausend da stehen, wohin sie vor Zeiten die alten Veneter gestellt, die diese Tro-

Ewig aber darf ich, bei der allzu kurz bemessenen Frist, nicht meiner Schlenderliebhaberei fröhnen; der Dogenpalast will seine Zeit haben. Prachtvoll ist der Eingang durch den großen Hof, den Cortile, von reichgegliederten Spitzbogenloggien umhegt, mit dem schönen Cisternenbecken und der imposanten Riesentreppe: Droben zwischen den mächtigen Steinbildern des Mars und Neptun ließen sich die Dogen krönen. So ganz hat sich diese kleine Welt der Lagunenpaläste in ihrer Ursprünglichkeit erhalten, daß man meint, die wenigen, modernen Menschenkinder, die sich jetzt auf Piazza und Piazetta herumtreiben, müßten durch irgend eine Versenkung verschwinden, und Doge und Dogaressa statt ihrer, mit glänzendem Gefolge treppab steigend, über buntes Marmorpflaster, von Tauben umflattert, stolz dahinwandeln, bis unter die Loggien der Procuratien. — Wir gehen die goldene Treppe

hinan. Jede ihrer Stufen zeigt andre, helle Intarsien auf dunklem Grunde, und die Meisterhand Tatti-Sansovinos hat ihr ideale, edelgeschwungene Verhältnisse gegeben. Von



Abb. 12. Die Rialtobrücke zu Venedig. Nach einer photographischen Aufnahme von G. Sommer & Sohn, Neapel.

Saal zu Saal wandeln wir in immer wachsendem Staunen und Entzücken. Welche Dimensionen, welch vornehme und harmonische Pracht! Durch hohe Fenster die weite, mächtige Aussicht auf Meer und Wunderstadt, und welche Gemälde! Diese leuchtenden Tintorettos, diese weichen Palma Giovanes und die des Paolo Veronese, feurig, kraftvoll, barock im Faltenwurf, kühn in der Verkürzung. Von großer Wirkung ist sein Deckengemälde in der Sala del Collegio: Die Herrscherin Venezia mit lichtglänzenden

Augen auf der Erdkugel, ihr zur Seite eine kalt-schöne „Gerechtigkeit“ und ein lieblicher „Friede“. An der Wand eines andern Saales prägt sich mir besonders das feine, durchgeistigte Profil eines heiligen Lorenzo ein, und in der ernsten Stanza dei tre capi Veroneses strenger Engel des Gerichtes, der die Laster vertreibt, Pietro da Salos ernste Karyatiden und Bellinis schmerzumflossene Pietà. — Natürlich wird im Vorgemache, der Sala della bussole, dem Löwenrachen, in den man die geheimen Anklagen versenkte, der nötige Schauer gewidmet, aber er ist mehr von der konventionellen Art, der wahrhaftige packt mich erst ein wenig später. Vorläufig durchschreiten wir noch den riesigen Saal des Großen Rates und stehen kopfschüttelnd ein Weilchen vor Jacopo Tintorettos Paradies, dem umfangreichsten Ölgemälde der civilisierten Welt, wie unser Cicerone uns bei seiner Mutter Seligkeit zuschwört. Ein augenblendendes Gewimmel von Figuren, die da auf der Leinwand in höchst zweifelhafter Wonne, (in Anbetracht des beängstigendsten Gedränges!) jubilieren. Prächtige Köpfe und liebreizende Köpfchen dazwischen.

Die Säle verlassend gehen wir, von der herrlich-schönen Kanalfassade des Palastes aus, über die alte Seufzerbrücke, die Ponte dei Sospiri (s. Abb. 11), in die Kriminalgefängnisse, tief hinab. Der wahrhaftige Schauer packt mich an, als ich den engen, überdachten und halbdunklen Gang mit Gitterfenstern durchschreite, der die Seufzerbrücke bildet, von einem flachen Bogen getragen. Stockdunkel jenseits das Gefängnisgebäude, schwarz und atemraubend die kleinen Steinkasten der Kerker, die Pozzi. Grabesluft, nirgends ein Fenster, der Quaderboden modrig und glatt. Welch ein Ort der Qual! Mir läuft etwas huschend über den Fuß; ich wette, daß es eine Ratte gewesen ist. Wahrlich:

„— — es freue sich,
Wer da atmet im rosigen Licht!“

— — — — — — — — — — —

Wir nutzen das rosige Licht dieses Sonntages, um dem Lidobade und der hellblauen Adria mit den zahmen Wellen einen beschaulichen Besuch zu machen, und vielleicht werde ich den Unwillen vieler auf mein Haupt herabbeschwören, wenn ich ehrlich bekenne, daß der Lido das einzige Juwel der Bella Venezia ist, dessen Fassung mir den Eindruck des Talmigoldes gemacht und mich enttäuscht hat.

Zum Abschied aber noch ein farbenbuntes und tadellos echt gefaßtes Juwel: die Rialtobrücke und was sie umgibt: Erberia und Pescheria: Gemüse- und Fischmarkt (s. Abb. 12). Hier haben wir Volkstypen in Fülle. Schlanke Weiber mit enggebundenen Kopftüchern und flachen, bandlosen Strohhüten, Friaulerinnen, die das leichte Holzjoch mit den kupfernen Wasserkesseln daran hängend auf einer Schulter tragen und anmutig das Kleid über dem knappen Holzschuh emporschürzen, Männer mit engen Jacken über weiten Blusen, Spitzhüte im rundverschnittenen Haare, hier eine stolze, schwarzäugige Schöne, deren üppige Zöpfe ein Kranz schwerer Silbernadeln am Hinterkopfe aufnestelt, dort ein Kind, dessen Augensterne den grenzenlosen Schmutz des holden Gesichtchens überstrahlen. Es bietet aus vollen Händchen Rosen und Lavendel feil. Zu beiden Seiten des Mittelganges der Rialtobrücke, deren Marmorbogen, gekrönt von zierlichen Galerien und Thorgesims, sich elegant und weit spannt, ziehen sich die Stände der Frucht- und Gemüsehändler hin, ein entzückendes Zusammenwirken von Nutzbarem und Anmutigem, denn die Sommerblumen, vom allerersten Hauche des Herbstes berührt, schmuggeln sich ein, wo sie nur ein Plätzchen finden. In ihren süßen Duft mischt sich der strenge und herbe von Salbei, Thymian und Raute, und der häßliche des Knoblauch, und der Granatapfel streitet mit der Orange um den Vorrang, die Melone mit der schwellenden Traube, der Liebesapfel mit der frischen Mandel. — Dazwischen Salatgewächse in allen Farben und Blattformen und rötlicher Broccoli, lange, auffallend grüne Bohnen, wie man sie bei uns zu Lande nicht sieht.

Das Geschrei, mit dem diese Schätze der Mutter Erde ausgeboten werden, muß man gehört haben, um es zu glauben. Lachend halte ich mir die Ohren. Aber, was hilfts? Die Entrüstung macht mir die Hände gleich wieder frei, um damit einen ganz abscheulichen Schlingel an den Schultern zu schütteln. Dieser Ribaldo hat einen armen, kleinen Singvogel gefangen, faßt das Tierchen an einem Flügel, läßt es so flattern und schreit in den höchsten Tönen:

„Hier verkauft man einen Vogel! mezza lira der Vogel!"

Ich gebe natürlich nur zwei Soldi, nehme das zitternde Tierchen, werfe es in die Luft und fort ist es. Zuerst steht der Bursch starr, offnen Mundes; dann überflutet er mich mit wilden Vorwürfen: die Dummheit, die Schande! Dies Geschäft, das ich noch mit dem „bellissimo ucellino" hätte machen können! Das ganze Brückenpersonal beteiligt sich an der Jeremiade, und wir sind froh, als wir ihr entronnen und an das Pescheria gestrandet sind.

Es ist gerade Schluß der Marktstunden. Die großen, braunen Gestalten dieser „Pescatori del mare" packen die Reste ihrer Waren in leichte Körbe, essen Muscheln, rauchen, schäkern mit ein paar wunderschönen, frischen Dirnen, die sehr lange Ohrgehänge tragen und die befransten Zipfel ihrer dunklen Schultertücher auf dem Scheitel befestigt haben. Zwei Liebesleutchen stehen so da, ganz in einander verschmolzen, umweht vom scharfen Dufte des Seewassers und Tangs und der lebenden Fische und Muscheln. — Der Bursch, in losester Kleidung, die bloßen, zierlich gefesselten Füße in Sandalen, hält die Dirne mit den beiden nervigen Armen eng gegen seine nackte Brust gepreßt und wiegt sie tändelnd hin und her. Sie hat ihre schmalen, braunen Hände um seinen Nacken gefaltet und neigt das Köpfchen mit den feurigen Augen und kirschroten Lippen von ihm ab. Unter dem Schultertuche schaut das kohlschwarze Haar in zwei großen festgeklebten Liebesangeln an den Schläfen hervor. Dazu plaudert sie rasch mit merkwürdig tiefer Stimme, und des Burschen heller Tenor schmeichelt unablässig: „Carina! carina. mia carissima!"

„Das sind Chioggioten, die lieben vivissimo," erklärt mir mein Begleiter lachend, und mir kommt das alte Lied, das Entzücken meiner Kindertage, in den Sinn, das beginnt:

„Fahr' mich hinüber, schöner Schiffer,
Nach dem Rialto fahre mich — —"

In dem Liede war der Schiffer zufrieden mit „Nianettas" geheimnisvollem Lohne, und auch diese Nianetta sieht nicht aus, als lasse sie sich lumpen bei der Lohnfrage! —

Dann treten wir noch an einen der Verkaufsstände, betrachten uns die Prachtfische der Lagunen und der freien Adria und was sonst noch

„Schwarz wimmelte dort im grausen Gemisch,
Zu scheußlichen Klumpen geballt — —"

Polypen, Krabben, Langusten und Seespinnen, Pfahlmuscheln und eine abscheuliche, mißfarbene Schleimmasse. In dieser sucht und wühlt des Fischers rauhe Rechte mit Behagen, bis sie ein gestaltloses und zerfließendes Unding im Griffe hat. Dieses reißt sie schlichtweg auseinander, zieht aus seinem geheimen Innern einen kleinen, weißen Knochenspieß hervor und überreicht ihn mir höflich:

„Ecco la seppia, s'gnora." — Also ein Tintenfisch. —

Mich frierts und für heute vergeht mir der Appetit auf die „Frutti del mare", die Erzeugnisse des Meeres.

— — — — — — — — — — —

Unsere letzte, venezianische Seefahrt jedoch, eben in dieses rauhen Fischers Barke mit dem ockergelben, ziegelrot ausgeflickten Segel, und dem verliebten Girolamo und seiner heißblütigen „Carina" zur Gesellschaft, hebt alle Schönheit und Poesie dieser drei Tage auf ihren Gipfel. Mir schenkt sie die Erinnerung an einen zauberhaften Sommerabend voll Mondlicht, jagender Wolken und Wetterleuchten, an wilde Fischerlieder aus ungeschulten Kehlen und brennenden Herzen, an die Erzählung düsterer Tragödien von der grausen Tücke des Meeres, das die ewig alte Vernichtungslust in der Tiefe seines Wesens birgt, so lind es auch heute unsere Barke umschmeichelt, so klar und entzückend es auch all den stolzen Menschenwerken in edlem Stein und funkelndem Zierrat ihr eigenes Bild zurückwirft und das himmlische Abendrot einsaugt, als wolle es die verklärte Liebe selber in sich hinein trinken!

— — — — — — — — — — —

Achtundvierzig Stunden später rauschen schon die ersten Herbstblätter zu meinen Füßen in der deutschen Heimat, die Marienfäden fliegen durch kühle Lüfte, und die Zugvögel eilen jenen gesegneten Fluren zu, die, von meiner Sehnsucht belebt, hinter mir liegen!

Um ein halbes Jahr.

Mai.

War wohl je so schön ein Tag,
Und so hold wohl eine Stunde,
Als beim Nachtigallenschlag
Dort in jenem Wiesengrunde,
Dort am See,
Wo wie Schnee
Blühte rings die weite Runde?

War wohl so von Lieb' durchglüht
Je der Nachtigallen Schlagen?
Haben je so reich geblüht
Blumen sonst in Frühlingstagen?
Nein, o nein,
Das kann nicht sein!
Das hat nie sich zugetragen!

O du holde Nachtigall,
Dir verdank' ich neues Leben,
Denn berauscht von deinem Schall
Ward sie mein mit sanftem Beben:
Still beglückt
Und entzückt
Hat sie mir ihr Herz gegeben!





November.

Der Himmel ist düster, der See geht hohl,
Und die Möven fliegen und schreien —
Ach, nur ein Traumbild waren wohl
Die schönen Tage des Maien.

Ich schau' vom Hügel den Wiesengrund,
Wo ich mit ihr gegangen,
Als die Blumen blühten weiß und bunt,
Und die Nachtigallen sangen.

Die Nachtigallen sind aufs neu'
Zum Süden hingeflogen,
Die schönen Blumen wurden zu Heu,
Und die Liebste hat mich belogen.

Ach, nur ein Traumbild waren wohl
Die schönen Tage des Maien —
Der Himmel ist düster, der See geht hohl,
Und die Möven fliegen und schreien!

Heinrich Seidel.



Jenny Lind.

Von Paul von Szczepański.

Das zweite Viertel unsers Jahrhunderts ist recht eigentlich eine Zeit der Primadonnen und Musikvirtuosen und Virtuosinnen gewesen. Namen wie Giuditta Pasta, Giulia Grisi, Henriette Sontag, Heinefetter, Tuczek, Lablache, Mario und eine ganze Reihe andere sind heute noch so allgemein geläufig, als wollten sie ernsthaft das bekannte Wort „die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze" Lügen strafen. Dennoch läßt sich kaum annehmen, die Gesangskunst jener Tage sei auf einem Gipfelpunkt angelangt gewesen, den keiner unserer lebenden Sänger und Sängerinnen erreicht habe. Wahrscheinlich ist vielmehr, daß die Empfänglichkeit des Publikums jener Tage für musikalische Genüsse eine größere war, und sicher, daß weniger ihre künstlerische Bedeutung die Träger jener Namen bisher vor der Vergessenheit geschützt hat, als der sich in die sonderbarsten Formen kleidende Kultus, den die Menge mit ihren Lieblingen trieb. Was heute unbeglaubigt oder durch einen geschäftsklugen Manager inszeniert von den Triumphzügen der „einzigen" Adelina Patti in Amerika berichtet wird, — obrigkeitlicher Empfang, Böllerschüsse, Volksjubel und Freudenfeuer, — das waren zu jener Zeit Ovationen, auf welche jede Primadonna von Ruf als auf etwas Selbstverständliches Anspruch machen konnte, ohne daß sie mit von ihr selbst oder durch ihren Impresario getroffenen Veranstaltungen dem Enthusiasmus künstlich nachzuhelfen nötig hatte. Dem Ohr der Gegenwart klingt der Name Jenny Lind nicht wesentlich stärker als irgend ein anderer der Primadonnen von europäischem Ruf aus jener Zeit. Vielleicht, daß dieser oder jener sich bei dem Klange daran erinnert, daß eine alte Dame dieses Namens vor kurzem in England gestorben ist, und daß ihr Tod ein schwaches Echo jener Triumphzüge weckte, die sie vor länger als einem Menschenalter als „schwedische Nachtigall" durch ihre Heimat Schweden, Dänemark, ganz Deutschland, zu dem damals noch Österreich gehörte, durch England und unter des großen Phineas Barnum Leitung durch die Vereinigten Staaten führten. Einen größeren Leserkreis würde es daher kaum interessiren, heute wieder die Frage aufgeworfen zu hören, ob Jenny Lind wirklich die größeste Sängerin aller Zeiten gewesen sei, ob *ihre* Auffassung der „Norma" oder die der Pasta und Grisi mehr künstlerische Berechtigung gehabt habe, ob sie selbst bedeutender als Bühnensängerin oder als Oratoriensängerin gewesen sei. Ihre Töne sind verklungen, und der verklungene Ton einer Sängerin ist selbst für einen Musikhistoriker, wenn er ihn nicht selbst, sondern nur von ihm gehört hat, höchstens von rein theoretischem Wert. Aber ein Punkt ist in der künstlerischen Laufbahn der Jenny Lind, der sie von der aller anderen Primadonnen unterscheidet, — der freiwillige, nur durch psychologische Motive bestimmte Rücktritt von der Bühne zu einer Zeit, in der sie sich auf dem Gipfelpunkt ihrer Erfolge befand. Jenny Lind war neunundzwanzig Jahre alt, als sie von der Bühne Abschied nahm, — ein Alter, in dem viele Primadonnen eben erst zur vollkommenen Herrschaft über ihr künstlerisches Vermögen gelangt sind. Ihre Stimmmittel waren in vollster Kraft, und sie galt nicht

nur als eine geniale Sängerin, sondern auch als eine geniale Darstellerin, — viele stellten sie als letztere sogar noch höher wie als Sängerin, alle aber waren darin einig, daß gerade die Vereinigung dieser beiden Gaben ihr den ersten Platz unter den Sängerinnen ihrer Zeit anweise. Dementsprechend empfing sie Ovationen, wie sie vor und nach ihr keiner anderen Sängerin zuteil geworden sind, ihre Einnahmen hatten sich zu einer schwindelhaften Höhe gesteigert, sie war davon überzeugt, daß ihre Stimme ein Gottesgeschenk sei und war befriedigt von ihren Erfolgen, — und dennoch kehrte sie der Bühne den Rücken. Ihren Zeitgenossen war es ein unlösbares Rätsel, das ihnen aufgegeben wurde. Eine eben erschienene Biographie der Künstlerin (Jenny Lind, ihre Laufbahn als Künstlerin 1820—1857, von H. S. Holland und W. S. Rockstroh, autorisierte deutsche Übersetzung von Hedwig J. Schoell, zwei Bände, Leipzig, F. A. Brockhaus) löst das Rätsel. Die gefeiertste Sängerin, die genialste Darstellerin sehnte sich nach — bürgerlicher Anerkennung.

Man pflegt gewöhnlich zu sagen, wer einmal einen Erfolg auf den Brettern gehabt, der sei ihnen verfallen bis an sein Lebensende. In der That sind ja auch die Bühnengrößen nicht selten, die zehn Jahre hintereinander ihre unwiderruflich letzte Abschiedstournee machen, und ebenso häufig begegnet man denen, die sich wirklich bereits verabschiedet hatten, nach langer Pause, wenn auch nur aus Anlaß einer Wohlthätigkeitsvorstellung, wieder auf den Brettern, begierig, den Schatten genossener Triumphe noch einmal heraufzubeschwören. Jenny Lind ist ihrem Vorsatz treu geblieben, — sie hat niemals wieder die Bühne betreten, nachdem sie sich von derselben verabschiedet hatte. Und noch in einem Punkte unterscheidet sie sich nicht nur von ihren Kolleginnen, sondern überhaupt von der Mehrzahl der Menschen, — durch einen Wohlthätigkeitssinn, der nur im allergrößesten Maßstabe zu befriedigen war und der ihr ganzes späteres Leben bestimmte. Es ist interessant, wie beides, ihre Abneigung, ihre Gesangskunst in den Dienst der Bühne zu stellen, und ihr angeborener Wohlthätigkeitssinn, durch ihren Lebensgang geweckt und gefördert wurden.

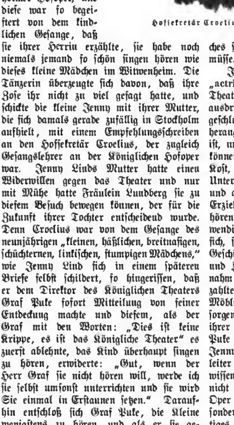
Ein Glück, das der Mensch nicht genossen hat, erscheint nach innen gerichteten Naturen in doppelt glänzenden Farben. Jenny Lind war keine Waise, aber sie hatte trotzdem als Kind kein Elternhaus, und so erschien ihr ein stilles, von der Öffentlichkeit abgeschlossenes Familienleben immer als das Ziel aller Wünsche. Ihre Mutter war in erster unglücklicher und nach anderthalb Jahren getrennter Ehe an einen Kapitän Rädberg verheiratet gewesen. Ihre zweite Ehe mit Niklas Jonas Lind, Jennys Vater, entschädigte sie nicht für die Enttäuschungen der ersten. Lind war der ebenso schlecht besoldete wie leichtlebige Buchhalter eines Stockholmer Kaufhauses, der mit zweiundzwanzig Jahren die geschiedene Frau des Kapitäns Rädberg geheiratet hatte, ohne sich Gedanken darüber zu machen, wovon er, seine Frau und eine Tochter derselben aus erster Ehe leben würden. Frau Lind war also darauf angewiesen, selbst für den Unterhalt der Familie zu sorgen. Als Jenny Lind am 6. Oktober 1820 geboren wurde, stand ihre Mutter einer Mädchenschule vor, und einige ihrer Schülerinnen hatten Kost und Wohnung bei ihr. In diesem Pensionat war ein kleines, der Wartung und Pflege bedürftiges Kind wenig am Platz. Frau Lind entschloß sich daher, ihr Töchterchen den Küstersleuten Ferndal in Ed-Sollentuna, ungefähr zwei und eine halbe Meile von Stockholm, in Pflege zu geben. Mißhelligkeiten mit Jennys Pflegeeltern veranlaßten zwar nach drei Jahren Frau Lind, ihr Kind zurückzufordern, aber auch jetzt ließ ihr die Sorge für den Unterhalt der Familie wenig Zeit, sich um dasselbe zu kümmern. Das Pensionat ging schlecht; schließlich war Luise Johansson, die später Jenny Lind auf ihren ersten Kunstfahrten als Gesellschafterin begleitete, die einzige Kostschülerin, und als auch diese ihr genommen wurde, fand sich Frau Lind in so bedrängter Lage, daß sie sich entschließen mußte, eine Stelle als Erzieherin in Linköping anzunehmen.

Wieder kam Jenny zu fremden Leuten. Ein altes kinderloses Ehepaar, der Mann Hausvater des Stockholmer Witwenheims, in dem zu jener Zeit auch Jenny Linds Großmutter, Frau Tengmark, lebte, nahm die Kleine zu sich. Hier wurde des Kindes Gesangstalent entdeckt. In der Fensternische der nach einer belebten Straße hin-

ausgehenden Wohnung ihrer Pflegeeltern war der Lieblingsplatz der kleinen Jenny. Dort pflegte sie zu sitzen und ihre Katze anzusingen. Das liebliche Bild und die lieblichen Töne fesselten nicht selten die Vorübergehenden. Unter anderen auch die Zofe des Fräulein Lundberg, einer Tänzerin an der Stockholmer Hofoper, und diese war so begeistert von dem kindlichen Gesange, daß sie ihrer Herrin erzählte, sie habe noch niemals jemand so schön singen hören wie dieses kleine Mädchen im Witwenheim. Die Tänzerin überzeugte sich davon, daß ihre Zofe ihr nicht zu viel gesagt hatte, und schickte die kleine Jenny mit ihrer Mutter, die sich damals gerade zufällig in Stockholm aufhielt, mit einem Empfehlungsschreiben an den Hofsekretär Croelius, der zugleich Gesangslehrer an der Königlichen Hofoper war. Jenny Linds Mutter hatte einen Widerwillen gegen das Theater und nur mit Mühe hatte Fräulein Lundberg sie zu diesem Besuch bewegen können, der für die Zukunft ihrer Tochter entscheidend wurde. Denn Croelius war von dem Gesange des neunjährigen „kleinen, häßlichen, breitnasigen, schüchternen, linkischen, stumpigen Mädchens," wie Jenny Lind sich in einem späteren Briefe selbst schildert, so hingerissen, daß er dem Direktor des Königlichen Theaters Graf Puke sofort Mitteilung von seiner Entdeckung machte und diesem, als der Graf mit den Worten: „Dies ist keine Krippe, es ist das Königliche Theater" es zuerst ablehnte, das Kind überhaupt singen zu hören, erwiderte: „Gut, wenn der Herr Graf sie nicht hören will, werde ich sie selbst umsonst unterrichten und sie wird Sie einmal in Erstaunen setzen." Daraufhin entschloß sich Graf Puke, die Kleine wenigstens zu hören, und als er sie gehört hatte, stimmte er mit Croelius darin überein, daß es sich hier um ein ganz ungewöhnliches Talent handle, welches für die Hofoper herangebildet werden müsse.



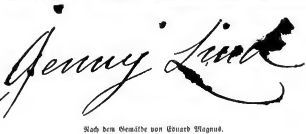
Hofsekretär Croelius, erster Gesanglehrer Jenny Linds.



Im Jahre 1830 trat Jenny Lind als „actriselev" in den Verband des Königlichen Theaters. In dem mit der Mutter unter ausdrücklicher Billigung des Kindes abgeschlossenen Kontrakt hieß es: „Bis sie herangewachsen und genügend ausgebildet ist, um einen festen Gehalt beanspruchen zu können, soll sie auf Rechnung des Theaters Kost, Kleidung und Wohnung, sowie freien Unterricht im Singen, Deklamieren, im Tanz und allen anderen Fächern erhalten, die zur Erziehung eines gebildeten Mädchens gehören und für die Bühnenlaufbahn notwendig sind." Ihre Mutter verpflichtete sich, sie in „Klavier, Religion, Französisch, Geschichte, Geographie, Schreiben, Rechnen und Zeichnen" zu unterrichten und übernahm es ferner gegen ein vom Theater gezahltes Jahrgeld, für „Kost, Heizung, Möblierung, Kleidung, Bett und Wäsche zu sorgen und als eine zärtliche Mutter sich ihrer anzunehmen." Aus dem von Graf Puke selbst zusammengestellten Lehrplan für Jenny Lind geht hervor, daß dieser Theaterleiter ein ebenso ernst denkender wie gewissenhafter Mann war, der seine Aufgabe nicht nur darin sah, für die Königliche Oper einen Kassenmagneten heranzuziehen, sondern dem ebensoviel daran lag, ein tüchtiges Menschenkind heranwachsen zu sehen. In der That befand sich Jenny Lind als Theaterkind in besseren Händen als in denen ihrer eigenen Mutter, die zwar ihre Ab-

neigung gegen das Theater zu überwinden wußte, sobald sie ihrer Tochter durch dasselbe eine glänzende Karriere und sich selbst eine gesicherte Existenz eröffnet sah, die aber sehr bald, nach Jennys ersten Erfolgen in Kinderrollen, zu der Überzeugung kam, die königliche Bühne habe ihr eigentlich ihre Tochter viel zu billig „abgekauft.“ Auch das persönliche Verhältnis zwischen Mutter und Tochter wurde, solange beide zusammen lebten, niemals ein inniges, und die sich steigernden Zerwürfnisse zwischen ihnen veranlaßten sogar einen sich durch Jahre hinziehenden Prozeß zwischen Jenny Linds Eltern und der Königlichen Oper. Am 30. Oktober 1834 hatte Jenny nach einer heftigen Szene mit ihrer Mutter diese verlassen und sich zu der Leiterin der Theaterschule, Fräulein Beyard, geflüchtet, bei der das Kind liebevolle Aufnahme fand. Die Theaterdirektion gab zu diesem Wohnungswechsel gern ihre Zustimmung, Frau Lind aber strengte einen Prozeß auf die Rückgabe ihres Kindes an, bei dem auch Herr Lind, der sich bisher garnicht um seine Tochter gekümmert hatte, in Aktion trat und seine Vaterrechte geltend machte. Diesen vereinten Forderungen gemäß sprach der Königliche Oberstadtgerichtshof am 23. Juni 1836 das Kind den Eltern zu und verurteilte außerdem das Theater zur weiteren Einhaltung des mit Jennys Mutter in Bezug auf die Ausbildung des Kindes geschlossenen Kontraktes und zur Zahlung der Prozeßkosten. Man würde gewiß versucht sein, trotz Jenny Linds späterer europäischer Berühmtheit und der Nachsicht, mit der man den Charakter des Genies zu beurteilen gewöhnt ist, die Schuld an diesen unerquicklichen Zerwürfnissen nicht nur der Mutter zuzuschieben, sondern auch der Tochter ihren Teil daran zu lassen, wenn Jenny Linds späteres Verhalten gegen ihre Eltern sie nicht freispräche. Denn trotzdem sie, kaum erwachsen, sich genötigt sah, sich wieder von ihrer Mutter zu trennen und sich, da ihr eine ganz selbständige Existenz das Gesetz nicht gestattete, unter die Obhut eines selbstgewählten Vormundes, des Rats Munthe, zu stellen, war doch der erste Gedanke, der sie beseelte, als ihre Gesangskunst ihr nennenswerte Einnahmen verschaffte, ihre Eltern vor materieller Sorge zu sichern, und auch in ihren Briefen spricht sich immer wieder das Bedauern aus, daß die Eigenart der Mutter ein erträgliches Zusammenleben unmöglich gemacht habe.

Nur kurz mag hier die künstlerische Laufbahn der Jenny Lind skizziert werden. Schon ihr erstes Auftreten in Kinderrollen machte sie zu einer Stockholmer Lokalberühmtheit, aber glücklicherweise war der Intendant des Hoftheaters, Graf Puke, weise genug, ihre Zukunft im Auge zu behalten und sie nicht als Wunderkind auszunützen. Ihr erstes Auftreten in einer größeren Opernrolle fiel in den Februar 1836, wo sie an vier Abenden die Rolle der Georgette in einer neuen Oper „Trondörerna“ von Lindblad sang. Die Oper machte wenig Glück, und der Komponist schrieb ihr nach Jahren als Dedikation auf das Titelblatt des Klavierauszuges: „Nicht einmal Dein Singen konnte sie retten.“ Ihren ersten wirklichen künstlerischen Triumph feierte sie, als sie am 7. März 1838 zum erstenmal die Agathe in Webers „Freischütz“ sang. So sehr fühlte sie selbst, daß sie mit dieser Rolle plötzlich aus den Schuhen des von aller Welt verhätschelten Wunderkindes herausgewachsen war, daß sie oft von diesem Tage zu sagen pflegte: „Ich stand an diesem Morgen auf als eine Kreatur wie sonst und legte mich schlafen als eine neue Kreatur. Ich hatte meine Kraft erkannt.“ War sie bis dahin auch im Lustspiel und Singspiel beschäftigt worden, so wurden ihr von jetzt ab nur noch Opernrollen zuerteilt, und jede ihrer neuen Schöpfungen erregte den gleichen Enthusiasmus wie ihre „Agathe.“ Trotzdem die Leitung der Stockholmer Oper sich wohl bewußt war, welchen Lohn ihr die uneigennützige Ausbildung des begabten Kindes gebracht hatte und in dem bescheidenen Rahmen der damaligen Stockholmer Verhältnisse der neuen künstlerischen Stellung der Lind auch durch vermehrte Gehaltsbezüge Rechnung trug, ließ sich Jenny Lind doch nur bis zum Jahre 1841 in ihrer Vaterstadt halten. Ihre Stimme war zu frühzeitig angestrengt worden, sie fühlte eine merkliche Ermüdung ihrer Stimmmittel, und vor allem wurde sie sich bewußt, daß sie, um die höchste Stufe der Kunst zu erreichen, einer besseren Schulung bedürfe, als ihr der wohlmeinende Croelius zu geben im stande gewesen war. So lehnte sie den verhältnismäßig glänzenden Kontrakt ab,



Nach dem Gemälde von Eduard Magnus.

den ihr die Stockholmer Hofoper bot, raffte ihre geringen Ersparnisse zusammen und ging zu längerem Aufenthalt nach Paris, um bei dem Meister aller Gesangsmeister, Manuel Garcia, Unterricht zu nehmen.

Jenny Lind brachte von der Witwe Bernadottes, der Königin Desideria von Schweden, Empfehlungen an eine Verwandte derselben, die Gattin des Marschalls Soult, Herzogs von Dalmatien, mit, und in einer Soiree bei dieser hörte Manuel Garcia sie zum erstenmal singen. Das Urteil, das er fällte, war weder ermutigend für die Sängerin noch schmeichelhaft für das Kunstverständnis des Stockholmer Publikums, das ihrem Gesange bisher wie einer Offenbarung gelauscht hatte: Fräulein Lind, meinte lakonisch der berühmteste maestro di canto Europas, ermangele zur Zeit aller Eigenschaften, die zum Auftreten vor einem feingebildeten Publikum erforderlich seien. Noch herber lautete sein Urteil, als Jenny Lind bei ihm selbst erschien und ihn aller Form darum bat, sie als Schülerin anzunehmen. Er ließ sie zuerst Tonleitern singen, dann eine Arie aus „Lucia di Lammermoor,“ in welcher Rolle sie im vergangenen Jahr nicht weniger als neunundbreißig Mal im Stockholmer Theater aufgetreten war. Trotzdem — sei es, weil die Stimme übermüdet und von chronischer Heiserkeit befallen war, sei es, weil Jenny Linds häufig geradezu krankhaft sich äußernde Ängstlichkeit ihr einen Streich spielte — die Arie mißglückte so vollkommen, daß Garcia das niederschmetternde Urteil fällte: „Es wäre erfolglos, Sie zu unterrichten, mein Fräulein, vous n'avez plus de voix.“ — Angenommen, daß Garcia von dem persönlichen Interesse des Lehrers, der den Erfolg seines Unterrichts so hoch wie möglich bemessen sehen will, nicht ganz unbeeinflußt war, denn er entschloß sich trotz der vorausgesagten Erfolglosigkeit, Jenny Lind für zehn Riksdaler Banco die Stunde zu unterrichten, nachdem sie auf seine Anweisung hin sechs Wochen hindurch ihre Stimme vollständig geschont hatte, so erregt es doch Erstaunen, daß Jenny Lind nicht einen Augenblick den Glauben an sich selbst und an ihre Zukunft verlor. Gewissenhaft sang sie sechs Wochen hindurch keinen Ton und mit gleicher Gewissenhaftigkeit ging sie, die von dem Publikum bereits Verwöhnte, dann an die Arbeit. „Ich habe schon fünf Stunden bei Signor Garcia, dem Bruder von Madame Malibran, gehabt; da heißt es denn für mich wieder von vorn anfangen; die Skalen auf- und abwärts singen, langsam und vorsichtig; Triller üben (auch unchristlich langsam); und versuchen, die Heiserkeit los zu werden, wenn das eben möglich ist. Ich hoffe, daß ich eine glückliche Wahl getroffen habe; er ist wenigstens der beste, und teuer ist er auch. Aber wenn er mich nur singen lehren kann, so thut das nichts. Mit dem Atmen nimmt er es auch sehr genau.“ Ein halbes Jahr später konnte sie über die Resultate des Unterrichts berichten: „Mein Gesang macht gute Fortschritte; nun hat es keine Not mehr mit mir; über meine Stimme bin ich so von Herzen froh: sie ist klar, biegsam und hat mehr Festigkeit und viel mehr agilité bekommen. Garcia ist mit mir zufrieden; freilich bleibt noch viel, viel zu thun, aber das Schlimmste ist überwunden.“ In zehn Monaten waren ihre Studien bei Garcia und ihr Pariser Aufenthalt beendet. Eine stille Hoffnung, die weniger sie selbst genährt hatte als von ihren Freunden genährt worden war, an der Pariser Großen Oper engagiert zu werden, erfüllte sich zwar nicht; wohl aber brachte ihr Paris die Bekanntschaft Meyerbeers, des in den Hauptstädten Frankreichs und Preußens gleich einflußreichen Generalmusikdirektors, und dieser nahm sie schon damals als Trägerin der Hauptpartie für eine seiner Opern in Aussicht.

Im Juli 1842 trat Jenny Lind ihre Rückreise nach Stockholm an. Mit dem bescheidenen jährlichen Gehalt von 1800 Riksdaler Banco (3000 Mark) trat sie wieder in den Verband der Stockholmer Hofoper, der sie vielleicht durch stark ausgeprägte Heimatliebe und den Enthusiasmus ihrer Landsleute bewogen, bis an ihr Lebensende treu geblieben wäre, wenn Meyerbeer sich ihrer nicht erinnert und sie gedrängt hätte, nach Berlin zu kommen. Vergebens bot ihr die Stockholmer Hofoper einen achtjährigen Kontrakt als erste Sängerin mit einem jährlichen Gehalt von 8400 Mark, das ihr nach Ablauf des Kontraktes als lebenslängliche Pension zugesichert wurde, — im Sommer 1844 verließ sie Stockholm, um in Dresden die deutsche Sprache zu erlernen, im Herbst desselben Jahres erschien

sie in Berlin. Zum erstenmal vor einem größeren Publikum sang sie hier in einer Soiree bei der Prinzessin von Preußen, späteren Kaiserin Augusta, über das sie selbst an ihren Vormund, Rat Munthe, berichtet: „Ich habe bei Hofe gesungen und dabei das Glück gehabt, sehr zu gefallen. Das klingt wohl etwas eitel und hochmütig, aber ich meine es nicht so. Die Gräfin Rossi (Henriette Sontag), war auch dort; und meine Bescheidenheit verbietet mir fast, zu sagen, was sie geäußert haben soll. Wo ich auch bin, habe ich einen ganz unbegreiflichen Erfolg. Ich gehe viel in die vornehme Gesellschaft; denn sie ist ja der Zugang zu dieser Kunstwelt, und — wissen Sie, Herr Hofgerichtsrat — ich bin jetzt schon in ganz Berlin bekannt, und die Leute sprechen von mir mit so lebhaftem Interesse und in so schmeichelhafter Weise, daß ich nächstens anfangen werde, zu glauben, ich sei in Stockholm." Man trifft diesen zuversichtlichen Ton nicht allzu häufig in Jenny Linds Briefen; auch hier wich er bald vor dem Lampenfieber, das die Sängerin jedesmal trotz des vollen Bewußtseins ihres künstlerischen Könnens packte, bevor sie zum erstenmal vor einem fremden Publikum auftreten sollte, und das in Berlin noch dadurch verstärkt wurde, daß sich ihr erstes Auftreten in der Oper länger verzögert hatte, als ursprünglich vorauszusehen gewesen war. Nach demselben — es geschah als „Norma" — befand sich „ganz Berlin in einem Rausch des Entzückens", wie ein zeitgenössischer Briefschreiber berichtet. Dieser Rausch des Entzückens dauerte an, solange und so oft Jenny Lind in Berlin sang, er folgte ihr auf allen ihren Kunstfahrten durch Deutschland, er erreichte seinen Gipfelpunkt, als die Künstlerin als Star von Her Majesty's Theatre im Mai 1847 zum erstenmal in London auftrat und blieb auf dieser Höhe, bis sie drei Jahre später ebendort zu allgemeiner Überraschung ihre Laufbahn als Bühnensängerin beschloß. Wer sich für alle Einzelheiten dieser Triumphzüge interessiert, mag sie in der eingangs erwähnten Biographie der Künstlerin nachlesen, in der dieselben vielleicht mit mehr Ausführlichkeit behandelt werden, als gerade notwendig gewesen wäre und dem Sinne der Künstlerin, die bei allem Selbstbewußtsein bis an ihr Ende von vornehmer Bescheidenheit geblieben ist, entsprechend sein kann. Der eine der beiden Verfasser erinnert sich noch deutlich — „mit Vergnügen" hätte ich fast gesagt — wie er vor dem ersten Londoner Auftreten der Jenny Lind „gleich beim ersten Andrang bei dem Eingange zum Parterre zu Boden geworfen wurde und gewiß zertreten worden wäre, wenn nicht ein Arm mit Riesenkraft die Menge zurückgedrängt und ihn aufgerichtet hätte." Es war nicht der einzige Fall, daß die Verehrung für Jenny Lind Menschen in Lebensgefahr brachte, und nicht der einzige Beweis dafür, daß der Enthusiasmus der Menge ebensowohl zu Roheiten wie zu Lächerlichkeiten fähig ist, ganz gleichgültig, ob er durch das blutige Schauspiel eines spanischen Stiergefechtes oder durch die Gesangskunst einer Frauenkehle geweckt worden ist.

Daß Jenny Lind an der Geschmacklosigkeit der ihr bereiteten Ovationen Anstoß genommen oder erfolgblasiert dem Theater den Rücken gewandt habe, wäre zu viel behauptet. Aber wohl läßt sich nachweisen, daß sie eine eigentliche Freude am Theaterleben nicht mehr empfand, seitdem sie den Kinderschuhen entwachsen war. Schon zur Zeit ihrer ersten großen Erfolge außerhalb Stockholms, als ihr junger Weltruhm sie selbst noch berauschen mußte, stand es bei ihr fest, daß sie nur so lange singen würde, bis sie ihre Zukunft gesichert hätte. In ihren Briefen aus jener Zeit stößt man immer wieder auf derartige Äußerungen. Das Bild freilich, das sie sich von ihrer Zukunft machte, wechselte in seinen äußeren Umrissen. Lange Zeit erschienen ihr alle ihre Wünsche erfüllt, wenn sie sich ein bescheidenes Heim in Schweden dachte, und ein bescheidenes Vermögen, das sie und ihre Eltern der alltäglichen Sorgen überhob und ihr gestattete, im Stillen und im bescheidenen Maße Wohltaten zu üben. Mit ihren Einnahmen wuchsen natürlich auch die Ansprüche an das, was sie eine gesicherte Zukunft nannte. Aber darin blieb sie sich konsequent, daß sie sich ein dauerndes Glück nur fern von der Bühne denken konnte. Diese Gewißheit führte zur Aufhebung ihrer ersten Verlobung mit einem Sänger der Stockholmer Hofoper; sie fühlte, daß eine solche Künstlerehe sie nur unlöslicher an das Theater ketten würde. Aber charakter-

istisch für die Künstlerin ist es, daß sie ihrem zweiten Bräutigam, einem englischen Kapitän, das Wort zurückgab, weil dessen Mutter verlangte, sie solle sich in den Ehepakten verpflichten, niemals wieder auf der Bühne aufzutreten. Als sie diese zweite Verlobung einging, war ihr Entschluß bereits unwiderruflich gefaßt, der Bühne den Rücken zu kehren. Aber sie brachte es nicht über sich, durch einen solchen schriftlichen Verzicht der Theaterlaufbahn den Stempel aufzudrücken, daß diese der bürgerlichen Respektabilität entbehre.

Und doch gewinnt man aus der Biographie der Jenny Lind den Eindruck, daß sie im Grunde ihres Herzens nicht anders dachte als diese Vertreterin der englischen Respektability, die Mutter ihres zweiten Bräutigams. Nur hinderte sie das Bewußtsein ihrer persönlichen Respektabilität, ein solches innerstes Urteil öffentlich und schriftlich zu bekunden und durch diese öffentlich bekundete Mißachtung ihrer Theaterlaufbahn einen Schatten auf sich selbst zurückfallen zu lassen. Lieber opferte sie ihre Herzensneigung. — In der That, es ist merkwürdig, wie es dieser großen Künstlerin allezeit noch viel befriedigender erschien, bürgerlich geachtet, wie als Künstlerin gefeiert zu sein. Dieselbe Frau, welche durch ihre Töne das Publikum zu den geschmacklosesten Extravaganzen hinriß, die ein sprüchwörtlich gewordenes „Jenny Lind-Fieber" aufflammen machte, wo sie erschien, ließ sich selbst während ihres ganzen Lebens niemals die geringste Extravaganz zu schulden kommen. Selbst ihr in außergewöhnlichem Maße reger Wohlthätigkeitssinn erhält etwas Zielbewußtes, beinahe Nüchternes, durch die Art, wie er sich äußerte. Wo sich auf ihren Gastspielreisen nur irgend die Gelegenheit bot, nahm sie ihr Absteigequartier nicht im Hotel, sondern in einer geachteten Familie, deren Kreis ihr Schutz bot gegen Aufdringlichkeiten und ihr zugleich dadurch, daß sie darin aufgenommen wurde, ein Zeugnis ihrer bürgerlichen Ehrbarkeit ausstellte. Und diese Gelegenheit bot sich fast immer, denn sie war ein gut empfohlener und gleichzeitig anspruchsloser Gast, von dessen Ruhmesschein ein Strahl zurückfiel auf die Familie, bei der sie wohnte.

Man darf den Grund für diese Wertschätzung bürgerlicher Solidität nicht nur in der ernsten Religiosität der Künstlerin, in der Anspruchslosigkeit ihres innersten Wesens und in einem stark ausgeprägten Familiensinn suchen. So merkwürdig es klingt, vielmehr noch als diese drei war ein Zug ihres Wesens hierfür bestimmend, den sie offenbar von ihrer Mutter geerbt hatte. Frau Lind, aus einer wohlangesehenen Stockholmer Bürgerfamilie stammend, hatte es niemals verschmerzen können, daß unglückliche Schicksale sie von ihrem Platz in dieser festgefügten Gesellschaft vertrieben hatten. Nicht die Gefahren des Theaterlebens beschwerten ihr Gewissen, als sie sich mit Widerstreben dazu entschloß, ihre Tochter Jenny der Stockholmer Theaterschule zu übergeben, sondern Mißachtung des Künstlertums, die sich in den Kreisen, denen sie selbst entstammte, zu jener Zeit noch energischer äußerte als heute. Der klingende Gewinn, den sie daraus zog, bewog sie, den Handel einzugehen, aber er versöhnte sie nicht damit, daß ihre Tochter ihrer Überzeugung nach gesellschaftlich eine Stufe herabgestiegen war, als sie aus der namenlosen Schar der Bürgerskinder austrat und sich unter die Theaterleute einreihte. Ein starkes Stück bürgerlichen Pharisäertums steckte in Frau Lind, ein Bürgerstolz, der wenig imponieren kann, weil er sich durch materielle Erwägungen zum Schweigen bringen ließ.

Auch die Bewunderung vor jener Selbstüberwindung, welche eine Künstlerin von dem Range der Jenny Lind unzweifelhaft nötig hat, um auf der Höhe ihres Könnens der Kunst und allen künstlerischen Triumphen zu entsagen, wird stark beeinträchtigt durch die kühle Berechnung, welche Jenny Lind dabei obwalten ließ. Erst nachdem sie wie ein kluger und kühler Geschäftsmann diejenigen Summen zurückgelegt hatte, deren Rente ihr ein bürgerlich wohlanständiges Auskommen sicherte, nachdem sie sich ihrer innerlichen Verpflichtungen gegen die Stockholmer Hofbühne ledig gesungen hatte, indem sie das Honorar eines Winters für die Stockholmer Theaterschule bestimmte, nachdem sie einen zweiten Fonds zusammengesungen hatte, dessen Zinsen sie während ihrer Lebensdauer für eine fürstliche Wohlthätigkeit bestimmte und verwandte, — nachdem sie also aus ihrer Kunst so viel

Annotations-Bok

för

Jenny Lind

Representationer 1846

Frankfurt a/m	Sömngångerskan		Sept	25.
Dito	Norma		—	28
—	Regementets Dotter		—	30.
—	Regementets Dotter		Oct	2.
—	Sömngångerskan		—	5
—	Vestalen (50 Louis d'or at Chor Personalen)	X	—	7.
—	Regementets Dotter (Benefice för orchesterpersonalen)	X	—	10.
Darmstadt	Sömngångerskan		—	13
—	Norma		—	16
—	Regementets Dotter		—	18.
	Consert för Pauvre's gosse (Kl 1)	X	—	19.
München	Sömngångerskan		—	23
	Norma		—	25
	Friskytten		—	26.
	Consert för Orkestern	X	Nov.	1
	Regementets Dotter		—	3
	Sömngångerskan		—	5
	Regementets Dotter		—	8
Stuttgart	Sömngångerskan		—	11.
	Norma		—	13
—	Consert hos Kungen af Würtemberg		—	14.

geschöpft hatte, als ihr notwendig erschien, um sich in ihren eigenen Augen ihre bürgerliche Respektabilität wieder zu gewinnen und diese in den Augen aller Gleichdenkenden für alle Zeit zu sichern, wandte sie ihrer Kunst den Rücken, um diese Kunst nur noch in einer Weise, die ihr und anderen bürgerlich respektabel erschien, als Oratoriensängerin, auszuüben. Es liegt darin eine Undankbarkeit gegen ihre Kunst, die gewiß keinen Schatten auf den Charakter der Künstlerin wirft, denn niemand kann gegen seine innerste Natur; wohl aber ist sie ein Beweis dafür, daß die Kunst der Jenny Lind eine begrenzte, daß die Künstlerin nicht, wie ihre Biographie beweisen möchte, ein künstlerisches Genie war. Das Genie verzehrt sich selbst im Schaffen oder es arbeitet sich zu einer ruhigen Klarheit des Schaffens durch, aber es hört nicht auf dem Gipfelpunkt des Könnens in der Arbeit auf, um von den erworbenen Renten zu leben. Was die Biographen über die Art der Jenny Lind'schen Kunst sagen, scheint mir dieses Urteil zu bestätigen; sie sagen es ihr zum Lobe, daß sie nur im stande gewesen sei, edlen Leidenschaften und Empfindungen darstellerisch und gesanglich vollkommenen Ausdruck zu geben. Aber das Genie kennt diese Grenze des Könnens nicht, es taucht ebensowohl in die tiefsten Abgründe des Seelenlebens hinunter, wie es sich zu den höchsten Höhen edelster Menschlichkeit emporschwingt. Die Grenzen ihrer Kunst erklären zugleich die Dauerhaftigkeit des Ruhmes, wenn ich mich so ausdrücken darf, den Jenny Lind trotz ihrer kurzen Theaterlaufbahn erwarb; sie hatte auf das Publikum am meisten gewirkt, das am schwersten zu erwärmen ist, das aber auch seinem Lieblinge am längsten ein treues Andenken bewahrt, auf jene gebildeten bürgerlichen Kreise, welche die Kunst nur ungern über die Grenze der edlen Gefühle und rein harmonischen Gestaltung hinausgreifen sehen. Diese Eigenart ihres Talents und ihrer Natur erklärt es auch, daß Jenny Lind ihre begeistertsten Verehrer und ihre größesten Erfolge in dem Lande fand, in dem der Begriff der bürgerlichen Respektabilität die festesten Formen angenommen hat, in dem er das ganze Staats- und Gesellschaftsleben beherrscht, — in England.

Diese Anziehungskraft war eine gegenseitige. Jenny Lind, die „schwedische“ Nachtigall, von einer Heimatsehnsucht auf allen ihren Gastspielreisen verzehrt, die sich in ihren Briefen mit der ungekünsteltsten Wahrhaftigkeit äußert, baute sich in England ihr Nest, als sie das Material dazu beisammen hatte. Sie baute es sich, wie bekannt, in Gemeinschaft mit dem Pianisten Otto Goldschmidt, der sie als Akkompagneur auf ihrer amerikanischen Konzerttournee — die Zinsen des auf dieser Tournee unter der Leitung Barnums verdienten Vermögens verwandte sie während ihrer Lebenszeit zu Werken der Wohltätigkeit — begleitet hatte. Auch diese Liebe für England, welche die Liebe für ihre schwedische Heimat verstummen machte, wäre psychologisch schwer erklärlich ohne den Götzen bürgerlicher Respektabilität, dem Jenny Lind ihre Künstlerlaufbahn geopfert hatte. Hier, in England, war ihr bürgerliche Respektabilität in ihren imposantesten Formen entgegengetreten, hier hatte man ihr das unwiderleglichste Zeugnis dafür gegeben, daß man an ihrer eigenen bürgerlichen Respektabilität nicht zweifelte, trotzdem sie sich dazu herabgelassen hatte, eine große Künstlerin zu sein. In Norwich war es gewesen, daß sie diesen Beweis erhielt. Als sie ihre Absicht kund gegeben hatte, dort zu singen, erhielt sie von dem Bischof der englischen Staatskirche, Stanley, folgende Einladung:

„Der Bischof von Norwich hat soeben gehört, daß Fräulein Jenny Lind zugesagt hat, im nächsten September nach Norwich zu kommen. Er und Frau Stanley möchten, ohne Zeit zu verlieren, ihre Hoffnung aussprechen, daß sie während ihres Aufenthaltes daselbst ihr Gast im Bischofspalaste sein möchte. Der Bischof möchte nur noch hinzufügen, daß es ihm eine große Freude sein wird, die Bekanntschaft einer Dame zu machen, deren hoher Charakter und Grundsätze nach allem, was er gehört, ihrem hervorragenden Talente gleichkommen.“

Die Theatersängerin als Familiengast eines englischen Kirchenfürsten, — man muß die strenge Gliederung der englischen Gesellschaft und die absolute äußerliche Herrschaft der englischen Staatskirche über die englische Gesellschaft in Betracht ziehen, um die ganze Tragweite dieser Einladung richtig zu schätzen, dieser Einführung in jene bürgerliche englische Gesellschaft, zu welcher der

Neuankömmling erst Zutritt erhält, nachdem ihm der Geistliche des Ortes den ersten Besuch gemacht und durch diesen Besuch seine Respektabilität bezeugt hat. Jenny Lind war natürlich der Gast des Bischofs Stanley, und sie wurde mit den höchsten Ehren empfangen, die ein englischer Bischof zu vergeben hat, — mit dem Läuten aller Kirchenglocken. Daß sie weder den Bischof noch sonst irgend jemanden enttäuschte, geht aus einem Briefe der Frau Stanley hervor, in dem sie über diesen Besuch berichtet: „Ich glaube nicht, daß es unter den Tausenden, welche sie hörten und sahen, einen gibt, der nicht überzeugt ist, daß es für den Bischof eine Ehre war, ihr die Gastfreundschaft seines Hauses angeboten zu haben.“ Es ist kein Grund vorhanden, an dem wahrhaft religiösen Sinne Jenny Linds zu zweifeln; ebenso unzweifelhaft aber ist es auch, daß ihr eine Kirche, welche ihre Glocken nicht nur als Ruf für die Gläubigen, sondern auch zum Empfang einer Sängerin erschallen lassen konnte, von besonderer Anziehungskraft erschien. Weder ein schwedischer noch ein deutscher Geistlicher hätten es wohl für nötig gehalten, einer Künstlerin, an deren fleckenlosem Ruf niemand zweifelte, diese Ehrbarkeit öffentlich zu bescheinigen.

Ihr Entschluß, die Bühne zu verlassen, war schon früher gefaßt. Ihr Entschluß, in England sich eine zweite Heimat zu gründen, ist sicher durch die Bekanntschaft mit dem Hause des Bischofs von Norwich geweckt und gefestigt worden. Wie weit dabei auch äußerliche Gründe mitgesprochen haben, mag dahingestellt bleiben, da die Biographie mit dem Rücktritt Jenny Lind's von der Bühne abschließt.

Sie opferte ihre Kunst, um eine typische Vertreterin englischer Respektability zu wer-



Jenny Lind.
Nach einer Photographie von Kilburn. August 1850.

den, die sie durch fast vierzig Jahre geblieben ist, — gewiß eine eigenartige Entwickelung und ein eigenartiger Abschluß einer Künstlerlaufbahn, die unter den schwierigsten und moralisch gefahrdrohendsten Verhältnissen begonnen hatte. Man wird diesem Charakter seine Bewunderung nicht versagen können, wenn man auch zu der Überzeugung gelangt, daß Jenny Lind, trotz aller äußeren Erfolge, trotz ihrer unangefochtenen Gesangskunst, des Zaubers ihrer Stimme und der Vollendung ihrer Darstellung einzelner Partieen, doch weit davon entfernt war, ein Genie zu sein, dem die Kunst neue Offenbarungen verdankt. —



„Scherzgedichte" von Johannes Trojan.

Johannes Trojan ist unsern Lesern kein Fremder. Sie haben schon oft Gelegenheit gehabt, sich an der Formvollendung seiner Gedichte ebensosehr zu erfreuen, wie sie die Tiefe und feine Empfindung des Gemüts bewunderten, aus dem sie entstanden. Trojan weiß aber nicht nur zu ergreifen, sondern auch zu erheitern. Derselbe Dichter, der so ernste, innige Saiten anschlägt, verfügt über einen unversiegbaren Quell guter Laune. Der Poesie des Weins weiß er in immer neuen Versen gerecht zu werden, und aus diesen Versen atmet ein Behagen, das sich unwillkürlich dem Leser mitteilt. Im übrigen mißt er die Welt mit dem Maßstab eines lachenden Philosophen und besingt sie frohsinnig als solcher.

Eine Reihe „Scherzgedichte" hat Trojan unter obigem Titel bei A. G. Liebeskind in Leipzig erscheinen lassen. Es ist das innerlich und äußerlich ein reizendes Büchlein geworden, das ein fröhlicher Mann mit Vergnügen in die Tasche steckt, um es gleichgearteten Freunden mitzubringen. Ich empfehle es für diesen Zweck unsern Lesern auf das wärmste. Aus ihm atmet derselbe Geist wie aus den Fliegenden Blättern, der Geist unverwüstlicher Schalkhaftigkeit ohne jeden Beigeschmack verletzender Satire, wie sie an Seele und Leib gleich kerngesunden Menschen nicht selten eigen zu sein pflegt. Auch der, den es trifft, muß über den Hieb, den der Schalk austeilte, lachen. Ein Paar Proben:

Die Auflösung des Verwaltungsrates.

Zum letztenmal versammelt
Sitzt düster der Verwaltungsrat.
So trübe brennen die Lichter,
So ernst sind die Gesichter,
Die Stimmung ist so desperat.

Es war ein Unternehmen,
Das schien so sicher, schien so fein.
Im Winde thät es zerstieben,
Und nichts ist übrig geblieben
Als der Verwaltungsrat allein.

Da greift der Räte einer
Mit düstrer Stimm' zum dunkeln Wort:
Was sollen wir Sitzung halten?
Es ist ja nichts zu verwalten,
Es ist ja alles längst schon fort.

Die andern Beifall nicken,
Man fängt bereits an aufzustehn.
„Auf Wiedersehn am Cocyte!
Verwechselt nur nicht die Hüte
Beim schnellen Auseinandergehn."

Die Nacht ist wild und traurig,
Aus Wolken zuckt's wie Wetterschein.
Mit Flüstern und mit Gemunkel
Verschwinden alle im Dunkel.
Der Letzte steckt die Lichter ein.

Überall Skat.

Und als an das blaue Meer ich trat,
Da standen drei Männer drinnen,
Die spielten während des Badens Skat
Und einer schien zu gewinnen.
Der Skat dabei auf dem Wasser schwamm.
Mich aber dünkte das wundersam.

Und als ich kam in die Baumannshöhl',
Da fand ich wider Erwarten
Drei Männer unten, bei meiner Seel',
Dasitzend über den Karten.
Die reizten einander beim Grubenlicht —
Ich ging davon, mir gefiel das nicht.

Und als ich kam auf des Faulhorns Höh',
Wohl über Klippen und Grate,
Da fand ich drei Männer im ewigen Schnee,
Die saßen schon lange beim Skate.
Der eine gab schon zum hundertsten Mal —
Da floh ich schaudernd hinab ins Thal.

Es sitzen da im geheimen Rat
Drei strenge Richter der Toten.
Sie sollen es sein, doch sie spielen Skat,
Obgleich es Pluto verboten.
O sagt, wohin kann der Mensch noch gehn,
Um nicht drei Männer beim Skat zu sehn?

Das verzweifelte Flaschenkind.

Da lieg ich nun und schrei mich matt,
Keine Menschenseel' erwacht.
Wie ist das Leben so schal und leer!
Ich hab' es mir anders gedacht.

Man hat mich getauft, ich weiß nicht wie,
Und hat mich geimpft sogar,
Obgleich ich gegen das Taufen sowohl
Wie gegen das Impfen war.

Drei silberne Löffel, die sind mein,
All mein Vermögen bis jetzt.
Wer weiß aber, wo sie heute schon sind —
Sie sind gewiß schon versetzt.

Nur Milch bekamm' ich und nichts als Milch,
Ich mag sie schon gar nicht mehr.
Keine Abwechselung im Ernährungsgang,
Niemals der kleinste Likör.

Nur Milch, nur Milch und nichts als Milch,
Niemals ein andres Getränk!
Und die Masern stehn mir auch noch bevor,
Mich schaudert, wenn ich dran denk!

Und dieselbe Umgebung blöd und stumpf,
Glotzt Tag für Tag mich an.
Davon laufen möcht ich! Wehe mir,
Daß ich noch nicht laufen kann!

Das Leben ist, ich merk' es schon,
Ein ewiges Einerlei:
Man wird naß und wird wieder trocken gelegt —
O wär' erst alles vorbei.

Wie drollig wird in dem ersten Gedicht die Stimmung des Katzenjammers wiedergegeben, die dem großen Krach folgte; wie launig geißelt das zweite die Skat-Epidemie; wie vernichtend und doch wie harmlos verspottet das dritte das „jüngste Deutschland," dessen am wenigsten talentlose Vertreter bekanntlich eben der Schulbank entronnen waren, als sie uns die große beglückende Lehre vom „Daseinsekel" zu verkünden unternahmen.

Die übrigen Gedichte lese man in dem Bande selbst nach. Man wird seine Freude an ihm haben. Th. H. Pantenius.





Sie will nicht brennen. Nach dem Gemälde von Philipp Hellmer.



Tanten Mieken.

Erzählung von Ant. Andrea.

(Abdruck verboten.)

Wie sie zu dieser Allerwelttantenschaft gekommen, wußte sie eigentlich selbst nicht, die ehrliche Haut, aber sie trug sie, wie etwa den Orden „pour le mérite“ — mit bescheidenem Stolz und aller Würde, die sie hatte bei ihrer Beliebtheit und Gutmütigkeit: viel war es nicht!

Die kleine Frida wollte einst wissen: „Tanten Mieken, worüm seggen de Lühd so to di?“

„Wo so, min lütten Dirn?“

„Tanten Mieken.“

„Ja, süh! wiel se mi all lieden mögen un ik se ok. Loat man sin! Du büst doch min allerbest; du büst jo min lütt' Brodder Dochter.“

Das war sie in der That, die kleine Frida, die mit ihren schwächlichen fünf Jahren knapp mecklenburgisch Platt sprach und noch keine Ahnung hatte von ihrer späteren feinen Erziehung bei dem Pastor auf dem Lande und in dem Stettiner Pensionat.

Wie die Leute sagten, hatte Tanten Mieken nicht nötig auf dem Bahnhof Butterbrote zu streichen und eigenhändig zu verkaufen, denn ihr Gasthof in der „wüsten Wallstraße“ warf genug ab für einen Kellner und eine Schenkmamsell: aber sie kalkulierte, daß die kleine Frida einst heranwachsen sollte, um eine „gute Partie“ zu werden an Bildung und Mitgift, und daß zu diesem Zwecke erworben und gespart werden müßte, wenigstens von ihrer Seite.

An ihren Taugenichts von Bruder dachte sie dabei nicht: der hatte die braven Eltern glücklich auf den Kirchhof geärgert und war dann bei Nacht und Nebel nach Amerika geschlichen. Das Beste, was er thun konnte, sonst hätte die Polizei ihn beim Kragen gefaßt und die ersten vier, fünf Jahre schwerlich losgelassen. Er hatte sein Lebtag nichts als dumme Streiche gemacht: unter anderen, daß er das hübsche, schwarzäugige Schenkmädchen bei seinen

Eltern vom Fleck wegheiratete, ehe er Soldat wurde, um es bei nächster Gelegenheit sitzen zu lassen mit ihrem Kleinen im Steckkissen. Das arme Frauchen wurde nach dieser Erfahrung so menschenscheu, daß es sich ein für allemal aus der Welt zurückzog in die Einsamkeit des Grabes. Die „lütte Dirn," mit der Flasche in den Fäustchen und dem Gummipfropfen im Mäulchen, blieb verlassen in der Wiege liegen, neben dem Sarge der Mutter, und wer weiß, was aus ihr geworden, wenn Tanten Mieken sich nicht trotz ihrer damaligen Jugend schon so gut auf verwaiste Wickelkinder verstanden hätte.

Dem Konrad vom „Großherzog," dem größten Gasthof — Hotel geschrieben — in der Stadt, hätte das eigentlich eine Gewährleistung sein sollen für das tüchtige Herz seiner Braut, die ihm allerdings ein paar Jährchen voraus war; statt dessen wollte er nicht so dumm sein, gleich ein Kind mit zu heiraten, das seiner Meinung nach überflüssig war auf der Welt, wo es weder Vater noch Mutter hatte, die es versorgten. Er ließ Mieken daher die Wahl zwischen diesem und seinem eignen geschätzten Ich und es kam zu einer schnellen Entscheidung.

Sie nahm die kleine Frida auf den Arm: „Blief mi man gesund, Konrad!"

Das that er denn auch, und eine andere Frau fand er obenein.

Korlin blieb gescheiterweise so lange verschwunden, daß die Polizei ihn vergaß; doch nach etwa zehn Jahren wehte der Wind einen Brief über den Atlantischen Ozean, mit der merkwürdigen Aufschrift: „An Tanten Mieken in Mecklenburg." Dank der Umsicht der deutschen Oberpostdirektion und der im Laufe der Zeit festgestellten Berühmtheit der Adressatin, gelangte er nach einigen Irrfahrten in die rechten Hände. Tanten Mieken las, wischte heimlich eine Thräne aus ihren Augen und schickte in aller Stille eine Postanweisung auf 200 Mark nach Kolumbus in Ohio — dann ließ sie einige Tage den Kopf hängen.

Tanten Mieken ging nichts über ihre Berufsthätigkeit, besonders wenn es kurz vor den Feiertagen auf dem Bahnhofe wimmelte von Gymnasiasten und Kadetten, die auf Ferien reisten. Hinter einer kunstvoll aufgebauten Pyramide von Butterbroten mit allerlei Gutem als Aufschnitt stand sie am Buffet in ihrem hübschen, kaffeebraunen Tibetkleide, das sich um ihre breiten Hüften faltete, wie ein zugeklappter Regenschirm um seinen Stock, die lange goldene Uhrkette auf der stattlichen Fülle ihrer Büste, das Gesicht puterrot vor Eifer und innerem Behagen — und nötigte zum Zulangen: Wer das Beste erwischte, der hatte es! „Tanten Mieken" hier, „Tanten Mieken" da! Vierteilen hätte Tanten Mieken sich mögen, um überall zugleich auf dem Posten zu sein.

„Tanten Mieken, hevven Se — —"

„Tanten Mieken, hören Se — —"

Tanten Mieken pustete und strahlte ihr Lächeln, hell wie ein Vollmond, auf die bewegliche Menge im Wartesaal I. und II. Klasse. Bei jedem Gymnasiasten, dem sie ein Butterbrot verabreichte, dachte sie an ihre lütte Frida bei den Pastorsleuten auf dem Lande; es mußte schon einer auffallend großspurig thun oder unangenehm dick sein, wenn sie sich entschließen konnte, ihm Geld abzunehmen. Mit den Kadetten ging es ihr ebenso; die gefielen ihr eigentlich noch besser, wegen des bunten Rockes und der ihnen angeborenen Naseweisheit: Ob wohl einer oder der andere später für ihre lütte Dirn passen würde?

Da trat gerade einer heran, hübsch genug, aber etwas schüchtern und verhungert, der eine Butterstulle „nicht belegt" verlangte und zweimal „bitte" sagte. Tanten Mieken dachte sein, daß hier nicht auf den Magen, sondern den Geldbeutel Rücksicht genommen würde; sie packte also recht dick Schinken auf: „Etens man, min Jüngin, dat schoad Se nix!"

Der Kleine wurde rot und krempte sein mageres Portemonnaie um.

„Na, loatens man stecken," sagte sie, „dat könnens mi betoahlen, wenn Se irst Scheneroal sünd!" Sie tätschelte ihm die Backen und sagte, er sollte „sin Mutting" grüßen von Tanten Mieken. Da zwinkerte der kleine Kadett mit den Augen, als ob ihm etwas Salziges hineingekommen wäre, das merkte Tanten Mieken aber nicht.

An dem denkwürdigen Tage, da Tanten Mieken den Kopf hängen ließ, tauchten in dem Gewühl auf dem Perron drei Herren, gefolgt von einer gewaltigen Dogge, auf, die ihre Schritte schnurstracks nach dem

Büffet richteten. „Goden Dag ok, Tanten Mieken!“ sagte der eine, ein hübscher, vornehmer junger Mann. „Wat hevven Se denn hüt Goades to eten?“

Tanten Mieken bot ihm eine ungeheuere Schüssel mit belegten Butterbroten: „Hier, min Jüngin! goad sünd's all, nu etens man, wat Se willen und mögen.“ Der älteste von den Herren ließ sich eine große Papierdüte geben, die der junge, vornehme vollsammelte, ohne viel zu suchen, von dem, was ihm gerade in den Weg kam. Tanten Mieken, die der großen Dogge keinen gebildeten Appetit zutraute, dachte, daß die Herren recht ausgehungert sein müßten und gab heimlich ein paar Brötchen zu. Den jungen Vornehmen, der keck mit ihr und den anderen beiden scherzte, hätte sie gar zu gern getätschelt, aber er war doch ein bißchen zu groß dazu; die Butterbrote ihm schenken, konnte sie auch nicht, weil er wie ein Reicher aussah. Sie nahm also das Geld dafür in Empfang und lächelte von einem Ohr zum andern: „Dank och sihr!“

„Adjüs denn, Tanten Mieken!“ lächelte der Junge.

„Adjüs, min Jüngin! kommens man bald wedder.“

Die Drei hatten kaum den Saal verlassen, um draußen die Dogge zu füttern mit den erstandenen Butterbroten, als ein anderer, der am Tische sein Bier trank, fragte: „Wissen Sie auch, Tanten Mieken, wer der junge Herr mit der Dogge war?“

„Ne! aber das thut mich nichts. Schmuck läßt ihm das und er hat mich sehr gefallen.“

„Es war Se. königliche Hoheit der Erbgroßherzog.“

Einen Augenblick stand Tanten Mieken ganz verdonnert, dann stürzte sie auf den Perron — in der Aufregung vor einen Eisenbahnwagen III. Klasse — faßte mit zwei Fingern die beiden Zipfel ihrer Schürze und gerade, als der Zug losging, setzte sie einen so tiefen, wohlgelungenen Hofknix hin, daß sie ihre Beleibtheit kaum wieder auf die Beine bringen konnte.

Der junge Erbgroßherzog war nicht der einzige, welcher sich lachend daran ergötzte; der ganze Zug fuhr lachend davon — und von Stund' an gab es in ganz Mecklenburg keine bessere Laune, als die von Tanten Mieken.

Inzwischen wuchs die kleine Frida heran, in dem guten Glauben, daß sie keinen anderen Vater hätte, als den lieben Gott, der ihr alles, was sie brauchte, um etwas zu lernen und sorglos zu leben, durch Tanten Miekens gesegnete Hand zukommen ließ. Als sie achtzehn Jahre alt war, kam sie heim aus der Pension mit einem Erzieherindiplom, einem Kinderherzen an Frohsinn und Unschuld und einem süßen Gesichtchen, so weiß und zart, daß Tanten Mieken garnicht wußte, an welchem Ende sie mit der Umarmung beginnen sollte, um das feine Geschöpfchen nicht zu zerbrechen. Die kleine Frida wußte es aber; sie warf sich kopfüber an ihre Brust: „Da bin ich, liebste, beste Tanten Mieken! Hast du mich noch lieb?“

Freilich! Sagen konnte sie es aber nicht, weil ihr wackeres Herz zitterte und bebte vor Freude und vor Schreck über die bleiche, zarte Schönheit der lütten Dirn.

Der Herr Sanitätsrat Bückeburg beruhigte sie nachher. Die kleine Frida wäre nur etwas bleichsüchtig und hätte sich bei dem Examen über ihre Kräfte angestrengt. Jedenfalls würden ihr ein paar Wochen an der See gute Dienste thun.

Tanten Mieken sah sich ohne Verzögerung um nach jemand Zuverlässigem, dem sie ihren Liebling anvertrauen konnte; sie fand ein leutseliges altes Fräulein von zwar gutem Adel, aber in schlechten Verhältnissen, das sich erbot, die Kleine unter ihre Flügel zu nehmen am Ostseestrande, der auch ihr von einer ärztlichen Autorität empfohlen worden war, zur Stärkung ihrer Nerven. Sie reisten, und in Tanten Miekens Seele verwickelte sich dieser neue Trennungsschmerz mit der kurzen Freude des Wiedersehens so fest, daß sie nicht mehr im stande war, eines gehörig von dem andern zu unterscheiden. Später kam noch ein drittes hinzu: die Sorge. Nicht, daß Tanten Mieken das Leben der kleinen Frida in Gefahr gesehen hätte, bewahre! Sie war viel zu vernünftig dazu und verließ sich auf das Wort des Sanitätsrats: ganz 'was anderes quälte sie und wühlte und bohrte in der armen Seele, bis ein großes Loch darin war. Aus diesem Loche stieg ihr Bruder Korlin in die Höhe, als ein reicher Mann, der sein Kind forderte, um es nach Amerika zu schleppen. Sie hatte es nie über sich gebracht, das Gemüt der kleinen

Unschuld zu beschweren mit einem Taugenichts von Vater, der vor der Polizei ausgerissen war und sein Weib in Elend und Schande hatte sterben lassen. Wenn er jetzt plötzlich käme, ein gemachter Mann, und die zarte Frida sähe sie mit den dunklen Augen an!

„Warum hast du mir 'was vorgelogen, Tanten Mieken?" — Der Brief von damals freilich war von keinem „gemachten" Manne, sondern von einem recht erbärmlichen, der um Unterstützung bettelte, aber in acht Jahren kann schon jemand reich werden, wenn er das Zeug dazu hat, oder auch — — sterben, wenn er krank ist, wie Korlin sich geschildert hatte.

Tanten Miekens Seelenruhe drohte in die Brüche zu gehen, selbst der gedeihliche Geschäftsgang rettete sie nicht. Wenn sie den Pfiff eines einlaufenden Zuges hörte, bekam sie einen Schreck; strömten die Reisenden in den Saal, dann sah sie jeden einzelnen mißtrauisch an auf ihren verschollenen Bruder. Ältere Männer mit starkem Bartwuchs verursachten ihr eine Gänsehaut, denn sie hielt einen großen Bart für das untrüglichste Kennzeichen des Amerikaners: wenn nichts weiter, würde Korlin wenigstens den mitgebracht haben aus den Goldminen oder der Prärie!

Währenddessen blühte die kleine Frida ahnungslos auf am Strande, wie eine Maidenblush-Rose im Morgentau, unbewußt ihres eigenen Liebreizes.

Sie merkte nicht einmal, daß die Leute ihr nachschauten, wenn sie am Strande spazieren ging und wunderte sich nicht, daß sämtliche junge Herren am Orte sich dem alten „gnädigen Fräulein" vorstellen ließen, die das auf Rechnung ihres Stammbaums setzte und nichts dagegen hatte, daß man gelegentlich ihrer kleinen Schutzbefohlenen Artigkeiten sagte. Einer hatte es zwar nie gethan, aber dafür sah er das zarte Mädchen am meisten an: es war der junge Assessor von Hartzenbusch, ein stattlicher blonder Märker, mit dem freundlichsten Blick von der Welt, der jedesmal Feuer fing, wenn er zwei gewisse Großaugen traf, in denen sich eine Kinderseele wiederspiegelte, tief und klar, wie ein Waldsee unter dem gestirnten Nachthimmel. Er wurde bald so gut Freund mit der kleinen Frida, daß er ihr von seinem Bruder erzählte, an dem er Vaterstelle vertrat und der nächstens vom Fähnrich zum Leutnant steigen sollte. Sie waren nämlich früh verwaist und hatten keine näheren Verwandten, als einen Onkel, der Gutsbesitzer war und sich nur dann um seine Neffen kümmerte, wenn sie etwas thun sollten, wozu sie keine Lust hatten. So wurde z. B. sein armer kleiner Bruder ins Kadettenhaus gesteckt, ohne eine Spur von Neigung zum Soldaten, und er, der sich mühsam so weit emporgearbeitet, sollte nun zur Diplomatie übergehen, wozu er nicht das geringste Talent hatte. Lieber wollte er sich in einer netten, kleinen Stadt als Landrat anstellen lassen und eine nette kleine Frau nehmen, mit der er glücklich sein könnte.

Frida fand das recht verständig: Sie dachte es sich reizend, ungestört in der Welt mit einem glücklich zu sein, den man — natürlich! — zu diesem Zweck recht lieb hätte.

„Natürlich!" sagte auch der blonde Märker und sah sie mit einem seiner feurigen Blicke an, daß ihr heiß wurde.

Eines Nachmittags befand sich das „gnädige Fräulein" in Aufregung: Tanten Mieken wollte ihre lütte Dirn am Strande besuchen. Diese dicke, plattschnackende Bürgersfrau brachte sie vermutlich um ihr Ansehen unter den Badegästen, sobald es herauskam, daß sie die leibliche Tante ihrer „jungen Schutzbefohlenen" — wie sie klüglich Frida in die Kurgesellschaft eingeführt hatte — sei. Tanten Mieken mußte abtelegraphiert werden! Das gnädige Fräulein spielte gelinde darauf an; doch die kleine Frida rief so unbefangen: „Wie freue ich mich auf Tanten Mieken!" daß an kein Telegramm zu denken war.

Bei dem nächsten Zusammentreffen im Strandsande, wo Frida Siesta hielt und der junge Herr von Hartzenbusch auf einem umgestülpten Fasse saß, platzte sie in ihrer Freude heraus:

„Tanten Mieken kommt!"

Wer das wäre?

Die beste Frau auf Erden, in ganz Mecklenburg bekannt und beliebt, doch ihr besonders teuer, wegen einer gewissen „lütten Dirn," die sie von der Seite einer armen, toten Frau an ihr Herz genommen, geliebt und gepflegt hätte, wie die treueste der Mütter, bis sie groß geworden und sogar

ein Erzieherinexamen ablegen konnte. Sie wüßte das alles ganz genau, weil sie jene verwaiste „lütte Dirn" und Tanten Miekens Brudertochter wäre.

Der Assessor wurde darauf ganz still, aber seine blauen Augen leuchteten so warm, daß die kleine Frida nicht wagte hinein zu schauen. . . .

Diese Nacht schlief Herr von Hartzenbusch schlecht. Einige Damen, die auf Rang hielten und die freundschaftlichen Beziehungen des jungen Assessors zu dem zarten, dunkeläugigen Mädchen „auffallend" fanden, hatten etwas herausspioniert, nämlich, daß die Kleine ziemlich direkt aus der „Hefe des Volkes" stamme und mit einem verschollenen Vater behaftet wäre, der sich mit keinem ehrlichen Namen legitimieren könnte.

Den nächsten Morgen hatte er keine Ruhe mehr und ging in aller Frühe an den Strand, um dort seine Nachtgedanken irgendwo recht tief in das schöne blaue Meer zu werfen. Da lagen sie — sobald er die kleine Frida mit den Großaugen sitzen sah, recht in der Morgensonne, auf demselben Faß, welches er gestern eingenommen hatte. Er konnte kaum abwarten, ihr Händchen zu drücken:

„Schon so früh beim Seelufttrinken?"

„Sie schmeckt jetzt am schönsten, so recht in der Stille. Ich konnte auch garnicht schlafen."

— Wie ich! dachte der blonde Märker, aber er fragte: „Wegen Tanten Mieken?"

Sie nickte und er hätte ihr liebliches Lächeln in seine Tasche stecken mögen, ganz nahe an seinem Herzen.

Dann schwatzten sie harmloses Zeug, bis er einmal fragte: „Auch Ihr Vater ist tot, Fräulein Frida?"

„Ja," antwortete sie, die Augen groß und sinnig in den seinen: „Es ist recht traurig, was? daß einige Leute gerade das nicht haben, was ihnen am rechtmäßigsten zukommt."

„Und was sie einen guten Teil ihres Lebens am wenigsten entbehren können," fügte er hinzu.

Sie dachten beide an ihre Eltern, die das eine früh verloren und das andere nie gekannt hatte.

Die kleine Frida war ganz traurig geworden und das holde Lächeln, welches er über alles liebte, schien ausgegangen zu sein. Endlich leuchtete es wieder auf — lange nachher freilich, als es am Strande wimmelte von Strohhüten und Sonnenschirmen mit allerlei Gesichtern darunter, und eine dicke, ältliche Frau auf den Schauplatz trippelte, pustend unter Reisetaschen und Pappschachteln, rot wie ein gekochter Krebs und die freundlichen kleinen Augen blitzend, wie die goldene Uhrkette auf ihrem übervollen Busen.

„Herr Gott, Tanten Mieken!" sagte das adelige alte Fräulein und machte, daß sie der drohenden Begrüßung aus dem Wege kam. Aber die kleine Frida ließ den Assessor stehen und hielt im Umsehen in ihren Armen alles, was von Tanten Mieken hineinging. In ihrer Liebe und Verehrung für die brave Frau bemerkte sie weder das spöttische Lächeln und die neugierigen Blicke, noch, daß geflüstert wurde und der junge Märker die Stirn kraus zog . . . .

Das „gnädige Fräulein" ließ sich diesen Tag nicht mehr in der Öffentlichkeit blicken, desto mehr ihre „junge Schutzbefohlene," die Tanten Mieken alles zeigen wollte: den Aussichtsturm, das Kurhaus, Belvedere und vor allem das große Meer, so blau und leuchtend klar, als ob es gerade sein Festkleid angelegt hätte für Tanten Mieken.

Von den Badegästen störte sie keiner; selbst die Bekanntesten schienen ihnen aus dem Wege zu gehen — was der kleinen Frida das Grüßen ersparte. Sie rechnete das den guten Leuten als Zartgefühl an, die liebe Unschuld! Doch einen hätte sie gern etwas näher gesehen, wenn auch nur lang genug, um ihm in die freundlichen Augen zu blicken und zu sagen: „Muß man nicht das treue Herz lieben, das einem Vater und Mutter ersetzt?"

Auf dem weiten Spaziergang am Strande schleppte Tanten Mieken ein bischen schwer an ihrer Beleibtheit, während die kleine Frida wie eine Sylphe auf dem weißen Sande schwebte. Zum Glück fand sich ein Stein, auf den Tanten Mieken niederplatschte, um 'mal Atem zu schöpfen — mit einer Heftigkeit, daß ihr das liebliche Rotwerden ihrer „lütten Dirn" entging, und teilweis auch Herr von Hartzenbusch, der in gerader Linie auf sie zusteuerte. Sie schnellte indes zu einem manierlichen Knix in die Höhe, als der blonde Märker ehrerbietig grüßte und wie ein guter, alter

Bekannter fragte: „Darf ich Sie auch Tanten Mieken nennen?“ Freilich durfte er! Tanten Mieken rückte sogar auf ihrem Stein, um noch für ihn als dritten darauf Platz zu machen. Er legte sich aber in den Strandsand, ziemlich zu Füßen der kleinen Frida, die garnichts sagte, sondern still in ihr eigenes Herz lächelte — und vertiefte sich mit zärtlichem Interesse in die beiden winzigen Lederstiefelchen auf dem Sande, in denen etwas Lebendiges zuckte und sich furchtsam zu verkriechen strebte. Wie freute sich nachher Tanten Mieken, als er von seinem jüngeren Bruder erzählte, der einmal als Kadett auf Ferien auf einem Bahnhof in Mecklenburg ein belegtes Butterbrot verspeist hätte, welches er bezahlen sollte, wenn er General geworden. Ganz so weit hätte der Schlingel es noch nicht gebracht, aber nächstens könnte er sich seiner Gönnerin, der guten Tanten Mieken, als Leutnant präsentieren.

Da strahlte Fridas weißes Antlitz hell wie die Sonne, und ihre Augen, wie zwei am Nachthimmel verirrte Sterne, verloren sich in den seinen, die nicht mehr die beiden niedlichen Stiefelchen im Sande schauten, sondern eine junge, schöne Menschenseele im Erwachen der Liebe. Was dann geschah, war überraschend! Herr von Hartzenbusch ließ sich von Tanten Mieken etwas geben, das er noch weniger bezahlen konnte, als damals der kleine Kadett sein belegtes Butterbrot: ein gewisses zartes Mädchenhändchen nämlich, — was aber darin lag, ein Herz voll Unschuld und Liebe, das konnte nur diejenige geben, der es gehörte. Sie gab es freudig und er schloß es fest in das seine, ihr Schuldner und Tanten Miekens, doch mit einer sicherern Aussicht als die seines kleinen Bruders auf den General — mit der Aussicht auf den Landrat und ein ganzes Leben voll Liebe, um damit seine Schulden zu bezahlen ....

Frida reiste für ihre stille Brautzeit zu den Pastorsleuten, die sie erzogen hatten; Tanten Mieken setzte indes Neubrandenburg in Bewegung zur Herstellung einer Aussteuer, wie sie sich schickte für die zukünftige Frau Landrätin. Sie bewahrte eine erstaunliche Verschwiegenheit dabei: weder Nachbarn noch gute Freunde brachten 'was aus ihr heraus. Nur der Herr Kommerzienrat, ein Diplomat in der Handels- und Modenwelt, Hoflieferant, in dem feststehenden Rufe der besten Schneider und geschmackvollsten Stoffe, kam hinter den adeligen Bräutigam der Nichte Tanten Miekens, von der er fortan sprach als dem „gnädigen Fräulein“ in der dritten Person Pluralis. Denselben Tag noch sauste das Gerücht von dem adeligen Bräutigam durch die ganze Stadt, doch dank der Diplomatie des Herrn Kommerzienrates respektierte man es als ein großes Geheimnis.

Das wäre nun alles recht gut gewesen, wenn es keine „bösen Ahnungen“ auf der Welt gäbe, besonders solche, wie Tanten Miekens, die noch obenein Recht behalten.

Eines Abends saß sie gemütlich in ihrem Lehnstuhl, die fetten Hände über den Leib gefaltet, drehte die Daumen und dachte an ihre lütte Frida, die nun nächstens die Frau eines schönen, vornehmen Mannes werden sollte. Da klopfte es an und herein kam ein Fremder mit einem greulich struppigen Bart, doch selbst den abgenommen, würde er noch ausgesehen haben, wie einer aus dem wildesten Amerika, das heißt: ein Strolch erster Güte! Tanten Mieken hätte beinahe um Hilfe geschrieen, aber sie besann sich und ohne sich vom Platze zu rühren, als ob sie Alpdrücken hätte, stöhnte sie: „Büst du dat, Korlin, oder is dat din Geist?“

„Ne, Mieken, dat bün ik! möd as 'n Hund und as 'n Wulf hungrig.“

„Denn set di dal, ik hol di wat to eten!“

Als sie aber aufstehen wollte, drückte ihr eigenes Gewicht sie beinahe nieder und unter dem glatten, ergrauenden Haar auf ihrer Stirn wurde es naß. Sie hatte aber keine Zeit, um schwach zu werden; sie holte in aller Eile, was sie in der Speisekammer vorfand und riegelte dann ihre Stubenthür ab.

Der Mann hatte sich unterdessen in ihrem Lehnstuhl ausgestreckt; Tanten Mieken schaute mit Entsetzen auf seine Zerlumptheit und Verkommenheit. „Da, nu et, Korlin!“ sagte sie nach einer Weile und wischte sich die Feuchtigkeit von dem Gesicht.

„Gif mi irst 'nen lütten Schluck!“

„Ne, den gift nich bi mi! Doa is en Glas Brunbir, dat's god for den Dörst.“

Er brummte seine Unzufriedenheit in den Bart und fiel über die Speisen her;

als er so ziemlich damit aufgeräumt hatte, wurde ihm besser: seine gläsernen Augen bekamen Leben und sein fahles Gesicht voll Narben und Furchen färbte sich. Endlich schob er den Teller von sich: „So, Mieken, nu bün'k satt! Wo sa'k nu schlopen?"

„Dat warst wol noch to weten kriegen; seg mi man irst, wat du hier wist?"

„Doa blieven und 'nen ordentlichen Kirl waren."

Sie schaute ihn sich von oben bis unten an: „Ne Korlin! wer so lang' Tid hat het, anners to waren un het dat nich dohn, de blifft 'n Lumpichen as long as he lift."

Der Mann wurde sehr zerknirscht. Ja, sie hätte Recht. Er glaubte selbst, daß aus ihm nichts würde. Drüben in Amerika weniger als irgendwo. Da gibt es Arbeit und Plackerei zum Stürzen und wenn man an der Erde liegt, wird man obenein ausgelacht. Lieber wäre ihm schon sein altes Mecklenburg, wo noch mildthätige Seelen leben, wie seine gute Schwester Mieken.

„— — Na, hör' man up to lamentieren!" unterbrach ihn Tanten Mieken selbst zu Thränen gerührt: „Mit Amerika is dat nix, dat seh ik in, un, süh, Korlin! vör en rein Hemd un 'nen niegen Rock will ik wol sorgen — aver wat ward noahsten ut di?"

Das wußte er nicht. Es würde schon Rat werden. Ob sie ihn nicht als Kellner anstellen könnte, hier, bei ihr?

„Ne, Korlin, dat is nix vör di!" entgegnete sie gelassen, obgleich sie vollständig den Kopf verloren hatte.

Er saß und stierte vor sich hin, wie jemand der einschlafen will; plötzlich fiel ihm etwas ein: „Wat macht de lütt' Dirn?"

„Welke?" fragte Tante Mieken auf dem Gipfel ihrer Seelenangst.

„Na, min Lütt!"

Da wurde es mit einem Schlage Tag in Tanten Miekens gesunder Vernunft und ihr tapferes Herz gewann wieder festen Boden: „Korlin, du hast ken Kind mihr —"

„Nanu — — is se dot?"

„Ne, Korlin, awerst se is min woren! Hör' mal to, wat ik di to seggen hev, un dat mark di gliek, wenn du'n goden Kirl büst, noahsten will ik vör di sorgen as din Mutting, wenn du mi awerst klok snakst un nich deist, wat ik di seg, denn röhr ik kenen Finger vör di, ok sülbsten nich, wenn de Schandarm kümmt un di instedt." Es dauerte bis nach Mitternacht, was Tanten Mieken zu sagen und Korlin zu hören hatte, dann brachte sie ihn in ein Zimmer neben dem ihren, wo ein gutes Bett stand: „Na god Nacht och, Korlin! un röhg di nich, bet ik di wecken do!"

„God Nacht och, Mieken!"

Sie streichelte ihm das verwüstete Gesicht, schloß ihn ein und legte den Schlüssel unter ihr eigenes Kopfkissen. Korlin, also in Sicherheit, schlief sanft und ruhig in dem Elternhause, nach der langen Irrfahrt bei dem Sturm und schlechten Wetter seines nutzlosen Lebens . . .

Das Brautpaar, welches sich in der Stille der Landpfarre zuweilen sah, freute sich, als es vernahm, daß Tanten Mieken das Bahnhofsrestaurant bereits aufgegeben und nun dabei war, auch den Gasthof zu verkaufen; sie wollte sich in den Ruhestand setzen! Natürlich sollte Platz für sie sein in dem hübschen Haus, welches der frischgebackene Herr Landrat gerade einrichtete, in der Provinzstadt im Oderthal, für seine junge Frau. Doch Tanten Mieken sagte nein: Besuchen, so viel die Leutchen von der alten Tante haben wollten, aber im übrigen kaufte sie ein einstöckiges Häuschen in Friedland, wo man sie nur dem Namen nach kannte; da hatte sie ihre Freiheit und Bequemlichkeit!

Kurz vor der Hochzeit neckte die kleine Frida ganz übermütig Tanten Mieken: Ob sie wüßte, was die Leute redeten? Tanten Mieken trüge Heiratsgedanken auf ihre alten Tage. Ein Individuum mit einem fürchterlichen Bart ginge bei ihr ein und aus. Das wäre am Ende ein Schatz?

Tanten Mieken ereiferte sich: Dummer Schnack! Ob sie nicht alt genug wäre, sich besuchen lassen zu dürfen von einem ehemaligen Schulkameraden, dem es obenein schlecht in der Welt ginge. Für den großen Bart könnte sie nichts. Wer weiß, wo dem armen Kerl der gewachsen wäre!

In dem Pfarrhause auf dem Lande fand in aller Stille die Hochzeit statt. Tanten Mieken that es zwar leid, daß das schöne Brautgewand aus dem Magazin des Herrn Kommerzienrates, schimmernd weiß, wie fließender Mondschein, nicht wenigstens von Neubrandenburg an der süßen, kleinen

Frida bewundert werden konnte; die wußte aber, daß zwei blaue Augen, für sie die ganze Welt, ihre Freude daran hatten: das war ihr genug. Der Himmel und die Sonne verschönten nach Kräften den Tag und Blumen im Überfluß dufteten draußen und in der kleinen Dorfkirche, wo das junge Paar das feierliche Ja sprach, laut und freudig, daß nicht nur der liebe Gott es hörte, sondern auch die Zuschauer vor der Kirchthür. Tanten Mieken, die sich zum erstenmal in ihrem Leben groß that mit ihrem steifen, grauseidenen Kleide und dem vornehmen Bräutigam ihrer kleinen Frida, weinte Freudenthränen in ihr großes Taschentuch von schlesischem Leinen und vergaß dabei, was sie eigentlich nicht hätte vergessen sollen: daß nämlich hinter der Kirchhofsmauer ein Mann stand mit einem verdächtig wilden Bart, schon mehr grau als schwarz, der durchaus das Brautpaar sehen wollte — nur von weitem. Er sah es auch, wie es aus der Kirche trat, und Fridas sanft dunkle Augen, voll von der Weihe des Augenblicks, fielen gerade auf ihn. Da konnte er nicht anders, er mußte nicken, und sie erwiderte den stummen Gruß mit dem Lächeln eines Engels. Der Bärtige wischte sich zwei dicke Thränen ab, aber — denselben Abend lag er sinnlos betrunken auf der Ofenbank im „Kruge“ und schwatzte verrücktes Zeug, daß er der Vater wäre von einer Prinzessin, die heut' Hochzeit machte; daß er beileibe nichts ausplaudern dürfte, sonst sperrte der Gendarm ihn ins Loch. — Zufälligerweise kam Tanten Mieken in vollem Staat darüber hinzu; die packte ihn in einen Wagen und schickte ihn nach Friedland, woher er gekommen war . . .

Nach drei schönen Jahren, gesegnet mit einem reizenden kleinen Buben, frisch und kernig, wie ein echter Märker, aber dunkeläugig, wie die holde kleine Landrätin — kam eines Tages Tanten Mieken mit Sack und Pack in das Provinzstädtchen im Oderthal: Nun wollte sie für gut bei ihrer „lütten Dirn“ bleiben. Da blieb sie auch, bis der liebe Gott sie auch 'mal für sich haben wollte und sie freundlich in seinen Himmel nötigte. Sie lag zum Abschied auf ihrem weißen Bett und der Herr Landrat stand an einer, die kleine Frau mit dem Bübchen an der andern Seite. Sie hatte ihnen zum letztenmal die treue, jetzt welke Hand gereicht und die der kleinen zarten Frau wollte sie garnicht fahren lassen. „Min lütt Dirn,“ hauchte sie, „min leive Fru Landrätin! Du möst mi fixing — — wat verspreken — — ik hev kein Tied mihr — — So, dat is god! — — — Wenn du no Friedland kümmst mit din leiven Landroat und din Jüngling, denn sök di — — dat Grav — — in de Eck von de Kirchhofsmur — — unner de große Linden — — doa liegt din leiv Vatting — — de — — is — — gestorben — —“

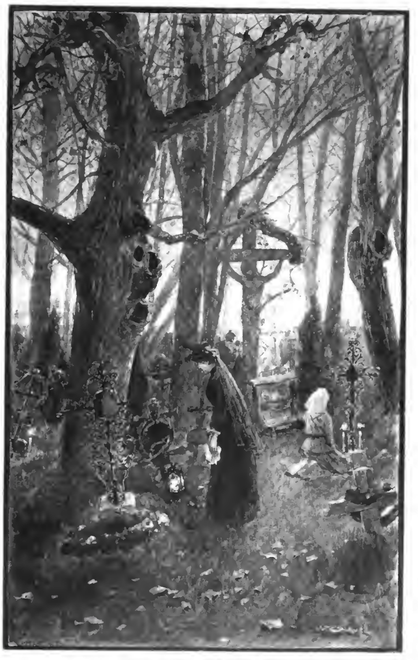
Da fiel der liebe Gott ihr leise in das letzte Wort: „Komm!“ Und Tanten Mieken ging in seine Ewigkeit.

An Allerseelen.

Von Hermann Lingg.

Zum Schlafe liegen hingestreckt,
Mit welkem Laube zugedeckt,
Die Rosen auf der Erde;
Die Lüfte sind so mild und lau,
Der Himmel ist so licht und blau
Als ob es Frühling werde.

Die heim jetzt von den Gräbern geh'n,
Die sprechen auch von Aufersteh'n
Und schau'n ins Abendleuchten,
Indes der Nebel niedertaucht
Und kühl es um die Kränze haucht,
Die noch von Thränen feuchten.



An Allerseelen Gemalt von W. Gause.



Wenn die Hirsche schreien!

Skizze von K. v. Perfall.

(Abdruck verboten.)

Vielgelästerter, vielumwimmerter Herbst, der jedem Griesgram und Weltschmerzler zum Motto dienen muß — grauer Entblätterer, nebelumwallter, feuchtkalter, schwermutschwangerer Todesbote — lass' mich dein Anwalt sein! Verzeih den Kurzsichtigen, hinter kalte Mauern Verbannten, die dir nie in das frische, männlich trotzige Antlitz geschaut und keine Ahnung haben, daß es dasselbe ist, dessen wonniges Lächeln sie vor wenig Monaten entzückte. Die ernste Größe des Vollbrachten verklärt deine Züge, du zerstörst nicht das Werk deiner Jugend, bändigst nur weise den ungezähmten Trieb und bereitest dich vor zu dem geheimnisvollen Schlummer, den sie Tod nennen, um phönixgleich ewig derselbe, von neuer Jugend schwellend, daraus zu erstehen.

Nirgends entfaltet sich so dein strenger Reiz als bei uns im Bergwald, wenn die vielverschlungenen Thäler, über die das Auge schweift, die Schluchten und Halden erglühen im bunten Farbengemisch; die Buchen mit ihren flammenden, sich türmenden Kuppeln, dazwischen die golden flatternden Ahorn, während die beständigen, treuen Fichten und Tannen den ernsten Grundton angeben. Darüber hinaus über das bunte Gewimmel leuchten in unendlicher Klarheit die weißen Felshäupter, Schroffen und Wände. Es ist alles so klar, so fertig, jede Kontur, jede Farbe. Das Klirren des fallenden Ahornblattes ist weithin hörbar, und es fällt, verdrängt von der neuen Knospe voll schlummernden neuen Lebens — wo ist da Tod, Verwesung?

Die anmutig gewundene Bergstraße herab bewegt sich das Geläute der bekränzten Viehherde dem Thale zu. Marei treibt ab von der Alm, in weiter Ferne, zwischen bunten Geländen blitzt die Heimat herauf; mit einem hellen Juchschrei begrüßt sie die schmucke Dirne. Hinter den roten Stirnlöckchen, die unter dem grünen Hut hervorspitzen, spuken keine „Herbstgedanken", „fallende Blätter", — „am Sunta is Kirweih und der Lenz führt sie zum Tanz!" —

Was war das? Ein drohender bestienhafter Ton und doch wie von einem großen Schmerz durchzogen, von den Wänden hallt er wieder. O, ich kenn ihn wohl, den Heißersehnten, er ist kein Todesruf, paßt gar nicht herein in das Verwesungsregister herbstlicher Lyrik, ein wilder, sehnsuchtsvoller Schrei nach Leben und Schaffen ist er, der Brunftschrei des werbenden Berghirsches! Verkündet er anderes wie die schluchzende Nachtigall im Rosenhag zur Maienzeit? — Es ist der Zwölfender vom Lochgraben! Er hielt uns schon eine Woche zum Narren, mich und Jakl, den Jäger, mit dem ich heute Nachmittag ein Treffen ausgemacht auf der Wurzhütte — er träumt wohl in dem dichten Latschenfeld von der lustigen vergangenen Nacht auf der Fürstalm, sonst läßt er sich nicht hören um die Mittagszeit — na, heut' möchten wir auch dabei sein, vielleicht treibt ihn der üppige Traum etwas früher auf zum nächtlichen Stelldichein.

Neuer Eifer, neue Hoffnung belebt mich.

Auf der Wurzhütt' saß der Jakl bei einem Glas Enzian. „Heut' muß er her und wenn wir die ganze Nacht auf der ‚Fürst' zubringen müßten, Vollmond haben wir auch, da kann's net fehlen — hab' ihn schon g'hört in die Grab'n."

Jakl blieb auffallend still bei meiner Anrede, was sonst gar nicht seine Art war, rückte den Hut auf die Seite und kraute sich die braune Stirne. „Halt' nix auf die Schießerei im Mondschein — a betrogenes Spiel — is a net einmal erlaubt nach n'

G'setz — glaub' a gar net, daß wir Mondschein krieg'n heut —"

Er selbst war ein Hauptverfechter der Mondscheinschießerei und hat „woltern" Hirsch, wie er mir schon oft erzählte, bei dieser Beleuchtung geschossen, — so wunderte ich mich baß über sein Bedenken.

„I' mein alleweil s' langt heut a mit der Taglicht'n," sagte er ahnungsvoll, um mich zu beschwichtigen.

Ein behäbiger Bauer kam mit seinem knarrenden Wagerl gefahren und stieg aus auf „eine Halbe." Er kam alle Jahr nur einmal herauf, um auf seiner in der Nähe gelegenen Alm den Abzug zu beaufsichtigen und die nötigen baulichen Vorkehrungen für den Winter zu treffen.

Der „Wurzhütter" begrüßte ihn seinem Viehstand angemessen.

„Nix neues auf der Alm?" fragte der Bauer, den Schweiß vom feisten Nacken wischend.

„Alles in Ordnung! da feit dir nix, Schweinthaler, s' Resei is schon recht," erwiderte, obwohl an ihn die Frage nicht gerichtet, mit einem Anflug von Spott Jakl.

Der Schweinthaler sah unwirsch über die Achsel zu uns herüber, eine mächtige Rauchwolke aus dem Maserkopf paffend. „Ja natürli, du muaßt's ja wissen, s' is ja dein Revier."

„Da hast recht, mein Hauptrevier, s' Herz davon," entgegnete Jakl kichernd.

Der Schweinthaler dampfte noch ärger, daß sein breites Gesicht ganz im Rauch verschwand.

Der Wurzhütter begann, Jakl verschmitzt zulächelnd, vom Viehmarkt in Holzkirchen die vorige Woch', wo der Schweinthaler zwei Kalben verkauft haben soll, wie keine schöneren nie z'sehn war'n und von dem Prozeß, den sein Nachbar an ihn verloren wegen der Waldgrenz'. Da schmunzelte der Bauer, bestellte noch eine Halbe und erzählte alles haarklein von der Kalb'n ihre Eltern und Großeltern, von des Prozesses tiefstem Ursprung, und vergaß dabei ganz auf sein Res'l und den bösen Jakl. Ja, als wir uns, ohne das Ende seiner Erzählung abwarten zu können, auf den Weg machten, warf er uns noch einen derben Glückwunsch zu, „schiaßt's an recht sakrischen Horner!"

„Also heut am Abend fein g'wiß, Jakl!" rief der Wurzhütter meinem Begleiter nach.

„Was ist denn los heut am Abend?" fragte ich, Verdacht schöpfend.

„Na, g'rad a bisl tanzen thuan's — an kloan Abschied feiern von der Alm," erwiderte er verlegen.

Jetzt wußte ich, warum der Mond heute nicht scheinen sollte, und das Schießen nix taugt im Mondschein! Die Res'l kam natürlich auch — das Herz von Jakl's Revier! Aber wirklich rückten dichte Nebelmassen von der Ebene her gegen das Gebirge zu; „wia der Sunnawind sich legt, hab'n wir den Teufel herin auf etliche Tag," brummte er.

Die kühlen Schatten krochen schon die bunten Waldberge hinan, immer höher und höher, und die Wände glühten und sprühten im purpurnen Lichte, eine unaussprechliche Klarheit lag über der Landschaft. Jede einzelne Fichte in ihrer zierlichen Verästelung, jede Schroffe mit ihren mannigfaltigen Spitzen und Spalten war sichtbar; scharf die Schatten, scharf das Licht. In dem unendlich tiefen blauen Äther schwammen lichtverklärte rosige Wölkchen, ein starker weiniger Geruch stieg auf aus der Erde, aus dem raschelnden Laub.

Die Fürstalm stand schon seit einer Woche leer, und das Wildbret hatte davon Besitz genommen, bis vor die Thüre der Hütten kreuzten sich die Fährten — von allen kenntlich die unseres Zwölfenders! Jakl wälzte einen neuen Plan in seinem Innern, sein kleines schwarzes Auge schweifte über die Almfläche und den sie umgebenden aufsteigenden Wald. „Wenn man's wüßt, g'fallet mir glei besser in der Lavin' dort." Er wies auf einen breiten, von Wurzelwerk und Geröll erfüllten Streifen, welcher den Hochwald vor uns der Länge nach von oben nach unten spaltete und als ein gelber Geröll- und Sandstrom in die Alm mündete. „Wenn er heut Nachmittag in die ‚Grab'n' g'schrien hat, müaßt er da durch kommen und zwar um a Viertelstund ender, no' bei licht'n —"

Steine gingen ab auf der entgegengesetzten Seite, zwei Stück Wild tauchten in der Ferne aus einem Graben auf, ich trennte mich ungern von dem Platz.

„Ja die san alleweil z' haben, g'rad als wenn sie's wüßten, aber a guater Hirsch

is an anderes Numero. Probieren wir's in der Lawin', i hab' so a Ahnung," meinte Jakl.

Die Lawine hatte bös gearbeitet, ein Chaos von Felsstücken, Wurzelwerk, abgesprengten Stämmen, dürrem Astwerk, wie es in wilder Willkür nur das Hochgebirge zeigt.

Wir verschwanden ganz in den krausen Formen. Von hoch oben aus den jetzt erkaltenden, einen stumpfen blauen Ton annehmenden Wänden zog er sich herab, der vernichtende Sturz; doch schon arbeitete neues üppiges Leben an seiner Vernarbung.

Der Schwarzspecht kündet Witterungswechsel. „Hab i's net g'sagt!" bekräftigt Jakl. Die schwer gezackten Ahornblätter fallen lärmend von Ast zu Ast, in der Ferne schreit der erste Hirsch!

Jetzt beginnt dieses stille Hoffen, dieses inbrünstige Sehnen, das nur der Jäger kennt. — Die Phantasie webt ihre Bilder — ich sehe ihn durch die Wälder ziehen, den Ersehnten, mir entgegen, — jetzt steht er vor mir in seiner ganzen Herrlichkeit — der Kronenhirsch! Er bricht im Feuer zusammen! Der Stolz! Diese Freude! Was wird Marie dazu sagen und die Kinder und der Stammtisch! — Dann das Geweih! Links über dem Bilde ist ihm schon lange der Platz bestimmt. Mich friert, die Zähne schlagen aufeinander. Ist es wirklich so kalt geworden? Oder machen es diese aufregenden Gedanken? Dabei verschwimmen immer mehr die Konturen ringsumher, vertiefen sich die Schatten, und in dem schmalen Himmelsblau über mir blitzt schon ein Stern.

„Da hast du's mit deiner Lawin'," sage ich ärgerlich.

„Hab's a," erwidert Jakl. „Hören 's ihn?"

Ich horch mit offenem Munde. — — Jetzt — ja das war er, ein kurzes Trenzen — man hörte es ordentlich, er kam im Trab heran — dann wieder alles still — nur noch zehn Minuten Schußlicht und er gehört uns! Die Minuten werden zu Sekunden, ein gefährliches Frösteln stellt sich ein — einmal probiere ich das Korn, gerade geht's noch. „Schrei ihn an, Jakl!" flüsterte ich. Jakl zog den Schnecker aus dem Rucksack: „War mir lieber, er kam so," — da höre ich's wieder brechen — himmlische Musik! Dem Laut nach kommt er in nächster Nähe und im nächsten Augenblick. — Da schreit ein Hirsch auf der Alm unten — das Knacken verstummt sofort. „Sakra, jetzt wird's kritisch — richten's ihna." Jakl stößt kurz in den Schnecker, er macht nur eine Drehung des Tones; da erschallt schon zornige Antwort, jetzt bricht und kollert es rücksichtslos.

„Seh'n scho," flüstert Jakl, „beim Ahorn dort rechts vom großen Stoan, lassen's 'n nur 'raus auf d' frei'n."

Das Frösteln hört auf, der ganze Mensch ist nur Auge — jetzt tritt er heraus, hoffend, mit den hinteren Läufen zornig schlagend, uns fest im Auge, die Urheber des Tones, der ihn so erregte. Er täuscht sich um keine Linie in der Richtung; wir wagen kaum mehr zu atmen, nur die Spielhahnfeder aufs Jakls Hut flattert verdächtig im Abendwinde. Jetzt auffahren ist gefährlich — ob er's aushält? — Eine Wendung genügt und er ist verloren — wenn nur der unten auf der Alm . . . Als ob er meinen Wunsch gehört — ein langgezogenes Gegröhle tönt herauf — jetzt gilt's!

Der Zwölfer wendet sich darnach — der Schuß blitzt auf — „hat'n schon," ruft Jakl.

Der Hirsch bricht vorne zusammen — kein besonderes Zeichen, — rasch wieder auf und einen Haken geschlagen — die zweite Kugel wirft ihn auf den Hals — jetzt ist er mein! Nach seinem alten Prinzip „so lang sich was rührt, schiaß'n!" gibt ihm Jakl, der rasch dazu gesprungen, den Gnadenschuß. „I gratulier! der Zwölfer!"

Er hob den Grind auf, die dreifache Krone blitzte mir entgegen im Mondschein, der sich jetzt emporrang über den schwarzen Fichten. Von der Wurzhütte tönen die Klänge der Ziehharmonika und Juchschrein herauf. Jakl bricht eilig den Hirsch auf, unter ständigem Aufzählen ähnlicher Fälle — „bei dem Mondlicht hätten wir ihn alleweil derschossen, — nachgeben hätt' er gar nie," — und auch ich erzähle, und keiner hört dem andern zu. Ein roter Strom rieselt unter den blutigen Händen über den weißen Stein — wie heiß, wie voll Lebensdrang noch eben! — Woher die grausame Lust, warum die stolze Freude, der Triumph! Müßige Frage — sie erfüllt mich ganz, sie erfüllte den ersten

Menschen vor der ersten Beute, sie ist so alt wie er.

Zögernd verlasse ich das mit Bruch bedeckte Wild, das Geweih wächst riesengroß im weißen Mondenlicht. — Doch Jakl springt schon weit voraus. Das kann gut werden heute Abend — die Res'l — der Alte! Im weißen Mondlicht flimmert die Alm — verdorben die schöne, frische Liebesnacht! Kein Hirschschrei, kein Wildbret weit und breit.

Die Wurzhütte wankt unter dem Getrampel der Tanzenden, der enge rußige Raum ist dicht gefüllt, in der Ecke ein paar Alte, in der Mitte der Schweinthaler mit leuchtend rotem Gesicht. Die Geschichte des Prozesses war gar lang, und der Wurzhütter hörte so andächtig zu und füllte so fleißig den Humpen.

Das junge Volk stampft den Boden, die grellfarbigen Röcke der Dirnen drehen sich in buntem Kreisel — die alte Geschichte dort auf der Alm, hier in der Hütte, auf deren Dach die welken Blätter rascheln. Aus den Augen Jakls leuchtete der Triumph.

„Haben's 'n d'erwischt?" fragt der Wurzhütter.

„Ja wohl," entgegnet scharf der Jäger, sich der Büchse und des Rucksackes entledigend.

„Das freut mi, Jakl!" ruft eine weibliche Stimme aus den sich drehenden Paaren.

„Res! Na jetzt — Loisl laß mir's g'rad einmal 'rum."

Der Bursche trat sie willig dem Jäger ab; eine stramme Dirn, schwarzgezöpft. — Hei, das ging! Ein Schaukeln und Scherzen, ein Drehen und Wenden! Jakl war Meister im Tanzen, die Hand, welche die Hüften der Res'l umspannte, war noch rot vom Hirschblut.

Der Schweinthaler hat dem Tiroler schon zu stark zugesprochen, er disputiert und qualmt und sieht nicht mehr recht, mit wem seine Resei tanzt. Eine dicke heiße Wolke von Staub und Rauch erfüllt den Raum, läßt alles nur mehr nebelhaft verschwommen erscheinen, auf dem großen glühenden Ofen dörrt der Enzian, scharfen Duft verbreitend.

Als ich von Jagdglück, Hitze und Tumult betäubt mein Heulager aufsuchte, stand der Mond über den bleichen Schroffen und dem schwarzen Wald, um die Hütte flüsterte es, kicherte es, der Schweinthaler stolperte auf dem steinigten Weg bergauf und rief vergeblich nach seiner Res.

„Wird halt schon voraus sein auf d' Alm, is gar so viel besorgt, s' Resei," höhnte der Wurzhütter.

Von der Hochalm herab grölte ein Hirsch. —

Nie altert die Natur. — Unter Blüten, unter welken Blättern, unter Schnee und Eis erbebt ihr ewig junger Leib von Liebeswonne und Schaffensdrang.



Widmung.

(Abdruck verboten.)

Wär ich verirrt an der Welten End',
O Mutter mein,
Ich weiß, weß' Liebe mich dennoch fänd'.

Und wäre die tiefste See mein Grab
O Mutter mein,
Ich weiß, weß' Thränen kämen herab.

Und wär ich verdammt mit Fug und Recht,
Ich weiß, weß' Beten mir Gnade brächt!
O Mutter mein!

(Nach dem Englischen Rudyard Kipling's.) J. St.

Auf der Lauer. Nach dem Gemälde von D. Galdmann.

Die bildenden Künste unter den Hohenzollern
in der Zeit vor dem Großen Kurfürsten.

Von Paul Seidel.

(Abdruck verboten.)

Eine zusammenhängende Geschichte der Kunst in älterer Zeit unter den Hohenzollern gibt es nicht; es gibt nur eine Geschichte der Beziehungen der einzelnen Vertreter dieses Herrscherhauses zu den Künsten. Das was die Bürgerschaft Berlins in alter Zeit z. B. im Vergleich mit den Hansastädten für die Kunst gethan hat, ist nicht bedeutend und mit der Beschreibung einiger Kirchen und Grabdenkmäler fast erschöpft, und was von den letzteren von größerem künstlerischem Werte ist, bezieht sich auch fast ausnahmslos auf kurfürstliche Beamte, welche dem Vorbilde ihrer Herren nacheiferten. Es soll hiermit kein Vorwurf gegen das alte Berlin ausgesprochen, sondern nur angedeutet werden, daß die Bedeutung Berlins auch auf diesem Gebiete nur darauf beruht, daß es von den Hohenzollern zu ihrer Residenz erwählt wurde. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts entwickelt sich in Berlin ein selbstständiges Kunstleben auf breiterem Boden, welches in Daniel Chodowiecki seinen bedeutendsten Vertreter fand. Er war der erste Künstler, welcher unabhängig vom Hofe das künstlerische Bedürfnis der Berliner Bürgerschaft und namentlich der litterarischen Kreise zum Ausdruck brachte. Ein weiteres Zeichen der selbständigen Entwickelung in diesen Kreisen war auch das Entstehen einer Reihe von privaten Kunstsammlungen, über deren Bestehen es uns aus älteren Zeiten an jeder Nachricht gebricht. Dieser Mangel einer breiteren Grundlage für die Kunst beweist schon, daß von einer Geschichte der Kunst unter den Hohenzollern eigentlich gar nicht geredet werden kann, sondern es handelt sich nur um eine Sammlung von Notizen über die von den Fürsten in ihren Dienst gezogenen Künstler und deren Arbeiten, sowie über die Kunstsammlungen in den Schlössern. Von einem Bestreben, die Allgemeinheit für die Kunst zugänglich zu machen, die Bildung weiterer Kreise durch sie zu heben, kann erst seit dem Großen Kurfürsten und namentlich seit seinem Nachfolger durch die Gründung der Akademie die Rede sein, aber diese viel versprechenden Anfänge gingen unter Friedrich Wilhelm I wieder zu Grunde, um erst an der Wende unsers Jahrhunderts wieder zu neuem Leben erweckt zu werden. —

Die uns erhaltenen Kunstwerke der ältesten Zeit kann man im großen und ganzen in zwei Gruppen teilen: Grabdenkmäler und Bildnisse.

Aus ihrer süddeutschen Heimat brachten die Hohenzollern einen ausgebildeten regen Sinn für den würdigen Schmuck ihrer Kirchen und Grabstätten mit, wenn auch dieser Sinn in der ersten Zeit der neuen Heimat nicht zu gute kam. So leicht lösten sich die neuen Herrscher der Mark nicht von der alten Heimat los und so haben sich auch die drei ersten Kurfürsten ihre Grabstätte noch in der Münsterkirche zu Heils-



Abb. 1. Totenschild Friedrichs II mit der Kette des Schwanenordens. In der Münsterkirche zu Heilsbronn i. J. 1471 aufgehängt.
Aus Berner: „Geschichte des Preußischen Staates“ (Verlagsanstalt Bruckmann, München).



Abb. 2. Kurfürst Joachim I im 45. Lebensjahre.
Nach dem Gemälde von Lukas Cranach in der Kanzleibibliothek zu Bayreuth.
Aus Berner: „Geschichte des Preußischen Staates“ (Verlagsanstalt Bruckmann, München).

bronn gewählt. Von dem reichen Schmuck dieser Kirche hat sich wenig erhalten, und erst in diesem Jahrhundert sind infolge der Anregung des Grafen Stillfried Alcantara die Überreste gesammelt, renoviert und würdig aufgestellt.

Vorzügliche Bildnisse des ersten Kurfürsten Friedrichs I († 1440) und seiner Gattin Elisabeth von Bayern befinden sich auf den Flügelthüren eines Altarschreines, welcher sich früher in der Kirche zu Cadolzburg, jetzt aber im Hohenzollernmuseum befindet. Die Cadolzburg war ein Lieblingsaufenthalt dieses nach jeder Richtung hin hervorragenden Mannes, und hier ist er auch gestorben, während seine Leiche in der Münsterkirche zu Heilsbronn ihre letzte Ruhe fand. Es entspricht einer alten, auch von den Hohenzollern vielfach geübten Sitte, auf den von ihnen gestifteten Altarbildern sich als Donatoren knieend anbringen zu lassen. Ebenso verbreitet war die Sitte, über der Grabstätte eine Gedächtnistafel oder ein Totenschild aufzuhängen, welche oft von künstlerischem Werte sind. So wird der Totenschild Kurfürst Friedrichs II in Heilsbronn (siehe Abb. 1) von einigen dem Martin Schongauer, von anderen Bartholomäus Zeitblom zugeschrieben, und nach Stillfried rührt der schöne Totenschild Albrecht Achills († 1486) von Michel Wohlgemuth her. Durch die Gründung des Schwanenordens am 29. September 1440 durch Friedrich II wurde die Sitte der Totenschilder sehr gefördert, denn jedes Mitglied wurde durch die Statuten verpflichtet, Vorsorge dafür zu treffen, daß nach seinem Tode das Wappen mit dem Ordenszeichen und Todesdatum an den Propst der Ordenskirche bei Brandenburg eingesendet werde, um dort zur Erinnerung aufgehängt zu werden. Man kann sich denken, welch' farbenprächtiges Bild das Innere einer solchen Kirche mit der Zeit gewährte; leider hat sich in Brandenburg von diesen Erinnerungen an den Orden nichts erhalten als ein Meßgewand, in welchem das kurfürstliche Wappen und die Ordenskette eingestickt sind. Kurfürst Albrecht Achilles gründete die Abteilung süddeutscher Zunge des Ordens und wahrscheinlich im Zusammenhange damit den Schwanenordensaltar in der St. Gumpertskirche zu Anspach, eine vorzügliche Arbeit, auf der ebenfalls die Bildnisse des Kurfürsten und seiner Familie dargestellt sind. Leider haben sich Grabdenkmäler dieser ersten Kurfürsten nicht erhalten und nur das Grabmal der zweiten Gemahlin Albrecht Achills, der Kurfürstin Anna von Sachsen, bilden noch heute eine Hauptzierde der Münsterkirche zu Heilsbronn.

Während diese drei ersten Kurfürsten noch nicht so mit der Mark verwachsen waren, daß sie im Leben und Tode ihren dauernden Aufenthalt dort nahmen, ist Johann Cicero († 1499) der erste, welcher sich ganz in der Mark niederließ und auch dort, im Kloster Lehnin, beigesetzt wurde, von wo sein Leichnam später nach Berlin übergeführt ist. Damit beginnt die Reihe der Hohenzollern, welche auf dem Gebiete der Kunst für Berlin von Bedeutung sind, und wir finden die Kunstdenkmäler, deren Besprechung uns obliegt, von jetzt an hauptsächlich in der Mark und nicht mehr in Süddeutschland. Johann Cicero hat sich ein besonderes Verdienst durch die Gründung der Universität Frankfurt a. O. erworben, welche aber erst von seinem Sohne Joachim I († 1535) zu Ende geführt wurde. Mit Joachim I Nestor treten wir zuerst in den Kreis der Kunstblüte ein, welche sich in enger Verbindung mit der Reformation in Sachsen entwickelte. Wenn auch Joachim selber der Reformation feindlich gesinnt war, so war er es doch nicht dem Hauptkünstler derselben, Lukas Cranach. Dafür zeugt allein schon das schöne Bildnis Joachims, welches Cranach im Jahre 1529 gemalt hat und welches sich heute in der Kanzleibibliothek zu Baireuth, der ehemaligen Handbibliothek der brandenburgischen Markgrafen, befindet (siehe Abb. 2). Ein wahrer Mäcenas aber war der Kunst seiner Zeit gegenüber der Bruder Joachims, der Kardinal und Erzbischof von Mainz, Albrecht von Brandenburg. Er kann auch als ein besonderer Protektor Cranachs gelten, denn eine ganze Reihe Porträts Albrechts sind von dessen Hand erhalten, von denen wir hier das schöne Bild im Berliner Museum hervorheben,



Abb. 3. Der große Kardinal: Kardinal Albrecht von Brandenburg. Nach einem Kupferstich von Albrecht Dürer vom Jahre 1523.

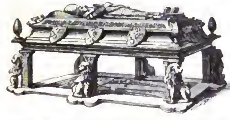


Abb. 4. Grabmal Kurfürst Johanns in der Domkirche zu Berlin. Von Peter Vischer. Aus Berner: „Geschichte des Preußischen Staates“ (Verlagsanstalt Bruckmann, München).

auf dem der Kardinal als heiliger Hieronymus in der Wüste dargestellt ist, ein Bild, was Cranach mehrfach wiederholt hat. Ein anderes Bildnis des Kardinals befindet sich ebenfalls im Berliner Museum, und ist von Cranach selber durch einen Kupferstich vervielfältigt. Mit Albrechts Namen verbinden sich überhaupt die besten Künstlernamen jener Zeit. Albrecht Dürer



Abb. 6. Medaille auf Markgraf Albrecht van Brandenburg, ersten Herzog van Preußen, 1526. (Germanisches Museum.)



Abb. 5. Bildnis Kurfürst Johanns auf der Deckplatte seines Grabmals in der Domkirche zu Berlin. Von Peter Vischer. Aus Berner: „Geschichte des Preußischen Staates" (Verlagsanstalt Bruckmann, München).

hat zwei vortreffliche Porträts nach ihm gestochen, von denen namentlich der sogenannte „große Kardinal" eines seiner berühmtesten Blätter ist (s. Abb. 3). Eines der eigenartigsten Kunstwerke aus jener Zeit, welches ebenfalls für Albrecht von Brandenburg angefertigt wurde, ist die berühmte Tischplatte von Hans Sebald Beham aus dem Jahre 1534, welche sich heute nicht mehr in Deutschland, sondern im Louvre in Paris befindet. Allerdings ist sie schon aus dem Besitz des Kardinals Mazarin in die Sammlung Ludwigs XIV. gekommen. Die Platte ist in vier Felder geteilt, auf denen Szenen aus dem Leben Davids zur Darstellung gebracht sind, während die Zwischenglieder mit den Schildern des brandenburgischen Wappens geschmückt sind. Auf der Darstellung von David und Bathseba sehen wir den Kardinal selber inmitten seines Gefolges dargestellt, ein Platz, welchen er sich wohl mit Absicht ausgesucht hat, wenn es wahr ist, daß in der Bathseba seine schöne Geliebte, Margarete Ridinger, abgebildet ist. Auf einer andern Abteilung hat sich Beham in langem Pelzmantel selber dargestellt, wie er auf eine Tafel zeigt, auf der eine Widmung dieses seines Hauptwerkes an den Kardinal geschrieben steht. Schon in früherer Zeit hatte Hans Sebald ein Gebetbuch für den Kardinal mit Miniaturen geschmückt, welches heute in der Schloßbibliothek zu Aschaffenburg aufbewahrt wird.

Schon zwanzig Jahre vor seinem Tode, im Jahre 1525, ließ sich der Kardinal von dem berühmtesten Metallkünstler seiner Zeit, von Peter Vischer in Nürnberg, ein Grab-

denkmal in der Stiftskirche zu Aschaffenburg herstellen, auf dem sein Bildnis über Lebensgröße und in vollem geistlichen Schmucke dargestellt ist. Albrecht von Brandenburg veranlaßte jedenfalls auch seinen Bruder Joachim I in dieser Zeit, ihrem Vater ein Grabdenkmal zu setzen, welches ebenfalls Peter Vischer anvertraut wurde, aber erst von dessen Sohne Johannes im Jahre 1530 zu Ende geführt worden ist. Ursprünglich im Kloster Lehnin aufgestellt, wurde es später mit der Leiche in den alten Berliner Dom übergeführt, von wo es Friedrich der Große wieder in die von ihm neu erbaute Kirche bringen ließ. Dieses Grabmal Kurfürst Johanns ist das bedeutendste bildnerische Denkmal dieser Zeit, welches Berlin besitzt (s. Abb. 4 und 5).

Auch im höchsten Norden Deutschlands, in Königsberg, fand die Cranachsche Kunst in Herzog Albrecht, dem Vetter Joachims I und dem Begründer der Universität in Königsberg, einen eifrigen Förderer (s. Abb. 6). Es sind uns Teile eines regen Briefwechsels dieses Hohenzollern mit dem Wittenberger Künstler aufbewahrt, welcher sich nicht nur auf die Kunst, sondern auch auf die damaligen politischen Verhältnisse bezieht. Auch mußte ihm Cranach die neuesten litterarischen Erscheinungen besorgen, und der „Bibeldrucker“ Hans Lufft wurde wahrscheinlich durch seine Vermittlung vermocht, in Königsberg eine Druckerei einzurichten.

Herzog Albrecht hatte eine Sammlung von Bildnissen „aller hohen Potentaten und fürstlichen Personen“ angelegt, für welche Cranach viele Beiträge lieferte. Auch die Bildnisse Luthers und Melanchthons muß er in ganzer Figur nach Königsberg senden und einmal erhält er die Bestellung auf einen „Herkules, welcher einen nackenden Kerl zu Tode drückt.“ Im Jahre 1552 sendet der Herzog ein junges Landeskind, Heinrich Königswieser, an Cranach, um ihn in der Malerei ausbilden zu lassen: „So wir aber Jme zu solchem in deutscher Nation nirgent füglicher zu helfen wyssen,

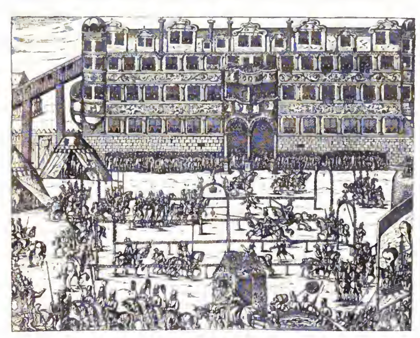


Abb. 7. Schloßbau Joachims II.



Abb. 8. Kurfürst Johann Georg. Nach einem gleichzeitigen Holzschnitt von Peter Hille. Aus Berner: „Geschichte des Preußischen Staates“ (Verlagsanstalt Bruckmann, München).

wenn durch eure person.“ Königswieser trat dann bei Lucas Cranach d. J. in die Lehre und im Jahre 1555 kann dieser über ihn berichten, daß er soviel gelernt habe: „daß er für ein jungen Gesellen wohl bestehen wird und wird noch auch besser werden, so er also fortfährt.“ Bilder der Cranach und ihrer Schule finden sich noch heute in Königsberg und Preußen nicht selten.

Während wir über Cranachs Thätigkeit für Königsberg manche dokumentarische Beweise haben, sind uns als Zeugen seiner Thätigkeit für den Sohn und Nachfolger Joachims I, Kurfürst Joachim II († 1571), nur seine zahlreichen Werke im Königlichen Besitze, aus dem sie zum größten Teil in die Museen übergegangen sind, geblieben. Nur soviel geht aus einem sonst für uns unwichtigen Schreiben vom Jahre 1541 hervor: „das der Bürgermeister Lukas maler, uff erforderung des Churfürsten zu Brandenburgk In der Margk wäre.“ Ihren ursprünglichen Platz hatte ein Teil der von Cranach für Berlin gemalten Bilder in der alten Schloßkapelle. Es handelt sich hierbei jedenfalls um die Darstellungen von Adam und Eva und um die neun großen Darstellungen aus der Leidensgeschichte Christi, aus den Jahren 1537 und 1538, welche sich heute zum Teil im Museum, zum Teil im Berliner Schloß befinden, denn die

Darstellung des Brunnens der Jugend und der verschiedenen Venusbilder wird kaum an so heiliger Stelle einen Platz gefunden haben. Auf dem Jungbrunnen werden von links alte gebrechliche Weiber auf allen möglichen Fuhrwerken durch ihre Männer zu dem heilkräftigen Wasser gebracht, aus dem sie zur Linken verjüngt emporsteigen, um sich schön geschmückt mit jugendlichen Rittern den Freuden des Lebens hinzugeben, während die altgebliebenen Männer zur Rechten das Nachsehen behalten.

Über die Bauthätigkeit der ersten Kurfürsten sind wir im einzelnen nur notdürftig unterrichtet; von dem Schloßbau Joachims II hat sich aber eine Abbildung erhalten, welche uns wenigstens eine ungefähre Vorstellung von dem damaligen Aussehen des Schlosses gibt (s. Abb. 7). Dieser erste Renaissancebau in Berlin wurde von Caspar Theiß an dem heutigen Schloßplatz errichtet und erstreckte sich, flankiert von zwei Türmen, von der Spree bis zum zweiten Portal an dieser Seite. Der eine dieser Türme hat sich auch in dem Umbau Schlüters noch erhalten. Interessant ist es aus der Abbildung zu sehen, daß die Fassade dieses Baues reich bemalt war. Im Innern hat sich aus dieser Zeit nur ein großer, reich verzierter Bogen erhalten, welcher den Durchgang vom Eckzimmer des zweiten Stockwerkes nach dem Zimmer des ebenerwähnten Turmes einfaßt. Auf diesem Bogen sind auch die Reliefbildnisse Joachims und seiner Gattin angebracht. Caspar Theiß ist auch der Erbauer des Jagdschlosses Grunewald, welches im großen und ganzen seinen Charakter so ziemlich beibehalten hat. Hier hat Joachim seinem Baumeister jenes originelle Denkmal errichtet, auf welchem er selber Theiß den Willkomm bietet, indem er das kleine Gefäß, welches der Steinmetz Kunz Buntschuh darbietet, spöttisch zurückweist: „Theiß, es gilt.“ steht auf dem Willkomm, die Unterschrift aber lautet:

„Casper Theys was sal die kleine flas
Di Concz Buntschug hot in der Tas.
Dieser Wilkum mus zuvor heraus,
Sunst wurt ein solchger Lerman traus.“

Das Relief ist jedenfalls ein Zeichen für den jovialen Ton, in welchem der Kurfürst mit seinen Künstlern zu verkehren liebte.

Die Prachtliebe Joachims II veranlaßte eine Aufblüte der Kunst in Berlin. Die Goldschmiede hatten zahlreiche Aufträge und es sind uns aus dieser Zeit schön gegossene Medaillen erhalten, welche in reicher Fassung von den Fürsten verschenkt wurden, um an Ketten um den Hals getragen zu werden. Unter Joachim II wird ein eigner Hof-



Abb. 9. Alchymistisches Laboratorium.
Aus Berner: „Geschichte des Preußischen Staates“ (Verlagsanstalt Bruckmann, München).

maler erwähnt und auch der Ursprung der Kunstsammlungen des Königlichen Hauses ist in diese Zeit zu verlegen, denn es wird vom Kurfürsten gesagt: „Er ließ in der Fremde künstliche Sachen verfertigen und sandte Leute aus, die ihm Seltenheiten und merkwürdige Dinge ankaufen mußten.“

Unter dem Nachfolger Joachims II, Johann Georg, † 1598 (s. Abb. 8), sind es zwei Gestalten, welche besonders unser Interesse fesseln: Leonhard Thurneysser vom Thurn und der Graf Rochus zu Lynar. So verschieden beide sonst untereinander sind, so haben sie das gemeinsam, daß sie sich für die Entwickelung der Kunst in Brandenburg außerordentlich verdient gemacht haben.

Als Leonhard Thurneysser im Jahre 1570 in Frankfurt a. O. den Kurfürsten Johann Georg kennen lernte, hatte er bereits eine bewegte Vergangenheit hinter sich. Als Sohn eines Goldschmieds in Basel geboren, lernte er die Kunst seines Vaters, legte sich aber besonders auf das Studium der Naturwissenschaften. Im Jahre 1548 entfloh Thurneysser Schulden halber aus seiner Heimatsstadt und führte von jetzt an ein unstätes Wanderleben durch ganz Europa und den Orient, bald als Soldat unter Albrecht Alkibiades von Brandenburg-Kulmbach, bald als Goldschmied und Bergmann. Seinen vielseitigen Kenntnissen gelang es, die Ausbeutung der Minen im oberen Innthal zu großer Blüte zu bringen und auch am Kaiserlichen Hofe in Wien gelangte er zu hohem Ansehen. Durch Mißgunst schließlich wieder von hier vertrieben, kam er nach Frankfurt a. O., um in der weitberühmten Eichhornschen Druckerei seine naturwissenschaftlichen und medizinischen Werke erscheinen zu lassen. Eine glückliche Kur an der Gemahlin Johann Georgs führte ihn in die Dienste dieses Kurfürsten und nach Berlin, wo ihm die von den Mönchen verlassenen Räume des Grauen Klosters zu Laboratorien (s. Abb. 9), Druckerei &c. eingeräumt wurden. Hier interessiert uns weniger seine umfangreiche Thätigkeit als Arzt und Naturwissenschafter, welche ihn durch ganz Europa bekannt machte, als seine Gründung einer großartigen Druckerei, für deren Zwecke er zahlreiche namhafte Maler, Holzschneider, Kupferstecher &c. in seine Dienste nahm. Thurneysser rühmt sich selber, der Schüler von Martin Heemskerk und Frans Floris gewesen zu sein, jedenfalls hatte er einen ausgebildeten Sinn für den Wert der Kunst. Fabriken für kunstvolle Gläser und Krüge, sowie eine Teppichweberei entstanden unter seiner Leitung, und im Kunstgewerbemuseum zu Berlin wird noch ein mit



Abb. 10. Johann Sigismund.
Aus Berner: „Geschichte des Preußischen Staates“ (Verlagsanstalt Bruckmann, München).

seinem Wappen geschmückter Teppich aufbewahrt, welcher wahrscheinlich dieser Berliner Fabrik entstammt. Durch alle diese Unternehmungen hat Thurneysser eine große Bedeutung für die sich damals entwickelnde Kultur in Berlin, leider nahm alles mit ihm selber ein unrühmliches Ende.

Obwohl der Graf Lynar gleichfalls weit gewandert war und viel versucht hatte, bevor er in Brandenburg für sich und seine Familie eine neue Heimat fand, so ist er doch eine ganz andere Erscheinung wie der in vielen Beziehungen charlatanartige Thurneysser. Graf Roch Guerini zu Lynar entstammte einem vornehmen Geschlecht im Gebiete von Florenz und erhielt seine Ausbildung zusammen mit dem späteren Großherzoge Cosimo I von Toscana und später an dem Hofe von Ferrara. Bei seinen künstlerischen Neigungen können wir darauf schließen, daß bei dieser Erziehung die Bildung der Renaissance ihn ganz erfüllte, wenn auch das Hauptgebiet seiner Thätigkeit der Festungsbau und die Ingenieurkunst wurde. Aus Furcht vor der Blutrache, welche ihm wegen eines Vergehens seines Vaters drohte, floh Lynar 1542 nach Frankreich, wo er sich am Hofe Franz' I und in mehreren Kriegen vielfach auszeichnete, so daß er es bald zu dem Range eines Generalinspekteurs aller Festungen brachte. Seine nahen Beziehungen zu den Hugenotten zwangen Graf Roch Frankreich zu verlassen und Beschäftigung in der Pfalz und Kursachsen zu suchen, von wo er 1578 in brandenburgische Dienste trat, wo seine Verdienste als Festungsbaumeister weitgehende Anerkennung fanden. Alles was wir von Lynar namentlich aus seinem und seiner Gattin Tagebüchern wissen, atmet ebenso wie seine Bauten schlichte Vornehmheit; an höherem künstlerischen Schwunge mangelt es seinen Werken, dagegen liegt das Hauptgewicht in der Einfachheit der Konstruktion und der Solidität der ganzen Anlage seiner Bauten. Gewinnend und bezeichnend für ihn ist das Selbstbewußtsein, mit dem er seine Standesehre vertrat, als er von seinen adeligen Genossen wegen seines bürgerlichen Berufes geschmäht wurde: „Deshalb bekenne ich freilich, daß ich nicht allein mich für einen Baumeister ausgebe, sondern mir auch solches zu großen Ehren und Ruhm achte und Gott dem Herrn für solche Gnade nicht genug



Abb. 11. Der Große Kurfürst als zwölfjähriger Knabe. (Nach dem Originalbilde im Kgl. Schloß zu Berlin.)

zu danken wisse, in Betrachtung, solche Gabe und Kunst seltsam, in Krieg und Frieden hochnötig und dann einem Ritter und Kriegsmann so ehrlich und rühmlich ist, daß in Italien, wie der Land Art und des Kriegs Erfahrene wohl wissen, nicht allein der vom Adel, sondern auch die fürnembsten Fürsten und Herren sich darin wissentlich und zu Ruhm üben und gebrauchen lassen." Eine solche Sprache klingt erfreuend und erfrischend aus dem Munde eines vornehmen Mannes jener Zeit, welcher die besondere Gunst seines Herrn sich zu erwerben wußte.

In der Nikolaikirche zu Spandau errichtete sich Lynar noch zu seinen Lebzeiten ein Grabdenkmal, welches zu den schönsten Skulpturwerken gehört, welches die Mark aus alter Zeit aufzuweisen hat. Leider ist der Name des Künstlers nicht mehr nachzuweisen, jedenfalls müssen wir ihn nicht unter den in Berlin ansässigen Künstlern suchen, sondern es ist anzunehmen, daß die reiche Bildhauerarbeit von einem fremden Künstler, vielleicht aus Sachsen, gearbeitet worden ist. Graf Roch ist der Stammvater eines noch heute blühenden Grafen- und

Fürstengeschlechtes geworden, und wir müssen ihn zu einem der edelsten Vertreter jener wandernden Künstler und Gelehrten von oft recht eigentümlichem Gebaren rechnen, welche für die Kultur, namentlich der nordischen Reiche, oft von großer Bedeutung gewesen sind.

Von den Beziehungen der Nachfolger Johann Georgs zu den bildenden Künsten ist wenig zu melden. Unter Johann Sigismund, † 1619 (s. Abb. 10), gelangte das kunstfeindliche reformierte Bekenntnis wenigstens in den oberen Schichten der Gesellschaft zur Herrschaft und es ist wohl mehr zerstört als neu geschaffen worden. So wissen wir z. B., daß der Kurfürst die alte Domkirche ihres Schmuckes entkleiden ließ und vierundzwanzig Ölgemälde daraus an den Kammerjunker von Burgsdorf auf seine Bitte schenkte, welcher sie in der Kirche seines Gutes Ziethen aufhängen ließ, wo sie leider 1833 durch Brand zu Grunde gegangen sind.

Bemerkenswert ist noch, daß uns aus dieser Zeit, vom Jahre 1603, das erste Verzeichnis einer Kunstkammer erhalten ist. Der Inhalt der Kunstkammer bestand namentlich aus Silbergerät, im Gesamtgewicht von ca. 1000 Pfund, aus Schmucksachen und Kleinodien aller Art, sowie aus Elfenbein- und Bernsteinarbeiten. Im dreißigjährigen Kriege scheint diese erste Kunstkammer vollständig verloren gegangen zu sein, denn in späteren Inventaren ist kein Stück dieses ersten Verzeichnisses mehr nachweisbar.

Johann Sigismunds Nachfolger, Georg Wilhelm († 1640), der Vater des Großen Kurfürsten, hatte entschiedenen Sinn für die Kunst, aber die Wirren und Drangsale des dreißigjährigen Krieges haben diese Neigungen wenig zur Entfaltung kommen lassen. Vor dem Antritt der Regierung hatte er schon als Statthalter in Cleve (1614—1617) Antiken gesammelt, wie sie bei den Ausgrabungen zu Tage gefördert wurden, und es ist uns ein Verzeichnis seiner römischen Münzen, Gemmen und Bronzen erhalten. Bei dem Mangel an Mitteln und bei der Unsicherheit der politischen Verhältnisse verfiel alles, was an künstlerischer Bildung in Berlin hätte Wurzel schlagen können. Ein vereinsamtes Zeichen von Kunstliebe finden wir dagegen in dieser Zeit im Berliner Bürgertum, denn das Ribbecksche Haus vom Jahre 1624 in der Breiten Straße, heute mit dem königlichen Marstall vereinigt, ist ein Zeichen dafür, daß wenigstens in der ersten Zeit des dreißigjährigen Krieges noch künstlerische Kraft in Berlin vorhanden waren.

Der Tod Georg Wilhelms ist ein bedeutsamer Wendepunkt in der politischen und Kulturgeschichte Brandenburgs, denn mit ihm kommt Friedrich Wilhelm der Große (s. Abb. 11) zur Regierung, welcher den Grundstein zur Größe Preußens auf allen Gebieten und nicht zum mindesten auf dem der Kunst gelegt hat.



irchhofsrosen.

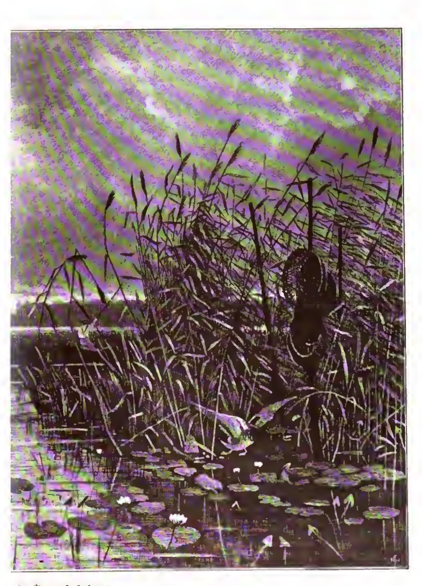
Von Hans Hoffmann.

„Getrost, die Schmerzen stillt die Zeit,
Die jetzt so tiefen, hoffnungslosen,
Getrost, der Frühling ist nicht weit,
Und auch auf Gräbern wachsen Rosen.“

Macht auch verdorrte Bäume grün
Der Lenz mit seinem Zauberstabe?
Und wenn auch Rosen wieder blühn,
Sie blühen doch auf einem Grabe!



Herbstdämmerung. Nach dem
Nach einer Radierung im Verlage



r Gemälde von H. Kohnert.
· von Stiefbold & Co., Berlin.



Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Ein Buch, das bereits in dritter Auflage vorliegt, gehört eigentlich nicht zu den Neuigkeiten des Büchertisches; wenn diese dritte Auflage aber eben erst erschienen ist, kann man es auch nicht zu den Büchern rechnen, von denen noch zu sprechen überflüssig erscheint. Vielen Lesern wird Gerhard von Amyntors märkisches Kulturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern „Gerke Suteminne" bereits bekannt geworden sein. Der Roman ist jetzt in dritter Auflage erschienen, und der Autor spricht im Vorwort den Wunsch aus, daß er „in immer zahlreicheren deutschen Bürgerfamilien heimisch werden möge. Dem deutschen Bürgertum fällt bei der unvermeidlichen Reform unsers wirtschaftlichen Lebens die umfassendste und entscheidendste Aufgabe zu; möge es sich an dem Verhalten des vaterländischen Helden ein Beispiel nehmen deutscher Kraft, deutscher Treue und deutschen Bürgerstolzes und Selbstbewußtseins." Der Druckfehlerteufel hat aus dem Bürgerstolz zwar einen Bürsterstolz gemacht, aber es ist wohl zweifellos, daß Gerhard von Amyntor in seinem Gerke Suteminne das Ideal deutschen Bürgerstolzes gesehen wissen will. Der Rat der Haupt- und Residenzstadt Berlin wie das Königlich Preußische Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten scheinen auch die Ansicht des Autors über den Helden Suteminne geteilt zu haben, denn dem zweibändigen Roman sind zwei Schreiben beigedruckt, das erstere von dem Oberbürgermeister von Forckenbeck an den Verfasser, das zweite von dem ehemaligen Kultusminister von Goßler an den Verleger, den Verlagsbuchhändler Herrn S. Schottländer, Wohlgeboren, zu Breslau, in denen die Abnahme von fünfundzwanzig respektive fünfzig Exemplaren des Romans für Schulprämien, Volksbibliotheken und ähnliche Zwecke angezeigt wird. Wer wird noch behaupten wollen, daß preußische Staats- und städtische Behörden ihre Protektionspflicht der schönen Litteratur gegenüber versäumten! Aber es wird dem Leser mehr darum zu thun sein, das Ideal deutscher Kraft, deutscher Treue und deutschen Bürgerstolzes als aus dem Staube der Beamtenbüreaus sprießende Wunderblumen kennen zu lernen. Denn die Leser werden mit mir darin übereinstimmen, daß ein solches Ideal sehr viel Nutzen stiften kann, während behördliche Protektion nur eine zweifelhafte Erleichterung bei dem Erklimmen des Parnasses bietet. Also zu Gerke Suteminne! Zweifellos eine außerordentlich fleißige und wohlmeinende Arbeit, vielleicht sogar zu fleißig und zu wohlmeinend. Wenn ein gewissenhafter Autor einen historischen Roman schreiben will, so hat er ja die Verpflichtung, die Zeit zu studieren, welche er zu schildern beabsichtigt. Aber sein ganzes auf diese Weise gesammeltes historisches und kulturhistorisches Wissen preiszugeben, ist durchaus nicht seine Pflicht. Er hat da sorgfältig zu sichten zwischen dem, was er für seine Darstellung notwendig braucht und demjenigen, was überflüssig ist und seine Darstellung breit macht. Er darf nicht fabulieren, um sein kulturhistorisches Wissen an den Mann zu bringen, sondern er soll aus seinem kulturhistorischen Wissen heraus Gestalten schaffen, auf dem Boden der von ihm mühsam erarbeiteten historischen Kenntnis dichterisch und schöpferisch thätig sein. Wenn man „Gerke Suteminne" liest, hat man nicht selten den Eindruck, als lese man gar keine historische Erzählung, sondern eine Reihe von Feuilletons, wie sie hier und da immer wieder auftauchen unter dem Titel etwa: „Wie unsere Altvordern speisten und tranken," oder „Kleider- und Luxusgesetze im XV. Jahrhundert" oder „Die Feuerordnung im alten Berlin." Der Verfasser ist im Material stecken geblieben, statt von dem Material soviel künstlerisch zu formen, als er davon für sein Kunstwerk notwendig brauchte. Wäre das Buch nur für Volksbibliotheken bestimmt, so wäre das am Ende kein Fehler; denn kulturhistorisches Wissen zu verallgemeinern ist auch auf unkünstlerischem Wege wohl erlaubt. Der Leser aber von all-

gemeiner Bildung macht auf diesen kulturhistorischen Streifzügen keine neuen Entdeckungen, auch wenn er nicht Spezialgeschichte der Mark studiert hat. Das zur Schau gestellte Wissen imponiert ihm nicht, weil es sein Wissen nicht bereichert, und es kann seine Ansprüche an die künstlerische Gestaltung nicht herabmindern. Diese aber müssen ziemlich bescheidener Natur sein und vor allen Dingen von vornherein auf jeden Vergleich mit den altbrandenburgischen Romanen von Wilibald Alexis Verzicht leisten, wenn sie sich von diesem Roman Gerhard von Amyntors befriedigt erklären sollen. Das ist alles ganz hübsch und ganz geschickt gemacht, von jener korrekten Wiedergabe, welche Buntdruck aus einer gewissen Entfernung gesehen wie Malerei erscheinen läßt. Man kann sich weder dafür noch dagegen erhitzen, — es lohnt sich nicht. Wohl aber scheint es mir ganz nützlich, dem Helden Suteminne, den der Verfasser als Vorbild in den deutschen Bürgerhäusern zu sehen wünscht, ein wenig zu Leibe zu gehen. Es wäre doch schade, wenn mit ministerieller Beihilfe dieses Vorbild deutscher Kraft, deutscher Treue, deutschen Bürgerstolzes und Selbstbewußtseins wirklich Schule machte. Leider kann ich mich auf den Backfischstandpunkt nicht stellen, daß die einem Riesenleibe von sechs und einem halben Fuß entsprechende Körperkraft den Mann schon zu einem Vorbild deutscher Kraft, und zwanzigjähriges Werben um dasselbe Mädchen ihn zu einem Vorbild deutscher Treue mache. Auch scheint mir, daß ein sich gerne philosophisch gebender Autor wie Gerhard von Amyntor das Recht beanspruchen darf, etwas tiefer als von solchem Standpunkt aus möglich verstanden zu werden. Nichtsdestoweniger wird jeder in Verlegenheit kommen, der außer Körperkraft und Ausdauer in der Liebe noch andere Vorzüge an Gerke Suteminne entdecken möchte. Was man allenfalls noch dazu rechnen könnte, ist seine Vorliebe und sein Verständnis für mittelalterliche Lyrik. Aber daß ein solches Verständnis für Lyrik jedem braven Manne zu eigen sein müßte, wäre zu viel verlangt. Ich wenigstens kenne viele, denen es vollständig abgeht und die durch diesen Mangel um nichts schlechter geworden sind.

Das Vorbildliche in einem Bürger des XV. Jahrhunderts für einen Bürger des XIX. Jahrhunderts kann doch sicher nur dann gefunden werden, wenn der alte Brandenburger ein Mustermann seiner Zeit gewesen ist. Gerke Suteminne ist ein Tangermünder Bürgerkind, das zweijährig seiner Mutter auf einer Wallfahrt nach dem Wunderblut von Wilsnack geraubt wird und von den Räubern später in der Wildnis ausgesetzt werden soll, weil sie nichts mit dem Wurm anzufangen wissen. Da erbarmt sich ein armes Weib seiner, das Mann und Kind verloren hat und, Trost suchend, gleichfalls zum Wunderblut pilgert. In der religiösen Ekstase vor der blutenden Hostie geschieht ihr das Wunderbare, daß sie in dem fremden lebenden Kinde ihr eignes totes wiedergefunden zu haben glaubt, und sie zieht es mit aller Mutterliebe und in diesem immer fester werdenden Glauben auf, ohne nach der wahren Mutter des Kindes zu suchen, — sie zu finden wäre ihr in den damaligen Zeitläuften ohne alle Anhaltepunkte auch wohl schwer geworden, — und ohne den Jungen darüber aufzuklären, daß er nicht ihr Sohn ist. Auch daraus kann man ihr nicht gut einen Vorwurf machen, da sich über die Vorgänge bei seiner Auffindung für sie selbst der Schleier Wilsnacker Mystik gebreitet hat. Aus der Waldeinsamkeit werden die beiden in das Haus eines wohlsituierten Berliner Kaufmannes geführt, der sich ihnen für eine rettende That dankbar erweisen will, indem er der Mutter einen behäbigen Zufluchtsort bietet und Gerke die Gelegenheit, etwas zu lernen und etwas zu werden. Diese Großmut führt natürlich, statt zu etwas Gutem, zu einer Liebschaft zwischen Gerke und der Nichte seines Wohlthäters, die schon ihren Anfang nimmt, als beide noch in den Kinderschuhen stecken. Daß der Vater des Mädchens davon nichts wissen will, rechnet Gerke nicht nur ihm, sondern auch den „Städten" zum Verbrechen an, und mit einem wütenden Haß gegen Stadt- und Ratsherrn verläßt er Berlin. Ein Zufall entdeckt ihm dann, daß seine Pflegemutter nicht seine wirkliche Mutter ist, und er verläßt diejenige, die ihm doch in Wahrheit das Leben zum zweitenmal geschenkt hat, mit der Miene eines gekränkten Königssohnes, der mit Absicht um seinen Thron betrogen worden ist. Es gelingt ihm auch, seine wirkliche Mutter in der Person einer wohlhabenden Tangermünder Bürgersfrau zu entdecken, die ihn mit Freuden an ihr Herz drückt. Auch eine Pflegetochter hat sie im Hause, die sich schleunigst in Gerke verliebt; sein Herz aber ist, wie bekannt, in Berlin geblieben, und sie schmachtet vergebens mit jener rührenden Sentimentalität, welche der deutschen Romanjungfrau eigen ist. Der gute Gerke im Bewußtsein, daß er's dazu hat, ergreift nun das merkwürdigste Mittel, um sich seine Berliner Ratsherrntochter zu erobern. Er „tritt in den Stegreif" und leiht als „Einspänner" seine Hilfe bald diesem bald jenem Ritter, der gegen die Städte zieht. Daß er dabei auf allen Anteil an der Beute verzichtet und sich damit begnügt, Wunder der Tapferkeit zu thun, ist ja sehr edelmütig. Aber zum Ziel bringt es ihn natürlich nicht. Jedesmal, wenn ihm auf seinen Stegreiffahrten die Berliner Jungfrau so nahe kommt, daß er sie entführen könnte, was sich häufiger wiederholt, tritt auch der Vater drohend dazwischen, mit dem er natürlich nur ein Scheingefecht führen kann, wenn er den Konflikt nicht zu sehr vertiefen oder den Roman in eine Sackgasse reiten will, aus der Gerhard von Amyntor keinen Ausweg finden würde. In einem für Schulprämien geeigneten Roman weiß selbstverständlich auch eine Berliner Ratsherrntochter, daß nur des Vaters Segen den Kindern Häuser baut und daß sie im kritischen Augenblick erklären muß: „Nie ohne diesen!" Das ist hübsch gedacht, aber von starker Erfindungsgabe zeigt es nicht, wenn eine derartige Szene sich drei- oder viermal wiederholt, und besonders ein Musterheld wie Gerke Suteminne sollte genug haben, wenn ihm

das einmal gesagt wird. Dann hätte er vielleicht den merkwürdigen Weg, den er eingeschlagen, das Mädchen seiner Liebe zu gewinnen, verlassen und es auf verständigerem Wege versucht. Als Respektperson für Tangermünde, die er durch das Glück geworden, wäre es ihm wahrscheinlich nicht schwer gewesen, ans Ziel zu gelangen, wenn er in seinem normalen Wirkungskreise bürgerliche Tugenden entwickelt hätte, die auch dem Vater der Geliebten Respekt vor ihm einzuflößen im stande waren. Da er aber keine dieser Bürgertugenden entwickelt, als deren Vorbild ihn der Verfasser angesehen wissen will, muß der erste Hohenzollern ins Land kommen, um ihn und seine Ratsherrntochter nach zwanzigjährigem vergeblichem Schmachten miteinander zu vereinen. Deun Gerke Suteminne, der eben noch mit den Quitzows gezogen ist, hat das Glück, von einem schwarzen Adler zu träumen, der das Krähengesindel zu Paaren treibt und Ordnung in der Mark schafft. Daraufhin stellt er sich dem Hohenzollern zur Verfügung, und der Lohn bleibt nicht aus.

In der That, es läßt sich an Gerke Suteminne nichts anderes entdecken, was dem deutschen Bürgertum von heute vorbildlich sein könnte, wie dieses sich dem Hohenzollern zur Verfügung stellen. Aber man darf auch eben nur diese Thatsache in Betracht ziehen, und von Herrn Gerke selbst, von seinen Motiven und von seiner Zeit muß man absehen. So leicht, wie Gerhard von Amyntor sich die Sache gemacht hat, schafft man kein Vorbild deutscher Kraft, deutscher Treue, deutschen Bürgerstolzes und Selbstbewußtseins. Und es heißt die Arbeit der ersten Hohenzollern im Lande Brandenburg verkleinern, wenn man als einen der Edelsten, den sie gezwungen, einen Gerke Suteminne hinstellt, einen Mann ohne Zielbewußtsein, ohne Stetigkeit, — trotz zwanzigjährigen Minnewerbens — ohne Arbeitskraft, voller Ansprüche, aber ohne Stolz. Es verträgt sich wohl mit der Hohenzollerntreue unserer Zeit, einem vergangenen Jahrhundert gerecht zu werden. In übel verstandenem Patriotismus aber hat Gerhard von Amyntor dem märkischen Bürgertum des XV. Jahrhunderts ein bitteres Unrecht gethan. Was an diesem Bürgertum gut und tüchtig war, das träumte nicht von einem schwarzen Adler, der die Krähen verscheucht, als der erste Hohenzoller ins Land kam, sondern es wartete ab, ob der neue Fürst machtlos sein werde wie die vorigen, und ohne den guten Willen, Ordnung in der Mark zu schaffen, aber mit der bösen Absicht, das Land zu drücken und auszusaugen. Es wartete in Trotz und dazu war es berechtigt, denn es hatte der üblen Erfahrungen genug gemacht. Weil in diesen trotzigen Städten sich konzentrierte, was von deutscher Kraft, deutscher Treue, deutschem Bürgerstolz und Selbstbewußtsein in der Mark noch vorhanden war, deshalb wurde es dem ersten Hohenzollern nicht ganz leicht, sich die Mark nicht nur äußerlich zu unterwerfen, sondern auch die Geister zu erobern. Denn die märkischen Bürger des XV. Jahrhunderts wußten keineswegs wie Gerhard von Amyntor, was die Hohenzollern für die Mark, was die Mark in den nächsten fünf Jahrhunderten durch die Hohenzollern werden würde. Wäre Gerke Suteminne das Ideal jener Zeit gewesen, wer weiß, ob der schwarze Adler einen so sichern Horst in der Mark gefunden hätte, wie er ihm geworden ist. Nur mit der historischen Wahrheit kann man aus der Vergangenheit ein wirkliches Vorbild für die Gegenwart schaffen; wenn man sie ignoriert, schafft man ein Zerrbild oder im besten Falle ein Bild der müßigen Phantasie, das wohl unterhalten, aber niemals vorbildlich sein kann. So ist es auch Gerhard von Amyntor gegangen, und der beste Beweis dafür, daß er zu Unrecht die Prätension erhebt, ein deutsches Vorbild deutscher Bürgertugend geschaffen zu haben, ist wohl der, daß die feudalste der politischen Zeitungen seinem Roman gleiches Lob gespendet hat, wie das Organ der bürgerlichen Demokratie. Beide können unmöglich das gleiche Ideal von deutscher Kraft, deutscher Treue, deutschem Bürgerstolz und Selbstbewußtsein haben, das ist ein Unding. So bleibt nur übrig, daß sie nicht herausgelesen haben, was Gerhard von Amyntor nach dem Vorwort zur dritten Auflage hineinzulegen beabsichtigt hat. Und das ist nicht verwunderlich, denn der von dem Verfasser durch diese Vorbemerkung darauf Gestoßene kann sich nur zu dem lebhaftesten Widerspruch gereizt fühlen.

Ein anderer historischer Roman aus noch weiter zurückliegender Zeit, „Das siegende Kreuz", Roman aus der Zeit des Urchristentums von Woldemar Urban, (Verlag von Karl Reißner, Leipzig), erscheint mir besonders interessant um des Standpunktes willen, den der Verfasser in Beurteilung der Cäsarenzeit einnimmt und den er ziemlich überzeugend zu begründen weiß. Wir haben ja eine ganze Anzahl von Romanen aus der römischen Kaiserzeit, und besonders die Periode Neros mit ihrem äußerlichen Glanz und ihrer inneren Fäulnis hat eine ganze Reihe von modernen Dichtern zum Schaffen angeregt. Ein Teil dieser Romane steht ästhetisch betrachtet gewiß über dem Werk Woldemar Urbans, welches das Auftreten des Apostels Paulus in Rom, die Bildung der ersten Christengemeinde und die Neronischen Verfolgungen zum Mittelpunkt hat. Für meinen Geschmack trägt Urban die Farben zu stark auf, seine Schilderung ist häufig zu grobkörnig, um noch eine künstlerische Wirkung zu erzielen. Aber eines ist ihm entschieden besser gelungen als seinen Vorgängern. Sie alle haben unter dem Rausch, den das goldene Rom noch heute nur zu leicht auf die Dichterphantasie ausübt, die es in aller seiner Pracht wiedererstehen zu lassen unternimmt, mehr oder weniger zu schön gesehen — wenn auch nicht das alte Rom, so doch die alten Römer der Verfallszeit. So steht der Leser vor einem ihm unlösbar erscheinenden Widerspruch in diesen Romanen zwischen den Menschen, die der Dichter schildert, und zwischen den Thaten, die er von ihnen historisch beglaubigt berichtet. Sie erscheinen von einer solchen ästhetischen Empfindsamkeit, daß man unmöglich von ihnen glauben kann, sie hätten an einer Menschenschlächterei, die äußerlich auf das glänzendste inszeniert war, aber in ihrem innersten Wesen sich doch keines-

wegs von den Menschenschlächtereien unterschied, mit denen heute der König von Dahomey sich und sein Volk amüsiert, ein harmloses Vergnügen finden können. In dem Urbanschen Roman aber erscheinen die Römer durchaus als ein reines Barbarenvolk, das von der Kultur der Griechen, der Ägypter und des Orients nur so viel Fetzen gestohlen hatte, um sich einen die jämmerlichste Blöße verhüllenden Purpurmantel daraus zusammen zu schneidern. Das scheint mir der historischen Wahrheit zu entsprechen, und auf diesem Hintergrund zeichnet sich das Wesen der ersten Christengemeinde in Rom um so ernster, wirkungsvoller und eindringlicher ab. Zu dem Mißbrauch, den die deutschen Romanautoren neuerdings mit Vorreden treiben, hat sich auch Woldemar Urban gedrängt gefühlt. Die Parallele, die er zwischen modernen Ideen und modernem Gefühlsleben und dem Empfinden seiner alten Römer gezogen wissen will, wird ihm nicht jeder nachziehen können. Auch Woldemar Urban gehört, scheint es, zu den vielen unbefriedigten Modernen, die kulturmüde sind. Nur unterscheidet er sich darin von den meisten Unbefriedigten, daß er nicht dem Christentum den Vorwurf macht, es behindere die Entwickelung der modernen Kultur, sondern der modernen Kultur den Vorwurf, sie habe das Urchristentum überwuchert. Die Klage wäre doch nur berechtigt, wenn die moderne Kultur irgend jemanden mit Gewalt hinderte, zu den Formen des Urchristentums zurückzukehren: Das scheint mir nicht der Fall zu sein; daß sie es unmöglich macht, Löwen mit Märthyrern zu füttern, kann man ihr schließlich auch nicht zum berechtigten Vorwurf machen. Und zuletzt kann ich meine Bedenken nicht unterdrücken, ob ein Romanautor wie Woldemar Urban, der für das Vergnügen seiner modernen Leser eine ganz feine Empfindung hat, aus dem Holz geschnitten ist, aus dem die Märtyrer geschnitten waren.

Ein dritter historischer Roman „Die Schmugglerstochter von Norderney“ von Karl Adolf (Königsberg, Hartungsche Verlagsdruckerei) hat die Zeit der französischen Fremdherrschaft in Deutschland zum Hintergrund. Für alte Königsberger mag das bald nach dem Erscheinen des Romans gelüstete Geheimnis von Interesse sein, daß sich hinter dem Pseudoym der Bürgermeister ihrer guten Stadt verborgen hält. Für das größere Lesepublikum ist es bei weitem wichtiger, daß der Roman gut erzählt ist, daß sowohl die Schilderung des alten Kaufhauses in Emden, in dem er beginnt, wie die des Fischerlebens auf der Insel Norderney, auf der er einen novellenmäßig tragischen Abschluß findet, und ihrer Besetzung durch die Franzosen anschauliche Bilder von gutem Zeitkolorit enthält, und daß der Faden der Handlung unterhaltend genug gesponnen ist. Ob der tragische Ausgang genügend motiviert ist, mag dahingestellt bleiben. Gewiß ist es nicht unwahrscheinlich, daß zwei Freundinnen sich in denselben Mann verlieben, wenn keine von der Liebe der andern weiß — hier ist es ein französischer Offizier, dem das Frauenglück so hold ist. Wenn aber diese Freundinnen dahinter kommen, daß der Geliebte sie alle beide betrogen hat, nicht nur die eine Freundin mit der andern, sondern daß er überhaupt nicht mehr das Recht hatte, einem Mädchen von Liebe zu sprechen, da er bereits verheiratet ist, dann ist es nicht wahrscheinlich, daß die Freundschaft der beiden Freundinnen zueinander in die Brüche geht, sondern daß sie beide ihrer Liebe entsagen. Karl Adolf hat den Konflikt so gelöst, daß er das eine Mädchen unter dem Vorwande, den Geliebten retten zu wollen, ihn und die Freundin in den offenbaren Tod schicken läßt. Dann verfällt sie selbst in Wahnsinn. Das ist sehr dramatisch, aber es wird nur gezwungen wahrscheinlich dadurch, daß diese schicksalspendende Schmugglertochter von Norderney von Mutterseite her spanisches Blut in ihren Adern rollen hat.

Nach so viel Rückblicken in die Vergangenheit, mag sie uns nun vorbildlich dargestellt werden oder nicht, hat die Beschäftigung mit der Gegenwart etwas an sich schon Erfrischendes. Der Roman „Gestern und Heute“ von J. Niemann (Leipzig, Verlag von Karl Reißner) könnte ebensogut „Das Recht der Gegenwart“ heißen, denn was der Verfasser fordert, ist, daß der Mann, sofern er diesen Namen verdienen will, seiner Zeit nach seinen Kräften dienstbar sei. Ich möchte viel eher in dem Helden des Niemannschen Romans, dem Doktor Baer, etwas Vorbildliches gesehen wissen, als in dem Tangermünder Bürger Gerke Suteminne, trotzdem dieser Doktor nicht von einem schwarzen Adler träumt und, wie ich annehme, wenn er Gelegenheit finden sollte, im Reichstag Reden zu halten, sich manchmal in Opposition gegen die Regierung befinden dürfte. Da man einer Regierung nicht zumuten kann, die Opposition zu stärken, verbietet sich die Anschaffung des Niemannschen Romans für Schulprämien und Volksbibliotheken natürlich von selbst, trotzdem der Doktor Baer ein so guter Patriot wie nur einer ist — für denjenigen wenigstens, den die Fraktionsbinde nicht hindert, zu sehen, daß Opposition gegen die Regierung nicht notwendig jeden zu einem Reichsfeinde stempelt. Meiner Meinung nach kann es unter Umständen ein Beweis von Bürgerstolz und Selbstbewußtsein sein, wenn man eine eigene Meinung vertritt, — auch der Regierung gegenüber, und alle Fraktionen haben sich ja gelegentlich in dieser Lage befunden. Übrigens ist das eine allgemeine Betrachtung, zu welcher der Roman „Gestern und Heute“ von J. Niemann keineswegs einen direkten Anlaß bietet. Denn der Held, Doktor Baer, spielt keine politische Rolle, wenigstens bis dahin nicht, wo der Roman zum Abschluß kommt. Der Verfasser führt ihn ein, wie er mit seiner jungen Frau in seine Vaterstadt Danzig zurückkehrt, von dem Rat der Stadt dazu berufen, die Stadtgeschichte zu schreiben. Das zu diesem Zweck ausgesetzte Vermächtnis eines wohlhabenden Bürgers setzt ihn in den Stand, mit aller Muße und Gründlichkeit an das Werk zu gehen. Die Aufgabe, der lebenden Generation die Arbeit und das Ringen der Väter, das allmählige Wachsen des Gemeinwesens als etwas Vorbildliches darzustellen, reizt ihn, sie schien es ihm wert zu sein, daß er seine

juristische Karriere ihr opferte. Mit allem Eifer geht er an seine Arbeit und bald scheint ihn auch der Zauber der Vergangenheit ganz gefangen zu nehmen. Aber erst leiser, dann lauter mahnend tritt die Gegenwart an ihn heran und ruft ihm zu, daß das, was er zu schaffen unternammen, nicht das Lebenswert eines energischen, in der Vollkraft stehenden Mannes sein kann, daß er ein Werk der Mußestunden oder des gern beschaulich in die Vergangenheit zurückblickenden Alters für eine ganze That gehalten hat. An die Stelle der bequemen Selbstzufriedenheit tritt die innerliche Unruhe und das Ungenügen an dem, was er zu schaffen unternammen. Eine Katastrophe ist es dann, eine die Dämme durchbrechende, Fluren und Dörfer verwüstende Weichselüberschwemmung, die ihn von seinem stillen Werke fortreibt in das öffentliche Leben, — nicht erzählen, wie die Väter gewirkt haben, sondern wirken, wie sie gewirkt haben, das erkennt er als seine Aufgabe. Er erfaßt sie rein praktisch und zunächst nur in dem Interessenkreise des städtischen Gemeinwesens, dessen Geschichte zu schreiben er gekommen war: er setzt die ganze Macht seiner Persönlichkeit ein für eine Regulierung des Unheil anrichtenden Stromes. Das Interesse der Gegenwart scheint ihn ganz zu beherrschen, da findet ihn seine Frau eines Abends wieder über dem beiseite gelegten Geschichtswerke: „Ich glaube, mich wieder damit befreunden zu können, ohne alle Gefahr. Noch mehr, es könnte mich jetzt bisweilen heilsam ruhig stimmen. Der Standpunkt ist ein anderer. Von meinem Heutewerk aus ist der Blick auf gestern ganz wohl erträglich. Nur nicht festangenagelt sein, Christiane, nicht versteinern bei lebendigem Leibe." Ein gutes Mahnwort, mit dem der Roman seinen Abschluß findet. Ich gehe nicht näher darauf ein, wie in dem Roman die Gegenwart ihre Fäden um den Helden spinnt. Es sei nur angedeutet, daß der scheinbar in das ruhigste Fahrwasser eingelenkte Lebenskahn des Doktor Baer und seiner jungen Frau in einen Strudel zu geraten und umzuschlagen droht, bis der Doktor wieder mit sicherer Hand das Steuer ergreift. Diese junge Frau ist außerordentlich sympathisch geschildert, eine der in Romanen nicht eben häufigen Frauengestalten von edelster Weiblichkeit ohne Beimischung von Weichlichkeit. In der Schärfe der Charakteristik, mag die Figur nur angedeutet oder intimer ausgeführt sein, sowohl nach der guten, wie nach der unangenehmen Seite des Charakters, liegt der hervorstechendste Zug des großen Niemannschen Talents. Ohne sie ist es nicht möglich, lebenswahr zu sein, und Lebenswahrheit ist das, wonach J. Niemann in erster Linie strebt. Der Verfasser fürchtet sich wohl aus diesem Grunde auch nicht davor, das Schicksal, das unerbittliche und unerklärliche, manchmal mit einer Willkür seine Komposition bestimmen zu lassen, die der Leser als Grausamkeit empfindet. Der Tod einer jungen Menschenblüte, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, wird manchen Leser traurig stimmen, und ich habe mich hier des Verdachtes nicht ganz entschlagen können, daß der Dichter ursprünglich andere Absichten mit der jungen Dame hatte, bis er aus Gründen der Nützlichkeit darauf verfiel, sie durch einen „Tatzenschlag der Natur" aus dem Wege zu räumen.

Unter dem Titel „**Malergeschichten**" hat **Ida Boy-Ed** eine Anzahl von Novellen veröffentlicht (Leipzig, Verlag von Karl Reißner), die Probleme der Künstlerseele und des künstlerischen Schaffens behandeln, und die sich, wenn auch hier die Helden lauter Helden des Pinsels und der Palette sind, mit leichter Mühe auf alles künstlerische Schaffen und auf alle Künstlernaturen verallgemeinern lassen würden. Daß eine Dichterin wie Ida Boy-Ed sich nicht mit verschwommener Atelierromantik begnügt, sondern der Sache tiefer auf den Grund geht, ist selbstverständlich. So spielt denn das sonst übliche weibliche Modell, das Berufsmodell wenigstens, um das die dichterische Erfindung in solchen Geschichten sich zu drehen pflegt, in diesen Novellen nur die sehr untergeordnete Rolle, die ihm in Wirklichkeit zufällt. Dem ewig Weiblichen fällt dagegen als der begeisternden Quelle alles Schönen, wie billig, die Hauptrolle zu. In der Form mustergültig sind diese Novellen alle; der Stoff weist einem Theil von ihnen einen beschränkten Leserkreis zu, trotzdem die Freiheit der Behandlung nirgends über die Grenze des ästhetisch Schönen hinausgeht und auch keineswegs der sittliche Kern in ihnen fehlt; selbst in der Novelle „Expropriiert", in der die Gegenüberstellung des glatten Modemalers und des Künstlers, der aus seinem Innern etwas zu geben hat, meisterhaft gelungen ist, wird man sie entdecken können, — die Satire ohne Keckheit ist ein bissiger und reizloser Gesell. Die harmloseste der Novellen, — mir scheint sie gleichzeitig die sympathischeste, wenn auch nicht bedeutendste — ist „Der gute Philipp" betitelt. Der Held eine jener gutmüthigen und kindlichen Künstlernaturen, die keine Bitte abschlagen können, und die niemals dazu kommen, ihre eigene Existenz zu sichern, weil sie so viel schwankende Existenzen um sich her sehen, die zu stützen ihnen Pflicht erscheint.

Sehr viel harmloser ist der Band „**Anspruchslose Geschichten**" von **P. Hann** (Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind), Äußerungen eines anmutigen Talents, das hübsch und stimmungsvoll zu erzählen weiß.



„Geschichte des preußischen Staates."

Von Dr. Ernst Berner, kgl. preuß. Hausarchivar.

Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruckmann. München und Berlin 1890.

Die Litteraturgeschichte von König, welche mit ihrer Überfülle interessanter historischer Abbildungen im Jahre 1890 in 21. Auflage bei Velhagen & Klasing erschien, hat vielfach Schule gemacht. Mehr und mehr verschwindet das Gefallen an den großen Illustrations- und Prachtwerken, mit denen zeitweise der Markt überschwemmt war. Der herangebildete Geschmack des großen Publikums verlangt nach gediegenerer Kost, die Leute wollen mit eignen kritischen Augen und nicht mehr durch die Brille irgend eines mehr oder weniger berühmten Künstlers sehen. Aus diesem Gedanken heraus ist der Verlag von Bruckmann in München an die Herausgabe einer Geschichte des preußischen Staates gegangen, und ich glaube, daß er damit einen glücklichen Griff gethan hat. Längst sind die Gestalten eines Großen Kurfürsten und eines Friedrichs des Großen nicht mehr ausschließliches Eigentum der Gedankenwelt preußischer Unterthanen, sondern sie sind Gemeingut des ganzen deutschen Volkes geworden. Die Geschichte der letzten Jahrzehnte, in denen Preußen unter der Führung der Hohenzollern an die Spitze des neuen deutschen Reiches gestellt wurde, hat in weiten Kreisen das Bedürfnis geweckt, die Entwickelung dieses Fürstengeschlechtes zu studieren, die Verbindungsglieder zu verfolgen, welche zwischen dem Großen Kurfürsten, Friedrich dem Großen, Kaiser Wilhelm I und dem regierenden Kaiser bestehen. Dr. Berner hat es verstanden, in diesem für weitere Kreise berechneten Buche den richtigen Ton zu treffen, indem er nicht durch Anhäufung von Thatsachen ermüdet, sondern indem er überall den leitenden Faden festhält und aus der Menge der Spezialforschungen den auch das größere Publikum interessierenden geistigen Kern herausschält. In den ersten beiden Lieferungen ist die Darstellung bis zum Jahre 1674 gelangt, begleitet von zahlreichen Abbildungen. Auf diese hat die Redaktion vielen Fleiß verwandt und wir sehen hier zum erstenmale eine preußische Geschichte in zeitgenössischen Bildern vor uns. Ich habe vorhin schon betont, wie großen Wert ich auf diese Art der Illustrierung lege im Gegensatz zu der Illustrierung durch moderne Künstler. Es ist ganz etwas anderes und von viel nachhaltigerem Eindruck, wenn wir gezwungen werden mit den Augen der Zeit zu sehen und aus ihrem Empfinden heraus an die Dinge heranzugehen, als durch die Augen eines modernen Künstlers zu schauen und sich seiner oft sehr kühnen Phantasie unterzuordnen. Auch der bildende Einfluß auf den zu weckenden historischen Sinn der heranwachsenden Jugend ist nicht zu unterschätzen, und wir können hoffen, daß die beträchtliche Zahl jener „Kunstfreunde" immer mehr abnehmen wird, denen ein häßlicher moderner Stich oder Steindruck nach Raphael lieber ist als das Original, welche das Kunstwerk lieber zu sich herunterziehen wollen, als sich zu ihm emporheben zu lassen. Ähnlich verhält es sich auch mit der Illustration historischer Vorgänge, auch hier gilt das Wort Altmeister Goethes:

„Dummes Zeug kann man viel reden,
Kann es auch schreiben,
Wird weder Leib noch Seele töten,
Es wird alles beim Alten bleiben.

Dummes aber, vors Auge gestellt,
Hat ein magisches Recht:
Weil es die Sinne gefesselt hält,
Bleibt der Geist ein Knecht."

Bei dem niedrigen Kulturzustande des nördlichen Deutschlands und besonders der östlichen Provinzen im Mittelalter ist es erklärlich, daß uns aus der ältesten Zeit des brandenburgisch-preußischen Staates wenig Denkmäler erhalten sind, welche zu einer Illustrierung seiner Geschichte dienen können. Die Illustrationen beschränken sich daher auf Abbildung von Urkunden, Siegeln, Münzen, Grabdenkmälern, einzelnen Miniaturen und Baudenkmälern.

Aus der Zeit vor dem Regierungsantritt der Hohenzollern erregt unser besonderes Interesse die farbige Abbildung einer Miniatur aus dem Manesse Kodex, auf welcher der Minnesänger Markgraf Otto IV mit dem Pfeil und eine Dame (seine Gemahlin?) dargestellt sind, wie sie Schach miteinander spielen. Der rote brandenburgische Adler ist an mehreren Stellen zur Darstellung gebracht. Auch eine Probe der Dichtkunst Ottos wird uns im Faksimile gegeben, ein Minnelied, von dem wir hier die letzte Strophe in der Übertragung beifügen:

„Ich will nach ihrer Liebe ringen
Alle meine Lebenstage.
Wird mir's aber nicht gelingen,
Seht! so sterb' ich sonder Klage,
Tröstet sie mich nicht zur Stund!
Ihr durchleuchtig roter Mund,
Davon lieg' ich todeswund.

Unter den abgebildeten Baudenkmälern nennen wir nur die Ansicht der Marienkirche auf dem Harlunger Berge bei Brandenburg, welche von dem Gründer des Schwanenordens, Kurfürst Friedrich II, zur Stiftskirche des Ordens bestimmt wurde, in welcher nach dem Tode jedes Mitgliedes des Ordens dessen Wappen und Totenschild aufgehängt werden mußte. Leider ist hiervon nichts erhalten, denn König Friedrich Wilhelm I ließ die Ruinen dieses wertvollen Baudenkmales abbrechen, um die Steine zum Bau des großen Potsdamer Waisenhauses zu verwenden. Die interessante Abbildung der Kirche ist einem Gemälde aus der Brandenburger Gotthardkirche vom Jahre 1586 entnommen. Ferner seien hier aus der Fülle der Abbildungen noch

genannt die Abbildungen des Cistercienserklosters Chorin, einer der wichtigsten Bildungsstätten für die Mark und vor Tangermünde der Lieblingsresidenz Kaiser Karls IV, bevor wir uns der Geschichte der Mark unter den Hohenzollern zuwenden.

Die Abbildungen beginnen mit Darstellungen aus der Heimat der Hohenzollern, Schwaben, wie der Burg Hohenzollern aus Merians Topographie, dem Kloster Alpirsbach und der Stadt und Burg Nürnberg. Hier im Schwabenland entstand auch: „Ein Lied vom grave Friedrich von Zolre" von Konrad Silberdraht (1416) aus welchem uns ein Vers im Faksimile vorgeführt wird:

„Hohenzollern, du wehrhaft Haus,
Wie weit hast du geschaut hinaus!
All überall im Schwabenland
Warst du vor allen Häusern bekannt.
Daß alle, die dich je geseh'n,
Wohl mögen sprechen und gesteh'n:
Ein wehrhafter Haus im Land nicht gewesen ist,
Als du bisher gewesen bist!"

Die wichtigste der abgebildeten Urkunden ist wohl unzweifelhaft diejenige, durch welche König Siegmund dem Burggrafen Friedrich VI von Nürnberg und seinen Erben am 30. April 1415 die Mark Brandenburg mit der Kurwürde und dem Erzkämmereramt überträgt. Als Gegenstück hierzu mag ein Brief Dietrich von Quitzows gelten, in welchem er sich über denselben Burggrafen bei den Ratmannen zu Brandenburg und aller Städte der Neumark beklagt, daß er ihm seine Burgen ohne Grund wegnehme.

Die handschriftliche Chronik Ulrichs von Richenthal in der von Wessenbergschen Stadtbibliothek zu Konstanz enthält einige interessante Abbildungen der Belehnung Friedrichs I mit der Mark Brandenburg auf dem Konzil zu Konstanz 1417, welche uns in teilweise farbigen Reproduktionen vorgeführt werden, während einige andere Abbildungen der 1483 von Anton Sorg gedruckten Chronik entnommen sind.

Es ist an dieser Stelle unmöglich, allen Einzelheiten des trefflichen Werkes, von dem bisher sieben Lieferungen erschienen sind, gerecht zu werden und wir müssen uns vorbehalten, nach der für Mitte Oktober geplanten Fertigstellung des Ganzen noch einmal darauf zurückzukommen. Wir schließen unsere Anzeige mit einem dem „Lob der Mark" von Ulrich von Hutten, welches im Faksimile abgebildet ist, entnommenen Citat:

„Willst du das übrige besser noch kennen, durchblättre das Büchlein,
Leser, damit dir das Land inniger werde vertraut.
Durch die Küsten der Mark hin führen dich die Monumente;
Jeder Bezirk wird sodann, der dir verborgen, bekannt.
Finden wirst du, was baß dich erfreut, gelesen zu haben,
Treibst du nicht, eh' du es neu liesest, damit deinen Spott,
Stößest im Buche du hie und da auf irriges: übe Nachsicht; in hastiger Eil bracht es Autor zu Tag."

Paul Seidel.

Zu unsern Bildern.

Eine Sitte aus Großvaterszeit illustriert das lebensvolle Bild Friedrich Stahls „Hochzeitsball zu Anfang dieses Jahrhunderts" Nach dem Abtanzen des Brautkranzes kniet der glückliche Gatte vor seiner jungen Frau nieder und überreicht ihr zum Zeichen der Unterwerfung den seidenen Pantoffel. Ob das Verhältnis der Ehegatten zueinander für alle Zeit diesem symbolischen Akt entsprechend geblieben ist, mag dahingestellt bleiben. Es mag auch zu Großvaters Zeiten manchen unvorsichtigen Mann gegeben haben, der sich einbildete, er könne sich auf das Bibelwort stützen „Er soll dein Herr sein," den dann weibliche Klugheit erst nach einigen Kämpfen zu der vernünftigen Einsicht bringen mußte, daß der Pantoffel den am wenigsten drückt, der sich ihm nicht zu entziehen versucht. Der andere Bilderschmuck unsers Heftes bedarf keiner Erläuterung.

Aus der Redaktion.

Herrn Landrat Ernst v. B.

Photographieen des „Frauenbildnis" und des „Bildnis der Gräfin Görtz" in unserem Lenbach-Artikel Heft 1, Seite 24 u. ff. sind im „Photographieverlag der Photographischen Union in München" erschienen. Durch ein bedauerliches Versehen ist dieser Hinweis unter den Bildern unterblieben.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Allihn, Max. — Die Hausinstrumente Klavier und Harmonium, ihr Bau, ihre Stimmung, Pflege und Besserung, zur Unterweisung des Besitzers dargestellt. Mit 23 Abbildungen. Chr. Friedr. Viewegs Buchh., Quedlinburg.

Amyntor, Gerhard von. — Die Cis-moll-Sonate. (Ottmanns Bücherschatz Nr. 3—5.) Victor Ottmann, Leipzig.

Anemüller, Dr. Ernst. — Kyffhäuser und Rothenburg in Vergangenheit und Gegenwart. Mit Plänen und Abbildungen. Hinrichssche Hofbuchh., Detmold.

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen, herausgegeben von C. Falkenhorst. Lfg. 31—36 (Schluß). Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Bischoff, Heinrich. — Th. Körners „Zriny" nebst einer allgemeinen Übersicht über Th. Körner als Dramatiker. Gustav Fock, Leipzig.

Blum, Hans. — Die Lügen unserer Sozialdemokratie. Nach amtlichen Quellen enthüllt und widerlegt. Hinstorffsche Hofbuchh. Verl., Wismar.

Bassangs kunsttechnische Bibliothek für Dilettanten. Band I, Bouffier, H., Schule der Aquarellmalerei; Band II, Bouffier, H., Anleitung zur Pastellmalerei; Band III, Bouffier, H., Grundriß der architektonischen Formenlehre. J. Bassang, Wiesbaden.

Cervantes Don Quixote. Illustrierte Ausgabe. Lfg. 1—4. Riegersche Verlagsbuchh., Stuttgart.

Engelmann, Dr. jur., Julius, Direktor der Kaufmännischen Hochschule in Köln. — Rechts-Lexikon für Kaufleute und Gewerbetreibende. Lfg. 5 und 6 (Schluß). Palm & Enke, Erlangen.

Europäische Wanderbilder: Kurstadt Franzensbad in Böhmen. Mit 47 Illustr. Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Fuchs, Reinhold. — Strandgut. Neuere Dichtungen. 2. durchgesehene und vermehrte Aufl. Karl Bauch, Gera.

* Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.

Graeffa, Victor. — Arthur von Bretagne. Romantische Dichtung. Mit Illustrationen von A. Reith. Dr. E. Albert & Co., München.

Heiberg, Hermann. — Todsünden. Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Berlin.

Hollaender, Felix. — Magdalene Dornis. Ein moderner Roman. S. Fischer, Berlin.

Internationale Monatsschrift zur Bekämpfung der Trinksitten. Erster Jahrg. Heft 6—9. Chr. G. Tienken, Bremerhaven.

Junkers, Dr. W., Reisen in Afrika. Lfg. 48—54. Eduard Hölzel, Olmütz.

Käding, F. W. — Biographie Wilhelm Stolzes. Stolze-Bibliothek Band IX/X. E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Kalbeck, Max. — Aus alter und neuer Zeit. Gesammelte Gedichte. Freund & Jeckel, Berlin.

Kierkegaard, Sören. — Von den Lilien auf dem Felde. Drei Reden. Nach dem Dänischen frei bearbeitet. E. F. Thienemanns Hofbuchh., Gotha.

Klein, Dr. Hermann. — Kosmologische Briefe über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Weltbaues. 3. Aufl. Eduard Heinrich Mayer, Leipzig.

Knötel, Richard. — Uniformenkunde. Lose Blätter zur Geschichte der Entwickelung der militärischen Tracht in Deutschland. II. Band. Heft 4 und 5. Max Babenzien, Rathenow.

Modt, Hans. — Annemarie. Friedrich Stahn, Berlin.

Muret. — Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem Phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Große Ausgabe. Teil I (Englisch-Deutsch). Lfg. 2. Langenscheidtsche Verlagsbuchh., Berlin.

Ottmanns Bücherschatz. Bibliothek zeitgenössischer Schriftsteller. Nr. 12: Leonore. Erzählung von Johann von Wildenradt. Victor Ottmann, Leipzig.

Otto, H. W. — Artisten-Lexikon. Biographische Notizen über berühmte Kunstreiter, Jongleure, Gymnastiker, Akrobaten, Clowns etc. aller Länder und Zeiten. Buchdruckerei C. Kraus, Düsseldorf.

Raabe, Wilhelm. — Der heilige Born. Blätter aus dem Bilderbuch des XVI. Jahrhunderts. 3. Aufl. Otto Janke, Berlin.

Ritter, C. G. — Longinus. Trauerspiel. C. G. Naumann, Leipzig.

Rothenburg, Adelheid von. — Ferenand getreu. Eine Erzählung aus dem Volke und für das Volk. Buchh. des Erziehungs-Vereins, Elberfeld.

Sievers, Prof. Dr. Wilhelm. — Afrika. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck von E. T. Compton, E. Heyn, W. Kuhnert, G. Mützel, O. Winkler. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Simmern, Heinrich Freiherr Langwerth von. — Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes (Friedrichs von Klinggräff). Erster Teil. Band 1 u. 2. B. Behrs Verlag, Berlin.

Sophokles Elektra. Deutsch von Adolf Müller. O. Sager, Meldorf.

Stolz, Josef F. — Geschichten aus dem Leben. Kurze Erzählungen aus dem Volksleben. Neue Folge. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Ule, Dr. Otto. — Die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche, nach E. Reclus. 2. umgearbeitete Auflage von Dr. Willi Ule. Mit zahlreichen Buntdruckkarten, Voll- und Textbildern. Lfg. 2/3, 4/5. Otto Salle, Braunschweig.

Unsere nationale Erziehung. Mit besonderem Bezug auf die Forderungen Paul de Lagarde's und des Verfassers von „Rembrandt als Erzieher." Von einem Oberdeutschen. 2. Aufl. H. Reuthers Verlagsbuchh., Berlin.

Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins. II. Der Handel. Verdeutschung der entbehrlichen Fremdwörter der Handelssprache. 2. Aufl.

— — IV. Deutsches Namenbüchlein. Bearbeitet von Ferdinand Khull. Ferd. Hirt & Sohn, Leipzig.

Werner, K. — Das moderne Skatspiel. Eine unter Berücksichtigung der allgemeinen deutschen Skatordnung verfaßte Anleitung zur gründlichen Erlernung dieses geistreichen Kartenspieles, nebst zahlreichen erläuternden Beispielen und einem Skatterise. A. Hartlebens Verlag, Wien.

Wetz, Dr. W., Privatdozent an der Universität Straßburg i/E. — Über Litteraturgeschichte. Eine Kritik von ten Brinks Rede „Über die Aufgabe der Litteraturgeschichte." P. Reiß, Worms.

Weyhe, Dr. E. — Balladen Sotlren in freier Nachbildung. Alfred Oehmigkes Verlag, Leipzig.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 58.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Bildnis einer Engländerin. Studienkopf von Conrad Kiesel.

[illegible]

[illegible]natshefte.

[illegible]

[illegible]=Nummer.



Velhagen & Klasings
Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepanski.

Weihnachtsheft.

VI. Jahrgang 1891/92. Heft 4, Dezember 1891.

Christ-Hymne.

Von

Ernst Behrend.

Ev. Joh. 12, 24: Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte.

Auf Sturmes Rossen
Der Winter braust,
Schnee und Schlossen
Streut seine Faust.
Dem Wachsen und Weben
Da draußen ein Graus,
Scheucht er das Leben
Und Lachen in's Haus.
Der Fleiß ist der Scheuer
Schätzen geweiht,
Am Herdesfeuer
Das Lied gedeiht.



Nun hört, es hat in heil'ger Nacht
Marie ein Kind zur Welt gebracht.
Von einer Ähre guter Art
Das Weizenkorn gezeitigt ward.

Winter, du böser,
Räume das Feld,
Denn der Erlöser
Nahet der Welt!
Bald seh' ich ihn prangen
Auf blumiger Spur,
Wonnen umfangen
Den Wald und die Flur.
Auf jungen Halmen
Lenzwind wallt,
Von Jubelpsalmen
Die Luft erschallt.

Und höret, wie es weiter heißt:
Das Kind ward stark an Leib und Geist;
Gott war bei ihm in seiner Gnad'.
Aus gutem Korn wuchs gute Saat.

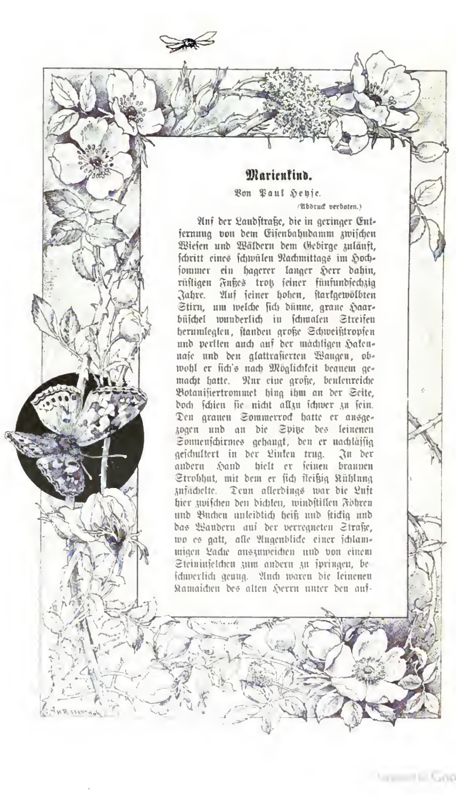
Das ist auf Erden
Selige Zeit:
Wachsen und Werden,
Lust ohne Leid. —
Doch die Tage vergingen
In schneller Flucht,
Schon hör' ich erklingen
Der Sense Wucht.
Die Blumen starben
Im Sonnenschein,
Nun häufen sich Garben
In goldenen Reih'n.

Die gute Saat, der liebe Christ,
Zur Garbe reif geworden ist.
O weh, daß man ihn schlug und band
Und bittre Marter ihm erfand!

Herbstesklage
Wehmutvoll!
Bange Frage
Was werden soll! —
Verhalle, du Klage,
Lind und leis!
Euch, Herbstestage,
Heil und Preis!
In reichem Segen
Bringt ihr das Brot,
Und allerwegen
Weicht die Not.

Mein Herr und Christ im Grabe lag
Und auferstand am dritten Tag;
Durch Tod und heiße Höllenfahrt
Zum süßen Himmelsbrote ward.





Marienkind.

Von Paul Heyse.

(Abdruck verboten.)

Auf der Landstraße, die in geringer Entfernung von dem Eisenbahndamm zwischen Wiesen und Wäldern dem Gebirge zuläuft, schritt eines schwülen Nachmittags im Hochsommer ein hagerer langer Herr dahin, rüstigen Fußes trotz seiner fünfundsechzig Jahre. Auf seiner hohen, starkgewölbten Stirn, um welche sich dünne, graue Haarbüschel wunderlich in schmalen Streifen herumlegten, standen große Schweißtropfen und perlten auch auf der mächtigen Hakennase und den glattrasierten Wangen, obwohl er sich's nach Möglichkeit bequem gemacht hatte. Nur eine große, beulenreiche Botanisiertrommel hing ihm an der Seite, doch schien sie nicht allzu schwer zu sein. Den grauen Sommerrock hatte er ausgezogen und an die Spitze des leinenen Sonnenschirmes gehangt, den er nachlässig geschultert in der Linken trug. In der andern Hand hielt er seinen braunen Strohhut, mit dem er sich fleißig Kühlung zufächelte. Denn allerdings war die Luft hier zwischen den dichten, windstillen Föhren und Buchen unleidlich heiß und stickig und das Wandern auf der verregneten Straße, wo es galt, alle Augenblicke einer schlammigen Lache auszuweichen und von einem Steininselchen zum andern zu springen, beschwerlich genug. Auch waren die leinenen Kamaschen des alten Herrn unter den auf-

gekrämpten grauen Beinkleidern bis hoch hinauf bespritzt und die Perlmutterknöpfchen hatten ihren Glanz völlig verloren.

All dies Ungemach ertrug der Wanderer aber mit stoischer Ergebung, stand nur zuweilen aufatmend still und trocknete sich Gesicht und Hals mit einem großen rotseidenen Taschentuche, dabei nach den Wolken blickend, die sich in tiefem Schwarzblau über den Wipfeln hinwälzten. Dann, als er aus dem Walde heraustrat und nun das Gewitter drüben am Horizont in drohendem Ungestüm sich heraufwälzen sah, maß er, durch die großen runden Brillengläser spähend, die Entfernung bis zu den ersten Häusern des freundlichen Marktfleckens, deren rote Dächer tröstlich über die weiten grellgrünen Wiesengründe zu ihm herblickten, versicherte sich, daß der Wind noch nicht voll ihm entgegen stand, das Unwetter also nicht gerade auf ihn loskam, und setzte dann in rascherem Tempo seinen Weg fort, um noch vor dem ersten Blitzstrahl ein schützendes Dach zu erreichen.

Nur eine kleine Viertelstunde hatte er noch zu wandern und ließ jetzt die Augen vergnüglich über die phantastisch beleuchtete Gegend schweifen, die weitgestreckten Grashalden, die sanft ansteigenden, dunkelbewaldeten Hügel und hinter den zerstreuten Häusern und Hütten des Orts die schöngeschwungene Silhouette des Hochgebirges, die jetzt in wetterdunkle Purpurfarbe gehüllt ihm gegenüber lag. Menschen und Tiere hatten sich vor dem Ausbruch des Sturmes bereits in Sicherheit gebracht, nur ein paar Schwalben schossen in niedrigem Fluge über den Weg, und hoch über ihnen schwebte ein Raubvogel, der mit ausgespannten Schwingen im Äther stehend das Wetter zu observieren schien und alsbald mit einem scharfen Schrei in die höheren Regionen über dem Gewölk hinaufstieg.

Dies alles war dem naturfrohen Auge des alten Herrn ein fesselndes Schauspiel, so daß er tapfer durch die Pfützen hinstapfte und sonst auch nicht beachtete, was auf der platten Erde ihm in den Wurf kommen mochte. So war er denn einigermaßen überrascht, als er seinen Blick zufällig einmal von den himmlischen Höhen niedersinken ließ, nur wenige Schritte vor sich eine sonderbare Gruppe zu gewahren, die vor einem elenden Häuschen, dem äußersten und ärmlichsten der ganzen Ortschaft, sich darstellte.

Am Rande der schmutzigen Fahrstraße hockte auf einem Feldstuhl ein junger Mann in einer braunen kurzen Sommerjoppe, den schwarzen Künstlerhut weit in den Nacken zurückgeschoben, so eifrig mit einer Malarbeit beschäftigt, daß er von dem heraufdrohenden Unwetter, dem er freilich den Rücken zugekehrt hatte, nicht das Mindeste zu ahnen schien. Die Füße hatte er auf ein altes Brett gestellt, das sie vor dem nassen Schlamm schützte, und hielt ein großes Skizzenbuch auf den hochgezogenen Knieen, in welches er mit dem Aquarellpinsel hineintupfte, hastig auf der kleinen porzellanenen Palette die nötigen Farben auswählend. Auf einem schmutzigen Schemelchen zu seiner Rechten stand sein Malkasten und ein Gläschen mit Wasser, ein großer Malerschirm war mit der scharfen Spitze fest zwischen die Steine der schlüpfrigen Chaussee gespießt.

Daran wäre nun nichts Verwunderbares gewesen, daß ein junger Künstler über einer ihm wichtigen Arbeit die Gefahr, von einem Wolkenbruch weggespült zu werden, völlig übersehen hätte. Was den alten Herrn jedoch zu einem halblauten Hm! Hm! und stillem sarkastischem Zucken des faltenreichen Mundes veranlaßte, war der Gegenstand, den der eifrige Skizzierer sich erwählt und so in sein Herz geschlossen hatte, daß er Alles um sich her, auch die Annäherung des fremden Wanderers, unbeachtet ließ.

Denn ihm gegenüber, auf dem unsäuberlichen Platz vor dem Bauernhäuschen, nur durch einen niederen, sehr verfallenen und mit Brennnesseln überwucherten Zaun von der Landstraße getrennt, stand ein vom Alter geschwärzter verwitterter Brunnen, der seinen dünnen Wasserstrahl in einen halbverfaulten, aus einem Stück Baumstamm ausgehöhlten Trog niederrieseln ließ. Auf dem Rande desselben, das Brunnenrohr mit dem rechten Arm umklammernd, hatte sich ein armseliges Figürchen hingelagert, ein etwa siebenjähriges Mädchen, dem ein zerrissenes Hemd die mageren Schultern bedeckte, während sein in Fetzen hängendes Röckchen die über den Rand herniederbaumelnden dünnen Beinchen bis zu den Knieen frei ließ. Das struppige blonde Haar hing tief über die niedere

Stirn herab, und zwei kleine Augen waren starr auf den Maler gerichtet, der Mund aber verzog sich zu einem blöden Grinsen. In der linken Hand hielt sie einen zerbrochenen Topf, in welchem sie, wie es schien, Wasser zu holen ausgeschickt war. Die nackten Füße trugen die Spuren des versumpften Erdreichs um den Brunnentrog herum, und in der schwarzen Pfütze, die von dem durchsickernden Wasser gebildet worden war, watschelte eine magere Ente, die den Abfall von Kohlblättern und Kartoffelschalen, der darin herumschwamm, mit ihrem breiten Schnabel durchwühlte.

„Sie haben sich da eine interessante Aufgabe gestellt," hörte jetzt der junge Maler, der nicht umgeblickt hatte, hinter seinem Rücken sagen. „Ich sehe, daß Sie der Fortschrittspartei angehören und die Ansicht der alten griechischen Weisen unterschreiben, daß auch im Schmutz das Göttliche wohne. Ich erlaube mir aber doch, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß wir in zehn Minuten eine Sintflut zu gewärtigen haben, die mehr Wasser liefern möchte, als dem eifrigsten Aquarellisten erwünscht sein kann."

Der Angeredete wandte sich nach dem Sprecher um. Sein hübsches, bräunliches Gesicht hatte einen finsteren Ausdruck, die vollen roten Lippen unter dem blonden Schnurrbärtchen zuckten, als schwebe eine herbe Abfertigung des unberufenen Warners darauf. Einen Augenblick betrachtete er den Ankömmling mit seinem scharfen Malerauge. Als er aber keine Spur einer spöttischen Regung in dem hageren Gesicht des alten Herrn entdecken konnte, glätteten sich wieder seine gespannten Brauen.

„Ich danke Ihnen," warf er hin. „Das Wetter ist aber noch nicht so nahe."

„Schauen Sie nur dort im Westen die kupferfarbene Wolkenwand und drüben die bleifarbenen Streifen am Horizont. Aber Sie scheinen für diese koloristischen Reize der Natur nicht sehr empfänglich zu sein?"

Der Maler blickte ein paar Sekunden lang gen Himmel. Dann wandte er sich achselzuckend wieder zu seiner Arbeit.

„Ich liebe allerdings diese pathetischen Szenerieen nicht," sagte er, „diese aufgedonnerten Effektstücke, die von künstlerischen Phraseurs bis zum Überdruß auf den Markt gebracht worden sind. Das Einfache, Ungeschminkte hat viel intimere Reize."

„Nun," sagte der alte Herr, „an Einfachheit läßt Ihr Thema allerdings nichts zu wünschen, und Schminke kennt Ihr Modell schwerlich auch nur dem Namen nach. Ich möchte nur die Natur in Schutz nehmen gegen den Vorwurf, als sei sie eine schnöde Effekthascherin, die es zuweilen auf eine theatralische Verblüffung der Zuschauer abgesehen habe. Für mich wenigstens hat so ein naiver Gewitterhimmel in seiner brutalen Majestät gerade so viel intimen Reiz, wie ein blödsinniges Bauernkind in einem schmutzigen Hemde."

Wieder fuhr der Kopf des jungen Malers herum, und in den schöngeschnittenen Augen wetterleuchtete ein feindseliger Argwohn. Das Lächeln auf dem alten Gesicht war aber so gutmütig, daß es den aufflackernden Zorn entwaffnete.

„Sie spotten, Herr," murrte der Maler zwischen den Zähnen. „Sie sind natürlich von der alten Schule, da ist es überflüssig, zu streiten. Und Sie sind wohl überhaupt kein Künstler."

„Das kann ich nicht leugnen, mein werter junger Herr," versetzte der Alte und hob langsam den Schirm von der Schulter, um den Rock wieder anzuziehen. „Ich bin Arzt, Medizinalrat * * *, um mich Ihnen vollständig vorzustellen, und in diesem Blechgehäuse trage ich keinen Malapparat, sondern ein bischen Wäsche und anderen Toilettenkram, da ich auf einige Tage mich frei gemacht habe, hier draußen reine Luft zu atmen. Was aber Ihre Voraussetzung betrifft, ich stände der neuen Kunstrichtung fremd und ohne Verständnis gegenüber, so täuschen Sie sich sehr. Schon vor dreißig Jahren und darüber, als das Wort Naturalismus noch nicht erfunden war und alle Künstler noch zu der Fahne der sogenannten Schönheit schwuren, war ich bereits ein verbissener Vorläufer des neuen Evangeliums und schwärmte für die Reize des Wahren und Häßlichen."

Der Maler sah ihn groß an.

„Was meinen Sie damit, Herr — Medizinalrat?"

„Sehr einfach. Ich arbeitete an einem Werk über die vergleichende Entwicklungsgeschichte des menschlichen und tierischen Organismus. Zu dem Ende machte ich wohl hundert sehr sorgfältige Zeichnungen menschlicher Fötus, denen ich die von

Hunden und Vögeln gegenüberstellte. Die letzteren waren ganz lustig anzuschauen. Unter den menschlichen aber fanden sich so manche, die einem Anhänger der alten ästhetischen Schule ein Grauen erweckt haben würden. Mich schreckten sie nicht von der Nachbildung ab. Natur ist eben Natur; man soll kein Kostverächter sein, und Sie begreifen nun wohl, daß mir auch das breitmäulige kleine Gesicht mit dem idiotischen Ausdruck, das Sie da eben zu verewigen suchen, als eine würdige Aufgabe der Kunst erscheint."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür des Häuschens, und ein häßliches Weib mit fliegenden Haaren, in so verwahrlostem Aufzuge wie das Kind auf dem Brunnentrog, erschien an der Schwelle. Sie rief in keifendem Ton der Kleinen zu, ob der Herr noch nicht bald fertig sei, das Wetter werde gleich losbrechen. In der That erhob sich jetzt ein unheimliches Wehen und trieb den Strahl des Brünnchens seitwärts über die Kniee des Mädchens, während auf dem Boden Strohhalme und Kehrichthaufen aufgewirbelt wurden.

Der Maler erhob sich, klappte Buch und Malkasten zu, gab dem Kinde ein Stück Geld und sagte, er werde morgen um dieselbe Zeit wiederkommen. „Es wird nun doch Ernst," sagte er, zu dem Alten gewendet. „Wir thun gut, uns unter Dach und Fach zu bringen."

* * *

„Die Mutter war auch kein übler Charakterkopf," sagte der alte Herr mit ganz ernster Miene, während sie jetzt mit großen Schritten dem Orte zueilten, da bereits einige große Tropfen herabsausten. „Die sollten Sie sich auch nicht entgehen lassen, Herr — dürfte ich um Ihren werten Namen bitten?"

„Franz Florian. Mit der Alten haben Sie sehr Recht, und ich habe sie auch schon zweimal skizziert. Wenn es Sie interessiert —"

Er wollte im Gehen sein Buch öffnen.

„Wir werden es im Wirtshaus bequemer haben, Ihre Studien durchzusehen," wehrte der Alte mit freundlichem Lächeln ab. „Sie scheinen hier sehr fleißig gewesen zu sein, und da es dieser Gegend, obwohl sie vorwiegend mit einem wohlhabenden Bauernschlag bevölkert ist, auch an verkümmerten Existenzen nicht fehlt, werden Sie in Schmutz und Häßlichkeit ordentlich geplätschert haben. Ich bewundere Ihren Mut und Ihre Ausdauer. Die Kehrseite der Natur und der menschlichen Gesellschaft ist ja gewiß sehr anziehend, und es ist des Schweißes der Edlen wert, ihr endlich auch künstlerisch zu ihrem Recht zu verhelfen. Aber selbst die Kaminkehrer pflegen sich wenigstens am Samstag zu waschen, und es gibt doch auch so manche appetitliche Dinge in der Welt, die nicht ganz zu verachten sind. Vor allem, mein junger Freund, nehmen Sie sich vor Italien in acht. Da könnten Sie am Ende doch noch zu einem Schönheitsrausch kommen, der Ihnen hernach die schönsten deutschen Trottel verleidete."

Der Maler runzelte die Stirn. Ein Seufzer kam ihm von den Lippen.

„Diesen Rausch habe ich bereits durchgemacht," sagte er mit dumpfer Stimme. „Ich war zwei Jahre in Italien, erst wie im siebenten Himmel, dann von Tag zu Tage trostloser und verzweifelter. Schönheit? Ja wohl, die läuft dort auf den Gassen herum, und in den Kirchen und Galerien sieht man sie in so ausbündigen Exemplaren, daß man aus der Haut fahren möchte. Anfangs dacht' ich, Unsereins könne es mit gutem Willen und hartnäckigem Fleiß auch zu etwas bringen, und kopierte, komponierte, skizzierte auf Teufelholen. Besah ich mir dann die Natur, etwa in einem römischen Modell mit ihrem Junonacken und der Bronzehaut, oder im Palazzo Borghese und dem Vatican die berühmten Wunderwerke in Goldrahmen oder an Wand und Decke — da knirschte ich mit den Zähnen über meine Ohnmacht. Endlich warf ich Pinsel und Palette in den Koffer und reiste mit Scheuklappen über den Brenner zurück nach Hause. Ich brachte aus dem gelobten Lande nichts zurück, als die klare Erkenntnis, daß das Liedchen von der Schönheit zu Ende gesungen ist von glücklicheren Vorfahren unter einem gnadenreicheren Himmel, und daß wir, wenn wir nicht ein für allemal das Maul halten, sondern auch zu Worte kommen wollen, in einer ganz anderen Tonart uns hören lassen müssen. Sie sehen, verehrter Herr, ich verachte die Schönheit durchaus nicht. Ich halte die Trauben darum nicht für sauer, weil sie mir zu hoch hängen. Aber um nicht zu verdursten, finde ich es ver-

nünftig, mich auf die Fabrikation von Äpfelwein zu verlegen. Oder nein, das Gleichnis hinkt. Was wir heute Kunst nennen, hat den gleichen Wert, wie die vom Cinquecento. Jede Periode hat ihre eigne Aufgabe, die Alten brachten das Schöne auf den Gipfel der Vollendung, unsere Aufgabe ist das Charakteristische. Und eigentlich," fuhr er sich steigernd fort, „eine absolute, alleinseligmachende Schönheit gibt es ja auch nicht. Selbst Tizians Venusse sind konventionelle Schemen, und die Venus der Äthiopen braucht sich nicht zu verkriechen, wenn man nur nicht mit klassischen Vorurteilen vor sie hintritt. Denn nicht nur gut und böse sind bloße Begriffe, sondern auch schön und häßlich; die Natur weiß nichts davon, unser Denken macht erst den Unterschied. Das ist mein Credo, und seit ich demnach lebe, bin ich wieder zufrieden in mir, ohne Verzweiflungsanfälle, ohne den Katzenjammer, der auf den unfruchtbaren Schönheitsrausch unfehlbar zu folgen pflegt."

„Ein Jeder thut eben, was er nicht lassen kann," bemerkte der alte Herr trocken. „Ich sehe, Sie haben sich's recht wacker angelegen sein lassen, aus der Not eine Tugend zu machen, und wenn ein Lehrstuhl der neuen Ästhetik an einer Universität oder Akademie errichtet wird, wären Sie befähigt, Ihre Doktrin recht überzeugend vorzutragen. Am Ende ist das auch noch einmal Ihre Zuflucht, wenn das Publikum, das immer noch von den veralteten Vorurteilen nicht loskommt, Ihnen Ihre Bilder nicht abkauft und lieber ein hübsches dralles Defreggersches Bauernmädchen sich ins Zimmer hängt, trotz des konventionellen Lächelns und des mangelnden Freilichts, als Ihre kleine charakteristische Kretine auf dem Brunnentrog."

„Ich verzichte auf den Beifall und Zulauf der stumpfsinnigen Menge," versetzte Franz Florian mit einer großartigen Geberde. „Zum Glück habe ich ein kleines Vermögen von meinen guten Eltern geerbt, das mir erlaubt, meinen Überzeugungen treu zu bleiben."

„Das ist sehr erfreulich, lieber Herr. Mir wäre sonst doch ein wenig um Ihre Zukunft bange, wie ich denn auch selbst mit meinem Atlas über die vergleichende Anatomie der Fötus sicher hätte betteln gehen können, wenn meine Praxis mir nicht zu leben verschafft hätte. Was aber das Gros der Naturalisten und Freilichtmaler betrifft, so hoffe ich, der Staat wird über kurz oder lang seine Aufgabe erkennen, diesen trefflichen Leuten Klöster zu bauen."

„Klöster?"

„Ich finde nämlich, daß sie sich vorzüglich zur Ablegung der drei Mönchsgelübde qualifizieren: Armut, Gehorsam, Keuschheit. An Armut wird's ihnen, wie gesagt, nicht fehlen, wenn es auch zunächst keine ganz freiwillige wäre, jedenfalls sind Viele darunter auch arm an Geist. Gehorsam gegen die Schultheorieen steckt ihnen im Blut, und was die Keuschheit betrifft — da sie ihre Modelle unter den von der Natur Vernachlässigten zu suchen pflegen, sind ihre Frauenbilder rechte Mittel gegen die Liebe. So daß schon um ihres sittlichen Einflusses willen der Staat verpflichtet sein sollte, sie bis an ihr Lebensende vor Nahrungssorgen zu schützen und zu fleißigen guten Werken ihrer Konfession ihnen die nötige Muße zu schaffen."

* * *

Diese längere Rede, in so ruhigem Ton sie auch vorgetragen wurde, ließ keinen Zweifel darüber, daß in dem alten Herrn ein satirischer Schalk steckte, dem es mit seiner Zustimmung zu den künstlerischen Grundsätzen seines neuen Bekannten von Anfang an nicht Ernst gewesen war. Die heftige Erwiderung aber, die dem jungen Maler auf der Zunge brannte, wurde noch zur rechten Zeit, um einen unfruchtbaren Zank zu ersticken, abgeschnitten. Denn gerade in diesem Augenblick riß die gewaltige dunkle Wolkenmasse zu Häupten der beiden Wanderer krachend entzwei, Blitz und Wetterschlag folgten einander in atemloser Hast, und ein Sturzregen prasselte nieder, der die auflodernde ästhetische Zornesflamme erstickte.

Zum Glück war das Gasthaus zur Post, nach welchem sie hinstrebten, in einem kurzen Wettlauf über den leeren Marktplatz erreicht. Aufatmend und die triefenden Schirme schüttelnd, selbst aber leidlich trocken betraten die beiden Geborgenen das Gastzimmer, in welchem nur wenige durch das Wetter zurückgehaltene Bauern schläfrig bei ihren Bierkrügen saßen, und wandten sich sofort dem inneren Verschlage, dem sogenannten Herrenstübel zu, das völlig leer war. Die stattliche Wirtin begrüßte sie

höflich, ihnen Glück wünschend, daß der Wolkenbruch sie nicht auf freiem Felde überrascht habe, und fragte, womit sie ihnen aufwarten könne. „Zunächst mit einer Tasse Kaffee," erwiderte der alte Herr; und ob in ihrem Hause noch ein gutes, ruhiges Zimmer frei sei. Er gedenke, etliche Tage, vielleicht eine Woche sich hier aufzuhalten. Die Frau, die für den jovialen und ritterlichen Graukopf sofort eine lebhafte Verehrung empfand, versicherte, er werde unter ihrem Dache aufs beste aufgehoben sein, und verließ, da auch ihr jüngerer Logiergast Kaffee bestellte, hurtig das Zimmer, um die Herren nicht warten zu lassen.

„Ich habe hier draußen nämlich einen alten Freund und Universitätsgenossen," bemerkte der Medizinalrat, während er die Botanisiertrommel auf den großen Eichentisch legte und eine Haarbürste und frische Kravatte daraus hervorzog. Vor dem kleinen Spiegel in der Ecke stehend besorgte er dann gleichmütig seine Toilette, knüpfte einen neuen Halskragen um und ordnete sein zerstäubtes dünnes Haupthaar. „Mein Freund", fuhr er fort, „hat sich hier draußen eine artige Villa gebaut und mich eingeladen, bei ihm zu wohnen. Ich bin aber nicht gern irgendwo zu Gast, selbst bei dem vertrautesten Freunde, und ziehe das bescheidenste Wirtshäuschen einer solchen Einquartierung bei einer Familie vor. Alte Junggesellen, wissen Sie, haben ihre Eigenheiten und sind nicht gerne geniert. Nun aber konnte ich dem wackeren Freunde — er ist ein Regierungsrat a. D. — seine Bitte nicht abschlagen, wenigstens in seiner Nähe ein paar Tage zuzubringen. Es ist aber ein Kranker im Hause, seine einzige Tochter, noch dazu mein Patenkind, ein wunderlicher Fall, nicht eigentliche physische Verstimmung, mehr Gemütsaffektion, die aber behutsam zu behandeln und jedenfalls eine Zeitlang zu studieren ist. Und da will ich denn gleich, sobald das Wetter vorübergezogen, zu den guten Leuten hinauf, um nach dem Rechten zu sehen."

Der junge Maler hörte das mit an, ohne ein Wort dazuzugeben. Er saß am Fenster und sah in das tobende Element hinaus, die Stirn in finstere Falten gelegt. Der Alte beobachtete ihn im Spiegel und nickte vor sich hin, als ob er bei sich selber spräche: Ich habe dir ein bitteres Tränkchen eingegeben, junger Thor. Aber wenn dich's auch ein bischen wurmt, schaden kann dir's nicht, und wer weiß, ob es dir nicht am Ende ersprießlich ist. Denn du scheinst bei alledem eine gesunde Natur zu haben.

Er ließ jedoch hiervon nichts verlauten, beendete mit aller Muße seine Toilette und wandte sich erst wieder um, als die Kellnerin eintrat und auf einem sauberen Brett den bestellten Kaffee brachte. Ihr folgte nach einiger Zeit die Postwirtin selbst, als die beiden Männer schon bei der zweiten Tasse waren, und knüpfte von neuem einen zuthulichen Diskurs mit dem neuen Gaste an. Dieser, da der Regen noch nicht nachlassen wollte, hatte sich eine Zigarre angezündet und auch seinem jungen Gefährten sein Täschchen dargeboten, der jedoch, immer noch unwirsch, einsilbig ablehnte und sich eine Cigarette zu fabrizieren anschickte. So saßen sie ein Weilchen in dem niederen Raum, der dann und wann von roten Blitzen erleuchtet wurde, plaudernd beisammen und ließen die Kerze brennen, die ihnen die Kellnerin auf den Tisch gestellt hatte. Erst als die Wirtin von einer Magd abgerufen wurde, wandte sich der alte Herr wieder zu dem schweigsamen Maler und sagte in seinem freundlichsten Ton:

„Wir werden uns wohl noch eine gute Weile hier gedulden müssen, bis der himmlische Segen sich erschöpft hat. Wie wär's, lieber Herr, wenn Sie mir inzwischen gestatteten, Ihr Skizzenbuch zu betrachten?"

Franz Florian machte eine ablehnende Bewegung mit der Schulter.

„Sie würden wenig Vergnügen daran haben," sagte er gereizt. „Sie wünschen es auch überhaupt nur, um sich über diese „Mönchsarbeiten" lustig zu machen. Erlauben Sie mir, die Zeugnisse meiner unfreiwilligen Armut für mich zu behalten."

Eine kleine Stille folgte auf diese Worte. Man hörte nur das Klatschen des Regens gegen die Steine vor dem Hause und aus dem Gastzimmer nebenan das laute Schnarchen eines Bauern, der über seinem Maßkrug eingenickt war.

Der alte Herr stand ruhig auf und trat zu dem verstimmten Künstler in die tiefe Fensternische.

„Ich habe Sie mit meinem harmlosen Scherz verletzt, lieber Herr," sagte er. „Halten Sie mir diese Unart mit der Ab-

neigung zu gute, auf dergleichen theoretische Fragen, die Jeder nach seinem Geschmack oder Gewissen zu lösen hat, mit pedantischer Weitläufigkeit mich einzulassen. Auch käme bei einem ernsthaften Wortgefecht zwischen einem Alten und Jungen nichts heraus. Die Waffen sind zu ungleich. Der Alte hat das schwere Geschütz der langen Erfahrung für sich, die Jugend ihr Schnellfeuer hitziger Meinungen, Wünsche und Bedürfnisse. Damit Sie aber sehen, daß ich vor Ihrem ernsthaften Streben aufrichtige Achtung habe, will ich Ihnen unverhohlen gestehen, daß ich in der neuen radikalen Richtung auf das Charakteristische, worüber das Schöne gänzlich zu kurz kommt, allerdings nur eine Entwicklungskrankheit unserer Zeit erblicke. Dergleichen Erscheinungen darf eine weise ästhetische Pathologie so wenig unterdrücken wollen, wie die rationelle physische Hygiene die Reinigungsprozesse in einem menschlichen Körper hemmen darf, wenn sie recht kräftig auf die Haut schlagen. Entschuldigen Sie dieses Gleichnis, das nicht gerade respektvoll klingt. Ich habe auch nicht vor, es weiter auszuführen. Genug, daß ich auch den Zustand, in welchem sich gegenwärtig die Künste befinden, für einen heilsamen Naturvorgang ansehe, dessen man sich nicht zu schämen habe, wenn auch Manches dabei nicht eben eine besondere Augenweide bietet. Es ist sehr wahrscheinlich, daß wir mit unserer schulgerechten Ästhetik nachgerade aufs Trockne gekommen wären ohne diese gewaltsame Reaktion. Und so lasse ich mir auch ihre abenteuerlichsten Auswüchse gern gefallen und denke mit dem alten Herrn in Weimar: Wenn sich der Most auch ganz absurd gebärdet —! Zudem — ich bin von Jugend auf viel mit talentvollen Künstlern umgegangen, als Freund oder Arzt, und habe viele ‚Richtungen‘, die sich für die allein wahren ausgaben, im Sande verlaufen und neuen, noch ‚wahreren‘ Platz machen sehen, so daß ich mit einiger Gemütsruhe zuschauen kann, wenn heutzutage Alles als akademischer Zopf verschrieen wird, was einen Gemütswert beansprucht, oder durch Reiz und Adel der Form entzücken will, und als verlogener Atelierspuk verdammt wird, was nicht unter freiem Himmel gemalt ist. Dergleichen Einseitigkeiten und Übertreibungen korrigieren sich von selbst, wenn sie eine Weile bis zum Überdruß nachgesprochen worden sind. Was mir jedoch schon heute gelegentlich die Galle reizt, ist der Schwindel, den ganz talentlose Streber mit diesen Stichworten treiben, und die Stirn, mit der sie das urteilslose Publikum, ja ihre eigenen unschuldigen Kollegen durch haarsträubende Mißgeburten ihres Pinsels zu verblüffen suchen. Mit solchem nichtsnutzigen Gesindel, das nur dazu dient, den guten Keim in der neuen Kunstblüte zu fälschen und zu vergiften, haben Sie, mein werter Herr Florian, nicht das Mindeste gemein. Das Wenige, was ich von Ihnen gesehen — verzeihen Sie dem Laien, daß er sich ein Urteil erlaubt — zeugt für ein gesundes, robustes, sehr ernstliches Talent, das freilich — aber genug des Geschwätzes. Zeigen Sie mir jetzt Ihre Skizzen und lassen Sie uns gute Freunde bleiben!“

Er streckte ihm seine lange, magere Hand hin. Der Maler sprang auf, schlug treuherzig ein und sagte, nun wieder mit entwölkter Stirne:

„Ich bin ein Narr gewesen, daß ich Ihre Neckereien nicht mit besserem Humor aufgenommen habe. Aber die Arbeit in der Schwüle hatte mich nervös gemacht. Sie haben Recht: Jeder thut, was er nicht lassen kann, und man ist von aller Verantwortung frei, wenn man nur immer mit Leib und Seele das Seine thut. Wenn das Meinige Ihnen keinen Spaß macht, kann ich nicht dafür. Warum bestehen Sie darauf, meinen Kram sich ansehen zu wollen?“

Er legte bei diesen Worten das große Skizzenbuch auf den Tisch, rückte die Kerze näher heran und wanderte dann, eine frische Cigarette anzündend, das Zimmer auf und ab. Der Arzt hatte sich behaglich auf einem der Holzstühle niedergelassen und wendete langsam Blatt für Blatt um, hin und wieder ein Hm! oder Ha! vor sich hinbrummend. Indessen ließ draußen das Unwetter nach, und als der Betrachter bei dem Mädchen auf dem Brunnentrog angelangt war, schien eine helle Abendsonne durch das Fenster, in deren rotem Strahl das Kerzenflämmchen erblich.

„Ich danke Ihnen“, sagte jetzt der Alte, indem er das Buch zuklappte und sich vom Tische erhob. „Meine Erwartung hat mich nicht getäuscht: Sie besitzen ein starkes,

seiner Mittel überall mächtiges Talent und eine große Feinheit des Blicks für das Entscheidende in allen Naturgebilden. Die wunderliche Marotte, an dem Erfreulichen, Großartigen, Lieblichen vorbeizusehen und sich mit dem Dürftigen, Verwahrlosten und selbst Widerwärtigen so liebevoll zu beschäftigen, als ob das allein in der Welt wäre, oder doch allein der Mühe wert, hat sogar — aber Sie dürfen sich nicht wieder beleidigt fühlen — etwas Rührendes. Es verrät ein gutes Gemüt, wie wenn ein junger Tänzer auf einem Balle die schönen jungen Damen verschmäht und nur die sonst Sitzenbleibenden, die sogenannten „Mauerblümchen" engagiert. Ich habe als junger Mensch ähnliche edle Regungen verspürt. Indessen, Mitleid und Liebe sind doch zwei sehr verschiedene Gefühle, und wie man sich in diese baumlosen dürren Unkrautflecke, diese ruppigen und trottelhaften Hüterbuben verlieben kann — Sie lächeln. Ich weiß, daß Sie sagen wollen, der Gegenstand mache es nicht, nur was man an künstlerischer Intention hineinlege. Da wären wir denn glücklich wieder bei unserer alten Debatte und könnten bis Mitternacht fortzanken. Nun, ich will jetzt meinen Besuch machen, das Wetter hat sich ja aufgeklärt, und wenn meine Freunde mich in der Villa auch zum Nachtessen behalten sollten, ich finde Sie hernach doch wohl noch hier unten, und Sie sind mein Gast bei einer Flasche roten Tiroler, den man hier herum schon recht trinkbar vorzufinden pflegt."

So verließ er den Maler mit einem freundlichen Kopfnicken.

* * *

Doch schon nach einer kleinen Stunde trat er wieder über die Schwelle des Gastzimmers. Diesmal fand er seinen Gefährten nicht im Herrenstübel, sondern in dem größeren vorderen Raume, aus dem sich inzwischen die bäuerliche Gesellschaft völlig verzogen hatte, bis auf den Schnarchenden in der Ecke. Noch immer schlief der schwer Umnebelte, fest gegen die braune Vertäfelung gelehnt. Der dicke Kopf war weit zurückgesunken, so daß in dem offenen Munde die spärlichen gelben Zahnstumpfen sichtbar wurden, in den hochroten Ohren blitzten die goldenen Ringe mit den Silberknöpfen an Weste und Jacke um die Wette, da ein schräger Strahl der Abendsonne durch die verregneten Scheiben gerade auf den einsamen Schläfer fiel.

Franz Florian hatte die Gunst des Augenblicks nicht ungenutzt gelassen und mit raschen Bleistiftstrichen die unbeholfen in den Winkel gekauerte Gestalt in sein Buch eingetragen.

„Bravo!" rief sein alter Gönner, nachdem er die Skizze aufmerksam durch seine große Brille betrachtet hatte. „Man könnte ein schönes Kapitel vergleichender Kunstgeschichte schreiben, wenn man diese Ihre meisterliche Skizze neben eine Photographie des Barberinischen Fauns stellte."

„Sie sind wieder in Ihrer Spötterlaune, verehrter Herr," versetzte der Maler gleichmütig. „Ich würde wahrhaftig auch für mein Leben gern einmal einen betrunkenen Faun abkonterfeien, wenn diese mythologischen Fabelwesen sich im bayrischen Gebirge blicken ließen."

„Glauben Sie, daß sie sich den griechischen Malern und Bildhauern in Person gezeigt haben? Aber freilich, zeigen mußten sie sich ihnen wohl — wie hätten sie sonst von ihnen abgebildet werden können? — nur nicht so handgreiflich, wie ihr Heutigen alles das sehen und greifen müßt, woran ihr glauben sollt. Lassen Sie sich aber nicht stören, lieber Freund. Die Skizze kaufe ich Ihnen ab, zur Erinnerung an diesen Nachmittag. Denn leider werde ich mich Ihrer Gesellschaft nicht so ausgiebig, wie ich dachte, erfreuen können. Mein alter Freund besteht darauf, daß ich bei ihm wohne, er wäre tödlich gekränkt, wenn ich es ihm abschlüge, und da er ein ganz abgesondertes Fremdenzimmer im Erdgeschoß hat, fürchte ich auch nicht, zu stören und gestört zu werden. Zudem ist der Fall, wegen dessen er mich konsultieren wollte, in der That nicht so leicht, ich werde Mühe haben, Einfluß auf die junge Patientin zu gewinnen, und über die Behandlung, so einfach und sicher die Diagnose ist, bin ich mir noch nicht recht klar. Wir sprechen mehr davon. Ich muß jetzt nur meinen Kaffee bezahlen und der Frau Wirtin mein Bedauern aussprechen, daß ich ihr schönes Zimmer für diesmal nicht beziehen kann."

Er ging hinein, kam dann bald, die Botanisiertrommel umgehängt, den Schirm in der Hand wieder herein, um sich von

dem Maler zu verabschieden und ihm das Versprechen abzunehmen, ihn, sobald es seine Zeit erlaube, in der Villa des Regierungsrats zu besuchen. Noch einmal lobte er die Zeichnung, schüttelte dem jungen Freunde herzlich die Hand und verließ das Zimmer.

Franz Florian blieb in unfroher Stimmung zurück. Er hatte sich auf die Gesellschaft des alten Spötters gefreut und in seinem Kopf allerlei kluge Sprüche vorbereitet, mit denen er seiner veralteten Kunstanschauung siegreich zu Leibe zu gehen gedachte. Die mußte er nun für sich behalten. Daß er ihm die Zeichnung gelobt und sogar den Wunsch geäußert hatte, sie zu besitzen, freute ihn nur halb. In dem Honig glaubte er immer noch den Stachel einer heimlichen Ironie schwimmen zu sehen, und vollends der Barberinische Faun der Glyptothek, den er selbst so lange Jahre mit herzlichem Neide bewundert hatte, an den durfte er nun gar nicht denken, wenn er seinen schnarchenden Bauer nicht in kleine Stücke zerreißen sollte.

Er vollendete indessen die Zeichnung mit mechanischem Fleiß, eben da sein Modell zur Besinnung kam, die Arme dehnte und mit einigen halbtierischen Naturlauten die kleinen verschwommenen Augen öffnete. Nach einer weiteren Unterhaltung mit dem ungeschlachten Gesellen gelüstete seinen Verewiger keineswegs. Er stieg, seine Sachen an sich nehmend, in sein Zimmer hinauf und verbrachte den Rest des Tages, so gut es gehen wollte, eine Unzahl Cigaretten rauchend und bei einem späteren Herumschlendern durch den stillen Ort vergebens nach malerischen „Motiven" spähend.

Als dann der nächste Morgen in sonnigem Glanze aufging, verfiel er mehr und mehr in einen gegenstandslosen Mißmut. Die Landschaft, die in allem sommerlichen Zauber vor ihm lag, die seinen silbernen Töne an den fernen Bergeszügen droben am Walde, das dunkle, bläuliche Grün der mächtigen Eichen zwischen dem helleren Buchenlaub — das alles betrachte er mit stumpfem Auge als einen prahlerischen Aufputz der nature endimanchée. Er fühlte sich erst etwas erleichtert, als am Nachmittag leichte Dünste im Westen aufstiegen und einen Flor über die zudringliche Sonne breiteten.

Zwar war's auch jetzt noch nicht das schmutziggraue Licht, in welchem er gestern so befriedigt gearbeitet hatte. Doch belud er sich entschlossen mit seinem Malgerät und wanderte zu der abgelegenen Hütte hinaus, um, so gut es gehen wollte, die Studie im Freien zu vollenden.

Es wollte aber wirklich nicht zum besten gehen. Seinem kleinen Modell hatte die Mutter, die als ein einfältiges Weib auf malerische Reize sich nicht verstand, die Haare notdürftig gestrählt, ihm sein Sonntagsröckchen, das keine Löcher hatte, angezogen und sogar die Beinchen im Brunnentrog abgewaschen. Auch fand das Kind erst nach langem Bemühen die gestrige Stellung wieder, die graue Ente war verschwunden, die schlammige Pfütze am Brunnen zur Hälfte eingetrocknet. Indessen blieb nichts übrig, als zu retten, was noch zu retten war, und wenigstens den blöden Ausdruck in Mund und Augen recht charakteristisch herauszuarbeiten.

Heute war auch die Landstraße nicht so verödet wie gestern, Fuhrwerke aller Art rollten hinter dem Rücken des Malenden vorbei, und Spaziergänger, die des Weges kamen, blieben neugierig stehen und tauschten wohl auch verwunderte Bemerkungen über den sonderbaren Schwärmer, der gerade an diesem garstigen Ding Gefallen gefunden. Das bekümmerte ihn wenig. Er wußte, daß er seiner Zeit vorangeschritten war und sich durch den Unverstand der unmündigen Menge nicht irren lassen durfte.

Ein Stündlein hatte er in fieberhaftem Eifer fort gearbeitet und war eben daran, noch die letzten kräftigen Pinselstriche an dem alten Zaun im Vordergrunde zu machen und die zerrissenen roten Socken, die zum Trocknen daran aufgehängt waren, mit einigen genialen Tupfen hinzuzufügen, als eine bekannte Stimme an sein Ohr schlug.

Er wandte, ein wenig erschrocken, den Kopf flüchtig nach der Seite, woher sie kam, und richtig, von dem Örtchen her sah er seinen Bekannten von gestern, den Medizinalrat, mitten auf der jetzt wieder gangbaren Landstraße sich ihm nähern, kaum vierzig Schritte mehr entfernt. Er war aber nicht allein. Neben ihm ging ein etwas kleinerer Herr in einem schwarzen Lüsterrock und breitrandigem grauem Filzhut, und hinter ihnen zwei weibliche Gestalten, eine bejahrtere, doch noch recht wohlansehnliche Dame und ein schlankes Mädchen, das den Kopf gesenkt

hielt und, da sie einen großen Florentiner Strohhut trug, von ihrem Gesicht nur das runde weiße Kinn sehen ließ.

Den Maler überlief es heiß. Es war ihm äußerst widerwärtig, gerade bei dieser Arbeit wieder betroffen zu werden, und wenn er auch dem alten Herrn seine Neckereien nicht mehr übel nehmen wollte, in Gegenwart einer fremden Gesellschaft sie ruhig hinzunehmen, hätte er doch wohl nicht vermocht.

Er bückte sich also tief über sein Blatt, in der Hoffnung, das Unheil werde hinter seinem Rücken unschädlich vorübergehen, und hoffte, sein Aufblicken werde nicht beobachtet worden sein, so daß es diesmal dem Vogel Strauß gelingen werde, ungesehen zu bleiben, wenn er den Kopf in den Busch stecke.

Diese Hoffnung aber wurde alsbald getäuscht.

„Guten Tag, Herr Florian," hörte er den alten Herrn dicht hinter sich sagen. „Wieder so fleißig? Ist es wohl erlaubt, die Studie in Augenschein zu nehmen? Wetter auch! Sie sind ja trefflich damit zu Stande gekommen."

„Herr Franz Florian, Genremaler," fuhr er fort, als der junge Mann von seinem Feldstühlchen sich errötend erhoben hatte, „und hier mein lieber Freund, Herr Regierungsrat F . . ., nebst seiner Frau Schwester und Fräulein Tochter. Ei der Tausend, was haben Sie aus dem unansehnlichen Vorwurf gemacht! Das lebt ja alles, sogar die roten Strümpfe führen ein munteres Dasein auf ihrem morschen Zaun. Herr Florian, mußt du wissen," wandte er sich an seinen Gastfreund, „hat den großen Vorzug vor vielen seiner jungen Kollegen, daß er sich keine Brille aufsetzt, wenn er die Natur betrachtet. Ich habe nie begriffen, was die Herren Maler darunter haben, daß sie ihre Freilichtstudien darstellen, als ob die Natur mit einem grauen Staube überzogen wäre, oder als ob sie sie durch eine Schicht Spinneweben anschauten. Auf diesem Blatt ist doch alles in schlichten, echten Lokalfarben aufgefaßt, wie ein Mensch mit gesunden Sinnen die Welt eben ansieht. Schade freilich, daß Sie gerade nichts Hübscheres gefunden haben. Aber in der Not frißt der Teufel Fliegen. Nun, auch für bessere Modelle wird hoffentlich noch Rat werden."

„Darf man Ihre übrigen Skizzen betrachten, Herr Florian?" fragte der Regierungsrat mit leisem, höflichem Ton.

Der junge Maler verneigte sich stumm. Er hatte kaum recht zugehört und nur so viel verstanden, daß der Alte ihn mit freundlicher Schonung behandelte. Während die Männer jetzt das Skizzenbuch durchsahen, blieb er ganz in den Anblick des jungen Fräuleins versunken, das teilnahmlos dabei stand und von ihm weg zu den Bergen hinüberblickte.

Dieses Mädchengesicht mußte Maleraugen freilich eines eingehenden Studiums wert erscheinen.

Zunächst schon durch die Farbe, jenes sanfte gleichmäßige elfenbeinerne Blaß, das aber durchaus nicht eine blutarme Komplexion andeutete. Denn die vollen, nur etwas trübsinnig gepreßten Lippen schimmerten in gesunder Granatröte. Auch das Haar, schlicht über der zartgewölbten Stirn gescheitelt und in zwei dicken Zöpfen über die Schultern herabfallend, erfreute durch sein helles Braun, das oben und an den Schläfen, wo sich kleine natürliche Löckchen hervorthaten, einen goldigen Glanz hatte. Dazu noch die reizendste Form des Mündchens und der etwas vollen, aber nach dem Kinn sich lieblich absenkenden Wangen, und was dem ganzen Kopf ein besonders charakteristisches Gepräge gab: die Lider über den stahlgrauen Augen so breitgeschwungen, auch wenn der Blick nicht gesenkt war, wie es bei Raffaelischen Madonnengesichtern oft als Übertreibung erscheint und allerdings hin und wieder der Physiognomie einen etwas engelhaft dummlichen Ausdruck verleihen kann.

Vor dieser Gefahr jedoch schützte das junge Fräulein, das hier vor ihm stand, der Zug einer tiefen Melancholie, der über den feinen Brauen lagerte und selbst in den Nasenflügeln zu zittern schien. Woher es kam, bei so schöner blühender Jugend, daß sie nicht ins Leben hineinlachte, blieb ein Rätsel, das ihr aber noch einen eigenen geheimnisvollen Reiz verlieh. Auch die schlanke Gestalt in einem halbklösterlichen Anzuge ließ sie als ein Wesen besonderer Art erkennen. Sie trug ein Kleid aus leichtem schwarzem Wollstoff, nach einem verschollenen Zuschnitt angefertigt und hoch am Halse geschlossen. Die Schultern umfing eine sogenannte Pelerine, ein bis zu den Ellbogen reichender Kragen

von weißem Batist, über den an einem blauseidenen Bande ein silbernes Kreuz herabhing. Nur der schöne mattgelbe Florentiner Strohhut hatte nichts Geistliches. Wenn aber der Wind sich darunter verfing und den breiten Rand zurückschlug, mußte man doch wieder an einen, nur etwas massiven, Heiligenschein denken, der ein venetianisches Madonnengesichtchen einrahmte.

Erst als das junge Mädchen den Kopf nach ihm umwandte und ihn mit einem so geistesabwesenden Blick streifte, als stehe ihr nicht ein junger Mann, sondern ein beliebiges Chausseebäumchen gegenüber, riß er seine Augen, etwas empfindlich, von ihrem Anblick los und betrachtete ihre Begleiterin, die in Allem ihr unähnlich war, eine behagliche, rosige Frau in mittleren Jahren mit einem noch anmutigen und heiter wohlwollenden Gesicht, in ländlicher, aber moderner Kleidung. Nur die breiten Augenlider bezeugten den Familienzusammenhang mit der reizenden Nichte, während die große Ähnlichkeit zwischen Vater und Tochter sofort in die Augen fiel. Das Gesicht des Regierungsrats war nur etwas tiefer gefärbt, im Übrigen zeigte es auf den ersten Blick, daß er in der Jugend ebenso als ein selten schöner Jüngling bewundert worden sein mochte, sowie die Tochter jetzt als eine seltene Mädchenblume erschien.

Auch der Ausdruck von Trübsinn in den Mienen des Vaters erhöhte die Ähnlichkeit. Während er die Skizzen betrachtete, ohne ein Wort zu äußern, hörte man ihn zuweilen verstohlene Seufzer ausstoßen, und ein paarmal fuhr er sich mit der auffallend kleinen, wohlgeformten Hand über die Augen, als ob er einen Nebel von ihnen wegwischen wolle.

„Ich danke Ihnen, Herr“ — sagte er endlich mit einer schüchternen, aber wohlklingenden Stimme, „aber wir haben Sie schon allzu lange aufgehalten. Leben Sie wohl!“

Der Medizinalrat raunte ihm etwas zu, worauf er, sich schon zum Weitergehen anschickend, dem Maler noch einmal zunickte und höflich hinzufügte: „Hoffentlich haben wir noch einmal das Vergnügen.“

„Herr Florian hat mir versprochen, mich in deinem Hause zu besuchen,“ sagte der Alte rasch. „Sie finden mich in den Vormittagsstunden unfehlbar in meinen vier Wänden.“

Er grüßte mit einem eigentümlichen Lächeln zurück, als er den jungen Mann schon wieder mit dem Studium des jungen Mädchenkopfes beschäftigt sah. Von diesem aber kam nur ein kaum merkliches Nicken zum Abschied. Dann setzte sich das Trüpplein wieder in Bewegung und war in dem Föhrendunkel des nahen Waldes bald den nachstarrenden Augen des Malers entschwunden.

* * *

Wie in einer Verzauberung war Franz Florian zurückgeblieben. Er saß auf dem niederen Feldstühlchen in sich zusammengekauert, nicht unähnlich einem Käuzchen, das auf freiem Felde durch einen strahlenden Sonnenaufgang überrascht worden ist und die geblendeten Augen nun eine Weile schließen muß, um sich von seiner Bestürzung zu erholen.

Wie lange er so gesessen haben würde, ist nicht zu vermuten, wenn sein Modell auf dem Brunnentroge nicht endlich die Geduld verloren und sich hinunter geschwungen hätte. Da fuhr er in die Höhe, blickte wild umher, erkannte erst allmählich den Ort, wo er sich befand und packte dann, von einem plötzlichen Widerwillen übermannt, seine Siebensachen zusammen, indem er dem Kinde zurief, er werde nicht wiederkommen, und hier sei die Bezahlung für die heutige Sitzung.

Dann wanderte er langsam nach dem Marktflecken zurück, den Kopf immer zur Erde gesenkt, nichts um sich her eines Blickes würdigend.

In diesem Zustande, dumpf vor sich hin brütend, verbrachte er den Abend und ging lange vor seiner gewohnten Zeit zu Bett. Doch war an Einschlafen so bald nicht zu denken, zumal der Mond ihm bis Mitternacht ins Fenster schien. Er stand sogar einmal wieder auf, tastete nach seinem Skizzenbuch und machte Licht an, als ob er irgend ein Bild, das ihm vorschwebte, eilig festhalten müßte. Als er aber nur ein paar Striche gemacht, eine Stirn und eine feine Nase im Profil, und nun das Auge zeichnen wollte, merkte er, daß er nicht damit zu Stande komme, strich den Anfang unmutig aus und warf sich wieder aufs Bett.

Am Morgen, als er endlich aufwachte, sah er, daß er die Kerze zu löschen vergessen hatte, die zum Glück in dem zinnernen Leuchter unschädlich erloschen war.

Er wartete hierauf ungeduldig, indem er sein Zimmer nicht verließ, daß es elf Uhr schlagen möchte. Den ganzen Morgen hatte er damit zugebracht, sich aufs sorgfältigste zu frisieren, seinen Bart zu stutzen und sich überhaupt so schön zu machen, wie es mit den bescheidenen Mitteln seiner Reisetasche irgend herzustellen war. Da er endlich die Zeit zu dem versprochenen Besuch gekommen glaubte, stieg er mit klopfendem Herzen die Treppe des Gasthofes hinunter und schlug den Weg nach dem höher gelegenen Landhause des Regierungsrates ein, die schwere Mittagsglut verwünschend, die ihm große Schweißtropfen auf die Stirn lockte.

Die Villa lag auf einer luftigen Anhöhe und blickte weit ins Land hinaus, über die niedrigen Bäume und Büsche des Gärtchens hinweg, das sich auf ihrer Rückseite ziemlich weit in die umliegenden Wiesen hinaus erstreckte. Zu dieser heißen Stunde schien Alles darin zu schlummern. Nur das Rauchwölkchen aus dem Schornstein kündigte einiges Leben an. Eine alte Frau, die über ihrer Gartenarbeit auf einer Bank eingenickt war, ermunterte sich bei der Annäherung des Malers und wies ihn nach der Hinterseite des Hauses, wo er den fremden Herrn finden werde. Es führte da ein Treppchen in ein luftiges Gartenzimmer hinauf, in welchem Franz Florian seinen alten Gönner in Hemdärmeln, behaglich rauchend, auf einem Ruhebett ausgestreckt fand. Er warf das Heft einer medizinischen Wochenschrift, in welchem er gelesen, auf den Tisch und erhob sich munter, seinen Besucher zu begrüßen.

„Schön, daß Sie Wort halten!" rief er ihm entgegen. „Stecken Sie sich nun gleich eine Cigarre an und helfen Sie mir, die verdammten Mücken zu narkotisieren. Ich bin sehr froh, Sie zu sehen, denn wahrhaftig, hier im Hause geht alles mit solchen Ecce-homo-Gesichtern herum, daß man meint, der jüngste Tag wäre vor der Thür. Aber Sie scheinen ja auch nicht mehr in der alten fröhlichen Kampf- und Siegeslaune zu sein? Was ist Ihnen denn über die Leber gelaufen? Ärgert Sie bloß das bischen unverschämter Sonnenschein?"

Der Maler erwiderte errötend, er befinde sich ganz wohl und habe gegen das schöne Wetter nichts einzuwenden.

„Um so besser!" rief der alte Herr. „Ich fürchtete schon, einen neuen Inkurabeln an Ihnen zu finden, und habe schon genug Ärger mit dem schweren Fall hier im Hause. Warum soll ich Ihnen ein Geheimnis daraus machen? Die Kranke, wegen deren ich hier herauscitiert worden bin, jenes junge Mädchen, von dem ich Ihnen sagte — aber Sie haben Sie ja gestern selbst gesehen — stellen Sie sich vor, mit ihren siebzehn Jahren, ihrem hübschen Gesicht — ich wenigstens, als ihr Pate, finde sie hübsch — und in den besten Verhältnissen, von aller Welt gehätschelt und auf Händen getragen — und doch läßt der kleine Querkopf sich einfallen, der Welt, die sie noch gar nicht kennt, den Rücken drehen und ins Kloster gehen zu wollen."

„Ins Kloster? Um Gotteswillen!" entfuhr's dem betroffenen Künstler. „Was gibt sie für einen Grund an? Und hat der Vater nicht die Macht, sie zurückzuhalten?"

„Der Vater? Mein werter junger Freund, wenn Sie selbst einmal Vater geworden sind, nehmen Sie sich vor der Schwäche in Acht, die gute Väter, wie es scheint, fast immer gegen einzige Kinder zu beweisen pflegen. Dieser mein alter Freund — Sie sehen es ihm jetzt schwerlich mehr an, was für ein flotter Kamerad er war, als ich ihn kennen lernte, freilich nicht als Kommilitone, sondern in ärztlicher Eigenschaft, da er bei einer Paukerei eine sehr schwere Verwundung davon getragen hatte. Ich war damals schon als ‚alter Herr' seinem Korps zugethan und verliebte mich förmlich in diesen jungen Patienten. Er war der beste Schläger, Tänzer, Reiter, den man nur wünschen konnte, ein Tausendsasa, sag' ich Ihnen, und so viel Glück bei den Weibern, daß drei andere daran genug gehabt hätten. Nu, das Letztere wird Sie nicht wundern. Sie müssen ihm angesehen haben, was er so in den Zwanzigen für ein bildschöner Junge gewesen ist. Das Annerl, seine Tochter, gleicht ihm wie aus dem Gesicht geschnitten, aber bei einem Mädel ist das nichts so Apartes. Dabei ein guter, treuherziger Kamerad, nur schrecklich faul, und vom Studieren ein abgesagter Feind. Er hatt' es auch nicht so dringend nötig; sein Papa war sehr wohlhabend.

„Aber für jeden kommt einmal eine Schicksalsstunde, und meinem flotten Taugenichts kam sie in Gestalt eines adligen Fräuleins, an dem ich für mein Teil garnicht mal was Besondres finden konnte. Sie war sogar gleichaltrig mit ihm, wie es hieß, ungeheuer gelehrt, talentvoll und tugendhaft, übrigens nicht, was man eine gute Partie nennt. Die Schwester meines Freundes, die jetzige Tante Babette — Sie haben sie ja auch gesehen — die war sauber! Ein Prachtmädel, sag' ich Ihnen, und neben ihr konnte sich das Baroneßchen nicht sehen lassen. Aber Gott weiß, wie es kam, gleich auf dem ersten Ball, wo er den Kotillon mit ihr tanzte, fing mein guter Isidor Feuer, und gleich auf Tod und Leben, so daß alles Vernunftpredigen vergeblich war.

„Wir Alle schüttelten die Köpfe. Unser vielbeneideter Don Juan wurde auf einmal eine sittsame Schlafhaube, hockte Tag und Nacht in den Hörsälen und über den Pandekten und ging sogar in die Kirche, selbst ohne die Hoffnung, seine Angebetete dort zu treffen, da sie gar nicht in München lebte und nur bei einem zufälligen Besuch in der Stadt auf jenen Ball gekommen war. Um es kurz zu machen: gleich nach seinem Staatsexamen verheiratete er sich mit dieser schon nicht mehr ganz frischen Studentenliebe, und als sie acht Jahre darauf mit Tode abging, war er rein untröstlich.

„Das einzige Pfand seiner kurzen Liebe und Ehe, das Annerl, hätte er nun gern bei sich behalten, als seine einzige Lebensfreude. Aber die Familie seiner Seligen redete ihm zu, das Kind in dasselbe Erziehungsinstitut bei den Salesianerinnen zu thun, wo die Mutter bis in ihr zwanzigstes Jahr gelebt hatte. Von da war ihr auch der übermäßig kirchliche Sinn verblieben, mit dem sie ihren Mann angesteckt hatte, so daß der Ärmste für seine Jugendsünden in der gestrengen ehelichen Zucht vollauf Buße that. Also ergab er sich drein, das kleine Mädchen von sich zu lassen, und setzte die ersten Jahre sein einsames Leben langweilig und philisterhaft genug fort, immer die Selige beweinend und zu keiner neuen Heirat zu bewegen. Darüber wurde er vorzeitig alt und grau. Werden Sie glauben, daß er heute erst fünfundvierzig Jahr alt ist? Und geht so duckmäuserig, seufzend und schwerblütig herum, wie ein Greis! Es ist ein Jammer!"

Er warf die ausgerauchte Cigarre ingrimmig weg und zündete sich sofort eine neue an. „Ja, ja, der Väter Sünden! — Es ist eine nachdenkliche Sache um das alte Bibelwort. Ich habe das Meinige gethan, das Unheil, das ich kommen sah, abzuwenden. Sein Schwesterchen nämlich, das Babettel — nun, heute kann ich ja davon sprechen; ich hatte selbst ein Auge auf sie geworfen, und sie hätte bloß den kleinen Finger auszustrecken gebraucht, so saß ihr mein Ring daran, obwohl ich immer eine gewisse Ehescheu hatte. Aber das wählige, verzogene und sehr gefeierte Mädel — ich war ihr nicht mehr jung genug, sie zog mir einen ihrer Tänzer und Courmacher vor, einen Apotheker, bei dem sie auch so weit ganz wohl aufgehoben war. Der Mann hatte Vermögen und keinen üblen Charakter, bis auf gewisse Eigenheiten, die aber der Frau nicht lästig wurden. Indessen starb er schon nach zehnjähriger Ehe — und ich lebe noch und wäre immer noch kein zu verachtender Ehemann, meinen Sie nicht auch? Nun, das sind Possen. Die junge Witwe zog zu ihrem Bruder, ihm das Haus zu führen, was auch zwischen mir und dem guten Regierungsrat wieder die alten Beziehungen auffrischte. Er hatte sich pensionieren lassen und trieb nun allerlei brodlose Künste, ein bischen Musik und dergleichen, aber zu dem eigentlichen Beruf, den ich ihm immer vorhielt, sein Kind selbst zu erziehen, war er nicht zu bewegen. Die Tante hätte ihm so trefflich beigestanden, sie hat Humor und Kopf und Herz auf dem rechten Fleck. Er blieb aber dabei, seine Selige selbst habe es auf dem Totenbette so angeordnet, dabei müsse es nun bleiben.

„Und dabei blieb es auch, sollte aber noch weit schlimmer kommen.

„Schon vorm Jahr, als das Annerl in den Ferien hier herauskam, sei ihr ein gewisser Trübsinn eigen gewesen, sagte mir die Tante. Man achtete jedoch nicht darauf; nur noch ein Jahr sollte sie in dem Kloster-Institut bleiben, hernach in München auf Bälle geführt werden, da würden ihr die geistlichen Gedanken bald vergehen. Und nun stellen Sie sich vor, junger Freund: als sie vor acht Tagen hierher kommt, erklärt sie dem Papa mit der größten Entschiedenheit, sie wolle nach den Ferien wieder ins Kloster zurück und sobald sie das vor-



Winters Freud' und Leid. Nach der Zeichnung von E. Kirchner.

geschriebene achtzehnte Jahr erreicht habe, als Novize eintreten, da es ihr fester Entschluß sei, der Welt und allen irdischen Freuden abzusagen und nur dem Himmel zu dienen.

„Der verrückte Kindskopf! Der eigensinnige Fratz! Der Welt entsagen, von der sie noch nichts gesehen, als was sich hier in der Sommerfrische ihr präsentiert hat und wahrhaftig nicht weit her ist!

„Ich war wütend, als mein Freund mir das mitteilte. Er selbst, ein so gottseliger Herr er ist — das war ihm denn doch außer Spaß. Sein einziges Kind, ein so bildsauberes, gutes, begabtes Geschöpf — nein, den Bissen wollten wir den ehrwürdigen Damen doch noch aus den Zähnen reißen!

„Ich dachte anfangs, es sei irgend eine physische Ursache im Spiel. Aber nachdem ich mein Patchen nach allem Möglichen ins Verhör genommen, mußte ich gestehen, daß Alles bei ihr in musterhafter Ordnung ist, bis auf das verschobene Gehirnchen, das sie sich mit allerhand theologischem Krimskrams vollgestopft hat, so daß die gesunde Vernunft keinen Platz mehr darin findet. Und so haben wir uns ganz ohne Erfolg abgearbeitet, der Papa und ich, und das Ende vom Liede war, daß sie in einen Weinkrampf verfiel und wir unsere liebe Not hatten, sie nur wieder zu beruhigen, indem wir ihr versprachen, ihr ihren Willen zu lassen.

„So stehen nun die Dinge. Sie begreifen, daß mir die Sache nahegeht und mein Ferienvergnügen in diesem Hause mir gründlich verdorben ist. Diese gottverdammten geistlichen Nester, in denen alte Betschwestern wie feiste Spinnen in ihrem dunklen Netz sitzen und auf die armen lustigen Fliegen lauern, die sich drin fangen sollen! Daß doch der Erdboden sich aufthäte und sie alle verschlänge!"

Er stampfte mit dem Fuß auf, als ob er gleich hier einen Versuch machen wollte, ob der Boden einem solchen frommen Wunsch sich fügen möchte. Dann trat er vor den Maler hin und sagte, sein graues Haupt hin und her wiegend:

„Sehen Sie, mein Lieber, da wären die „Freilichtstudien" am Platz, die jetzt in der Kunst so viel Unheil anrichten. So ein junges Ding müßte dazu angehalten werden, die Augen draußen im Freien aufzumachen und die Gotteswelt zu sehen, wie sie ist, ehe sie sich in ihre helldunklen Kapellen- und Zellenwinkel einsperrt. Aber dafür gibt's keine Lehrer, und der Naturalismus des Lebens muß von jedem auf seine eigne Hand betrieben werden."

Er wandte sich wieder ab und durchmaß heftig rauchend das Zimmer.

Franz Florian war an die Glasthür getreten, die sich in den Garten öffnete, und schaute in die sonnigen Büsche und Blumenbeete hinaus.

Auf dem mittleren kiesbestreuten Wege, der von Reseda und Monatsröschen eingefaßt war, kam soeben das vielbesprochene junge Wesen dahergewandelt und blieb an dem kleinen Springbrunnen stehen, dessen dünner, schläfriger Strahl seine blitzenden Tropfen in der sonnigen Luft versprühte.

Sie trug heute statt des klösterlich schwarzen ein leichtes und lichtes Mousselinkleid, darüber aber auch heute die zur Instituts-Uniform gehörende weiße Pelerine mit dem silbernen Kreuz. Der Kopf war unbedeckt, der feine Umriß desselben frei zu erkennen, das Gesicht aber durch ein rotes Sonnenschirmchen mit einem warmen Ton überhaucht, der seinen jugendlichen Reiz noch erhöhte. Ein Weilchen stand das ganz in seine — unzweifelhaft andächtigen — Gedanken vertiefte Fräulein am Rande des Beckens, ein schwarzeingebundenes Büchlein mit silbernem Schnitt zwischen den Fingern der linken Hand, und blickte in das spielende Wasser zu seinen Füßen. Als sie den Kopf wieder erhob, um ihren Weg nach dem Hause fortzusetzen, erkannte sie hinter den Scheiben des Gartenzimmers den Fremdling von gestern, erwiderte aber seine hastige Verbeugung, ohne die Miene zu ändern, nur mit einem gleichgültigen Neigen der großen Augen und wandelte dann langsam an den Treppenstufen vorbei dem vorderen Eingange des Hauses zu, so daß sie dem nachstarrenden Franz Florian alsbald entschwunden war.

Dem hatte das Herz so heftig geklopft, daß er fast froh war, als er sah, daß sie nicht im Sinne hatte, hier unten bei ihrem Paten einzutreten. Ihm war, als würde er in tödlicher Beklommenheit, wenn sie ihn anredete, kein vernünftiges Wort vorbringen können. Er hatte auch nicht bemerkt, daß der alte Herr hinter ihm ge-

standen und gleichfalls den holden Mittagsspuk beobachtet hatte.

„Sollte man's glauben," hörte er ihn jetzt sagen, „wenn man dieses helle Pflänzchen sieht, daß ein so böser schwarzer Wurm in seiner Blüte steckt? Ja die Frauenzimmer! Dem ältesten Pathologen geben sie immer noch Rätsel auf."

„Ich möchte das Fräulein wohl malen!" sagte der junge Künstler so verloren vor sich hin, als ob er zu sich selbst spräche.

Über das unwirsche Gesicht des Alten flog plötzlich ein eigenes Leuchten, als dämmere ein glücklicher Gedanke in ihm auf. Er sah den Maler mit einem prüfenden Blick vom Kopf bis zu den Füßen von der Seite an, als habe er ihn bisher noch nicht hinlänglich zu studieren Gelegenheit gehabt, schmunzelte dann, sichtbar von der Musterung befriedigt, und versetzte trocken:

„Malen möchten Sie das Annerl? Würden Sie da nicht Ihre künstlerischen Überzeugungen verleugnen müssen?"

Franz Florian errötete über und über. „Sie scheinen mich immer noch für einen albernen Fanatiker und malerischen Asceten zu halten," erwiderte er, sich verletzt abwendend. „Ich habe in dem Kloster, das Sie für die Naturalisten zu gründen wünschen, nicht Profeß gethan und kein Gelübde abgelegt, nie etwas Schönes malen zu wollen. Aber freilich, was ich sagte, war nur so in den Tag hinein gesprochen. Das Fräulein wird mir nicht sitzen wollen."

„Nun, was das betrifft! — Wir haben kein Bild von ihr, als eine mittelmäßige Photographie, die vor etlichen Jahren hier draußen gemacht wurde. Wenn sie ihren Entschluß durchsetzt und der Welt und den Ihrigen für immer entsagt, ist es das Wenigste, was sie ihrem guten Papa zuliebe thun kann, daß sie ihm ihr Bild zurückläßt. Sie selbst, fromm wie sie ist, muß eine höhere Fügung darin sehen, daß kurz vor Thorschluß sich eine so gute Gelegenheit dazu bietet. Ja, lieber Freund, das ist ein excellenter Gedanke von Ihnen, und wir Alle, die wir das närrische Kind nun doch einmal lieben, werden Ihnen den größten Dank schuldig werden, wenn Sie es glücklich zu stande bringen. Sie sind vielleicht ein bischen aus der Übung mit so einem schönen Stück Natur. Aber mit etwas gutem Willen — und Ihren Kollegen verraten wir nichts davon. Übrigens bestätigen ja die Ausnahmen die Regel, und Sie werden von dieser Verirrung ins Gebiet des verpönten Schönen sofort wieder zu den charakteristischsten Dachauerinnen und schlafenden Bauern zurückkehren."

Er zog rasch seinen Rock an und sagte zu dem Maler, der so verträumt dastand, daß er die letzten Scherze völlig überhört hatte:

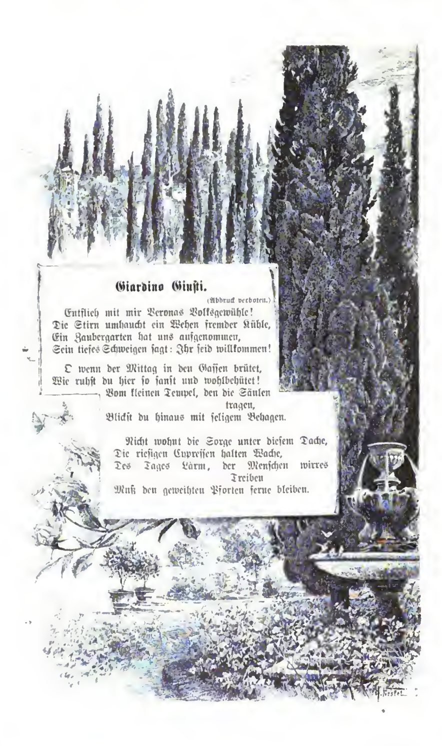
„Ich muß nur den Papa benachrichtigen. Ich bin gleich wieder bei Ihnen."

Es verging aber eine geraume Zeit, ehe er wiederkam. Der Maler hörte in dem Zimmer zu seinen Häupten ein lebhaftes Hinundher von Männertritten, dann auf dem offnen Balkon über der Gartenthür die Stimme des alten Herrn, der sehr zuversichtlich ausrief: „Nur den Mut nicht verloren, Isidor! Wer weiß: quod medicamenta non sanant, ignis sanat!" — dann wurde es stille. Die Männer verließen das Gemach, offenbar um nun auch bei der eigenwilligen jungen Hauptperson anzufragen, wie sie über die Sache denke. Es wurde dem Wartenden schwer, seine Ungeduld zu bemeistern. Immer schwebte das reizende Oval, die blasse Stirn, die breitgeschwungenen Augenlider vor seinem inneren Sinn. Nie zuvor hatte sich seine Künstlerseele an eine Aufgabe leidenschaftlicher hingegeben, als an diese. Wenn nichts daraus würde, wenn das angehende Nönnchen sich nicht erbitten ließ —

Da aber öffnete sich die Thür, und die beiden Männer traten ein, der Hausherr zwar mit seinem unwandelbar wehmütigen Gesicht, sein Gastfreund aber fröhlich dreinblickend und dem Maler verstohlen zunickend.

„Mein werter Herr Florian," sagte der Regierungsrat, „Ihr Anerbieten, meine Tochter zu malen, beglückt mich sehr. Sie wissen nicht, welchen Dienst Sie mir damit leisten, und es versteht sich, daß Ihre Mühe, wie Sie selbst es bestimmen werden, vergütet werden soll. Nein, nur unter dieser Bedingung kann davon die Rede sein, denn das Porträt muß mein Eigentum werden. Auch hat meine Tochter eingewilligt, mir diese Freude zu machen, und es steht von unserer Seite nichts im Wege, daß Sie gleich heute Nachmittag anfangen können. Ich bedaure nur, Ihnen kein so recht passendes Atelier zur Verfügung stellen zu können."

(Fortsetzung folgt.)



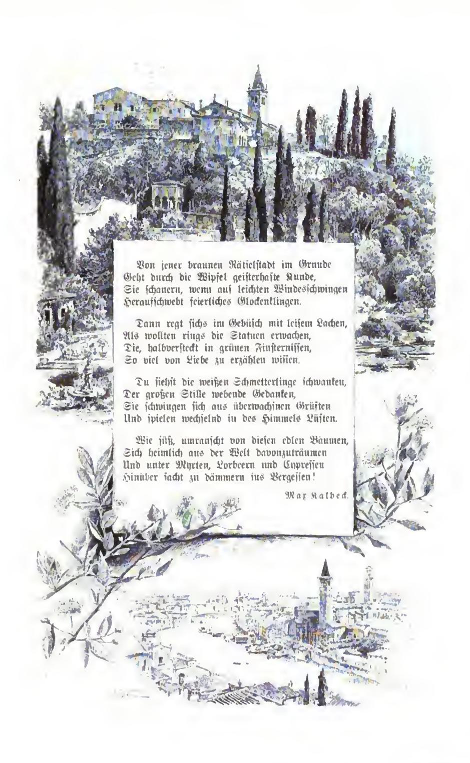
Giardino Giusti.

(Abdruck verboten.)

Entflieh mit mir Veronas Volksgewühle!
Die Stirn umhaucht ein Wehen fremder Kühle,
Ein Zaubergarten hat uns aufgenommen,
Sein tiefes Schweigen sagt: Ihr seid willkommen!

O wenn der Mittag in den Gassen brütet,
Wie ruhst du hier so sanft und wohlbehütet!
Vom kleinen Tempel, den die Säulen tragen,
Blickst du hinaus mit seligem Behagen.

Nicht wohnt die Sorge unter diesem Dache,
Die riesigen Cypressen halten Wache,
Des Tages Lärm, der Menschen wirres Treiben
Muß den geweihten Pforten ferne bleiben.



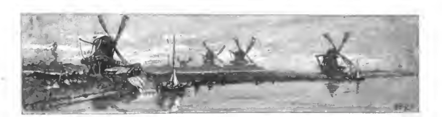
Von jener braunen Rätselstadt im Grunde
Geht durch die Wipfel geisterhafte Kunde,
Sie schauern, wenn auf leichten Windesschwingen
Heraufschwebt feierliches Glockenklingen.

Dann regt sichs im Gebüsch mit leisem Lachen,
Als wollten rings die Statuen erwachen,
Die, halbversteckt in grünen Finsternissen,
So viel von Liebe zu erzählen wissen.

Du siehst die weißen Schmetterlinge schwanken,
Der großen Stille webende Gedanken,
Sie schwingen sich aus überwachsnen Grüften
Und spielen wechselnd in des Himmels Lüften.

Wie süß, umrauscht von diesen edlen Bäumen,
Sich heimlich aus der Welt davonzuträumen
Und unter Myrten, Lorbeern und Cypressen
Hinüber sacht zu dämmern ins Vergessen!

Max Kalbeck.



Jan Holländers Tochter.

Skizze von Ilse Frapan.

Das war doch einmal ein heller frischer Wintermorgen nach all dem Nebel der letzten Wochen. Der junge Arzt freute sich ordentlich auf den ersten Gang in die Praxis, wie er sich den blauen Überzieher zuknöpfte und den kleinen runden Filzhut fest auf das kurze blonde Haar drückte. Er hatte schon vom Fenster aus gesehen, daß die Pfützen und Rinnsale auf der weichen pflasterlosen Straße, durch die er gestern in Nacht und Nässe mit hochgehobenen Knieen aufs Haus zugestiegen, heut weiße Eiskrusten hatten, daß es aussah, als seien sämtliche Blankeneser Milcheimer darauf ausgeschüttet worden. Er sah auch, während er sich wohlgemut eine Cigarre anzündete, die er vor dem Hause des ersten Patienten wegzuwerfen gedachte, daß ihm der neue Rock ein fast breitschultriges gewichtiges Ansehn gab, daß die goldne Fassung seiner Brille ihm selber beinah imponierend glänzte, und er sprang die drei Stufen vor seiner Hausthür in einem flotten Satz hinunter.

Wie hübsch heut alles war. Die helle Sonne so schelmisch blank auf dem schwärzlichen Rot der Ziegel, als wolle sie die Farben ermuntern, allesamt wieder wach zu werden; der Rauhreif auf den Sträuchern und Bäumen, der, vom Winde angeblasen, in gläsernen Splittern zu Boden sank, die dicken grünmoosigen Schindeldächer der kleinen Häuser mit weißen Schneetroddeln auf dem First, ein bischen zur Seite überhängend, als hätte so ein frischer Alter in guter Laune seine Pelzkappe schief aufgesetzt. Und leuchtend in allen Durchsichten zwischen den Häuschen der graublaue Elbstrom, dessen Rauschen bis auf die obere Straße heraufstönte. Freilich, der Wind war unangenehm; er kam scharf vom Nordosten her gestrichen, durch alle Lücken und Gärtchen blies er dem Spaziergänger ins Gesicht, in den Halskragen; die Cigarre, von ihm angefacht, verzehrte sich schnell, ohne Genuß zu gewähren. Und nun kamen die Treppen und Treppchen. Acht Besuche am Westerende von Blankenese, unten am Strand, wo die meisten Lootsen und Fischer wohnen. Sie waren ein bischen sehr glatt, die abschüssigen, von vielen Stufen unterbrochenen Wege, die bröckligen, moosigen, holperigen Treppchen, so schön auch der Blick abwärts auf das Häusergewirr und die glitzernde Elbe unten dem jungen Doktor erschien. Ein mahnendes Brummen schreckte ihn aus der Betrachtung. Der neue Überzieher, und er in ihm, sperrten den schmalen steilen Pfad; drei schwerbeladne Frauen, die ihm mit Kohlensäcken auf dem Rücken mühselig steigend entgegenkamen, begehrten durchgelassen zu werden. Bereitwillig drückte er sich an die Mauer, um die drei in ihren staubfarbenen zerlumpten Jacken und Röcken vorüberzulassen. Sie sahen elend aus, gekrümmt und hager; der vorgebeugte Hals mit den angespannten Muskeln, die braunen hohläugigen Gesichter, das wirre staubige Haar, das unbedeckt und windzerzaust ihnen in die Augen hing, machte einen kläglichen und anklagenden Eindruck. Ganz zuletzt kam noch eine Vierte, die war jung und rotbackig und ging schneller und leichter. Der Doktor blickte sie mitleidig an. „Wo kommen Sie denn her? Warum schleppen Sie sich denn so ab?“ fragte er. „Von de Kohlenschut', de Verdeenst is slecht.“ „Das ist schmutzige Arbeit,“ murmelte der junge Mann. „Een kann sick jo wedder

waschen! Vater giwt dat hier 'nog! Dat is woll suer, dat seggen Se woll, aber Een mutt doch wat verdeenen."

Die Frau hatte eine tiefe rauhe Stimme, aber sie klang weder mürrisch noch klagend.

„Wo wohnt hier Jan Holländer?" fragte der Arzt noch.

Sie stand noch einmal still mit ihrer Last, eine Stufe über ihm.

„Wölt Se darhen? Wat wölt Se denn bi den 'n? Sall he op't Amt?" Neugierig, mit offnem Munde, wartete sie auf die Antwort.

„Er ist krank. Ich bin der neue Arzt, — der Assistenzarzt," verbesserte er sich.

„So? krank is he?" Die junge Frau stemmte sich an die Mauer und ließ den Sack auf dem Vorsprung ruhn, nur das obere Ende hielt sie zusammengerafft auf der Schulter fest.

„Dat is keen Goden," sagte sie halblaut, mit langsamem Kopfschütteln.

„Wo wohnt er?"

„Ja, denn gahn Se man hen und seggen Se em man, wenn he nu krank wör, denn har he dat an mi verdeent. Dor ünnen an'n Strand," sie zeigte mit der freien Rechten, „un denn fragen Se man wedder."

Nach ein paar Schritten hörte der Doktor noch einmal die Stimme der Frau, die ihm heiser nachschrie: „Seggen Se man nich, dat ick dat seggt hew." Rüstig stieg sie weiter. Er stand nun am Strande; die kleinen Gärten an der Wasserseite waren nackt und kahl; die Elbe sah hier unten dunkel aus, weil das Wasser stark bewegt war. Das neue Schauspiel freute den jungen Binnenländer; ein schöner Dreimaster, der mit vollen Segeln von Hamburg herunter kam, ließ ihn vergessen, daß der Wind ihm schneidend ins Gesicht fuhr und ihn scharf durchkältete. Junges Eis, rundlich und formlos vom Treiben im Strom, oben weiß beschneit, schwamm auf dem Wasser und tanzte im Wellenschlag wie Eierklöße auf einer vollen Suppenschüssel. Ein kleiner Knüll unterbrach den graden Weg am Strande hin. Kopfweiden standen darauf, die allen Reif, der in der ganzen Umgegend gefallen, auf ihre struppigen Häupter gesammelt zu haben schienen. Sie beschatteten einen schwarzgeteerten Arbeitsschuppen, dessen Wände glänzten. Eine lange Segelstange, von zwei Böcken unterstützt, lag davor, und ein Mann im einfachen blauen Hemd war beschäftigt, ein Stahlband in langen Spiralen darum zu legen.

„Guten Morgen; wo wohnt Jan Holländer?" rief ihn der Doktor an. Langsam wendete der Mann den Kopf.

„Je, denn gahn Se man noch wieder, bi Breckwoldt vorbi, un denn bi Bohn ook noch vorbi, un denn fragen Se man wedder; he, wat Jan Holländer is, wahnt meist nah de Waterkunst hentau."

Schon wieder Treppen, ausgetretne glitschige Stufen, die von dem Knüll abwärts führten. Während der Fremde einigermaßen auf seine Füße sah, hörte er hinter sich rufen: „Na, wölt Se da denn hen?" Es war noch der Blockmacher, der nun mit dem Hammer in der Hand unter die Weiden getreten war und ihm nachblickte. In seinen kleinen Augen glommen zwei helle Punkte, die eingefallne Oberlippe, sorgfältig ausrasiert und lang, gab dem Gesicht einen drollig neugierigen Ausdruck. Lächelnd ging der junge Mann weiter, niemand kannte ihn bis jetzt, kein Wunder, daß er so mißtrauisch angestarrt wurde. Nun, das sollte bald anders werden. Jetzt tauchte vor ihm ein kleiner Mädchenkopf auf; ein allerliebstes rosiges Gesichtchen mit spitzem Kinn, große graue Augen blickten ihn fragend und ernsthaft an, unter einem weißlichen zerzausten Strohhut. Und nun stand das ganze Persönchen vor ihm, schwer beladen mit einer Menge leerer Bierflaschen, die es mit beiden Armen umspannt hielt. Ein großer Deckelkorb hing außerdem im linken Armgelenk. Der Arzt betrachtete das kleine Wesen, das stramm und kräftig ausschritt und die Kälte nicht zu beachten schien, obwohl die ausgespreizten Fingerchen rot und geschwollen davon waren.

„Friert dich nicht, Kind?" fragte er und wollte die Kleine im Vorbeigehn streicheln.

Das Kind drückte schnell das Kinn herunter und wich seiner Hand aus.

„Ich bin ganz gut zu Wege."

Mit festgeschlossenem Mündchen sah sie auf ihre Flaschen, die bräunlich in der Sonne schimmerten.

„Laß nur keine fallen!" scherzte der Doktor.

„Wenn sie voll sind, man erst recht nich," erwiderte altklug die Kleine.

In dem langen grauen Kleide, das ihr fast bis zu den Knöcheln reichte, mit dem vernünftigen mädchenhaften Blick sah sie fast wie ein Erwachsenes aus.

„Wie heißt du denn? Und wie alt bist du?"

„Sieben Jahr! adjüs! nu mutt ick lopen!"

„Warum denn so eilig, Kleine?"

„Kantüffeln schellen!" stieß sie kurz und mit verwundertem Blick hervor. Wie konnte man denn so etwas nicht wissen?

Belustigt blickte der Arzt dem kleinen straffen Ding nach. Das ging so selbständig und frei mit erhobenem Hälschen, als könne ihm der Hut gar nicht abfliegen; sicher und fest setzte es die dicken Ledersohlen auf die unzuverlässigen Steine, der lange Rock schwang sich hin und her. Sie muß nur nicht ausgleiten, dachte er. Und seine Medizinerphantasie malte ihm sogleich das Kind am Boden liegend, Hände und Gesicht zerschnitten von Glasscherben, das lange Kleid blutbefleckt, und er mit Nadel und Faden niederkauernd, um die Risse in der zarten Haut zu flicken.

Endlich hatte er sich hingefragt. Er stand vor Jan Holländers Hause. Breit war es und niedrig, mit grauem Strohdach, grünen Fensterrahmen und ganz kleinen Scheiben. Ein Vorgärtchen mit erfrorenem Kartoffelkraut und schwarzen Bohnenstengeln, die im Winde wehten, — mitten drin ein schmaler, mit grauem Sande bestreuter Weg, der auf die viereckige grüne Hausthür zuführte. Freilich, öffnen ließ sich diese Thür nicht, so angestrengt auch der Doktor daran rüttelte. Beim Rundgang um das Haus fand sich endlich noch eine zweite Thür, deren obere Hälfte aus einem Rahmen mit vier kleinen Fenstern bestand. Sie ging auf, ohne Sang und Klang, und der Doktor stand in einer großen, mit roten Ziegeln gepflasterten Küche, in einer dick mit Tabaksqualm angefüllten Atmosphäre, die nach der frischen Luft draußen beklemmend und hustenreizend auf die Lungen fiel.

„Mutter, do is Een!" rief eine grobe tiefe Stimme; darauf in fragendem Ton: „Wokeen is dor?" und dann laut und hastig: „Mutter en Deef!*) Mutter, en Deef! o Gott, o Gott, Mutter, 'n Deef!"

*) Dieb.

Der Arzt stand ganz unbeweglich vor Verwunderung; ein Mensch war nicht zu erblicken, der Rauch war übrigens so dicht daß man kaum hie und da das kupferne Geschirr an den Wänden durchblinken sah. Ein lautes Hohngelächter war an die Stelle des beschimpfenden Geschreis getreten, „Jan Holländer?" rief der Doktor in die Mitte des heißen Raumes vortretend.

„Wer is dor?" schrie es ärgerlich zurück. Ein Gegenstand wurde im Hintergrunde der Küche quer hinüber an die Wand geschleudert, woher das Gelächter erscholl.

„Wullt du din Muul hollen, Undeert?"

Nun ertönte auch noch ein helles schmetterndes Gebell, das Hausthürfenster ward von außen aufgestoßen, und ein mittelgroßer gelbgefleckter Hund schoß mit einem Satz herein und auf den Eindringling zu, der nicht wußte, wohin er sich wenden solle, und drohend einen Stiefelabsatz um den andern zur Abwehr emporhielt.

„Leo! Leo! Leo! Mutter, 'n Deef! Holl din Muul! Wokeen is denn eegentlich dor?" so schrie und schalt es durcheinander.

Wieder flog ein Gegenstand gegen die Mauer, ein andrer dem Hunde, der nicht zu kläffen aufhörte, an den Kopf, und der Arzt erkannte nun auch den werfenden Arm, der irgendwo aus der Wand hervorzukommen schien.

„Ich bin der Doktor! Was ist denn das für eine Wirtschaft hier! Rufen Sie doch den Hund an sich!" rief der junge Mann und ging entschlossen auf den Arm zu.

„Leo! Leo! Leo! Willst em jawoll nich opfreeten? So unanständig warst du jewoll nich sin," sagte eine langsame Stimme aus dem Wandbett heraus, vor dem der Doktor nun endlich angekommen war. Ein großer graustruppiger Kopf blickte aus der dunklen Höhlung hervor, zog sich aber schnell zurück und sank auf das Kissen nieder.

„Mutter, 'n Deef!" Der Arzt wendete sich verdutzt um; dann lachte er. Dort hing in einem Messingkäfig ein großer grüner Papagei, der mit auf die Seite gelegtem Kopf den Besucher beäugelte.

„Der spricht ja wie ein Mensch," sagte er und streichelte den Hund, der indes noch zu keiner Versöhnung geneigt schien, sondern ihm schnappend nach der Hand fuhr.

„Bin ich hier recht? Sind Sie Jan Holländer?"

„Dat bün ick. Is da wat los?" Der Kranke fuhr halb mit dem Kopf empor.

„Ich bin der Doktor. Sind Sie der Kranke?"

Der Mann brummelte in den schwarz- und graumelierten Bart. Sein wetterbraunes, runzeliges Gesicht sah nicht nach Siechtum aus. Er sprach mit der Pfeife im Mund.

„Na, Se sünd woll de Maat?*) Kunn he denn nich sülm kamen? Ick wull doch lewer mit den ollen Doktor to dohn hebben."

„Der ist bettlägerig. Was fehlt Ihnen denn?" Der junge Mann sprach kurz, doch merkte der andre seine Verlegenheit und schien seinen Spaß daran zu haben.

„Wat Se seggen! Bettlägerig! Und dat is nu so 'n erfohrenen Doktor und kann sick sülm nich helpen." Seine kleinen scharfen grünlichen Augen funkelten. „Kiek! kiek! na, dat freut mi man, dat he nu doch sülm mal in de Klemm' sitt! He hett männigein to Dod kuriert, dat kann ick woll seggen." Er kicherte.

Der Doktor war rot vor Unwillen. Er warf seinen Hut auf den Tisch, zog einen niedrigen Binsenstuhl an das Wandbett und setzte sich hart vor dem Kranken nieder.

„Was hat er Ihnen denn gethan, daß Sie so schlecht auf den Mann zu sprechen sind?" sagte er zornig, „geben Sie Ihren Puls her."

Der Alte zog seine Hand unter die blaugewürfelte hohe Federdecke. Er schielte verwundert nach dem jungen heftigen Gesicht.

„Och, mi hett he nix dahn, ick hew em Gottlow und Dank nich nödig hatt; min dree Froens sünd mi ahn Doktor storben."

„Aber Sie haben doch jetzt nach ärztlicher Hilfe verlangt," sagte der Arzt in scharfem Ton und rückte seinen Stuhl noch näher.

Der Alte kroch im Bett zusammen, als möchte er durch die Wand gehn.

„Zeigen Sie die Zunge," befahl der junge Mann eifrig.

Jan nahm die Pfeife aus dem Munde und reckte eine große dicke und breite Zunge heraus, braun von Tabakssaft, sonst glänzend rot und fleischig. Die grünlichen Augen glitzerten dazu, er that die Zunge gar nicht wieder hinein, sondern riß den Mund immer weiter auf.

„Genug! genug! die ist ganz gesund." Jan nickte mit dem Kopfe, als wollte er sagen: das weiß ich selber.

„Wo thut es Ihnen weh?" drängte der Arzt, „haben Sie nur Vertrauen zu mir!" Er wurde rot bei dieser Aufforderung, er sah plötzlich seinen Beruf in einem ganz andern Lichte.

„Dat is bloot mit de Been! Ick hew 'n Knaken*) in 'n Been, weet nich, wat dat Rheumatism is, dat kunn woll Rheumatism wesen, ick hew mi 'n beten verkäult." **)

Er brachte zwei steife Beine zum Vorschein, unförmlich dick, denn um jedes einzelne war ein ganzer Flanellrock gewickelt, ein roter und ein graugestreifter.

„Wer hat Sie denn so eingepackt, nehmen Sie das mal ab."

Der Alte versuchte mit den kurzen Armen zu den Füßen zu gelangen, ächzend ließ er wieder davon ab.

„Ick mutt töben***), bit min Dochter kummt!"

Der Doktor begann selber Hand anzulegen.

„Hat Ihre Tochter das festgemacht? Der Knoten ist wohl für die Ewigkeit?"

„Dat is en richtigen Seemannsknütten, dat hew 'ck min Dochter allens lehrt."

„Es reißt wohl stark? Haben Sie reißende Schmerzen?" der Doktor war endlich bis zu dem rot- und blankgeschwollenen Körperteil selber durchgedrungen.

„Dat is so. Ick hew all Tid lang."†)

„Wo haben Sie sich denn so schwer erkältet? Und die zwei Zehen, was ist denn mit denen los?"

Jan warf einen kritischen Blick auf die blassen welken Zehen, die der Doktor in der Hand hielt. Er kniff die schmalen Lippen zusammen und sagte mit schlauem Lächeln:

„Wenn Se 'n Doktor sünd, denn warr'n Se dat woll kennen!"

„Haben Sie die in diesem Winter erfroren?"

*) Gehülfe.

*) Knochen.
**) Erkältet.
***) Warten.
†) Langeweile.

Jan schüttelte langsam den Kopf.

„Dat is all veertig Johr her, dat hew ick all wedder vergeeten. An den annern Foot“, er hob ihn mühsam in die Höhe, „sünd ook 'n paar weg, de sünd ganz weg, dor ünnen in de Magelhanstraat liggt se.“

„Der Zeigefinger fehlt Ihnen auch?“ Die rechte Hand des Alten kam dem Arzt erst jetzt zu Gesicht.

„De hew ick mi in Timor utdreiht mit 'n Ankerkeed. Dat 's 'n häßlichen Verlust vor'n Seemann.“ Er besah die Lücke mit bekümmerter Miene. „Ick bün 't noch immer nich recht gewennt.“*)

„Wann ist denn das passiert?“ der junge Doktor war lauter Interesse.

„Och, in min softeinsten**), dat is nu ook all fisunsoftig Johr her. Wat de Tid vergeiht.“

Der Arzt verschrieb eine Einreibung.

„Wer pflegt Sie?“

„Min Dochter,“ der Alte langte nach dem Rezept.

„Gut. Es muß kräftig eingerieben werden, in bestimmten langen Strichen. Sehn Sie so.“

„Min Dochter kummt glik, denn könt Se ehr dat man wisen.“***)

„So, so, das ist mir angenehm.“ Der junge Mann reckte sich zurecht, es gefiel ihm, daß er selbst die Pflegerin unterweisen sollte.

„Und dies hier ist zum Einnehmen,“ er schrieb mit fliegendem Stift, „dreimal täglich ein Pulver in Wasser zu nehmen.“

„Dat kunn woll ook Grog sin?“ meinte Jan in sanftem Ton, aber der junge Doktor war unbestechlich.

„Keineswegs. Geistige Getränke sind Ihnen schädlich. Weder Grog noch Wein. Und leichte Kost. Nichts stark Gesalzenes, nichts Geräuchertes.“

Jan zog eine Grimasse.

„Aber Bütt, wenn sie gut geschmutt†) sünd?“

„Was heißt das?“ der Doktor blinzelte hinter der goldnen Brille.

„Denn warr'n de Bütt salzen u'n por Stün'n an de Sünn oder Luft hangt, un denn kamt se in'n Schosteen, in'n Rook un denn smeckt se meist as Aal.“

*) Gewohnt.
**) Fünfzehnten.
***) Zeigen.
†) Geschmaucht.

Der Doktor lächelte ironisch. „Also doch geräuchert! nein, das geht nicht.“

„Mettwust hebbt wi ook! twee un dree in'n Rook!“ sagte eine tiefe Stimme mit wohlgefälliger Betonung.

Der Arzt schüttelte den Kopf: „Nein, auch keine Mettwurst! Ihr Papagei scheint auch Vorschläge zu machen!“ Er ging an den Käfig, aber der Vogel sträubte sein grünes volles Gefieder und fuhr mit dem Schnabel an die Stäbe.

Der Alte kicherte vergnügt.

„De is klauker as'n Minsch, dat's 'n Gelbnack ut Guatemala, hett mi sülm achteihn Dahler kost.“

Der Arzt war noch eifrig im Verordnen. „Also Diät, wissen Sie. Wer kocht Ihnen?“

„Min Dochter.“

„Aha! auch die Tochter. Nun, wenn sie bald kommt, ist es am besten, ich bleibe so lange und spreche alles mit ihr durch; sie ist wohl noch jung!“

Jan nickte. „Dat is se.“

„Und recht vernünftig?“

„O, dat helpt sick woll.“

„Ist sie auch ganz zuverlässig?“

„Dor kunn ick nix gegen seggen.“

Der Doktor sann nach.

„Wenn Sie so vortrefflich bedient sind, wie stünde es mit warmen Bädern? Die würden entschieden wohlthätig wirken.“

Jan kraute sich im Bart.

„Och, weeten Se wat — vun Water, nich?“

„Einfache Wasserbäder von dreißig bis fünfunddreißig Grad.“

„Och, denn laten Se mi da man mit tofreeden, Herr Doktor; ick kann dat Water överall nich liden un verdreegen, nich in'n Buuk, un nich op'n Buuk.“*)

„Ich werde auch darüber mit Ihrer Tochter reden,“ sagte der Arzt hochfahrend, „wenn sie meint, daß sich die Sache hier machen läßt —,“ er blickte sich in der Küche nach großen Gefäßen um.

„Nee, dat geiht nich“, Jan rauchte wieder.

„Warum nicht? Ein thörichtes Vorurteil kann nicht berücksichtigt werden; es handelt sich um Ihre Gesundheit, bedenken Sie das.“

*) Bauch.

Der Alte schüttelte hartnäckig den Kopf. „Un wenn ook, da hett se de Kräften nich to!“

Diese Rücksicht überraschte den Doktor. „Ist sie denn so schwach?“ fragte er ungeduldig.

„Swack? Nee, Gott sei Low und Dank, swack is uns' Ort*) överall nich, aber wat to veel is, is to veel.“

„Nun also, ein junges kräftiges Mädchen wird das doch wohl bewerkstelligen können!“

Jan Holländer nahm die kurze Stummelpfeife aus dem Munde und starrte den jungen Menschen mit aufgerissenen Augen an: „Kennt Se ehr denn?“

„Nein, aber — —“ Der Doktor machte sich ein ganz deutliches Bild von der fleißigen und pflegsamen Tochter. Stark und rotbäckig, mit glattem blondem Haar und etwas spitzer Nase, — vielleicht trug sie gar noch das Blankeneser Goldmützchen hinten auf dem zusammengerollten Zopf und die buntblumigen Seidenbänder unter dem vollen Kinn zu einer zierlichen Schleife geknüpft, wie er's bei einigen älteren Frauen gesehn hatte. Der Alte war nicht häßlich, er konnte ganz gut eine hübsche Tochter haben. Erwartungsvoll blickte der Arzt nach der Thür, dann auf seine Uhr; dieser erste Patient nahm ihm ungebührlich viel Zeit weg.

Der Alte lag heftig dampfend in seinen Kissen. Von Zeit zu Zeit streifte er den jungen Mann mit einem mißtrauischen Blick; zuletzt sagte er: „Na, wölt Se hüt hier besitten blieben? Ich much**) den olen Doktor woll verdreegen, de kunn dat Peken***) nich lieden; he harr ook keen Tid dato.“

Der Doktor biß sich auf die Lippen; „kommt Ihre Tochter nicht bald? Ich hätte so manches mit ihr zu besprechen.“

„Na, denn möten Se dat jawoll rein dohn!“ Jan lachte spöttisch in sich hinein. Aber ein Kranker ist am Ende nicht verantwortlich — Spitzfindigkeiten, Beleidigungen von solcher Seite können dem gewissenhaften Arzt nichts anhaben.

Zum Glück ertönte jetzt ein winselndes Gebell; der gelbe Hund fuhr unter dem Küchentisch hervor, drehte sich wie ein Kreisel um sich selbst, dann sprang er an die Thür.

*) Art.
**) mochte.
***) angepicht d. h. lange sitzen.

„Ein, zwei, zwei, zwei hurrah!“ schrie der Papagei.

„Da kummt min Dochter,“ grinste der Alte.

Der Doktor sprang auf und griff nach seinem Hut, das sollte ihm mehr Haltung geben.

Dann wurde die Thür aufgeklinkt und ein kleines Kind erschien, einen Deckelkorb mit beiden Armen vor sich tragend. Es war die nette Kleine, die er schon angesprochen, sie nickte ihm auch gleich ganz vertraulich zu. Dann stellte sie schwer atmend den Korb auf einen Küchenstuhl. Ihr Gesichtchen war rot von Anstrengung, das Haar klebte an den Schläfen. Sie stand unschlüssig, als wisse sie nicht, was sie nun zuerst thun solle.

„Es wird mir doch zu lange, — vielleicht ist Ihre Tochter zu Hause, wenn ich wieder vorüberkomme.“ Der Doktor wollte zur Thür.

„Halloh!? se is ja all dar! Sine! kumm her, segg em, wokeen du tohörst,“ rief Jan, sich im Bett aufsetzend.

„Was? das ist Ihre Tochter? Das kleine Gör?“ Der junge Mann lachte verächtlich; hatte er sich hier eine Stunde lang von dem Alten zum Narren halten lassen?

Das Kind nahm den Hut ab, hängte ihn an einen Nagel, wozu es sich auf die Zehen stellte und kam dann an ihres Vaters Bett.

„Ick hör Jan Holländer to,“ sagte es mit einem trotzigen Blick in des Fremden Gesicht.

„Büst du min Dochter? segg, min Sine!“ Der Mann streckte die Hand ohne Zeigefinger aus, die Kleine wich ein bißchen zurück, sagte aber mit würdevollem Ernst:

„Ick bün sin Dochter, Klausine Holländer.“

„Hest du mir de Been inpackt oder nich?“ kicherte der Alte.

„In Moder ehr Flanellröck,“ nickte das Kind, es errötete vor Unruhe, sprach aber laut und deutlich.

„Willst du mi plegen, wenn ick 'n Knaken in 'n Been hew? Segg mal, min lütt Sine?“

„Ja,“ sagte die Kleine, „un nich lopen kannst, Vadder.“

„Willst du mi Butt und Kantüffeln kaken, Sine?“

„Ja, ick hew se all in 'n Korw; sief

Liter Kartoffeln un söß Stück geschmutte Butt," sie blickte rückwärts nach dem Korbe; der Alte schoß einen Triumphblick auf den Arzt.

„Wullt du mi de Been inrieben, Sine?"

„Womit?"

„Mit 'n Salw ut de Apthek."

„Wo heet de Salw?"

Der Vater gab ihr das Rezept; mit hängender Unterlippe, aber bereitwillig und schnell nahm die Kleine wieder ihren Hut vom Nagel.

„Täuw,*) täuw! hier is noch een! Wat to'n Innehmen."

Die Kleine blickte den Vater mißbilligend an.

„Na, dat ward woll slecht smecken, denn gib mir man Geld."

„Wat heſt denn utgeben?"

Das Kind brachte die festgeschlossene kleine Faust zum Vorschein.

„Zweiundvierzig Pfennig für Kartoffeln, und für die Flaschen hab' ich siebenundzwanzig gekriegt, drei Pfennig das Stück, un die Butt kosten dreißig Pfennig, und für zwölf Pfennig Salz hab ich auch noch mitgebracht."

„Na, denn reken dat mal ut," der Alte sah immer den Doktor an, der nicht recht wußte, was er von den beiden sagen solle.

Die Kleine rechnete laut an den Fingern, aber sie verwirrte sich bald und wurde rot und weinerlich.

„Grote Deern! scham di wat! dat kannst nich mal utreken? Paß op, du schallst in School!"

Das Kind weinte auf. „Ich kann das nich mit die alten Pfennige! du gibst mir immer soviel Geld, un denn kann ich das nich."

„Und weiter haben Sie gar keine Hilfe?" Der Arzt trat ärgerlich wieder näher.

„Morgens früh kommt Frau Harms und macht rein," sagte Klausine statt ihres Vaters.

Jan Holländer knurrte.

„Je, kiken Se, so geiht mi dat, dat ick 'n fremden Minsch in 'n Huus hebben mutt. Twee Froons har ick all dod, nu dach ick recht, dat ick mehr Glück hebben wurr, un namm**) mi wedder 'n frische, Klausine ehr Moder. Jawoll, prost Mahltid! Fif Jahr naher bliwt se dod u lett mi sitten mit min Dochter."

„Das Kind kann doch die Dinge nicht besorgen," sagte der Doktor unmutig.

„Das kann ich woll!" Klausine, den Hut schon wieder auf dem Kopf, pflanzte sich vor dem jungen Mann auf.

Er strich ihr über das weiche Gesichtchen; die Farbe war bläßlich, trotz der frischen Luft draußen.

„Ich bin man so hungrig. Vadder, kann ick 'n Stück Brot kriegen?"

„Nee, min Sine, gah man erst na de Apthek," sagte der Alte freundlich aber ungerührt.

„Ei was, lassen Sie doch das Kind erst essen!" fuhr der Doktor auf, „solche Eile hat es doch nicht."

„Vadder, darf ich?" bat das Kind.

Der alte Mann machte ein höhnisches Gesicht.

„Na, wenn Se meent, dat dat mit min Beterwarden keen Il*) hett, denn man to! Aber ick mug weeten, wanneer**) wi denn hüt Middag kriegen doht."

„Soll ich denn erst Kartoffeln schälen? oder erst in die Aptheke gehn? oder erst den Petroleumofen vollgießen?" sagte die Kleine heftig kauend; sie hatte die halbe Erlaubnis schnell für eine ganze genommen.

Zornig ging der Arzt davon. Als er aber an einem der nächsten Tage wieder vorsprach, fand er alles gut befolgt; die zwei Flaschen mit Medizin und Einreibetinktur neben dem Bette auf einem kleinen Tisch und Klausine davor mit einem langen dicken Wollstrumpf, der ihr, während sie saß, fast bis zum Boden hing. Die Fingerchen waren blau gefärbt vom eifrigen Stricken, sie sah auch heute blaß aus.

„Du hast wohl wieder Hunger?" Freundlich legte der Doktor die Hand auf ihr dickes feuchtes Haar.

„Meine dummen Augen fallen man immer zu, hungrig bin ich nich," lächelte das Kind.

„Na, so schlaf doch eine Stunde." Die Kleine blickte schnell zu dem Vater hinüber. „Darf ich nich, muß gleich Kaffee machen."

„Se makt goden Kaffee, dat kann se beter as Harmsch," nickte der Vater.

*) Warte!
**) nahm.

*) Eile.
**) wann.

„Aber dein Papa hat auch Grog getrunken! Vater soll keinen Grog trinken, hörst du, Klausine!" Der junge Doktor sah das Kind strafend an, während er aufmerksam hinauswitterte. Jan lachte unbändig.

„Kiek, watt de vor 'n fine Näs' hett, nich, Sine? Aber de ol Medezin smeckt schändlich, do mutt ick ümmer 'n lütten Sluck nahebben, dat ick dat dalspöl'."**)

„Ach was; so werden Sie nicht wieder besser! Es ist ja noch ganz wie vorgestern, das Bein ebenso geschwollen."

„Und dat schull vun den Grog kamen?" meinte Jan unschuldig. Vater und Kind tauschten einen schnellen Blick, die Kleine hielt sich lachend den langen Strumpf vors Gesicht; sie wollte etwas sagen, aber es erstickte im Kichern.

„Was ist, Kind?" Der Arzt faßte die Kleine argwöhnisch an der Schulter, um in ihre Augen zu sehen. Da platzte sie los:

„Vadder is so'n olen Knubbenbieter, de kann doch woll 'n Glas Grog verdreegen?" — Sie legte ihr Strickzeug zusammen, schob ihren Stuhl an den Küchenbort und schüttete Kaffeebohnen in die Mühle; dann klemmte sie kunstgerecht das Werkzeug zwischen die kleinen Knie und begann langsam zu drehen. Es knitterte und krachte, der starke frische Kaffeeduft begann sich zu verbreiten. Der Doktor setzte sich vor Jan Holländers Bett und sprach dringlich auf ihn ein, genau nach der Vorschrift zu leben, sich warm und ruhig zu halten. —

„Doh ick ook den gansen Dag," sagte der Patient bereitwillig.

„Is jo nich wohr!" brummte der Papagei mit menschlicher Stimme.

„Holl' din Muul!" Der Alte warf seinen Hosenträger klatschend gegen den Käfig; doch hatte er nicht getroffen, der Vogel lachte und höhnte.

„Also — keine Spirituosen, nichts scharf Gesalznes," ermahnte der Doktor im Abgehen, „vergiß es nicht, Klausine."

„Good! good! ick warr mi 'n Knütten**) in de Näs' slahn," murrte Jan; die Kleine, die auf einem Holzschemel auf den Zehenspitzen stand und aus dem Theekessel, den sie mit beiden Händen hochhielt, kochendes Wasser in den Kaffeetrichter goß, nickte ihm blinzelnd zu; der bläuliche Schein der Petroleumflamme spielte über ihre Grübchenwangen und das kleine spitze Kinn.

Beim dritten Besuch fand der Doktor den Alten vor Schmerzen stöhnend. Er lag mit zusammengebissenen Zähnen, antwortete kaum; nur verlangte er andre Arznei.

„Dat ol Dübelskram helpt mi nich; is de annere Doktor, wat Ehr Prinzipal is, noch nich weddar to Gang? seggen Se em man, Jan Holländer wull em spreken de Mann mutt doch 'n Insehn hebben, davor is he Doktor."

„Er ist schwer krank. Sie müssen Geduld haben. Haben Sie nach Vorschrift gelebt?"

Die Kleine war nicht zugegen, sie bestellte Kohlen; der Winter schien jetzt Ernst zu machen, in der Nacht war reichlich Schnee gefallen und die Wege waren schwer zu begehn.

„Ich komme vielleicht noch mal vor heute," sagte der Doktor zaudernd, „ich möchte Sie gern bald wieder auf die Füße stellen." — —

„Ach, dat deiht nich nödig! dat veele Lopen is ook nix! Wenn ick von 'n Doktor hören doh, dat he alle Dag löppt, denn weet ick all Bescheed," sagte der Alte ungnädig. „Övermorgen kummt min Söhn Hinrich op,*) denn mutt ick wedder beter sin."

Kopfschüttelnd ging der Arzt; er nahm sich fest vor, nicht eher wieder zu kommen, als bis Jan ihn rufen lasse. Als er aber nachmittags gegen Fünf zufällig doch an dem Hause vorüberkam, überwog das Interesse und die Verantwortlichkeit des jungen Mannes allen Ärger, und er ging durch den dicken weichen Schnee nach der kleinen viereckigen grünen Hinterthür. Es war noch alles dunkel, kein Lichtschein drang durch die Scheiben, auch Leo war nicht zu hören. Ob die schon schlafen? Unmöglich! Er rüttelte an der Thür, sie war verschlossen. Das Kind ist gewiß noch ausgeschickt und hat den Schlüssel mitgenommen, dachte er. Da hörte er drinnen Schluchzen und Weinen. Mein Gott, mein Gott! dem Alten wird doch nicht plötzlich etwas passiert sein? Ein

*) hinunterspüle.
**) Knoten.

*) herauf, d. h. von See.

Herzschlag etwa, und das Kind sitzt nun allein mit ihm in Todesängsten? Es war doch immer sein erster Patient gewesen und das kleine Mädchen hatte er ganz ins Herz geschlossen. Er rüttelte stärker. Auch das Weinen ward lauter.

„Klausine! Kind! bist du das?“ rief er ängstlich durch die Thürspalte. Drinnen bewegte es sich, kleine schnelle Tritte näherten sich der Thür, das Schluchzen hörte auf.

„Wer ist da?“ antwortete es beklommen.

„Ich, der Doktor! Wie geht es deinem Vater? doch nicht schlimmer?“

Eine Pause entstand.

„Nee!“ kam es zuletzt heraus, „der is ganz gut zu Wege!“

„Warum ist denn die Thür zugeschlossen, Kind?“

„Hat Vater gethan.“

„Und warum ist da kein Licht?“

Das Kind weinte laut auf.

„So dunkel is es schon! ich kann garnich mehr den Fußboden sehn!“

„Mein Gott, warum zündet Ihr denn kein Licht an?“

„Vater will es nich haben.“

„Ach was, schließ mal die Thür auf,“ rief der Doktor; dem alten Sünder muß ich mal ins Gewissen reden, dachte er ingrimmig.

„Ich kann nich aufschließen!“ wimmerte das Kind.

„Bitte Vater, daß er Dir den Schlüssel gibt.“

„Das kann ich ja nich.“

„Warum nicht? Kind, sei nicht auch eigensinnig!“

„Vater hat ihn ja mitgenommen!“

Der Doktor wollte seinen Ohren nicht trauen.

„Mitgenommen? dein Vater ist doch nicht ausgegangen?“

„Ja!“

Der Doktor stampfte und schnaubte, aber er trat damit niemand zu nahe, als dem Schnee, und der vergalt es ihm, indem er ihm naß und kalt um die Ohren spritzte.

„Wohin ist er denn gegangen?“ rief er wütend.

„Aantenscheeten!“ *) weinte die Kleine.

„Donnerwetter! Kind, mach mal das Fenster auf.“

*) Entenschießen.

Ein Schemel wurde drinnen gerückt, dann schlug das Hausthürfenster auf, Klausines blondes Köpfchen guckte grade herüber. Sie sah verweint und abgezehrt aus in dem blassen Schneelicht. Der Doktor faßte nach ihrer kleinen, feuchten, kühlen Hand, die sie aufgestemmt hatte.

„Arme Kleine, warum weinst du denn? das sag mal erst.“

Das Kind zitterte und warf einen mißtrauischen Blick hinter sich.

„Es is so dunkel!“

„Bist du bange?“

„Ja, ich bin so schrecklich bange.“ Sie schmiegte ihr Köpfchen in seine warmen behandschuhten Hände.

„Und dein Vater ist wirklich auf der Entenjagd? Unerhört! Wo ist er denn?“

„Er is mit Hannes Bohn und Georg Piper nach Swinssand rüber in 'n kleines Boot und schießt da Enten.“

„Mit seinen kranken Beinen? Wie will er denn da wieder gesund werden?“ rief der Doktor.

„Da geht er alle Nachmittag auf ab.“

„Was? all die Zeit, seit ich ihn behandelt habe, auch?“

Die Kleine nickte.

„Er macht sich die Flanellröcke denn ab, und denn zieht er seine großen Wasserstiefel an, — he hett vol Öltüga,“ sagte Klausine entschuldigend.

„Na, das ist ja eine nette Geschichte, und wann kommt er denn wieder?“

„Das weiß ich denn ümmer nich, ich wein' denn ümmer, wenn es all so dunkel wird, und ich zähl denn ümmer, was die Uhr schlägt, aber in 'n Dunkeln kann ich das nich so gut zählen.“

„Bist du auch wieder hungrig, armes Wurm?“

Sine machte ihre Unterlippe so breit sie konnte.

„Wenn Vadder kummt, mak' ick Abendbrot; wenn wieder Licht angesteckt is.“

Der junge Mann in seiner mitleidigen Empörung hatte einen Gedanken.

„Komm, Kleine, ich will dich herüberheben, das geht ganz gut; durchs Fenster! Ich nehm' dich unter meinen großen Mantel und du gehst mit zu Doktor Bartels Frau und die gibt dir was Warmes zu essen! komm!“

Kopfschüttelnd wich das Kind zurück.

„Nee, dat dröf*) ick nich. Wenn Vadder denn kummt, denn is he kold, denn mutt ick em glik 'n Glas Grog maken."

Der Arzt nahm eine Tafel Schokolade aus der Brusttasche, die er für Überlandgänge zu sich gesteckt hatte.

„So iß wenigstens das, Klausine. Deinem Vater werd ich morgen gehörig — — na, das geht dich nichts an. — Und Angst mußt du nicht haben! solch verständiges Kind!"

Schluchzend aß die Kleine die Schokolade.

„Wenn es dunkel is, sitzt ümmer was in die Ecken! Und denn kommt es da raus und guckt mich so an, und denn werd ich so gräßlich bange! Und der alte Wind jammert so in 'n Schornstein, hu! hu!" Sie versteckte ihr Köpfchen in die Schürze. Plötzlich horchte sie auf, ein Hund bellte in der Ferne.

„Vadder kummt! Vadder kummt!" schrie sie, „das is Leo, der is auch immer mit nach Swinssand."

Der Arzt fand es geratener, in seiner heutigen Laune nicht mit Jan Holländer zusammenzutreffen. Er behielt sich die Auseinandersetzung auf morgen vor. Schnell begab er sich auf den Heimweg; die letzten klatschenden Ruderschläge des ankommenden Bootes und Leos Gebell verhallten hinter ihm.

Zu seinem Ärger fand er Jan am andern Morgen in vollem Verteidigungszustand. Er rief ihm schon von weitem entgegen, es gehe ihm viel besser, und eigentlich hätt' er sich garnicht herzubemühen brauchen. Der Doktor wollte ihm gern beweisen, daß er Fieber habe, aber davon war leider keine Spur aufzufinden. Klausine schälte Kartoffeln auf einem niedrigen Bänkchen am Herd, — jedesmal, wenn sie eine Kartoffel ins Wasser plumpte, sandte sie dem Arzt einen schlauen lächelnden Blick zu.

„Ich will Ihnen jetzt mein letztes Wort sagen," bemerkte der Doktor ernsthaft, „wenn Sie sich nicht scheuen, den Arzt an der Nase zu führen, sich morgens ins Bett legen und abends in Nässe und Kälte auf die Entenjagd gehn, dann gebe ich alle Verantwortlichkeit für Ihren Zustand auf, dann komme ich nicht wieder."

Jan Holländer musterte ihn betroffen.

*) darf.

„Sine hett mi vertellt, dat Se hier west sünd, — bün ick denn so krank, dat de Doktor tweemal alle Dag kamen mutt?"

Diesen Einwurf beachtete der junge Mann nicht:

„Wenn Sie Ihre Gesundheit wieder haben wollen —"

Jan faßte ihn begütigend am Rockärmel: „Nu hören Se mal to, min beste Mann, nu will ick Se mal wat seggen. Min Gesundheit ja! aber wat hett min Gesundheit denn vor'n Zweck, wenn ick nich ut Fischen und Aantenscheeten gahn kann? Wat doh ick denn mit min Gesundheit? Denn host'*) ick op min Gesundheit, dat will ick Se man seggen."

Er drehte sich entschlossen nach der Wand um.

„Und dann das Kind!" fuhr der Arzt zuversichtlicher fort, „ich habe mich überzeugt, das geht nicht mehr! Es hat zuviel zu thun, es soll auch nicht soviel allein bleiben, es ängstigt sich in der Dunkelheit; Sie müssen notwendig jemand ganz ins Haus nehmen."

Das Kind schüttelte sein kurzes Haar mißbilligend.

Jan Holländer starrte nachdenklich an die Decke.

„Ja, denn helpt dat nich, denn mutt ick wedder frigen, rein Se to 'n Gefallen!" sagte er.

Klausine horchte auf; ihr kleiner schwarzer Daumen an der linken Hand blieb grade aufrecht stehn, sie schälte die Kartoffel nicht weiter.

„Je, min Sine," sagte sanft der Alte, „denn kann ick dat ook nich helpen, denn mutt ick di woll 'n Steefmoder utsäuken! Willst du de Harmsch hebben? oder de Buterwedsch, de nu de Kahlen driggt? de mi dat Segeltüg stahlen hett?" Sine warf die halbgeschälte Kartoffel mit einem lauten Plumps in die gelbe Kumme voll Wasser, dann das dreieckige Messerchen nach.

„Ach nee, Vadder," sagte sie bittend, „keen Steefmoder! dat mag ick nich!"

„Kind, Sine, de Doktor seggt, du kannst mi nich plegen, as sick dat hört."

„Ick kann dat woll," ein beleidigter Seitenblick streifte den Arzt.

„He seggt, du kannst dat nich alleen af!"

„Ick kann dat gans good af."

*) huste.

„Un du büst 'n Bangbüx, Sine! du sittst un jaulst, wenn ick op Aantenscheeten gah."

„Ja," nickte schuldbewußt die Kleine.

„Sine, kumm mal her."

Das Kind schlich an des Vaters Bett, mit dem Rücken gegen ihn, er drehte es langsam herum.

„Segg mal, Sine, willst dat nich wedder dohn? Willst nich wedder jaulen?"

Die Kleine warf die Lippen auf und schüttelte den Kopf.

Jan Holländer blickte den Doktor treuherzig an.

„Je, mit so 'n Deern is nix antofangen; denn mutt dat blieben, as dat is."

„Meinetwegen." Diesmal ernstlich erbost ging der Doktor hinaus. — Dennoch konnte ers nicht lassen, an dem dunklen Hause zu horchen, als er an einem der nächsten Abende vorbei ging. Aber kein Ton war vernehmbar.

„Klausine!" rief er an Thür und Fenster. Nichts antwortete. Sie schläft, das arme Wurm! dachte er zufrieden.

Da scholl Hundegebell, und in langen Sätzen kam Leo gesprungen. Er umkreiste ihn und winselte vor Freude.

„Leo! Leo! Leo!" rief eine kleine Stimme. Ein Trupp Leute kam in der Dunkelheit auf ihn zu. Der Doktor hatte sich seit den letzten Tagen mit einer Laterne versehn und ließ den Schein neugierig auf die Heranschreitenden fallen. Das erste, was er erblickte, war eine wunderliche, zwerghafte Figur. Ein winziges Wesen in einer langen dicken Wolljacke, die bis auf die Knöchel reichte, die Hände in den unendlichen Ärmeln versunken, um den Kopf ein dickes Tuch gewickelt. Aber die großen Augen leuchteten munter und vertraulich aus dem kleinen Gesicht.

„Klausine!" rief der Arzt, „woher kommst du denn, Kind?"

Ein Mann hinkte schwerfällig herbei, laut lachend und seine Flinte präsentierend: Jan Holländer.

„Je, dat seggen Se woll, Herr Doktor! de verdammte Deern hett sick mitsleken; hett min Jack antrocken und sick mitsleeken! Wi möt ehr nu mit dörslippen laten, se driggt*) de schaten Aanten. Denn helpt dat nich."

Der Doktor ließ sie vorübergehn und blickte dem Zuge verwundert nach.

„Nee, denn helpt dat nich," wiederholte auch er mit Lachen.

*) trägt.

An die Sorge.

Von Gustav Falke.

Knarrt die Stiege? Schritt vor Schritt,
Schlürfend, schleifend kommt es nah.
Kenn dich schon am Tapp und Tritt,
Sorge, bist du wieder da?

Ärgert dich mein Wohlergehn,
Dieser ganz bescheidene Glanz?
Kannst du niemand fröhlich sehn,
Zerrst und zaust an jedem Kranz?

Gönn' mir doch das wen'ge Gut,
Das ein harter Fleiß beschert,
Lösch' des Friedens sanfte Glut
Neidisch nicht auf meinem Herd.

Und die Wiege dort, davor
Mutterangst Gebete spricht,
Liebe lauscht mit wachem Ohr,
All mein Glück, o stör' es nicht!



Vor Weihnachten. Nach dem Gemälde von O. Piltz. (P



hotographieverlag der Photographischen Union in München.)

Maltei und Malone.

Ein tragikomisches Märchen zu Bildern von Hans Looschen. Von Max Hochberg.

Draußen im Walde unter dem Wurzelgeflechte einer großen knorrigen Eiche hausten zwei Zwerge, Maltei und Malone. Sie hatten in ihrer Höhle Vorrat genug für den Winter aufgespeichert. Deshalb war auch Maltei vergnügt. Ihn kümmerte es nicht, daß die zarten Blumenkinder vor den rauhen Winden zerstoben waren und die kleinen Singvögel den kahlen Wald verlassen hatten, um nach dem warmen Süden zu ziehen. Malone aber seufzte bei dem Gedanken an den langen, langen Winter, wenn er nur den Wind würde pfeifen hören und die Krähen krächzen.

In der Eiche, die hoch über der Zwergenwohnung ihre Krone gen Himmel trieb, hatte ein Krähenpaar seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Das kam im Winter oft an Maltei und Malones Thür und holte sich Nahrung. Dafür mußten sie Malone von dem Leben in den Lüften erzählen, von der Herrlichkeit der Welt, die sie zu ihren Füßen liegen sähen, und von der Nachtigall im wilden Rosenbusch.

Maltei schlief darüber ein; aber Malone bat immer, wenn die Krähe mit ihrer Geschichte zu Ende war: „Erzähle weiter, liebe Krähe, erzähle weiter, erzähle weiter!“

Die Krähe erzählte dann von neuem, was Malone schon auswendig wußte und doch immer wieder hören konnte, daß die Nachtigall in die wilde Rose verliebt sei, aber nur zu Nacht von ihrer Liebe sänge, weil sie ein kleiner unscheinbarer Vogel sei, der nur ein schlichtes braunes Kleid trage.



Abb. 1. Malones Flugversuche auf einer Heuschrecke.

„Aber sie hat ein Herz in der kleinen Brust, die Nachtigall,“ flüsterte dann Malone leise für sich; denn der arme Malone hatte auch ein Herz in der Brust, und das schlug für die Nachtigall.



Abb. 2. Wütend fällt Maltei über Malone und das Krähenmännchen über das Krähenweibchen her.

„Wenn man weiße Haare am Kinn hat und obendrein häßlich ist, muß man sich das Herz abgewöhnen," sagte Maltei. „Außerdem wird das Herz auch alt!"

Allein Malone seufzte: „Mein Herz wird nicht alt; das wird mit jedem Lenz jünger, seit ich die Nachtigall liebe!"

„Dummer Schnack," schalt Maltei. „Das kommt davon, wenn du in den Frühlingsnächten herumschwärmst, statt zu schlafen, wie ein vernünftiger Zwerg."

Dann zog sich Malone die Kappe über die Ohren: wenn man keine Belehrung annehmen will, will man auch keine hören.

„Du hast doch auch eine Vogelkehle," sprach Malone eines Tages zu dem Krähenweibchen, das seine Vertraute war; denn er glaubte bei dem weiblichen Geschlechte mehr Zartgefühl zu finden, als bei dem männlichen. „Lehre mich das Lied, das die Nachtigall singt in lauen Sommernächten, wenn der Mond am Himmel steht und der Wind in den Bäumen ruht, um ihr zuzuhören. Ach, daß ich singen könnte, wie die Nachtigall! — Aber wenn ich sie anrede, verstummt sie, und wenn ich mich heranschleiche, fliegt sie auf und davon. Nur von ferne darf ich lauschen. Ach, daß ich singen könnte!"

Darauf krächzte das Krähenweibchen, so zart und fein es konnte; doch Malone schüttelte den Kopf dazu. „So singt die Nachtigall nicht," meinte er traurig. „Ihr Lied ist schmelzend weich, und der süße Wohllaut, der ihrer kleinen Kehle entströmt, macht einem das Herz so groß, so weit. Verstehst du das nicht?"

Aber das verstand selbst das Krähenweibchen nicht, wenn es auch dem zarten Geschlechte angehörte.

„Dann lehre mich wenigstens fliegen," sprach der arme verliebte Zwerg darauf. „Auf dem Rücken einer großen Heuschrecke habe ich es schon versucht (s. Abb. 1), allein die kommt nicht bis zu dem Zweige, wo die Nachtigall wohnt. Auch springt sie mehr, als daß sie fliegt, und man erhält einen Ruck durch alle Glieder, wenn sie wieder Fuß faßt, daß man herunterfallen kann, und so etwas ist nicht schön."

Da lieh ihm die Krähe ihren Rücken zu einem Versuche. Malone setzte sich mutig darauf zurecht — was wagt man nicht aus Liebe!? — und faßte der Krähe in die Halskrause. Nun stieg sie hoch, daß ihm Hören und Sehen dabei verging und er Mühe hatte, sich fest zu halten. „Du fliegst zu schnell," rief er ihr ins Ohr, „und du mußt nicht so scharf mit den Flügeln schlagen; es gibt davon einen Wind, daß man sich kaum halten kann!"

„Daran gewöhnst du dich mit der Zeit," belehrte ihn die Krähe, „und vom Flügelschlagen verstehst du nichts!"

„Dann müssen wir oft zusammen fliegen," erklärte Malone, „bei Nacht, wenn Maltei und dein Männchen schlafen, damit ich mich daran gewöhnt habe, bis die Nachtigall im

Lenze wiederkehrt. Dann sollst du mich zu dem Neste der Nachtigall tragen! Wenn ich im Dunkel der Nacht zu ihr geflogen komme, weiß sie doch nicht, daß ich nur ein Zwerg bin."

Das Krähenmännchen aber war bald hinter die nächtlichen Ausflüge der Beiden gekommen, und weil es eifersüchtiger Natur war, pochte es eines Nachts, als die Zwei wieder aus waren, an Malteis Thür, der mit der Laterne heraustrat, um zu sehen, wer da sei.

Er fand, das Krähenmännchen sei ganz im Recht, wenn es böse sei auf sein Weibchen. Maltei war auch böse gestimmt, böse auf Malone; denn wie konnte der dumme Malone etwas vor ihm voraus haben wollen und fliegen lernen.

Als das Krähenweibchen mit Malone zurückkehrte und ihn am Fuße der Eiche absetzte, wie immer, fiel Maltei wütend über Malone her und das Krähenmännchen über sein Weibchen (s. Abb. 2). — Genug, es gab eine böse Nacht für alle! — Die Folge davon war, daß es mit der Freundschaft zwischen Malone und dem Krähenweibchen ein Ende hatte; denn es hatte seinem Männchen feierlich versprechen müssen, Malone nie wieder auf seinen Rücken zu nehmen und in die Lüfte zu entführen.



Abb. 3. Malone läutet die Maiglöckchen.

„Aber Malone hat ja weiße Haare am Kinn und ist ein alter, häßlicher Zwerg, für den ich nur Mitleid fühlte," hatte das Krähenweibchen zu seiner Entschuldigung hervorgebracht. Allein das Männchen hatte finster erwidert: „Alter schützt vor Thorheit nicht, auch weiße Haare am Kinn nicht, und Mitleid ist gefährlich! sagen die Menschen, und die Menschen sind klug."

Malone aber verfiel in Traurigkeit: wer sollte ihn nun zu dem Neste der Nachtigall tragen!? — Im Fliegen konnte er sich jetzt nicht mehr üben, um so eifriger legte er sich dafür aufs Singen. Als der Winter schwand und die Blumen wieder erstanden, glaubte er schon etwas darin zu leisten, und so läutete er eines Abends an dem ersten Maiglöckchen, das seine duftigen Kelche vor der Zeit erschlossen. Da kamen die Hornisse und die Käfer alle herzu, und der arme verliebte Zwerg redete sie an: „Ihr versteht doch auch etwas vom Singen, ihr gebt ja immer Frühlingskonzerte, hört mir einmal zu, ich bitte euch sehr, und gebt euer Urteil ab, wie ich singe!" (s. Abb 3.)

Darauf sang er mit seinem dünnen, heiseren Stimmchen, so gut er konnte.

O, wie lobten ihn seine Zuhörer! Kein Wunder: sie fühlten sich alle



Abb. 4. Maltei berauscht sich an Birkemeth.

ungeheuer geschmeichelt, weil er sie um ihr Urteil gebeten hatte und so viel darauf zu geben schien. Die Hornisse meinte sogar, Malone sänge beinah so schön, wie sie selber, und ein höheres Lob konnte sie ihm doch nicht spenden!

Das machte Malone sehr vergnügt. Singen konnte er also! — Aber das Fliegen, das böse Fliegen! — — — Während Maltei die jungen Birken anbohrte, in untergestellte Krüge den süßen Saft auffing, sich am Birkenmeth berauschte (s. Abb. 4) und dann seinen Rausch ausschlief, wie vernünftige Zwerge thun, setzte sich Malone unter einen großen Pilz, der ihn wie ein Dach beschirmte, und sann und sann und sann in Schatten und Nacht, wo er Flügel hernehmen sollte. Der Pilz aber, unter dem der arme kleine Malone saß und sann, war ein Giftpilz, und die Luft, die er unter ihm einatmete, war mit Pilzstaub erfüllt; der vergiftete ihm sein Herz und seine Gedanken. Und von bösen Gedanken zur bösen That ist der Weg nicht weit! Als Malone die dritte Nacht unter dem argen Pilze gesessen hatte, war ein böser Entschluß in ihm reif geworden, reif zur That. Das Krähenweibchen, seine treue, teilnehmende Freundin sollte ihm zum Opfer



Abb. 5. Malones Schmerz, als er das Krähenweibchen getötet hat.



Abb. 6. Die Trauerfeierlichkeit.

fallen, und da sie eines Abends bei seiner Thür vorüberhüpfte, während Maltei sich wieder einmal einen Rausch ausschlief, traf er sie mit einem Steinwurfe dicht über dem Auge, wo es tödlich ist, daß sie leblos hinsank.

Zwar überkam ihn sofort Reue über seine schlechte That und er weinte bitterlich, als sie nun tot vor ihm lag (s. Abb. 5), aber bei allem Schmerz um die Getötete und trotz seines bösen Gewissens, freute er sich im innersten Herzen, weil er wußte, wo er nun Flügel hernehmen könnte, um zur Nachtigall zu fliegen. Er holte die große Hauslaterne herbei, machte als Erster Lärm und erhob seine Stimme in lauten Klagen um die tote Freundin, damit ihn keiner für den Mörder halten sollte. Er war ja auch aus keiner bösen Absicht, sondern nur aus großer, großer Liebe zur Nachtigall zum Mörder seiner Freundin geworden. Damit tröstete er sich. Denn auch die Zwerge leiden an der Schwäche, ihre schlechten Thaten vor sich selber zu beschönigen. Darin sind sie ganz wie die Menschen!

Auf Malones Weherufe erschienen Maltei, das Krähenmännchen und die Verwandten der Toten. Eine große Trauerfeierlichkeit wurde veranstaltet. (s. Abb. 6.)

Malone hatte die Leichenrede halten



Abb. 7. Maltei trank und las und las und trank.

aber darinnen ständen lauter weise Lehren, wie man sich bei Seelenschmerzen zu verhalten habe. Das Buch habe ein kluger Mann geschrieben, von dem man lernen könne. Doch Malone wollte das Buch nicht lesen; denn er wollte sich nicht trösten lassen! Und weil es Malone nicht lesen wollte, las es Maltei selber, und er setzte sich den Krug mit dem Birkenmeth daneben, damit er nicht etwa durch den Durst im Lesen gestört würde, und die Eichhörnchen schauten verwundert zu, wie der kluge Maltei las und trank, und trank und las, um seinen Schmerz zu verwinden (s. Abb. 7).

Das Krähenmännchen weinte sich satt, und dann schlief es ein; denn mehr als sattweinen konnte es sich nicht; nur Malone weinte ganz unvernünftig, und wenn er nicht schon weiße Haare am Kinn gehabt hätte, so wären sie jetzt vor Gram weiß geworden. — — —

Über Nacht aber kam der Frühling ins Land, der schon lange zuvor seine Gesandten geschickt hatte, ihm den Empfang zu bereiten. Der weiche Südwind hatte ihn auf seinen Rücken genommen und übers Meer getragen, und wie er ihn im Walde niederließ, stand der wilde Rosenbusch mit einemmale über und über in Knospen, und als die Sonne am andern Morgen erwachte und ihn liebend küßte, brachen die Knospen auf, und der wilde Rosenbusch stand in Blüten. —

Und die Nacht darauf sang die Nachtigall!

Da versiegten Malones Thränen um die tote Freundin, und er holte ein Grabscheit; denn er mußte das Grab erbrechen, um die Gemordete zu berauben. Die Schuld hatte er nun einmal auf sich geladen; nun wollte er auch wissen, wofür. Sobald er sich in den Besitz der Flügel gesetzt hatte, schnallte er sie an und versuchte zu fliegen. Aber er verstand sich noch nicht darauf, und so trugen sie ihn nur ein Stückchen hoch über den Boden, noch lange nicht so

sollen; allein er war so angegriffen, daß er nicht sprechen konnte; deshalb nahm Maltei für ihn das Wort und widmete der Toten einen Nachruf. Sie waren alle sehr erschüttert durch den plötzlichen Tod, und das Krähenmännchen bedankte sich bei allen für die große Teilnahme, die es fand. „Aber Malone trägt von allen Freunden am meisten Leid,“ sagte es gerührt, „er trägt beinah so viel Leid, wie ich selber. Malone und ich, wir trauern am meisten, wir haben auch am meisten verloren!“

Wie Malone das hörte, flossen seine Thränen noch reichlicher, und die Thränen schwemmten den giftigen Pilzstaub aus seinem Herzen hinweg, und nun weinte er erst recht, gerade, als wollte er sich die Seele aus dem Leibe weinen, so daß das Krähenmännchen alles aufbot, ihn zu trösten, und Maltei ihm riet, doch ein Buch zu lesen, das er einst im Walde gefunden. Die Überschrift sei ihm zwar nicht klar,

hoch, bis da, wo die Nachtigall ihr Nest hatte. Er mußte sie erst besser gebrauchen lernen. Deshalb übte er sich auch die ganze Nacht hindurch im Fliegen. Vor lauter Eifer achtete er nicht darauf, daß der Morgen schon dämmerte. Nun erhob sich sogar die Sonne und färbte den Himmel mit Purpurglut. Malone aber gewahrte auch davon nichts. Todmüde war er, doch die Flügel konnte er noch nicht von sich lassen!

„Malone, Räuber, Mörder!" schallte es plötzlich, und er sah zu seinem Entsetzen das Krähenmännchen vor sich (s. Abb. 8). Da war er so verwirrt und erschrocken, daß er nicht an Flucht dachte, der arme Zwerg, sondern alles eingestand und sich auf Gnade und Ungnade ergab.

Wie aber das Krähenmännchen erfuhr, Malone habe nur aus hoffnungsloser, großer Liebe zur Nachtigall fliegen lernen wollen, nur aus Liebe zur Nachtigall Blutschuld auf sich geladen, und nur aus Liebe zur Nachtigall die tote Freundin beraubt, schwand sein Zorn und das Krähenmännchen wurde von Erbarmen und Mitleid erfaßt für den armen häßlichen Zwerg mit den weißen Haaren am Kinn und dem jungen Herzen in der Brust, um so mehr, als es nun wußte, daß Malone das Krähenweibchen nie geliebt hatte.

Er verzieh Malone im Namen der Toten, er ließ ihm selbst die Flügel, und beider Thränen flossen zusammen.

In der nächsten Nacht aber probierte Malone seine Flügel von neuem, und weil er von dem Krähenmännchen Verzeihung erhalten hatte, war er heute kühner und fühlte sich freier und leichter, als die Nacht zuvor. Mit kräftigen Flügelschlägen schnellte er sich hoch und strebte aufwärts, von Sehnsucht getrieben. Schon erblickte er das Nest der Nachtigall in nächster Nähe! Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen, und so ungestüm, wie ihm das Herz klopfte, ging auch sein Flügelschlag. Bei dem ungestümen Schlagen aber löste sich plötzlich die eine der Schwingen! Vergebens griff er nach einem Halt. Er stürzte aus der Höhe herab, ehe er das erträumte Glück noch erreicht und der Nachtigall von seiner Liebe gesungen. — Und das war vielleicht das beste für ihn! Denn für einen Zwerg wie Malone ist es besser zu sterben, das heiße junge Herz voller Träume und Hoffnungen, als zu leben, wenn die Hoffnungen und Träume sich nicht erfüllen und das arme Herz brechen muß.

Tot fand man ihn den andern Morgen am Fuße des Baumes, in dessen Zweigen die Nachtigall ihr Nest hatte, und Maltei und das Krähenmännchen hatten wieder ein Leichenbegängnis zu besorgen.

Mit großem Gepränge fuhr man Malone



Abb. 8. Malone sah zu seinem Entsetzen das Krähenmännchen vor sich.



Abb. 9. Malones Begräbnis.

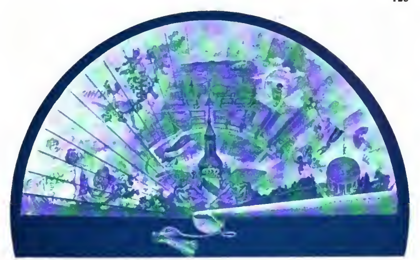
zu Grabe (s. Abb. 9) und das Krähenmännchen übernahm die traurige Pflicht, ihm die Totenrede zu halten. Alle waren sehr gerührt und weinten bitterlich um den armen Malone, der so nahe dem Ziele seiner Wünsche aus dem Leben hatte scheiden müssen. Maltei aber langte, um sich zu trösten, nach dem klugen Buche von dem klugen Manne aus der großen klugen Stadt, und stellte sich wieder den Methkrug zur Seite, und las und trank, und trank und las, wie ein vernünftiger Zwerg. Nach drei Tagen hatte er sich denn auch von seinem Schmerze um den toten Gefährten so weit erholt, daß er wieder mit Seelenruhe an seine Arbeit gehen konnte (siehe Abb. 10).

Abb. 10. Maltei in Trauer.

Zu dem Krähenmännchen, das sich darüber wunderte, sprach er: „Es ist nicht gescheit, sich umet was zu grämen, das durch den Gram doch nicht wiederkehrt. Wäre Malone gescheit gewesen, wäre es nicht so mit ihm gekommen! Wenn man seinen Kohl bauen kann und zu essen hat, soll man zufrieden sein und sich weiter nichts wünschen, und wer keine Nachtigallenkehle hat, soll nicht wie eine Nachtigall singen wollen, und wer ohne Flügel zur Welt gekommen ist, soll sich nicht aufs Fliegen verlegen. Vor allen Dingen jedoch muß man sich das Herz abgewöhnen, und ganz besonders, wenn man weiße Haare am Kinn hat!"

Das Krähenmännchen nickte ernst dazu und sagte voller Bewunderung für den Freund: „Du bist klug, Maltei, wirklich klug, beinah so klug wie ein Mensch!" —

Aus dem Hügel aber, unter dem der arme, häßliche, dumme Zwerg mit dem heißen jungen Herzen Ruhe gefunden hat, trieb die wilde Rose einen Schößling hervor. Der streckt jetzt seine Zweige weit über den Hügel, und die Zweige wollen im Lenz fast brechen vor Knospen. Dort hat eine junge Nachtigall ihr Nest gebaut, die singt von Liebe — die singt von Liebe! — von nichts als Liebe.



Fächer, die Karlsruher Fächerausstellung darstellend. Auf Holz gemalt von Karl Heilig.

Moderne Fächer.

Von Cornelius Gurlitt.

(Abdruck verboten.)

Es gibt wohl keine Stadt in Deutschland, welche sich so für eine Fächerausstellung eignet, als Karlsruhe. Denn sie selbst ist ihrem Stadtplane nach der wichtigste Ausstellungsgegenstand für eine solche. Der Maler Karl Heilig hat dies sehr schön dargestellt, indem er Karlsruhe aus der Vogelschau zum Bilde auf seinem Fächer machte. Über dem Handgriffe erscheint der Turm des großherzoglichen Schlosses, davor der halbrunde Schloßplatz; von da sieht man die Straßen der Stadt konzentrisch ausstrahlen, ganz dem ordnenden Sinne des Gründers der Stadt, Herzog Karl Wilhelm, gemäß, der vor nun bald zwei Jahrhunderten diese Stadt in die Waldeinsamkeit hinein baute. Aber wie man in der bald kräftig sich entwickelnden badischen Residenz früh einsah, daß eine so schön regelrechte Stadt sehr langweilig sei, daß das Vergnügen, an jeder Straßenecke nach der einen Seite den Schloßturm, nach zweien aber nur ein kurzes Stück des Straßenbogens zu sehen, doch auf die Dauer stark ermüde, wie man also schon früh das Fächersystem des Stadtplanes aufgab — so hat auch der Maler wohlweislich nur einen Teil von ihr dargestellt, als sehe man auf die Stadt durch eine Lücke in den Wolken. Allerhand übermütiges Engelsvolk wälzt sich auf den seitlich ausweichenden Nebeln herum und verdeckt die neuen Stadtteile mit liebenswürdiger Konsequenz. Das ist ein lustiger, guter Gedanke!

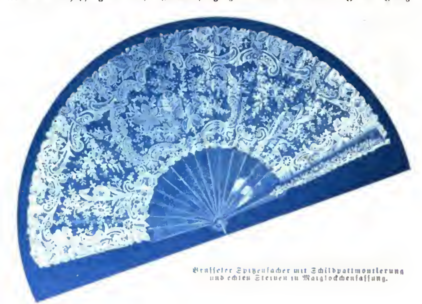
Aber ach! Die strengen Ästhetiker werden sich schwerlich mit ihm befreunden. Was wird aus dem Bilde, wenn man den Fächer zuklappt? Dann stürzt das Haus vom Nachbar Schulze auf jenes vom Nachbar Müller, die Wolken brechen in die Kirchen ein, die Dächer knicken zusammen. Das Bild wird in seiner Wirkung zerstört, sobald der Fächer in Benutzung genommen wird. Das ist gegen den hehren Ernst der Kunst, das ist stillos!

Der Theoretiker wird an den Fächern, welche wir hier vorzulegen haben, fast überall etwas auszusetzen haben. Am wenigsten wohl an dem Brüsseler Spitzenfächer mit Schildpattmontierung. An ihm ist das Blatt auf dem Klöppelsacke hergestellt, ein feines Geflecht aus Fäden, welches gewisse ornamentale Linien darstellt und einige Blumen in Kontur und leichter Schatten-

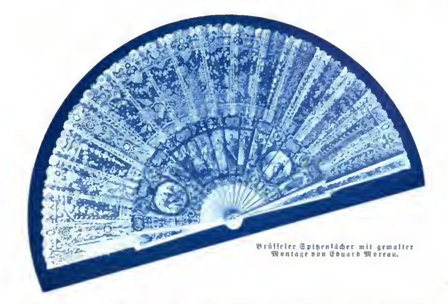
wirkung nachzeichnet. Trotzdem wäre dieser Fächer vor zehn Jahren der strengen Kritik ein Graus gewesen: denn das Ornament ist unverständiges Rokoko, und die Zeichnung der Blumen ist naturalistisch. Der Fächer, der jetzt höchst modern erscheint, dürfte, wie ich glaube, etwa 1860 entworfen sein, stammt also aus der Zeit vor dem „kunstgewerblichen Aufschwung," vor der Zeit des Theoretisierens. Daß er jetzt wieder gefällt, ist ein Zeichen des Umschwunges. Wir sind nun bald wieder mit unserem Geschmack dort, von wo wir in den siebziger Jahren ausgingen!

Auch Eduard Moreaus Fächer mit seinen zierlichen Emaillemalereien auf der Montage gehört in der Art des Entwurfes der guten alten Zeit an, mag die Zeichnung auch eine ganz neue sein. Dagegen zeigt H. Götz, der verdienstvolle Leiter der Karlsruher Kunstgewerbeschule, die deutsche Gewerbekunst in der Zeit ihrer stilistischen Blüte. Die 1881 vollzogene Vermählung der jungen Prinzessin Viktoria von Baden mit dem Kronprinzen von Schweden und Norwegen gab den Karlsruher Gewerbekünstlern die Veranlassung zu zahlreichen wertvollen Schöpfungen. Dieser Fächer ist eine davon. Trotzdem bedeutet das Wort „Fidelitas" über dem Bilde der Stadt nicht im studentischen Sinn die Fidelität der Karlsruher zu jenen Festtagen, sondern den die Treue der Bürger bekundenden Wahlspruch der Stadt. Götz schuf einen Fächer, in welchem jeder einzelne Stab sorgfältig als selbständiges Glied durchgebildet ist, doch so, daß er sich dem Ganzen trefflich einordnet. Im Blatt suchte er wenigstens die Figuren so zu ordnen, daß sie beim Zusammenklappen nicht durch einen Bruch durchschnitten werden. Freilich das Stadtbild in der Mitte wird auch hier nicht unberührt bleiben.

Und die anderen: Sie haben sich um die ästhetischen Gesetze herzlich wenig gekümmert. Sie nahmen ein Stück Seide, festen Papieres oder gar, als den feinsten und festesten Stoff, eine gegerbte Schwanhaut, zeichneten darauf die Form des Fächerblattes und malten nun lustig darauf los. Frau Mayer Kageneck und Friedrich Fehr gliederten zwar die Fläche noch durch zierliches Rokokoornament und schafften sich Kartuschen für ihre anmutigen Frauengestalten; die anderen malten Bilder, ganz unbekümmert um den Zweck. Franz



Brüsseler Spitzenfächer mit Schildpattmontierung und echten Steinen in Maiglöckchenfassung.



Brüsseler Spitzenfächer mit gemalter Montage von Eduard Moreau.

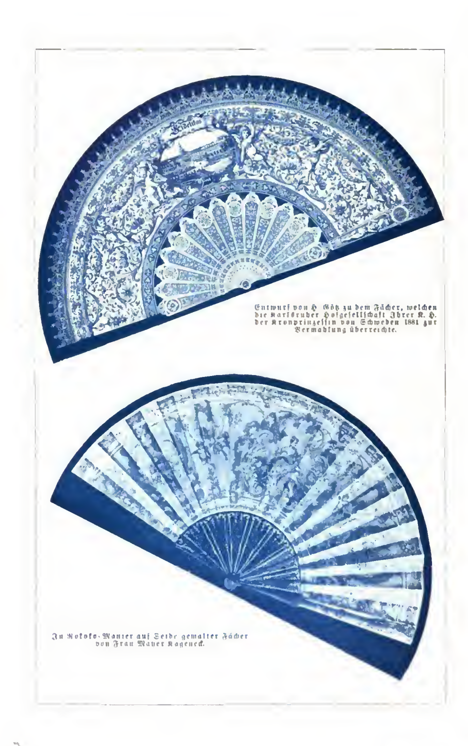
Simm läßt seine Gestalten ruhig nebeneinander stehen, so daß die Knicke beim Zusammenlegen sie schräg durchschneiden, G. Schönlebers Kutter im Sturm neigt sich sogar wie absichtlich den Falten entgegen, G. Papperitz stellt zwar in der Hauptgruppe die Figuren konzentrisch in die Richtung der Fächerstäbe, ändert aber plötzlich in der rechten Ecke sein System, so daß die dort sitzende weibliche Gestalt fast im rechten Winkel zu der neben ihr stehenden sich befindet. Fein lösen sich Ferdinand Keller und Heinrich Lossow aus dem Konflikt, indem sie nur schwebende Gestalten darstellen, für die es ein oben und unten im strengen Sinne nicht gibt.

So hätte ich denn, von den Grundsätzen der Schönheitslehre fast jedem der dargestellten Fächer glücklich eins ausgewischt! Es fragt sich eben nur noch, ob diese Lehre denn wirklich richtig sei?

Darüber ist wohl kein Zweifel, daß die Formen eines gewerblichen Kunsterzeugnisses dessen Zweck entsprechen, ja ihn zum Ausdruck bringen sollen. Der Fächer, wie er heute einmal beliebt ist, kommt zwar erst im offenen Zustande zur Verwendung. Aber da er meist zusammengefaltet getragen wird, ist sein Blatt fast nie vollständig gerade, erhalten sich dauernd auf dem Fächerblatte die Eindrücke der Faltung. Es muß also mit diesen gerechnet werden. Man würde ein anderes in Falten gelegtes Gemälde einfach für ein solches erklären, das sich der Betrachtung der Kunstfreunde durch diesen Zustand entzieht. Es ist kein Zweifel — auch in mir revoltiert der kritische Geist gegen diese Fächer!

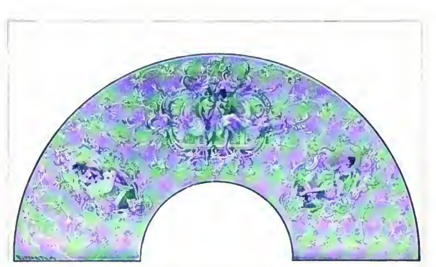
Aber nun sind sie einmal da und so sehr sich der Verstand gegen sie aufbäumt — sie gefallen doch! Ich habe wenigstens nicht den Mut, sie für ästhetische Mißgriffe zu erklären. Im Gegenteil, ich finde sie ganz allerliebst und finde gerade darin, daß sie der ledernen Ästhetik ein Schnippchen schlagen, ihren besonderen Reiz.

Du mein Gott! Wer soll denn dereinst diese Fächer tragen? Eine schöne Frau auf fröhlichem Fest. Und was sollen sie dort? Sie sollen ihr etwas Kühlung zufächeln, sie sollen ein Spielzeug in schönen Händen sein. Den ersten Zweck erfüllte ein gefältelter Bogen Papier, ein chinesischer Blattfächer für fünfzig Pfennige ebenso gut, vielleicht besser, als diese kostbaren Arbeiten. Haben die ausgezeichneten Künstler wirklich ausschließlich an den nüchternen Zweck gedacht, ist ihnen dieser Zweck beim Schaffen



Entwurf von H. Götz zu dem Fächer, welchen die Karlsruher Hofgesellschaft Ihrer K. H. der Kronprinzessin von Schweden 1881 zur Vermählung überreichte.

In Rokoko-Manier auf Seide gemalter Fächer von Frau Mayer Kageneck.



Fächerblatt, Fragment aus dem Bilde „Ballettpause“ Gemalt von Friedrich Fehr.



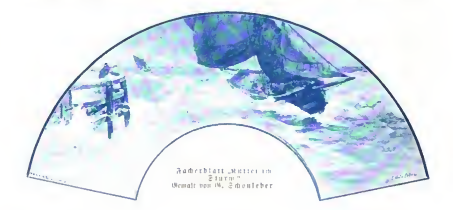
Fächerblatt, „Tanz der Bacchantinnen.“ Gemalt von G. Papperitz.



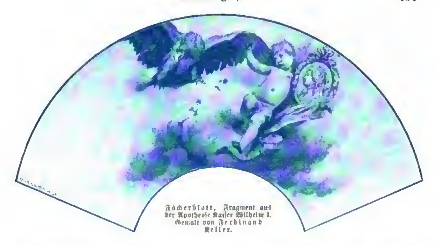
Fächer, „Verschiedene Auffassung.“ Gemalt von Franz Simm.

als das Wichtigste erschienen? Gewiß nicht. Sie haben im Sinn eine schöne Frau und eine schöne Hand, welche beim Fest einen Gegenstand braucht, den sie liebkost, der die schlanken spitzen Finger beschäftigt. Und diesen Gegenstand schmücken sie mit aller ihrer Kunst; sie opfern ihr Können dem Gebrauch, also auch dem Verbrauch; sie legen etwas von ihrem Besten nicht dem Fächer, **sondern seiner Trägerin zu Füßen, daß sie frei mit ihm schalte, ihn vernichte, wenn sie es so will, damit spiele, sich daran erfreue und ihn zusammenfalte, wenn sie die Laune hat, ihr Auge auf etwas anderes zu richten. Er soll dem Luxus dienen, dieser Fächer, er soll weder eine pekuniär noch ästhetisch verständige Anlage sein, er soll zeigen, daß eine schöne Frau auch die Macht** über Künstlerhand besitzt, diese einmal nach ihrem Willen zu mißbrauchen. Es gilt der Schmuck des Fächers nicht diesem selbst, sondern der Frau, die ihn trägt, und deren Launen.

Das werden alle Moralisten für eine sehr bedenkliche Sache halten — aber glücklicherweise geht es nicht überall in der Welt verständig zu — es wäre sonst in ihr **wahrlich nicht mehr auszuhalten! Und glücklicherweise haben die Künstler in den allerseltensten Fällen Ästhetik studiert; machen vielmehr auch heute noch, was ihnen behagt, wie es zu allen Zeiten geschah. Und wenn die Gelehrten auch den Kopf schütteln: — Es wird doch aus dem reichen Born der Phantasie fortgeschafft, unbekümmert um die Systeme des Schönen! Das Schaffen ist ja**



Fächerblatt „Kutter im Sturm.“
Gemalt von G. Schönleber

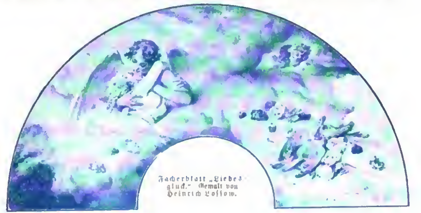


Fächerblatt, Fragment aus der Apotheose Kaiser Wilhelm I. Gemalt von Ferdinand Keller.

etwas Lustiges und warum soll es da nicht etwas seiner Stimmung Entsprechendes hervorbringen! Und das Lustigsein ist doch auch eine sehr ernste Sache.

So malt denn jeder auf den Fächer, was ihm in den Sinn kommt, möge die Besitzerin um das Bild die Ranken eigner Phantasie spinnen.

Keller zeigt einen Teil aus seiner großen „Apotheose Kaiser Wilhelms I," die jetzt in der Berliner Nationalgalerie hängt — jenen Engel, der dem greisen Kaiser vorausschwebt, ihm Kornblumen zuwirft, indem er ihm das Bild der Königin Luise vor Augen hält. Der preußische Adler breitet darüber die Flügel aus. Die wuchtige Kraft des Historienmalers verleugnet sich nicht im künstlerischen Spiel. Amor bändigt auf Simms Fächer den Löwen. Ein altes und ein junges Paar betrachten die plastische Gruppe mit widerstreitenden Gefühlen, am unbehaglichsten fühlt sich der Mops, der gleich seinem Herrn in dem kleinen Flügelträger den Störer altgewohnter Lebensfaulheit fürchtet. Bei Lossow ist er im Kuß schon vollendeter Sieger — ein gefährlicher Fächer auf rauschendem Fest und im Kampfe des Liebesspieles. Fehrs allerliebste Ballettmädchen, bekannt aus einem seiner größeren Bilder, möchte ich nur der allerschönsten Frau schenken, die dieses Bildchen ruhig Herrenhänden anvertrauen kann, sicher dar-



Fächerblatt „Liebesglück." Gemalt von Heinrich Lossow.

über, daß seine Darstellung das Interesse nicht von ihr ablenken kann.

Und Schönlebers „Kutter“ möchte wohl ein Scheidender einer blauäugigen Blondine in die Hand drücken: Sie wird erkennen, daß der ins stürmische Meer hinaus Schiffende wieder zurück zu kehren gedenkt in den Hafen, an den sicheren, in der Brandung fest ausharrenden Steg.

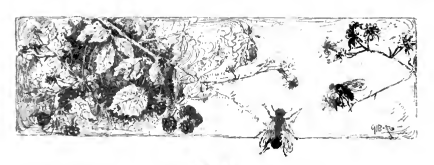
Und weil die Fächer nicht mit griesgrämlichen Gesetzen, sondern mit heiterem Festsinn zu betrachten sind — darum ist gerade Karlsruhe der rechte Ort für die Fächerausstellung: die Stadt, die anfangs nach höchst verständigem, klar durchdachtem Fächersystem aufgebaut wurde, in der man aber erkannte, daß allzu verständig thöricht sei und in der man vom System zu fröhlicher Unregelmäßigkeit überging, von der Fidelitas gegen die Pläne Herzog Karl Wilhelms zur Fidelität eines heiter bewegten, vielfach wechselnden und künstlerisch belebten Stadtbildes — diese Stadt hat gelernt, auch Fächer nach fröhlicher Ästhetik zu betrachten.

Das vergessene Spielzeug.

Von J. Trojan.

(Abdruck verboten.)

Morgendämmrung! Aus der großen Stadt
Schleicht ein Mann hinaus sich müd' und matt,
Der kein Heim hat und kein Ruhekissen,
Obdachlos, verkommen, abgerissen.
Vor dem Thore, wo der Park beginnt,
Sucht er nach den Bänken, die da sind.
Deren eine, halb versteckt im Grün,
Wählt er sich, die passend scheint für ihn.
Eben niedersinken will er schwer
Auf den Sitz — warum nur zaudert er?
Auf der Bank, da er gedenkt zu rasten,
Stehn zwei Tierchen aus dem Noahskasten,
Die ein Kind bei seinem Spiel vergaß,
Als am Nachmittage dort es saß.
Diese sieht der Mann und sieht und starrt —
Sind die Tierchen so besondrer Art?
Sie nicht umzuwerfen, hat er jetzt
Sich mit Vorsicht auf die Bank gesetzt.
Schlafen möcht' er, doch er kann es nicht,
Immer wieder muß er sein Gesicht
Zu den Tierchen wenden, die da stehn.
Wo nur hat er ähnliche gesehn?
Seltsam doch, sie scheinen ihm bekannt —
Und er stützt das Haupt in seine Hand.
War's vielleicht — es war ja wohl im Traume,
Daß sie standen unter einem Baume,
Der erglänzte von der Kerzen Licht.
Nein doch, nein, geträumt hat er es nicht.
Schlafen möcht' er, doch nicht schläft er ein:
Hell und heller wird des Tages Schein,
Und nicht lassen ruhen ihn und rasten
Die zwei Tierchen aus dem Noahskasten,
Lassen ihn nicht bleiben an dem Ort.
Er erhebt sich — seufzend schwankt er fort.



Majestät.

Roman von A. Baron von Roberts.

(Fortsetzung.)

Dort zwischen schwarzzackigen Tannen leuchtet ein Schneehaupt auf, silbern gleißend, dort wird die Spitze eines schwindelnd steilen Grates, die bisher versteckt geblieben, sichtbar. Sie weiß daran allerlei Geschichten waghalsiger Besteigungen zu knüpfen, und der König lauscht, die Augen groß gespannt; er wird sich später zwar nicht erinnern können, um was und wen es sich bei diesen gefährlichen Geschichten gehandelt — nur ihre Stimme zu hören, nur den Klang ihrer Worte!

Es ist wie eine Verzauberung. Die Nähe des phantastisch zerklüfteten Gletschers mit seinen blaugrünen Schrunden und gleißenden Zacken, die immer blendendere Weiße der Beleschköpfe hoch über ihnen und die hochgewölbte Pracht des tiefblauen Firmamentes; am Wege wächst so seltsames Kräuterwerk, das ihn aus geheimnisvollen Blumensternen anzublicken scheint — neu, alles neu, eine Verwirklichung der Märchenwelt, jener kargen, kaum geahnten, welche die strenge Pädagogik in seinem Erziehungsplan überhaupt geduldet.

„Jetzt müssen Majestät hierher treten, auf diese Felsplatte — man sieht die drei Beleschköpfe von hier auf einmal," sagte Meredith.

Und er trat auf die Felsplatte, seine Augen folgten ihrem ausgestreckten Arm — „Sehr interessant!" meinte er, im Eifer, ihr gefällig zu sein.

Plötzlich aber wendet er sich herum und blickt ihr voll ins Gesicht: „Sag', Meredith, das geht aber nicht —"

Und er stockt. Ihre Augen strahlen ihn an; zwischen den hochatmend geöffneten Lippen des blühenden Gesichtes blinken ihre Zähne: — „Was, Majestät?"

Sie fährt unwillkürlich einen Schritt zurück — was will Majestät?

„Nun, ich meine, wir stehen nicht gleich; — du nennst mich Majestät und ich nenne dich — einfach Meredith ...."

Er wiederholte den Namen noch einmal, leiser, und es war gut, daß der Beleschbach solch' übermütiges Geräusch vollführte. Wirklich: „Süße Meredith —" enthauchte es seinen Lippen. Und bei ihm selbst war es wie ein Stutzen vor diesem Verrat seines in Begeisterung überquellenden Herzens.

Was soll sie darauf antworten? — „Majestät dürften .... Majestät dürfen mich ..." dergleichen stammelte sie.

Da befiel ihn ein großer Mut: „Ach was, Meredith — was soll das heißen! — ich nenn' dich so, da wirst du mich auch ..."

Ja wie denn? Er stockte abermals. Sie sah ihn mit verwundert großen Augen an, nicht begreifend.

„Da wirst du mich wenigstens — nicht — Majestät titulieren! Das können die andern auch! Du aber wirst eine Ausnahme machen!"

„Wie soll ich denn ..."

„Nun, du bist doch meine Schwester so zu sagen. Du wirst mich Du nennen und — und — nun ja — Edwin wirst du mich nennen ..."

Sie prallte um einen weiteren Schritt gegen die von Schmelzwasser schwarz übernäßte Felswand hin. Ihre Hände streckten

sich in schreckhaftem Wehren ihm entgegen: „O Majestät!“

Eine fast knabenhafte Trotzlaune stachelte ihn: Was ist denn das! Soll ich nicht einmal solches erreichen und erzwingen? Ich, der König, darf doch befehlen: der nennt mich Du! Der muß die Majestät fortlassen! Und das Mädchen dort soll mich Edwin nennen ...

„Ich möcht es aber! — und wenn du mich nicht bös' machen willst, so nennst du mich, wie ich dich nenne, Meredith! ...“

„O je!“ Sie faltete die Hände hilflos umklammernd vor der Brust. Was? Sie soll Se. Majestät den König Du nennen und gar bei seinem Vornamen? Eher stürzen die Beleschköpfe ein!

„Wie gesagt, ich werde ernstlich böse, Meredith ...“ Sein Fuß stapfte dabei auf, in der Erregung that er einen Fehltritt, ein Stein gab nach und stürzte in die Tiefe, ein donnerartig anwachsendes Gepolter erzeugend.

Mit einem aufjuchzenden Schrei war sie an seiner Seite — „Majestät!“ — und ihre Hände griffen nach ihm.

Jetzt sah er erst selbst, wie nahe er der Gefahr entronnen, in den strudelnden Abgrund hinabzustürzen.

„Jesu Maria, was bin ich erschrocken!“ stammelte sie, die rechte Hand auf die stürmende Brust pressend.

„Nun, beruhige dich, Meredith —“ Und etwas gezwungen brachte er den Scherz heraus: „Da hättest du dir beinahe die Rettungsmedaille verdient.“

Aber mit der so hübsch inszenierten Unterweisung betreffs „Du“ und „Majestät“ war es für diesmal vorbei.

Von nun an bewachte sie mit ängstlicher Sorge sein Schreiten. Zuweilen, an schmalen und steilen Stellen, stieß sie Warnrufe aus. Er aber fand nicht mehr die Laune, ihr das beharrliche „Majestät“ zu verbieten; die Mauer sollte also einstweilen zwischen ihnen stehen bleiben!

Jetzt hatten sie den Eingang der Eisgrotte erreicht. Sie bot ihm die Hand, um ihm, dem solcher Kletterei Ungewohnten, die in das Kristall gehauenen Stufen heraufzuhelfen. Er nahm sie, und nun, da er längst wieder auf fester Fläche stand, hielt er sie noch immer. Es war wie ein Taumel, der ihn auch körperlich erfaßt zu haben schien. Die Luft prallte ihnen in scharfer Kälte aus dem Innern der Grotte entgegen. „Majestät werden das Plaid anlegen —“ sagte sie, fast befehlend, im Ton ihrer Mutter. „He, Hendrick, reicht das Plaid herauf!“

Wieder die Vorsicht! Überall seine Königliche Kostbarkeit im Vordergrunde! Diesmal ließ sie ihn sogar Merediths Hand verlustig werden. Und Hendrick, ein alter stämmiger Führer, mit einem Gesicht wie aus braunem Porphyr gehauen, blieb nun auch dicht hinter ihnen, als sie in der Grotte vorwärts schritten. Das Staunen über die Wunder dieses Ortes hätte ohnedies kaum eine andere Äußerung aufkommen lassen. Sie wandelten zwischen magisch blauen Krystallwänden, leuchtend in märchenhafter Dämmerung; durch die Spalten tauchte der berauschte Blick in saphirdunkle Abgründe, aus denen es geheimnisvoll heraufflüsterte, während das ganze Gebäude zu erzittern schien in dem Gedonner des darunter tosenden Wassers; hie und da gab es in den Wänden ein fast unheimliches Ächzen und Krachen.

Am Ende des Ganges sagte Meredith: „Hier lassen sich die Engländer ein Lied vorjodeln — es gibt eine Frau im Ort, die sich damit ein Stück Geld verdient — schade, daß wir sie nicht bestellt!“

„Ich hätte das wohl gern gehört“ — antwortete er mechanisch, um überhaupt etwas zu antworten.

„O, darf ich aushelfen?“

Ohne seine Genehmigung abzuwarten, intonierte sie einen lustigen Jodler. Es war eine geheimnisvolle Wirkung, das Eis um sie her schien zu klingen, König Edwin wähnte sich wie in eine Zauberszene versetzt Und die Zauberin hieß Meredith — das magische Blaulicht schien ihre Gestalt aus der herben Prosa des Alltags wie in eine Verklärung zu erheben, und all' sein Wesen erbebte mit in der wirbelnden Flut ihres Gesanges. Bläulich flimmernder Schein überhauchte ihr liebes Gesicht, aber ihre Augen glänzten sonnenfroh, und zwischen den geöffneten Lippen lachte schelmisch der Schmelz ihrer Zähne.

„Dank' dir, Meredith!“ Und er reichte ihr die Hand hin, in völliger Wirrnis. „Du hast — du hast eine wundersüße Stimme — du bist —“

„O Majestät sind sehr gütig —"

Dies unsinnige „Majestät" immer und überall im Wege! — Selbst jetzt bis in die Zauberei dieser Stunde drängte es sich hinein. Er wird es mit Gewalt verbannen! Aber da steht Hendrick mit seinem Porphyrgesicht, sonst ...

Am Nachmittag, als er auf der Heimfahrt begriffen war, umschlich seine erregte Phantasie dieses „sonst" mit sehnsüchtigem Begehren. Und nachträglich stachelte er sich auf zu einem Mut, den er dort in der Grotte nicht erschwungen: — sie, die Süße, Einzige, mit seinen Armen zu umfangen, und ihr, Brust an Brust, Lipp' an Lippe zu sagen — ja, was doch? Nun, daß er sie — liebe, liebe! — liebe! — daß sie im Begriff stehe, sein ganzes Wesen und Leben umzugestalten ...

14. Brautschau.



Beim Frühstück wurde dem König ein Billet überreicht, dessen Herkunft er sofort, ehe er die Handschrift gesehen, an dem ausströmenden Duft erkannte; es war das eigenartige, sonst nirgends gebräuchliche und jedenfalls aus einer alten Mode stammende Parfüm des Tantenpalais. Prinzeßchen Rosmarit teilte ihm in ihren winzigen, wie gestochen sauberen Schriftzügen die wichtige Nachricht mit, das Porträt der bewußten Prinzessin sei endlich da, er möge eilig kommen und sich es ansehen.

Welche Prinzessin? — Ach so die! Prinzessin Ottilie von Z., seine zukünftige Braut. ...

Und er lachte hell auf. Gott, daß er aber auch die Tage über garnicht mehr an sie gedacht! Daß er sie und den wichtigen Heiratsplan und die gebieterische Forderung der Staatsraison völlig vergessen! Er hatte die Zeit in einer Traumwelt verbracht, und unter dem Jubel seines begeisterten Herzens war der Heiratsplan völlig verklungen. Da muß er ja freilich schnell hin und sich das Bild ansehen! Abermals entfuhren ihm ein paar helle Lachtöne: natürlich um sich darüber lustig zu machen; denn es glaubt doch hoffentlich niemand mehr (mit dem „niemand" meinte er Dr. Terzka), daß er diese Heirat ernst nehmen wird?

Er fühlte sich so sicher in seinem Glück: wer wird es wagen, ihn daraus zu vertreiben! Sein Anspruch an das Leben und sein Königsrecht an die Liebe — klammernd fest wird er es behaupten! Meredith — ein Zauberwort, das all das dumpfe Gewölk zerstreut. ...

In einem über und über mit goldbraunen Hölzern getäfelten Kabinet, dessen Wände auf zierlichen Konsolen eine Unzahl Meißener Täßchen und Kännchen trugen, traf er die Tanten bei verschlossenem Fenster sitzend, dem herrlichen Sommertag zum Trotz, der wohl durch das Labyrinth der Korridore und schachtelartigen Stübchen und geheimnisvollen Winkel seinen Weg nicht bis hierher fand.

Prinzeß Nuscha saß zunächst dem Fenster und stickte, den schmalen Kopf mit den dünnen, bindfadenartigen Locken, die bei jedem Zug der Sticknadel unruhig pendelten, über den Stramin gebeugt; natürlich der große Altarteppich, an dem sie nun schon seit Edwins Kindheit arbeitete und der wohl nie fertig werden würde mit seinem „Augenpulver" von einem Muster. Zu ihrer einen Seite saß Prinzeßchen Rosmarit vor einem kostbaren, altertümlichen, mit Perlmutter in Rokokomuster ausgelegten Spinnrad, und durch ihre hageren, blassen, nervösen Hände mit dem starken Geäder glitt der seidige Hanffaden; zur anderen saß Prinzeß Verina, aufrecht in einem steifnackigen Lehnsessel von großblumigem Brokat und las mit ihrer verschleierten Stimme aus einem Buche, das in einer gestickten Schutzdecke stak. Wohl einer jener, einer untergegangenen Zeit angehörigen Romane, wie sie hier im Palais noch beliebt waren, unter Ausschluß der modernen, empörend realistischen Litteratur, und wo schöne, engelgleiche Menschen mit hehren Gefühlen im Kampf wider Teufel und moralische Scheusale standen.

Natürlich fuhren die drei alten Damen mit den üblichen Vokalen und Juchzlauten der freudigen Überraschung empor, um ihren Liebling zu empfangen.

Ehrerbietig küßte er ihnen nach einander die Hände. — „Aber Ihr müßt das Fenster öffnen lassen!" rief er dann. „Ihr erstickt ja! Ihr müßt hinaus!"

„O je!" wehrte Tante Verina, die immer von einer Angst vor allerlei eingebildeten Erkältungskrankheiten besessen war.

„Wir fahren nachher spazieren —“ zirpte Prinzeßchen Rosmarit, und sie gedachte der alten schwarzen, in verbrauchten Federn schaukelartig hangenden Karosse, die noch immer nicht durch die vergoldete Glaskutsche mit den niedlichen sechs Schimmelchen ersetzt worden war, wie König Edwin sie ihr damals in seiner freigebigen Kinderlaune versprochen.

„Du solltest uns einmal mitnehmen, Edwin — Du machst so schöne Touren, wir haben sie genau in der Zeitung verfolgt,“ sagte Prinzessin Nuscha.

„Aber wir haben auch schöne Angst ausgestanden“ — fiel Tante Verina ein. „Es verunglücken so viele in den Bergen, und als wir von Deiner Besteigung des Widderkopfes lasen —“

„Wo last Ihr das denn?“

„Nun alles im Tageblatt“ — Prinzeß Verina stockte vor dem Namen; es war das Hauptklatschblatt der Residenz, von ihrem tyrannischen Hofmarschall als demokratisch verpönt und nur heimlich in das Palais eingeschmuggelt.

„Ei!“ rief der König. „Es war wundervoll da oben!“ und seine Augen glänzten.

„Wir lasen auch Deinen Besuch bei Frau Tutzauer, Deiner Amme —“ ergänzte das Zirpstimmchen.

„O!“ rief der König, und die braune Farbe seines von der Gebirgssonne verbrannten Antlitzes färbte sich um eine Nüance dunkler. „Sie ist und bleibt eine famose Frau!“

„Du mußt uns erzählen, wie alles war und was Du dort getrieben —“ bat Tante Nuscha.

„Nun, ich habe mich dort einmal nach all' dem Studieren erfrischt und mir es wohl sein lassen.“

Prinzeßchen Rosmarit machte ihr listiges Spitzmausgesicht: „Wir lasen auch von der kleinen Tutzauer, Deinem Milchschwesterchen — sie soll ja sehr hübsch sein. Na und sie scheint Dir gefallen zu haben.“

„Wieso?“

„Sonst wärest Du nicht mit ihr allein spazieren gegangen.“

„Woher wißt Ihr denn?“

„Na das Tageblatt! Es weiß alles. Es hat jeden Deiner Schritte verfolgt —“

„Nicht möglich!“ rief der König, „ja, kann man denn keinen Schritt thun, ohne in die Zeitung und den Hofbericht gebracht zu werden!“

Es kam ihm wie eine häßliche Entweihung vor. „Ich werde mir das verbitten!“ Und zornig stapfte sein Fuß den Teppich. „Ich will doch sehen, ob ich mich nicht der Zeitungen und ihres Getratsches erwehren kann!“

„Da kennst Du das Tageblatt noch nicht —“ entgegnete Tante Nuscha. „Es hat seine Berichterstatter überall. Als Verinchen neulich Zahnschmerzen hatte, lasen wir es am andern Tage ebenfalls in der Zeitung.“

„Womöglich hat es berichtet, was ich auf der Partie mit meiner Milchschwester gesprochen —“

Es war mehr als eine Redensart. Er sah eine der Schreiberseelen hinter einem Felsblock hocken, den Stenographenstift in der Hand. Alles empörte sich in seinem Innern vor dem Gedanken an diese Entweihung.

Sprühend in seinem Eifer kam es heraus: „Ja sind wir denn immer Sklaven der öffentlichen Meinung, wir Könige? Ich werde befehlen — ich werde dafür sorgen — “

Die Worte versagten ihm.

„Nun, nun, Edwinchen —“ beschwichtigte Nuscha's verschleierter Alt. Und Rosmarit konnte sich trotz des Königlichen Zornes eine kleine spitzige Neckerei nicht versagen, sie durfte sich das schon bei ihrem Neffen erlauben.

„Ei, hast Du denn Dinge mit ihr verhandelt, die nicht jedermann hören und lesen darf?“

Da erfaßte ihn ein übermütiges Gelüste, und sie alle drei in ihrer altjüngferlichen Zimperlichkeit keck herausfordernd, rief er: „Wenn ich sie denn gern hätte! Wenn ich ihr gestanden, daß ich sie — — — liebe!“

Das Wort war heraus; er erschrak selbst davor: er hatte die Pforten seines Herzens weit aufgestoßen. Aber es war heraus, er würde es nicht widerrufen! Und es war so, als wenn plötzlich eine Sonne aufblitzte und ihm die triumphierende Gewißheit dieser Liebe erleuchtete . . . Seine Augen flammten und nur das blinkende Lachen seiner weißen Zähne verbarg die gewaltige innere Erregung.

„O je!“ juchzte Tante Verina vor Schreck auf.

„Das wirst Du nicht thun, Edwinchen!“ jammerte Tante Nuscha, und ihre Bindfadenlocken gerieten in große Aufregung. „Du hast es auch nicht gethan — sage nein!“

„Ei gewiß doch!“ nickte Edwin lachend. Die Angst der armen alten Damen vor dem ihnen unbekannten fürchterlichen Ungeheuer, „Liebe“ genannt, belustigte ihn, jetzt nachdem er seine eigene Bestürzung überwunden.

„Rede nicht so gottlose Dinge!“ sagte altklug strafend Prinzeßchen Rosmarit. „Was würde Deine Braut dazu sagen ...“

„Hurra, die Braut!“ rief spottend der König. „Ach ja, Ihr habt mir doch sagen lassen, ich sollte kommen, um ihre Photographie zu sehen. Nun, wo ist sie denn? Ich bin sehr neugierig.“

„Das Bild hat uns alle überrascht,“ sagte Tante Nuscha, sich vorzeitig gegen jede abfällige Kritik verwahrend. „Es hat durchaus unsern Beifall.“

„Wenn sie Euch nur gefällt!“ spottete Edwin.

„Dir soll sie schon gefallen, Edwinchen —“ fiel der verschleierte Alt ein. „Freilich nichts zum blenden. Aber sie sieht schon aus, als könntest Du mit ihr glücklich werden.“

„Hab' ich ja gar nicht vor!“ rief er in dem schrecklichen Übermut, den ihm das andre, das geheime Glück gab. „Aber laßt sehn, ich bin wirklich sehr neugierig!“

Rosmarit brachte die Photographie. Begierig griff er danach. Und ein unheimliches Gefühl überkam ihn, als wenn sich mit diesem Griff das Schicksal seines Lebens entscheiden werde.

Es war eine schlanke Gestalt in hellem backfischmäßigem Frühlingskleide, das den Eindruck des Unfertigen, welchen die ganze Erscheinung machte, noch vermehrte; die Gestalt würde sich wohl noch entwickeln und das Gesichtchen hatte einen gewissen Ausdruck von Ängstlichkeit: man möchte sie nicht voreilig abwägen, sie wollte sich Mühe geben, annähernd das zu werden, was man von ihr verlangte. Ja mit einer offenbaren Angst schauten die großen, freiliegenden, jedenfalls blauen Augen ihn an. Gewiß, die Tanten hatten recht: ein sympathisches Gesichtchen, das man wohl liebgewinnen könnte. Freilich „kein Blender,“ wie sich Mitzlaw ausdrücken würde. Auch lag dem Beschauer das Prädikat „unsinnig gescheit,“ das ihr Mitzlaw erteilt, im Ohr, und die etwas längliche Nase und die etwas gewölbte und hohe Stirn bestätigten das Prädikat. Auch hielt sie ein Buch mit eingelegtem Finger in der einen Hand.

Stumm betrachtete er das Bild, während die Tanten den Eindruck auf seinen Mienen abzulesen suchten. Er hatte den wichtigen Moment — gleichsam eine erste Begegnung im Bilde! — mit einer spaßigen Redensart, die sein Urteil zu nichts verpflichtete, abzuthun gedacht. Diesen Augen gegenüber wagte er jedoch nichts dergleichen. Sie waren zu offen, zu gut, zu klug, er hätte sich ihnen gegenüber geschämt mit einer Trivialphrase. Eine offenbare Verwirrung bemächtigte sich seiner.

„Nun?“ fragte Tante Nuscha voreilig triumphierend.

Er nickte, ein Mittelding zwischen Nicken und Verbeugung, nach dem Bilde hin: ein Eingeständnis, daß diese Augen, ja die ganze Erscheinung eine scherzhafte Behandlung ausschlössen. Die Hand, mit der er das Bild hielt, vibrierte leise.

Prinzeß Rosmarit, die sich auf solche Details verstand, beobachtete das mit wachsender Genugthuung: — sie mißfällt ihm nicht, und alles ist gewonnen! Hatten die drei Damen während diesen Tagen, seit das Porträt in ihren Händen war, den Heiratsplan doch so hartnäckig gehätschelt, daß ihnen ein Scheitern desselben eine arge Enttäuschung bedeutet hätte.

„Nicht wahr — nett und lieb?“ wagte vorsichtig der verschleierte Alt zu sondieren.

„Je mehr man sie ansieht, desto mehr gefällt sie, nicht?“ sprang Verina bei.

„Und klug soll sie sein!“

„Das beste Herz der Welt.“

„Ihre große Freundlichkeit wird gerühmt.“

„Sehr schönes blondes Haar, es soll auffallend sein.“

Und dann alle drei, fast aus einem Munde: „Nun?“

Edwin legte die Photographie langsam auf den Tisch nieder. Er sagte nichts. Aber die dunklere Färbung seines Gesichts verriet seine Erregung. Um seine Lippen zuckte der Versuch zu einem ausweichenden Lächeln, seine Augen fuhren kurz in der

Runde über die erwartungsvollen Gesichter der drei Damen. Ja, so gespannt schienen diese seiner Entscheidung zu harren, als wenn ihr eignes Glück davon abhinge.

Plötzlich fiel ihm wieder Dr. Terzka's gebieterische Art ein, das Einsetzen der Staatsraison und die offenbare Gewaltthat, die seinem Herzen widerfahren sollte. Ein Name klang ihm im Ohr, deutlich hörte er Merediths süße Stimme — es war wie ein leise verzitterndes Flehen. . . .

„Nein, nein, nein!" trotzte es im Innern seiner Brust. Er wollte es laut ausrufen, er wollte hier, an dieser Stelle, zuerst seinen Königlichen Willen kundthun, daß er sich nicht wolle vergewaltigen lassen, jedenfalls nicht an seinem Herzen. Aber die kläglich zweifelnden Mienen der alten Jungfern hießen ihn dies „nein" unterdrücken. Was soll er sie erschrecken! Was soll er ihre Pläne so brutal durchkreuzen!

„Nun, ich meine, es eilte doch nicht so, sich für die Dame zu begeistern!"

„Also gefällt sie Dir nicht?" fuhr Nuscha enttäuscht auf.

Da stachelte ihn wieder der Kobold: „Wenn euch wirklich soviel daran liegt, so will ich versuchen, sie so hübsch und lieb und gescheit zu finden als ihr wollt."

Dann, in einer gewissen altklugen Art: „Aber heiraten — heiraten ist eine sehr ernste Sache . . ."

„O je!"

„Heiraten ist . . ."

Über das Wort stolperte er; plötzlich kam es ihm wieder ungeheuer komisch vor.

„Heiraten ist wunderbar! Heiraten ist ganz köstlich! Hahaha, heiraten . . ."

Die armen Tanten waren ganz verblüfft, sie waren hilflos diesem Lachen gegenüber; und krampfhaft, jede in ihrer Tonart, versuchten sie mit einzustimmen. Es war das Beste! Noch war ja nichts verloren, solange man darüber lachte.

Nur Tantchen Rosmarit wollte nicht dulden, daß die arme, brave, kleine Prinzessin dort im Bilde solches hörte. Sie nahm das Porträt, wickelte es in Seidenpapier, um es wieder fortzuschließen. Und in das Gefächer des Schrankes, dem das bekannte starke Parfüm entströmte, zirpte ihr feines Stimmchen kichernd hinein:

„Heiraten — ja heiraten . . ."

15. Waldgeheimnis.



Der König konnte sich einer kleinen unwilligen Bewegung kaum erwehren, als ihm in Schloß Miraflos gemeldet wurde, die Königin seine Mutter sei nicht da und ausgeritten. Immer nicht da, wenn er sie sucht! War es denn nicht mehr möglich, sie allein und ohne Zeugen zu sprechen? Versteckte sie sich vor ihm? Fast schien es, als fürchtete sie ein Alleinsein mit ihm in letzter Zeit.

Er war gekommen, um der Mutter seinen königlichen Willen in betreff der Heirat kund zu thun. Er war insgeheim mit sich zu Rat gegangen. Er hatte alle Gründe der Staatsraison wieder und wieder erwogen; es hatte späte Nachtstunden gegeben, wo er vor der Landkarte saß und sein erregt wacher Blick einen gewissen Punkt anstarrte. Brialla hieß der Punkt. Das Hafenrecht von Brialla gewährleistete dem Lande das zukünftige Gedeihen seines Handels. Würde der alte historische Streit zu ungunsten des jungen Königreiches entschieden — und solche Entscheidung hing in der Luft — so wäre sein überseeischer Handel, der so bedeutsame Anfänge zeigte, ruiniert. Und wieder und wieder ballte sich seine Faust zu trotziger Drohung: Weh dem, der daran tastet! Dazu ein halblautes Hohnlachen: was? einer armen kleinen Prinzessin und der Hilfe eines noch so mächtigen Schwiegervaters sollen wir den kostbaren Besitz zu verdanken haben? „Selbst!" Das sei unsre Königsdevise! Ich werde diese neue Devise unter den alten, schwarzen Löwen unsres Hauses setzen!

Er wollte hingehen und dies Terzka sagen, wie er dies auch alles Ernstes seinem Vetter Mitzlaw als dem einzigen männlichen Mitgliede der Familie erklärt.. O, er würde sich diesmal nicht fürchten vor dem gefährlichen Blitz der dunklen Augen! Wie war es möglich, daß er sich immer wieder unter diesem Blitze geduckt? — Dennoch hatte er den Gang mit der Erklärung aufgeschoben: wollte er nicht erst das Für und Wider zum allerenergischsten Entschlusse ausreifen lassen? Plötzlich erkrankte der Regent; die Ärzte vermochten bei dem hohen Alter des Patienten einige Besorgnis nicht zu verhehlen. Für den König bedeutete diese Krankheit

einen neuen Alarm. Was dann, wenn der alte Herr, der nahe an den Neunzig steht ....

Wer züchtigt sofort das wilde Gewürm egoistischer Gedanken? Wenn jener stirbt, so hat er, der König, nicht mehr nötig, seine Energie einzusetzen, um sein königliches Veto kund zu thun. Dann gibt es keine zaubergewaltigen Augenblitze mehr zu fürchten, für niemand mehr ....

Gleich schämte er sich der häßlichen Regung. Das ist ja ungeheuerlich! Gerade soll der alte Staatsmann noch am Leben bleiben und er soll noch seine Freude an mir haben! Und mir selbst wird es eine Lust gewähren, ihm zu zeigen, was ich anstrebe und was meine Wille gilt und leistet. Mehrmals am Tage, ja bis in die Nächte hinein, ließ er Erkundigungen einholen, wie es stände. Der Bescheid verbarg sich, wie die offiziellen Bulletins, hinter dem Hinweis, daß der Patient eben sehr alt sei.

Während der Ungewißheit dieses Harrens wühlte er sich immer hartnäckiger in seine Weigerung. Es war eine Qual, dies „Nein!" nun um so länger verschlossen in der Brust zurück zu halten.

Eines quälte ihn dabei, der Gedanke, daß seine Weigerung die Folge seiner Gebirgsfahrt und des Zusammentreffens mit Meredith; daß sein trotziger Wille Nahrung sog aus seiner — Liebe.

Mit nichten! Ich habe mich dessen geweigert, ehe ich — sie gesehen! so redete er sich ein. Und die Weigerung geschieht jetzt wie vordem, weil ich mich nicht will vergewaltigen lassen, weil ich nicht nur den königlichen Titel tragen, sondern in der That ein König sein will!

Aber während er nun auf seinem Rappen den Wald durchstrich, den Adjutanten, die Stallmeister und Reitknechte in befohlener Entfernung ziemlich weit hinter sich lassend, wollte Merediths Bild nicht von ihm weichen.

Die abendliche Sonne strich in schrägen, abgegrenzten Lichtbahnen in das grüne Waldesdämmer herein, die Buchenstämme anglühend und das üppige Moos des Untergrundes mit einem goldigroten Geflimmer überstreifend. Huschend, wie mit schelmischer Neckerei schwebte die liebe Mädchengestalt ihm voran über die Lichtbahnen hinweg; er ihr nach, und er hatte das Gefühl, als wären es Barrieren und Hindernisse, die er in gesteigerter Eile überspringen müsse — ihr nach, immer ihr nach! So ward sein Reiten zuletzt zu einer Art hetzender Jagd. Immer deutlicher sah er die Geliebte vor sich herschweben — schneller und dringender das Winken ihres lächelnden Antlitzes — immer verlockender der Klang ihrer Stimme, die ihn rief — ihn deutlich bei seinem Vornamen rief ....

Während dieser Hast drängte sich Plan auf Plan und Hoffnung auf Hoffnung. Eine gewaltige Sehnsucht ergriff ihn, sie zu erreichen, ihre flüchtige Gestalt endlich zu erhaschen, sie an sein stürmisches Herz zu pressen. Er wollte bald, recht bald wieder hinauf zu ihr — vielleicht in diesen Tagen.... das ginge doch wohl nicht: Sie alle lauern und lauschen, das ganze Königreich nimmt neugierig Notiz von all' seinen Schritten. Und die Berichterstatter des Tageblattes, die hinter Stämmen und Felsblöcken mit dem Stift in der Hand schriftbereit hocken!

Ei, laß sie lauern und schreiben und telegraphieren! Ich werde thun, was mir beliebt! Ich bin's, der König! Ich habe nach niemand zu fragen! Sie ist mein — ich liebe, liebe, liebe sie! Halt doch ein, du da von vorne, daß ich dir's sage und schwöre! Meredith, süße, süße Meredith ....

Halblaut rief er ihren Namen. Welche Seligkeit, nur diesen Namen zu rufen! O, all' die kommenden Seligkeiten ....

Er hatte sich in eine tiefere Mulde verirrt, die zwischen hohen Farren bergan führte. Hier war es dunkel und feuchtkühl und die Lichtbahnen erreichten nicht den Grund. Auch ihre Erscheinung war mit dem blendenden Gewirre verschwunden. Wie ein schwerer Schatten traf es sein Herz; er ließ den dampfenden Rappen lässig, nach seinem Willen, durch das Moos langsam hinansteigen. Oben angelangt, ritt er durch eine hochstämmige Buchenhalle, die ebenfalls im Schatten lag. Es war still, nur das dumpfe Stampfen der Pferdehufe; ein Specht hämmerte, und leise wechselte das Haschespiel eines Eichkätzchens in den schwanken Zweigen. Er kannte den Ort, weiter hinten, jenseits des Unterholzes, das die Baumhalle abschloß, schnitt eine Schneuse quer über seine Richtung. Die wollte er erreichen, um die breite, bequeme Bahn, die vom

Abendgolde in ihrer Längsrichtung übergossen war, von neuem dahin zu jagen.

Am Buschrande hielt er, um sich nach seiner Begleitung umzuschauen. Er meinte die Stimmen der Reiter weiter unterhalb aus der schattigen Mulde zu vernehmen. Und die Pferdehufe — nein, das Geräusch kam von der Schneuse selber her. Waren es die Seinen und hatten sie einen andern Weg getroffen, seine Spur verlierend? Denn er war vorhin gar zu schnell gerast.

Eben wollte er zwischen zwei Büschen auf die Lichtung hinaustreten, als er stutzte und unwillkürlich am Zügel ruckte. Seitwärts, durch eine Scharte in dem Blätterwerk, sah er — — ja, was braucht er denn so zusammen zu fahren!? Warum strömt ihm das Blut wie in heißer Empörung zum Herzen? — Die Königin, seine Mutter, mit ihm, dem Grafen!

Er hatte ja gewußt, daß sie in seiner Gesellschaft ausgeritten und oft auszureiten pflegte. Und die bewußten Finger der klatschsüchtigen Welt wiesen auf diese Ritte im verschwiegenen Waldesdunkel hämisch hin. Ein Zufall wie andere ....

Ja, sie waren es! Zwar nur in der Schnelligkeit einer Vision hatte er sie erspäht, während ihre Gestalten an der Scharte vorbeistrichen. Lichtscharf, in plastischer Helle, von der Sonne getroffen, zeichneten sie sich gegen den blauenden Hintergrund des Waldes ab.

Straff hielt er den Zügel an und zwang sich mit Gewalt, die starke Erregung seines Atems zu bemeistern. Lauschen? — nun ja, er wollte wissen! Seine Ohren horchten nach dem Gestampf der langsam schreitenden Pferdehufe auf dem zähfeuchten Wiesenboden. Er hörte sie sprechen, nein nur flüstern — wenn doch der Specht dort hinten sein Hämmern sein lassen wollte! — Jetzt schnaufte wieder eines der Rosse, und er fürchtete, daß sein Rappe gleichfalls solch' verräterischen Ton von sich geben könnte. — Jetzt kamen sie näher, er hörte deutlich das Girren eines Gurtes und das feine Geklirr einer Zaumkette. — Jetzt still! jetzt treten sie in seinen Bereich! — sein Atem stockte — er reckte sich weit vor nach dem Pferdehals hin, die Augen gierig gespannt — —

Es war wie eine ungeheure Scham, die ihm rotglühend ins Antlitz schlug: was hält er hier im Busch und belauscht seine eigene Mutter! — — doch still!

Jetzt waren sie ganz nah, zum Greifen — er glaubte wie ein warmes Wehen zu verspüren, das von ihren Gestalten ausging. Sie mochten einen scharfen Ritt hinter sich haben, die beiden Pferde dampften; der braune Araber der Königin ruckte nervös mit dem Kopf, Schaumflocken bis auf das Buschwerk herüberschleudernd; die bedeutend kräftigere und der Gestalt des Grafen entsprechende deutsche Fuchsstute zeigte weiße Schweißstreifen auf der naßglänzenden Brust.

Ein schöner Mann, besonders jetzt, wo sein bärtiges Antlitz von einem seltsam verklärten Ausdruck des Glückes wie erleuchtet scheint .... Ja, ein schönes Paar! Wie sie zu einander gehören!

Auch das Antlitz der hohen Frau zeigte diese Verklärung. Es war dem Lauschenden zugewandt. Eine erregte, wie bebende Röte überdunkelte den stolzen Kopf, ihre Augen waren halb bedeckt von den Schatten der Wimpern, als gälte es die verräterische Glut ihres Blickes niederzuhalten. Die Liebenden sahen sich an, sehnsüchtig, der verhaltenen Seligkeit voll. Und jetzt bemerkte Edwin, daß ihre Hände sich gefaßt hielten — ja, so war es! Sie ritten dicht nebeneinander, die freien Arme waren herabgesenkt und die Hände hielten sich fest umklammert, er sah deutlich das nervöse Spiel der Finger, die sich immer inniger zu verschränken suchten ....

Ja, es prallte ihm wie eine ungeheure Scham ins Gesicht. Die Majestät in ihm bäumte sich auf. Sie ist doch die Königin! Und ich, der König, ihr Sohn, muß Zeuge dieser Majestätsbeleidigung sein! Ein ganz kurzes Zucken einer zornigen Regung, jäh vorzupreschen und den Liebenden in den Weg zu treten — nicht er als Sohn der Mutter gegenüber, nein, als ihr beider und ihr aller Gebieter, der die Heiligkeit des königlichen Namens vor Unglimpf zu schützen berufen ist.....

Horch, was sie flüstern! — Über das Pochen seines Herzens hinaus vernahm er jetzt deutlich ihre Worte. Es war, als schwiegen all die kleinen Geräusche des Waldes, als hielte dieser Wald selbst seinen Atem an, um zu lauschen. Später war ihm, als hätte er die Worte nicht wirklich vernommen, als hätte er sie nur aus dem

Ausdruck ihrer erregten Mienen gedeutet. Horch!

„Ich kann nicht leben ohne dich —"

Die Königin hatte den Ton nicht in der Gewalt und so schien es dem Lauscher, als hallten diese verräterischen Worte laut durch die Waldstille.

„Nein, ich kann nicht leben ohne dich —" wiederholte sie gedämpfter. „Ich bin — nichts — ohne dich!"

„Sei ruhig, Liebe — Liebe! Hab' Geduld!" antwortete seine männlich sonore Stimme; doch das Lächeln seines Antlitzes war wie ein triumphierendes Strahlen; der König glaubte zu bemerken, wie von dem innigen Umklammern ihrer Hände die Arme leise rüttelten.

Er nennt sie „Du!" Das Wort „Liebe" kam über seine vermessenen Lippen! — — Heiß überlief es den Lauscher — Doch still! Doch horch, damit keine Silbe ihm entgeht!

„Wenn Edwin heiratet —" Ihre Stimme zitterte. „Wenn Edwin heiratet, so sind wir verloren —"

„Noch ist nichts entschieden — fasse Mut!" flüsterte er mit dem Aufgebot aller Innigkeit.

Eine schnelle Pause, dann: „Nein, er wird nicht das Verderben seiner Mutter wollen!" Ein leidenschaftlicher Angstruf, der aus der Tiefe ihres Herzens drang. Und ihn, den König, traf der Ruf ins Herz.

„Selbst wenn er heiraten sollte —" ihre Stimme wankte, deutlich meinte der König die Thränen in ihren Augen funkeln zu sehn. „Was begehen wir denn für ein Verbrechen . . . ."

„Ah, dieser Zwang! Die furchtbare Kettenlast!" Wie mit einem schmerzvollen Ächzen erlöste sich ihre Brust. Der König meinte es weithin gellen zu hören.

„Majestät ist ja dann der Herr, der allein zu entscheiden hat —" beschwichtigte sie Graf Lariva.

„Dann?" Das traf wohl seinen binnen Jahresfrist erfolgenden Regierungsantritt? Oder Terzkas Tod . . . . nein, nimmermehr das! So wäre das Wörtchen nicht den Lippen des Sprechers entschlüpft. Galt nicht selbst ihm, dem König, der Graf als die leibhaftige Verkörperung alles Taktes?

„Edwin ist stark und brav — er liebt seine Mutter — er wird nicht wollen, daß ich zu Grunde gehe . . . ."

Da hallte plötzlich aus dem jenseitigen Walde der langgedehnte, schrille Angstschrei eines Vogels, den wohl ein Raubtier in seinem Neste bedrohte. Und die letzten Worte, wie jäh abgeschnitten durch diesen Schrei, ergellten dem Lauscher im Ohr, alles andere übertäubend.

Die Königin mochte den Schrei nicht einmal vernommen haben; sie sprach weiter auf ihren Begleiter ein, und der König sah, wie dieser lebhaft antwortete. Noch weiter auf dem Sattel emporgereckt, lauschte und lauschte er. Doch sie waren ja schon viel zu weit! Jetzt — — Himmel, was ist das? Wohl nur ein Blendwerk der grellen Beleuchtung? Näherten sich nicht ihre beiden Pferde? Bog sich ihr Oberkörper nicht nach dem seinen hinüber? Sah er nicht seinen Arm sich um ihren erlauchten Nacken schmiegen . . . .

Vor des Königs Blicken wogte eine rote Flut, und durch diesen Purpurnebel wähnte er gesehen zu haben, wie ihr Kopf an seiner Schulter ruhte, während sein Arm ihren Nacken in leidenschaftlich inniger Bewegung an sich preßte.

Nicht möglich! — Nur eine Vision! Und seine Hand fuhr zu den Augen empor, das empörende Trugbild hinwegzuwischen. Seine Augenlider blinzelten nach Klarheit: vielleicht ist überhaupt diese ganze Begegnung nur ein Traumbild gewesen?

Abermals ein Vogelschrei von drüben her, noch schriller und angstvoller.

Nein, keine Vision! Sah er denn nicht, wie sie, die Königin, durch diesen Schrei getroffen, von seiner Schulter emporfährt? Jetzt bäumt ihr Roß leicht auf, sie setzt ihm zornig die Sporen ein, und der König meint einen heißen Ächzlaut bis hierher zu vernehmen, der den Sporenschlag begleitet.

Jetzt stürmt sie dahin, der Graf ihr nach — immer winziger verschwinden ihre Gestalten in der goldflimmernden Ferne — jetzt sind sie hinter einer Biegung gänzlich verschwunden . . . .

Und der König atmete auf. Es war wie ein schreckhafter Bann, der ihn bis in die Herztiefe hinein gelähmt.

16. Das Recht der Könige.

„Edwin ist stark und brav, er liebt mich . . ."

Immer wieder klang und klang das

Wort durch seinen schwülen nächtlichen Halbschlaf. Durch sein Traumesweben lohte purpurne Helle und da erschienen wie in einem abgegrenzten Rahmen die beiden Reitergestalten, die Pferde dicht aneinander gedrängt, und der Kopf seiner Mutter, der an der Schulter des Geliebten wie hilfesuchend ruhte, von dessen Arm sanft umfangen.

„Er wird nicht das Verderben seiner armen Mutter wollen ..."

Ach, ihre Worte, die sein Herz getroffen! Und ein ungeheures Erbarmen überflutete sein ganzes Wesen und umhüllte ihn gleich einem Mantel, gegen dessen Faltenzwang er sich vergeblich wehrte.

Nein, die beleidigte Majestät wollte heute mit ihrem Zorn nicht mehr zum Wort kommen. Er war zur Heuchelei geworden, dieser Zorn, das fühlte er. Aber ein andres Zorngefühl reckte um so trotziger sein Haupt empor. Das Menschenrecht der Fürsten! Ei, ich werde das grausame Vorurteil nicht unterstützen, daß eine Königskrone mit Dornen geschmückt sein muß! Auch Könige haben ein Anrecht an das Glück! — Ich — ich — — ach, was für ein Egoist bin ich doch, daß ich einseitig nur meine Person gelten lasse mit diesem Glücksbegehr! Hat nicht auch Mama ihr Anrecht? Nein, gewiß will ich nicht ihr Verderben ...

Und er ließ Mama's Leben und Schicksale an sich vorübergleiten. Wie war ihr die Königskrone einzig mit Dornen bewehrt gewesen! Wie hatte sie in dem Zwang ihrer unseligen Ehe gelitten! Wie hatte ihr Herz geseufzt in der Verbannung! Welche Demütigungen hatte das Wort „Majestät" auf ihren Scheitel gehäuft! Fesseln und Banden, Opfer und Entsagung! Überall die brutale Faust der Staatsraison, die jede menschlich berechtigte Regung in ihr niedergeduckt, bis auf diesen Tag.

Nein, sie soll frei sein! Ich werde nicht, wie die Staatsraison, täppisch dazwischen fahren und ihr wehren, daß sie die Hand nach der begehrten Blüte ausstreckt! Ich will es nicht, ich der König!

Was ist ihr Verbrechen? Sie liebt einen edlen Mann; nicht allein für sie, nein auch für alle andern das Bild vollendet harmonischer Männlichkeit. Ein Freund, ein guter Genius zugleich, er, der, wie allen zum Erstaunen bemerkbar, das Temperament ihrer feurigen Seele zur hellen Begeisterung für das Schöne und wahrhaft Hohe angefacht! Freilich die Mesalliance! Sie muß ein paar Stufen herabsteigen — nun, ist sie nicht zu ihm emporgestiegen? Hat er sie nicht zuvor auf die Höhe seiner seelischen Bildung mit sanfter Hand hinangeleitet?

Mögen sie doch wispern und sich vor Entsetzen schütteln und kläffen und vor Entrüstung heulen! Ich werde auch darin eine neue Aera schaffen! Ich werde modern sein! Hinweg mit dem Gerümpel der Tradition!

In der Nüchternheit der Tageshelle freilich verblaßte die enthusiastische Loderglut. Wie hat ihn ein Mutterwort so umwandeln können? Wie hat ihn das Erbarmen so wehrlos zu machen vermocht? Und es ruckte etwas in ihm empor, die Majestät, die er selbst mit seiner Empörungslust verunglimpft, wieder in ihrem stählernen Glanze hoch aufzurichten. Ein Zweifel setzte sich mit hartnäckigem Bohren an sein Gewissen: wenn Meredith nicht wäre, wenn ich nicht ihres Glückes voll, wenn nicht die Hoffnung zukünftiger ungeahnter Seligkeiten in den geheimsten Winkeln meines Herzens glimmte — würde ich dann diese Auflehnung dulden?

Ach welch ein verwirrendes Her und Hin! Er hätte gestern Abend das alles, Aug' in Auge, Hand in Hand, mit der Mutter erledigen sollen! Die seltsam thörichte Scham, die ihn nach der Entdeckung des Geheimnisses auf großen Umwegen fernab von Miraflos nach der Stadt zurückreiten hieß! Aber heute sofort wollte er hin! Eine gewaltige Sehnsucht hieß ihn kaum warten bis die Stunde gekommen, und sein Lieblingsgespann, der Viererzug ungarischer Jucker, bereit stand.

Unterwegs ließ er allerlei Beispiele an sich vorüberziehen, eine Musterung von fürstlichen Mesalliancen, um den Instinkt seines Blutes, den unausrottbaren Majestätstick, der sich immer wieder regen wollte, niederzuhalten. Beispiele in Massen, vom grauen Sagendämmer an bis in die elektrisch klare Moderne hinein; Fürsten und Fürstinnen, welche die Treppe der Mesalliance hinabgestiegen waren, trotz allem Protest; fast alle absolviert des Verbrechens, weil sie ihr Menschenglück durch dies Niedersteigen errungen und es mit zäher Energie festzuhalten gewußt hatten.

Wie war es doch? Wehte nicht die

Standarte der Lariva's von einem Burgfried, dessen Granitmauern im zwölften Jahrhundert gründeten? Hatten sich nicht die Lariva's in schwerer Not als Schirmer, ja als Retter des Landes erwiesen? Wenn die Patina der Jahrhunderte den Adel erhöht, ei, so sind die Lariva's eben adliger als das Königsgeschlecht selbst, weil eben ihre Patina die stärkere. — Nein, um deshalb soll Mama nicht unselig werden! —

In Miraslos fand er die Königin vor einer Staffelei sitzend, eine elegante Palette von Elfenbein mit wunderschönen Farbenklecksen in der Hand, umgeben von einem Boskett malerisch angeordneter Blumen, die ihr Pinsel zu skizzieren suchte. Malt denn Mama überhaupt? Er hatte sie noch nie vor einer Staffelei getroffen. Zu einer andern Zeit hätte er sich über diese Entdeckung verwundert und er hätte bei dieser Gelegenheit die bittere Empfindung gehabt, wie fremd ihm doch eigentlich seine eigne Mutter geblieben.

So achtete er der Staffelei und der eleganten Palette kaum. Aber um so mehr wirkte ihre eigenartige Schönheit auf ihn wie eine Art Verblüffung. Nein, es war nicht die Beleuchtung, nicht der Reflex der üppigen Blumenfarben, es war — „das“, was ihrer reifenden Schönheit solch wunderbaren Jugendglanz zu verleihen schien. Jetzt wo sie sich erhob, schien ihm selbst ihre Gestalt verändert, gleichsam emporgewachsen über den Alltag; ihre Bewegungen hatten etwas reizvoll Unsichres — als fürchteten ihre Augen sich vor dem Verrat des eignen Blickes, als müßte das Feuer, das in ihnen glühte, allzudeutlich herauslohen; eine süße, vor Entdeckung zitternde Kinderfurcht war über ihr ganzes Wesen gebreitet. Und er, der König, war doch gekommen, ihr Schutz zu bieten ...

„Guten Morgen, mein Liebling!“

Etwas wie eine gewaltige Eifersucht befiel ihn — eine Ahnung, daß er diesen herzumstrickenden Titel mit einem zweiten zu teilen hätte. Hatte ihre Stimme denn schon immer diesen seltsam weichen Ton besessen?

Wenn er an die Szene im Walde dachte! Fast schien es ihm wie ein Verbrechen, daß er ihr unter die Augen trat, um mit ihr darüber zu sprechen — wie eine Entweihung ihres Geheimnisses.

Ihre auffallend blasse Gesichtsfarbe, welche die dunkle Glut ihrer Augen noch mehr hervorhob, veränderte sich nicht um eine Nüance. Mit dem feinen Geraschel und Geknister ihrer schleppenden Gewandung eilte sie auf ihn zu. Wie gewöhnlich nahm sie seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände und drückte auf Stirn und beide Wangen je einen Kuß.

„N' Tag Mama!“

Sein alter herziger Ton! Mit argwöhnischer Angst, aber mit wunderbarer Beherrschung der äußeren Miene, hatte sie, nach der Meldung, sein Kommen erwartet; ihr Blick fuhr bei seinem Eintritt gleichsam an gegen sein Gesicht: — weiß er? Nein — sein alter herziger Ton!

„Du bist eine Ewigkeit nicht hier gewesen, mein Kind.“

„Leider fand ich Dich gestern nicht, Mama. Hat man Dir das nicht gemeldet?“

„Ach ja, ich war ausgeritten —“

Als wenn sie in einer Wolke der Vergessenheit lebte und nur eines Leben und Wirklichkeit für sie besäße.

„Ich traf Deine Begleitung oben im Walde, Mama —“

Es war eine Art Avancieren auf den gewissen Punkt hin. Nichts in ihrem Antlitz zuckte vor der nahen Gefahr. Sie nickte lächelnd und ihre Zähne glänzten zwischen dem vollen Purpur ihrer Lippen nicht anders als sonst: seht, wie wundervoll sie sind!

„Man hat mir erzählt, Edwin, Dein Pferd soll wieder stark erhitzt gewesen sein. Komm, setz' Dich zu mir! — Ich werde mit diesen Nelken nicht recht fertig — komm!“

Und sie zog ihn auf einen orientalischen Puff zur Seite der Staffelei hernieder, griff wieder zu Palette und Pinsel und begann in nervöser Hast zu arbeiten, die Augen ganz bei der Sache, von den Blumen zu deren werdendem Abbild wechselnd.

„Du sollst wieder stark getollt haben, Edwin. Das dürftest Du nicht!“

„Almansor war anfangs schwierig und ich hatte meine kleine Not mit ihm.“

„Das solltest Du nicht! Du sollst Dich in Acht nehmen! Wie oft bat ich Dich! Man klagt über Deine Waghalsigkeit —“

„Pah, mir passiert nichts, Mama! Ich weiß, daß mir nichts geschieht!“

Es war das fatalistische Vertrauen in

seine Königliche Zukunft, das in ihm lebte, und naiv sprach er es aus.

„O mein lieber, guter Edwin, so solltest Du nicht sagen, niemand ist gefeit. Uns auf der Höhe trifft am nächsten der Blitzstrahl. Dein Vater hat gerade so gedacht und — —“

Eine Ungeduld packte ihn, weiter zu avancieren — auf die Sache hin. „Mama, ich habe wichtiges mit Dir zu reden.“

„Ei —“ sagte sie, ohne aufzublicken, in geheuchelter Zerstreutheit, und sie näherte das Gesicht der Leinwand, um eine gewisse schwierige Stelle in Angriff zu nehmen. „Da bin ich doch begierig —“

Ihn stachelte ein wenig diese Nonchalance und er fuhr gleichsam mit seinen Worten auf: „Ich bin also entschlossen — ich will nicht!“

Sie hielt mit dem nervösen Pinseln inne, stutzte, horchte kurz, ohne ihn anzusehen. Was will er nicht?

Mit erhobener Stimme fuhr er fort: „Ich will selber wählen, wenn es Zeit ist! Ich lasse mich nicht per Ordre eines Ministers verheiraten!“

Es klang so kindlich naiv; es erinnerte sie an den süßen Knaben, der nichts von der Grammatik und ähnlichen Ungeheuern wissen wollte. „O!“ machte sie, und mit verwundertem Lächeln wandte sich ihr Kopf nach ihm hin. Sie schien noch nicht an diese Weigerung zu glauben: — nur ein knabenhaft Gelüst! nur um überhaupt zu trotzen!

Er saß hochaufgerichtet, sein hübsches Gesicht glühte wie in einem heiligen Zorn; sie fuhr fast zusammen vor der Energie seines Blickes. „Ich werde einfach nicht heiraten, Mama!“

Die Palette zitterte in ihrer Hand, unmöglich den Pinsel weiter zu führen! — Ruhe! Nichts darf er merken von dem Sturm, der sie überflutet! — Ah, und sie vermochte ihn kaum zu verhalten, den Jubelruf, der aus ihrem Herzen brechen wollte: Nicht heiraten — dann ist sie ja frei! frei! o Gott, und alles ist gut! Erlösung von all dieser Qual des hoffnungsarmen Harrens . . .

Und sie bezwang sich. Sie hielt das harmlose Lächeln um ihre Lippen fest — eine krampfhafte Bemühung, die Mutter und die Muttergewalt so stark wie möglich zu heucheln und ihn seine Kindeswinzigkeit fühlen zu lassen. Also mit einem übertriebenen halblachenden Staunen: „Aber mein gutes, liebes Herz, wie kommst du denn dazu?“

„Es ist mein heiliger Ernst, Mutter!“ Er rief es laut, mit fester Stimme. Der Ton durchschauerte sie. Ist es möglich!? Frei — frei — frei!

Es hielt sie kaum, daß sie nicht auffuhr, nach ihm hinstürzte, zu Füßen vor ihn hin, um den Jubelton, der ihr Herz zu zersprengen drohte, an seiner Brust zu unterdrücken.

„Mutter, ich habe mir alles genau überlegt. Ich bin mir der Tragweite meiner Weigerung wohl bewußt.“

„Und Brialla? Und Terzka? Und die Politik? Behaupten die Herren denn nicht, die Zukunft des Landes hinge von dieser Heirat ab?“

„Kleine Geister!“

Terzka ein kleiner Geist! Es klang fast wie eine Blasphemie. Ach nein, nur eine Kinderei diese Weigerung — und nichts darauf zu geben! Ein lieber, herziger Idealist ist Edwin, er wird einfach gehorchen und seinen Idealismus wieder in die Spielschachtel packen . . .

„Brialla!“ rief Edwin. „Ich stehe ganz allein für Brialla! Ich werde die Position schon selber halten! Laßt mich nur erst die Gewalt in Händen haben! Schwächlinge und kleine Geister, die das Heil des Staates auf eine Heirat gründen wollen! Allein schon deshalb will ich nicht — um ihnen zu zeigen, was man mit Energie und Kraft ausrichtet. Wehe dem, der an den Hasen tastet!“

Er war aufgesprungen, seine Faust umkrampfte mit einem unwillkürlichen Griff das Degengefäß an seiner Hüfte, daß es leise erklirrte; und seine Augen hatten ein fast zorniges Lodern.

„Ei, du erschreckst mich ja fast, Edwinchen!“ Das Diminutiv paßte garnicht hierher, auch nicht der darinliegende Versuch, der Angelegenheit, scheinbar wenigstens, eine scherzhafte Seite zu geben.

„Ja, weiß denn Terzka davon?“ fügte sie hinzu. „Du machst dir Illusionen, mein geliebtes Kind.“

„Ich weiß, was ich will, Mutter! Vor

allem will ich keine Strohpuppe auf meinem Thron abgeben!“

„Weiß Terzka davon?“ wiederholte sie.

Das war's! Hier galt es ja die Energie zuerst einzusetzen! Und jedesmal, wenn er an diese notwendige und wichtige Unterredung mit dem Regenten dachte, fuhr eine Art Schatten über seine sonnig-starken Illusionen. Nein, kein Schatten — kein Weichen!

„Ich brenne darauf, es ihm zu sagen. Leider ist es einstweilen noch nicht möglich.“

„Wie geht es dem alten Herrn? Ich habe das heutige Bulletin noch nicht gelesen.“

„Gestern weniger gut, ich habe darauf gedrungen, daß man Professor Billroth aus Wien kommen lasse. Heute, nach einem beruhigenden Schlaf, hat sich einige Besserung eingestellt.“

„Das freut mich!“ Und nach einer kleinen Pause, in welche diese Äußerung der Königin mit einer Deutlichkeit hinein zu hallen schien, als wäre es ein großer, leerer Saal: — „Er ist eben sehr alt.“

Der Saal weitete sich noch hallender und sie erschrak fast vor dem Verrat, der in solchem Ruf zu liegen schien. Der König maß schweigend das Gemach in der Diagonale.

„Er ist sehr alt und hat zum erstenmal in seinem Leben eine solche Attacke durchzumachen —“ sagte er dumpf.

Abermals eine Pause, in der sie beide ihre Gedanken laut pochen und pulsieren hörten. Und diese Gedanken zielten auf — den Tod des Mächtigen ... Es war Zeit davon loszukommen!

„Die Schritte sollen schon ziemlich weit gediehen sein —“

Der König verstand sofort, daß sie die diskreten und schwierigen diplomatischen Fühler meinte, die vom Palais des Regenten nach dem Hof von Z. ausgestreckt wurden.

„So ist es Zeit zurückzuziehen!“ versetzte er schnell.

„Das würde uns die Feindschaft des Z.'schen Hofes eintragen.“

„Es thut mir leid; ich werde dann auch dieser Thorheit Herr werden, Mama!“

„Mein gutes Kind, du steckst voll Illusionen! Du vergissest wer du bist! König bist du, das heißt ein Sklave der Politik deines Landes, eine Puppe der Tradition. Du darfst nicht wie du willst, nein, nichts darfst du, nichts! — Wir armen Gekrönten! Sieh doch wie mir geschah! Du kennst meine Jugendgeschichte; ich habe dir das Unglück meiner Ehe nicht verhehlt. Was soll ich wiederholen? Ich will nicht jammern ...“

Ihre Worte stiegen zu vibrierender Erregung. „Nein, ich war nicht glücklich!“ hob sie nach einer kurzen Stille von neuem an; das Malzeug hatte sie zur Seite gelegt, ihre Hände waren eng zusammenfassend im Schoße verschränkt. Sie wiegte das Haupt, dumpf und trostlos öde klangen ihre Worte: „Gott ist des Zeuge, ich war nicht glücklich! Es ist ja nicht unser Beruf — nicht Königsprivilegium, glücklich zu sein, Edwin! Auch jetzt noch bin ich bereit, mein Lebensglück zu opfern — muß ich nicht?“

„Nein, du mußt nicht! Du darfst und sollst nicht!“

Es war wie ein elektrischer Schlag, der sie traf. Sie zuckte zusammen und, ihr Antlitz nach ihm emporgewandt, starrte sie ihn mit schreckensgroßen Augen an: — weiß er denn? Und was bedeuten seine Worte? Ein mechanisches Lächeln schwebte um ihre geöffneten Lippen.

„Wenn ich König sein werde, so will ich sorgen, daß auch du ...“

„O mein Kind! — mein Edwin! — mein lieber, lieber Edwin!“

Von ihrem niedern Sitze war sie herabgeglitten. Sie wollte sich erheben, die Kniee erlahmten ihr. Sie wußte selbst nicht wie es kam: zu seinen Füßen kauerte sie plötzlich und ihre Arme umschlangen seine Kniee: „Mein Kind! — mein süßer, süßer Edwin!“ Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Was ist dir, Mutter? Steh' auf, ich bitte dich!“

„Ich weiß, du hast mich lieb, du willst nicht, daß deine Mutter zu Grunde geht ...“ schluchzte sie.

„Steh' auf, steh' auf, Mutter! Nicht so! Nicht das! Komm'!“

Er schlang seine Arme um ihren Nacken und hob sie empor. Sie wankte und schwankte und er hielt sie fest, fest umklammert, während ihr Haupt an seiner Schulter sich schluchzend wiegte.

„Ich weiß, Mutter — ich weiß —“

„Und du verzeihst mir?“ Es war nur ein flehender Hauch.

Er beugte seinen Kopf auf ihre Stirn hernieder und drückte einen stummen Kuß

darauf; durch die Stille des Gemaches flutete ihr beider erregter Atem.

Dann begann sie mit dem Ton eines lieben hilflosen Kindes, das ein entsetzliches Kinderverbrechen zu beichten hat, die Augen aber wie in gewaltiger Scham fest angedrückt an seine Schulter:

„Sieh, Edwin — was ich begehre — ist nichts Großes — nichts Kostbares — nicht mehr, als was jede Ärmste deiner Unterthanen für sich begehrt —"

„Sei ruhig, Mutter — wir wollen in aller Offenheit darüber reden."

Sie schauerte leicht zusammen, wie in einer Angst vor solcher Offenheit.

„Er ist der Edelste und Beste — du zweifelst nicht daran! Ich weiß, du wirst ihn lieben. — Was begehre ich denn? Ich will mich verstecken, wohin du willst! — Ich will meine Krone, meinen Namen, alles willig darangeben! — Nichts als mein Glück! — Laß mich glücklich sein, Edwin, laß mich ..."

„Mutter — liebe, liebe Mutter ..."

„Nein, nein, nicht so! Du sollst gebieten! Du sollst entscheiden! Du bist der König! Du hast über mein Schicksal, über meines und seines, über das von uns allen zu richten! Sag' ja oder sag' nein!"

„Du bist die Königin — weh' dem, der an deine Majestät zu rühren wagt! Aber Geduld! Wir wollen Geduld haben! Wir werden frei sein — beide ..."

Und ein Ruf entfuhr seinem Herzen, der all seinen Zorn und seinen Freiheitsdrang, sein Mitleid, seine Liebe, den ganzen feurigen Idealismus seiner Jugend zusammenfaßte:

„Es ist nicht wahr, daß wir Könige nicht glücklich sein dürfen!"

Und während sie sich mit den Armen umschlungen hielten, in leidenschaftlicher Erregung, zogen in dem Geflimmer ihrer Thränen Bilder des Glückes vorüber, sonnig hell umstrahlt, eine Blütenfülle kommender Seligkeiten, die auf sie herabrieselte.

17. Inkognito.

„Herr du mein!"

Frau Dorothee Tutzauer ließ vor Schreck das schwere Heubündel fallen, das sie mit beiden Armen umfangen hatte, um es aus dem Wege zu räumen; und ohne, daß sie es wollte, ruckte ihr Oberkörper mit hinab, die Arme, die nackt aus der derben Bauernspitze ihrer kurzen Hemdärmel ragten, tief eingedrückt in den elastischen Bund, aber den Kopf aufwärts gereckt, mit der größten Weite, deren ihre Augen fähig waren. Und offnen Mundes starrte sie hinaus.

„Herr du mein! Das is ja — das is ja ..."

Sie litt doch nicht an Träumen — im Sonnenschein! Ihre Augen, die sind wahrhaftig echt! „Aber das is ja, — heiliger Sankt Joseph — is das nit mein kleiner König?"

Es war fast eine Überraschung, wie in jenem Frühdämmer, da das arme süße Jammerbildchen der kleinen flüchtigen Majestät bei ihr in der Stallthüre auftauchte. Denn was will er hier — jetzt? Er ist doch erst vor zehn Tagen hier oben gewesen! Was ist denn wieder geschehn?

Nein, ihre Augen sind schon echt und im Umkreis des Tutzauerschen Besitzes gedeihen die wachen Träume nicht. Er ist's!

Seine kräftig schlanke Gestalt kam über die Wiese geschritten, die sich zwischen den Gebäuden des Hofes breitete; jetzt in der Sonne leuchtete diese wie Smaragd und so hob sich die schreitende Gestalt mit ihrem Schatten in greller Deutlichkeit. Der König war in hechtgrauem Touristenkostüm wie damals, das Hütchen mit der flotten Federkokarde diesmal aber nicht keck nach Jägerart zur Seite geneigt, sondern wie mit einer gewissen Scheu, erkannt zu werden, halb in die Stirne gerückt. Und seine Schritte und Bewegungen konnten eine linkische Befangenheit nicht ganz verleugnen.

Und allein? Herr du mein Jesu, was bedeutet denn das wieder? Der König und allein und gar zu Fuß! — seine Nagelschuhe sind weißgelb bepudert von dem mürben Wegestaub. Da ist was passiert! Doch nicht wieder eine Flucht wie damals?

Na, du bist verrückt! Er ist's nun mal, es hat ihm eben so gut bei dir gefallen! Was hockt sie und gafft! — Reckt sich also endlich auf. Ihre Hände fahren ein paarmal über die Haare, um sich die hängen gebliebenen Heufaden zu entfernen; sie nestelt das Schürzenband los und wirft die Schürze ins Heu zwischen die braunen Holzpfosten. Dann ist's ein eiliges, ungeschicktes Trippeln, und ihre beiden Hände streckt sie dem hohen Besuch entgegen:

„Grüß Gott, Majestät! Aber . . .“

Sie weiß nicht recht, ob ihr ein Lächeln erlaubt sei. Gewiß ist was geschehen! mit mütterlichem Angstausdruck forschen ihre Blicke in seinem Gesicht.

Seine Augen sind hell und klar, und wenn sein liebes Gesicht eine Veränderung zeigt, so ist es eine gewisse Erregtheit, die darüber hin vibriert, wie ein Sonnenschein.

„Grüß Gott, gute Ma! Da wär' ich wieder!“

Seine liebe Stimme, die ihr immer so zu Herzen dringt! Gottlob, es ist nichts passiert! Aber warum die seltsame Glut in seinem Antlitz?

„Ihr habt mich sicher nicht erwartet, gelle?“ Das „Gelle“ absichtlich, ihr „gelle“, zum Übermut, um seine Befangenheit zu verbergen.

„Majestät ist stets willkommen —“ sagt die Ma, tief einknixend.

„Ma, wie geht's Euch? Ich seh', die alten Berge stehn noch —“ und er machte mit der Hand eine grüßende Rundbewegung nach den Höhen und Zacken hin. „Denk' dir, ich hatte Sehnsucht danach. Ich will Gamsjäger werden.“

„O prächtig!“ ruft die Ma. „Wirklich? Aber sehr mühsam, Majestät! Um ein Uhr nachts heraus und hinauf. Und meist heimgekommen und nix gesehen von einer Gams. Der Ähni versteht sich darauf, der hatte Glück.“

„Nun ja, des Ähni wegen bin ich ja gekommen, Ma. Ich will bei ihm die Gamserei lernen. Morgen wollen wir hinauf. Ich will mich trainieren im Krazeln.“

„Recht, recht, recht, Majestät!“

Zuerst hatte sie ein ganz kleiner Zweifel angeflogen, daß er wirklich nur des Krazelns wegen gekommen. Eine Dummheit: geschah es doch nicht etwa — Merediths wegen? Nicht das die Dummheit, daß sie dachte, es sei so, wohl aber daß sie darüber erschrak. Natürlich ist er auch der Ma wegen, und Merediths wegen gekommen! Aber er hatte es so sehr eilig . . .

Er berichtete ihr nun, wie er plötzlich die Idee bekommen. Warum hat ihm der Ähni soviel Schönes von der Jägerei und den Gamsschlupfen auf dem Widderhorn erzählt? Er brennt förmlich danach und er kann die Zeit nicht erwarten, wenn der Jagdbann aufgeht. Nun und die Berge haben es ihm angethan. Das alles sehr dringend, in starken Ausdrücken, um das andre, seine auflodernde Sehnsucht nach — „ihr“ zu verbergen und seine Ohnmacht, diese Sehnsucht zu meistern. Er ist also nur mit wenig Begleitung gekommen, einem Adjutanten, Graf Bylas, der ja, wie die Ma weiß, ein bekannter Gamsjäger, und nur der nötigsten Bedienung. Ein Inkognito — auch soll die Ma ihn nicht verraten, er ist auf einem Umwege heraufgeschlichen, damit die im Dorf ihn nicht sehen; die andern sind im Ort eingekehrt. „Du aber, Ma, wirst mich doch behalten wollen, he?“

„Herr du mein! Was bin ich für eine! Nit mal Eurer Majestät einzutreten angeboten! Ob ich dich — — ob ich Majestät haben will?“

Sie hob die Hände innig übereinander gekreuzt mit beteuerndem Schütteln vor die Brust. Dann: „Was wird sich Meredith freuen —“

„Ei —“ sagte der König. Und bloß von der Nennung dieses Namens fuhr eine atemschwere Beklemmung gegen sein Herz an. Scheu und vorsichtig lugten seine Blicke unter dem Hutrand nach den Fenstern des Hauses empor. Aber die waren leer, keine Spur von ihr; einige stauden in spiegelnder Sonnenglut.

„Wir sind in der Mahd, die zweite im Jahr, das Kind ist draußen auf den Matten. Da hinten können Majestät unsre Leut' schaffen sehn.“

Sie wies mit dem ausgestreckten Arm nach einer abschüssigen Wiese, deren Spitze sich in den blaufeuchten Schatten einer noch von Schnee bedeckten Schlucht hinanschmiegte. Auf dem hell beschienenen Teil, der goldgrün in der Sonne leuchtete, bewegten sich winzige Gestalten; weiße und rote Punkte krabbelten emsig wie die Ameisen um ein halbbeladenes Wäglein, irgend etwas Eisernes blitzte auf.

Dort also weilt sie! Den Arm über den Brauen erhoben lugte er, und sein Herz pochte. Aber nichts als das feine Gewimmel der hellen Punkte.

„Jetzt hat sie grad' den Bund 'naufgeschafft auf den Wagen —“ sagte die Ma. „Die dort gleich vorne an den Gäul'. Ich kenn' sie, oh, ich kenn' sie von hier!“

König Edwin bemühte sich, das winzige, lebhaft bewegliche helle Ding, das Meredith

bedeuten sollte, als eine menschliche Figur zu erkennen. Aber er sah wieder nur das Scheinbild ihres Antlitzes, wie es ihm die Tage über, im Wachen und Träumen vorgeschwebt, lebensgroß, in dichter Nähe, mit dem süßen Lächeln; das verwirrte ihn.

„Sie ist brav —“ ergänzte die Ma. „Sie arbeit't für zwei, wenn es darauf ankommt! Man glaubt nit, was sie leistet!“

Es befiel ihn etwas wie ein kleines Unbehagen. Meredith als Arbeiterin unter den andern! — und ihre aufgeschürzten, von der Sonne braun gebeizten Bäuerinnenarme, die mit Aufgebot ihrer kräftigen Muskeln das Heubund auf den Wagenstapel schwingen! Aber er hatte bisher so sehr abseits von der rauhen Wirklichkeit in der Königlichen Höhenluft gelebt, daß ihm dieser Abstand zwischen Poesie und Wirklichkeit nicht mit vollem Schmerzgefühl zur Empfindung kommen konnte.

„Na, aber Majestät werden hungrig und durstig sein!“ rief Frau Tutzauer, als sie die getäfelte Stube betraten.

„Das bin ich auch!“ rief er fröhlich. Das Inkognito gefiel ihm prächtig. „Weißt du auch, Ma, daß mir Euer Roter neulich famos geschmeckt? Und wenn du ein Stück Käs' hast, so wär' ich dir dankbar!“

Unterwegs, da sie auf ihrem Ritt Rast gemacht, hatte er die Bauern in der Schenke bei Wein und Käse sitzen gesehen. Er wollte das Leben, das große Rätsel, auch in seinem alltäglichen Detail kennen und genießen lernen.

„Gern, gern — gern! Du weißt, Majestät, alles gehört dir, die ganze Ma dazu!“

Sie wäre am liebsten herzugestürzt, hätte seinen hübschen Kopf zwischen ihre breiten, roten Hände genommen, und ihn tüchtig, recht nach Herzenslust abgeküßt. Unwillkürlich rieb sie die Flächen dieser Hände an den Hüften, als gälte es etwas recht Sauberes anzufassen. Aber nein, das darf sie doch nicht! Es würde zwar niemand es sehen — und er würde es nicht verbieten! Aber nein, nein! Und sie eilte hinaus.

Bald darauf saß König Edwin vor einem nach Gebirgskräutern duftenden Linnengedeck, darauf ein mächtiger Schinken, ein appetitliches Käsviertel, Butter und Brod. Hei, wie das lockt! Solchen Appetit hat er noch nie empfunden! Wie köstlich der Wein dazu mundet! Nun, er ist durstig — der Staub unterwegs hat ihm die Kehle vertrocknet; und er leerte das Paßglas mit dem rotfunkelnden Inhalt in wohlig atmenden Zügen.

Frau Tutzauer aber saß an dem andern Tischende, die Arme verschränkt aufgelehnt, und ihr braves Gesicht strahlte vor heller Freude, wie köstlich es ihm schmeckte. Bald ging ein lebhaftes Geplauder hin und her. Sie mußte ihm über allerlei kleine Angelegenheiten, die Wirtschaft betreffend, berichten; es interessierte ihn alles und sie freute sich herzlich darüber. Er war sehr neugierig, die Sennerei kennen zu lernen, morgen mit dem Frühesten wollten sie also hinauf. Die Ma wollte dem Ähni Nachricht senden. Er gedächte im Gegenteil den alten Herrn zu überraschen, gerade keine Vorbereitung und kein Empfang! — „Ich bin doch Inkognito, Ma!“

Ja nun soll er aber auch von sich erzählen! Von seinem Tagesleben, seiner Beschäftigung: ob es ihm in dem häßlichen grauen Schloß nicht zu dumpfig wird jetzt zur schönen Sommerszeit? Es fiel der Name „Miraflos“ — da zuckte sie leicht zusammen; auch jetzt bei dem Gedanken an die „andre mit der Doppelsilbe“ empfand sie immer noch einen leichten Stich der Eifersucht hier im Herzen.

Sie hatte eine Frage im Hinterhalt, mit der rückte sie endlich heraus. Die Arme mit den Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, die Hände unter dem feisten Doppelkinn gefaltet, schaute sie ihn so treuherzig mit ihren hellblauen Augen an: „Majestät, ist es wahr — du mußt mir es aber nicht übelnehmen, daß ich frage! — aber alle Welt red't davon, und ich möcht' wissen, ob es wahr ist: — sie sagen, du sollst heiraten!“

Er setzte das Paßglas, das er eben zur Mundhöhe erhoben, mit einem fast unwilligen Ruck wieder auf den Tisch. Zwischen seinen Brauen zuckte ein Wettern, und in die Wangen schoß jähes Zornesrot.

Sie ließ die gefalteten Hände vor Überraschung sinken. „Nun, sei nit bös, König! Ich meint' es nit so! Nur eine dumme Frag'. Ich wußt' ja, daß nix wahr von dem Gered'!“

„Wer redet?“ brauste er auf.

„Die Leut' wissen nit, was sie reden.





Die Letzten auf dem Weihnachtsmarkt. Nach einer Zeichnung von Werner Zehme.

Man soll niemand nix glauben! Es ist gut, daß Majestät sagt, es sei nit an dem —"

„Ich und heiraten — ich bitte dich, Ma!" lachte er höhnend.

Es fiel ihr wie ein Alp von der Brust. „Siebzehn Jahr!" rief sie, die ausgebreiteten Hände zum Zeichen der Entrüstung zusammenschlagend. „Wenn einer kommt und meine Meredith haben will — sie ist so alt wie Majestät — so sag ich: I wo! — wart' noch was!"

Merediths Heirat — es war wie ein Schlag, der ihn traf.

„Freilich könnt Ihr nit wie Ihr wollt!" fügte die Ma in mütterlichem Tone hinzu.

„Wer sagt das?" brauste er auf. „Ich kann was ich will!" Das „Ich" scharf betont.

„Sie sagen, der Herr Regent hätte es so bestimmt und der König müßt' ein Opfer bringen. — Aber mit siebzehn Jahr!" Sie konnte sich nicht darüber beruhigen.

„Ich bin gern bereit mein Leben für mein Vaterland zu opfern — aber eine Heirat — nein, zehnmal nein!" rief er.

Der Heiratsplan kam ihm heute, an dieser Stelle doppelt ungeheuerlich vor; er war ganz flammende Empörung.

„Da hast du recht! Thät' ich auch nit!" Sie pochte mit den Knöcheln der Faust trotzig auf den Tisch. „Zeig' ihnen, daß du König bist! Sie sollen nit machen mit dir was sie wollen! Und sie sagen, sie wär' nit mal hübsch, deine — Braut!"

Herrgott, da war ihr das entsetzliche Wort entschlüpft! Sie schlug sich mit der flachen Hand auf den offnen Mund. Dann lachte sie hell auf: „Nein, zu drollig! Und ich frag' noch! Gelle, Majestät ist mir nit bös! Was sollst du auch mit einer Braut anfangen?"

„Braut —" und er zuckte, ebenfalls laut lachend, die Schultern. Das Wort hat wirklich einen komischen Klang! Doch mitten in dies halberzwungene Lachen hinein stach die kleine Frage: „Weiß sie denn? Meredith?" — Natürlich weiß sie, wenn alle es wissen! — Wieder fuhr eine Beklemmung gegen sein Herz. Und gleich lachte er wieder um so herzhafter, um dieses Anfalls Herr zu werden.

„Braut — hahaha! — ich habe wohl eine Braut, das ist — das ist die — Politik!"

„Huh!" machte sie mit respektvollem Zusammenfahren. „Verlieb' dich aber nit in die, Majestät!"

Ach ja, da fiel ihr ein! der Pett hatte ihr gestern von der Stadt aus einen Zeitungsausschnitt gesandt, etwas, das des Königs Heirat betraf. Gierig hatte sie es verschlungen; vieles verstand sie nicht recht: es drehte sich um Politik und Handel und den Hafen von Brialla. Nur die eine Stelle hatte sich ihr eingeprägt, es war darin ausgesprochen, daß die Heirat des Königs nötig sei, dieses Hafens wegen. Sie hatte den Wisch hingeworfen: davon versteht sie wahrhaftig nichts! Nun war es also klar: nichts als das Hirngespinst eines Zeitungsschreibers!

Sie erzählte ihm von dem Stück Papier.

„Ach was!" sagte er zerstreut. Er hatte nichts dergleichen zu Gesicht bekommen; übrigens ist ja über Brialla schon Tinte genug verschrieben worden. All dieser spintisierenden Theorie will er ja grade ein Ende machen, freilich nicht durch eine Heirat . . .

„Wo ist es doch gleich . . ." Sie stöberte in der Stube umher nach dem Papier. „Zuletzt hat es Meredith gehabt."

Er stutzte. Er hatte ihr schon sagen wollen, sie möchte den Wisch liegen lassen, ihn interessierte er nicht. Aber Meredith hat ihn gelesen? . . .

„Sie hat ihn gehörig von A bis Z durchstudiert, das gute Kind."

Und sie gedachte daran, wie sie ihre Tochter gestern spät in der Dämmerung noch ertappt, wie sie da draußen im äußersten Winkel der Galerie gegen die Brüstung lehnte, von den Blumenstöcken halb versteckt, das Papier in Händen. Keine Möglichkeit mehr, eine Zeile zu lesen, die Sterne standen längst am Himmel, und die leuchteten doch nicht genug. Was bedeutete das?

„Ich möchte den Artikel wohl haben —" sagte er mit der Heuchelei der Gleichmut.

„Hier ist er!" rief die Ma. Meredith hatte das Blatt unter das weißporzellanene Madonnenbildchen geschoben, das nebst bunten Tassen, seltenen Steinen und Holzschnitzereien die altertümliche Kommode schmückte.

Mit einer gewissen Hast griff er danach und steckte das Blatt ein. Es sah aus wie eine Konfiskation: sie soll dergleichen nicht lesen!

Eine Stunde nachdem schwankte ein hochbeladener Heuwagen den steinigen Hohl-

weg zum Wichtelhof herauf. Hoch auf den schwellenden Bunden lag ein Bursche auf dem Bauch, neben ihm kauerte eine Magd, er schäkerte und sie juchzte unter den starken Schwankungen des Wagens. Hinterher folgten andre Knechte und Mägde.

„Da ist sie, da kommen sie!“ rief die Ma. „Aber überraschen! Wir wollen sie mal tüchtig erschrecken, Majestät!“

„Wo?“ fragte der König auffahrend; es war fast wie ein Schreck, der ihm den Atem versetzte.

„Nicht ans Fenster! Da wird Majestät gesehn!“ wehrte die Ma, ihn zurückhaltend.

Von der Mitte der Stube aus, mit den Knöcheln der einen Hand auf den Tisch gestemmt, schaute er nun hinaus. Eine schlanke Mädchengestalt stieß soeben mit kräftiger Hand das Gatter der Vorwiese auf, um dem nachfolgenden Wagen Raum zu geben. Der Kopf des Mädchens war von einem weißen Tuch verdeckt, der sich in steifer, schirmartiger Rundung um ihr Antlitz schmiegte; es trug einen Rock von grauem Naturleinen, der die Füße hoch über den Knöcheln frei ließ; ein Mieder in etwas verschossenem Rot umpreßte die junge Brust; die rundlichen braunen Arme waren bis weit über die Ellenbogen entblößt. Und das Meredith?

„Das gibt aber einen Spaß! Sie wird einen schönen Schreck kriegen!“ kicherte Frau Tutzauer. Die Ma applaudierte sich selber für die Idee dieses Erschreckens, indem sie nach Kinderart die Hände zusammenschlug.

„Jetzt geht sie an den Brunnen. Thut sie stets,“ erläuterte sie.

Das Mädchen schritt auf den Quell zu, der unweit des Hauses aus scharfkantigem Gestein in einen gehöhlten Granittrog rieselte. Zuerst ließ sie die Hände und Arme von dem kühlen Wässerlein übersprudeln, jedenfalls eine köstliche Labung. Dann richtete sie sich empor, und mit einem Ruck zog sie das Tuch vom Kopf.

„Meredith!“

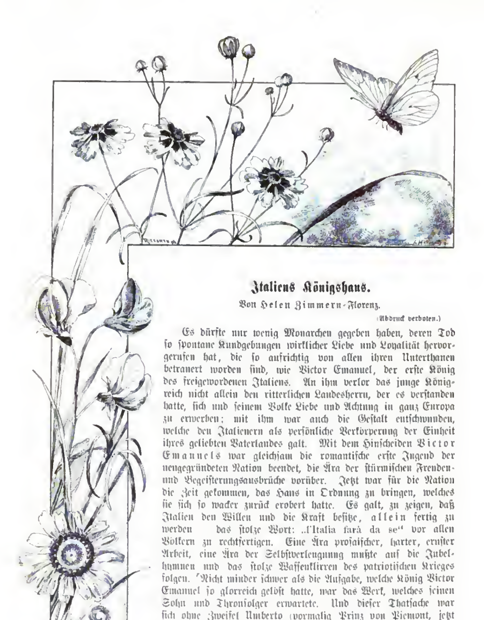
Ein hauchartiger Ruf, der des Königs Lippen wider seinen Willen entfuhr. O, ein Ruf freudiger Überraschung. Eine blühende Röte überhauchte ihr liebliches Antlitz, das ihr Haar in leichter Wirrnis umkräuselte, golden flimmerte und schimmerte es im Sonnenlicht. Mit einer leichten Ungeduld reckte sie das Köpfchen aus dem beengenden Halstuch und eine Minute lang freute sich das befreite Gesicht der erfrischenden Luft, die es umströnte; die Brust schwellte in einigen tiefen Atemzügen. Nun hob sie beide genetzte Arme empor, schräg vor sich hergestreckt, und begann sie zu schütteln; einzelne Tropfen sprühten funkelnd umher. Ach, das that wohl! Wie das erquickte nach der heißen Arbeitsmühe! Und so, die Arme immer noch schüttelnd und die Hände schnell in den Gelenken drehend, wandte sie sich nach dem Hause herum; mit einem Lächeln suchte sie dessen Fenster ab.

„Sie möcht' mich begrüßen!“ lachte die Ma. „Ach du lieb's, dumm's Madli — wenn du wüßtest, du thätst uns nit solche Vorstellung geben da draußen!“

Jetzt trat sie abermals an den Brunnentrog heran, faßte mit der einen höheren Hand eine Felszacke, mit der andern den Granitrand des Brunnens und beugte sich tief hernieder unter den eisernen Ausguß der Quelle, um das Wasser in den offenen Mund rieseln zu lassen. Die eine ihrer goldblonden Flechten löste sich in der heftigen Bewegung und fiel mit hörbarem Plätschern aufs Wasser. Nachdem sie sich satt getrunken, nahm sie die Flechte, stiebte sie aus und schlang sie mit einigen geschickten Griffen wieder um die Kopfrundung.

Der Wagen mit den Knechten und Mägden hatte jetzt das Thor erreicht. Sie rief ihnen ein Wort zu, es mochte ein Scherz sein — Lachen und Rufen zur Antwort. Nun kam sie auf die hölzerne Haustreppe zugeschritten, die Arme, die noch nicht völlig getrocknet sein mochten, abermals hoch vor sich herschüttelnd, dazu trällerte sie ein Lied, etwas Schnellrythmisches, Sprudelndes, zu dem das Armschütteln den Takt zu geben schien. Plötzlich ließ sie einen überlauten Juchzer aufgellen und ihre Zähne blinkten lachend, wie sie nun kurz still hielt und dem wohl zwanzigfach nachklingenden Echo horchte. Dann mit einem jähen, kinderhaften Ungestüm stürzte sie auf die Treppe zu und diese hinan.

(Fortsetzung folgt.)



Italiens Königshaus.

Von Helen Zimmern-Florenz.

(Abdruck verboten.)

Es dürfte nur wenig Monarchen gegeben haben, deren Tod so spontane Kundgebungen wirklicher Liebe und Loyalität hervorgerufen hat, die so aufrichtig von allen ihren Unterthanen betrauert worden sind, wie Victor Emanuel, der erste König des freigewordenen Italiens. An ihm verlor das junge Königreich nicht allein den ritterlichen Landesherrn, der es verstanden hatte, sich und seinem Volke Liebe und Achtung in ganz Europa zu erwerben; mit ihm war auch die Gestalt entschwunden, welche den Italienern als persönliche Verkörperung der Einheit ihres geliebten Vaterlandes galt. Mit dem Hinscheiden Victor Emanuels war gleichsam die romantische erste Jugend der neugegründeten Nation beendet, die Ära der stürmischen Freuden- und Begeisterungsausbrüche vorüber. Jetzt war für die Nation die Zeit gekommen, das Haus in Ordnung zu bringen, welches sie sich so wacker zurück erobert hatte. Es galt, zu zeigen, daß Italien den Willen und die Kraft besitze, allein fertig zu werden — das stolze Wort: „l'Italia farà da se" vor allen Völkern zu rechtfertigen. Eine Ära prosaischer, harter, ernster Arbeit, eine Ära der Selbstverleugnung mußte auf die Jubelhymnen und das stolze Waffenklirren des patriotischen Krieges folgen. Nicht minder schwer als die Aufgabe, welche König Victor Emanuel so glorreich gelöst hatte, war das Werk, welches seinen Sohn und Thronfolger erwartete. Und dieser Thatsache war sich ohne Zweifel Umberto (vormalig Prinz von Piemont, jetzt der zweite König von Italien) in vollstem Maße bewußt, als er im Januar 1878 seinen kurzen, doch warm empfundenen Aufruf an seine neuen Unterthanen richtete. Er sagte ihnen, daß er stets eingedenk sein würde des ihm von seinem Vater gegebenen hohen Beispiels der Hingabe an Italien, der Liebe zum Fortschritt und der Treue im Festhalten an den liberalen Institutionen — einer Treue, welche stets der Stolz des alten ritterlichen Hauses Savoyen gewesen, dem die Könige von Italien entstammen. „Mein einziger Ehrgeiz," schloß er, „wird der sein,



Humbert I, König von Italien.

Nach einer Photographie von Fül. d'Alessandri, Rom.



Kronprinz Victor Emanuel.

Nach einer Photographie von Fili. d'Alessandri, Rom.

die Liebe meines Volkes zu verdienen." Und als einige Tage später das Volk in Scharen unter dem Balkon des Quirinal seinem jungen Könige begeistert zujauchzte, während ihm gleichzeitig die Nachrichten ähnlicher Demonstrationen von allen Provinzen zugingen, da schloß Umberto tief bewegt den Prinzen von Neapel in seine Arme und sprach: „Mein Sohn, ich schwöre dir, so zu leben, daß du nach meinem Tode mit gleicher Liebe begrüßt werden kannst." Und es steht über allem Zweifel, daß Umberto seinem, in jenem feierlichen Augenblick gegebenen Versprechen treu geblieben ist. König Humbert wird von seinem Volke geliebt; und wenn nicht in derselben Weise populär, wie sein Vater, so ist er dies doch in gleich hohem Grade. Er hat sich als ein würdiger Abkömmling des stolzen Hauses Savoyen bewährt.

Die Stellung eines Königs von Italien ist keine leichte. Die ganze Geschichte der Halbinsel zeigt, daß im Volke eher ein Hinneigen zu republikanischen, als zu monarchischen Gesinnungen vorherrscht, und die Helden des „Risorgimento," Mazzini und Garibaldi, nebst anderen, minder hervorragenden Kräften, wie der Deputierte Cavallotti und der Dichter Carducci, waren sämtlich eifrige Republikaner, von denen die drei ersten die Monarchie nur gewissermaßen als pis-aller annahmen, und der letztgenannte aus romantischer Verehrung für die Königin. Überhaupt ist es die persönliche Ergebenheit für das Haus Savoyen — ein Gefühl, das sowohl Victor Emanuel, wie Umberto im Volke zu nähren verstanden — auf welche sich die italienische Monarchie stützt. Die ganze Nation spricht von der königlichen Familie mit einer liebevollen Hochachtung, die nicht ohne Beimischung einer gewissen demokratischen Vertraulichkeit ist, erweckt durch die ungezwungene Leutseligkeit der Mitglieder des Herrscherhauses. In den unteren Volksklassen, bei denen die Gefühle am deutlichsten und schärfsten an die Oberfläche treten, wird nicht von „Se. Majestät, dem König," und „Ihrer Majestät, der Königin" gesprochen, sondern einfach von „Umberto" oder „Margherita." Die Leute fühlen sich angenehm berührt durch die Art, wie dies Königspaar außerhalb des Schlosses alle Etikette verbannt, und sie empfangen die königlichen Herrschaften in Stadt und Land mit den herzlichsten Kundgebungen ihrer Anhänglichkeit. Von höchster Wichtigkeit ist diese persönliche Beliebtheit in einer Nation, deren Monarchie kein seit Jahrhunderten bestehendes Dogma ist, sondern erst seit kurzem und infolge einer Verkettung jüngster Ereignisse besteht.

Der erste Repräsentant dieser so eigenartig begründeten Monarchie war Victor Emanuel, der in Bezug auf seine Tugenden wie seine Fehler mit dem Gascogner Heinrich IV. von Frankreich zu vergleichen sein dürfte. Sein Sohn Umberto, der sich mit seiner Cousine Margherita, Tochter des Herzogs von Genua, vermählte, erhielt dem Thron die nationalen Sympathieen zu einer Zeit, wo irgendwelcher fremde Einfluß höchst gefährlich sowohl für die inneren, wie äußeren Angelegenheiten des Landes hätte werden können. Und beide haben die infolge ihrer Blutsverwandtschaft befestigte Stellung ihres Throns noch mehr zu sichern gewußt durch ihr wahrhaft schönes Familienleben und die Gewissenhaftigkeit, mit der sie die Freiheiten der neugeschaffenen Nation respektierten.

Umberto I., der zweite König Italiens, ist in Turin, am 14. März 1844, am Jahrestage der Geburt seines Vaters, Victor Emanuel, geboren. Seine Mutter war Maria Adelheid, Tochter des Erzherzogs Rainer, damaligen Vicekönigs der Lombardei und Venedigs. Die Prinzessin war eine sanfte, höchst liebenswürdige Dame und eine ausgezeichnete Gattin und Mutter, die mit der zärtlichsten Sorgfalt die Erziehung ihrer Kinder überwachte; sie unterrichtete dieselben persönlich und war bei ihren Studien, ihren Vergnügungen und Mahlzeiten anwesend. Bei der Erziehung befolgte sie großenteils die im Savoyergeschlecht traditionellen Grundsätze, welche darauf hinzielen, die Prinzen kräftig und mutig zu machen, sie körperlich abzuhärten und geistig mehr mit nüchternen praktischen Kenntnissen, als litterarischen und künstlerischen Interessen zu erfüllen, gleichzeitig die Idee in ihnen nährend, daß ihr edles altes Stammhaus allen Geschlechtern des Staates überlegen sei. „Die Furcht war immer fremd dem Hause Savoyen," lautet die Devise der Familie, deren Abkömmlinge sich zu allen Zeiten durch kriegerischen Mut hervorgethan haben. Im

Jahre 1855, als Umberto erst elf Jahre zählte, traf ihn das Unglück, seine Mutter zu verlieren, und der mit Regierungsgeschäften überbürdete Victor Emanuel hatte weder Zeit noch Neigung, sich mit der Erziehung seiner beiden kleinen Söhne zu beschäftigen. Sie gewannen indessen durch ihres Vaters Beispiel, seine Liebe zu Italien und den Eifer, mit dem er sich der Befreiung des Landes widmete, die besten Lehren für die wichtigsten Aufgaben ihres Lebens. Um das Jahr 1859 war Umberto schon Soldat und kämpfte neben seinem Vater auf den Schlachtfeldern, welche für das Schicksal Italiens von entscheidender Bedeutung wurden. Im Kriege von 1866 stand er wiederum voran im Kampfe und hat sich besonders bei Peschiara, wo er die Division befehligte, welche vor Villafranca focht, und bei Custozza ausgezeichnet, wo der glühende Patriot Nino Bixio nur gerade zu rechter Zeit kam, um ihn aus der Lebensgefahr zu erretten, in die er durch seine Kühnheit geraten war. „Ich werde es Ihnen nie vergeben, daß Sie mir diese Angelegenheit nicht allein überlassen haben,“ war die Antwort, welche der Prinz noch in der ungestümen Erregung des Moments dem General gab, als dieser ihm vorstellte, in welcher Gefahr er sich befunden hätte.

Vor dem Feldzuge von 1866 war Umberto schon in die diplomatische Welt eingeführt. Es waren ihm politische Missionen von der höchsten Wichtigkeit übertragen worden. Er hatte eine hervorragende Rolle bei der Reorganisation des Königreiches beider Sizilien übernommen und war im Juli 1862 in Neapel und Palermo unter dem Jubel der über ihre Befreiung freudig erregten Bevölkerung eingezogen. Er hatte sich auch kurz vor dem Kriege mit Österreich nach Paris begeben, um die Gesinnungen der französischen Regierung hinsichtlich des Bündnisses zwischen Italien und Preußen zu erforschen.

Erst mit vierundzwanzig Jahren wurde Prinz Umberto Bräutigam, da die ihm früher bestimmt gewesene Dame durch den Tod hingerafft worden war. Aus Anlaß der Vermählung Prinz Humberts stiftete Victor Emanuel den Orden der Krone von Italien, welcher für jedwedes Verdienst verliehen wird. Nach feierlichem Triumphzug durch die Hauptstädte Italiens — natürlich mit Ausnahme Roms — schlug das neuvermählte Paar in Turin seinen ständigen Wohnsitz auf. Ein und ein halbes Jahr später, als Victor Emanuels Leben an einem Faden hing, wurde der Thronerbe, des Königspaares einziges Kind, geboren, der wie sein Großvater Victor Emanuel genannt ward und den Titel „Prinz von Neapel“ nach dem Ort seiner Geburt erhielt.

Nach der Besitzergreifung Roms begleiteten Umberto und Margherita den König nach der ewigen Stadt. Dort gewann Margherita allmählich Einfluß auf ihren rauhen, doch gutherzigen Schwiegervater, während ihre anmutige und herzgewinnende Persönlichkeit auch auf das Leben an Victor Emanuels eigentümlichem Hof eine günstige Wirkung zu üben begann. Eine Schilderung jenes Hofes würde ein spezielles Studium erfordern. Finanzielle Schwierigkeiten kamen häufig vor, traten sogar periodisch auf; Ordnung wurde in keiner Weise beobachtet. Eine bunte Gesellschaft drängte sich um den König und haschte nach dem Golde, das er nach rechts und links ausstreute. Auf Etikette ward wenig gegeben und keine Rücksicht auf das in der Gesellschaft übliche Formenwesen genommen. Über das Ganze herrschte oder bemühte sich zu herrschen die Gräfin von Mirafiore, des Königs Gemahlin in morganatischer Ehe. Ein solcher Hof war nicht dazu angethan, der stolzen alten römischen Aristokratie zu behagen; Klugheitsrücksichten machten hier einen Wandel wünschenswert, und er wurde durch Margherita geschaffen, die unter den schwierigsten Verhältnissen diese Aufgabe mit jenem Takt zu lösen begann, durch den sie sich stets in so hohem Grade ausgezeichnet hat.

König Victor Emanuel wurde durch seine Stellung als „Re Liberatore“ verhindert, diejenigen Reformen einzuführen, deren Notwendigkeit er sehr wohl erkannte. Was ihn hemmte, galt jedoch nicht für seinen Sohn. Im Gegenteil war es nicht mehr als angemessen, daß auf einen „Re Liberatore“ ein „Re Esemplare“ folgte. Kaum hatte Umberto den Thron bestiegen, so ging er mit allen Kräften an das Werk der Reform, und dasselbe gelang ihm mit Hilfe seiner königlichen Gemahlin so gut, daß der jetzige italienische Hof geeignet ist, den vornehmen Familien des Reiches als



Margarethe, Königin von Italien.

Nach einer Photographie von Fül. d'Alessandri, Rom.



Margarethe, Königin von Italien

Nach einer Photographie von Fül. d'Alessandri, Rom.



Prinz Thomas, Herzog von Genua.
Nach einer Photographie von Schemboche, Turin.

Vorbild zu dienen. Mit unerbittlicher Strenge beseitigte er alle unnötigen Ausgaben, und sorgfältig studierte er die Frage der regelmäßigen Kosten des Hofhalts. Die Diners und Bälle, welch erstere unter Victor Emanuel abscheulich waren, während letztere ein wahres Tohuwabohu gewesen, wurden jetzt untadelig. Der Bestand des Marstalls, obwohl in königlichem Stil fortgeführt, wurde durch Abschaffung vieler überflüssiger Pferde verringert.

Die solcherart für die Hofhaltung eingeführte Ordnung und weise Sparsamkeit setzten Umberto in den Stand, die großen Schulden seines Vaters zu bezahlen, deren Übernahme durch den Staat das Parlament vorgeschlagen hatte, und außerdem stets über die nötigen Summen verfügen zu können, wo es galt, sich an nationalen Subskriptionen für irgendwelche wohlthätige Zwecke zu beteiligen, oder Kunst und Wissenschaft zu fördern, wo immer es in seiner Macht stand. Besonders gern läßt er seine Hilfe pensionierten Offizieren oder den Hinterbliebenen derjenigen zu teil werden, die sich im „Risorgimento" ausgezeichnet haben. Zahllos sind die Beispiele seiner Freigebigkeit in dieser Richtung. Nur zwei Fälle mögen hier erwähnt sein. Unlängst ereignete es sich, daß die Gattin und die Tochter eines aus dem Dienst geschiedenen Generals durch Verbrennen ums Leben kamen. Der König sandte ein Beileidstelegramm, und da er in Erfahrung brachte, daß die Familie in mißlichen Vermögensverhältnissen lebte, bat er den General, von ihm als „Freund und Waffenbruder" 5000 Francs anzunehmen. Vor einigen Jahren erging es der Witwe eines ausgezeichneten Patrioten und Veteranen von 1848, der Mutter eines Adjutanten des Königs, pekuniär sehr schlecht. Als der Adjutant seine Dienstzeit bei Hofe beendet hatte, legte der König seinen Arm auf den des Scheidenden und sprach: „Jetzt, wo Sie den Hof verlassen, wird es Ihnen schwerer werden, einen Teil Ihres Gehalts Ihrer Mutter zu geben; lassen Sie mich als Ihren Freund für Sie thun, was das Ministerium nicht kann, und bitten Sie sie in meinem Namen, eine Jahrespension von 2000 Francs anzunehmen."

Der König leitet seine Privatangelegenheiten mit einer Sorgsamkeit, die ihm zur zweiten Natur geworden ist. In vertraulicher Unterhaltung mit seinen Adjutanten spricht er besonders gern von erzielten Verbesserungen und liebt es mehr, wirtschaftliche Fragen zu erörtern, als militärische und politische. Wenn er sich persönlich am politischen Leben beteiligen wollte, so würde er ohne Zweifel sofort sein Interesse den finanziellen Fragen zuwenden, welche Italien jetzt beunruhigen. Die Ordnung seiner Privatangelegenheiten nimmt ihn stark in Anspruch. Er steht früh auf und begibt sich in sein Arbeitszimmer, wo er gleich einem Florentiner Banquier des Mittelalters Rechnungen durchsieht, Briefe diktiert, seine Korrespondenz mit Anmerkungen versieht — kurz, wie einer seiner Beamten lachend sagt — „er schreibt Briefe und zählt sein Geld." Es wären in der That manche interessante Vergleichungspunkte zwi-

schen diesen nationalen modernen Könige und dem gleichfalls nationalen Mediceern des Mittelalters zu finden.

Einen fähigen Assistenten in seinen ökonomischen Bestrebungen fand der König an dem Commendatore Urbano Rataƶƶi, einem Neffen des Rivalen Cavours. Er war früher Rechtsanwalt und wurde dann des Königs rechte Hand in der Verwaltung der königlichen Privatfinanzen. Der Widerwille dieses Herrn gegen unnütze Ausgaben ist sprichwörtlich geworden und wird öfters von der Königin mit mildem Spott gegeißelt. Wie erzählt wird, soll einst der König beim Diner in einer Weste erschienen sein, die zu kurz für ihn war, und die Königin hierauf lachend bemerkt haben: „Den Anzug hat sicherlich Rataƶƶi für Sie bestellt; ich sehe es an dem Maß des Stoffes.“ Die einzige Persönlichkeit am jetzigen italienischen Königshofe, die zur Verschwendung neigt, ist vielleicht die Königin, welche die im allgemeinen bei den Italienerinnen herrschende Vorliebe für Toilettenluxus teilt – in welcher Hinsicht sie ihren Unterthaninnen kein gutes Beispiel gibt, dieselben vielmehr in dem Hang bestärkt, sich reicher zu kleiden, als ihre Mittel oft gestatten. In einer Richtung übt die Königin einen bewundernswürdigen Einfluß aus. Sie ist stets bedacht, die Bildung des Geistes zu fördern. Gleich ihrer Mutter, der Herzogin von Genua, liest sie viel. Sie ist des Deutschen, Englischen und Französischen kundig und spricht diese Sprachen fließend. Auch interessiert sie sich für Frauenarbeit und ist immer bereit, die Arbeitenden zu unterstützen. Als Tochter des Hauses von Savoyen, das bekanntlich von jeher klerikale Neigungen besaß, ist sie eifrig bestrebt, die zwischen der Monarchie und der Kirche in Italien bestehende Kluft zu überbrücken. Und mehrfach hat sie schon Versöhnungsversuche gemacht, welche ihr sogar etwas verdacht worden sind, und die in manchen Kreisen ihrer hohen Beliebtheit ein wenig Eintrag gethan haben. Aber selbst keine der extremsten republikanischen Zeitungen hat jemals etwas berichtet, was den geringsten Schatten auf Königin Margheritas Ehre hätte werfen können. Ohne Zweifel hegt Margherita von Savoyen eine hohe Auffassung ihrer Pflichten als Königin, Gattin und Mutter, und vor allem liegt ihr, wie ihrem Gemahl der ruhmvolle Name des alten Hauses von Savoyen am Herzen, dem beide angehören.

Ein der Königin geweihter empfindsamer Kultus ist bei den Italienern allgemein verbreitet. Als ihr Sinnbild wird vielfach das Blümchen, das in Italien ihren Namen trägt (unser Maßliebchen) gewählt und überall bei festlichen Dekorationen verwandt. Sie selbst liebt vorzugsweise ein anderes Emblem ihres Namens, die Perle, und an den zahlreichen Perlenreihen, welche ihren Hals schmücken, ist die Königin stets mit Sicherheit zu erkennen. Von Jahr zu Jahr wird dieser Schmuck reicher, denn der König, der die Vorliebe seiner Gemahlin für Juwelen teilt, fügt alljährlich dem kostbaren Halsband eine Schnur hinzu, so daß die Ketten jetzt bis über die Taille der Königin herabhängen und dadurch für eine



Isabella, Herzogin von Genua,
geb. Prinzessin von Bayern.
Nach einer Photographie von Schemboche, Turin.

anmutige Zierde fast zu schwer geworden sind.

Königin Margherita liebt es, sich mit Kunstwerken aller Art zu umgeben. Ein Blick in ihr Wohnzimmer läßt die verschiedenen Geschmacksrichtungen und Interessen erkennen, denen sie huldigt. Bücher in verschiedenen Sprachen füllen nicht nur die Bücherschränke, sondern liegen auch auf Tischen und Stühlen, woran ersichtlich ist, daß sie wirklich gelesen werden; hohe Stöße Notenhefte sind ebenfalls da; elegante Handarbeiten, sowohl fertige, wie noch unvollendete, erblickt man überall, denn die Königin weiß die wenigen Stunden, welche ihr allein gehören, vortrefflich zu verwerten. Dabei füllt sie ihre Zeit keineswegs nur durch Beschäftigung im Sitzen aus. Seit einigen Jahren hat sie sich mit großer Energie im Bergsteigen geübt, und oft besucht sie die Gegenden von Aosta und von Cadore, das Geburtsland Tizians. Sie ist eine ausgezeichnete Fußgängerin und Bergsteigerin, worin sie ihren weiblichen Unterthanen ein gutes Beispiel gibt, die für derlei Sport gewöhnlich zu träge sind. Die der Königin eigenen Vorzüge des Geistes im Verein mit ihrem liebenswürdigen Wesen haben ihr die aufrichtige Freundschaft vieler wissenschaftlich und literarisch bedeutender Männer verschafft, die sich zu intimen Theeabenden bei ihr einstellen, um ohne Ceremoniell ein Stündchen zu verplaudern. Dort pflegte auch der verstorbene Minister Minghetti zu erscheinen, ein schlichter bürgerlicher Herr, der in schöngeistigen Fragen gut bewandert war. Bonghi gehört ebenfalls zu den Stammgästen am Theetisch der Königin, desgleichen Giosnè Carducci, der größte lebende Dichter Italiens, den ihr bezaubernder Einfluß vom Republikanismus bekehrt hat.



Prinz Ferdinand.
Nach einer Photographie von Schemboche, Rom.

Der junge Prinz von Neapel hat einen strengen Studiengang durchgemacht und ist auch an die kühne Furchtlosigkeit gewöhnt worden, welche in seinem Stammhause als „sine qua non" gilt. Es wird erzählt, auf der Heimfahrt von Palermo, wohin er mit seiner Mutter gereist war, habe sich ein so starker Sturm erhoben, daß der Kapitän des Schiffes die Sicherheit der hohen Reisenden gefährdet glaubte. Er überlegte mit seinen Offizieren, ob es nicht ratsam sei, zurück zu fahren, und es wurde beschlossen, der Königin die Frage zu unterbreiten und nach ihrer Entscheidung zu handeln. Zufällig hatte sie ein Blatt Papier in der Hand, und ohne Zögern schrieb sie die Worte darauf: „Sempre avanti Savoia" und reichte es dem Kapitän.

Der Prinz hängt mit liebevollster Verehrung an seiner Mutter. Viele hübsche Geschichten werden noch aus seiner Knabenzeit erzählt, da er ihr kleine Geschenke von Ersparnissen aus seinem Taschengelde zu kaufen pflegte. Gleich seinem Vater ist er freimütig in seiner Rede, und wie seinem Vater ist auch ihm die für einen Monarchen so wichtige Gabe verliehen, das rechte Wort am rechten Platz zu sagen und so direkt den Weg zum Herzen der Hörer zu finden. Er versteht zu sprechen, und er spricht gern. Nie giebt er ein Urteil ab, das nicht wohl überlegt wäre. Ein besonderes Interesse widmet er der Geschichte und Altertumskunde, und zu seiner kürzlich unternommenen Reise nach Mittel-Asien, die viel zur Bereicherung seines Wissens beigetragen hat, ist er wahrscheinlich durch diese Studien angeregt worden. Als er noch jünger war, plauderte er in seiner offenen Art gern von

dem Familienleben in seinem Elternhause. Folgende kleine Anekdote ist von ihm selbst erzählt:

Im Gegensatz zur Königin ist der König durchaus nicht künstlerisch beanlagt, und besonders fehlt es ihm an musikalischem Gehör. Seit einiger Zeit hält es die Königin nun für nötig, beim Lesen Augengläser zu benutzen. Diese Gläser kann der König nicht leiden, und wenn er sieht, daß sie dieselben vor die Augen nehmen will, sagt er sofort: „Margherita, lege die Gläser hin." „Mama gehorcht aber nicht," erzählte der Prinz weiter, „worauf Papa sagt: „„Margherita, wenn du die Gläser nicht abnimmst, so werde ich singen."" „Und Mama fürchtet sich so vor Papas falschen Tönen, daß sie gleich gehorcht, um solcher Qual zu entgehn."

Als Herrscher hat König Umberto seinem Volk von Jahr zu Jahr mehr Grund zur Zufriedenheit gegeben, da er an Einsicht und Urteilsfähigkeit beständig gewonnen hat. Sein Vater, der Begründer der Monarchie, hatte seine Minister aus der gemäßigten Partei gewählt, bis er zwei Jahre vor seinem Tode die Regierung in die Hände der Linken gab. Der gemäßigten Partei standen als Widersacher Garibaldi und Mazzini gegenüber, die einen mächtigen Einfluß auf die große Masse der Bevölkerung besaßen. Bekanntlich war Victor Emanuel mehrfach uneins mit Garibaldi gewesen, der infolge seines ungestümen Naturells und seiner unphilosophischen Sinnesart für die Erfordernisse der Diplomatie durchaus kein Verständnis besaß. Nach dessen eigenmächtigem Vorgehen bei Mentana und bei Aspromonte hatte Victor Emanuel sich sogar genötigt gesehen, ihn verhaften zu lassen. Und Mazzini war während der ganzen Regierungszeit des Königs Victor Emanuel bei Todesstrafe von Italien fern gehalten worden, obgleich der Monarch bei verschiedenen Gelegenheiten mit dem republikanischen Patrioten Briefe gewechselt und sogar einige Mal im Einverständnis mit ihm gehandelt hat. Aus diesen Gründen kam es trotz der großen Beliebtheit Victor Emanuels zuweilen vor, daß aus den Volksmassen ein Zischen sein Ohr traf. Dies ist seinem Sohn Umberto nie widerfahren, der stets mit der Linken und den Radikalen und im Einklang mit den Wünschen der Kammer regiert und mitunter wohl ein leises Murren der Konservativen hervorgerufen hat, immer aber des Beifalls der Menge sicher war. Er darf sich rühmen, der einzige Mann in Italien zu sein, dem allseitige Verehrung zu teil wird. Ein Studium seines Lebens und Wirkens zeigt ihn als einen König, dem der Ehrgeiz nicht fehlen würde, gleiche Großthaten zu vollbringen, wie sein Vater, und der von gleicher Treue gegen die Verfassung erfüllt ist. Er ist ein Mann, der sich, wo Heroismus erforderlich, als Held erweisen würde, und zwar ohne jegliche künstliche Bravour oder Reklame, sondern einfach, weil der Heroismus in seiner Natur liegt. In seiner Charakteristik dürfte eben als vornehmste Eigenschaft der Mut zu nennen sein. Selbst unter seinen Ahnen war Keiner, der vom Geiste der Devise seines Hauses „Avanti Savoia" in höherem Grade beseelt gewesen wäre. Als er während der Cholera-Epidemie furchtlos die von der Seuche verpesteten Stätten aufsuchte und sich vor den schlimmsten Fällen nicht scheute, war er auf höchste erstaunt, seine Handlungsweise gepriesen zu hören. Immer und immer wieder sagte er in fast ungeduldigem Ton: „Ich habe ja nur meine Pflicht gethan."

Wo irgend ein großes Unglück schnelle Hilfe erfordert, ist der König stets der erste auf dem Platze, um alle durch sein Beispiel zur Nacheiferung zu begeistern. Beinahe möchte man sagen, er sei zu spät auf die Welt gekommen. Unser Jahrhundert bietet wenig Gelegenheit, Heroismus zu zeigen; es fordert andere Eigenschaften von den Souveränen. Italien ist ein armes Land, verarmt auch infolge der Krisen, die es zu erdulden hatte, bevor seine Einigung erzielt war. Es umfaßt überdies Provinzen, welche der Civilisation nach kaum erschlossen sind, wo die Erziehungsarbeit also erst begonnen werden mußte. Ein solches Land bedarf der Ruhe und Erholung, der Wirksamkeit einer weisen und vorsichtigen Verwaltung, es muß Staatsmänner von Überlegenheit des Urteils und scharfem Verständnis haben. Diese letzte Gabe nun ist König Umberto in keinem besonders hohen Grade eigen. Louis Philipp pflegte zu sagen: „Alle meinen, ich solle meine Pflicht thun; die Schwierigkeit liegt aber nicht darin für mich, meine Pflicht zu thun, sondern im Erkennen dieser Pflicht." So ist auch Um-

berto von dem aufrichtigen und eifrigen Wunsche erfüllt seine Pflicht zu thun, während er zugleich über das Wie im Unsicheren ist. Er verfolgt, um sich Klarheit über eine Sache zu verschaffen, aufs genaueste die darüber in der Kammer gepflogenen Verhandlungen, und richtet sich dann nach den Vorträgen seiner Minister, die natürlich mehr geneigt sind, das vorübergehende Interesse ihrer Partei zu fördern, als das dauernde des Staates. Der König empfindet stets die wärmste Bewunderung für den jeweiligen Premier, so war er für Cairoli eingenommen, für Depretis, und das gleiche Gefühl hegte er für Crispi und jetzt für Rudini. Im Privatleben spricht er mit einer Offenheit, die im höchsten Grade undiplomatisch ist, aber er besitzt die seltene Gabe, den Massen gegenüber den rechten Ton zu treffen und in den Herzen des warmfühlenden italienischen Volkes die edelsten Saiten des Patriotismus anzuschlagen. Leere Phrasen und hochtrabende Reden sind ihm verhaßt.

König Umberto war — wie die Prinzen seines Hauses zumeist — ein sehr schmächtiger Knabe, und auch als junger Mann außerordentlich zart. Er suchte sich äußerlich wie sein Vater zu geben, doch fehlte ihm die robuste Natur, wodurch jener im stande war, in Arbeit und Vergnügen das höchste Maß zu ertragen. Im Laufe der Jahre ist Umberto stärker und kräftiger geworden, aber er hat früh gealtert. Zu einer Zeit war er ein leidenschaftlicher Raucher, doch als seine Ärzte ihm eines Tages das Rauchen widerrieten, entsagte er dieser Gewohnheit gänzlich. Ohne das Gebirgsleben in dem Maße zu lieben, wie sein Vater, findet er doch das größte Vergnügen daran, wochenlang in den Bergen von Aosta zu leben und Gemsen zu jagen, mit einem Leinenzelt als Obdach und der einfachen groben Kost der dortigen Bauern zufrieden. Wie Victor Emanuel hat auch Umberto eine Vorliebe für das Leben im Freien und für Bewegung, die den Körper ermüdet. Er steht auf, wenn der Morgen graut und trotzt jedem Wetter mit Gleichmut. Selbst in Civilkleidern läßt er sich lieber von einem schweren Regenguß bis auf die Haut durchnässen, als daß er einen Regenschirm aufspannt; und ebensowenig scheut er sich, bei irgend einem Volksfest stundenlang in der brennenden Sonne zu stehen, und mit spöttischen Blicken sieht er dann auf andere, die den Schatten aufsuchen. Die Nichtbeachtung der Witterungseinflüsse ist ein charakteristischer Zug der Mitglieder des italienischen Königshauses. Umberto repräsentiert in keiner Weise den Typus eines aristokratischen Monarchen; die Italiener können sich wahrlich glücklich schätzen, an ihm einen Herrscher erhalten zu haben, wie ihn die Franzosen an Louis Philipp zu finden hofften, einen König, der den Titel „Bürgerkönig“ in Wahrheit verdient.

Prinz Emanuel, Herzog von Apulien.
Nach einer Photographie von Bettini, Livorno.

Des Königs beide Schwestern, denen er in großer Liebe zugethan ist, sind ganz Europa bekannt. Die unglückliche Prinzessin Maria Clotilde Bonaparte, Mutter der Prinzessin Lätitia, der Witwe Amadeos, lebt zurückgezogen in Moncalieri, wo sie ihre Zeit Gebeten und frommen Werken widmet. Seine andere Schwester ist Pia, die verwitwete Königin von Portugal — geistreich, feurigen Temperaments, klug, lebhaft und konventionellen Formen abhold.

Bismarck hat einmal bemerkt, das Haus Savoyen sei arm an Nachkommen. Er dachte dabei nicht an die vier Söhne



Prinz Viktor, Graf von Turin.
Nach einer Photographie von Bettini, Livorno.

des Herzogs von Aosta und den Prinzen Thomas Herzog von Genua nebst seinem Kinde. Von den Prinzen von Aosta ist einer bei der Artillerie, einer bei der Kavallerie und einer bei der Marine; der vierte, Lätitias Sohn, ist noch ein Kind.

Des Königs Schwager, Prinz Thomas von Savoyen, Herzog von Genua, ist Marine-Offizier und bekleidet jetzt den Rang eines Kontreadmirals. Als Aspirant eingetreten, ist er durch alle Rangklassen aufgerückt. Er hat als Kommandant der Korvette „Vettor Pisani" die Welt umschifft und ist im chinesischen Meer mit dem Prinzen Heinrich von Preußen zusammengetroffen, der zu jener Zeit noch Seekadett war. Auch befehligte er ein Jahr lang den „Dandalo," und in der Zwischenzeit ging er nach Newcastle, um das Torpedoschiff „Bansan" zu holen, das dort für die italienische Regierung gebaut worden ist. Er war damals nicht zum erstenmal in England. Hatte er doch die berühmte Schule in Harrow besucht, woran er sich stets mit Vergnügen erinnert. Der starke robuste Mann ist ungemein einfach in seinen Lebensgewohnheiten. Er beherrscht die bedeutenderen europäischen Sprachen vollständig, und auf zwei Reisen nach Japan hat er auch die Sprache von Yokohama erlernt. Sein Hauptinteresse nimmt das Maschinenwesen in Anspruch, sein liebster Zeitvertreib besteht darin, Maschinenbau-Anstalten zu besuchen. Bei Hofe hat man von seiner strategischen Befähigung eine hohe Meinung. „Ich bin überzeugt," sagt ein italienischer Fachschriftsteller, „daß, falls ein Krieg ausbräche, König Umberto von seinem Schwager das Gleiche sagen könnte, wie Friedrich der Große von seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, mit Bezug auf den siebenjährigen Krieg: „Wir alle haben Fehler gemacht, nur Prinz Heinrich nicht."

Seine Gemahlin ist die Prinzessin Isabella von Bayern, eine verehrungswürdige Dame von höchst anziehendem und dabei schlichtem Wesen, welche ihrem einzigen Sohn, Prinz Ferdinand, einem blonden Kinde, im Verein mit ihrem Gatten eine Erziehung gibt, wie sie einem Sprößling der Familie eines Bürgerkönigs geziemt.

Der junge Herzog von Aosta, Prinz Emanuel, lebt in Florenz und hat den Rang eines Artilleriehauptmannes inne. Er ist ein hübscher junger Mann mit freien,

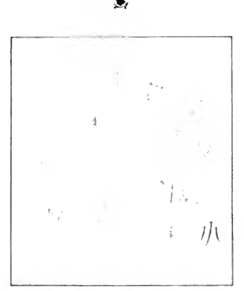


Prinz Ludwig, Herzog von Aosta.
Nach einer Photographie von Bettini, Livorno.

offenen Zügen, der Pferde und gesellige Freuden liebt, doch sehr wohl seine Würde als Prinz von Geblüt (dessen Platz in der Hofrangliste gleich hinter dem des Prinzen von Neapel kommt) zu behaupten weiß. Sein Bruder, Prinz Victor, Graf von Turin, ist hingegen, was die Italiener einen „Monollo“ (flotter Bursche) nennen. Er verkehrt mit Menschen jeglicher Art und Stellung, so daß der König sich zuweilen veranlaßt sieht, ihm brieflich ein wenig mehr Vorsicht in der Wahl derjenigen Leute anzuempfehlen, welche er zum Frühstück einladet, oder die er besucht. Im Grunde ist er ein junger Mann von vortrefflichem Gemüt und gutem Herzen.

Amadeos dritter Sohn, Don Luigi von Savoyen, Herzog von den Abruzzen, wurde in Madrid geboren, als sein Vater noch König von Spanien war. Er ist in der Marine und hat den ganzen Kursus der Marine-Akademie in Livorno durchgemacht; jetzt war er zwei Jahre lang im Stillen Meer als Leutnant zur See.

Neben den Mitgliedern der königlichen Familie müssen wir auch diejenigen von der Linie Savoyen-Carignan erwähnen, die Kinder des Prinzen Eugen, der sich in der Diplomatie ebenso sehr ausgezeichnet hat, wie es sein Bruder Victor Emanuel zur Zeit der Einigung Italiens auf dem Schlachtfelde gethan. Er hat seine Stellung bei Hof durch Verheiratung mit einer nicht ebenbürtigen Gemahlin beeinträchtigt. Den Kindern des Prinzen Eugen hat König Umberto den alten Familiennamen der erloschenen Linie Savoyen-Soissons, Villafranca, verliehen. Die Familie Carignan stammt in der That von der Linie des Hauses Savoyen ab, zu welcher auch der berühmte Prinz Eugen gehörte. Villafranca, welchen Namen die Söhne Prinz Eugens neben „Savoyen-Soissons“ führen, ist eine kleine piemontesische Stadt, welche ihren Vorfahren gehörte. Wie ersichtlich, würde es, selbst wenn den Prinzen von Neapel das Schicksal eines frühen Endes träfe, dem Hause von Savoyen nicht an Erben fehlen.



Nixe. Nach einer Zeichnung von Julius Hübner.



Friedrichs des Großen Verhältnis zu deutscher Sprache und Litteratur.

Von Dr. J. Wychgram.

Jedermann kennt Geibels schönes Gedicht „Sanssouci.“ Durch den Königspark mit seinen regelrechten Laubgängen, seinen Steintritonen, seinen Terrassen führt uns der Dichter hinan zu dem schmucklos heitern Schloß mit breiten Fensternischen, darin des Abends Feuer glühn.

Dort lehnt ein Mann im Stuhl: sein Haupt ist vorgesunken,
Sein blaues Auge sinnt, und oft in hellen Funken
Entzündet sichs; so sprüht aus dunkler Luft ein Blitz.
Ein dreigespitzter Hut bedeckt der Schläfe Weichen,
Sein Krückstock irrt im Sand und schreibt verworrne Zeichen —
Nicht irrst du, das ist König Fritz.

Er sitzt und sinnt und schreibt. — Aber diesmal sind es nicht Kriegesruhm, nicht weise Gesetze, auch nicht Erinnerung an ferne Jugendzeit, die seine Seele füllen, auch nicht der Ausblick in die ruhmvolle, von ihm begründete Zukunft seines Hauses; ein wehmütig schmerzliches Gefühl bewegt den alten Mann: er, dem die Dichtung und der freie Gedanke unentbehrliche Begleiter durch sein Leben gewesen sind, betrauert, daß sein Volk, das er zu Glanz und Ruhm durch Siege und Gesetze hinaufgeführt, den Adel eigenen Schrifttums entbehrt. Er hat sein Lebtag vom fremden Schwan die weißen Federn borgen müssen, er ist ein Augustus gewesen, ohne daß ein Horaz ihm gesungen hat. „Erschein, erschein“ so ruft er aus „o Morgen, der uns den Götterliebling bringt.“

Er sprichts, und ahnt nicht, daß jene Morgenröte
Den Horizont schon küßt, daß schon der junge Goethe
Mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt!

Schöner und zugleich wahrheitsgemäßer kann das, womit sich die nachfolgenden Zeilen beschäftigen sollen, nicht ausgedrückt werden.

Man steht hier vor einer sonderbaren Erscheinung. Der große König, an dessen Persönlichkeit und an dessen Thaten sich zuerst wieder das vaterländische Gefühl, nicht nur der Preußen, sondern aller Deutschen aufrichtete, der Mann, der unsere Geschichte um einen Riesenschritt dem neuen Reiche entgegengefördert hat, in dessen ganzem Wesen wir die besten Eigenschaften unseres Stammes verkörpert sehen — er hat zeitlebens unter dem Einfluß französischer Bildung gestanden. Um französische Schriftsteller an seinen Hof zu ziehen, hat er Tausende von Thalern, die der sparsame Mann sonst ängstlich hütete, ohne Bedenken rollen lassen. Dem glänzendsten Geiste Frankreichs, Voltaire, baut er eine goldene Brücke; und trotz alledem, was dieser schlechte Mensch an seinem königlichen Freunde gesündigt hat, bleibt Friedrich bis an sein Lebensende der unwandelbare Verehrer der schriftstellerischen Größe des Alten von Ferney.

Die Gründe dieser ausschließenden Vorliebe für das Französische sind bekannt und wer sie sich vergegenwärtigt, wird einen Vorwurf gegen den König nicht mehr aussprechen können. Die Erziehung des jungen Prinzen war von Franzosen geleitet worden; in frühester Kindheit hatte er in der Frau von Roucoulles, im reiferen Knabenalter in dem kenntnisreichen und edlen Duhan de Jandun französische Bildung verehren lernen; frühzeitig war er an die Quellen der klassischen Poesie der Franzosen geführt worden, und die großartige Formenschönheit eines Racine und Corneille hatte auf seinen empfänglichen Sinn eingewirkt. Frankreich

besaß, vermöge seiner frühzeitigeren Entwickelung, eine Sprache, in der jede Stimmung und jeder Gedanke mit angemessenem Wort Ausdruck findet und deren oberste Stilgesetze Maß und Klarheit sind.

Was konnte dem Prinzen unsere Sprache und unser Schrifttum bieten? Schwulstig, unklar, maß- und haltlos im Ausdruck war unsere Poesie vielfach noch in der Geschmacklosigkeit der zweiten schlesischen Schule befangen, die Sprache ungeschickt zur scharfen, klaren Ausprägung der Gedanken; man suchte eben zur Zeit, da Friedrich jung war, in Anlehnung an den französischen Klassizismus unsere Sprache zu heben. Gottscheds Übersetzungen, so mangelhaft sie sein mochten, haben keinen anderen Zweck. Was Wunder, wenn sich da der Prinz, der König, der sich an dem Fertigen ergötzen wollte, zu den Originalen lieber wandte als zu den schlechten Nachahmungen. Und als nun erst die Sorgen der Regierung und großer Kriege auf seinen Schultern lasteten, da fühlte sich der König glücklich, in seinen Mußestunden an einer gebildeten Sprache und in einem großen in sich geschlossenen Schrifttum dem Schönen huldigen zu können; die werdende deutsche Poesie auf ihren Gängen zu verfolgen, konnte ihm nicht wohl in den Sinn kommen, und daß dem Könige ein großer Kunstgenuß verloren gegangen wäre, weil er etwa Klopstocks Messias nicht gelesen hat, werden mit mir diejenigen verneinen, die sich durch das Gedicht selbst hindurchgelesen haben. Die klassische Höhe unserer Dichtung, auf der sie Racine und Corneille in manchen Erzeugnissen überstrahlt, hat der König ja überhaupt nicht erlebt. Groß und gerecht urteilt Goethe im siebenten Buche von Wahrheit und Dichtung: „Wie kann man von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen."

Und trotz alledem ist der Einfluß Friedrichs des Großen auf unsere Litteratur und Sprache ein unermeßlich großer gewesen, so groß, daß die bedeutendste Geschichte unserer Dichtung, welche das letzte Menschenalter hervorgebracht hat, die von Wilhelm Scherer, eins der umfangreichsten Kapitel „Das Zeitalter Friedrichs des Großen" überschreibt. Wiederum Goethe hat den Kern der Sache getroffen mit seinen berühmten Worten in Dichtung und Wahrheit (VII): „Der erste wahre und höhere Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie."

Endlich, nach langer mattherziger Zeit war dem deutschen Volke wieder ein Mann erstanden, dessen kühner Wagemut, dessen heldenhafte Führung in Glück und Unglück das mitlebende Geschlecht hinriß. Da fragte der Deutsche, zumal der junge Deutsche nicht, ob er Preuße, Sachse, Schwabe oder Bayer war — die gewaltige, überlegene Persönlichkeit des Hohenzollern hatte es jedem angethan. „So war ich denn auch," sagt Goethe (Dichtung und Wahrheit II), „preußisch, oder, um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt; denn was ging uns Preußen an! Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte." Und fern im Schwabenland auf dem Hohenasperg sang Daniel Schubart:

„Ja, so stand er sieben Jahre im Feld des Todes
Hehr und frei, und groß, wie ein Gott.
Es staunten die Völker. Der Helden Geister
Nickten ihm Beifall vom Wipfel der Eichen.
Ringsum wichen vor ihm die Scharen der Hasser —
Und so stand er in seiner Heldenhoheit allein da!"

Schiller hat im Jahre 1788 auf Anregung Körners eine Fridericiade geplant, ein Epos, dessen Mittelpunkt Friedrich der Große bilden und das das ganze Leben des deutschen Volkes wie in einem Spiegel auffangen sollte. Klopstock feiert in einer begeisterten Ode 1749 den jungen König, den „besten Mann im ganzen Vaterland." Auch Wieland hat der König bei einer seiner dichterischen Gestalten vorgeschwebt.

Ein unvergängliches Kunstwerk aber knüpft sich unmittelbar an Friedrich an, Lessings Minna von Barnhelm. Ohne daß der König selbst darin vorkäme, fühlen wir doch auf Schritt und Tritt seinen Geist durch. Die ganze Voraussetzung des Stücks hat Friedrich geschaffen; die politischen Gegensätze zwischen Preußen und Sachsen sind von ihm angefacht und zum Austrage gebracht. Groß, edel, gerecht, etwa wie eine Art irdischer Vorsehung, die den Guten nicht verderben läßt und den braven Tellheim, der wiederum eine Ver-

körperung des durch Friedrich gepflanzten und gepflegten militärischen schönen Ehrgefühls ist, aus unverschuldeter Not rettet — so steht der König unsichtbar, aber thätig wirkend hinter der Szene. Alle Personen im Stück sind von einer stillen und selbstverständlichen Ehrfurcht gegen den gewaltigen Mann erfüllt; ja, unfreiwillig lobt ihn sogar Riccaut de la Marlinière, wenn er dem Fräulein zu verstehen gibt, daß man sich hier „nicht auf das Verdienst verstehe", indem man einen Mann wie ihn vor die Thür gesetzt habe.

Und solches Stück schrieb ein Lessing, von dessen Ruhm Deutschland widerhallte und von dem gleichwohl Friedrich wenig wußte und wissen wollte. Der König hat lange Gespräche mit Gottsched und mit Gellert gehabt, — schmerzlich bedauern wir es, daß nicht ein gütiges Geschick ihm statt ihrer Lessing von Angesicht zu Angesicht gegenüber gestellt hat. Das schneidige kampfesfrohe Wesen Lessings, seine Einfachheit und sonnenhelle Klarheit, die Tiefe seiner Gedanken — welch anderes Bild vom deutschen Schriftsteller würden sie dem Könige gewährt haben, als der pedantische Gottsched und der bei aller Geschicklichkeit, Anmut und Biederkeit doch an sein Vorbild Lafontaine nicht entfernt hinanreichende Gellert. —

Ich will nur nebenher die Thatsache berühren, daß das kriegerische und politische Wirken Friedrichs eine ganze Reihe kleinerer Dichter auf den Plan rief und daß die patriotische Lyrik durch ihn einen ansehnlichen Aufschwung erhielt. Da ist Gleim, der mitten im siebenjährigen Krieg seine anakreontische Harfe an den Nagel hängt und in starken, männlichen Tönen, die sogar eines Lessing freudigen Beifall finden, die „Preußischen Kriegslieder von einem Grenadier" singt und der Siegesstimmung nach der Prager Schlacht schönen Ausdruck leiht. Da ist die merkwürdige Anna Luise Karsch (die Karschin genannt), die Leuthen und Torgau preist und in Klagelauten des großen Königs Leichenzug besingt. Da ist Ramler, der in horazischen Versmaßen den Hohenzollern zujubelt, aber dabei, wie Schiller in einem berühmten Xenion sagt, „den Mund etwas voll" nimmt. Und da ist endlich der Sänger des Frühlings, der Major Christian Ewald von Kleist, selbst kämpfendes Glied des von ihm glänzend besungenen unüberwundenen Heeres, „mit dem Tod und Verderben In Legionen Feinde dringt." Er hat mehr gethan als die andern alle; wie später Theodor Körner hat er mit dem Tode besiegelt, was er gesungen und gelobt. Wie eine wehmütige und zugleich freudige Vorahnung seines Endes klingt es schon durch die Ode „An die preußische Armee" hindurch:

> Auch ich, ich werde noch, vergönn es mir, o Himmel,
> Einher vor wenig Helden ziehn.
> Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
> Und find' Ehr oder Tod im rasenden Getümmel.

Aber nicht die Kunstpoesie allein fand einen rühmlichen Mittelpunkt im König; was mehr gilt als das, das alte volkstümliche Soldatenlied, das seit den Helden des dreißigjährigen Krieges, oder wenigstens seit den Türkenkämpfen des Prinzen Eugen nicht mehr erklungen war, erlebt einen Aufschwung unter Friedrich. Kleist berichtet in einem Briefe, daß die Soldaten, nachdem sie früh beim Ausmarsch geistliche Lieder gesungen, dann Lieder auf den König anzustimmen pflegten. Diese volkstümlichen Lieder sind uns durch den treuen Sammelfleiß des Freiherrn von Ditfurth zum Teil erhalten. Sie muten uns an wie die alten Volkslieder und Landsknechtslieder aus dem Reformationszeitalter, in denen man Sickingens tapferes Streiten besang. Niemand weiß, von wem die Lieder gemacht sind; sie sind der Ausdruck der Meinungen und Stimmungen im Heere, und als solcher werden sie auf den Flügeln des Gesanges von Regiment zu Regiment getragen. Wehmütige Klänge wechseln mit fröhlichen, eine Stimmung aber ist die überwiegende: felsenfestes Vertrauen in Friedrichs Weisheit und Glück; selbst in den härtesten Zeitläuften, nach den entmutigenden Niederlagen blinkt dieses Gefühl immer von neuem sieghaft hervor. Und wenn nun gar eine glückliche Schlacht geschlagen, so klingt das Lied im Jubel an; wohl auch Spott und derber Witz folgt dem geschlagenen Feinde. Ernst Moritz Arndt teilt in seiner Lebensbeschreibung ein solches Lied mit:

> In Böhmerland bei Prag
> Da hat der König von Preußen
> Getanzet mit der Königin
> Von Ungarn und von Böhmerland
> Gar lustig wohl auf dem Plan.

Sie tanzeten so vortrefflich herum,
Daß ihnen das Gehirn im Kopf ward dumm,
Ein solcher Tanz kostet Mut —
Doch wenn ich's wiederum recht bedenk,
So thut es mich von Herzen kränken:

Meine Kameraden liegen in dem Blut,
Da heißt es nicht: Bruder, komm herein!
Hier ist gutes Bier, hier ist guter Wein.
Nein, da kostet es Fleisch und Blut.

Potztausend! ei! ei! ei! ei!
Eins hätt ich bald vergessen:
Die Herren Sachsen waren auch mit dabei;
Sie machten ja solche weiten Schritt,
Daß der Zehnte nicht konnte halten das Glied —
Da war der Tanz vorbei. —

Aus dem Jahre 1761, in dem es Friedrich besonders schlecht erging, stammt folgendes Lied:

Ziehe deinen starken Degen,
Friederikus, wieder 'raus!
Denn es rücken allerwegen
Feinde vor das preußische Haus.
Daun und Laudon konspirieren
Der Franzos sich rühren thut,
Auch der Ruß soll aufmarschieren,
Daß wir werden ganz kaput.

England will kein Geld nicht geben,
Jetzund bleiben ganz neutral,
Doch kost' das nicht gleich das Leben,
Ob es schon was fatal.
Nur recht tapfer drauf geschmissen,
Wie es sich für uns gebührt,
So wird man kein Sieg vermissen,
Wo Friedrikus kommandiert.

Als Seydlitz sein berühmtes Reiterstücklein zu Gotha verübt und bald nachher die Franzosen sammt der Reichsarmee bei Roßbach geschlagen waren, sang man im Heere nach einer lustigen Melodie:

Hat denn nicht die Pimpelgicht
Vor Schreck und Sürprise
Madame Pompadour gekriegt,
Lieber Herr Soubise,
Weil das schöne Heer, Musje,
Samt der ganzen Reichsarmee,
Kame so ins Laufen,
Ohne zu verschnaufen?

Und fragt man, wer denn solche Lieder gemacht hat, so antwortet uns mancher Schluß, ganz in der Weise des alten Volksliedes:

Ei, wer hat son seinen Verstand,
Daß er dies Lied von den Preußen erfand?
:,: Drei Königsgrenadier' in der Wachtstube, die haben das Liedlein erdacht. :,: —

Das Volk ist in diesem Punkte feinfühlig: die Ehre, im Volksgesange lebendig zu werden und so die höchste Stufe der Volkstümlichkeit zu erreichen, hat es nur wenigen gewährt. Und diese wenigen sind Männer gewesen, die einen großen religiösen oder vaterländischen Gedanken vertraten. Friedrich aber vertrat einen solchen: die Erhebung des deutschen Namens aus fremder Knechtschaft. Und daß dieser Gedanke mit vollem Bewußtsein und voller Klarheit in des Königs Seele lebte, das fühlte die Menge heraus trotz der welschen Umgebung, in welcher der alte Fritz seine wenigen Mußestunden verplauderte.

Man schlage die Geschichte des Friderícianischen Preußen auf: nirgend wird man finden, daß der König seine litterarischen Neigungen zu Frankreich in der Politik mitsprechen läßt. Er hat es bei Roßbach mit blankem Schwerte gezeigt.

Man schlage die französischen Werke Friedrichs auf und zahlreich werden einem die Stellen entgegentreten, in welchen sein lebhaftes deutsches Gefühl aus den fremden Worten hervorsprüht. Ein einiges deutsches Vaterland schwebt ihm schon vor, und mitten im siebenjährigen Kriege betrauert er tief (in seiner Ode aux Germains), daß Deutsche gegen Deutsche kämpfen müssen. Die Franzosen als Feinde Deutschlands sind ihm verhaßt; in einer Ode an Ferdinand von Braunschweig über den Rückzug der Franzosen 1758 sagt er:

Jusqu'en ses grottes profondes
Le Rhin se sent outrager;
Il s'indigne que ses ondes
Portent un joug étranger.
Le Wéser dans l'esclavage
Appelle sur son rivage
Ses défenseurs enflammés;
Il assemble la tempête
Qui, Français, sur votre tête
Venge ses bords opprimés.

Wo ein so heißer Wunsch lebte, das preußische und deutsche Vaterland selbständig, geachtet, frei zu machen, da darf man wohl von vornherein auf den ferneren Wunsch schließen, diese Erhebung und Befreiung auch in geistiger Beziehung zu bewerkstelligen. Friedrich hat wenig Glauben an die Vorzüglichkeit der gleichzeitigen deutschen Litteratur gehabt; er hat nie einen Unterschied machen wollen zwischen dem, was er in seiner Jugendzeit von ihr gekannt, und dem, was sie im achten Jahrzehnt seines Jahrhunderts geworden war. Wohl aber hat er den sehnlichen Wunsch gehabt, aus ihrem

vermeintlich rohen Zustande die heimische Sprache und das heimische Schrifttum zu erheben. Und er hat fruchtbare Gedanken geäußert über die Wege, die zu einem solchen Ziele einzuschlagen wären. Der verstorbene Berliner Schulrat Cauer hat in einem sehr lesenswerten Programm des Gymnasiums in Danzig vom Jahre 1873 nachgewiesen, wie der König in den Schulen eine Beförderung deutschen Sprachgefühls und sprachlicher Gewandtheit durch Übersetzungen aus den alten Autoren anstrebte: ja man kann sagen, daß in den preußischen Gymnasien der deutsche Unterricht erst auf Anregung Friedrichs des Großen eingeführt worden ist. Fast möchte man meinen, daß eine gewisse Ähnlichkeit zwischen den Schulreformgedanken des großen Königs und denen unseres Kaisers besteht.

Aus einem immer wiederkehrenden Gesichtspunkt beurteilte Friedrich den Stand und die Zukunft der deutschen Litteratur: er hielt die Sprache für zunächst noch unfähig, einen schönen Gedanken in schöner Form auszudrücken. Das zeigt sich in seinen berühmten Gesprächen mit Gottsched und mit Gellert, das zeigt sich ebenso in der berühmten Schrift „De la littérature allemande.“

Verweilen wir etwas länger bei jenen Gesprächen und bei dieser Schrift.

1757 kam Friedrich nach Leipzig: Die Universität läßt ihn durch eine Abordnung von Professoren bewillkommnen. Er spricht mit ihnen über den Betrieb der historischen und philosophischen Studien und fragt dabei alsbald nach Gottsched und dessen Frau. Gottsched wird durch einen Kammerdiener aufgefordert, vor dem König zu erscheinen. Von den Gesprächen, die hier zwischen dem Diktator der deutschen Litteratur und dem Philosophen auf dem Throne geführt sind, haben wir genaue Kenntnis durch Gottsched selbst. Er berichtete ausführlich darüber in einem Briefe an seinen Königsberger Freund Flottwell. „Ich werde gemeldet und hereingeruffen. Der Herr stehet vor einem Camin, den Hut unter dem Arm, und die Hände auf dem Rücken, als um sich zu wärmen. Ich näherte mich Ihm und küssete Ihm den Rock.“ Zunächst sprechen sie über eine Übersetzung von Bayles Dictionnaire historique et critique, die auf Gottscheds Veranlassung von einem gewissen Königstätter gemacht war, die aber Friedrich fälschlich Frau Gottsched zugeschrieben hatte. Es wird dann weiter von Übersetzungen gesprochen, und Friedrich fragt: „Was hat Er aus dem Französischen übersetzt?“ „Und als ich Ihm den Lutrin aus dem Boileau, die Iphigenia aus dem Racine und andere mehr nannte, bezeigete er eine große Begierde, die Stücke zu sehen, weil er glaubte, daß sie gar nicht deutsch gegeben werden könnten. Ich erbot mich sie dem Bedienten einzuhändigen, wenn Se. Majestät befehlen wollten. Nein, sprach er, bringe Er sie mir selbst her, und zwar bald. Da hatte ich nun meinen Bescheid, lief nach Hause und holete sie; sodaß ich mit dem Schlage 4 wieder bey ihm war. Dencken Sie, mein lieber Freund, ist das nicht schon Ehre genug, mit einem so großen Herrn fast eine Stunde geredet, und ihm die schönen Wissenschaften der Deutschen bekannt gemacht zu haben? Allein noch nicht genug, denn nun fing es erst recht an: ich kam wieder und fand ihn an seinem Schreib-Tische sitzen, da er die Originale der Übersetzung Boileau und Racine nebst andern mehr vor sich liegen hatte. Er fing wieder an von der Schwierigkeit solcher Übersetzung zu reden und die teutsche Sprache für ungeschickt dazu zu erklähren. Ich nahm mir die Freyheit ihm das Gegentheil davon zu versichern, und erbot mich, alles was er mir vorgeben würde, auszudrücken. So ging es denn an die Vergleichung des textes mit meiner Übersetzung. Ob er nun gleich viele deutsche Worte nicht verstund, so criticirte er doch andere sehr gründlich und lobte wieder viele Stellen, die ich besser ausgedrückt hätte, als er sich jemals möglich zu seyn eingebildet hätte .... Von den Poeten kam er auf die Geschichtschreiber, Welt-Weisen, Mathematiker ꝛc. — Cartesius, Malebranche, Lok (Locke), Leibnitz, Wolff, Thomasius und die jetzigen hällischen Philosophen wurden von ihm beurteilet, wobei ich denn Gelegenheit hatte, ihm zu zeigen, daß ich sie auch alle gelesen hatte. Er hielt sonderlich auf den Lok viel, sagte, daß er ihn in Halle eingeführet, daß aber der dasige Professor Meyer ihm nicht gewachsen wäre. Er fragte: ob man ihn hier läse? ꝛc. Ich sagte das Buch wäre für die Studenten zu weitläufig, ein guter Professor müßte einen Auszug daraus machen ꝛc. Ey, es ist eine schwere

Sache einen guten Professor zu finden. Thomasius ist einer gewesen. Ich suche schon seyt geraumer Zeit einen guten Philosophen, aber ich kann keinen finden; Indessen wenn die unruhigen Zeiten aus sind, will ich wieder daran denken. Indessen habe ich ihm, bei vorfallender Gelegenheit einige Elogen und Douceurs mit eingestreuet, z. B. da er die dramatischen Poesien tadelte, sagte ich: es wäre kein Wunder, daß es ihnen nicht besser gelinge, es gäbe so wenig Terentze, die das Glück hätten von Scipionen getadelt und gebessert zu werden. Als wir auf den Horatz kamen, dergleichen jetzo nicht wären, sagte ich: Es fähle in Deutschland an einem August. Vous en avez un, versetzte er. Mais il manque d'un Mécène, erwiderte ich. En cela, war seine Antwort, vous avez raison." (Ich muß bemerken, daß Gottsched das anfangs deutsch geführte Gespräch bald in französische Sprache hatte umschlagen lassen, um dem König zu zeigen, daß er auch vom Französischen urteilen könne.) „Als ich sagte, daß die deutschen Dichter nicht Aufmunterung genug hätten, weil der Adel und die Höfe zu viel französisch und zu wenig deutsch verstünden, alles Deutsche recht zu schätzen und einzusehen, sagte er: Das ist wahr, denn ich habe von Jugend auf kein Deutsch Buch gelesen und ich rede es sehr schlecht (je parle comme un cocher); jetzo aber bin ich ein alter Kerl von 46 Jahren, und habe keine Zeit mehr dazu. Er gab mir hernach eine Strophe aus dem Rousseau zu übersetzen auf, die er vor unmöglich auszudrücken hielte; sie stehet im ersten Buch der Oden, und ist an eine junge Wittwe gerichtet, die wieder heirathen soll." Das Gespräch wandte sich dann auf eine Menge von Gegenständen, auf Mascow und Bünau, die Historiker, u. a. auch auf Klopstocks Messias, den der König ganz verwarf; er sagte: le sujet ne vaut rien pour la poésie. Um sieben Uhr abends verabschiedete sich Gottsched, der König sprach die gnädigen Worte zu ihm: J'ai l'honneur de vous revoir.

Am folgenden Tage übersetzt Gottsched die Rousseausche Ode und sendet sie dem König. Kaum eine Stunde später ist ein Kammerdiener bei Gottsched und überbringt ihm ein königliches Handschreiben: Au professeur en Philosophie le Sieur Gottsched. „mit zwey schwarzen Königlichen Pittschaften bedruckt." Es enthielt das bekannte Gedicht, in dem Friedrich den Leipziger Professor den sächsischen Schwan nennt, der einer barbarischen Sprache die Härte ihrer Töne mildern wird:

C'est à toi, le cygne Saxon,
D'arracher ce talent à la Nature avare:
D'adoucir par tes soins d'une langue barbare
La dure âpreté de ses sons.

In den Werken des Königs ist dieses Gedicht mit der Überschrift an sieur Gellert aufgenommen; vielleicht hat Friedrich nach 1760 seine Meinung geändert. Gottsched dichtete dem König ein Danklied, dessen letzte Verse lauten:

Die rauhste Sprache wird sich bald gelinder zeigen,
Wird Friedrichs Ohr sich nur zu ihren Tönen neigen.

Der König lächelte, als Gottsched ihm dies Gedicht vorlas.

Den ersten folgten zwei fernere Gespräche, über die aber Gottscheds Berichte kürzer sind.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Gottsched, der sich durch das Interesse des Königs ungemein geschmeichelt fühlte, entweder in seiner Eitelkeit den Eindruck, den er auf Friedrich gemacht, überschätzt, oder aber absichtlich schöngefärbt hat. Wenigstens hat Friedrich selbst sich der Herzogin von Gotha gegenüber sehr spöttisch über Gottsched ausgesprochen; auch ist ja bekannt, daß ihm Gellert viel besser zusagte, daß er in einem Gespräch mit diesem erzählt hat, er habe von der Iphigenienübersetzung Gottscheds, obwohl er das Original daneben hatte, nicht ein Wort verstanden. Auch nannte er Gellert „le plus raisonnable de tous les savans allemands." Von Gellerts Fabeln sagte er: „Das verstehe ich alles" mit deutlicher Nebenbeziehung, daß dies bei Gottscheds Schriften nicht der Fall sei. Gottsched hatte einen schwülstigen, heute gänzlich ungenießbaren Königsberger Dichter, Pietsch, mit den größten Lobsprüchen bedacht; die Gedichte dieses Mannes waren auch Friedrich vorgelegt worden. „Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht: den habe ich weggeworfen." Gellert antwortete: „Ihro Majestät, den werfe ich auch weg." Ob freilich der König Gellerts naive Selbstkennzeichnung: „Ihro Majestät, ich bin ein Original," bei dem Nachahmer

Lafontaines für zutreffend gehalten hat, dürfen wir bezweifeln.

Solche gelegentlichen und zufälligen Gespräche gewähren uns wohl einen Einblick in das, was Friedrich über die deutsche Sprache und Litteratur dachte; aber der Einblick bleibt naturgemäß ein flüchtiger und unvollständiger. Wir sind nun in der glücklichen Lage, eine zusammenhängende Darstellung seiner Gedanken aus des Königs eigner Feder zu besitzen. Es ist die berühmte Schrift vom Jahre 1780: De la littérature allemande, des défauts qu'on peut lui reprocher: quelles en sont les causes, et par quels moyens on peut les corriger. Die Schrift ist vielgenannt, aber wenig gekannt. Man begegnet oft den aus ihr genommenen berühmten Aussprüchen über Shakespeare und über Goethes Götz von Berlichingen; und nach diesen Aussprüchen ist man oft geneigt, die ganze Schrift für eine Reihe von Schmähungen und abfälligen Urteilen über unsere Litteratur zu halten. Diese Meinung ist grundfalsch; durch den ganzen Aufsatz geht der lebhafte oft fast leidenschaftlich geäußerte Wunsch, daß, wie auf kriegerischem so auch auf geistigem Felde der Deutsche Großes leisten möge. Daß der König aber manches, was wir heute als schön und unvergänglich feiern und lieben, verurteilte, lag eben an der von der unsrigen ganz verschiedenen Geschmacksbildung, die ihm von Jugend auf zu teil geworden war.

Im Jahre 1779 hatte Friedrich während seines Aufenthaltes in Breslau mit dem Minister Hertzberg öfters Gespräche geführt über die deutsche Sprache. Er hatte ihr die Fähigkeit abgesprochen, die Gedanken des Tacitus scharf und klar wiederzugeben. Hertzberg hatte darauf sowohl aus der Germania als aus den Annalen und Historien einige Kapitel übersetzt; der König verglich dieselben mit der Übersetzung von de la Houssaye und war sehr befriedigt. In diesen Gesprächen liegt die Anregung zu der Schrift. Daß die Gedanken derselben damals den König lebhaft bewegten, kann man auch aus anderen Unterredungen, die er in Breslau hatte, so z. B. mit Garve, schließen. Er äußerte einmal, das beste Mittel zur Förderung des geistigen Lebens der Nation sei die Hinweisung der Jugend auf die Lektüre der römischen und griechischen Schriftsteller und die Verbreitung von Übersetzungen.

Die Schrift De la littérature allemande ist in die Form eines Briefes an Hertzberg gekleidet. Gleich der Anfang knüpft an die Beziehung zu diesem Minister an und läßt uns nicht im Zweifel über die besten Absichten des Königs. „Sie wundern sich," beginnt er, „daß ich nicht einstimme in den Beifall, den Sie den, wie Sie sagen, täglich bemerkbaren Fortschritten der deutschen Litteratur spenden. Ich liebe unser gemeinsames Vaterland ebenso sehr wie Sie, aber gerade darum hüte ich mich es zu loben, bevor es die Lobsprüche verdient hat: es wäre sonst gerade als ob man einen Mann als Sieger ausrufen wollte, der sich noch mitten im Laufe befindet."

Er geht dann die alten Litteraturen durch und findet, daß gute Schriftsteller erst dann erstehen können, wenn ihnen eine ausgebildete Sprache zur Verfügung stehe. Nach diesem Grundsatz sei es in Deutschland zur Zeit unmöglich, gute Schriftsteller zu finden. Er wahrt sich gegen vorgefaßte Meinungen, „ich reinige meinen Geist von jedem Vorurteil, die Wahrheit allein soll mich erleuchten." „Ich finde eine halbbarbarische Sprache, die sich in ebensoviele Mundarten trennt, als Deutschland Landschaften hat. Jedes Ländchen glaubt, daß seine Mundart die beste sei. Es gibt noch keine von dem ganzen Volke gebilligte Sammlung von Wörtern und Redensarten, aus der man, was richtig und rein Deutsch ist, entnehmen könnte. Was man in Schwaben schreibt, ist in Hamburg unverständlich, die österreichische Schreibweise scheint dunkel in Sachsen. Es ist also physisch (physiquement) unmöglich, daß ein noch so begabter Schriftsteller diese rohe (brute) Sprache irgendwie überlegen handhaben könnte." Er hört rings um sich ein Deutsch (un jargon) sprechen, das jeder Anmut entbehrt, das von jedem nach Belieben mißhandelt wird. Und in der Schrift wird kein Gewicht auf Klarheit und scharfen Ausdruck gelegt: der Sinn der Dinge ertrinkt in einem Meere von Schwulst. Vergebens sucht er in dem Deutschland, das so bedeutende Gelehrte erzeugt hat — er nennt sie mit Stolz — nach ansehnlichen Vertretern der Dichtung und der schönen Wissenschaften. Einige Anfänge will er indes nicht leugnen: Gellert kann man füglich wohl an

die Seite von Phaedrus und Äsop stellen; Canitz, wenn er auch seinen Stil nicht lobt, hat wenigstens das Verdienst, den Horaz nachgeahmt zu haben; die Idyllen von Geßner nennt er, aber nur, um zu bemerken, wie weit sie hinter Catull und Tibull zurückstehen. Was die Redekunst angeht, so komme nur ein gewisser Quandt in Betracht, den der König einmal mit Vergnügen in Königsberg gehört habe. Und nun gar das Theater; in der Tragödie sei nichts geleistet; ja der Geschmack dafür sei geradezu verdorben durch Shakespeare, der allen Regeln des Aristoteles ins Gesicht schlage und in seinen Totengräbern und Königen ein widerwärtiges Gemisch von Niedrigkeit und Vornehmheit auf die Bühne bringe! Shakespeare könne man ja noch den üblen Geschmack verzeihen, er habe in einem verhältnismäßig rohen Jahrhundert gelebt; diese Entschuldigung falle aber weg bei dem Götz von Berlichingen, „der abscheulichen Nachahmung der schlechten englischen Stücke." Mit dem Lustspiel sei es auch schlecht genug bestellt. Merkwürdig, der König, unter dem das schönste Lustspiel deutscher Sprache entstanden ist, nennt als das einzige, das vor seinen Augen Gnade gefunden hat, den „Postzug" von Ayrenhoff, ein nach heutigem Geschmack fades und litterargeschichtlich betrachtet ganz schablonenhaftes Stück.

Sieht so der König den Stand der Litteratur als sehr niedrig an, so sucht er darum desto eifriger nach den Mitteln, ihn zu heben. Die anderen Völker sind uns voraus. Daß Deutschland nicht mit ihnen gleichen Schritt gehalten hat, ist nicht eigene Schuld. Der dreißigjährige Krieg, die Raubzüge Ludwigs XIV sind schuld daran. Als das Ausland auch politisch seine Blüte hatte und in den schönen Künsten sich auszeichnete, lag Deutschland zertreten, ausgeplündert darnieder. Seit der Zeit hat aber die mannhafte Thätigkeit seiner Bewohner den Wohlstand wieder gehoben, es geht ein frischer Unternehmungsgeist durch das Volk. Darum wird sicherlich auch das geistige Leben neu aufblühen; daß die Deutschen dazu fähig sind, zeigt die große Reihe von Gelehrten, die das Vaterland im Lauf der Geschichte ausgezeichnet haben. In der langen Reihe verdienter Männer fehlt merkwürdigerweise Luther, für den Friedrich das Verständnis gänzlich mangelte.

Um aber diesen Aufschwung des Schrifttums, der Künste, der Wissenschaften anzubahnen, ist eins unerläßlich: die Sprache muß gehoben, geläutert werden. Drei Vorwürfe macht der König im Laufe seiner Abhandlung der deutschen Sprache und dem deutschen Stil: sie klinge schlecht, sei rauh, unmelodisch; der Satzbau sei ungeschickt; die Ausdrucksweise sei schwülstig.

Das Deutsche hat zu viele Konsonanten: wo diese sich häufen, entsteht ein harter Klang. Vokalreichtum gefällt dem Ohre besser. Besonders mißfällt dem Könige der Infinitiv, dessen Endung ihm stumpf und unangenehm klingt, wie: sagen, geben, nehmen; man setze doch ein a an und die Wörter sagena, gebena, nehmena werden dem Ohre wohlthun! „Aber," so meint er, „wenn auch der Kaiser mit seinen acht Kurfürsten in feierlicher Reichstagssitzung ein dahingehendes Gesetz erließe, so würden doch die Deutschtümler alle schreien in schönem Lateinisch: Caesar non est super grammaticos: und das Volk, das in allen Ländern über die Sprache entscheidet, würde fortfahren zu sagen „geben" und „nehmen." Man sieht, der König — wie übrigens die große Mehrzahl selbst der gelehrtesten Zeitgenossen — hatte keine Ahnung von den Bildungsgesetzen einer Sprache. Gleichwohl hat dieser Gedanke viel Aufsehen gemacht. Als im Jahre 1782 der Berliner Gymnasiallehrer Myller, ein Schweizer, das von Bodmer aufgefundene und von ihm herausgegebene Nibelungenlied dem Könige dediziert, heißt es in dem Begleitschreiben: „Eine Bemerkung des ausgezeichneten Aufsatzes über die deutsche Litteratur findet sich in diesem alten Gedichte verwirklicht. Der Verfasser läßt die Wörter auf en häufig auf ene ausgehen: so z. B. sagt er sagene, lebene statt sagen, leben." Bekanntlich hat diese Empfehlung dem Absender nichts genützt. Friedrich der Große hat ihm im Jahre 1784 seinen berühmten Brief über das Nibelungenlied geschrieben: „Hochgelahrter, lieber getreuer. Ihr urtheilt, viel zu vortheilhafft, von denen Gedichten, aus dem 12., 13. und 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habet, und zur Bereicherung der Teutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach, sind solche, nicht einen Schuß Pulver, werth; und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit, gezogen zu werden. In meiner

Büchersammlung wenigstens, würde Ich, dergleichen elendes Zeug, nicht dulten; sondern herausschmeißen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal, in der dortigen großen Bibliothec, abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber solchem nicht, Euer sonst gnädiger König Frch. Potsdam, den 22. Februar 1784." Es mag in diesem Zusammenhange bemerkt sein, daß das Verständnis für die altdeutsche Litteratur und damit für das Volksmäßige, wenn es auch durch die Schweizer angebahnt und durch Herder mächtig gefördert wurde, doch erst durch die Romantiker allgemein geworden ist. Auch Goethe ließ das ihm zugesandte Myllerische Nibelungenlied damals ungelesen liegen und ist erst viel später zur Würdigung desselben gelangt.

Doch zurück zu Friedrichs Meinungen von unserer Sprache.

Er tadelt außer dem rauhen Klange der Worte die Schwerfälligkeit und Dunkelheit des Satzbaues. Endlose Gefüge, und am Schlusse kommt das Verbum. Es ist der alte, berechtigte Vorwurf. Im Französischen sind die langen Sätze ganz gegen den guten Geschmack. Da ist alles kurz, klar, scharf, leicht, anmutig. Es ist ganz natürlich, daß einem in dem Geist der französischen Sprache erzogenen Manne der damalige deutsche Satzbau häßlich erscheinen mußte.

Diesem Fehler steht nahe der dritte, gegen den sich Friedrich wendet: die Schwulst des Ausdrucks. Ein Professor Reineccius habe in einem Widmungsbrief an eine Königin die schöne Wendung gebraucht: „Ihro Majestät glänzen wie ein Karfunkel am Finger der jetzigen Zeit." Schon das Bild! Wer habe je die Zeit mit einem Finger gebildet gesehen! Man male sie mit einer Sichel, um ihre Zerstörungskraft, mit Flügeln, um ihre Schnelligkeit, zu bezeichnen, aber ein Finger der Zeit — —! Friedrich findet das mit vollem Rechte geschmacklos, so gut wie die bei einem anderen vorkommende Wendung einem hohen Herrn gegenüber: „Schieß, großer Gönner, schieß deine Strahlen armdick auf deinen Knecht hernieder."

Was ist nun zu thun, um diesen Übelständen abzuhelfen? Die Antwort Friedrichs — ich streifte sie schon oben — ist eigentümlich: Große Dichter müssen auferstehen und die Sprache heranbilden zu dichterischem Gebrauche. Eigentümlich, sage ich, obwohl der historische Gang auch unserer Sprache Friedrichs Meinung durchaus rechtfertigt; sie ist eigentümlich, weil er zu Anfang der Schrift die gegenteilige Ansicht vertreten hatte, daß erst dann große Schriftsteller erstehen könnten, wenn die Sprache gebildet und vollkommen sei. Es ist dies ein Widerspruch, der ihm selbst nicht aufgefallen zu sein scheint.

Um die Richtigkeit seiner Meinung zu erweisen, hätte Friedrich nicht weit zu greifen brauchen: Luthers, Klopstocks, Lessings sprachschöpferische Gewalt hätte ihm den besten Beweis geliefert. Er kannte sie nicht und verweist auf Dante in Italien, auf Malherbe in Frankreich.

Aber bevor der große Dichter entsteht, der die deutsche Sprache auf die Stufe der großen Kultursprachen erhebt, ist es sehr wohl möglich, einstweilen auf dieses Ziel mittelbar (par des seconds intermédiaires) hinzuarbeiten. „Um unseren Stil knapp, klar, scharf zu machen, schneiden wir jedweden unnützen Einschaltesatz ab; um der Sprache Kraft zu verleihen, laßt uns die Alten übersetzen!" Er geht sie dann durch, die Griechen und die Römer, jeden Schriftsteller würdigend nach der sprachlich erziehenden Kraft, die ihm innewohnt. Aber nicht lediglich in dieser Beziehung sind sie ihm wertvoll. Die Alten sollen auch den Geschmack bilden; der gebildete Geschmack hat dann wieder seine segensreiche Wirkung auf die Sprache selbst. Der große König erkennt hier mit hellem Blick, worauf es ankam: Winkelmann und Lessing hätten nur vor ihn zu treten brauchen und er würde erstaunt sein, das schon gethan zu sehen, was er erst wünschte.

Wer aber soll diese Wirkung der Alten vermitteln? Natürlich die Schule. Friedrich geht dem damaligen Gymnasialunterricht hart zu Leibe. Er kommt schließlich darauf hinaus, daß die Lehrer — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — keinen Geschmack besäßen, daß sie bei der Behandlung der alten Schriftsteller zu sehr an den Äußerlichkeiten und Kleinlichkeiten hafteten und gar nicht im stande seien, die Schönheit der klassischen Schriftwerke, ihren Bau, ihre Ökonomie zu beurteilen und zu erklären. Man sieht, damals wie heute war die Schule die arme Sünderin, wenn etwas faul war

im Staate Dänemark. Die betreffenden Abschnitte der Schrift, über die ich hier nicht ausführlicher berichten kann, bilden eine richtige Schulreformabhandlung, in der der König Spott und Vorwurf gegen die Lehrerwelt nicht spart.

Zum Schlusse aber gesteht Friedrich, daß noch ein anderes Hindernis eine frühzeitige Entwickelung der deutschen Sprache gehemmt habe: der Umstand, daß an den deutschen Höfen viel zu viel französisch gesprochen werde. Diese Sprache sei überhaupt in einem solchen Maße überall die herrschende, daß es für eine andere fast unmöglich scheine, dagegen aufzukommen.

Aber doch hofft Friedrich, daß die deutsche Sprache sich emporringen wird; ja, seine Hoffnung äußert sich in den schönen Schlußsätzen als persönliche Gewißheit: „Wir werden klassische Schriftsteller haben; jedermann wird sie lesen, um sich an ihnen zu bilden; unsere Nachbarn werden deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen. Es kann der Augenblick kommen, da unsere gebildete und vervollkommnete Sprache sich von einem Ende Europas zum anderen ausbreitet, zu Gunsten unserer guten Schriftsteller. Diese schönen Tage unserer Litteratur sind noch nicht gekommen; aber sie stehen bevor; ich werde sie zwar nicht mehr sehen, mein hohes Alter verbietet mir diese Hoffnung. Ich bin wie Moses; ich sehe von fern das gelobte Land, aber ich soll meinen Fuß nicht hineinsetzen. Verzeihen Sie mir diesen Vergleich. Ich lasse Moses Moses sein und ich will mich durchaus nicht mit ihm vergleichen; aber die schönen Tage unseres Schrifttums, die wir erhoffen, sind doch mehr wert als der steinige und dürre Boden des unfruchtbaren Idumaea."

Man sieht, an Herz für die Sache deutschen Geisteslebens fehlte es dem Könige nicht; wir haben nur seine Unkenntnis dessen zu bedauern, was sich zwischen seiner Thronbesteigung und dem Jahre 1780 vollzogen hatte. Aber auch wenn er es gekannt, ist kaum anzunehmen, daß die Entwickelung, wie sie geworden, Friedrichs Beifall gefunden haben würde. Er sah das Heil etwa in einer Richtung, wie sie durch den französischen Klassizismus vertreten ist.

Ungeheuer war das Aufsehen, das des Königs Schrift in Deutschland machte. Niemand hatte zwar je in dem Philosophen von Sanssouci eine Autorität in Dingen der deutschen Sprache und Litteratur gesehen; wenn aber der größte Staatsmann und Feldherr des Jahrhunderts, der bedeutendste Schriftsteller und Denker auf deutschem Throne das Wort zu diesen Dingen nahm, so war das nichtsdestoweniger ein Ereignis. Und so hören wir denn den Widerhall seines Wortes allenthalben. Zeitungsartikel und Gegenschriften in großer Zahl beschäftigen sich mit den Gedanken des Königs. In Anknüpfung an die Stellen, in denen er das Vorhandene tadelt, schreibt in einer vortrefflichen Besprechung die Berliner Haude- und Spenersche Zeitung: „Jeder Patriot, jeder Deutsche, der in sich höhere Fähigkeit zu fühlen glaubt, wird diesen Teil nicht anders widerlegen, als wenn er etwas Vortreffliches hervorbringt, etwas, das würdig sei, von dem Verfasser gelesen zu werden." Darin liegt eine der wesentlichen Beziehungen angedeutet, wie die Schrift auf die litterarische Erzeugung wirken sollte.

Ich kann hier die Gegenschriften, über die man wiederum ein sehr interessantes Buch schreiben könnte, nur ganz flüchtig berühren. Manche gehen besonders auf das ein, was Friedrich über die Sprache gesagt hatte. So diejenige des Wieners Ayrenhoff, der das von Friedrich gelobte Lustspiel „der Postzug" geschrieben hatte. Ich hebe nur hervor, daß er in seinen Reformbestrebungen zur Verschönerung der Sprache noch weiter geht; er will nicht „nehmena", sondern „nehma" sagen; das „Sch" am Anfange der Wörter mit folgendem Vokal klingt ihm unschön, statt Schimpf, Schuster soll man sagen: Simpf, Suster. Das sind Kuriositäten und Erzeugnisse eines für diese Dinge verständnislosen Mannes.

Aus großen Gesichtspunkten und in wahrhaft würdiger Weise antwortete dem Könige der treffliche Verfasser der Patriotischen Phantasien, der Osnabrücker Justus Möser: „Schreiben an einen Freund über die deutsche Sprache und Litteratur (Osnabrück 1781). Das inhaltsvolle Schreiben ist bekannt. „Gewiß," so ungefähr urteilt Möser, „ist noch nichts Vollkommenes geschaffen. Aber wir sind auf dem Wege dazu. Nicht in der Nachahmung der Franzosen, nicht einmal der Alten müssen wir das Heil suchen, sondern, obgleich uns das Ausländische durchaus

nicht fremd bleiben darf, in dem Zurückgehen zu den Schätzen unserer eigenen Litteratur. Die zu enge Anlehnung an das Lateinische würde unsere Sprache schädigen, sie zu einer Buchsprache machen; sie muß aber Volkssprache werden. Darum ist die Entwickelung, die sie genommen hat, die richtige; auf dem Wege, den Klopstock, Goethe, Bürger betreten haben, müssen wir weiter wandeln. Gerade der Goetz von Berlichingen, den Friedrich so verächtlich behandelt hatte, bedeutet einen ungeheuren Fortschritt diesem Ziele zu. Und was die darstellende Prosa angeht, so meint Möser, sie habe „sich in dem Verhältnis gebessert, als sich der preußische Name ausgezeichnet und uns unsere eigene Geschichte wichtiger und werter gemacht hat. Wenn wir erst mehr Nationalinteresse erhalten, werden wir die Begebenheiten noch mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken." Diese Schrift Mösers fand ungeteilten Beifall: Der Minister Hertzberg drückte ihm seine volle Zustimmung aus.

Was sagte nun der größte der deutschen Dichter zu der Schrift? Er war ja selbst angegriffen worden und wohl hätte er das Recht gehabt, ein bitteres Wort zu sagen. Wir wissen bestimmt, daß Goethe eine Gegenschrift nicht nur geplant, sondern auch zum Teil ausgeführt hat. Aber veröffentlicht ist sie nie. Alle Nachsuchungen nach der Handschrift sind bis jetzt vergebens gewesen. In einem Briefe an Mösers Tochter, in dem er seinen Beifall für ihres Vaters Aufsatz ausspricht, sagt er: „Ich habe mir zum Gesetz gemacht, über mich und das Meinige ein gewissenhaftes Stillschweigen zu beobachten." Und wie groß Goethe sich hier zeigte, mögen die weiteren Worte beweisen: „Wenn der König meines Stücks in Unehren Erwähnung thut, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Szepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden." In den berühmten Worten aus Dichtung und Wahrheit aber, die ich oben anführte, hat er das Urteil über Friedrichs des Großen Stellung zur deutschen Litteratur für alle Zeiten bestimmt.

Und ein anderes Wort hat er einmal gesprochen, das mich zum Schlusse leiten mag. In einem kecken, schlagenden Xenion zieht er den Vergleich zwischen Friedrich und sich. Es ist überschrieben: „Warum ich Royaliste bin", und die Antwort lautet:

> Als Poet fand ich Ruhms Gewinn,
> Frei Segel, frei Wimpel:
> Mußt' aber alles selber thun.
> Konnt' niemand fragen:
> Der alte Fritze wußt' auch zu thun,
> Durft' ihm niemand was sagen.

Darin liegt ein anderer Gesichtspunkt angedeutet. Mit Goethe hat es die deutsche Sprache gemacht wie der König selbst: sie ist frei und selbständig ihre Bahn gewandelt; sie hat gewissermaßen von dem berühmten Vorrecht Gebrauch gemacht, das der erleuchtete Fürst seinen Unterthanen in religiöser Beziehung gewährte: „In meinen Staaten kann jeder nach seiner Façon selig werden." Wir haben nicht gelernt zu sagen „nehmena" und „gebena", die alte Dichtung steht heute hoch in Ehren und wir sind dazu durchgedrungen, in Siegfried und Kriemhild den Pulsschlag deutschen Wesens zu empfinden. Wenn heute der alte König wieder aufstünde aus seinem Sarge und sähe, wie es geworden: sein kerndeutsches Herz würde in Freude ausbrechen, er würde sagen, das gelobte Land, das er als Moses von fern gesehen, es sei in unserem Besitze. Und er, der einst geschrieben hatte, Auguste und Medizäer brauchten nur aufzustehen, um dem deutschen Geistesleben zu helfen, würde mit Freuden die echt deutsche Selbständigkeit wahrnehmen, die es auch ohne Medizäer zu etwas gebracht hat. Und er würde vielleicht mit freundlichem Erröten die berühmten Worte Schillers lesen:

> Kein augustisch Alter blühte,
> Keines Medizäers Güte
> Lächelte der deutschen Kunst.
> Von dem größten deutschen Sohne,
> Von des großen Friedrichs Throne,
> Ging sie schutzlos, ungeehrt.
> Rühmend darf's der Deutsche sagen,
> Höher darf das Herz ihm schlagen,
> Selbst erschuf er sich den Wert.



Sechs Sprüche.

Von

Frida Schanz.

I.

Fleiß üben, — das heißt nicht, mit Riesenstärke
Einen Steinblock aus einem Felsen schlagen,
Sondern täglich zum großen Werke
Auf dem Haupte die Steine tragen.

II.

Wenn Weichmut verzweifelt, das schadet nicht;
Er heilt schon wieder in wenig Wochen.
Doch wenn ein eiserner Mut zerbricht,
Der bleibt zerbrochen!

III.

Will dir dein Werk nicht glücken, dann
Möcht' ich das Wort zum Trost dir gönnen:
Gerade, wer nicht alles kann,
Beweist sein Können.

IV.

Immer schneller beim Thalwärts-wallen,
Immer schneller verrinnt die Zeit!
Wenn erst die erste Flocke gefallen,
Sind bald die ganzen Thäler verschneit.

V.

Vergnüglich schafft nach den ererbten Plänen
Das Halbtalent, dem nie die Lust versagt,
Indessen das Genie mit heißen Thränen
Vieltausendmal an seiner Kraft verzagt.

VI.

Es schickt mir Einer seines Schaffens Proben
Und fleht und mahnt mich, ich soll ehrlich sein.
Nur ehrlich! ehrlich! — — Ehrlich tadeln? Nein,
Er meint gewiß, ich soll ihn ehrlich loben!

Die Zeichensprache, das Volapük des Südens.

Von Th. Trede. (Abdruck verboten.)

Als der mißtrauische „Tyrann“ Dionys seinen Syrakusanern aus Furcht vor Verschwörungen jede längere Unterredung verboten hatte, sahen diese sich genötigt, eine andere Art der Sprache zu erfinden, und verfielen auf die Zeichensprache, welche von ihnen bis zu einem solchen Grade der Vollkommenheit ausgebildet wurde, daß sie die Wortsprache ersetzte. — Diese Sage ist bis auf den heutigen Tag in Sizilien wohlbekannt und enthält eine doppelte Wahrheit; zunächst die, daß die heutige, in ganz Süditalien übliche Zeichensprache ein Erbteil aus dem antiken Leben ist, aus den Zeiten der Hellenen, deren Kolonien einst das südliche Festland und Sizilien bevölkerten. Der Tourist pflegt hohe Tempelsäulen als die nach seiner Meinung einzigen Zeichen „verschwundener Pracht“ zu bewundern und staunt über die Unverwüstlichkeit solcher Monumente; wer aber als Fremdling im Südlande lebt und sich dem dortigen Menschenleben mit Aufmerksamkeit zuwendet, findet in der Gegenwart lebendige Monumente aus jenen Jahrhunderten, welche die hellenische Tempelpracht entstehen ließen, und staunt über die Treue, mit der das südliche Volk trotz aller erlebten Veränderung und Umwälzung, trotz „Tyrannen“ und Fremdherrscher, das Alte bewahrt hat. Wenn es nun zweifellos gewiß ist, daß die heutige Zeichensprache Süditaliens aus dem hellenischen Leben stammt, behauptet dann die zu Anfang erwähnte Sage nicht zu viel, wenn sie sagt, die Zeichensprache der Syrakusaner habe die Wortsprache ersetzt? Auch dies enthält Wahrheit, und wer sich im südlichen Festlande Italiens, sowie in Sizilien, um das Leben des Volkes kümmert, sieht in jener Behauptung keine Übertreibung. Viele und sehr verschiedene Dialekte hat das erwähnte Gebiet aufzuweisen; der Dialekt Kalabriens weicht von dem in Neapel gesprochenen so sehr ab, der Dialekt Siziliens ebenso von dem festländischen, und auf genannter Insel gibt es mannigfache Dialekte, dazu gänzlich fremde Sprachen, z. B. bei Tausenden die Albanesische, bei 40 000 Bewohnern in etwa fünf Ansiedelungen sogar die longobardische Sprache, aber überall im Gebiet des früheren süditalischen Königreiches kennt und versteht man die Zeichensprache, bei welcher Finger, Arme, Angesicht, Auge, Ohr und Haupt als Zungen dienen, die mit vereinigten Kräften eine Sprache zustande bringen, welche an Reichtum und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Jedem Touristen fällt die Schnelligkeit auf, mit der sich z. B. Droschkenkutscher und sonstige Menschenkinder Süditaliens, mit denen ein Tourist in Berührung kommt, unter einander verständigen, aber nur derjenige, welcher Jahre hindurch die verschiedensten Volksklassen vor Augen hatte, weiß, daß es sich dabei nicht um kurze Andeutungen, sondern um eine wirkliche Sprache, ein „Volapük“ des an Dialekten so verschiedenen Südvolkes handelt. Am vollkommensten ist das südliche Volapük in Sizilien.

Wir haben als Kinder den Vers gelernt: Du hast zwei Ohren und einen Mund u. s. w. Ein solches Sprüchlein mit seiner goldenen Regel kennt der Mensch des Südens nicht, er hat nicht einen Mund und eine Zunge, sondern viele Münde und viele Zungen, er spricht bei gewöhnlichem und außergewöhnlichem Anlaß doppelt, d. h. er unterstützt die Wortsprache mit der Zeichensprache. Findet er aber für gut, die Zunge in Ruhestand zu setzen, genügen ihm die Worte zum Ausdruck seiner Gedanken und Gefühle nicht, oder will er mit jemand Unterhaltung pflegen, der ihn des Lärmes oder der Entfernung wegen nicht hören kann, so benutzt er die Zeichensprache und setzt einen zungenreichen Sprechapparat in Bewegung, dessen Schnelligkeit und Wortreichtum den Fremdling in Staunen versetzen. Mit demselben Staunen aber beobachtet der letztere die Schnelligkeit, mit der diese Zeichensprache verstanden wird. Dabei ist auch die Thatsache bemerkenswert, daß manche Zeichen vieldeutig sind und nur durch einen gewissen Zusammenhang verstanden werden können. Ein Beispiel. Man streckt den Daumen der rechten Hand, klemmt die übrigen vier Finger zusammen, legt sie an den Daumen, streckt den Arm aus und setzt diesen Zungenapparat in leise zitternde Bewegung. Dies ist das Zeichen der Frage. Nun läßt sich aber viel fragen, und jenes Zeichen kann

alles Mögliche bedeuten, z. B.: Hast du gut geschlafen? Hast du den fälligen Wechsel bezahlt? Sehe ich dich heute in der Oper? Gehst du mit mir auf die Entenjagd? u. s. w. Wie in aller Welt kann der Gefragte wissen, was jenes Zeichen ihn fragen soll? Die Sache ist höchst einfach. Ein Beispiel. In einer Droschke fährt A. und erblickt in einem entgegenkommenden Wagen seinen Freund B., der ein Jahr abwesend war und soeben vom Bahnhof kommt. Augenblicklich macht A. jenes Fragezeichen, B. nickt, streckt den rechten Arm aus, daß die Innenfläche der Hand nach oben liegt und neigt alle Finger dreimal zu sich hin. Diese Unterredung war schnell und inhaltsreich. Als B. abreiste, hatte er dem A. eine Zusage erteilt, von der viel abhing, und A. fragt mit jenem Zeichen: „Hast du dein Wort gehalten?“ Daß diese Frage gemeint ist, errät B. natürlich sofort, antwortet durch Nicken mit „Ja,“ und sein Zeichen mit der Hand bedeutet jenen freundlichen Gruß, den man tagtäglich tausendmal auf der Straße sehen kann, wo er blitzschnell Fernen und Nahen zu teil wird. Hätte B. jene Frage verneinen müssen, so würde er ebenfalls eine Kopfbewegung gemacht haben. Also Kopfschütteln, wie bei uns? Dies Zeichen kennt der Süden für das „Nein“ nicht. Unter dem „Ananeuein“ verstanden die Hellenen das langsame Zurückneigen des Hauptes, das Zeichen der Verneinung. Dies ist in Süditalien und Sizilien geblieben bis auf den heutigen Tag, und schon damit ist der Beweis für die zu Anfang erwähnte Herkunft der südlichen Zeichensprache geliefert. Der erwähnte Gestus ist ungemein bezeichnend. — „Ist die neue Austernsendung vom Lago Fusaro heute angelangt?“ So fragt A. einen Austernhändler auf der Straße. Letzterer sieht den Frager an, und sofort zeigt sich in seinen Mienen ein Ausdruck der Gleichgültigkeit. Er neigt das Haupt rückwärts und schließt die Augen. Das war die Antwort. Wenn man mit dieser Art des „Nein“ zugleich eine abschlägige Antwort verbinden will, so läßt sich das Nein bekräftigen. B. belästigt mich durch unverschämte Forderungen. Um ihm ein nachdrückliches Nein zu sagen, neige ich das Haupt mit dem Ausdruck der Langenweile in den Nacken, schließe die Augen und streiche mit der Handoberfläche vom Hals bis zum Kinn. Das bedeutet: „Du Unverschämter, du erhältst nichts. Nein! — nochmals Nein!“ Dies Zeichen sagt mehr, als alle Worte und hat unbedingt den gewünschten Erfolg. Kann sein, daß der Unverschämte im Fortgehen diese freundschaftliche Unterredung hinter meinem Rücken fortsetzt, aber was kümmert es mich, ich sehe es nicht. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Vielleicht gibt der unverschämte Dränger im Fortgehen seinen Gefühlen durch allbekannte Zeichen Ausdruck. Das eine derselben ist dem erwähnten Zeichen der Frage nahe verwandt. Man streckt Arm und Finger in genannter Weise, setzt die Hand aber nicht in leise zitternde, sondern in eine wiederholt halb umdrehende Bewegung. Das will sagen: „Mein verehrter Freund, du bist wirklich ein bedenklicher Dummkopf. Etwas weniger Dummheit wäre dir nicht nachteilig.“ — Nachdrücklicher ist folgender Gestus: Man streckt den Arm halb aus, hält die Finger gerade und zieht sie schnell nacheinander ein, mit dem kleinen Finger beginnend und mit dem Zeigefinger endigend. Es ist das Zeichen des Wegnehmens, womit ich jemand warnend oder scheltend das Wort „Mariolo!“ (Spitzbube) zurufe. Wenn ich aber mit der rechten Hand von der linken Schulter über die Brust bis zur rechten Hüfte streiche, so rufe ich damit dem betreffenden das ärgste Schmähwort, die schlimmste Beleidigung zu, die er mir sicherlich nicht vergißt und welche oft zu Dolchstichen geführt hat. Der Geschmähte giebt dann wohl eine bezeichnende Antwort, streckt den Arm und legt den gebogenen Zeigefinger an den Daumen. So entsteht die Figur eines runden Auges, und er sagt mir mit diesem Zeichen: „Jenes Schmähwort vergesse ich dir nicht, mein teurer Freund, ich behalte dich im Auge, und wenn eine gute Gelegenheit da ist, so werde ich mich rächen!“

Die erwähnten Beispiele zeigen, daß ein mit Blitzesschnelle gemachtes Zeichen genügt, um lange Sätze auszusprechen, ja, um eine längere Rede zu halten. Welche Bedeutung diese Zeichensprache im südlichen Volksleben hat, sah Verfasser zu seiner Überraschung zum erstenmal vor etwa zehn Jahren, als in seiner Nähe die Zwangsversteigerung des Mobiliars eines durch Hazardspiel und andere Dinge ruinierten

„Principe“ stattfand. Man hatte mir geraten, bei diesem Anlaß einen Teppich zu kaufen, der allerdings im Winter wegen der steinernen Fußböden notwendig ist. Durch einige Vorzimmer gelangte ich in den Salon, wo die gerichtliche Auktion stattfand. Viel Publikum, elegante Damen und Herren, sah ich dort, man ging auf und nieder, man saß, aber Todesschweigen herrschte in der Fürstenhalle. Manche Blicke wandten sich einem etwas erhöht stehenden Mann zu, der einen Teppich nach dem andern entfaltete, daneben saßen zwei Schreiber. Kein Wort ward laut, dann und wann vernahm ich ein mir unerklärliches Klopfen. Ich wartete auf den Beginn der Versteigerung, und als dieser nach meiner Meinung allzulange auf sich warten ließ, ging ich ins Freie, um inzwischen Meeresluft zu atmen. Bei diesem Anlaß traf ich einen Freund, und als ich diesem das soeben Geschaute mitteilte, war seinerseits lautes Lachen die Antwort. Er gab mir die Versicherung, daß die Versteigerung längst begonnen habe. Wir beide betraten den erwähnten Salon, und mit Hilfe des erwähnten Freundes sah ich nun, was dort vorging. Die Stille hatte ihren Grund darin, daß alles mit Zeichen erledigt wurde, und das Klopfen rührte von dem Hammer des Auktionators her, der mit Falkenaugen auf Pantomimen und Gesten des Publikums achtete und rechtzeitig den Zuschlag erteilte. Leider waren indes alle Teppiche verkauft, und man befand sich bei der Versteigerung von Vasen. Weil mich diese nicht interessierten, hatte ich Zeit, das Publikum und die stumme Sprache desselben zu beobachten. Mein Freund machte mich aufmerksam auf allerlei Zeichen und Blicke, welche Personen des Publikums oft lebhaft miteinander austauschten, und hieß mich besonders etwa ein Dutzend solcher Männer beobachten, deren Kleidung weniger elegant, deren Mienen weniger angenehm waren, als die beim übrigen Publikum. Ich hatte Mitglieder jener unsauberen Gesellschaft vor Augen, welche unter dem Namen „Camorra“ in Süditalien allgemein bekannt und gefürchtet ist. Wer es unternimmt, sie nach ihrem Thun und Treiben zu schildern, merkt, daß er ein Chamäleon, einen seine Gestalt wechselnden Proteus, vor sich hat. Jene geheime Association hat es in erster Linie mit Erpressungen der verschiedensten Art zu thun und übt ihren Einfluß auch bei Versteigerungen aus, um durch Mittel aller Art, auch durch stumme Drohung, den Preis zu ihren Gunsten zu drücken und auf diese Weise Gewinn zu erzielen. In genannter Fürstenhalle sah ich zum erstenmal, was südliches Mienenspiel, was ein einziger Gestus zu sagen hat. Ein leises Zwickern mit den Augen, ein Beben des Mundwinkels, ein Heben der Stirnhaut — lauter Kleinigkeiten — spricht lange Sätze aus. Später habe ich dies südliche „Volapük“ bei den verschiedensten Veranlassungen kennen gelernt, auf Insel und Festland, und meine Bewunderung für diese reiche, einfache und doch kunstvolle Sprache hat nicht aufgehört. — Auf jenem Balkon steht ein Mädchen, unten auf der Straße ein junger Mann, beide in eifriger Unterhaltung begriffen. Letztere dauert stumm wohl fünf Minuten, aber in dieser Frist haben sie einander mehr gesagt, als man durch die Wortsprache in einer Stunde fertig brächte. In den Kirchen, auf dem Acker, am Ufer, auf dem Meer, überall hat man Gelegenheit, dies „Volapük“ kennen zu lernen. — König Ferdinand IV. war bei den niederen Volksklassen auch deshalb sehr beliebt, weil er die Zeichensprache fertig handhabte. Als er nach seinem Exil wieder in Neapel einzog, umtosten ihn die Volksmassen, und sofort hielt er durch die Zeichensprache vom Wagen aus eine Rede an das Volk, welche von letzterem mit Jubel beantwortet wurde. Jene stumme Rede dauerte ein paar Minuten und war doch ebenso lang als eine einstündige Wortrede. Versuchen wir, eine solche Königsrede zu reproduzieren. Sie beginnt mit dem erwähnten Grußzeichen, mit welchem der Landesvater sagen will: „Liebe und getreue Unterthanen, es freut mich, in eurer Mitte zu sein, seid alle herzlich gegrüßt.“ Darauf folgt das oben erwähnte Zeichen der Frage. Alle begreifen, daß der Landesvater fragt: „Kinder, wie ist es euch in meiner langen Abwesenheit ergangen? Möchte es gerne wissen, denn ich habe natürlich stets an euch gedacht.“ — Bei diesem Anlaß sehen wir, daß einige Lazzaroni mit Zeichen antworten. Sie bringen den Daumen an die obere Zahnreihe und reiben letztere mit dem Nagel. Dies bedeutet: „Majestät, wir haben nichts zu beißen und zu brechen.“

Andere machen das Zeichen des Fastens. Man streckt Daumen und Zeigefinger der rechten Hand aus, schließt die übrigen Finger, streckt den Daumen gegen den Mund, hält den Zeigefinger in die Höhe und dreht nun die Hand halb hin und zurück. Er will sagen: „Im Mund da drinnen ist nichts, und gerne möchte ich einen Bissen hineinstecken.“ Der König setzt seine Rede fort. Er streckt den Daumen, krümmt den Zeigefinger, zieht die anderen Finger ein, bringt die Hand an die Backe und dreht sie einigemal halb um. Da bricht der Jubel der Volksmassen los. Was hat der König gesagt? Die Rede lautet: „Kinder, seid vergnügt, ihr sollt zu essen haben, eure Wangen sollen sich, wenn der Mund voll Speise ist, bewegen, ich sorge dafür, daß ihr eure Maccaroni vollauf genießen werdet.“ Das erwähnte Zeichen bedeutet inniges Wohlbehagen und Zufriedenheit, zunächst eines solchen, der in der behaglichen Arbeit des Speisens begriffen ist. Der König fährt fort: „Kinder, ich bin euer guter Landesvater, seid überzeugt, daß ich euch liebe.“ Um diesen Satz zum Ausdruck zu bringen, steckt er die Zungenspitze zwischen die Lippen und berührt erstere mit dem Zeigefinger. Dies ist in erster Linie das Zeichen eines verliebten Jünglings, der König benutzt aber diesen Gestus, um die Zärtlichkeit seiner Gefühle zu bezeichnen. „Evviva!“ schreien die Lazzaroni. Die Rede des Königs wendet sich jetzt den jüngstverflossenen Zeiten zu. Er bringt den Daumen an die Stirn, wie die Bauern thun, wenn sie den Schweiß abwischen, streicht mit dem Daumen die Stirnfläche und macht dieselbe Geberde, mit welcher der Bauer den abgewischten Schweiß auf die Erde wirft. Seine Rede lautet: „Kinder, ich hatte viel Mühe und Arbeit, um alle Hindernisse zu überwinden, aber ich bin ihrer Herr geworden, wie ihr seht.“ „Evviva!“ schreien die Lazzaroni. Der König streckt an der rechten Hand den Zeigefinger und kleinen Finger aus und zieht die übrigen Finger ein. Jedermann versteht ihn, einige im Publikum sagen: „Fa il cornu,“ er macht das Horn. Es handelt sich um das allbekannte Zeichen gegen den in allen Ständen Süditaliens und Siziliens bekannten zauberhaften Einfluß des **bösen Blickes** (Mal' occhio). Wieder haben wir ein Erbteil aus dem antiken Leben und dasselbe Mittel, welches man schon vor Jahrtausenden wider jenen Zauber anwendete. Der König sagt mit jenem Gestus: „Gegen jeden bösen Einfluß habe ich Mittel“ — und fügt eine übliche Bekräftigung hinzu, indem er den rechten Arm ausstreckt und mit der Linken auf die rechte Schulter schlägt. „Evviva!“ schreien die Lazzaroni.

Das Beispiel obiger Rede beweist, daß die Zeichen durchweg nicht willkürlich sind, sondern an und für sich einen Sinn haben, der sich bei den meisten in Hinsicht ihrer Herkunft nachweisen läßt. Höchst sinnvoll sind viele, bei denen auch die **Nase** als Zunge benutzt wird. Dort geht jemand vorbei, während ich mit einem Bekannten rede. Letzterer sieht ihm nach, legt den Zeigefinger an den Daumen und bringt beide Spitzen an die Nase. Er sagt: „Der Ruf (Geruch) jenes Mannes dort ist nicht der beste.“ Man benutzt für jenes Volapük aber nicht nur die Glieder des Körpers, sondern auch leblose Gegenstände. In jener Straße wohnt eine Schneiderfamilie dicht neben der Familie eines Schusters, beide feindlich einander gesinnt durch Schuld der Frauen. Eines Tages kommt es zwischen den letzteren zu einer argen Szene. Was ist geschehen? Die Frau des Schusters hat der Schneiderfrau einen Besen vor die Thür gestellt, die tödlichste unter allen Beleidigungen, welche eine Frau aus dem Volke einer andern anthun kann! — Auch eine Zeichensprache und zwar eine rührende fand ich im Gebiet der Abruzzen. Wenn das Unwetter drohend aufzieht, wenn schwarze Wolken an den Bergen niederhängen und krachender Donner die Bewohner schreckt, dann stellt der Bauer oft sein jüngstes Töchterlein vor die Hausthür dem Unwetter gegenüber und sagt: „Es ist eine anima innocente,“ (unschuldige Seele). — Er ist überzeugt, daß der Himmel diese Zeichensprache verstehen und dies Haus verschonen wird.





„Allerleirauh."

Ein Silberhochzeits- und Weihnachtsgeschichtchen. Von B. Schulze-Smidt.

Mit Bildern von C. W. Allers.

I.

„— — aber ich bitte dich um zehntausend Achtgroschenstücke, Onkel! Ich kann doch kein Frauenzimmer vorstellen!"

„I, weshalb nicht? Dein Schnurrbart wäre noch kein nennenswertes Hindernis," bemerkte Fritzens Nebenmann, zwirbelte sein eigenes, üppiges Männlichkeitszeugnis über der Oberlippe und warf hinter des dicken Onkels Rücken seinem Gegenüber, dem dritten Jünglinge, einen ermunternden Blick zu, der sich am besten also verdeutschen ließ: „Hetzen wir noch ein bißchen."

Jüngling Nr. 3, der brave Vetter des erzürnten Referendar Fritz, wußte, daß dieser keine große Dosis Spaß vertrug, deshalb zog er die Brauen hoch und hüllte sich in Cigarrendampf und Schweigen, während Nr. 2 gemütlich weiterneckte: „Wir könnten ihn vielleicht im ‚Riesenspielzeug' als knospende Gigantenjungfrau im Kittelschürzchen verwerten, Onkelchen. ‚Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohlbekannt — —'. Das wäre auch ein nettes Märchen —"

„Laß den Blödsinn, Wips," mahnte Fritz und sein hübsches, frisches Gesicht mit den ersten schwachen Schnurrbartspuren flammte.

Abb. 1. Die Rollenverteilung für die lebenden Bilder.

„Wie soll man's dir denn recht machen, Kind?" entgegnete der Unbarmherzige sanft, „ich schlage vor, daß wir die schönste unserer Theatermusen für die Königstochter in allerlei Rauchwerk interessieren. Was meinen Sie, Onkelchen, wenn wir Fritz zum Werbeoffizier erhöben?"

In all' seinem Zorn mußte Fritz lachen, und „Wips," der in Zivilver-

hältnissen den edlen Namen Adalbert von Witzlaw trug, Fähnrich a. D., Feuilletonist und Gelegenheitsbarde war, kniff eins seiner listigen Augen zu und blinzelte Freund Fritz mit dem andern schlau ins Gesicht.

Der Onkel hatte anscheinend gar keinen Sinn für Theatermusen, aber an seiner Lieblingsidee haftete er mit rührender Zähigkeit. „Zu famos würdest du dich als Allerleirauh machen," sagte er, setzte den Kneifer auf und musterte seinen Neffen abermals mit Kennerblicken, ihm zwei Finger ins Knopfloch hakend — „nobel gewachsen — ausdrucksvolle Augen, Teint wie Milch und Blut. — Und deiner guten Alten hättest du eine Freude gemacht —!"

„Zum Henker! ich danke ergebenst!" entfuhr es Fritz in hellem Zorn. „Und wenn Mutter zu Weihnachten ihren hundertsten Hochzeitstag feierte, in Weiberkleider steckte ich mich doch nicht! So laff' doch eins von den thörichten Märchen fort, Onkel, und wenn durchaus gemimt werden soll bis Tagesanbruch, dann mag mir Wips einen Gratulations-Dienstmann oder verirrten Gärtnerjungen auf Versfüße stellen. Das ist immer noch amüsanter als der Gebrüder Grimmsche Kinderbrei!"

„Und das sagst du, dessen Mutter eine Märchenerzählerin von Gottes Gnaden ist?" rief der Onkel aufgebracht; — „und solch 'ner Mutter zu Gefallen willst du dich nicht einmal lumpige fünf Minuten in echten Zobel und königliches Schleppgewand hüllen, weil uns für ihr Lieblingsmärchen die weibliche Person fehlt? Das nennst Du Sohnesliebe?"

„Allerdings," entgegnete Fritz schneidend, „denn ich würde Mutter tödlich kränken, wenn ich, ihr einziger Sohn, mich an ihrem Ehrentage vor Krethi und Plethi in Weiberkleidern lächerlich machte!"

„Krethi und Plethi verbitte ich mir, mein Sohn," sagte der Onkel, und Fritz, der Gekränkte, verließ nach kühlem Gruße an die Allgemeinheit der Anwesenden das Berathungslokal, seines Onkels Kontorstübchen, kerzengerade emporgereckt, das Ohrenpaar hochrot vor Erregung.

„Na — wir wollen ihn den Prinzen im Aschenbrödel-Bild stellen lassen," meinte der Onkel, als er fort war und bot den beiden Jünglingen frische Cigarren; „da kann er ja seinen Stolz austoben."

„Nur daß ihn und nicht sein Aschenbrödelchen der Schuh mehrfach drückt," bemerkte der heitere Gelegenheitsbarde, aber Jüngling Nr. 3, der gehaltvolle junge Mann" aus dem Komplimentierbuche, mahnte: „Wips, mein Lieber, seien Sie nicht indiskret!"

Wips klappte den Tugendsamen lachend auf die Schulter, und als der Onkel vorschlug, anstatt der unthunlichen „Allerleirauh" ein Männerbild: „Die sieben Schwaben" zu stellen, konnte er's nicht lassen, noch einen billigen Pfeil abzuschießen: „Wenn unsere Schlauheit nun aber, nach Fritzens Muster, gegen die Dummheit von Joggeli, Allgäuer und Genossen protestiert, was dann, Onkelchen?"

„Dann werde ich Menschenfeind!" rief der kleine Dicke, erklärte den Kongreß für aufgehoben und entsandte seinen zwergenhaften Kontorburschen nach neuen Spielkarten in den Buchbinderladen an der Ecke. Die Haushälterin mußte frischen Kaffee aufbrühen und so lösten sich alle Konflikte in germanisches Behagen, Tabaksqualm und Kaffeesatz auf, während draußen das vorweihnachtliche Schneegestöber den kurzen Nachmittag in verfrühte Abenddämmerung hinüberwirbelte. —

II.

Fritz wandelte nach einem langen, einsamen Spaziergange um den verschneiten Stadtwall durch die Dunkelheit heimwärts Wie schwer ihn Herz und Leben augenblicklich drückten, sah man an seiner schlaffen Haltung und dem nervösen Zittern seiner Lippen in der Ruhe. Er versuchte gar nicht einmal mehr es zu beherrschen.

Die größeste und süßeste Tollheit seiner dreiundzwanzig Jahre lag seit gestern hinter ihm: er hatte sich Hals über Kopf mit Hetty Lister, der entzückenden Soubrette, verlobt, die seit vier Monaten das Publikum des bescheidenen Wintertheaters begeisterte. Die Kritik, Witzlaw an der Spitze, interessierte sich lebhaft für sie und ahnte in ihr die glückliche Verschmelzung jener beiden klassischen Naiven: Friederike Goßmann und Hedwig Raabe. Nun lief ihr erster Kontrakt ab, und sie hatte ohne Weiteres erklärt, ihn nicht erneuern zu wollen. „Weshalb nicht?" — Weil ihr die Lust zum Theater vergangen sei. — „Wieso? wo-

durch?“ — Darüber sei sie Keinem als sich selbst Rechenschaft schuldig! —

Man ordnete Witzlaw, bewaffnet mit Galanterie und Überredungskraft zu ihr ab — vergeblich. Sie hatte sich die schönen Augen ein wenig rot geweint, die zierlichen Hände mit den Geberden einer Meißener Porzellanhirtin gerungen und dabei war's geblieben. Dann erschien plötzlich, um die Theestunde, Hettys spezieller Freund und offenkundiger Verehrer, Fritz Oltmanns, im kleinen Heim der fahnenflüchtigen Soubrette. Deren peinliche, alte Tante sang ein langes Klagelied, und das Ende des Lamentos war eine Verlobung voll inniger und stürmischer Zärtlichkeit zwischen ihrem Pflegekinde und dessen jugendlichem Seladon gewesen. Ja, Fritz hatte seiner Braut sofort den schönen, alten Rubinring von seinem kleinen Finger zum Liebespfande verehrt und dafür eins ihrer bunten Ringelchen empfangen, das er nun, bis auf weiteres, nach Schulschätzchenmanier an einem Bändchen hängend, auf seiner treuen Mannesbrust barg.

Nach dem gestrigen Rausche fühlte er sich jetzt als die Beute tiefster Niedergeschlagenheit. Nicht daß er seine Verlobung als eine krasse Thorheit beklagte — o, im Gegenteil! Das Glück gaukelte ihm die lieblichsten Seifenblasen vor, aber sie schwebten noch zu hoch für seine Hand: er fürchtete ihr Zerplatzen und Zerrinnen. Was sollte werden? —

Unbegreiflich genug, daß er sich in seinem ersten Jubel Freund Witzlaw anvertraut hatte. Gerade Wips, der diese schwierige Sache wie alles Andere in der Welt auf die leichte Achsel und von der fidelsten Seite nahm, obwohl er Fritzens Eltern vielleicht genauer kannte und richtiger beurteilte als der eigene Sohn mit seiner Kindesliebe im Bunde es vermochte.

Brave, spießbürgerliche Menschen, sehr reich geworden durch ehrliche Arbeit, voll von allen Vorurteilen des Mittelstandes aus der guten, alten Zeit gegen Gaukelei und fahrendes Volk. Theatergehen? — Zeitvergeuden! Es war der einzige streitige Punkt zwischen der Mutter und ihrem vergötterten Jungen, daß dieser allzuviel Sinn für solche Narretei besaß. — Das Fehlen des Ringes an seinem Finger hatte ihr scharfes Auge sofort entdeckt und dann hatte sie Haussuchung und strenges Verhör unter den schuldlosen Dienstboten angestellt, da Fritz nur lahme Ausflüchte und beschwichtigende Argumente vorbrachte. — Es war eine grenzenlos fatale und verfahrene Geschichte!

Fritz war der Mutter gegenüber von jenem tiefwurzelnden Respekte beseelt, den gerade die Kinder „kleiner Leute“ zu besitzen pflegen. Ganz natürlich; denn ihrer Jugend bedeutet die Mutter, vorausgesetzt, daß sie eine gute Mutter ist, alles, und die Kinder sind tägliche Zeugen ihrer treuen und rastlosen Arbeit, ihres Sorgens, Sparens und Opferbringens. Solche Erinnerungen haften; sie weben den Heiligenschein um gar manches schlichte Frauenhaupt und legen gar manche demütige Sohneshand unter die müden Füße der Greisin.

Fritz entsann sich der Zeiten noch ganz deutlich, da er, ein strammes Bübchen mit furchtblinzelnden Augen, am Fleischblock in des Vaters Schlachterladen stand und zuschaute, wie der weißbeschürzte Vater das Hackbeil über dem Rippstück schwang, die weißbeschürzte Mutter Beilage abwog und Rauchspeck in marmorierte Streifen schnitt. Dann hatten die Jahre aus dem Schlachtermeister Oltmanns den Wurstfabrikanten und aus dem Wurstfabrikanten den Rentier gemacht, der seinen Kronprinzen, mit einem Baronswechsel ausgerüstet, studieren ließ und seine Töchter reich verheiratete. Der Vater trug einen blauen Gehrock und grauen Cylinderhut, die Mutter jedoch blieb ganz, was sie immer gewesen war, sehr schlicht, sehr kleinbürgerlich, sehr strengdenkend und rührend gut, wo es zu helfen galt. Vor ihrer Verheiratung als hohe Dreißigerin hatte sie jahrelang als das Ideal einer Kindsmagd gegolten und nebenbei noch als das einer liebenswürdigen Märchenerzählerin unter ihren Pfleglingen und deren Eltern. — An ihren eigenen Kindern und Enkeln hatte sie später die Kunst weiter geübt bis auf den gegenwärtigen Tag.

Deshalb sollten ihr nun auch zur Silberhochzeit nach ihres Bruders Willen die trauten Märchen verkörpert werden und deshalb hing sie so besonders an dem von der Prinzeß Allerleirauh, die, gleich ihr, aus der Niedrigkeit zum Glanze emporgestiegen war.

Sohn Fritz fand sie zwar nicht im glänzenden Königsaale, aber in der behag-

lichsten aller Wohnstuben, wo sie mit der ersten Garköchin des Städtchens, „der Müllern," den Speisezettel für die Silberhochzeit, am dritten Weihnachtstage, beratschlagte (s. Abb. 2).

Der Eintretende kratzte die sauberen Füße noch einmal auf der bunten Strohmatte ab, nickte der dürren „Müllern" in wattierter Nebelkappe und Umschlagetuch flüchtig zu und küßte sein behäbiges, silberhaariges Mütterchen nach lieber Knabengewohnheit auf die Wange, frisch wie seine eigene.

„Na, bist du wieder da, mein Junge? Das ist schön," sagte sie freundlich. „Setz dich und laß dir von Line die Zeitung herunterholen, Vater ist damit fertig. Dein Kaffee steht in der Röhre und da ist auch Butterkuchen. Wir dürfen ja und ja nicht Fritz seinen Steinbutt mit holländ'scher Sauce vergessen, Müllern, schreib Sie sich das gleich auf. — Wie ist das denn, Fritz: hat sich der Ring gefunden?"

„Ich glaube, ich habe ihn zum Reparieren weggebracht, Mutter," log Fritz, und wieder brannten ihm die Ohren.

Die Mutter schüttelte den Kopf. „Du willst mir bloß keinen Ärger machen, Kind, aber das hilft dir alles nichts, ich will wohl dahinterkommen!" —

Damit kehrte sie zu ihrem Speisezettel zurück, und Fritz löffelte in der Sofaecke seinen Kaffee, aß gedankenlos ein Stück Kuchen nach dem andern und starrte in die Zeitung, ohne eine Silbe zu erfassen, bis es klopfte, und Witzlaw, der lustige Hausfreund, seine magere Länge zur Thür hereinschob:

„Aha, Ministerkonseil der allnährenden Gottheit! Ich will durchaus nicht stören, Mama Oltmannschen, sondern nur Ihren Erben zum Abendbummel verführen. Wird hier schon Menü zum 27sten gedichtet? Kommen Sie, Madam Müllern, lassen Sie Ihren Kollegen ein bißchen in den Korrekturbogen gucken!"



Abb. 2. Frau Oltmanns beratschlagt mit „der Müllern" den Speisezettel.

„Sie Hansnarr, damit Sie das alles in Ihr altes Klatschblatt drucken lassen! Das fehlte noch," sagte Madam Oltmanns und präsentierte dem losen Vogel, den sie gut leiden konnte, den Butterkuchen. „Seien Sie froh, wenn ich Ihnen 'nen Platz am Altentisch gebe; — für die Jungen sind Sie mir und Oltmanns viel zu leicht und fahrig!"

Wips lachte, als sei ein Kernwitz von Stapel gelaufen und schäkerte mit der Kochfrau, die ihrer Kundin auseinandersetzte, daß es schwer halten werde, das gewünschte Hilfsmädchen für den festlichen Tag mitzubringen.

„Da lernt d'r auf Stunns goar keine rechtliche Bürgersdeern bei uns, Modamm Oltmanns; man bloß drei Mammesells. Die wollen sich wohl wahren und in 'ner frömden Provatküche mit anfassen."

„Hoho! in solch' einer Provatküche schäle ich selber Kartoffeln mit! Aber auf Ehre, Signora Müllern! — Am Ende kommen Ihre Mamsellen alle drei und bringen noch ein paar Freundinnen mit, wenn Sie ihnen meine Absicht aussprechen," unterbrach Wips und dann gab's erneute Heiterkeit, weil die Müllern den albernen Scherz als heiligen Ernst nahm.

„Er bringt seine Possen auch zu niedlich vor!" meinte Madam Oltmanns und trocknete sich die Lachthränen aus den Augenwinkeln.

Da dämmerte während dieses Heiterkeitserfolges plötzlich ein Planumriß im Hirne des Gelegenheitbarden. Er verführte den melancholischen Fritz nicht weiter, sondern erstieg nach einem „Anfeuerungsschoppen" seine Mansarde und ergab sich dort, schmunzelnden Angesichtes, dem Dichten, bis seine Kohlenration verbrannt und das Petroleum in der Lampe erschöpft war (s. Abb. 3). —



Abb. 3. Witzlaw ergibt sich dem Dichten.

Der zartfühlende Onkel mahnte in den lebenden Märchenbildern den Hausherrn mit „Däumerlings Menschenfresser" an seinen ehemaligen blutigen Beruf, und die Hausfrau sollte ihre Küchenmagd „Allerleirauh" ebenfalls haben. — — Wips fühlte sich bei diesem Gedankenspaziergange, trotz der Mansarde, mehr denn je Vollblutaristokrat!

— — — — — — — — — — —

Und welche Überraschung für Freund Fritz!

III.

Am nächsten Morgen — es schneite und regnete in der wüstesten Weise durcheinander — trat der Poet schon zeitig aus des Onkels Kontor. Der dicke Herr blickte ihm durchs Ausluchtfensterchen mit einem Gesichte nach, in dem das breite Schmunzeln den Ausdruck unliebsamen Staunens siegreich zu bekämpfen anfing. — Wips nickte noch einmal zurück und bog, in Ermangelung eines Regenschirmes sein Stöckchen schwingend, in die nahe Wiesengasse, die allerdings so ländlich still war, daß Sommers die Halme ungeknickt zwischen den Pflastersteinen sproßten. Vor der Thür des letzten Hauses stand die, welche der Poet besuchen wollte, und spähte, die Hände halb im Muff, ein dünnes Bücherpäckchen unter dem linken Arme und das Gesicht sehr reizend und rosig von verwegenem Ottermützchen und lose geschlungener Boa eingerahmt, unschlüssig in das abscheuliche Wetter hinaus (s. Abb. 4).

„Servus, Fräulein Hetty, liebenswürdigstes aller Goldkäferchen," sagte Wips, schüttelte ungezwungen die kleine Hand in schwedischem Leder und deutete auf das Bücherpaket. „Wohin gedenken Sie denn mit den Abzeichen Ihrer verscherzten Würde zu wallen, ungetreue Thalia?"

„Ach, ich muß die letzten Rollenhefte beim Direktor abliefern," entgegnete sie. „Ich ängstige mich nicht schlecht, Herr von Witzlaw: er möchte mich ja natürlich in

Grund und Boden schmettern! Aber ich habe leider keinen dienstbaren Geist zum Schicken."

Er nahm ihr das Päckchen ab und ließ es in seine Joppentasche gleiten. „Her damit, das besorge ich Ihnen mit Wonne. Jetzt machen Sie gefälligst mit mir Kehrt und kredenzen mir eine Tasse Mokka oder Pekko in Ihrem Nomadenzelte. Aber prima Qualität, wenn ich bitten darf."

und zu gratulieren, weil Sie seit gestern den Verlobungsring am Goldfinger tragen! (ich fühle ihn hier sehr deutlich, Fritzens Rubin mit den ungemütlichen Kanten!) Drittens, Fräulein Braut, wünsche ich mit Ihnen und zu Ihrem Segen eine Intrigue anzuzetteln. Pst! Pst! Ausreden lassen, kleine Rakete! Ich bin Fritzens Intimus und biete mich Ihnen mit einer genialen Idee zum rettenden Engel an. Was würden



Abb. 4. Fräulein Hetty Lister.

„Wissen Sie, daß Sie ein rasend unverschämter Mensch sind, Herr von Witzlaw?" sagte sie und maß ihn von oben bis unten, sich vergeblich bemühend, ihren freundlichen Augen einen stolzen Blick zu leihen. „Heute brauche ich gottlob nicht mehr vor Ihrer Feder zu zittern und deshalb mögen Sie die ungeschminkte Wahrheit haben! Was wünschen Sie bei mir?"

„Ich wünsche Ihnen zu kondolieren, weil Sie der Bühne Valet gesagt haben

Sie dazu sagen, mein Kind, wenn ich Ihnen die glanzvolle Veröffentlichung Ihres Bundes am Silberhochzeitstage eidlich garantierte?"

„O Gott! und Sie lügen diesmal nicht? — Wirklich nicht? Kommen Sie sofort, Sie himmlisch guter Mensch!" — Händeklatschend flog sie ihm voran ins Haus zurück und treppauf: „Tantchen! Tantchen, mahle rasch noch zwei Lot Kaffee!" rief sie schon im Flur mit heller Stimme.

„Ein Lot genügt; oder soll ich zum

Danke hingemordet werden?“ lachte er und zückte eintretend seinen Stock gegen das übellaunig blaffende Hündchen unbestimmbarer Rasse, das hinter der häkelnden alten Jungfer im Sofa saß.

Hettys Tantchen war steif, peinlich und in vorsündflutlicher Toilette (s. Abb. 5). Als Brosche trug sie ihr eigenes Jugendbildnis auf Elfenbein gemalt. Sie begleitete die Verschwörungsgeschichte mit vielen „aber nein's“ und „Gott behüte's“ bei aufgehobenen Händen, allein nach der zweiten Tasse Mokka fühlte sich der schlaue Wips glücklich Herr der Situation, und die leichtfüßige Thalia tanzte jubelnd im Zimmerchen umher. „Kein Wort zu Fritz! o, kein Sterbenswörtchen!“ — Sie fand sich in jede Rolle — ohne die geringste Mühe! Und ihr entzückendes Rosaseidenkostüm konnte wirklich mit dem übrigen Maskentand zu den lebenden Bildern ins Oltmannsche Haus eingeschmuggelt werden? War's denn auch schön genug für Prinzeß Allerleirauh? „Rosa Brokat mit Goldfäden drin: wissen Sie, genre rococo!“ — So fragte und plauderte sie und er antwortete:



Abb. 5. Hettys Tantchen.

„Natürlich, schön genug! Das ist ja die Robe Nummer eins: das Sonnenkleid, Morgenröte mit Strahlen gestickt“ — worauf sie gewiß zum zwanzigsten Male ausrief: „Sie himmlisch guter Mensch!“

„Jetzt aber geschwind zur Müllern mit der Anmeldung zum Kochkursus! Ich streiche mir die Haare aus dem Gesicht und nehme einen Baschlik um und Tantchens alten Regenmantel. — Ja, ja, so erkennt mich keine Seele! Adieu! adieu!“ — Damit huschte sie davon, um noch einmal umzukehren und den rettenden Engel mit dem Schnurrbarte zu versichern, daß sie durchaus nicht küchendumm sei: „Pellkartoffeln, Beefsteak, Apfelbrei, das ist doch ein ganz respektabler Anfang, und außerdem noch Schokoladecrème!“ — — — — — —

Wips verschwatzte noch fünf Anstandsminuten mit dem alten Fräulein und schlenderte dann in seine Redaktion. Unterwegs gab er Fräulein Listers Rollenpäckchen im Sprechzimmer des Theaterdonnerers ab.

„Haben Sie eine Ahnung von den Abgangsmotiven der kleinen Person, Verehrtester?“ fragte der Direktor ingrimmig, und Wips zuckte lässig die Achseln:

„Laune, Abwechselungsbedürfnis, eine profitable Heirat — gekränkte Eitelkeit — da haben Sie vier Gründe zur Auswahl, lieber Direktor. Bedienen Sie sich nach Belieben, etwas Besseres kann Ihnen meine Weisheit nicht offerieren!“

— — — — — — — — — — —

Fritz stahl sich zwar täglich auf ein Dämmerstündchen zu seiner Braut, aber er schien ebenso bedrückt, wie sie übersprudelnd

lustig zu sein. Eines Tages frappierte es ihn, daß ihr ganzer Anzug nach geschnittenen Zwiebeln duftete, selbst die Händchen dufteten danach. Sie entschuldigte sich gar nicht, sondern wollte sich totkichern und fabulierte so allerliebst von ihren zukünftigen Hausfrauenpflichten und Würden, daß er sie fest in den Arm nahm und zwischen seine Liebkosungen hinein seufzte: „Stecke mich an mit deinem glückseligen Temperamente!"

IV.

Der große Tag hatte seine Mittagshöhe überschritten. Die letzten Gratulanten empfahlen sich: der Nachbar und Hausarzt mit seiner ebenso wohlgekleideten wie tugendsamen und gefürchteten Ehehälfte (s. Abb. 6), die mit holdseligen Mienen alles zu sagen pflegte, was zur Läuterung des lieben Nächsten durch ein Fegfeuer von Ärger und Kümmernis irgendwie beitragen konnte. Dann ward ein hastiger Imbiß eingenommen, der für die Erwachsenen vorwiegend aus starker Bouillon und Schlackwurst (des Jubilars Fabrikerzeugnis!) und für die Kinder aus Schokolade und Weihnachtskuchen bestand. — Nur drunten in der Küche ging's lebhaft her, das übrige Haus harrte mit seinen Insassen in festlichem Schmuck und feierlicher Ruhe auf die Abendüberraschungen. Tannengrün und Knistergoldfahnen und süßester Weihnachtsduft vom Boden bis zum Keller. Fritz ging blaß und ernst herum; an seinem Finger blitzte der neue Diamantring, den seine Mutter ihm heut in der Frühe angesteckt hatte: „Es ist mir ein wahres Herzbrechen, mein Junge, daß der schöne, alte Ring sich nicht wiederfinden will!"

Er hatte nichts als: „mein Mutterchen!" zum Dank herausgebracht und sie wieder auf beide Wangen geküßt. Um ein Haar wäre er ihr zu Füßen gesunken, wie ein gefühlvoller Damon und hätte Beichte und pater peccavi geleistet!



Abb. 6. Herr und Frau Nachbar Hausarzt gratulieren.

Als es dämmerte, zündete der Großvater mit Hilfe seines jüngsten, langbezöpften Töchterchens den mächtigen Christbaum noch einmal an (s. Abb. 7), während Fritz mit den zierlich geschmückten Freundinnen seiner Schwester zerstreut plauderte und wider alle sonstige Gewohnheit ein Glas Limonade nach dem anderen trank. Und als der liebe Baum braunte, setzte sich die Großmutter mit ihrer Kinderschar unter seine Zweige voll Wohlgeruch und Süßigkeit und erzählte den bettelnden Kleinen, ehe die Abendgäste in Sicht kamen, wieder einmal die vergötterten Grimmschen Märchen von der goldnen Gans und Aschenbrödel und Ilsebill, der unzufriedenen Fischersfrau. Zum Schluß auf allgemeines Verlangen die Geschichte von der Prinzessin Allerleirauh — der Kinder allerschönste Geschichte. Die wußte Großmutter so wundervoll und halbleise und spannend vorzutragen, daß die kleinen Lauscher sich dicht



Abb. 7. Großvater zündet den Christbaum noch einmal an.

gegen ihr graues Kleid drängten und die runden Augen alle das freundliche Gesicht im Rahmen der Blondenhaube und Silbermyrte zu verschlingen drohten. Gerade als die holde Märchenprinzeß ihre zweite Nuß öffnete und das Kleid, so silbern wie der Mond, ihr anstatt des Kernes entgegenquoll, neigte sich Großvater Oltmanns zu Fritz hin:

„Sieh du mal unten nach dem Wein, lieber Junge, und frage, ob Prögel schon gekommen ist." (Prögel war der Lohndiener.) So tappte Fritz behutsam aus der Weihnachtsstube zum Flur hinaus. Dort

begegnete ihm schon die lustige Gauklerbande, von Wips und dem Onkel angeführt. Oben in der ersten Etage, in Fritzens und seiner Schwestern ehemaliger Kinderstube, hatte man die Bühne aufgeschlagen und wollte jetzt, kurz vor Thoresschluß, die lebenden Bilder rasch noch einmal proben. Prögel und des Onkels Kontorzwerg schleppten den Waschkorb mit Kostümen im Nachtrab. Zu oberst hing, dem sauberen Einstecktuche entglitten, ein Stück rosa Brokatgewand mit glitzernden Goldblumen durchwirkt über den Korbrand.

„Mein Himmel — das kenne ich doch? Wo hab' ich das schon gesehen?“ dachte Fritz im Fluge. Der Korb entschwand ihm wie eine farbenschimmernde Vision und Wips bereitete sich augenscheinlich darauf vor, den Busenfreund in aller Eile mit seinen faulsten Witzen „anzuöden.“ Dem entrann der Tragischgestimmte und ließ sich in den Orkus des Souterrains hinab.

In der stattlichen Küche herrschte reges Leben. Trinchen und Line, die beiden Oltmannsschen Dienstmädchen, wirkten um die Wette mit der ehrenfesten Müllern und ihrer Hilfsmamsell. Der große Herd strömte Kraterglluten aus; die Müllern war mit Probieren beschäftigt und goß immer noch einen Schuß Burgunder zum Schinken. Die „Hilfe“ verfertigte seitab am Anrichttische Fleischbällchen zum „Rehju,“ wie die Müllern das Ragout benamste. Sie wurde stark tyrannisiert: „Mammesell!“ hieß es bei jeder Gelegenheit. — Als jedoch der junge Herr Oltmanns unvermutet eintrat, ward es eine große Stille und Mammesell entfloh in die Speisekammer, angeblich um noch zwei Eier zu holen. — Fritz hatte nur den flüchtigen Eindruck eines außerordentlich gut- und knappsitzenden Blaudruckkleides, kurzärmelig, von großmächtiger Schürze beschützt, und eines Hamburger Rüschenhäubchens, das einen aalglatten Scheitel und ein rundes Nest solider, dreisträhniger Zöpfe krönte. Das Gesicht blieb ihm abgewendet; wohl aber bemerkte er, wie das ganze zierliche Persönchen vor verhaltenem Lachen bebte, so daß die Wangenröte bis in die schlanke Halssäule hinabstieg. — „Dies dumme Ding!“ — Fritz konnte alberne Dienstmädchen für den Tod nicht ausstehen. Er war von dem ausgiebigen Stolze besessen, der sich geringer Herkunft so gern zugesellt, wenn dieselbe von glänzendem Emporgekommensein überstrahlt wird. — Er steckte die Nase in die Luft, nahm den Kellerschlüssel vom Haken und rief mit Herrscherstimme nach Prögel, dem Lohndiener.

Mit diesem zugleich polterte Wips treppab in die Küchenregionen. „Kerlchen, beeil' dich — es geht sofort los! Gib diesem Leporello sein Deputat auf Flaschen gezogen und dann vorwärts in die Herrengarderobe. Na, Signora Mülleria, was wird denn hier Vortreffliches komponiert? Burgundersauce? Fräulein Trinchen, reichen Sie mir mal 'nen sauberen Löffel: das schmeckt eine männliche Zunge nämlich am besten auf Pfeffer und Salz. — Sehr gut, ein Atom mehr Wein dran. — So, und das ist wohl die „Hilfe,“ Signora? — Nettes Mädel! Was für Wonneklößchen fabrizieren Sie denn da, Mademoiselle?“

Im Vorübergehen wollte er das rosige Ohrläppchen der Kleinen zupfen; sie aber fuhr ihm mit dem Löffel voll Fleischfarce entgegen: „Unterstehn Sie sich —!“ —

Fritz stutzte beim Ton ihrer Stimme, aber — im Grunde, was ging ihn Wipsens kindische Schäkerei an?

„Ich begreife dich nicht!“ sagte er im Hinausgehen zu Wips und zuckte die Achseln zu dessen promptem Antwort: „Ich desto besser!“ —

— — — — — — — — — — —

Die Lampen und Lichter brannten, die Gäste waren versammelt, die Glocke ertönte und alles strömte nach oben, um sich vor der Bühne mit dem verheißungsvollen Vorhange zu drängen. Nur die Hauptperson fehlte noch, die Hausfrau. Als der Onkel selbst in Hast treppunter pustete, um sie zu suchen, fand er sie natürlich in der Küche. Sie mußte doch nach dem Rechten sehen und sich davon überzeugen, daß Jedes an Kost und Getränk erhielt, was ihm zukam. Ein saubere Schürze um ihr Staatskleid gesteckt, stand sie gerade zwischen der Müllern und ihrer „Hilfe“ und sprach in diese hinein, die außerordentlich blaß und ängstlich blickend an der Herdkante lehnte. —

„Sie hat sich gewiß 'n bißchen übernommen und erkältet, Kind. Müllern, das Kind soll 'n halb Glas Burgunder und 'n reelles Fleischbutterbrot kriegen. Sie sieht mir 'ne Kleinigkeit zart aus, Kind, aber ich mag Sie wohl leiden und ich will



Abb. 8. Der Vorstand des Sängerbundes „Odinsharfe“ überreicht das übliche Photographiealbum.

mir das mal überlegen mit Ihr, wenn meine Line Ostern heiratet —“

— Und die niedliche „Hilfe“ zitterte und bebte wirklich von Kopf zu Fuß, wurde rot und blaß und ihre weißen Zähne schlugen, während sie trank, gegen den Rand des Weinglases. — — Fritzens Mutter! mein Gott, diese liebe, gute, alte Frau — und sie log und trog! Sie fiel schon aus ihrer Rolle und wer weiß, was noch geschehen wäre, hätte der Onkel seine Schwester nicht an den Arm genommen und treppauf komplimentiert. — Hetty sprang ihr nach und nahm ihr die Schürze ab, und Madam Oltmanns nickte ihr freundlich über die Schulter zurück. „So 'ne nette, willige Deern ist mir lange nicht vorgekommen, Johann,“ sagte sie zu ihrem Bruder; „die möchte ich mir wohl auf Ostern für Line mieten.“

„Na, na, morgen ist es dazu noch früh genug, Betty,“ entgegnete er und damit langten sie oben an. Der Sängerbund „Odinsharfe,“ der den Jubelgreis schon seit achtundzwanzig Jahren zu seinen treuen Mitgliedern zählte, stand bereits wartend auf dem guirlandengeschmückten Vorplatze, der mit zum Zuschauerraum gezogen war. Das Silberpaar setzte sich Hand in Hand auf die tannenbekränzten Sorgensessel und jetzt hielt der Vorstand des Sängerbundes eine längere Ansprache in dräuendem Baß (s. Abb. 8), überreichte das übliche Photographiealbum mit dem Inhalte biederer Mannesbildnisse und stimmte feierlich an: „Seht, er kommt mit Preis gekrönet!“ Darauf verzogen die Sangesbrüder sich hinter die Bühne, und nun schwang der Onkel die Klingel. Die Märchen wurden lebendig zu Wips' anmutigen Worten, die er selbst in elegantem Hofnarrenkostüm sprach. Zwischen den Bildern ließ die Odinsharfe hehre Gesänge ertönen. — Wips trug ausgezeichnet vor; aber diesmal war seine Seele nicht recht bei der Sache. Insgeheim arrangierte er das Allerleirauhbild, nur über das „wann, wie und wo“ vermochte er absolut nicht ins Reine zu kommen. Der Onkel war sein Trost: „Schieben Sie mich, ich thue alles, nur nicht freien,“ hatte er erklärt.

Gerade waren die letzten Begleitworte zum Aschenbrödelbilde verklungen:

„Und eins nur wünschen wir dem Paar im Glücke:
Daß nie den Prinzen der Pantoffel drücke!" —

Der Vorhang teilte sich: Fritz und eins seiner auswärtigen Kousinchen zeigten sich — das Gefolge und die bösen Schwestern im Hintergrunde — fürstlich ausstaffiert. Da drängte sich plötzlich Line, das Hausmädchen, mit ein paar tüchtigen Armpuffen zum Jubelpaare durch und flüsterte der Silberbraut erregt ins Ohr:

„Wo Modamm wohl die Brandsalbe hätten, läßt Frau Müllern fragen, ihre Mummefell hätte sich eben heiße Balljong über die Finger gegossen —"

„Bleib ganz geruhig sitzen, Friederich," sagte die Silberbraut und klopfte die Hand ihres Lebensgefährten und war alsbald zwischen den Reihen der beifallspendenden Zuschauer hindurch und die Treppen hinab gelaufen wie eine der Jüngsten. Line sprang mit altem Leinen und Brandsalbe hinterher.


Abb. 9. Brögel, der Diplomat im Kellnerfrack.

Die Verletzte saß in der Bügelstube neben der Küche an der Drehrolle, hielt die arg schmerzende, arbeitsungewohnte Hand in eine Kumme mit kaltem Wasser und lehnte das erblaßte Gesicht, zwischen dessen krampfhaft zusammengekniffenen Lidern hervor Thränen auf Thränen brachen, rücklings gegen die Wand. — Zum zweitenmale schlug die gute, freundliche Stimme an ihr Ohr, und die Hausfrau hob ihr, während dem Sprechen, behutsam und mütterlich die verbrannte Hand aus dem Wasserbade.

„Na! was hat Sie denn da angegeben, Sie armes Wicht? Fix, geb' Sie her — das thut wohl weh genug! Na, weine Sie nicht so gottsjämmerlich, das kriegen wir schon wieder heil — oder — —"

Mitten im Satze verstummte die Stimme, die mütterlichen Finger lösten ihren sachten Griff um das verletzte Glied; — der Leinenstreifen mit Brandsalbe bestrichen fiel zu Boden, und die „Hilfe" stieß einen Schrei aus. Denn die hellen Augen in dem hübschen, alten Gesichte unter der Silberkranzhaube starrten auf Fritzens verloren gegebenen Rubinring am Goldfinger der Küchenelfe. Wortlos bewegte sich die stattliche Gestalt im grauen Taffetkleide zur Thür, die in die belebte Küche führte, schloß und verriegelte sie und wendete sich, einen strengen, traurigen Blick in den gütigen Augen, zu der jungen Sünderin. — — — —

Was dann geschah — noch ehe sie ein Wort hervorbrachte — das (so sagte später die alte Frau im vertrauten Kreise) sollte sie wohl nie in ihrem Leben wieder vergessen. Das Küchenmädchen warf ihr urplötzlich in besinnungsloser Angst beide Arme um den Hals, schränkte die verbrannte Hand, des Schmerzes nicht achtend, fest mit der gesunden zusammen und preßte das reizende, blasse Gesicht rücksichtslos gegen den getollten

Spitzenkragen der Silberbraut, schluchzend, flehend, in großen Absätzen stammelnd:

„Vergebung! — — ach Gott! — ach Gott! — Vergebung! — Er hat mir den Ring geschenkt — mein Bräutigam — ach ja — ja — mein liebster, einziger Fritz — — und wir wagten es Ihnen nicht zu sagen — weil — ach Gott — weil ich Schauspielerin gewesen bin. — — Aber jetzt nicht mehr — gewiß — gewiß — niemals wieder —!“

„Und was soll das Verkleiden denn dabei —“ fragte Frau Oltmanns mit zuckenden Lippen und schreckensbleichen Zügen. Kaum vermochte sie ein Wort hervorzubringen — sie mußte sich setzen und gegen die Drehrolle lehnen, und das junge Mädchen, das wie ein Bleigewicht an ihr gehangen hatte, glitt zur Erde nieder, kniete vor ihr und legte das Gesicht mit küssenden Lippen auf die schlaffen Hände der fassungslosen Frau.



Abb. 10. Silentium!

— — „Ich wollte Ihnen so gern zeigen, daß ich alles und alles im Haushalt lernen und thun will, damit Sie mich auch ein bißchen lieb haben können, ach, so gerne will ich's,“ sagte sie tief aus dem Herzen heraus, „und den Ring wollt' ich tragen, damit ich mich hier in der Küche doch zu Fritz gehörig fühlte, bis ich gerufen würde zum Allerleirauhbild — — ja, das sollt' ich stellen — ach — und nun hab' ich Ihnen die Überraschung verdorben und Sie glauben mir am Ende gar nicht — — und alles ist vorbei — —!“

„Was ist vorbei, du dummes Kind, du schrecklich dummes Kind! — Laß das Weinen sein — gib dich zufrieden — gib deine Hand her — —“

Die Stimme der Silberbraut schwankte gewaltig, die Augen wurden ihr trübe und sie mußte ihr großes Schnupftuch, eine wahre Flagge, zu Hilfe nehmen. Aber sie hielt sich tapfer, denn mit einemmale fiel ihr's wie Schuppen von den Augen: sie verstand ihren geliebten Jungen, sie las sein Gesicht, dessen Ausdruck der heimlichen Sorge sie selbst so schwer gesorgt hatte. Ganz und gar schmolz ihr das warme Herz: Eine, die ihres Fritz heiligen Ring am Finger trug, sollte nicht so kreuzunglücklich weinen und schluchzen: wofür war sie die Mutter?

„Kind,“ wiederholte sie, „du dummes Kind, bin ich denn zum Bangemachen? — Guck' mich doch wenigstens an — —!“ Damit zog sie die zitternde Hetty auf ihren Schoß, verband sorgsam die kranke Hand und dann neigte sich der Kopf im Silberkranz dem Scheitel mit dem Hamburger Häubchen entgegen, bis das alte Gesicht Wange an Wange mit dem jugendlichen ruhte.

„Wer hat dich zum Küchenmädchen angestiftet?“ fragte sie. „Wenn das nicht der Quirlefix Witzlaw gethan hat, heiße ich nicht Betty Oltmanns. Na — hat der es angegeben, Kind?“ — — Die Gefragte nickte,

sie mußte in all ihren Thränen lachen und fing aufs neue an, die behaglichen Hände der Silberbraut zu küssen und zu drücken.

„Laß sein, Kind — erst muß ich das ins Reine bringen," sagte Frau Oltmanns und öffnete die Küchenthür ein Ritzchen weit. „Line, Sie ist 'ne verläßliche Deern, geh' Sie hinauf und hinten herum an die Komödienbude und ruf' Sie mir mal stillkens Herr Witzlaw herunter — oder meinen Sohn — das ist wohl noch besser." — —

— — — — — — — — — — — — —

Sie kamen beide in höchster Eile, Fritz als geisterhafter Aschenbrödelprinz voran — (da droben gab's heillose Verwirrung unter den unfugahnenden Zuschauern!) — Witzlaw folgte, die rosa Brokatschleppe mit den sonnengoldnen Fäden für alle Fälle schon über dem Arme, darunter eine Sektflasche und vier Spitzgläser zwischen die gespreizten Finger der freien Hand geklemmt. Prögel, der lächelnde Diplomat im Kellnerfrack, bildete die Nachhut. Er hatte die vergötterte Soubrette a. D. sofort erkannt und die Sache durchschaut als langjähriger Hausgeist. — Jetzt nahm er Wips stillschweigend Sektflasche und Gläser aus der Hand, ordnete sie auf seinem Servierbrette, entkorkte, präsentierte (Abb. 9) und fand — Gott weiß wo — noch ein fünftes Glas, als Vater Oltmanns im Rahmen der Thür erschien, bestürzt, ärgerlich, eine Illustration des Volksliedes: „Da schickt der Herr den Jochen aus — —"

Sie überrumpelten ihn, die jungen Menschenkinder und seine alte Frau mit dem jungen Herzen, wie weiland Napoleon bei Sedan überrumpelt ward, und der Verlobungstrunk in der Bügelstube ließ an Originalität nichts zu wünschen übrig! Prögel hatte sich längst diskret zurückgezogen, aber er stand draußen, mit dem Ohr an der Thüre.

Zehn Minuten später erschien des dicken Onkels pfiffiges Gesicht noch einmal durch den Vorhangsspalt und unter gewaltigem Klingelschwingen rief er: „Silentium!" (Abb. 10.) — Das Publikum versammelte sich abermals, der bunte Narr sprang wieder vor, klapperte mit seiner lustigen Pritsche und erzählte in den flottesten Trochäen die Mär von der lieblichen Prinzeß Allerleirauh, die aus der verräucherten Küche des Schlosses zum Festsaale emporstieg und die Gemahlin des Kronprinzen ward. — Dann räusperten die Odinsharfenisten ihre Kehlen: „Einst spielt' ich mit Zepter, mit Kron' und mit Stern!" erklang es, und der Vorhang schob sich zum letzten Bilde auseinander.

Allgemeines „A—a—h!" Das war doch wieder Fritz, der Aschenbrödelprinz — verlegen wie ein Quartaner in der Deklamationsübung? — und neben ihm? Ja — was bedeutete das? Hetty Lister — wahrhaftig, Hetty Lister! und seh' bloß ein Mensch, wie die Zwei sich angucken. — Die hielten überhaupt gar nicht still!



Abb. 11. Eines Thorzoll.

Nein, sondern sie sprangen, ehe sich's Einer versah, von der niederen Rampe über die qualmenden Lämpchen hinweg, mitten zwischen die Zuschauer, mit vereinter Jugendkraft das Silberpaar umschlingend, das wieder Hand in Hand, zu Thränen gerührt, nebeneinander in den tannengrünbekränzten Sorgenstühlen saß. Da brach ein Beifallssturm los — das solide alte Haus konnte ihn, Gott sei Dank, ruhig über sich erbrausen lassen, und so war Hetty Lister mit einem kühnen Sprunge ins schwer zu erobernde Reich der Verwandtengunst hineingelangt. — Ein richtiger Märchensieg.

— — — —

Nachdem Line im Morgengrauen den letzten Gästen zur Hausthür hinausgeleuchtet und ein Täschchen voll angenehmen Kleingeldes als Thorzoll eingeheimst hatte (Abb. 11), saßen die Glücklichen, Eltern und Kinder, noch lange unter dem nadelnden Christbaume, der zum drittenmale brannte, und hatten Wips' französischen Abschied gar nicht einmal bemerkt.

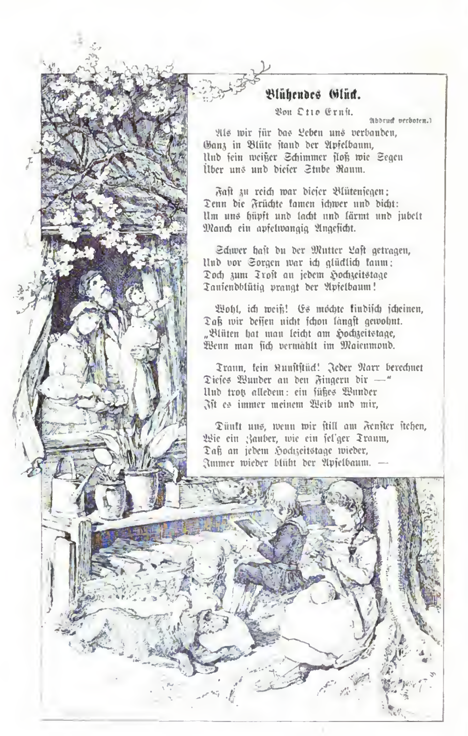


Abb. 12. „Zu Händen der holdesten Prinzeß Allerleirauh!“

Wips gedachte in seiner kühlen Mansarde das neugebackene Brautpaar noch glänzend anzudichten, aber ihn fror bis ins Mark und die Champagnernebel umwogten ihn allzu gedankentrübend. Am folgenden Morgen jedoch opferte er den Liebenden zuliebe und in frommer Hoffnung auf irgend ein Goldeselchen Brikle-brit aus Grimms Märchen sein letztes Zehnmarkstück. Dann entlieh er sich des Onkels Kontorzwerg und sandte ihn mit einem feudalen Blumenkorbe zu Fräulein Hetty, der seligen Braut, in die Wiesengasse (s. Abb. 12). Der Begleitbrief enthielt nur die kurze Vierzeile:

„Kein Märchenhofstaat ohne Zwerg — es senden
Durch ihn die Geistchen von der Freundschaftsau
Der Frühlingsblüten Wunderpracht zu Händen
Der holdesten Prinzeß Allerleirauh!“





Blühendes Glück.

Von Otto Ernst.

Als wir für das Leben uns verbanden,
Ganz in Blüte stand der Apfelbaum,
Und sein weißer Schimmer floß wie Segen
Über uns und dieser Stube Raum.

Fast zu reich war dieser Blütensegen;
Denn die Früchte kamen schwer und dicht:
Um uns hüpft und lacht und lärmt und jubelt
Manch ein apfelwangig Angesicht.

Schwer hast du der Mutter Last getragen,
Und vor Sorgen war ich glücklich kaum;
Doch zum Trost an jedem Hochzeitstage
Tausendblütig prangt der Apfelbaum!

Wohl, ich weiß! Es möchte kindisch scheinen,
Daß wir dessen nicht schon längst gewohnt.
„Blüten hat man leicht am Hochzeitstage,
Wenn man sich vermählt im Maienmond.

Traun, kein Kunststück! Jeder Narr berechnet
Dieses Wunder an den Fingern dir —“
Und trotz alledem: ein süßes Wunder
Ist es immer meinem Weib und mir,

Dünkt uns, wenn wir still am Fenster stehen,
Wie ein Zauber, wie ein sel'ger Traum,
Daß an jedem Hochzeitstage wieder,
Immer wieder blüht der Apfelbaum. —



Weihnachtsgrün.

Von J. Trojan.

(Abdruck verboten.)

Weihnachtsgrün ist bei uns das Grün dreier Nadelholzarten, von denen jede in einer bestimmten Gegend den Namen Tanne führt. So wird auch Tannenbaum bei uns im allgemeinen das immergrüne Nadelholz genannt im Gegensatz zu den Laubbäumen, und wenn es im Liede heißt:

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
wie treu sind deine Blätter!“

so ist damit überhaupt der nadeltragende Baum gemeint, der im Herbste sein grünes Kleid behält, es nicht abwirft wie die auch zu den Nadelbäumen gehörende Lärche.

Im besondern aber führen unsere drei immergrünen Nadelholzarten viele verschiedene Namen. Wie jede von ihnen in einer gewissen Gegend Tanne heißt, so heißt auch jede von ihnen in einer anderen Gegend Fichte. Außerdem gibt es für sie noch eine Menge sonstiger Bezeichnungen, so daß es für Deutsche, die aus verschiedenen Teilen unseres Vaterlandes herstammen, nicht ganz leicht ist, sich über diese Baumarten zu verständigen, wenn sie dieselben nicht vor Augen haben. Indessen hat man sich in der beschreibenden Botanik, sofern dieselbe überhaupt deutsche Namen gibt, neuerdings dahin geeinigt, daß man den einen der drei Bäume allgemein Kiefer, die beiden anderen Tanne oder Edeltanne und Rottanne oder Fichte nennt. Und zwar wird Kiefer der Baum genannt, bei dem die Nadeln paarweise stehen und lauchgrün sind, die Zapfen aber kurz und kegelförmig. Bei der Edeltanne stehen die Nadeln einzeln, sind flach, dunkelgrün, an der Spitze ausgerandet und zeigen auf der Rückseite zwei weiße Längsstreifen; die Zapfen sind walzenförmig und stehen aufrecht. Bei der Rottanne oder Fichte sind die gleichfalls einzeln stehenden Nadeln glänzend grün, dick, fast vierkantig und zugespitzt; die Zapfen hängen herab. So kann man an kleinen Zweigen schon diese drei Bäume leicht voneinander unterscheiden und um die Weihnachtszeit, in der sie alle drei auf den Markt kommen, sich über das einem jeden von ihnen Eigentümliche belehren. Der Winter ist überhaupt eine Jahreszeit, in der man sich über Nadelhölzer gut und bequem unterrichten kann. Denn im Sommer grünt und blüht so vieles, das zu betrachten man eilen muß, weil es rasch vergeht und abfällt, das Nadelholz aber hält der Beobachtung still und bleibt frisch und lebendig nicht im Sommer nur, sondern das ganze Jahr hindurch.

Für einen großen Teil unseres Vaterlandes ist das häufigste Nadelholz die Kiefer. Im Osten und Norden Deutschlands ist sie, wie auch in den baltischen Provinzen Rußlands, der eigentliche Waldbaum, der in der Ebene endlose Forsten bildet. Das Wort Forst selbst ist abzuleiten von Föhre, wie auch die Kiefer heißt. Die Fichte ist der Hauptwaldbaum unserer deutschen Gebirge, des Harzes, des Thüringer Waldes, des Riesengebirges; sie herrscht auch vor in den meisten süddeutschen Gebirgen. In der Ebene erscheint sie in größeren Beständen nur im Osten, der Kiefer gesellt. Die Edeltanne tritt als vorherrschender Waldbaum auf in den Vogesen, im Schwarzwald und im Frankenwald und findet sich sonst nur in kleinen Beständen. Neuerdings wird sie vielfach angepflanzt auch in der Ebene, wo sie ursprünglich nicht zu Hause ist.

Für einen großen Teil unseres Vaterlandes, wie schon erwähnt, wäre die Kiefer der am nächsten stehende Weihnachtsbaum. Sie ist auch der Weihnachtsbaum, dessen allein ich mich aus meiner Kinderzeit her erinnere. Denn sie ist der Waldbaum

meiner westpreußischen Heimat, wie sie auch der Waldbaum der Mark ist und daher früher auch in Berlin fast allein auf den Weihnachtsmarkt kam, wo in alter Zeit nur die jetzt fast verschwundene „Pyramide" ihr Konkurrenz machte. Seitdem aber hat sich vieles geändert, und jetzt beherrscht in Berlin und in anderen großen Städten den Weihnachtsmarkt die Rottanne oder Fichte, die alljährlich durch die Eisenbahnen in ungeheueren Massen von unsern Waldgebirgen, zumal dem Harz und dem Thüringer Wald, in die Ebene hinuntergeschafft wird. Schon lange vor Weihnachten kommen die Bäumchen auf den Bahnhöfen an, zu Tausenden in den Waggons zusammengepackt, um sich dann als allerliebste Wäldchen auf den Straßen und Plätzen der Stadt aufzustellen. Meist kommen sie her aus den Staatsforsten, aus denen sie zu einem sehr geringen Preise an die Großhändler abgegeben werden. Von diesen kaufen die kleinen Handelsleute sie, die sie zurechtstutzen und auf Bänkchen stellen.

Entschieden ist die Fichte der hübscheste Weihnachtsbaum. Ich bestreite nicht, daß auch die Kiefer ihre Vorzüge besitzt. Sie hat starke, aufstrebende Zweige, auf deren Enden die Wachslichter leicht anzubringen sind und sehr sicher stehen. Aber mit der Fichte verglichen erscheint die Kiefer etwas sperrig und dürftig in der Krone. Darum ist sie auch der Baum der Heide, weil ihr Zweigwerk so viel Sonne durchläßt, daß darunter das Heidekraut wachsen kann. Die Edeltanne habe ich auch schon als Weihnachtsbaum gehabt, keine auf dem Markt gekaufte, sondern eine, die für mich im Waldgebirge ausgesucht und mir als Geschenk zugesandt war. Die war freilich sehr schön, im allgemeinen aber hat auch die junge Edeltanne keine so volle Krone wie die Fichte und nimmt sich ausgeputzt und im Kerzenschmuck nicht so gut aus wie diese. Von den Fichten wieder, die untereinander im Wuchs und in der Art der Benadelung sehr viele Unterschiede zeigen, erscheinen diejenigen, deren Zweige ringsum mit starken Nadeln besetzt sind — die Händler nennen sie Doppeltannen — als die besten für den Weihnachtstisch. Die schönsten und teuersten sind die sogenannten „Naturbäume." Es sind solche, die draußen frei gestanden haben und deshalb nach allen Seiten gleichmäßig ihre Zweige ausbreiten. Beim größten Teil der Bäume ist eine Seite schlechter entwickelt als die andere, und die Händler suchen durch Einsetzen von Zweigen den fehlerhaften Wuchs des Baumes zu verbessern.

Früher scheint auch die Eibe oder der Taxus zuweilen Weihnachtsbaum gewesen zu sein. Wenigstens heißt es in einem Weihnachtsliede des märkischen Dichters Schmidt von Werneuchen, das 1790 gedichtet ist:

„Mit Äpfeln prangt der Taxusbaum
Und blinkt von Gold- und Silberschaum."

Es mag damals in der Mark noch wildwachsende Eiben gegeben haben; jetzt kommt dieser Baum im märkischen Gebiet nur noch angepflanzt vor, und ich erinnere mich nicht, daß mir auf dem Berliner Weihnachtsbaummarkt ein Taxus aufgefallen ist. Wohl aber habe ich dort schon manches ausländische feine Nadelholz bemerkt, das offenbar aus einer Anlage oder einem Garten, nicht mit Einwilligung des Besitzers, hergenommen war. Dabei sei bemerkt, daß manche ausländischen Nadelhölzer, wie z. B. die wunderschöne Edeltanne des Kaukasus (Abies Nordmanniana) und verschiedene amerikanische Fichten und Tannen sich als Weihnachtsbäume reizend ausnehmen würden. Allerdings wäre es schade, zu diesem Zweck einen Baum zu opfern, aber auch das kann vermieden werden, da dergleichen Nadelhölzer, und zwar zu sehr mäßigen Preisen, bewurzelt in Kübeln oder Körben von unsern Handelsgärtnern zu beziehen sind.

Einigermaßen bekannt bin ich mit dem Nadelholzbestand des Berliner Marktes, weil ich ihn mir alljährlich genau ansehe und sehr wählerisch bin in Bezug auf den Baum, den ich für mein Haus brauche. Habe ich den richtigen gefunden, so pflege ich ihn selbst nach Hause zu tragen. Die Mühe, die mir das verursacht, gewährt mir eine gewisse Befriedigung. Ganz zufriedengestellt freilich werde ich nicht dadurch. Als das Beste und Richtigste erscheint es mir, sich selbst einen Baum im Walde auszusuchen, ihn zu schlagen und auf der Schulter nach Hause zu tragen. Aber das kann ja nur der Förster thun oder ein Mann, der selbst Tannenwald besitzt oder der Ansiedler im fernen Westen Amerikas, dem noch der unberührte Nadelwald der Wildnis zu Gebote steht.

Fiebernacht.

Skizze von Alexander Freiherr von Mengden. (Abdruck verboten.)

Durch die Winternacht schritt ein hochgewachsener Mann. Das Helldunkel, welches von dem die Straße locker bedeckenden Schnee ausging, gestattete unschwer die Unterscheidung seiner Gesichtszüge, der frisch geröteten Wangen, der lebenslustig sprühenden Augen, der vollen, von einem behaglichen Lächeln umspielten Lippen. Wer genauer hingehört, hätte in der Melodie, welche leise über diese Lippen glitt, den Eingang einer beliebten Opernarie erkannt. In der That, der Assessor befand sich in bester Stimmung. An den, inmitten unverhofft wiedergefundener, lieber Freunde verbrachten heiteren Nachmittag hatte sich ein noch heiterer Abend gefügt. Küche und Keller des europäischen Hofes hatten ihren altberühmten Ruf heute wiederum bewährt, zuletzt war der Champagner in Strömen geflossen und die fröhliche Laune der Tafelrunde auf den Gipfelpunkt gestiegen. Nur widerstrebend und innerlich seufzend hatte sich der Assessor durch einen Blick auf die zierliche Stutzuhr ihm gegenüber endlich belehren lassen müssen, daß es längst Zeit zum Aufbruche geworden, wenn anders nicht die morgenden Gerichtstermine unter seiner Unpünktlichkeit leiden sollten. Doch die Heiterkeit aus seinen Zügen schwand, als er nun von der Hauptstraße ab in eine Nebengasse bog und am Eingange der letzteren vor einem alten, düstern Hause stehen blieb, aus dessen Fenstern ein spärlicher Lichtschein drang. Wie grübelnder Mißmut lag es in dem Blicke, den er langsam zur Höhe der zweiten Etage emporsandte. Eine geraume Zeit verging, ehe er sich entschloß, das schwere Hausthor mit dem knarrenden Schlüssel zu öffnen, und abermals eine Weile, ehe er fast widerwillig die Stufen zu seiner Wohnung emporklomm.

Doch ehe er die Thür erreicht, that sich diese von innen auf und heraus auf den Flur ihm entgegen trat die Gestalt einer jungen Frau, noch völlig tagmäßig gekleidet, einen Leuchter in der Hand. Die flackernde Flamme der Kerze bestrahlte ihr bleiches, eingesunkenes Gesicht, aus dem ein Paar brauner Augen seltsam groß hervorsah. „Du Marie?“ fragte da der Assessor mit frostigem Erstaunen. „Geh zu Bett, Kind, Mitternacht ist längst vorbei.“

Die junge Frau schüttelte leicht mit dem Kopfe. „Es ist nicht deinetwegen, Emil,“ erwiderte sie leise, und ihre Lippen bewegten sich kaum bei der Gegenrede. „Doch Hänschen, — ach! er ist krank, schwer krank, seit heute Nachmittag am Fieber. Es kam so plötzlich . . .“

„Hänschen krank!“ unterbrach der Assessor fast ungestüm die stockenden Worte. Es war das Einzige, was er gehört. Sein teures Hänschen, sein Sohn, sein Alles! Schnell verflog der Weindunst aus seinem Hirn. „Und du schicktest nicht nach mir?“ forschte er vorwurfsvoll, „du ließest mich unbenachrichtigt?“

Die Angeredete sah ihm ruhig in das erregte Antlitz. „Wie sollte ich? Du weißt, ich kenne deine Wege nicht, noch wußte ich, wo du heute zu finden gewesen wärest.“ Sie hielt inne, eine tiefe Bitterkeit zitterte durch ihre Entgegnung. „Im übrigen, es ist nichts versäumt worden, und der Arzt wird gleich wieder kommen, zum dritten Mal!“

Zum dritten Mal! Der Assessor antwortete nichts, doch wie mit einem glühenden Eisen stach es ihm durchs Herz. Leisen, aber beflügelten Schrittes, eilte er der jungen Frau voran den Korridor hinunter, an dessen Ende das Zimmer Hänschens lag. — Drinnen brannte die Nachtlampe und warf ihren müden, gedämpften Schein auf die feierlich-bescheidene Einrichtung, welche Hänschens kleines Reich bildete, auf Stühlchen, Tischchen, auf die Spielsachen und Bilderbücher, mit denen sich die runden Händchen des Kindes noch heute Morgen so eifrig beschäftigt. In dem Bettchen aber, das ein grauer Schirm von der Wirkung des Lichtes abschloß, lag der kleine Gebieter dieses Raumes in unruhigem Halbschlummer, das Gesichtchen gerötet, die blonden Locken vom Fieberschweiß betropft, mit klopfenden Pulsen und zusammengepreßten Fäustchen, ein rührend hilfloses Opfer der Krankheit.

Der Assessor blieb vor dem Lager stehen und schaute lange unbeweglich auf den Kleinen. Tief und tiefer, wie unter schwerer Last, neigte er das Haupt zu dem Köpfchen des Kindes nieder, so daß sein dunkler Vollbart zuletzt fast die Stirne Hänschens berührte. Nur ihm, dem Kinde, galt jetzt

all sein Trachten und Sinnen. Wenn er das zehrende Fieber aus dem zarten Körper bannen, wenn er einen Teil seines Herzbluts dahingeben könnte, um jene Arzenei damit herzustellen, welche die Schläfen des kleinen Dulders zu kühlen, seine Pulse zu beruhigen, ihm das Labsal erquickenden Schlafes zu schenken mächtig war! Wie er einmal den Blick hob, sah er Marie auf der andern Seite des Bettchens stehen, still und leblos wie ein Steinbild, die Augen starr auf ihr Kind geheftet, — doch schnell, wie von etwas Fremdem, Gleichgültigem, das seiner Aufmerksamkeit nicht wert, schaute er von ihr hinweg, auf den Sohn.

Da schreckte Hänschen aus dem Halbschlaf empor und sah wirr um sich. „Papa, Mama!" rief er, die sein Bett Umstehenden nur mühsam erkennend, „seid ihr's? Ach, mir hat so seltsam geträumt," fuhr er im Flüstertone, wie zu sich selbst redend, fort: „Weihnacht war's und ich befand mich in einem großen, großen Saal bei vielen andern freundlichen Kindern, und endlich trat der liebe Gott herein und sagte uns, nun würde gar bald das Christkindlein kommen, den Lichterbaum in den Saal zu bringen. Ich wartete, aber das Christkindlein kam nicht, und wie ich mich umschaute, waren die fremden freundlichen Kinder fort und ich stand ganz allein da in dem großen, dunkeln Saal. Da fürchtete ich mich so sehr, ach so sehr . . ." Das Flüstern erstarb in unverständlichem Murmeln.

„Beruhige dich, Hänschen," sagte Marie und strich leicht mit ihrer schmalen Hand über die heiße Stirn des Kindes, „siehst du, wir sind ja bei dir, so kann dir nichts Böses geschehen!"

„So kann dir nichts Böses geschehen," wiederholte der Assessor und er wunderte sich, daß er die Worte seiner Frau fast in demselben sanften Tone nachgesprochen. „Nach acht Tagen ist Weihnachten, da sollst du nicht umsonst auf einen schönen Lichterbaum warten. Laß das nur Papas Sorge sein."

Hänschen nickte traumhaft, fast verständnislos, dann senkten sich die Lider bleischwer über seine Augen, müde fiel er in den alten Dämmerzustand zurück.

Den Assessor aber litt es nicht länger am Lager des Sohnes, ein Gefühl übermächtiger Sorge, ein nagender Vorwurf in seiner Seele, als sei er nicht wert, an dieser Stelle unschuldigen Leidens die Wacht zu halten, trieb ihn hinaus in den Saal, wo er schweigend mit großen Schritten auf und nieder zu wandern begann. Nicht einen Blick hatte er vor dem Fortgehen rückwärts nach Marie geworfen, nicht ein Trostwort, eine bang gestammelte Frage für die Mutter seines Hänschens übrig gehabt; er hatte nicht wahrgenommen, wie sie so sanft und geräuschlos, sein Kind bequemer zu betten, die Falten aus den Kissen und Linnen zu streichen bemüht war, wie sie dann dem davoneilenden Gatten so eigen nachsah und die schlanken Hände seufzend vor die Stirne preßte. — Draußen war der Sturm erwacht, er warf weiße, rinnende, schneegleiche Flocken an die Scheiben der Fenster, er rüttelte an dem kahlen Wipfel der alten Linde beim Nachbarhause und an der Seele und dem Gewissen des einsamen, in stummer Qual auf und nieder schreitenden Mannes.

Da schellte es unten und bald darauf betrat der Arzt das Krankenzimmer. Der Assessor sah, wie der lange eckige Mann schon in der Thür einen kurzen, fragenden Blick zu Marie herübersandte, wie diese mit einem leisen Schütteln des Kopfes antwortete, wie der Eingetretene sich zu Häupten des Kranken niederließ und ihn, den rötlichen Bart durch die Finger rollend, geraume Zeit beobachtete, — er sah das alles in schwankenden Umrissen, in verschwimmenden Bildern und Gruppierungen, — es schien ihm nur halb wahr.

Dann stand er im Nebengemach bei dem Arzte, welcher an einem Rezepte schrieb. Eine Frage, eine unendlich bange Frage wollte sich von seiner Zunge lösen, doch wie er sich auch mühte, er brachte sie nicht heraus, die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Wenn er fragte, so mußte ihm der Mund des Schreibenden etwas Furchtbares ins Ohr flüstern und ihm fehlte die Kraft es zu vernehmen, gerade so, als ob er selbst daran die Schuld trüge. So schwieg er, seine Augen aber folgten wie gebannt den krausen Schriftzügen, Zahlen und Zeichen, welche die Finger des andern auf das Papier warfen.

Als das Rezept fertig war, griff die Hand des Assessors hastig, fast ungestüm, nach dem nassen Streifen. „Ich selbst besorge es in der Apotheke, gleich! Kommen Sie, Doktor!"

Draußen trieben in wirbelndem Tanze die nassen Flocken, und der schlüpfrige Schnee

erschwerte das Vorwärtskommen. Den Arzt fröstelte es, er schlug den Mantelkragen höher empor; der Assessor aber spürte die Kälte nicht, fast im Laufe zog er seinen Begleiter mit sich fort.

Dann, am Kreuzungspunkte mehrerer Straßen, wo sie sich trennen mußten, faßte der Assessor die Hand des Arztes und hielt sie mit langem, starkem Drucke fest. In dieser Bewegung gewann die bange, lastende Frage von vorhin ihren stummen, aber überzeugenden Ausdruck. Der Doktor verstand, ein Zug des Mitleids malte sich auf seinem Gesicht, dann näherte er den Mund dem Ohre des Fragers. Undeutlich, wie durch hindernde Hüllen, glaubte dieser im Heulen des Sturmes die Worte zu hören: „Mut, lieber Freund! Gegen Morgen spreche ich wieder vor. Mut und Kraft!"

Mut und Kraft, ach, wie leicht sagt sich das! —

Der schrille Ton der Nachtglocke schallte durch die Apotheke und weckte den diensthuenden Provisor aus dem Schlafe. Wie der Übelgelaunte die Thür öffnete, fegte ein Schauer feuchten Schnees herein und von der Gestalt, die ihm folgte und aus dem Innern ihres Pelzes einen schmalen Zettel riß, ging ein Hauch durchdringender Kälte aus. Geübten Auges überflog der Provisor den Inhalt des ihm dargereichten Papierstreifens. „Gleich zu bereiten?" kam es kurz und geschäftsmäßig von seinen Lippen.

„Gewiß, gleich," erwiderte der Fremde hastig, „noch in dieser Minute, wenn's sein kann."

Der Apotheker zog mit einem halben Lächeln die Schulter in die Höhe. „Das geht wohl nicht, mein Herr, doch in einer halben Stunde können Sie es haben! Wenn Sie warten wollen!" Er deutete auf einen in der Ecke stehenden Stuhl, entzündete die Lampe über dem Verkaufstische, gähnte herzhaft und schlürfte auf seinen ausgetretenen Pantoffeln in das nebenan gelegene Laboratorium.

„Warten!" wiederholte der Assessor kopfschüttelnd, als begriffe er die Bedeutung dieses Wortes nicht. Dann ließ er sich doch schwer in den Sessel fallen und schaute mit fast abwesendem Blicke auf seine Umgebung. Die gewöhnliche Einrichtung einer Apotheke: braun gebeizte Schränke, Flaschen, Mörser und Gläser auf der breiten Tischplatte, längs den Wänden auf schmucklosen Regalen die einförmigen Reihen weißer Büchsen und Dosen mit den herkömmlichen lateinischen Aufschriften. Flos sulphuris — Cremor tartari — Natron bicarbonicum — buchstabierte er die fettig glänzende Rundschrift herunter. Dann schmerzte ihn das Licht, welches von der Lampe her, wie durch einen Reflektor gebrochen, auf die schimmernden Behälter fiel, er wandte sich ab und schloß die Augen. Er sah in einen feurigen Nebel, der sich zu schnell dahinjagenden Bildern verdichtete. Ein hell erleuchteter Saal, eine fröhliche Tafelrunde, er selbst darunter, Gläserklingen und Toaste, — wann war das doch gewesen? Heute? Nein, Jahre müßten darüber vergangen sein. Und doch, der schale Nachgeschmack klebte ihm noch an der Zunge. Dann glitten schemengleich die Ereignisse der letzten Stunden an ihm vorbei; er sah ein fieberrotes Gesichtchen, eine eckige, lange Figur, die wohl den Doktor darstellte, eine Winternacht mit Sturmgeheul und Flockenwirbel und zwei eilig durch sie dahinschreitende Männer. Dann wogte alles ineinander und schwand, bis nur der feurige Nebel übrig blieb.

Der Assessor stöhnte, dann schrak er empor. Er mußte sich erst besinnen, wo er war. Er horchte: nebenan erklang in eintönigem Takte der Stößel in der Hand des Provisors, an den Fenstern vorbei aber jagte fort und fort der Sturm. Ach, Wirklichkeit! Und abermals schloß der Einsame die Augen und begann zu grübeln.

Da war's ihm, als ob aus unergründlicher Tiefe ein großes braunes Augenpaar vor ihm emportauchte, sanft und ruhig schaute es auf ihn. Der Assessor kannte es wohl, die Augen Marie's! Ihr Anblick war ihm lästig; er suchte sie zu verscheuchen, umsonst! Sie winkten und führten den Widerstrebenden in längst vergangene Zeit. Er stand mit Marie am Traualtar, er führte die in Jugendreiz Strahlende in sein freundliches Heim, Tag um Tag wolkenloser Seligkeit zog nun an den fürs Leben Vereinten vorüber, bis die Geburt Hänschens sie auf den Gipfel fast der Wunschlosigkeit hob. Doch dann ein unerklärlicher Rückschlag: Irrungen, Mißverständnisse und kleine Zwistigkeiten, die verhängnisvolle Saat, aus der allmählich die Giftpflanzen des Mißtrauens, der Gleichgültigkeit, der Entfremdung emporwucherten. Stück um Stück

bröckelte von dem einst so stolzen Gebäude ihres Glückes und lange wäre es zusammengestürzt, wenn nicht Hänschen, an dem jedes der Eltern mit gleicher Liebe hing, als dünner schwacher Pfeiler die schwankenden Mauern noch gestützt hätte. Wenn auch dieser letzte Halt wich, dann mußte ein Abgrund aufklaffen, der alles verschlang, das Chaos . . .

Und abermals fuhr der Assessor empor, um dann seufzend die Hände vor die heiße Stirne zu pressen.

Wieder schauten ihn da die sanften braunen Augen an, nur noch ernster und trauriger, eine stumme Anklage schien in ihrem Blicke zu liegen. Bin ich daran schuld, daß alles so gekommen? hätte der Assessor sonst wohl gefragt. Nein, nicht ich, Marie, sondern dein gleichmütiger, abgeschlossener, engbegrenzter Sinn, welcher mich und was mich zur Welt und ihren Freuden zieht, niemals begriffen hat, — dein Unvermögen, mich an dich zu fesseln, mich anzuregen, meine besonderen Neigungen und Interessen zu erfassen! — Heute aber war er nicht so sicher. Wie, trug er denn in der That keine Schuld? Hatte er seinerseits gethan, was er der Gattin vorwarf, unterlassen zu haben? Hatte er sich je bemüht, sie zu verstehen, sich ihrer Besonderheit anzupassen, war er ihr nur einen Schritt entgegengekommen auf dem Wege, der zu dem alten, herzlichen Einverständnisse hätte führen können? Er schüttelte den Kopf. Nein, seit er sie zu erkennen geglaubt in ihren Schwächen und Fehlern, hatte er sie einfach beiseite geschoben, wie etwas Lästiges, Störendes, hatte er sie übersehen und kaltmütig mißachtet. — Im Grunde, was rügte er an ihr? Ihre sanfte Geduld, weil sie ihm langweilig erschien, ihren stillen Ernst, weil er nicht zu seiner übermütigen Auffassung vom Leben paßte, ihre zur Häuslichkeit neigende Sinnesart, weil er in jener nicht zu finden meinte, was ihm unentbehrlich war. Und wieder fragte er: wer trägt den größeren Teil der Schuld? Oder richtiger: wer trägt allein die Schuld? . . .

„Hier ist die Mixtur, mein Herr!“ Der Assessor fühlte die Berührung einer Hand an seiner Schulter und emporschreckend sah er in die trockenen schläfrigen Züge des Provisors, der ihm ein Fläschchen hinhielt. Mechanisch nahm er es in Empfang und ging. —

Im Krankenzimmer hielt Marie fort und fort die einsame Wacht am Lager ihres Lieblings, der sich in unruhigem Halbschlummer in seinem Bettchen hin und her warf. So völlig nahm sie die Sorge um den Kleinen in Anspruch, daß ihr darüber alles entging, was um sie her geschah. Darum wandte sie auch das Haupt nicht, als der Assessor an der Thür erschien, und ebensowenig bemerkte sie den eigenen bittenden Blick, den er auf sie gerichtet hielt. Erst als er dicht vor ihr stand und auf das Fläschchen in seiner Hand wies, schien sie zu begreifen, warum er gekommen. Sie schrak empor und nickte. Dann, wie die beiden das Köpfchen Hänschens mit vereinter Bemühung emporrichteten und dem Widerwilligen einen Löffel des bitteren Trankes einflößten, durchzuckte den Assessor eine sonderbare, längstentwöhnte Empfindung: wie so fern lag doch die Zeit, da ihn und Marie die Erfüllung eines gemeinsamen Liebesdienstes zuletzt zusammengeführt hatte!

Das Heilmittel schien seine Wirkung zu üben. Hänschen war aus dem Halbschlummer in tieferen Schlaf gesunken. Auch über Marie wollte die Ermüdung Herrin werden, sie hatte die Hände in den Schoß gefaltet und starrte mit halbgeschlossenen Augen vor sich hin.

Wie rührend die bleiche Frau jetzt aussah, wie eingefallen ihre Wangen waren, wie ihre schmalen Finger leise zitterten! Der Assessor betrachtete sie mit geheimer Rührung, unaussprechliche Gefühle erfüllten ihn. Ach, er wußte es jetzt wohl: nicht die Krankheit Hänschens, sondern lange, lange vorher hatte ein jedes kaltunfreundliche Wort aus seinem Munde, ein jedes spöttisch-überlegene Lächeln auf seinen Lippen, eine jede Regung seiner selbstsüchtigen Laune bei dem Werke geholfen, jene befremdlichen, tiefen Falten in die feine Stirn Mariens zu graben, jene Silberfäden in ihr einst so volles Haar zu flechten, das Rot der Jugend von ihren Wangen zu tilgen...

Und dann — er wußte selbst nicht wie es geschah — hatte er sich zu ihr herübergebeugt und mit schneller Bewegung ihre Hand ergriffen. Er fühlte sie leicht zwischen den seinen zucken, diese schlaffe, heiße Hand — aber sie entzog sich ihm nicht.

Draußen hatte der Sturm seine Kraft erschöpft, nur im Gezweig der alten Linde

am Nachbarhause ging noch vernehmliches Rauschen.

„Marie!“ flüsterte da der Assessor und als die Angeredete nicht gleich zu hören schien, noch einmal: „Marie!“

Nun fuhr sie auf und wandte ihr Haupt dem Gatten zu, ein Zug des Erstaunens ging über ihre Züge.

Der Assessor sprach nicht weiter, aber seine Hand deutete unsicher auf das Krankenbett.

Marie verstand den Sinn der zitternden Bewegung. „Was wir hoffen dürfen?“ hauchte sie, „o wenig, so wenig! ... Nur ein Schlaftrunk, der ihn für kurze Zeit beruhigen sollte ... sonst —“ Sie unterbrach sich und schwieg.

Der Assessor nickte mehrmals wie bekräftigend vor sich hin, seine Lippen bewegten sich murmelnd wie in halbem Selbstgespräch. Und dann, zu Marie gewandt, mit etwas deutlicherer Stimme: „Was fragte ich? So mußte es kommen, so und nicht anders!“ Er senkte die Stirn, ehe er fortfuhr: „Ich sehe jetzt so klar, es kommen einem gar merkwürdige Gedanken bei dem nächtlichen Harren in der Einsamkeit. Ich will kurz sein, es ist jetzt weder die Zeit noch der Ort, sich anzuklagen oder zu verteidigen. Die Vergangenheit ist abgethan, nur von der Zukunft will ich reden. Wenn ...“ Er stockte, holte tief Atem und warf einen bangen Blick auf das schlummernde Hänschen. Und nach einer Pause mit sich festigender Stimme: „Wenn wir allein geblieben, wie willst du leben an meiner Seite? Nein, ich mag daran nicht denken, ich gebe dich frei, ganz frei!“

Er hatte es bisher vermieden, sie anzuschauen, jetzt mußte er doch aufsehn. Einem Blick begegnete er da aus ihrem Auge, einem ganz besonderen, rätselhaften Blicke, prüfend, forschend, richtend und doch tröstend und erhebend in seiner sanften Hoheit, so daß es ihn seltsam durchschauerte. Er wußte ihn sich nicht gleich zu deuten, diesen Blick, er kam sich so klein vor neben Marie und doch, – in demselben Augenblicke ging die Ahnung von etwas unverdient Herrlichem durch seine Seele. Aber die Frage, die er stellen wollte, kam nicht über seine Lippen, er mußte sich über das Bettchen beugen, in dem sein krankes Kind lag.

Hänschen war erwacht. Aus dem Rahmen goldener Locken schauten seine Augen groß und sehnsüchtig in die Ferne, während ein glückliches Lächeln um seinen Mund spielte. „O, wie schön hat mir geträumt,“ murmelte er, „wie schön! ... Christkindlein kam mit seinen Engeln und brachte mir den Weihnachtsbaum ... Wie das leuchtete und duftete ... Und dort, dort schwebt noch einer von den Engeln ... er grüßt, er winkt ...“

Der graue Morgen grüßte durch die Vorhänge des Fensters. Er sah das Nachtlämpchen im Zimmer erlöschend flackern und seltsame Schatten längs den Wänden spielen, er beschaute mit seinem kalten Auge die Spielsachen auf dem zierlichen Kindertischchen in der Ecke des Gemachs. Er sah in ein Bettchen, in dem eine zarte, leblose Gestalt lag, und zwei Menschen in enger Umschlingung über dieselbe gebeugt. Er sah in eine große Stille, denn das Rieseln der Thränen ist unhörbar.

Hänschen aber hatte Recht gehabt: ein Engel war im Zimmer. Er trat an das Bettchen, grüßte lächelnd zu den beiden versöhnten Menschen herüber und trug Hänschens Seele auf seinen Armen empor in das Land des Lichts.





(Photographieverlag der Photographischen Union, München.)

Madanna. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.

Bäume und Menschen.

Von F. v. Bodenstedt.

Wie bei Wettern die Zweige zusammenschlagen,
Obgleich alle von einem Stamme getragen
Und mit ihm aus gleichen Wurzeln entsprossen:
So geht's auch den menschlichen Stammesgenossen.
Selbst die Kronen der Bäume müssen sich beugen,
Wenn die Stürme des Himmels gegen sie zeugen:
Doch sie heben die Häupter stolz wieder nach oben,
Wenn die Stürme, die sie gebeugt, zerstoben,
Und sie wahren daran kein traurig Erinnern.
Der Mensch nur fühlt auch die Stürme im Innern,
Und sie toben dort weiter, wenn längst auch die Wetter
Von außen zerstoben wie welkende Blätter.

Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański.

Der Fall, daß sich jemand plötzlich selbst als großer Dichter proklamiert, ist in Deutschland gar nicht selten. Mit so erquicklicher Naivität aber, wie sie jüngst **Heinz Tovote** gezeigt hat, ist er doch wohl selten verknüpft gewesen. Offenbar sind dem „Dichter" ein paar unverdient günstige Besprechungen seines ersten Romans und einer kleinen Sammlung anrüchiger Novellen und die bombastische Reklame zu Kopf gestiegen, mit der sein Verleger den Büchermarkt und das Publikum bombardiert hat, — das Unglück ist jedenfalls da und kaum wieder gut zu machen. Heinz Tovole weiß jetzt, daß die Nation aufhorcht, wenn er den Mund öffnet, — in einer so fatalen Situation würde es mancher ebenso machen wie er, nämlich dummes Zeug zu Tage fördern. Seiner Jugend ist die Liebe das geläufigste Thema, sein neuer Roman „**Frühlingssturm**" (Berlin, Verlag von F. & P. Lehmann) daher ein „Berliner Liebesroman." Die Idee, die Liebe zu lokalisieren, ist allein schon genial genug, um ihm einen besonderen Platz unter den Dichtern anzuweisen, die im allgemeinen der Ansicht gehuldigt haben, daß Liebe zu allen Zeiten, bei allen Völkern und in allen Städten dasselbe bedentet habe. Das allerdings, was Heinz Tovote unter Liebe versteht, hat von den Dichtern vor ihm keiner darunter verstanden. Auch die Menschen, die er zu schildern unternimmt, pflegen aus der Art von „Liebe," die Heinz Tovote behandelt, keine Herzensfrage zu machen, sondern lediglich eine Preisfrage. Tovote ist in dieser Beziehung durchaus unrealistisch, — wahrscheinlich hält er das für eine Vertiefung des Stoffes. Um so realistischer ist er in der Behandlung der Sprache, indem er nicht nur den Berliner Zwanzigmarkjägerinnen die ihnen eigentümliche Ausdrucksweise läßt, sondern auch sich selbst als Erzähler zwingt, ein schlechteres Deutsch zu schreiben, als er — hoffentlich — zu sprechen gewohnt ist. Mit diesen hervorragenden Eigenschaften seines neuesten Werkes, das in den Kreisen der Konfektioneusen wahrscheinlich noch begeistertere Leserinnen finden würde, wenn es etwas handlungsreicher wäre, hat sich Heinz Tovote auf einen Platz gestellt, auf dem ihm die litterarische Kritik nichts mehr anhaben kann. Diesem Platz entspricht auch die Pose, die Tovote macht, — natürlich in einer Vorrede, in der er den Leser würdigt, einen Blick in die Werkstatt des Dichters zu thun. Sie ist zu amüsant, als daß ich der Versuchung widerstehen könnte, sie etwas eingehender zu behandeln als den Roman, den die Firma F. & P. Lehmann wohl aus Versehen einer Kolportage-Verlagsfirma abgejagt oder vielleicht nur zu dem Zweck veröffentlicht hat, um das Zeitungsgerücht zu widerlegen, daß sie mit dem alten Coltaschen Klassikerverlag vereinigt worden sei. Also am Strande von Binz, eingebetlet im weichsten Sande, so schildert sich Heinz in seinem Vorwort, als die ersten Korrekturbogen seines „Frühlingssturms" hereinflattern in die träumerische Gedankenlosigkeit seiner Sommerfrische. Wenn er aufschaut, sieht er in die Augen lieber Bekannter, die gleich ihm ringsum am Boden lagern oder gegen die Sonne geschützt im Strandkorbe träumen. Manchmal fliegt ein Plauderwort hin und her, dann wendet er den Blick wieder von den sich überstürzenden Wogen der sonst so friedlichen, aber heute wildschäumenden Ostsee auf seine nach frischester Druckerschwärze duftenden Korrekturen, die ihn — unerhört, was ein Dichter sich gefallen lassen muß! — selbst in diesen idyllischen Aufenthalt hinein verfolgen. Wie fremd ihm das alles vorkommt, seltsam fremd, was er in der kurzen Zeit vom Februar bis April 1891 in Berlin niedergeschrieben hat, ein endloses Manuskript, das er nun auf den Umfang eines Romans zusammenstreichen will. Er hat sich dazu eine ganze Kollektion von Blaustiften an-

geschafft, und in den Morgenstunden, gleich noch dem Baden mocht er Jagd auf olles, wos ihm nur irgend entbehrlich erscheint. Sätze fallen, gonze Seiten, ja volle Kopitel werden ausgemerzt, unnachsichtlich, denn — das ist eine Zwischenbemerkung von mir — Heinz Toote weiß, daß der Umfang den Roman macht. Eine gonze Episode muß er opfern, ihm die tiebste im Buche, und es hilft daher alles nichts, — im nächsten Jahr muß noch ein Liebesromon erscheinen. Kann Heinz dofür? Er hotte ja die Absicht, im „Frühlingssturm" das Kapitel der modernen Liebe, das unbedingt donach verlongte, vertieft zu werden, nach Möglichkeit zu erschöpfen; domit ihm vorschnell oburteilende Kritiker nicht etwa mit dem unousbteiblichen Vorwurf kommen würden, daß er einseitig bliebe, immer nur die Liebe, oft wos für eine Liebe, in den Mittelpunkt seiner Romane stellte, und sich darauf beschrönkte, statt sich seine Helden, wie sich das geziemt, aus den arbeitenden Klassen (?) herauszugreifen, immer nur Künstler, Bummler und sentimentale Lebemänner zu schildern, die weiter nichts zu thun hoben als ihren romantisch-hysterischen Neigungen zu fröhnen. Er hot nun einen wohlerwogenen Plon, den er ruhig methodisch verfolgt und durchzuführen gedenkt, um so allmählich ein umfossendes Bild vom Leben der Großstadt zu geben. Die Zeit wird vielleicht batd den Beweis liefern, doß er auch gonz andere Farben auf seiner Palette hat; aber vorläufig konn er sich nicht hetfen, es muß noch ein dritter Roman erscheinen, ehe er das Kapitet der Cocottenliebe definitiv beendet. Diese Fortsetzung wird wieder viel von Liebe und Leidenschoft handeln, aber es ist ein ganz anderes Genre, dem man (nach Tovote) die vollste Berechtigung nicht absprechen kann, während man guten Grund haben mog (auch noch Tovote), sich gegen eine Liebe, wie sie dies Büchlein (Frühlingssturm) schildert, ein wenig zu verwahren. So geht der Unsinn fort, und schließlich ist Heinz Tovote aus dem Binzer Strandsande bis nach Berlin W 8 gelongt, wo er sein Vorwort unterzeichnet. Schade, daß dem Romon kein Bild des Verfassers beigegeben ist, — Helgoländer Mütze, Strandschuhe, weißer Flanell, vielleicht mit ganz schmalen blauen Streifen, — es hätte sich famos gemacht. Über die unousbleiblichen Vorwürfe der vorschnell aburteilenden Kritiker mag Tovote ruhig sein; er kann von ihnen nicht getroffen werden, und wenn er so fortfährt, werden sie wohl bald aufhören, sich überhoupt mit ihm zu beschäftigen.

Felix Hottänder ist noch nicht ganz so berühmt wie Heinz Tovote und nimmt doher seine Aufgabe noch ernster. Er nimmt sie aber für sein Tatent zu hoch und er sucht sie am falschen Ort. Wenn man Felix Holländer heißt — gleichgültig welcher Konfession mon ongehört — und einen Sturm der Leidenschoft schildern will, donn dorf man das Opfer dieses Sturms nicht in einem christtichen Pforrhous suchen. Das diktiert weder Antisemitismus noch Philosemitismus, sondern das diktiert der Takt, dessen Mangel der wirksamste Schürer des Antisemitismus gewesen ist. Auch Felix Holländer scheint noch sehr jung zu sein, denn er hat noch einen ganz ungeheuerlichen Respekt vor der Leidenschaft und gar keinen rechten Begriff von der zwingenden Gewalt des Pflichtgefühls und des Familiensinns. Daß die christliche Ethik ihm gor kein Gegengewicht gegen einen Sinnenrausch zu bieten scheint, ist nur deshalb wunderlich, weil er gewaltsam die Hondlung seines Romans „Magdalene Dornis" (S. Fischer, Bertin) in ein christliches Pforrhaus verlegt, und man doraus schließen müßte, es sei ihm darum zu thun gewesen, gerade diese im Kampf mit der Leidenschaft untertiegen zu lassen. Aber der Pfarrer, den er schildert und der unter den Augen seiner Frou und seines Kindes mit der seiner Obhut anvertrauten Braut seines Bruders in Beziehungen tritt, ist weder ein Mensch, noch ein Christ, noch ein Gatte oder Vater, sondern einfoch die Abstroktion eines leidenschafttichen Naturtriebes. Er und Magdolene Dornis werden von dem nach einem Jahr ous Afrika zurückkehrenden Bruder totgeschlagen, was dem sanften Menschen niemand zugetraut hätte, aber doch immer noch das Beste ist, was solchen Abstroktionen passieren kann. Da auch dieser Bruder bereits im Irrenhaus gestorben ist, bleibt ols Erinnerung on die Katastrophe nur noch ein mit jugendlicher Unverfrorenheit und nicht ganz ohne Tolent geschriebener Tendenzromon, dessen Verfasser man nur wünschen kann, daß er in Zukunft ohne Rücksicht auf Sensation zu schoffen versucht. Vielleicht bringt er's dann zu minder onstößigen Erfolgen.

Sowohl Heinz Tovotes wie Felix Holländers Roman gehört in die Kategorie der Weltstadtfrüchte, die unreif vom Stomme gefallen sind. Beiden Autoren imponiert vorläufig das Weltstadtleben noch derortig, daß sie zu gonz verwirrten Begriffen kommen. Auch Johannes Schlof steht unter dem Bonn der Weltstadt, selbst wenn er von seinem Sommeraufenthalt „In Dingsda" (Berlin, S. Fischer), d. h. in einer kleinen Stadt und auf dem Lande erzählt. Ein Skizzenbuch voller Stimmungen und Reflexionen, die alle an der Außenseite der Dinge haften bleiben und deshalb selbst einem für die zierlichste Kleinmaterei empfänglichen Geschmack höchst unerquicklich erscheinen. Die Weltstadt, aus der er kommt, imponiert ihm freilich gar nicht; ihm imponiert überhoupt nichts mehr, als höchstens eine Blattrispe oder ein anderes Kleinwunder der Schöpfung. Das ist ihm allerdings dann weniger ein Wunder, in das er sich liebevoll vertieft, als ein Objekt, an dem er seine Gedankenreihe um so gtänzender spinnen kann. Dos geringste Schöpfungswunder ist ihm der Mensch, die eigene Persönlichkeit wohl ausgenommen; der trout er wenigstens zu, daß sie, in einen Paletot vom neuesten Schnitt gehüllt, den Pochulken der kleinen Heimatstadt imponieren könnte. Was ats menschliche Staffage in diesen Skizzen figuriert, ist daher bis zum Ekel Karikatur, ganz wie die beiden Pisangs, die den Umschlog des Bändchens zieren. Auch Johonnes Schlaf gehört zu denen, denen der Weltstodtdünkel den Kopf verdreht hat. Man legt sein Buch aus der Hand und frogt sich ver-

gebens, was er eigentlich damit gewollt hat. Beweisen, daß er mit all seinem Verstande sich in eine Sackgasse verrannt hat, — das wird er nicht zugestehen wollen. Aber es ist so, und es ist ein trauriges Resultat für jemand, der mit seiner Gedankenblässe kokettieren möchte.

Im Vergleich hiermit wirkt Ernst von Wolzogens Berliner Sittenroman „Die kühle Blonde“ (2 Bde., Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek) erfrischend wie ein kühler Trunk aus einer richtigen Berliner Märzweißen. Da sind wenigstens wirkliches Berlinertum und echte Lokalfarbe darin, und nicht nur konstruierte Weltstadttypen, sondern Menschen. Den gegensätzlichen Konflikt zwischen einer durch die Großstadtluft demoralisierten groß beanlagten Natur und einem edlen, in der Stille des Landlebens etwas schwerfällig gewordenen Charakter, auf dem sich der Roman eigentlich aufbaut, scheint mir Wolzogen freilich zum Schaden des Buches später fallen gelassen zu haben. Der Autor hat nicht den Mut gehabt, seinen Helden, den als Unternehmer zweifelhafter Geldgeschäfte und als modernen Lustspieldichter gleichermaßen talentierten Rechtsanwalt Dr. Renard, entschieden genug zu verurteilen und seine Gattin Lori, die Tochter des humoristisch aufgefaßten Reichstagsabgeordneten Freiherrn von Drenk, entsprechend zu idealisieren. Wer der Wirkung des künstlerischen Kontrastes zuliebe im Dienste einer sittlichen Idee in dieser Weise färbt, ist noch lange nicht in Gefahr, als Dichter sich einer Unwahrheit schuldig zu machen. Aber Wolzogen ist es offenbar weniger um die sittliche Idee als um die Zeichnung auch in dem kleinsten Zuge „realistisch“ geschilderter Menschen zu thun gewesen, und deshalb wird Frau Lori heruntergezerrt von dem Piedestal, auf das sie der Dichter zuerst selbst gestellt hat, auf das Niveau einer kleinlich-egoistischen Natur. Wie um sie gleichsam wieder zu entlasten, ist manche ihrer sich in der Ehe entwickelnden unliebenswürdigen Eigenschaften aus dem interessanten Zustand heraus motiviert, dem gesunde Frauen in einer normalen Ehe nicht gut entgehen können. Das ist gewiß richtig und lebenswahr geschildert und überschreitet nirgends die Grenzen eines erwachsenen Anstandsgefühls. Ich habe aber doch den Eindruck gehabt, daß die Schilderung dieses Zustands, so interessant er auch sein mag, sich nicht nur dem Bildhauer und Maler, sondern auch dem Dichter entzieht, und daß seine Beobachtung dem Arzt und dem Gatten vorbehalten bleiben sollte. Der Roman, in der Anlage von tieferer Bedeutung, läuft schließlich eigentlich nur auf die Schilderung einer unglücklichen Ehe hinaus, die zu einer Trennung führt, weil keiner der Gatten sich entschließen kann, von seiner eigenen Natur dem andern etwas zu opfern. Daß Wolzogen trotzdem auch den anspruchsvolleren Leser zu fesseln weiß, der eine kleine Enttäuschung nicht unterdrücken kann, wenn er den Dichter sich davor scheuen sieht, die Konsequenzen seiner ersten Anlage zu ziehen, ist das Verdienst der lebenswahren Gestalten, die ihm vorgeführt werden, und des lokalen Hintergrundes, in dem der Verfasser ein paar wundervolle und ganz verschiedenartige, in ihrer Verschiedenartigkeit aber meisterhaft charakterisierte Ausschnitte aus dem Riesenbilde der Weltstadt gibt.

Von Berlin nach Bukarest ist ein etwas weiter Weg; da Marco Brociner ihn aber in umgekehrter Tour zurückgelegt hat, freilich nur um mit einem in Gemeinschaft mit Ganghofer gearbeiteten Stück auf einer Berliner Bühne eine Niederlage zu erleben, so mag auch der Leser die Tour nicht scheuen, um den neuesten Roman des rumänischen Dichters, der freilich in Wien lebt und Deutsch schreibt, kennen zu lernen. „Radu Gleva“ ist der Titel und der Held desselben (Alfred Hauschild, Dresden), und die Rumänen sind wahrhaftig um ihre schönklingenden Namen zu beneiden, wenn sie viele ähnlichen Klanges haben. Darüber mag der Neid aber auch nicht hinausgehen, wenn Marco Brociners Schilderungen der sozialen und politischen Verhältnisse Anspruch auf Wahrheit erheben können. Manches scheint faul im Staate Rumänien zu sein. Aber gänzlich unbekannt in der Heimat Marco Brociners, kann ich doch meine Zweifel an der Wahrheit seiner Schilderung nicht ganz unterdrücken. Er arbeitet mit zu starken Romaneffekten, als daß man ihm den ruhigen und klaren Blick des zuverlässigen Beobachters zutrauen möchte. Wenn einem gleich im Anfang eines Romans zugemutet wird, ein ganz harmloses kleines Mädchen, das an allem Folgenden völlig unschuldig ist, vor den Augen des Vaters von Löwen zerreißen zu sehen, die dieser, ein rumänischer Großgrundbesitzer, sich zu seinem Vergnügen hält, wenn dann dieser Vater in den Käfig steigt, um die Kanaillen niederzuschießen, ohne daß sie es wagen, gegen ihr Schicksal zu murren, dann ist man so starken Anforderungen gegenüber nicht mehr im stande, dem Verfasser zuzutrauen, daß er verstanden habe, bei der Mischung kulturhistorischer Farben die allzu krassen Effekte zu vermeiden. Der Vater des unglücklichen Kindes sucht seinen Schmerz zu übertäuben, indem er sein Vermögen vergeudet. Darin liegt seine eine Schuld. Seine andere greift vor den Unglücksfall zurück; er hat nicht schön an einer Frau gehandelt, die durch ihn Radu Glevas Mutter wurde. Natürlich ist Radu Gleva, der Spielkamerad des von Löwen zerrissenen Kindes, auserwählt, all diese Schuld zu rächen. Auch in Rumänien wird man zuerst Rechtsanwalt, wenn man eine politische Laufbahn einzuschlagen gedenkt. Aus dem Rechtsanwalt macht sich dann später der Anwalt des Volkes von selbst. Radu Gleva hat das auch erkannt und selbst der Umstand, daß alle Frauen, die ihm begegnen, in Liebe zu ihm entbrennen, vermag ihn auf seinem Wege nicht zu beirren. Daß er ihn erstaunlich schnell zurücklegt, ist erklärlich; denn er hat nach den Intentionen des Dichters eine Schuld zu rächen, und den Schuldigen drücken die Schulden derartig, daß der Gerichtsvollzieher schon sein Siegel auf den nach allen Regeln der Kunst geschürzten Knoten der Handlung zu drücken droht. Freilich sind, wie aus einer Episode des Romans hervorgeht, die rumänischen Gerichtsvollzieher nicht so ernsthaft zu nehmen wie die

unsrigen — ein Vorzug rumänischer Kultur, den ich gern anerkenne — und Radu Gleva bringt es daher nach rechtzeitig zum Erkorenen des Volkes, um gegen seinen Vater kandidieren zu können. Der leichtsinnig-verschwenderisch-edelmütig-niederträchtige Vater Glevas, Herr Demeter Orlan, kandidiert nur, nm als Abgeardneter eine Aussicht zu haben, seine zerrütteten Vermögensverhättnisse wieder in Ordnung zu bringen. Warauf diese Aussicht eines rumänischen Abgeordneten beruht und welcher Art die graßen Privatgeschäfte sind, die sich mit der Stellung eines Volksvertreters verknüpfen lassen, wird leider nicht näher angedeutet. Natürlich hat Radu Gleva ausreichendes Material, um seinen Gegenkandidaten zu vernichteu. Als er aber erfährt, daß sein Gegenkandidat sein Vater ist, behält er das Material in der Tasche. Der Edelmut trägt seine Frucht, denn Demeter Orlan hält es nun für seine Pflicht, sich selbst aus dem Wege zu räumen. Er ist gebildet genug, um von Ibsens „schönem Sterben“ nicht nur gelesen zu haben, sandern auch danach zu handeln. Er zog aus der Brusttasche seines Rockes einen Revalver hervor und preßte die Mündung an die Schläfe. „Nein,“ sagte er, „sie sollen var meinem entstellten Gesicht nicht zurückschaudern.“ Er öffnete die Weste und drückte die Waffe an seine Brust. Ein Schuß ertönte. Der Sterbende hatte noch Zeit, dem herbeigeeilten Radu Gleva ein gefühlvolles „Mein Sohn!“ entgegenzuhauchen und sein Antlitz durch ein Lächeln verklären zu lassen. Daun ist die Geschichte aus. Ob Radu seinen Idealen treu geblieben ist und die Verhältnisse in Rumänien gebessert hat, erfahren wir nicht. Hoffen wir's. Dem Roman läßt sich das nicht absprechen, was man früher Bühnenwirkung nannte und was heute, — Marca Braciner hat das ja selbst erfahren — auf der Bühne gewöhnlich seine Wirkung verfehlt, — eine Häusuug äußerer Effekte, die ganz geschickt ersonnen sind, und ein Reichtum an Handlung, die sich nicht viel um Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Falgerichtigkeit kümmert. Diese Vorzüge, die auf der Bühne gefährlich geworden sind, wirken im Raman noch immer, und „Radu Gleva“ wird es daher sicher an Lesern nicht fehlen. Daß Marca Braciner es nicht gerade für seine Ausgabe hält, die deutsche Sprache zu reformieren, wird ihm niemand verargen. Wenn Rumänien uns nur die Dichter liefert, müssen wir ihm schan dankbar sein; es kann doch nicht alles für uns thun.

Eine noch größere Reise mutet Felix Dahn den Lesern seiner neuesten Erzählung „Odhins Rache“ zu (Leipzig, Verlag von Breitkapf & Härtel) indem er ihn direkt und ohne Vorbereitung in das, wie träumend in trauerschwerem Schweigen liegende Gladhsheim, Odhins Haus, das dach von der Freude den Namen führt, entbietet. Ein stylvall eingerichtetes Junggesellenheim. Die eichengetäfelten Wände der Halle bedecken als einziger Schmuck kastbare Waffen, auf dem breiten Steinherd in der Mitte des Hintergrundes brennt ein behagtiches Feuer, zur Rechten des Herdes erhebt sich, um einige Stufen erhöht, der Hochsitz. Die Querbank und die beiden rechtwinkelig von derselben auslaufenden Seitenbänke überdecken kastbare Felle, die Jagdbeute des Hausherrn; die zierlich geschnitzte Brüstung und die Geländer zu beiden Seiten der Stufen tragen eingeritzte Runen, — die Bibliothek des Gattes. Odhin ist schlechter Laune. Kein Wunder! König von Asgardh heißt er und Haupt der Asen und Herrscher der Welt. Neid tragen ihm viele. Nie versiegt im Goldharn ihm der Wein, den Ehrensitz in Walhall nimmt er ein, sein Speer fliegt niemals irr, seine Harfe tönt heller als alle Harfen, Weisheit erfrug er, tiefere, höhere als alle Weisen, als Allvater verehren ihn alle guten Wesen, vam lichten Asen bis zum dunkeln Zwerg, aber ach, er ist einsam! Rastlas wälzt er sein Haupt auf dem heißen Kissen, schlummerlas, aber sehnsuchtsvall! Man muß, sans comparaison, in ähnlicher Situation sich befinden wie Odhin, die Vierziger vor der Thür, ein Junggesell, der die nahenden Gebreste des Alters fürchtet, nm die ganze Tragik der Situatian zu begreifen. Und Odhin ist verhältnismäßig noch glücklich daran; er liebt und wird wiedergeliebt, er hat eine eingerichtete Wirtschaft, der Wein im Galdhorn versiegt ihm nie. Er brauchte sich nur zu entschließen, aber mit dem Entschluß hapert es immer, wenn man ein Vierziger ist. Die Geliebte ist außerdem nur ein Menschen-, wenn auch ein Königskind. Verlobt ist sie auch bereits, wenn sie auch den Verlobten nicht liebt. Das sind erschwerende Umstände. Odhins Schwester Wara ist gegen diese Verbindung aus Gründen der Mesalliance, Odhins Schwager Froieti, weil er fürchtet, daß sie den Hereinbruch der Götterdämmerung beschleunigen könne. Sa schwankt Odhin hin und her, und Alfvhit von Alfdal, die Geliebte, eine entzückende Blüte holdester Jungfräulichkeit, schwankt mit, trotzdem sie den Geliebten nur unter einem Pseudanym als fahrenden Tenoristen kennt. Zuletzt entschließt sie sich aber doch, dem Verlabten treu zu bleiben. Natürlich ist Odhin schrecklich empört darüber nnd brütet fürchterliche Rache. Aber während er brütet, kommt ihm der Gedanke: „Kann Liebe verraten?“ Und er gibt sich die Antwort: „Liebe kann nicht verraten!“ Die Folge ist sein Verzicht auf die Rache. Graß aber, wie er ist, wendet er sofort auch ein Mittel an, um Alfvhit die Schmerzen unglücklicher Liebe zu ersparen. Es ist eine Art Fernhypnose, die er in Anwendung bringt. In seiner Macht würde es liegen', auch sich selbst durch einen Spruch, den ihm Schwester Wara geschenkt, zu befreien, aber das wonnige Weh ist ihm zu lieb dazu, — er heilt nur die Geliebte von ihrer Liebe. Der Spruch ist zu wertvall, als daß ich ihn den Lesern varenthalten möchte; ich empfehle jedermann, ihn zu safortigem Gebrauch in schweren Fällen im Partemonnaie bei sich zu tragen, die Namen lassen sich ja leicht für jedes Bedürfnis variieren Er lautet:

„Ich, Odhin von Asgardh,
Vergesse ganz und gar
Dieser Liebe liebliches Leid
Und leidschwere Lust!
Auf immer und ewig

Versinke mein Sehnen,
Als ob ich Unsel'ger
Ihr Auge niemals geseh'n!
Auf immer und ewig
Vergeß' ich Alfvhit von Alfdal,
Ich Odhin von Asgardh.
So soll auch meiner vergessen
Auf immer und ewig
Alfvhit von Alfdaht."

Für die Gebrauchsanweisung sei besonders bemerkt, daß es weder für den Sprechenden noch für die Besprochene notwendig ist, wirklich im hypnotischen Schlaf zu liegen. Das Mittel soll vielmehr von Wirkung sein, wenn es bei vollstem Verstande angewandt wird. Das bischen Manco, was zu voller Wirkung doch etwa nötig sein möchte, kommt jedenfalls auf Rechnung jeder unglücklichen Liebe. Sicher nicht geneigt, dem Vehse von Walhall für seine neueste Hofgeschichte aus Asgordh undankbar zu sein, bedaure ich doch lebhaft, daß Felix Dahn diese Gabe erst auf den Weihnachtstisch von 1891 legt. Wieviel Unglück hätte vermieden werden können, wenn das einfache Sprüchlein schon früher bekannt geworden wäre!

Im Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin, erschien eine neue Gabe von Hans Hoffmann, vier Novellen unter dem Titel „Geschichten aus Hinterpommern." Der Ton, den Hoffmann hier anschlägt, ist ein ganz anderer, wie in seinen entzückenden Stolpenburger Gymnasialgeschichten, in denen der als unfruchtbar verschrieene Boden Hinterpommerns sich für einen Dichter, der ihn zu bestellen weiß, so ergiebig gezeigt hat. Wollte man die „Geschichten aus Hinterpommern" historische Novellen nennen, so thäte man ihnen unrecht, trotzdem sie das Kolorit vergangener Zeiten tragen und sich zum Teil an historische Ereignisse anlehnen. Gleich in der ersten Novelle „Der falsche Bogeslaw" ist zum Beispiel die bekannte Heldenthat der Coesliner, die ihren eigenen Herzog in aller Ehrerbietung beinahe einmal totgeschlagen hätten, sich aber damit begnügten, ihn nur gefangen in ihre Stadt zu führen, wo ihnen dann die Besinnung wiederkam und sie dem Gefangenen schleunigst mit schwerer Buße als ihrem Fürsten huldigten, zum Ausgangspunkt der Erzählung genommen. Aber es ist Hoffmann nicht darum zu thun, das historische Faktum breit zu treten für Leser, die nicht Phantasie genug besitzen, die Geschichte sich selber auszumalen. Seine Phantasie knüpft wohl daran an, aber spinnt dann ihren eigenen Faden. Und auch in der Gestaltung kümmert er sich um das Historische nur so weit, wie es ihm für den kulturhistorischen Hintergrund in Betracht kommt. Die psychologischen Probleme, die eigenartigen Charaktere sind ihm die Hauptsache, das Historische ist nur der Boden, auf dem sich ihre Eigenartigkeit entwickelt. So ist die Welt, die er schildert, des Dichters eigene Welt. Diesem oder jenem Leser mag sie ab und zu ein wenig phantastisch scheinen. Aber wenn dem Dichter die Kraft der Gestaltung eigen ist, die dem Leser diese phantastische Welt als eine wirkliche Welt erscheinen läßt, so prägt sich in dieser Farbengebung die berechtigte Eigenart des Dichters aus, die ihn selber als ein Original kennzeichnet und einen erhöhten Respekt erfordert. Ins unwahrscheinlich Burleske fällt Hoffmann, scheint mir, nur in der einen Novelle „der grobe Pommer"; aber die anderen drei Stücke, „der falsche Bogeslaw", „der Tribulirsoldat" und „der Teufel vom Sonde" sind wahre Kabinetstücke Hoffmannscher Eigenart an Form, Farbe, Stimmung und Charakteristik.

Eine andere Novellensammlung erschien unter dem Titel „Bittersüß" von Ilse Frapan in gleichem Verlage. Die mittelste der drei Erzählungen dieses Bandes, die Novelle „Monika", haben die Leser im letzten Jahrgange dieser Hefte gefunden, und sie werden sich an die erstaunlich lebenswahr geschilderte Heldin, an das aus unglücklichen Verhältnissen hervorgegangene psychologische Rätsel, dem gut und böse unbekannte Begriffe geblieben sind, und an den düstern Abschluß, den ihre Liebe dem Leben eines braven Menschen bringt, noch wohl erinnern. In der ersten Novelle „Frauenliebe" löst Ilse Frapan ein Problem, das vielleicht zu sehr ausgeklügelt ist; aber wie sie es löst, zeigt sie ihre ganze Kraft und ihre sichere Herrschaft über den sprödesten Stoff. Der Held ist ein junger Bildhauer mit schönheitsdurstiger Seele und schönheitskundigen Augen. Diese letzteren kommt er in Gefahr zu verlieren und nur die aufopfernde Pflege eines Mädchens, das ihn liebt, rettet ihn vor ewiger Nacht. Dieses Mädchen ist abschreckend häßlich und ihre Häßlichkeit ist ihr bewußt; sie hat auch erfahren, wie diese Häßlichkeit auf den Geliebten wirkte, als er sie noch sehen konnte. Deshalb glaubt sie ihm schuldig zu sein, ihn zu verlassen an demselben Tage, an dem ihm die Binde von den Augen genommen wird, trotzdem sie die Überzeugung gewonnen hat, daß er, solange er sie nicht sieht, ihre Liebe erwidert. Sie findet als Blindenlehrerin einen neuen Inhalt für ihr Leben, ihn tröstet die Kunst und sein erstes Meisterwerk ist eine Caritas. Die Novelle heißt mit Recht „Frauenliebe"; die Liebe eines Mannes sollte über der Schönheit einer Seele die Häßlichkeit des Gesichts vergessen können, auch wenn er Künstleraugen hat, welche Schönheit zu sehen und zu schätzen wissen. Die dritte Novelle, „Klärchens Frühlingsfahrt", ist eine jener seltenen Geschichten, in denen die erste Liebe eines Backfisches mit bezaubernder Natürlichkeit, Frische und Anmut geschildert wird und in welcher der Leser wirklichen Herzensanteil daran nehmen muß, daß Klärchen noch einem Wartejahr eine glückliche Braut sein wird.

Die in demselben Verlage erschienenen „Reise- und Heimats-Novellen" von Adalbert Meinhardt sind vortrefflich erzählt und der wechselnde Hintergrund gibt den gut charakterisierten Personen und ihren Erlebnissen ein erhöhtes Interesse. Den Novellen „Eifersucht" und „Der Lovro" würde größere Knappheit nichts schaden können. Die „Geschichte eines Mahagonistammes" hat mich durch die Originalität des Stoffes besonders angezogen, die letzte Novelle „Ein Regentag" ist von großem

psychologischen Interesse und der wundersame Held derselben mit seiner Beobachtung gezeichnet.

Moritz von Reichenbachs Roman „Die Prinzessin“ (2 Bde., Leipzig, Karl Reißner) könnte, wenn man überhaupt von einer Tendenz in ihm reden will, als gegen die Frauen-Emanzipation gerichtet erscheinen. Denn die Heldin, Prinzessin Mascha, eine polnische Prinzessin mit sehr viel deutschem Blut in ihren Adern, hat eine große Neigung zur Selbständigkeit und entgeht allen Schlingen, die ihr ihres großen Vermögens, ihrer großen Schönheit und ihrer großen Liebenswürdigkeit wegen gelegt werden, so lange, bis trübe Erfahrungen sie zu der Überzeugung nötigen, daß auch eine Prinzessin bequemer und unangefochtener durch das Leben geht, wenn sie sich vertrauensvoll an die Schulter des geliebten Mannes lehnt, als wenn sie stolz und einsam wandelt. Aber Moritz von Reichenbach hat jedenfalls gar nicht beabsichtigt, seinen Roman mit einer Tendenz zu belasten. „Die Prinzessin“ ist ein Roman ohne alle Nebenabsichten, ein Roman, der nur unterhalten will. In diesem Sinne scheint mir der Roman ein sehr guter Roman zu sein. Die geschickt ersonnene Handlung schreitet schnell und lebhaft fort, die Figuren tragen genug individuelle Züge an sich, um den Leser zu interessieren, und der häufig wechselnde Schauplatz der Geschehnisse — Nürnberg, Breslau, Berlin, Rom und Chlopodwicko, Prinzessin Maschas polnischer Großgrundbesitz — ist immer anschaulich geschildert.

Von dem neuesten Roman Pierre Lotis „Der Spahi“ liegt eine sehr gute deutsche Bearbeitung von Hans Kraemer (Mannheim, Verlag von J. Bensheimer) vor. Soweit mir die neuere französische Romanlitteratur bekannt geworden ist — sehr oberflächlich, wie ich gestehen muß — ist die Persönlichkeit Pierre Lotis eigenartig genug, um nicht nur das Aufsehen zu erklären, das seine Romane in Frankreich erregt haben, sondern auch die Übertragung des einen oder des andern derselben ins Deutsche zu rechtfertigen. Pierre Lotti sucht sich seine Stoffe durchaus abseits von der breiten Heerstraße der modernen Romanerzähler, er gestaltet ganz eigenartig und er geht genügend in die Tiefe, um einen Anspruch darauf erheben zu können, unter die Dichter gerechnet zu werden. Der obenerwähnte Roman spielt in St. Louis am Senegal, der Hauptstadt von Senegambien, der Held ist ein Bauernsohn aus den Sevennen, der seine Dienstzeit unter den Spahis in der französischen Kolonie abmacht. Er ist dahin geschickt worden; er ist keine Abenteurernatur, die sich hinausgesehnt hat, die Wunder des schwarzen Erdteils mit eigenen Augen zu schauen. „Ach, wenn er doch heimkehren könnte zu seinen alten Eltern! Und dort mit seiner Jeanne dann ein kleines Häuschen bewohnen, ganz nahe bei dem schmucklosen, alten Elternhaus! . . . Warum hatte man ihn nach diesem Afrika verbannt? Was hatte er hier zu suchen? Was kümmerte ihn dieses Land? Und diese rote Uniform, samt dem arabischen Fez, mit denen man ihn aufgeputzt hatte, die ihn so hübsch erscheinen ließen — was war das für ihn, den armen Bauernsohn, mehr als ein Maskenanzug, eine Verkleidung.“ Aber der Drill thut seine Schuldigkeit; aus dem heimwehkranken Bauernburschen wird ein tüchtiger, strammer Soldat, aus dem Maskenanzug die Uniform, die er mit Stolz trägt. Und wie lange wird's dauern, die paar Jahre gehen schnell vorüber, dann kehrt er in die Heimat zurück und tritt mit seiner Jeanne vor den Altar. Wenn das Klima nicht wäre! Dieses schreckliche, entnervende Klima, die Eintönigkeit des Lebens, der Schmutz der Umgebung, der moralische Schmutz, den die Neger- und Mulattenbevölkerung aushaucht wie eine Pest. Der Spahi wehrt sich. Und als er erliegt, erliegt er einer großen Leidenschaft. „Eine Frau beobachtete ihn besonders, die eleganteste und hübscheste von allen. Man sagte, es sei eine Mulattin, aber sie war so weiß, so weiß, daß man sie für eine Pariserin gehalten hätte. Weiß und bleich, bleich wie eine Spanierin, mit rotblondem Haar — jenem Blond der Mulattinnen — und großen, halbgeschlossenen Augen, die sie langsam aufschlug, mit schmachtendem Blick nach Art der Kreolinnen. Sie war die Frau eines reichen Pächters, in St. Louis rief man sie wie eine Negerin bei ihrem Vornamen, man nannte sie verächtlich ‚Kora.‘ Diese Frau mit der Farbe einer Weißen und den Instinkten einer Negerin lockt ihn an sich; als er erkennt, an wen er seine Liebe verschwendet hat, ist er gebrochen. Das Fieber packt ihn; seine kräftige Natur rettet ihm das Leben. Aber seine Energie ist dahin. Er geht den Weg, den die meisten seiner Kameraden gehen. Mit einem Negermädchen, das sich an ihn gehängt hat, schließt er eine jener afrikanischen Mischehen auf Zeit, und die schwarze Rasse zeigt sich mächtig über die weiße. Als er vor der Zeit der Heimat näher, nach Algier, versetzt werden soll, ist er schon schlaff genug geworden, den Glücksfall kaum noch zu schätzen; schließlich gibt er dem Drängen eines Kameraden nach und tauscht mit ihm. Und auf einem Kriegszug gegen die Schwarzen endet er, — unter blendender Sonnenglut ein qualvoller Tod. Es ist echte Tragik in diesem Schicksal, mit einer Kraft und Leidenschaft geschildert, die den Leser mächtig packt, die Szenerie in wunderbar prächtigen und düstern Farben gemalt, der Vortrag von einer Knappheit des Styls, die mustergültig ist.

Leo Tolstois „Kreuzersonate“ ist die Ursache gewesen, daß Gerhard von Amyntor eine Gegenschrift „Die Cis-moll-Sonate“ (Leipzig, Viktor Ottmann) veröffentlicht hat. Ob's wirklich nötig war? Auf wen dieses Tolstoische Buch einen andern Eindruck gemacht hat, als den des lebhaften Bedauerns, einen bedeutenden Menschen krank und irr zu finden, dem ist nur noch mit ärztlicher Behandlung, aber nicht mit einer ästhetischen Widerlegung zu helfen. Wenn Gerhard von Amyntor es wirklich für notwendig hielt, Gefahren zu begegnen, die durch Tolstois Broschüre auch auf deutsche Gemüter heraufbeschworen werden könnten, hätte er sich damit begnügen sollen, an den Psalmvers zu erinnern, den er seiner „Cis-moll-Sonate“ als Motto

vorangestellt hat: „Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn.“ Eine Erinnerung hätte genügt, es zu beweisen war nicht notwendig, weil kein vernünftiger Mensch daran zweifelt, daß erst der Kindersegen das Glück einer Ehe voll macht. Es scheint mir ein Kampf gegen Windmühlen, den Gerhard von Amyntor führt, und solch ein Kampf erscheint um so sonderbarer, je gröber das Geschütz ist, das der Kämpfer auffährt. Jedenfalls ist es keine Frage, daß Tolstoi, bis zum Wahnsinn in eine asketische Theorie verrannt, in der Begründung derselben einen viel bedeutenderen Geist, ein logischeres Denken und eine größere Gestaltungskraft zeigt als Gerhard von Amyntor, der das Selbstverständliche, Natürliche und Sittliche philosophisch zu beweisen unternimmt. Auch läßt sich nicht leugnen, daß Tolstoi eine delikate Frage sehr viel delikater zu behandeln weiß als sein Gegner, der „mit Gott, für Wahrheit und für Frauen-Ehre“ seinen Pegasus gesattelt hat. Die „Cis-moll-Sonate“ ist gewiß gut gemeint; aber ich möchte empfehlen, sie wie die Kreuzer-Sonate dem deutschen Hause so fern wie möglich zu halten.



Zu unsern Bildern.

Die Faksimilewiedergabe von Konrad Kiesels „Bildnis einer Engländerin,“ welche den Bilderschmuck unsers Heftes eröffnet, zeigt unsern Lesern, wie hoch die Technik der farbigen Reproduktion, wie sie besonders von dem Königl. Hof-Kunst-Institut von Otto Troitzsch gepflegt wird, gegenwärtig entwickelt ist. Freilich erfordern derartige Musterdrucke ebensoviel Sorgfalt wie Kostenaufwand. Dem weihnachtlichen Charakter unsers Dezemberheftes entsprechen das Madonnenbildnis von Gabriel Max, das Bild „Vor Weihnachten“ von O. Piltz, auf dem die Kinder einer ländlichen Sonntagsschule sich bei der Frau Pastorin mit nützlichen Weihnachtsarbeiten für die Dorfarmen beschäftigen, und „Die Letzten auf dem Weihnachtsmarkt“ von Werner Zehme, die Verkäufer der Weihnachtstannen, die sich nun auch zum Heimwege rüsten und den schönsten der übrig gebliebenen Bäume sich wohl selber zum Feste schmücken werden. Zeitgemäß und von starker humoristischer Wirkung ist E. Kirchners kleine Zeichnung „Winters Freud' und Leid,“ und das prächtige Gemälde des Meisters Ludwig Knaus, „Die Landpartie,“ das wir in einem großen Musterholzschnitt wiedergeben, versetzt den Beschauer in die Freuden des Sommers, an die er sich in Schneestürmen und Winterkälte nicht ungern erinnern zu lassen pflegt.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Ackermann, Ernst. — Die Heimat Scheffelscher Gestalten. Illustr. von Ernst Würtenberger. Wilhelm Meck, Konstanz.

Berner, Dr. Ernst, kgl. preuß. Hausarchivar. — Geschichte des preußischen Staates. Reich illustr. mit Tafeln, Beilagen und Textbildern, teilweise in Farbendruck. 6., 7. u. 8. (Schluß-)Abteilung. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, München.

Bilderschatz für das Kunstgewerbe. Heft 5. Julius Hoffmann, Stuttgart.

Budde, Dr. E. — Naturwissenschaftliche Plaudereien. Georg Reimer, Berlin.

Crawford, F. Marion. — Marzios Crucifix. Novelle. Autoris. Übersetzung aus dem Englischen von Therese Höpfner. Georg Reimer, Berlin.

Dekorative Vorbilder. Eine Sammlung von figürlichen Darstellungen und kunstgewerblichen Verzierungen für Zeichner, Maler, graphische Künstler, Dekorateure, Bildhauer, Architekten. Jahrg. 1891/92. Heft 6. Julius Hoffmann. Stuttgart.

Denkmäler der Kunst. Zur Übersicht ihres Entwickelungsganges von den ersten künstlerischen Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Von Prof. Dr. Wilhelm Lübke und Prof. Dr. Karl von Lützow. 6. Aufl. Lfg. 34 bis 36 (Schluß). Paul Neff, Stuttgart.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold von Gerlachs, Generals der Infanterie und General-Adjutanten König Friedrich Wilhelms IV. Nach seinen Aufzeichnungen herausgegeben von seiner Tochter. Band I. Wilhelm Hertz, Berlin.

Duruy, George. — Das Ende des Traumes. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Dr. Fritz Bischoff. Georg Reimer, Berlin.

Eckstein, Ernst. — Dambrowsky. Roman. 2 Bde. Verlag des Universum, Dresden.

* Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.

Friderich, C. G. — Naturgeschichte der deutschen Vögel einschließlich der sämtlichen Vogelarten Mitteleuropas. 5. Aufl. Mit 384 naturgetreuen farbigen Abbildungen zu sämtlichen deutschen Vögeln auf 48 Tafeln und 2 weiteren Tafeln zur Erklärung des Vogelsangs. Julius Hoffmann, Stuttgart.

Goupy, Hortense de. — Die Schönheit des Weibes, ihre Pflege, Beförderung und Erhaltung. 2. Aufl. Friedrich Stahn, Berlin.

Grillparzers Ansichten über Litteratur, Bühne und Leben. Aus Unterredungen mit Adolf Foglar. 2. Aufl. G. J. Göschensche Verl., Stuttgart.

Gurlitt, Cornelius. — Die Hochzeitsreise. Illustr. von Paul Hey. Franz Hanfstaengl, Kunstverlag A.-G. München.

Heinemann, Dr. Karl. — Goethes Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text und 2 Heliogravüren. Artur Seemann, Leipzig.

Hellinghaus, Otto. — Briefe Friedrich Leopolds Grafen zu Stolberg und der Seinigen an Johann Heinrich Voß. Nach den Originalen der Münchener Hof- und Staatsbibliothek mit Einleitung, Beilagen und Anmerkungen herausgegeben. Aschendorffsche Buchhandl., Münster i/W.

Herrmann, Emanuel. — Miniaturbilder aus dem Gebiete der Wirtschaft. Wohlfeile Ausgabe. Louis Nebert, Halle a/S.

Hoenig, Fritz. — 24 Stunden Moltkescher Strategie entwickelt und erläutert an den Schlachten von Gravelotte und St. Privat am 18. August 1870. Mit 2 Karten. 2. Aufl. Friedrich Luckhardt, Berlin.

Imre, Arpad. — Toi seul! Roman. J. C. C. Bruns Verlag, Minden i/W.

Kalischer, Dr. Alfred. — Christlieb. Die „unsterbliche Geliebte“ Beethovens, Giulietta Guicciardi oder Therese Brunswick? Richard Bertling, Dresden.

King, Mrs. Robert Moss. — Die Frau eines Civilbeamten in Indien. Ein Tagebuch 1877—1882. Aus dem Englischen übersetzt von A. Thiele. Mitscher & Röstell, Berlin.

Kniepf, Albert. — Theorie der Geisteswerte. C. G. Naumann, Leipzig.

Lauterbach, Paul. — Äginetea. Gedanke und Spruch. C. G. Naumann, Leipzig.

Ludloff, Dr. R. F. — Nach Deutsch-Namaland (Südwestafrika). Reisebriefe. Dietz'sche Hofbuchdruckerei, Koburg.

Lumholtz, Dr. Karl. — Unter Menschenfressern. Eine vierjährige Reise in Australien. Autoris. deutsche Übersetzung. Illustr. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. Hamburg.

Manteuffel, Ursula Zoege von. — Seraphine. Eine Erzählung. 2 Bde. 3. Aufl. Georg Böhme Nachf., Leipzig.

— — Lora. Roman. 2. Aufl. Georg Böhme Nachf., Leipzig.

Mauthner, Fritz. — Der Pegasus. Eine tragikomische Geschichte. Heinrich Minden, Dresden.

Methode Schliemann zur Erlernung fremder Sprachen. Englisch. Mit einem Plan von London und einer Nummer des Daily Telegraph. Lfg. 1 bis 11. Paul Spindler, Leipzig.

Möllhausen, Balduin. — Hans Montague. Roman. 3 Bde. Hermann Costenoble, Jena.

Mörike-Storm-Briefwechsel. Herausgegeben von Jakob Bächtold. G. J. Göschensche Verl., Stuttgart.

Nöldechen, Wilhelm. — Das Reichsfest zu Mainz. Dichtung. Stephan Geibel, Altenburg.

— — Ausstand-Aufstand. Dichtung. Stephan Geibel, Altenburg.

Rembrandt als Erzieher. Von einem Deutschen. 37. Aufl. C. L. Hirschfeld, Leipzig.

Rex, Dr. Erwin. — Fremdwörterbuch. Lexikon der Fremdwörter und fremdsprachlichen Redensarten im Deutschen. 4. Aufl. Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft (Dr. P. Langenscheidt), Berlin.

Trinius, A. — Hamburger Schlendertage. J. C. C. Bruns Verlag, Minden i/W.

Weihnachtsklänge im deutschen Hause. Vierundzwanzig der schönsten Weihnachtslieder für Klavier, auch für Gesang mit Klavierbegleitung bearbeitet von Robert Linnarz. Illustr. Manz & Lange, Hannover-Linden.

Zoozmann, Richard. — Episoden. C. F. Conrads Buchhandlung, Berlin.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.


Velhagen & Klasings Monatshefte.
VI. Jahrgang 1891/92.
Heft 5.
Prosit Neujahr
Januar 1892

Wächterruf.



Hört, ihr Leute, und lasset euch sagen:
Das Jahr, das alte, hat ausgeschlagen!
Die Glocken läuten von nahe und fern.
Glück und Segen, ihr werten Herrn!
Von ganzem Herzen, in Gottes Namen,
Heil und Freud' euch, ihr lieben Damen!

Frieden im Reich! Ruhe im Städtchen!
Myrten und Rosen den schönen Mädchen!
Gesundheit dem Alter! Ruhe dem Leid!
Frohe Herzen und frohe Zeit!
Sonne am Himmel! Segen auf Erden!
Was noch nicht gut war, mög' besser werden!

Was euch beglückt, mög' bleiben wie's war!
Gott walt' es, ihr Leute! Prosit Neujahr!

Frida Schanz.

Velhagen & Klasings Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VI. Jahrgang 1891/92. Heft 5, Januar 1892.

Themis.

Roman von Ernst Eckstein.

1. Kapitel.

Die Pflugschar, von einem grobknochigen, außergewöhnlich starken Menschen geführt, zog ihre Furche langsam durch die Böschung des Hügels und warf nach rechts und links die bräunlichen Schollen auf, die an der Schnittfläche einen fast metallischen Glanz zeigten. — Die Pferde schnoben; der Guts-Knecht, obschon er nur ein leinenes Wamms trug, glühte vor Anstrengung. — Jetzt, auf der Höhe des langhingestreckten Ackers Halt machend, nahm er die Mütze ab, fuhr sich mit dem Ärmel über die Stirne und that einen kräftigen Zug aus der Schnapsflasche.

Es war ein Abend im März. Vom Kronheimer Kirchturm hatte es sechs geschlagen. — Die Sonne, halb von zerfaserten Wolken verhüllt, berührte den Himmelsrand.

„Nun, Christian, wie wär's?“ rief eine Stimme, die halb wie ein Gähnen klang. „Machen wir Feierabend?“

Es war Konrad, der Großknecht, der, einige hundert Schritte von Christian entfernt, mit seinen zwei rostgelben Percherons hinter den Dornbüschen hielt.

„Zieh' Du nur heim und wart' nicht weiter auf mich!“ gab Christian Lichert zur Antwort. „Ich schaff' noch die paar Furchen zu Ende. 'S ist heut' ja zum letzten Mal!“

Konrad brummte was in den Bart. Nach einer Weile sah man ihn auf dem tiefgeleisigen Wege zu Thal fahren, in der Richtung des großen Stegemann'schen Gehöfts.

Gleich hinter ihm drein kam ein andrer Knecht, der widrige Jochen mit seinen zwei Ochsen. Er gaffte nach Christian herüber, ohne ihm einen Gruß zu bieten, und knallte frech und herausfordernd mit der Peitsche.

Christian Lichert starrte ihm stirnrunzelnd nach, und that einen zweiten Schluck aus der Schnapsflasche.

„Der ist schön 'raus, der Jochen!“ dachte er gramerfüllt. „Beim Inspektor steht er in Gunst wie kein Zweiter, und beim Alten erst recht! Möcht' nur wissen, weshalb! Dem dürfte noch mehr passieren: da hieß' es trotz Allem: ‚Wir drücken ein Auge zu!‘ Ich aber, — ich muß mich zum Teufel scheeren von wegen der einen dummen Geschichte! Es ist zum Verrücktwerden!“

Er machte mit seinen Braunen Kehrt, legte die Hand wieder fest an den Pfluggriff — und vorwärts ging es mit ruhiger Kraft und Stetigkeit, dreimal bergab und dreimal herauf, bis zu der Stelle, wo er jetzt eben gerastet hatte.

Nun war er zu Ende.

Wehmütig klopfte er seinen Pferden den Hals, erst dem stärkeren mit dem handgroßen Fleck auf der Stirne, dann dem mit der pechschwarzen Mähne, und sagte schwer und gepreßt:

„So, Hans! Nun sind wir geschieden!“

Nach langer Pause:

„Gelt, Bläß, das waren doch glückliche Tage hier oben? Keine Arbeit ist uns zu

viel geworden, Euch und dem Christian! Von früh bis spät! Wir sind ehrliche Kameraden gewesen, Du und der Hans und ich, und haben gründlich mitsammen geschafft! Ja, es ist schön in der Heimat! Die Luft geht hier so frisch und frank durch die Lungen, und die Berge schimmern so blau! Es ist eine Wohlthat!"

Er holte ein paarmal tief Atem.

„Nun, Hans?" fuhr er dann zärtlich fort, „was sagst Du denn dazu? Schau'st mich ja gar so lieb und so traurig an, als thät'st Du's fühlen, wie's mit dem Christian steht? Ganz verteufelt und miserabel, das weiß der Himmel! Ach, und mit Euch! Könnt mich dauern, Ihr armen Tiere! Von morgen ab wird Euch ein Andrer hier in's Gelände führen, ein Fremder, ein hergelaufener Kerl, ein Tropf ohne Herz vielleicht, der Euch schindet und quält, und nicht mit Euch redet, weil er halt denkt: so ein Vieh versteht's doch nicht."

Christian legte den Arm wie von Angst erfüllt um den Kopf des Pferdes und küßte es auf die Schnauze. Er schluchzte ein wenig. Dann fuhr er trotzig empor und ballte die Faust in der Richtung des Herrenhauses, das über den kahlen Baumkronen des fernen Gartens emporragte. Rechts von dem Park lagen die umfangreichen Wirtschaftsgebäude, die Scheunen, die Ställe; dann kam ein Stück Wald, und dahinter qualmten die mächtigen Ziegeleien, die den Eigentümer, Herrn Reinhold Stegemann, zum sechsfachen Millionär gemacht hatten. Alles dies schwamm bereits in aschfahlem Grau: nur hier oben zitterte noch ein letzter Glanz des verlöschenden Abendrots und spiegelte sich in den großen Augen der beiden Tiere, die wirklich von Zeit zu Zeit wie teilnehmend auf ihren gütigen Freund blickten und leise schnaubten.

Christian Lichert zog ein Stück Brot aus der Tasche, zerbrach es in kleine Stücke, aß selber davon, teilte aber das Meiste den Pferden aus. Die letzten paar Bissen tränkte er ihnen vorsichtig mit dem Rest seiner Schnapsflasche. Dann stopfte er sich die kurze Weichselrohrpfeife, brannte sie an, vertauschte den Kittel mit einer Wolljacke und setzte sich breit auf den Wegrand.

„Es eilt mir ja nicht!" sagte er zu sich selbst. „Was hab' ich denn drunten? Ärger, Kummer und Gram! Das höhnische Geier-Gesicht des Jochen — und vielleicht schon den Andern, der mich ersetzen soll!"

Stirnrunzelnd paffte er vor sich hin.

„Die Reichen und Vornehmen!" murrte er mit wachsender Bitternis. „Weiß Gott, ich bin keiner von Denen, die vor Neid sich erwürgen möchten, wenn sie die Nichtsthuer so hingeflegelt in der Kalesche sehn! Meinetwegen! Kutschiert, und sauft Euch voll an Champagner, und schlaft in den Tag hinein wie die Maulwürfe! Aber daß so ein gottverdammter Millionenprotz nun das Recht haben soll, über Unsereins zu verfügen, als hätt' man kein Herz in der Brust — Himmel und Hölle! ‚Da, du Lump, nimm deine Handvoll Groschen, pack' deine Sachen und scheer' dich zum Henker!' Einerlei, ob man sich hergewöhnt hat wie ein Kind an die Mutter und mit Allem zusammenhängt! Pfui Teufel! Das ist eine Schande und ein Skandal! — Hab' den Kommerzienrat auch all'weil für klüger gehalten! — Daß der Mann sich so breit schlagen läßt vom Inspektor, und mir den Laufpaß gibt, bloß um der elenden Alfanzerei willen! Konnt' ich denn ahnen, daß der Inspektor in die Franziska verliebt war? Daß er sie heiraten wollte, trotz seiner fünfzig Jahr, — und wo er zwei Frauen schon unter der Erde hat und vier Kinder am Leben? So ein erbärmlicher Blödsinn! Und weshalb that sie denn immer so freundlich mit mir und grinste immer und lachte, und gab mir die Hand, wenn ich ihr Guten Tag sagte? Da war's wohl recht was Apartes, wenn ich mal denke: ‚Du nimmst das mit' — und packe sie um die Hüften und schmatze sie ab! Du lieber Herrgott! Ich meinte, sie hätt's halt gern — und hübsch sah sie ja aus mit ihrem feinen Gesicht und ihren Augen wie Herzkirschen! Aber hätt' ich's geahnt ... Ich wäre doch, hol' mich der Teufel, der Letzte gewesen, ihm in die Quere zu kommen! Der Duckmäuser und Verklatscher! — Aber von ihm fuchst mich das Alles nicht halb so sehr, wie vom Kommerzienrat! Der kennt mich schon länger! Der handelt an mir wie ein Gauner und Spitzbube! Gott verdamme den Schuft!"

Die Pfeife war ihm erloschen. Es dämmerte stark. Am Ost-Himmel blitzten die ersten Sterne. Ein frostiger Wind

machte sich auf und raschelte unheimlich in den Schlehen.

Christian Lichert sah sich gedankenvoll um und grübelte weiter. Alles, was ihn mit diesem Stück Erde hier so innig verknüpfte, zog greifbar an ihm vorüber. Seine Kindheit stieg vor ihm auf, die Streifzüge durch Feld und Wiese und Wald, die warme Glückseligkeit, die er fühlte, wenn er „unsere" Kirche, „unser" Dorf, „unsre" Gemarkung sagte. Das Alles war sein! Er kannte hier jeden Acker, jeden Dornbusch am Wege! ... Dann kam die Zeit, da er beim Haidhofbauer im Dienst gestanden, bis er, nach Ableistung seiner Soldatenpflicht, von dem Inspektor Hassel, — dem Vorgänger des jetzigen Inspektors — für das Stegmann'sche Gut eingestellt wurde. Fünf Jahre waren seitdem verflossen; die schönsten seit seiner Konfirmation. Alle Einzelheiten traten ihm jetzt so klar in's Gedächtnis, daß er laut hätte aufschreien mögen: sein ruhiges, zufriedenes, fleißiges Leben die Woche hindurch; — Sonntags der Kirchgang nach Kronheim und die Nachmittagsstunden im Roten Krug, wo er am Fenster unter dem Bilde des Generalfeldmarschalls Moltke sein Glas Braunbier trank; — das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu dem Haus, dem er diente; die feste Zuversicht, daß es für immer so bleiben würde ...

Da mußte ihm denn, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, die abgeschmackte Geschichte mit der Beschließerin auf das Haupt fahren! Der schrille Mißklang, der ihm so grausam das Leben zerriß, kam ihm erst jetzt, in der Scheidestunde, voll zum Bewußtsein. In Kronheim oder sonst in der Nähe hatte er keine Stelle gefunden. Er mußte weit, weit weg, — fort von der Heimat, die ihm doch Alles war, fort von dem Grund und Boden, dem er sein Bestes gewidmet, fort von den Braunen, die er so tief in das kindliche Herz geschlossen.

Sein Blut kochte; er rang nach Atem.

Das war ja gerade, als hätte der böse Feind expreß ihm dies Schicksal angerührt!

Herr Kolb, der Inspektor, fuhr sonst regelmäßig am Sonnabend in die Hauptstadt, wo der Kommerzienrat Stegemann von Oktober bis Mai sich aufhielt. Nun mußte den Kolb gerad' an dem einen Sonnabend ausnahmsweise der Teufel reiten, daß er die Fahrt unterließ und just in dem Augenblicke das Schloß betrat, wie Lichert das Mädel umklammert hatte und abküßte!

Wenn das kein Unglück war, dann gab's überhaupt keins!

Übrigens, was den Inspektor am meisten gekränkt hatte, das war die Behäbigkeit, mit der die Franziska sich Alles gefallen ließ! Das Mädel hatte ihn wieder geküßt, ihn, den plumpen, garstigen Bauernknecht, — und tüchtig sogar, und fest auf den Mund; und Kolb war mitten hinein geplatzt in diesen knallenden Gegenkuß! Da war die Sache denn aus! Wütender Brief an den Kommerzienrat! Das Mädel sofort aus dem Haus gejagt! Verletzung des Anstands — Gott weiß, was sonst noch! Na, das mochte Herr Kolb mit sich selber ausmachen. Daß der Kommerzienrat aber auch ihm, dem Lichert, wegen des dummen Spaßes den Dienst aufsagte, und sich so gar nicht erweichen ließ, trotz alles Bettelns und Bittens, — das war eine elende Schurkerei!

Und nun vollends der gemeine Verdacht, der in der Luft lag! Der Kommerzienrat Stegemann hatte ja vorgestern, wie er mal in Geschäften herüber kam, Gott sei Dank keinen Namen genannt: sonst hätte ihm Lichert wohl augenblicklich die Faust an die Zähne gelegt! Man sagte auch nichts, — aber der Knecht fühlte sehr wohl, daß man die Äußerung auf ihn bezog. Silberzeug sollte im Herrenhause abhanden gekommen sein. Lichert hatte mit der Beschließerin etwas zu thun gehabt; da lag's doch nah', — und der widrige Jochen machte auch ganz ein Gesicht darnach, als ob er die nichtswürdige Verleumdung eifrig in Umlauf setzte ...

Zorn, Haß und Schmerz quollen dem armen Burschen bis in die Kehle. Er steckte die Pfeife weg, spuckte dann aus, wie Einer, dem Alles zum Ekel geworden ist, und packte die Zügel.

„Ich will's dem alten Millionenprotz eintränken!" knirschte er durch die Zähne, während die Braunen langsam zu Thal schritten. „Der Inspektor mit seiner elenden Kriecherei — pah, der ist meinem Zorn zu gering! Aber der Herr Kommerzienrat! Der soll an mich denken! O, ich finde schon was, ich finde schon was!"

Es war jetzt nahezu dunkel. Der Park, das Herrenhaus, die Wirtschaftsgebäude — Alles das bildete eine unzerlegbare Masse

Nur der Hauptschlot der Ziegeleien hob sich in scharfer Silhouette vom bleigrauen Himmel ab und schickte vereinzelte Funken empor, die Lichert starren Blickes betrachtete. Einmal quoll eine dichte Feuergarbe heraus, blitzartig aufleuchtend, so daß der Knecht Halt machte und etwas Unverständliches vor sich hin murmelte. Dann ging's weiter, den Stoß-Weg hinunter, an der Steinauer Tränke vorbei, wo das Wasser, in steinerne Rinnen gefaßt, mit leisem Geplätscher zur Tiefe rann. Wie oft hatten die Braunen hier Rast gemacht! Nun war Alles zu Ende!

So kam er heim, stumpf und wie traumverloren. Er brachte die Pferde zum Stall, rieb sie sorgfältig ab und füllte ihnen die Krippen. Hierauf wusch er sich langsam die Hände und schritt dann quer über den Hof nach dem Gesindezimmer, wo sich die Leute jetzt eben zum Nachtmahl setzten.

„Nun, Christian,“ sagte der Jochen, und holte sich eine mächtige Ladung Quark aus der Schüssel, „das wär' ja wohl deine Henkersmahlzeit?“

„Nee!“ rief die Stallmagd Eudoxia, von ihren Dienstgenossen die feiste Doxel genannt, denn sie war dick wie ein Brauer; „morgen das Frühstück hat er noch hier, Jochen! Und dann zahlt ihm doch auch der Inspektor erst morgen den Lohn aus.“

„'S ist ja wahr!“ nickte der Jochen. Er hatte die klobigen Ellbogen breit aufgestützt, hielt in der Linken die abgeschälte Kartoffel, und handhabte mit der Rechten den Löffel. Sehr geschickt türmte er eine Kuppe von Quark auf die Kartoffel, schob den Bissen mit einer Art bäuerischer Feinschmeckerei in den Mund, und schlang ihn breitkauend hinab. Es machte den Eindruck, als wolle er dem bekümmerten Lichert, der nun in's Ungewisse hinauszog, die Vorteile einer gesicherten Stellung recht schroff zu Gemüte führen. Jochen war jetzt im neunten Jahre schon hier, ein tüchtiger Arbeiter, dem Keiner was anhaben konnte, bei dem Inspektor in Gunst, dem Mitgesinde jedoch wenig sympathisch, denn er „petzte“, wie die Stallmagd Eudoxia sich ausdrückte: das heißt, er spielte bei kleinen Unregelmäßigkeiten den Angeber und galt überhaupt für einen Spion, der selbst dem Großknecht hier und da auf die Finger sah. Dem Christian war er besonders abhold, weil der kein Blatt vor den Mund nahm und ihn jüngst bei dem Streite im Roten Krug einen schäbigen Spitzel genannt hatte.

'S ist ja wahr,“ sagte der Jochen zum zweiten Mal, nachdem er den Bissen mit einem Schluck Braunbier vollends hinuntergeschwemmt hatte. „Er muß ja noch abrechnen! Na, ich dachte, er thät's noch heut' Abend!“

„Warum?“ fragte Lichert.

„Mir wenigstens paßte das nicht, nach Allem, was vorgefallen, — und wo doch eigentlich schon mit Feierabend die Zeit abläuft.“

„Unsinn!“ versetzte Lichert. „Du weißt ganz genau, wie's der Brauch ist. Bis Mittag zwölf kann ich bleiben. Aber ich merke, Du suchst hier zu guter Letzt noch Skandal, — aus Freude, daß ich Dir endlich nun Platz mache!“

Der Jochen ließ sich in seiner vermeintlichen Überlegenheit nicht beirren.

„Das red'st Du so hin,“ sprach er, „— und ist kein Verstand und keine Vernunft dabei. Mich scheert's wohl den Henker, ob Du's hier weiter treibst oder nicht! Ich meinte nur so! Brauch ist's wohl, daß man bis Mittag bleibt, aber kein Recht. Wenn ich so übel stünd' mit der Herrschaft wie Du, und so in barem Unfrieden wegging', so wär' ich zu stolz dazu, mir noch ein Obdach schenken zu lassen und eine Mahlzeit!“

„Schwätz' nicht so albern, Du Tropf!“ schrie Christian Lichert, und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß alle Teller und Gläser zusammenklirrten. „Seit mir's denkt, ist's nicht anders gewesen! Mit der Arbeit ist's heute zu End', aber gehn thu' ich erst morgen. Und jetzt sag' noch ein Wort — und ich hau' Dir den Quarklöffel über den Kopf, daß Dir Hören und Sehen vergeht!“

„Glaubst Du, daß ich mich fürcht'? Und was die Löffel betrifft, so thät'st Du gescheidter, nicht allemal zuzulangen, wo Du was greifen kannst!“

„Schäm' Dich, Jochen!“ sagte die feiste Doxel.

Die Züge Licherts hatten sich bei der hämischen Anspielung Jochens plötzlich verzerrt.

„Schuft!“ brüllte er, daß die Stube erdröhnte. „Nun ist's aus mit Dir!“

Er war in die Höhe gefahren, wie ein

verwundetes Raubtier. Die Fäuste vorgestreckt, wollte er über den Tisch hin dem Beleidiger an die Gurgel. Seine Nachbarn jedoch fielen ihm rechtzeitig in den Arm.

„Ruhig, Christian!“ mahnte der Großknecht. „Vergreif' Dich nicht an dem Kerl! Laß' ihn dreist schwatzen und stänkern, bis er genug hat! Wir glauben's ja doch nicht!“

„Hände weg!“ tobte Lichert. „Er soll's widerrufen, der Lumpenhund, oder ich schlag' ihm den Schädel ein!“

„Ich hab' ja gar nichts behauptet!“ stotterte Jochen. „Es wird gar Manches erzählt . . .“

„Heraus mit der Sprache! Was wird erzählt? Gleich gibst Du Antwort! . . . Laßt mich los, in drei Teufels Namen! Ich will dem Tropf da die Zähne ausbrechen!“

„Na, na!“ brummte Jochen beschwichtend. „Was ich weiß, das wissen die Andern auch. Herr Stegemann hat's doch zur Wirtschafterin ganz offen gesagt.“

„Er war im Zorn,“ meinte der Großknecht.

„Ich will's wissen! Hörst Du, Jochen? Silbe für Silbe! Wenn Du die Wahrheit sprichst, soll Dir's vergeben sein, daß Du mir's hier am letzten Abend so vorgeritten!“

„Soll ich die dumme Geschichte noch breit treten?“ knurrte der Jochen. „Hätt' ich doch's Maul gehalten! Aber das kommt davon, weil Du mir immer nicht grün warst und mir kaum Guten Tag bot'st! Da hat mich's gepackt und ich wollte Dir was auf den Weg geben. Daß im Herrenhaus allerlei fehlt, weißt Du. Der Kommerzienrat ist dahinter gekommen, wie er neulich den blauen Saal visirte. Na, und als nun Frau Lorenz ihm sagte, sie begreife das nicht, ohne ihr Wissen komme kein Mensch in das Schloß, da meinte er: ‚So? Der Lichert hat sich doch neulich bis in das obre Geschoß verirrt!‘ . . .“

„Das war der Franziska wegen,“ stammelte Lichert, bebend vor Ingrimm.

„Natürlich!“ fuhr Jochen fort. „Aber Herr Stegemann sagte zur Lorenz, — und der Inspektor hat das gehört —, man könne nicht wissen, ob dein verliebtes Gethue mit der Beschließerin nicht am Ende nur Vorwand sei . . .“

„Vorwand? Wozu?“

„Nun, um bei guter Gelegenheit mal was mitgehn zu heißen. Da meinte die Lorenz: möglich wär's. Und dann haben sie deine Kammer durchsucht . . .“

Es entstand eine tiefe Stille. Christian Lichert saß regungslos vor dem Tisch und blickte auf den gefüllten Teller, den er noch kaum berührt hatte. Der Wind drückte die schlecht eingeklinkte Thür auf, so daß die Hängelampe bis zum Gebälk einen rußigen Schwalch emporschickte.

„Nun?“ frug Lichert mit hohler Stimme.

Der Jochen legte den Kopf auf die Seite. „Gefunden haben sie allerdings Nichts. Aber Herr Stegemann hatte das gleich gedacht . . .“

In diesem Augenblick erscholl von den Stallungen her ein leises Wiehern.

„Das ist der Bläß,“ murmelte Christian hohnerfüllt. — „Der hat mehr Herz im Leib, als Ihr Alle. Der klagt um mich: Ihr aber hört's ruhig mit an, wie ein ehrlicher Kerl beschimpft und besudelt wird, daß kein Hund mehr ein Stück Brot von ihm nimmt!“

Einen Moment lang schien er zu kämpfen, ob er den Jochen da drüben nicht doch zwischen die Arme nehmen und quetschen sollte, bis ihm dem Atem ausginge. Dann plötzlich ward er vollkommen ruhig. Eine bessere Einsicht schien sich ihm aufzudrängen. Die Falte zwischen den buschigen Brauen drückte die zielbewußte, starre Entschlossenheit der Verzweiflung aus. Den Jochen, der jetzt heimlich grinsend wieder zu essen anfing, sah er nicht mehr: nur die lange, hagre Gestalt des reichen Fabrikherrn stand ihm vor Augen, des Mannes, der ihn so tödlich verwundet hatte.

Er sprach kein Wort mehr. Finster und in sich gekehrt würgte er einige Bissen hinunter und trank von dem Kornbranntwein, den die feiste Eudoxia ihm tröstend eingoß.

„Gräm' Dich nicht, Christian,“ sagte sie leise und klopfte ihm mit rührender Gutherzigkeit auf die Schulter. „Du bist, was Du bist, und ein Mensch wie Du findet allweil sein Auskommen.“

„Ja, ja,“ murmelte Lichert zerstreut.

Plötzlich erhob er sich.

„Gute Nacht!“ rief er schwer atmend und ging nach der Thüre, ohne sich umzusehn.

Nun schritt er über den Hof nach dem Pferdestall, nahm die Laterne und sah noch einmal nach Hans und Bläß. Mit großer Behutsamkeit stieg er zu seiner Kammer hinauf, machte sich dort eine Weile zu schaffen, und kam dann, ein mächtiges Bündel unter dem Arm, wieder herunter.

So trat er in's Freie.

2. Kapitel.

Auf weitem Umweg über die Grailsberger Straße wandte sich Christian Lichert nach dem westlichen Parkthor, das während der Wintermonate ständig verschlossen war.

Nirgends zeigte sich eine menschliche Seele.

Er warf den umschnürten Bund über die Mauer, faßte die Eisenstangen des Gitters und kletterte hastig hinüber.

Da jetzt ein Fuhrwerk vernehmlich ward, das näher und näher kam, hielt er sich eine Weile hinter dem Thorpfosten. Die Räder des Leiterwagens knarrten vorüber. Als das Geräusch im Dunkel verhallt war, nahm Lichert sein Bündel vom Boden und schritt leise parkeinwärts in der Richtung des Herrenhauses.

Das Herrenhaus war ein ziemlich moderner Bau, aufgeführt an der Stelle eines uralten, reichsgräflichen Schlosses, das während der Freiheitskriege von den Franzosen zerstört worden war. Es bestand aus einem zweistöckigen Mittelbau, den ein stattlicher Turm schmückte und zwei geräumigen Flügeln. Etwas abseits davon, durch mächtige Baumgruppen und wohlgepflegte Bosketts von dem Schloßhof getrennt, lag das epheu-umrankte Haus des Inspektors, dem der gesamte Grundbesitz Reinhold Stegemanns unterstellt war.

Im Dorfe schlug es halb Neun. Der Inspektor hatte im Eckzimmer Licht; das Herrenhaus schien wie ausgestorben.

Christian Lichert setzte sich auf eine hölzerne Bank, die halb vergessen am Stamm einer Buche lehnte.

Den Kopf etwas zur Seite geneigt, lauschte er, wie der Jäger, der die bedrohliche Nähe des Panthers spürt.

Schritte erschollen auf dem Pflaster des Nebenhofs. Dann kreischte der Pumpenschwengel; man hörte, wie Wasser in ein großes Gefäß strömte. Vermutlich das Dienstmädchen des Inspektors. Nun kam sie zurück. Als sie die Thür öffnete, rief eine Kinderstimme mit großer Lebhaftigkeit: „Anna, Anna!"

Lichert kauerte sich etwas tiefer zusammen. Es war noch zu früh. Es mußte erst still werden beim Inspektor.

Jetzt zuckte ein plötzlicher Strahl auf im Herrenhause. Es trat Jemand in das Balkonzimmer und ging von da zwei Räume hindurch bis zu Herrn Stegemanns Schlafgemach, dessen Fenster geöffnet waren. Ganz deutlich sah man den flackernden Schein auf dem vergoldeten Knauf des Gardinenhalters. Dann fiel ein ruhigeres Licht auf die Gardine selbst. Eine Mädchengestalt war an das Fenster links getreten und hatte die Lampe hinter sich weggesetzt. Die Umrisse der schlanken Figur hoben sich scharf wider die Scheiben ab. Es war die neue Beschließerin, der Ersatz für die weggejagte Franziska, Fräulein Cellarius, eine fatale, hochfrisierte Person, die immer die Unterlippe nach vorn schob und den geschniegelten Kopf mit dem Schildpattkamm und der farbigen Schleife stolz in den Nacken warf.

Lichert war ihr ein paar Mal begegnet: er hatte den Eindruck gehabt, als ob sie ihn heimlich verspotte. Es lag eine aufgetakelte Vornehmheit und Selbstbewußtheit in ihrem Blick, der zu besagen schien: „Falls etwa mich der Herr Inspektor nächstens mit seiner Aufmerksamkeit beglückt, wie ich nicht zweifle, so werd ich gescheidter sein als Franziska. Übrigens, welch ein Geschmack! Dieser Lümmel von Christian, für den selbst die feiste Dorel zu schad wäre!"

Lichert hatte dies gründlich herausgefühlt. Ein lebhafter Widerwille war in ihm aufgekeimt, dem Abscheu verwandt, den manche Personen vor krabbelnden, buntschillernden Käfern empfinden.

Jetzt, wie er das unangenehme Geschöpf da am Fenster erblickte, ward ihm zu Mut, als ob sie ihm all die Unbill verkörpre, die er zu dulden hatte. Eine verteufelte Kröte! Und die that nun hier ganz, als wär sie zu Hause! Lichert begriff nicht mehr, daß Fräulein Cellarius nur die Obliegenheiten ihres Berufs erfüllte, wenn sie die Fenster schloß, Umschau hielt, wieder zurückging und im Balkonzimmer die Jalousien herabließ. Das Alles wurmte ihn tief. Es war, als geschähe es ihm zum Tort, als sei überhaupt dies verschwenderisch ausgestattete Schloß

ein schnöder, bewußter Hohn auf den Trostlosen...

„Ihr sollt mich kennen lernen!" raunte er durch die Zähne. „Ihr sollt mich kennen lernen!"

Er schüttelte sich wie Einer, der friert, und zog die breiten stämmigen Schultern bis zu den Ohren hinauf.

„Wenn's nur glückt! So gar leicht wird die Sache nicht gehn! Die Lorenz verbarrikadiert sich ja wie in Feindesland. Eh'r noch vom Keller aus! ... Freilich, der Keller wird wohl gemauert sein!... Nun, es findet sich schon!... Es muß sich was finden! Ich thu's ihm an, dem verfluchten Schuft, der mich so auf die Straße wirft, und sollt' ich mir erst eine Leiter holen und einsteigen! Das Schlößl hier ist ja sein Steckenpferd; darauf protzt er am meisten und thut sich dicke, wenn die Barone und Grafen herüberkommen und fest schlampampen und ihm dann Komplimente machen. Für heuer mag er sich's nun verkneifen!"

Die Thüre des Mittelbaus öffnete sich. Mit rauhem Gebell stürzte eine gewaltige Dogge ins Freie. Fräulein Cellarius blieb einen Augenblick auf der Schwelle. Sie hielt noch die Lampe.

„Brav, Pluto!" rief sie mit heller Stimme. „Halt gute Wacht da draußen!"

Dann trat sie zurück und schob mühsam den eisernen Riegel vor, während die Dogge mit großen Sätzen über den Hof sprang, eifrig am Boden schnupperte und zuletzt, wie das Rascheln der dürren Blätter verriet, in die Boskette eindrang.

Christian Lichert verzog spöttisch den Mund.

„Alberne Tröpfe! Glauben, der Hund da schützt sie! Ja, vor den Landstreichern, oder den Bauern, die Euch das Holz stehlen! Die Strafe des Himmels aber kann er nicht abwenden! Mir thut er nichts! Er ahnt schon, daß wir beide das nämliche Loos haben: — Mühe bei Wind und Wetter, und dann, zum Lohne, den letzten Fußtritt!"

Nein, Christian fürchtete nicht das prachtvolle Tier, das jetzt mit riesigen Sätzen durch das Gebüsch brach. — Die Dogge kannte ihn ja! — Wie manchmal hatte er ihr das glänzende Fell gestreichelt, wenn er am Parkthor vorüber kam, wo sie den Kopf wider das Gitter preßte! — Gleich von Anfang war Lichert mit ihr vertraut gewesen. — Pluto, der sonst so bissig war, so unnahbar, litt sofort die Berührung. Er las wohl in dem knorrigen Antlitz des Mannes, der sich so gütig zu ihm herniederbog, das echte Wohlwollen, das nur den Wenigsten eignet, die unerlernbare Sympathie mit der wortlosen Kreatur. — Das war ja für Christian Lichert charakteristisch: er verstand sich mit jedem Tiere; — ach, oft besser als mit den Menschen! — „So ein Vieh hat doch auch ein Gemüt —", das war sein ständiges Wort, wenn ihn der Jochen wegen der zärtlichen Sorge für den Bläß und den Hans foppte. Ja, er war fest überzeugt, daß auch die Tiere einmal in den Himmel kämen. „Denn," sagte er — nicht eben logisch, aber aus tiefster Empfindung — „soll so ein Pferd, das sich geduldig einschirren läßt, oder im Krieg seinem Reiter das Leben rettet, unserm allmächtigen Herrgott weniger gelten, als ein Hallunke, der seine Mitmenschen peinigt und schindet und zur Verzweiflung bringt?"

Der Hund schlug jetzt an: im nächsten Moment sprang er auf Christian los. Der starke Petroleumgeruch, der aus dem Bündel aufstieg, hatte der Dogge die Witterung gefälscht, so daß es den Freund nicht erkannte.

Christian packte das Ungetüm und warf es zurück wie ein Schoßhündchen.

„Pluto! Närrischer Kerl!" sagte er flüsternd, und klopfte sich auf den Schenkel. „Na, komm her! Oder nimmst Du Partei für den faulen Millionenprotz, der Dir zu fressen gibt?"

Das Tier duckte sich wie beschämt. Schweifwedelnd kroch es heran und leckte dem alten Kameraden die Hand.

„So ist's recht! Du gibst mir den Abschiedskuß! Auch hier ist also doch einer, dem's leid thut! Nicht wahr, wenn Du mir helfen könnt'st?"

Voll tiefer Rührung erhob er sich:

„Da, geh' her! Leg' Dich hier auf die Bank! So! Und nun bleibst Du still, ganz still!"

Pluto legte sich langwegs hin und schmiegte den Kopf wider die Vorderpfoten, als wolle er einschlafen.

„Wart'!" sagte der Knecht.

Er nahm einen Strick aus der Tasche, zog ihn dem Hund durch den Halsband-

ring und knüpfte das andere Ende fest an den Buchenstamm. — So war's doch sicherer!

Nun trat er vor und lugte verhaltenen Atems durch das Gebüsch.

Das Licht im Inspektorhause war längst erloschen; man ging hier zeitig zu Bett. Übrigens mußte es jetzt beinahe zehn sein.

Das Bündel unter dem Arm, schlich Christian leise dem Schloßhof zu und machte spähend die Runde um's Herrenhaus. — Den Flügel rechts ließ er ganz außer Acht. Er wußte: hier schliefen die Oberwirtschafterin und die Beschließerin. Um so eifriger untersuchte er den Flügel links, wo die Umfassungsmauer ihn vollständig deckte.

Aus der Wammstasche nahm er ein Stückchen Talglicht hervor, steckte es an und leuchtete dann mit fiebrischer Neugier in die vergitterten Kellerfenster.

Zunächst war da wenig zu sehen. Die beiden Fenster gehörten zum Weinkeller. Hier lag wohl etwas Stroh: aber die Mauern starrten so kahl und massiv, daß sich auch die lebendigste Flamme nicht ausbreiten konnte.

Der zweite Raum und der dritte glichen dem ersten auf's Haar.

Der vierte jedoch . . . ! Etwas so Günstiges hätte sich Christian nicht träumen lassen. Das war, strenggenommen, kein Keller, sondern ein unterirdisches Zimmer mit flacher Decke . . . Die Fensterflügel hinter den Gitter waren geöffnet. Richtig — nun entsann er sich ja! Er stand vor dem Souterrain eines erst kürzlich errichteten Anbau's: drei Geschosse mit einer Holzveranda; nach der Meinung des Herrn Kommerzienrats etwas sehr Stilvolles, Originelles; eine Verunstaltung, wie die Kenner behaupteten.

Als Lichert vorquellenden Auges in dies unterirdische Zimmer hineinstarrte, zuckte es jäh und wild über sein Antlitz. Da drunten befand sich eine erdrückende Masse von Brettern und Latten, — bemalte Leinwand, Vorhänge, Flitterkostüme und ähnliche Dinge, die leicht auflodern. Herr Stegemann verwahrte hier vorläufig die Kulissen und Requisiten für sein demnächst zu eröffnendes Liebhabertheater. Christian hatte davon gehört. Sie wollten Komödie spielen, die vornehmen Herrschaften; denn das Jagen, Tanzen und Ausfahren kriegten sie schließlich satt, das war ja begreiflich.

Der Knecht stellte die Kerze, die ihm schon zweimal ausgegangen war, dicht an's Gemäuer und schob einen Stein davor. Dann löste er die Schnur seines Bündels, nahm das petroleumgetränkte Heu heraus und zwängte es, in vier Teile zerlegt, zwischen die Gitterstäbe, so daß es dort haften blieb. Hiernach hob er die Kerze vom Boden, steckte die Heupäckchen der Reihe nach an, und stieß sie energisch hinab, unbekümmert daß er sein Wamms versengte und sich die Knöchel verbrannte. Zuletzt warf er die Sackleinwand und den Talgstummel nach.

Da drunten erhob sich sofort ein helles Geprassel. Christian sah noch, wie die Flammen an dem Brettergerüste empor leckten, das im Hintergrunde bis an die Decke reichte. Dann schlug ein dichtquellender milchglasfarbiger Schwalch durch die Luken und rollte sich in Gestalt vorweltlicher Ungeheuer, bald zerfetzt, bald klumpig und wolkenhaft, an den Mauern empor.

Lichert stand einen Augenblick wie betäubt. So rasch und gewaltig hatte er sich die Wirkung nicht vorgestellt.

Nun riß er sich los. Auf dem nämlichen Wege, den er gekommen war, eilte er nach der Stelle zurück, wo Pluto noch still und geduldig auf seiner Bank lag.

Als Lichert die Schlinge aus dem Halsband herausziehen wollte, fiel ihm bei, der Hund würde zu frühzeitig Lärm schlagen, So nahm er ihn mit bis an das Parkthor, wo er ihn abermals festlegte.

„Ruhig! Ganz ruhig!“ sprach er halb liebkosend, halb gebieterisch.

Dann stieg er hinüber.

Wie er die eisernen Stäbe umklammerte, merkte er, daß ihn die Hand schmerzte; auch roch sie verräterisch nach Petroleum, ebenso wie sein Wamms.

Eine plötzliche Angst überkam ihn.

„Himmel und Hölle, das hab' ich dumm gemacht — strohdumm!“ knirschte er durch die Zähne. „Nun heißt's ausreißen — oder sie packen mich noch vor Tag!“

Jetzt erst erkannte er, daß er in seiner wütigen Rachsucht kaum an das Nächste gedacht hatte. In's Gehöft konnte er nicht zurück; bis er da ankam, würden die Leute schon alarmiert sein; denn der Brand griff mit furchtbarer Geschwindigkeit um sich. Nichts hatte der rasende Mensch vorgesehn,

was die Spuren der Thäterschaft hätte vertilgen können. Nur das eine verwerfliche Ziel vor Augen, war er drauf losgestürzt, ohne zu fühlen, daß er von vornherein so gut wie entdeckt war.

3. Kapitel.

Christian Lichert rannte wohl zehn Minuten lang querfeldein wie von Sinnen.

Er kam an ein Bauernhaus. Vor der Thür floß ein Brunnen. Hier kühlte er seine schmerzende Hand und wusch sich die Jacke. Der Petroleumgeruch aber wollte nicht weichen. Das ging nur mit Seife weg. Aber woher die nehmen?

Wenn er hier in das Haus trat — — —? Die Küche war noch erleuchtet; ein altes Mütterchen wusch da bei einer rußenden Thranlampe. Er konnte ja sagen: „Ich komme von Langsdorf und bin auf dem Feldweg gestürzt.“ Die Frau kannte ihn nicht: die Gegend hier gehörte nicht mehr zum Gut, und wenn es Feiertag war, zog's ihn ja immer nur in sein Heimatsdorf.

Er wühlte die Hände tief in den Ackergrund, schmierte sich auch das Wamms voll Erde und pochte dann hoffnungsfroh an die Scheiben.

„Herr Jesus!“ rief die Alte am Waschtrog.

„Keine Angst, liebe Frau! Laßt mich ein! Ich bin hier gestürzt und hab' mir die Knöchel zerschunden. Gebt mir Wasser und Seife, — ich zahl's Euch!“

„Gott soll mich behüten!“ kreischte die Bäuerin. „Philipp, wach' auf! . . . Nimm dein Gewehr, Philipp! . . . Räuber und Mörder!“

Lange bevor es im Nebenzimmer nun laut ward, hatte schon Christian Lichert das Weite gesucht. Abermals rannte er zehn Minuten lang blind vor sich hin, stolperte wirklich und verstauchte sich heftig den Fuß.

Nun machte er Halt. Seine Brust keuchte; von der Stirne troff ihm der kalte Schweiß. Er lehnte sich wider den Stamm eines Kirschbaums und starrte hinüber nach dem Schauplatz seines Verbrechens. Der neue Anbau flammte schon hell auf. Jetzt röteten sich die Fenster auch weiter rechts, — und himmelan sauste die Lohe von allen Seiten. Fast in dem nämlichen Augenblick rührten sich in den benachbarten Dörfern die Sturmglocken, dumpf, schauerlich, wie ein heulender Klageruf wider den Frevler; erst die Glocken von Kronheim, die ihn bisher, — ach, mit wie andrer Stimme! — zur Kirche gerufen; dann, aus weiterer Ferne, die Glocken von Langsdorf und Grailsberg.

Lichert stand regungslos. Nur seine Lippen zuckten vor unsäglicher Pein. Und dann ward aus dem lautlosen Zucken ein vernehmliches Wort, das er langsam und wie geistesabwesend vor sich hin sagte:

„Brandstifter!“

Er wiederholte die schrecklichen Silben, — und sie klangen ihm wie etwas Fremdes, noch nie Gehörtes! Er war ein Brandstifter — und die Brandstifter kamen in's Zuchthaus!

Gell aufschreiend warf er sich in die Knie.

„Allbarmherziger Gott, was hab' ich gethan, was hab' ich gethan! Aber der Jochen ist schuld, beim Tode Christi, einzig der Jochen! Der hat mich gequält, bis mir die Galle zu Gift ward! O Du allmächtiger Vater im Himmel, ich bin ja verloren! Wo soll ich hin —? Und man sieht's mir auch an; ich hab' ja nicht lügen gelernt! Sie fassen mich — sie sperren mich ein — zeitlebens!“

Er sank nach vorn über und barg sein Gesicht in dem thaufeuchten Erdgrund.

Ein Klirren und Rasseln schreckte ihn auf.

Über den nahen Feldweg kam die Feuerspritze der Langsdorfer. Die stämmigen Gäule sausten in vollem Galopp. Einer von der Bemannung hielt eine Fackel, die ihr schwankendes Licht auf zehn oder zwölf jugendstarke Gestalten warf.

Lichert erhob die Arme als wollte er sagen: „Nehmt mich mit!“

Er fühlte sich elend über die Maßen!

Früher — o Gott! Bei jedem Anlaß, wo es zwei kräftige Fäuste galt, war er der Erste gewesen. Nichts schien ihm zu schwer und zu mühsam. Damals bei der entsetzlichen Wassersnot — wie freudig war er mit beigesprungen! Er besaß ja sogar die Medaille „Für Rettung von Menschenleben“ — — Und jetzt? Nun kauerte er, ein Geächteter, abseits; nun war er die Ursache all des Getümmels und Aufruhrs, er, der feige, erbärmliche Bube, der sich nicht scheute, hinterrücks das Eigentum seines Brodherrn in Brand zu stecken!

Wie unbedeutend erschien ihm jetzt Alles, was ihn vor Kurzem noch so empört hatte: die schroffe Entlassung, der Hohn Jochens, ja selbst der Verdacht der Unredlichkeit, in dem er gestanden! Was konnte ihn der bloße Verdacht kränken, wenn er ein reines Gewissen hatte? Jetzt aber war es kein bloßer Verdacht, was ihn zu Boden drückte, sondern die Last einer unabwendbaren Wirklichkeit, eines Verbrechens, das ihm das Leben für allezeit aus den Fugen renkte!

Gott, o Gott, wenn es am Ende doch nicht herauskäme! Christian Lichert wollte ja Alles thun, um seine Missethat wieder gut zu machen! Den Schaden freilich konnte er nicht ersetzen; aber das war auch das Wenigste. Der sechsfache Millionär würde das Herrenhaus wohl verschmerzen, — und er war wohl versichert, und die Gesellschaften hatten ja Geld wie Heu! — Nein, mehr innerlich, meinte der Lichert. Aber wie? Vielleicht wenn er löschen half? Wenn er sich selbst in Gefahr brachte, um Das oder Dies aus dem brennenden Schlosse herauszuholen?

Er raffte sich auf. Die Schmerzen verbeißend, die sein stark anschwellender Fuß ihm verursachte, schlug er den Weg nach der Brandstätte ein.

Von Weitem schon hörte er den verworrenen Lärm, der solche Elementar-Katastrophen kennzeichnet. Das ganze Gutspersonal war auf den Beinen. Aus Kronheim strömten noch immer neue Scharen von Bauern und Fabrikarbeitern herzu. Die Langsdorfer Spritze hatte bereits ihr Werk begonnen; die Lösch-Eimer flogen von Hand zu Hand; der armsdicke Wasserstrahl bohrte sich zischend in die gefräßige Glut, die gleichwohl ungestüm überhand nahm.

Verstört, atemlos, über und über mit Ackererde besudelt, trat Christian Lichert durch das breitgeöffnete Hauptthor. Blödsinnig lächelnd, um seine Angst zu bemänteln, hinkte er auf den Schloßhof.

„Da ist er!“ schrie eine dröhnende Stimme.

Jochen, sein Todfeind, packte ihn bei den Schultern. Eh' er noch zur Besinnung kam, sah Christian sich von allen Seiten umringt.

„Mordbrenner!“ brüllten die Bauernburschen. „Hast noch die Frechheit, mit zuschau'n zu wollen? Hat sie Dir je was gethan, Du Schuft? So ein frisch-junges Blut — und nur, weil sie's nicht trieb wie die Andre, die sich dem Kerl an den Hals warf!“

Lichert war so vollständig niedergedonnert, daß er sich gar nicht zur Wehr setzte. Seinem schlichten Verstande schien es unfaßbar, daß man sofort bei seinem Erscheinen ihn als den Thäter bezeichnete. Er überblickte nicht gleich den Zusammenhang, der doch so einfach war. Als das Gehöft durch die Sturmglocken alarmiert wurde, hatte nur er unter den Knechten gefehlt. Das allein schon genügte. Dann war der laut heulende Pluto am Parkthor entdeckt worden, — Pluto, an den sich keiner herangetraute, als Lichert. Und nun kam dieser Lichert in einem Zustand, der jeden Zweifel erstickte, von Angst zerfoltert, stier, seiner Sprache nicht mächtig, das Urbild eines verzweifelten Sünders. Nur die eine Frage noch blieb vielleicht in der Schwebe: was ihn hierher geführt? Alles Übrige war so klar wie die Sonne.

„Christian, Christian,“ schluchzte die feiste Doxel, „das hätt' ich Dir wahrlich nicht zugetraut!“

Er sah und hörte nichts mehr.

Der Gensdarm, der mit der Langsdorfer Spritze herübergekommen war, band ihm die Hände und führte ihn abseits.

„Hier — hingesetzt!“ schnob er ihn an. „Und nicht gerührt! Sie wären, bei Gott, nicht der Erste, den ich beim Durchbrennen über den Haufen schösse!“

Der Gensdarm wollte noch abwarten, ob seine Gegenwart sonst nicht von Nöten sei.

Christian kaute wie stumpfsinnig an der Lippe. In seinem Gehirn war Alles wirr durcheinander geschüttelt. Eins nur tauchte jetzt auf, wie eine gurgelnde Blase . . . Was, was hatten die Kerle gebrüllt, als sie ihn Mordbrenner nannten? „Hat sie Dir je was gethan?“ — Wer denn? Sein Verbrechen galt doch dem Stegemann! „So ein frischjunges Blut . . .!“ Himmel und Hölle! Wär's möglich . . .?

Da mit einem Mal ging eine sonderbare Bewegung durch die vielköpfige Masse, ein Brausen und Schwirren, mit jähen Rufen des Zornes, des Mitleids und des Grausens gemischt.

Zwei von den Kronheimern, die verwegensten Burschen des Dorfes, zeigten sich

an einem der Bogenfenster zwischen rotschwehlenden Rauchwolken. Der Eine trug einen weiblichen Körper, der ihm schlaff und willenlos über der Schulter hing, während der Andre sich mit Ungestüm hinaus auf die Leiter schwang. So brachten die beiden Wackeren, die selbst beinah' erstickt und verbrannt wären, das Mädchen in Sicherheit.

Fräulein Cellarius — die stolze, schlanke Blondine, ‚die immer den Kopf so im Nacken trug' — bot einen schrecklichen Anblick. Einer der Burschen hatte ihr seinen Kittel um Brust und Hüfte gelegt; das Nachthemd, zur Hälfte verkohlt, wehte in Fetzen um ihre Kniee. Sie war bewußtlos.

„So ein elender Schuft!" brüllte Jochen und ballte die Faust gegen Christian. Da, sieh her, was Du da angerichtet! Man sollte den Kerl gleich in Stücke hauen!"

„Mordbrenner!" schrie es vielhundertstimmig.

Es bedurfte der ganzen Autorität des Gensdarmen, um die andrängenden Rächer der unglücklichen Beschließerin im Zaume zu halten.

„Rührt ihn nicht an!" rief er mit barscher Kommandostimme. Der gehört dem Gesetz! Himmelkreuzdonnerwetter, ich sag's euch doch! Wer nicht pariert, den nehm' ich in Haft!"

Bei diesen Worten hob er mit großer Entschlossenheit das Gewehr.

Lichert hatte dem Ansturm der Gegner gleichgültig Stand gehalten. Sein Antlitz war fahl und verzerrt; die Lippen bläulich. Während der ersten Minuten rang er umsonst nach einem Wort der Verteidigung. Endlich scholl es wie der verhaltne Schrei eines Träumenden:

„Ich hab's nicht gewußt, ich hab's nicht gewußt!"

„Was wollen Sie nicht gewußt haben?" frug der Gensdarm.

„Beim Blute Christi, ich hab's nicht gewußt!" wiederholte der Knecht schlotternd. „Ich dachte, die Frauenspersonen schliefen im andern Flügel!"

„Das lügt er!" versetzte der Jochen. „Ich hab's ihm ja selber gesagt, — vorige Woche! — ‚Du', hab' ich gesagt, ‚die Lorenz und die Beschließerin müssen ihr Nest räumen, weil der Herr die zwei Stuben für sein Theater braucht. Da wird allerlei umgekrempelt; die Maurer sind schon bestellt und die Zimmerleute.' — Nein, das ist Schwindel! Ganz expreß hat er's gethan, und aus Wut, denn er war der Beschließerin gram, weil sie nicht so vergnügt mit sich umspringen ließ, wie die vorige!"

Lichert war fassungslos.

Kaum vernehmlich stöhnte er vor sich hin: „Glaubt ihm nicht! Er will mich ins Unglück stürzen!"

Die beiden Kronheimer hatten das schrecklich entstellte Mädchen vorsichtig auf ein paar Pferdedecken gelegt. Frau Lorenz, die dem Schicksal der armen Beschließerin gerade nur knapp entgangen war, kniete der Unglücklichen händeringend zur Seite.

Jetzt in der Kühle der Nachtluft wich die Betäubung. Fräulein Cellarius schlug mit dem Ausdruck wilden Entsetzens die Augen auf. Wimmernd bat sie um Wasser. Man flößte ihr einige Tropfen zwischen die Lippen. Nun holte sie tief Atem, — und stieß dann Laute des Schmerzes und der Verzweiflung aus, die Allen durch Mark und Bein gingen. Sie wand und sie wälzte sich, als wäre die Decke, auf der sie lag, von glühendem Erz. Ihr Anblick war herzzerreißend.

Licherts Zähne klapperten wie im heftigsten Schüttelfrost.

„Führt mich hinweg!" brüllte er aufspringend. „Ich kann's nicht ertragen! Fort will ich, — fort — ins Zuchthaus, wo ich von Rechtswegen hingehöre! Sie, Gensdarm, was lassen Sie mich hier stehn? Fort will ich, — in dieser Minute noch!"

„Sie werden sich wohl gedulden!" sagte der Landgensdarm im Hochgefühl seiner Würde. „Das Zuchthaus kriegt Sie noch früh genug — und vielleicht für immer!"

„Ja wohl," meinte der Jochen, der mit den Strafbestimmungen äußerst vertraut schien; „wenn das Mädchen da stirbt, so gehst Du auf Lebenszeit! Ich hab's allweil gesagt, und es bleibt eine ächte und ehrliche Bauernregel: ‚Reifes Korn und reife Spitzbuben . . .' Na, Du kennst ja das Sprüchel."

„O Du, Jochen, wär'st nun der Letzte, der so reden braucht'!" höhnte die feiste Dorel.

„Schaf, dummes! Geht's Dich was an? Hör'n Sie doch, Herr Gensdarm, die will sich hier aufspielen! Grad' als thät's ihr noch leid um den Buben da! Bist ja von lang her ihm grün! Hast ihm heut Abend noch zugesprochen, eh' er davon ging!

Nun, die Herren vom hohen Gericht interessiert's vielleicht, was ihr geschwatzt habt."

„Kommst Du mir so, Lump?" sagte die Stallmagd. „Mich, mich willst noch verdächtigen? Bist ja immer ein schäbiger Hund und Spion gewesen; jetzt aber hat's halt geschellt!"

Sie stürzte zornsprühend auf ihn los. Man kannte die sonst so milde Eudoxia nicht wieder. Ein zermalmender Faustschlag hätte das Antlitz Jochens getroffen, wäre nicht der Gensdarm rechtzeitig mit dem Kolben seines Gewehrs zwischen das zürnende Mädchen und ihr verblüfftes Opfer getreten.

„Ruhe!" gebot er mit fester Stimme. „Wenn Sie Skandal machen, schlepp' ich Sie mit nach der Stadt! So ein rabiates Weibsbild! Will sich hier prügeln, als wär' ich Luft."

„Weil der Jochen mich anschwärzt!" sagte die Stallmagd. „Und dann, wie jämmerlich, Herr Gensdarm, einen Menschen, der doch im Unglück ist und sich nicht wehren kann, so mit Schmutz zu bewerfen! Wenn's der Lichert doch nicht gewußt hat, daß sie dort schläft ..."

„Na ja, sie verteidigt ihn!" knirschte der Jochen. „Meinetwegen! Ich sag' nichts mehr! Aber daß er's gewußt hat, das will ich beschwören!"

Lichert warf ihm einen verzweifelten Blick des Hasses zu.

„Könnt' ich Dir an die Gurgel!" keuchte er zähnefletschend. „Dich, Hund, möchte ich wohl bei lebendigem Leibe verkohlen sehn!"

„Da hört Ihr's!" rief Jochen siegesbewußt. „Nun hilft kein Leugnen mehr! Das hat ihn geliefert!"

Man hatte das schwerverwundete Mädchen, das fortwährend jammerte, unterdeß nach dem Haus des Inspektors gebracht. Die ganze linke Seite war schrecklich verbrannt; selbst das Gesicht trug erhebliche Spuren, wenn auch der erste entsetzliche Eindruck sich abschwächte, nachdem man ihr das verkohlte Haar aus der Stirne gestrichen.

Während Frau Lorenz und die Magd des Inspektors sich gemeinschaftlich mühten, der armen Dulderin einige Linderung zu schaffen, sank sie drei- oder viermal in Ohnmacht.

Gegen ein Uhr kam der Langsdorfer Arzt, der die Patientin sorgfältig untersuchte. Die Brandwunden waren — abgesehn von zwei Stellen über der Hüfte — nicht sondertich tief. Der große Umfang jedoch der Hautpartieen, die völlig zerstört waren, ließen die Sache bedenklich erscheinen.

„Ich fürchte das Schlimmste," sagte der Arzt zum Inspektor. „Auf jeden Fall muß sie fort; nach Strehlberg ins Krankenhaus. Nur dort findet sie die geeignete Pflege. Drei Wochen lang unter Wasser, — dann ist's ja möglich, daß sie davon kömmt."

Nun gab er die Anweisungen für den Transport.

„Nehmen Sie ihren größten Heuwagen, Herr Inspektor, und hängen Sie da mit Ketten freischwebend eine Matraze fest. Darauf betten Sie die Patientin so weich wie möglich, aber nicht gar zu warm. Erst eine Lage ölgetränkter Watte über den Körper, dann ein paar Leintücher; zuletzt eine Wolldecke. Wasser, Fruchtsäfte, Wein lassen Sie beipacken; etwas kalte Milch für den Notfall. Ihren tüchtigsten Reiter schicken Sie vor. Ich geb' ihm ein paar Zeilen mit an die Krankenhaus-Direktion. So findet man bei der Ankunft Alles in Ordnung. Jede Stunde ist hier von Wert!"

Das Feuer hatte inzwischen mit großer Stetigkeit um sich gegriffen. Die beiden Spritzen erwiesen sich machtlos. Die Flammen bedrohten jetzt auch den Mittelbau.

Immer noch stand Lichert bewegungslos bei dem Gensdarmen und folgte verglasten Blickes dem Fortschreiten der Zerstörung, die sein Werk war.

Wie jetzt der Arzt sich entfernte, ging ein sonderbares Gemurmel hinter ihm drein.

„Die Beschließerin . . ." glaubte Christian zu hören. „Sie kommt nicht wieder auf . . ."

Und gleich darnach hieß es mit großer Bestimmtheit:

„Sie ist eben gestorben. Die Leiche wird nach Strehlberg gebracht zu der Mutter . . ."

Der Wind hatte sich jetzt gedreht. Ein heulender Stoß fuhr in die Flamme und goß einen Funkenregen über die Löschmannschaften, der Alles für Augenblicke zu lähmen schien.

Der Inspektor trat auf den Hof. Beim Anblick der immer wachsenden Feuersbrunst senkte er wie verzweifelt das Haupt.

„Ist's wahr," fragte Lichert, zaghaft wie Einer, der sein letztes Urteil erwartet, „ist sie — — — tot?"

Der Inspektor kehrte sich ab. Dann erteilte er seine Befehle betreffs der Rüstung des Leiterwagens. Jochen sollte kutschieren. Vier Kronheimer erboten sich freiwillig zur Geleitschaft.

„Das ist schön von Euch," sagte Frau Lorenz. „Aber vorsichtig, hört Ihr? Nicht zu schnell in der Finsternis! Und vor Allem: redet mir nichts, was sie aufregen könnte!"

„Also sie lebt?" rief Christian Lichert mit Jochen zugleich.

„Ja, vorläufig!" wandte sich die Wirtschafterin zu Jochen. „Wie lang es noch währt — das freilich steht nicht geschrieben. Der Doktor gibt uns nur wenig Hoffnung. Aber wir wollen doch unsre Schuldigkeit thun bis zuletzt!"

„Dann lassen Sie ja nicht den Jochen kutschieren!" rief Christian so gell und so laut, daß es den Lärm auf der Brandstätte weit übertönte. „Der ist im stande und wirft sie um! Der will mich zu Grunde richten!"

„Ob der Kerl wohl das Maul hält?" brüllte der Landgensdarm, und hob wie drohend den Karabiner. „So Einer denkt natürlich in seiner Gemeinheit, alle Welt ist so schuftig wie er!"

Dann zum Inspektor:

„Wär's vielleicht einzurichten, so möcht' ich den Arrestanten gleich mit auf den Wagen packen. In Strehlberg ist das Gefängnis, wo ich ihn abliefern muß, und eh' ich erst wieder nach Langsdorf laufe . . ."

„Ganz wie Sie wollen. Platz ist ja vollauf da. Nur daß mir der Mensch nicht Skandal macht!"

„Dafür sorge ich schon, Herr Inspektor. Und ich danke auch bestens!"

„Können wir nicht zu Fuß gehn?" fragte der Knecht mürrisch.

„Aha!" rief der Gensdarm. „Nun packt ihn ja doch wohl der Schauder, so gemeinschaftlich mit dem elenden Opfer hinauszufahren! Aber das hilft nichts! Wird schon noch besser kommen, wenn er erst einmal in der Zelle hockt."

Kurz vor zwei, als eben die Strehlberger Spritzen kräftig mit eingriffen und augenscheinlich dem Brande den Weg verlegten, rollte der Leiterwagen, mit zwei großen Laternen versehen, langsam über die Vicinalstraße, — in der Mitte das schwebende Krankenbett, vorn der triumphierende Jochen mit den vier Kronheimern, hinten der Landgensdarm und sein Gefangener.

Christian Lichert saß quer, mit dem Rücken wider die rechte Leiter; der Vorsicht halber hatte man ihm auch die Füße mit Stricken verschnürt und eine Kette um seinen Leib gezogen, die ihn fest an den Wagen schloß.

Der Gensdarm, das Gewehr in der Hand, kauerte links, und warf zuweilen einen prüfenden Blick auf die derbe Gestalt, die keinen Laut von sich gab. Dem kolossalen Burschen da war nicht zu trauen. Er sah ganz darnach aus, als könne er mit einem einzigen Ruck seine Fesseln zersprengen, wenn er nur wollte.

Christian Lichert aber wollte nichts mehr. Im Anfang hatte er mit verzweifelter Aufmerksamkeit dem leisen Wimmern des verwundeten Mädchens gelauscht, immer von der entsetzlichen Angst gepeinigt, das Wimmern möchte mit einem Mal und für immer verstummen.

Dann stellte er, halbträumend, seine Betrachtung darüber an, wie schnell doch die Dinge im Leben sich ändern. Vor wenigen Stunden noch hatte er die „Hochnäsige", die den Schildpattkamm so keck auf der flotten Frisur trug, am Fenster des schlafenden Herrenhauses erblickt, — schlank, frisch und gesund; er selber war frei gewesen; er hätte die schreckliche That noch zurückdämmen, er hätte ruhig in seine Kammer klettern und einschlafen können: und jetzt lag dies blühende Mädchen halbverkohlt ihm zu Häupten; das Haar und der Kamm und die Keckheit waren hinweggeflackert, — und er selber hätte doch mit ihr tauschen mögen!

Nach und nach überkam ihn die vollkommenste Gleichgültigkeit.

Mochten sie mit ihm anfangen, was sie wollten: es war ja nun doch Alles verspielt, und die einzige Lösung, die er noch wünschen konnte, der Tod. —

4. Kapitel.

Vor dem Justizpalast in der Weylbrunner Straße brannten bereits die Laternen, als ein vornehmer junger Mann von beiläufig dreißig Jahren im eleganten Herbstpaletot auf der Freitreppe erschien, sich gähnend die Handschuhe zuknöpfte und langsam die Stufen hinabschritt.

Er blieb einen Augenblick stehn, wandte

sich dann nach rechts, und schlenderte über den menschenbelebten Asphalt nach dem Friedrichsplatz.

Dort angelangt, ging er vor den erleuchteten Scheiben des „Café Reichskanzler“ auf und ab, schaute zum Himmel empor, wo die Kugel des Jupiter gelb im Azur schwamm, blickte zur Abwechslung einigen Damen, die ihm begegneten, kühl und keck unter den Hut, pfiff halblaut ein paar übermütige Takte aus Millöckers neuester Operette, und öffnete schließlich die breite Glasthür, um einzutreten.

Es war im Oktober. Die Uhr am Büffet zeigt drei Viertel auf sieben.

Der junge Mann ließ sich vor einem der schwarzen Marmortische unweit des Fensters nieder und bestellte sich einen Alasch. Dann hob er den Klemmer und musterte etwas impertinent die beiden Conditormädchen, die hinter den Kuchentellern und Praliné's-Glocken beschäftigt waren.

Plötzlich erhob er sich, kam auf die Hübschere links zu, grüßte mit einer flüchtigen Kopfbewegung und sagte dann lächelnd:

„Seh' ich denn recht . . .? Fräulein Franziska . . .?“

Das Mädchen wußte nicht gleich, ob sie ihn unhöflich oder artig behandeln sollte. Der Herr mit dem Klemmer war ja der Sohn des Mannes, der sie im vorigen März auf Anstachelung des wutentbrannten Inspektors Kolb so schnöde entlassen hatte! Mehr noch: Herr Stegemann junior — Ottfried Stegemann — kannte den Sachverhalt sehr genau. Heute, bei der Gerichtsverhandlung wider den Brandstifter, wo sie als Zeugin auftrat, hatte Herr Ottfried sie ebenso durch den Klemmer betrachtet, wie jetzt, — und eben so spöttisch dabei gelächelt, so unausstehlich, daß sie ihn hätte ohrfeigen mögen. „Mein verehrter Papa“ — so ließ der fatale Zug um die Lippen Ottfried's sich auslegen — sollte doch in der Wahl seiner Beschließerinnen etwas bedächtiger sein! Ach, und der dumme, vertrauensselige Kolb! Ich für mein Teil hätte der Kleinen da mit der hübschen Stumpfnase auf hundert Meter schon angesehn, daß sie Dummheiten macht . . .“

Sie zögerte. Die langbewimperten Augen senkten sich auf den Busen, wo ein Veilchenstrauß, zwei La-France-Rosen und ein Maiblumenstengel, — Geschenke unbekannter Verehrer — prangten. Endlich gab sie zur Antwort:

„Ja, seit dem Ersten bin ich hier engagirt.“

„So!“ versetzte der junge Mann, durch ihre Befangenheit höchlich ergötzt. „Das ist ja nett! Freut mich, daß Sie so rasch was gefunden haben!“

Nun sah sie auf.

„Was glauben Sie denn?“ lispelte sie beleidigt. „Das ist seit damals die dritte Stelle! Ein Mädchen wie ich braucht nicht lange herumzusuchen. Ich versteh' mich auf Alles.

„Die dritte Stelle? Ein bischen viel . . .“

„Oh, ich bin nicht so flatterhaft, wie Sie meinen! Aber gleich kömmt man doch in den großen Café's nicht an, wenn man die Branche nicht kennt! Jeder macht seine Schule durch . . .“

„Mag schon sein,“ nickte der junge Mann und beugte sich prüfend über die große Punschtorte, deren schwarz-weiß-rot getäfelter Guß an den Marmorboden italienischer Kirchen erinnerte.

Dann sagte er ganz ohne Übergang:

„Sie haben sich heute ja ganz gehörig in's Zeug gelegt für den Angeklagten! Was? Wol ein bischen Gereiztheit gegen Papa und Herrn Kolb?“

„Ich muß doch bitten,“ versetzte Franziska stolz. „Ihr Herr Vater hat sich ja allerdings vom Inspektor, — wie soll ich mich ausdrücken — recht unnötig wider mich aufhetzen lassen . . . Aber bei Licht betrachtet — was hab' ich denn eingebüßt? Denken Sie etwa, der Aufenthalt in dem einsamen Schloß, wo man im Sommer sich abschanzte und im Winter verbauerte, sei so verlockend gewesen? Ich und gereizt! Nein, der Christian hat mich gedauert, recht in die Seele hinein, — und so hab' ich die Wahrheit gesagt! Nur die Wahrheit, Herr Stegemann! Auch der Großknecht und die Dorel haben's ihm ja bezeugt, daß er ein stiller und fleißiger Mensch war und Keinem zu nahe trat . . .“

„Sie ausgenommen!“ flüsterte Ottfried. „Ihnen muß er, nach Allem was vorliegt, ganz außerordentlich nahe getreten sein.“

„Lassen Sie doch die dumme Geschichte!“ bat sie verstimmt.

Die Erinnerung, daß ein Bauernknecht, und dazu noch ein Brandstifter, ihrer Huld sich erfreut hatte, war ihr jetzt, in dem

neuen glänzenden Wirkungskreise, der sich ihr aufgethan, äußerst fatal.

„Ja, ja, Fräulein Franziska! Es gibt kein Glück, das ohne Reu'! Jetzt möchten Sie Ihren ehemaligen Christian verleugnen!"

„Da hört doch Alles auf! Ich muß Sie dringend ersuchen . . ."

Sie unterbrach sich, da sie bemerkte, daß einer der Kellner auf das Gespräch hinhorchte.

„Mit was kann ich dem Herrn dienen?" sagte sie laut. „Punschtorte? Obstkuchen?"

„Bravo!" murmelte Stegemann. „Die Punschtorte sieht ja verlockend aus — und wie köstlich Sie die Naive spielen! Weßhalb gehen Sie nicht zum Theater? Soll ich Sie ausbilden lassen?"

„O, Sie verkennen mich! Aber was ich fragen wollte: Wie ist's denn ausgegangen? Ich meine: wie viel hat er gekriegt?"

In diesem Augenblick ging die Thüre. Ein wohlgewachsener junger Mann von sehr sympathischen Zügen, etwas jünger als Ottfried, trat in das Kaffehaus.

Stegemann kehrte sich um.

„Ah, da sind Sie schon!" sagte er liebenswürdig, und eilte dem Freunde, mit dem er sich hier ein Stelldichein gab, lebhaft entgegen.

„Ich störe Sie wohl?" fragte Hellmuth Gyskra mit einem Blick auf die junge Dame hinter den Kuchenschüsseln.

„Im Gegenteil. Die Situation ist nicht, was sie scheint."

„Sondern . . .?"

„Die vollendete Harmlosigkeit. Das hochbusige Mägdlein da drüben hinter den Tortenschüsseln ist eine Zeugin aus dem heutigen Criminalproceß, Fräulein Franziska Stelzner, weiland Beschließerin meines Papas. Die treff' ich nun heute ganz unerwartet hier als Conditorei-Nymphe."

„Ich dachte schon . . ." lächelte Hellmuth Gyskra. „Es hätte mir leid gethan, etwa mit roher Faust ein Gespinnst zu zerreißen . . . Wahrhaftig: erst sieben! Ich bin eine Stunde zu früh. Aber ich hielt's nicht länger mehr aus daheim. Bis halb sechs hab' ich gelesen — das Buch ist sehr interessant, wenn auch seltsam; wir kommen darauf zurück —; dann mit einem Mal ergriff mich eine verzehrende Unruhe. Ich bummle schon seit geraumer Zeit . . ."

„Sie sind überarbeitet, ich sag's Ihnen ja!" erwiederte Ottfried.

„Pah! Seit August hab' ich doch ausgespannt!"

„Das kommt jetzt nach! Die schönsten Jugendjahre beim Büffeln oder im Laboratorium verbracht, — so was fordert Genugthuung! Danken Sie Gott, lieber Gyskra, daß er Sie mir in den Weg geführt!"

Hellmuth nickte. Dann fragte er, wie in tiefe Gedanken verloren:

„Setzen wir uns — oder gehn wir sofort auf die Wandrung?"

„Ich dächte, wir machten hier noch einen Augenblick Rast, und speis'ten dann drüben bei Großmann."

„Ganz wie Sie wollen."

„Mir fehlt's nämlich noch am entsprechenden Appetit," erläuterte Stegemann. — „Ich habe sehr stark dinirt, — und die Gerichtsverhandlung liegt mir schwer in den Gliedern . . ."

„Hat man Sie dennoch schießlich als Zeugen geladen?"

„O nein! Gleich in der Voruntersuchung hab' ich erklärt, daß ich den Angeklagten nicht kenne. Wie selten kam ich hinüber! Sie wissen, ich stehe mit meinem Vater nicht ganz so intim, wie Sie mit dem Ihrigen. — Mich trieb nur die Neugier . . ."

„Waren Sie dort bis zu Ende?"

„Nein. Mitten im Plaidoyer des Verteidigers ging ich weg. Die Luft im Saal war zum Schneiden. — Übrigens, Ihr Papa — à la bonne heure!"

Hellmuths Antlitz leuchtete auf.

„Hat er gut gesprochen?" fragte er lebhaft.

„Oh, brillant! Aber ich meine was Andres. — Der Ober-Staatsanwalt Gyskra spricht immer gut: das weiß alle Welt, obgleich ich zu meiner Schande bekennen muß, daß ich ihn heute zum ersten Male gehört habe. Nein, ich denke hier an die Art und Weise, wie er die Aufgabe seiner verantwortungsreichen Stellung begreift. Das war in der That überraschend. Ihr Papa ist nicht der leidenschaftliche Ankläger à tout prix, sondern die verkörperte Themis, die in der Linken die Waage hält und in der Rechten das Schwert. Er drängt nicht einseitig die Belastungsmomente hervor, sondern betont auch, was dem Angeklagten zu Gunsten spricht. Die Ergründung der Wahrheit steht ihm höher, als der Sieg über den Herrn Verteidiger."

„Das liegt, strenggenommen, im Geiste unsrer Gerichtsordnung," sagte Hellmuth.

„Im Geiste, — vielleicht; aber nicht

Jeder faßt das nun im Fleische so auf. Die Richter sogar zeigen sich meist empfänglicher für die Belastungsmomente, als für das Gegenteil. Na, Gyskra, Sie wissen, ich bin ein Mensch ohne Träume und Illusionen; es muß schon toll kommen, bis mir mal wirklich was imponirt; Ihr Papa aber, wie er heute so dastand in der schwarzen, faltigen Robe, das Antlitz durchleuchtet vom Eifer seines Berufs, der Typus eines ächten, wahrhaftigen Mannes, der nur Gerechtigkeit will, — mein Ehrenwort, da bin ich neidisch geworden!"

Hellmuth seufzte.

„Ja, mein Vater ist glücklich in seinem Amte, trotz des Elends und der Verwerflichkeiten, die es ihm aufdeckt."

„Das ist der große Vorteil der Praktiker," sagte Stegemann. „Wir Theoretiker . . . Aber lassen wir das! Über sein Schicksal kann Niemand hinaus. Wir stecken nun einmal in der Haut der Verzweifelten, — und je öfter wir das vergessen, um so gescheidter. Ich habe mich längst mit dem alten Jammer zurecht gefunden; Sie aber, Sie purzeln immer wieder zu Thale, Marmorblock und keuchender Sisyphus in einer Person. So will ich denn Urfehde schwören Allem, was Sie in Ihrer Entwicklung zur vollendeten Wurstigkeit aufhalten kann. Im Ernst, Gyskra, manchmal komm' ich mir vor wie Mephisto, der diesen armen, wissensbeladenen Faust mit Gewalt aus seiner Studirstube zerrt und ihm das schillernde Treiben der Wirklichkeit vor die Nase hält! Eine Stunde zwischen Brander und Siebel, ein toller Faßritt, und schließlich ein Gretchen: oder wenn sich das gerade nicht macht, eine kraftgewürzte Philine: das sind so die Variationen, durch die ich Sie führen muß! Die ersten Anläufe waren ja vielversprechend!"

„Wirklich?"

„Wahrhaftig! Sie machen mir Ehre, Gyskra!"

Hellmuth lachte.

„Überschätzen Sie nicht Ihren Einfluß! Ich folge nur deshalb so willig, weil ich das richtige Temperament habe."

„Das versteht sich von selbst. Die Seite klingt nur, wenn sie gespannt ist. Aber dann kommt es doch sehr auf den Bogen an. Jahrelang haben Sie traurig im Thran gelebt. Dutzende von Personen, die auch mit dem Teufel auf Du standen, sind spurlos an Ihnen vorübergegangen. Nur ich, Ottfried Stegemann, habe das schlummernde Dornröschen wach geküßt!"

Mit einer königlichen Geberde goß er den Rest seines Glases hinunter. Dann rief er den Kellner.

Die beiden Freunde erhoben sich, schritten quer über den Platz und stiegen die Kellertreppe hinab zu Großmann, wo sie zu Nacht speisten.

Der funkelnde Rüdesheimer tilgte den letzten Rest jener Mißstimmung, die Hellmuth Gyskra mit hergebracht hatte. Er sprach jetzt mit großer Lebhaftigkeit von dem Buche, das Ottfried Stegemann ihm zur Lektüre empfohlen. Es war ein „Sittengemälde", das zwar vielfach die Spuren eines starken Talentes verriet, aber die Wirklichkeit einseitig nach der Schablone des krassesten Naturalismus umprägte. Die Männer waren fast durchweg Schufte. Besonders großartig aber schien die Verruchtheit der Frauengestalten. Sie zerfielen in zwei Kategorien, von denen die eine mehr lüstern, die andre mehr käuflich war. Tugend, Selbstlosigkeit, weibliche Scheu existirte hier überhaupt nicht.

Ottfried Stegemann mußte dem jungen Gyskra die Thatsache einräumen, daß der Verfasser „dreiviertels verrückt" sei. — Natürlich! Das war eine Fälschung, ein tendenziöses Entstellen der Wahrheit! Es gab noch Männer, vor denen man, ohne sich selbst zu verachten, den Hut ziehen durfte! Er selbst, Ottfried, machte ja Anspruch auf den Titel eines ganz respektablen Kerls! Die Weiber jedoch — alle Wetter! Hier dünkte ihm die Schwarzseherei doch ziemlich gerechtfertigt! Est femina femina! Von den käuflichen wollte er gar nicht reden; das war ja notorisch. Aber die lüsternen; die verteufelten Sünderinnen, die äußerlich im Kleide der Unschuld einhergingen und insgeheim der Astarte opferten! Ihre Zahl war Legion. Man begegnete ihnen auf Schritt und Tritt: in der gut-bürgerlichen Gesellschaft, wie in den Prunkräumen des Geld- und Geburtsadels; im Theater, im Ballsall, auf den Stufen der Kirche! Oh, er verstand sich darauf! Ein Blick in die Augensterne der frömmsten Heuchlerin — und ihre Vergangenheit war ihm entschleiert!

(Fortsetzung folgt.)

Die Niagarafälle im Winter.

Text und Illustrationen von Hans Bohrdt.

Welchen Eindruck muß das gewaltige Naturschauspiel der Niagarafälle auf die ersten Europäer, welche durch die Wildnis dringend die tosenden Wassermassen zum erstenmale erblickten und hörten, gemacht haben! Die Geschichte nannte uns die Franzosen „La Salle“ und „Pater Louis Hennepin“, welch' letzterem wir die ersten Angaben und Zeichnungen jener Gegenden verdanken, als Entdecker. An den Übertreibungen des französischen Missionars, welcher die Höhe der Fälle auf 600 Fuß angibt, kann man die Wirkung der gewaltigen Wasserstürze auf die ersten Beschauer ermessen.

Damals, vor etwas mehr als 200 Jahren, war es ein Unternehmen auf Leben und Tod, bis zu den Fällen vorzudringen, ja noch bis in unser Jahrhundert hinein machten die ewigen Kriege der Europäer gegen die Indianer oder der Indianer untereinander das Reisen in jenen Gegenden gefährlich, oft sogar unmöglich. Heute hat die Civilisation den Schimmer der Romantik, welcher die Wildnis umgab, verscheucht. Das Geräusch blühender, moderner Städte, welche die Fälle umschließen, hat das dumpfe gespenstische Brausen, welches der Wanderer in früherer Zeit schon in weiter Ferne vernahm, getötet.

Statt mit der Büchse im Arm, vorsichtig nach Feinden spähend wie einst, saust der Reisende von heute mit dem Expreßzuge dem Weltwunder entgegen, ja er braucht, um dasselbe in Augenschein zu nehmen, nicht einmal den komfortabel eingerichteten Wagen zu verlassen, da spekulative Eisenbahngesellschaften die Geleise so nahe an die Fälle gelegt haben, daß er das ganze Panorama vom Fenster aus bequem fünf Minuten lang betrachten kann.

Die rauhe Zeit des Faustrechts ist für jene Gegenden vorbei, das Kriegsgeheul der Irokesen ist verstummt, nur die massenhaft umherschwärmenden Photographen, welche den harmlosen Reisenden beschleichen und ihm das Objektiv mit dem Rufe: „Wollen Sie Ihr Bild abnehmen lassen?“ vor die Brust setzen, gemahnen an die Zeit der Überfälle.

Bis vor wenigen Jahren war das Land um die Katarakte Eigentum von Privatpersonen. Ein Fräulein Parker konnte stolz auf die Frage, ob sie die Niagarafälle gesehen habe, antworten: sie gesehen? — sie gehören mir. Jetzt hat die Regierung das ganze Gebiet angekauft und dasselbe zu einem sogenannten Nationalpark umgewandelt.

Da ich bei dem Leser eine ungefähre Kenntnis der geographischen Verhältnisse voraussetze, so will ich dieselben hier nur kurz erwähnen.

Der Eriesee ist mit dem etwa 100 m tiefer liegenden Ontariosee durch den 53 km langen Niagarastrom verbunden. Bei Fort Erie in der Nähe von Buffalo beginnen die Wasser des Sees sich in den Fluß zu ergießen. Zuerst schnell dahinströmend, verlangsamt sich der Lauf desselben nach und nach, so daß Fahrzeuge noch bis etwa 8 km oberhalb der Fälle ohne Gefahr von Ufer zu Ufer geführt werden können. Von Navyisland an beginnt das Wasser mit größerer Geschwindigkeit dahinzurauschen, ein Katarakt folgt dem anderen, bis endlich der durch die große Ziegeninsel und mehrere andere kleinere Inseln geteilte Strom in eine Tiefe von 48—50 m hinabstürzt. Durch die Teilung entstehen zwei Fälle, der kleinere amerikanische und der größere Hufeisenfall. Unterhalb des Sturzes beruhigt sich das Wasser wieder, so daß man mit Booten übersetzen kann. Nach weiteren 5 km verengt sich das Flußbett wieder, ein weiteres Gefälle läßt den Strom schneller und schneller dahinschießen, bis endlich das Wasser in den Whirlpoolrapids etwa 40—50 Fuß hoch emporgeschleudert wird. Eine Biegung in dem felsigen Ufer verursacht alsdann den eigentlichen Whirlpool, in welchem das Wasser mit rasender Schnelligkeit im Kreise gewirbelt wird. Erst nach und nach beruhigt sich der aufgeregte Strom, um alsdann bei dem kanadischen Städtchen Niagara von den Wassern des Ontariosees aufgenommen zu werden.

Die ganze Art und Weise, in welcher sich das wunderbare Schauspiel der Niagarafälle darbietet, hat etwas besonders Originelles, Verblüffendes, ich möchte sagen Amerikanisches an sich. Der Reisende durcheilt mit dem Eisenbahnzuge eine flache, land-



Abb. 1 Der zugefrorene Strom am Fuße der Fälle mit Eisbergen.

schaftlich unbedeutende Gegend. Felder, wenig Baumwuchs, Heidestrecken, — nichts zeigt sich, was auf die Nähe eines großen Naturwunders, oder auch nur auf eine wilde, großartige Szenerie schließen ließe. Bei der vorletzten Station „La Salle" wenige Kilometer vor den Fällen schaut der Reisende enttäuscht aus dem Wagenfenster. Jetzt müßte doch die Gegend endlich wilder und wilder werden. Er blickt aus nach den erwarteten zerklüfteten Felsmassen, er lauscht angestrengt auf das durch so viele übertriebene Darstellungen geschilderte „Donnern" der Fälle.



Abb. 2. Die Whirlpool-Rapids.

Vergebens, die Gegend bleibt eintönig, wie zuvor — nichts läßt sich hören. Der Zug hält in der Stadt Niagara-Falls. Weiterhin, hinter einigen Baummassen, sieht man eine Dampfsäule gen Himmel steigen. Von Donnern oder Rauschen läßt sich, wenigstens bei Tage, immer noch nichts vernehmen, da einesteils der Schall der stürzenden Wasser durch den Dunst und die tiefliegende Felsenschlucht gedämpft wird, anderenteils das Geräusch der fahrenden Wagen und arbeitenden Maschinen das dumpfe Brausen der Fälle übertönt.

Der Reisende durcheilt die Stadt, ein modernes, meist aus Hotels, Kneipen, Photographie- und Kuriositätenhandlungen bestehendes Plätzchen bis zum Eingang des Prospektpark. Jetzt wird dumpfes Rauschen hörbar. Zur Linken sieht man durch das frische, lichte Grün die silbernen Strähnen des dahinschießenden Stromes. Noch entziehen die Bäume den Fall dem Auge. Am Ende der Allee wirbeln weiße Dampfwolken auf. Wenige Schritte noch, und plötzlich steht der Reisende verblüfft vor dem gähnenden Abgrund, sieht die Wasser majestätisch in die grausige Tiefe stürzen. Er beugt sich über die niedrige Mauer an der Ecke des Falles und blickt hinab in die Schlucht. Drunten da brodelt und siedet und dampft es, als ob Millionen entfesselter Geister ihr Wesen trieben. Ein sinnverwirrender Anblick. Hier oben die lichte Welt, blauer Himmel, lustiges Grün!

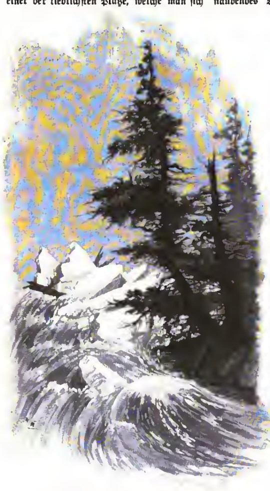
Drüben, etwa im rechten Winkel zum amerikanischen Fall, wälzt der Hufeisenfall seine gewaltigen smaragdgrünen Wassermassen in den Abgrund. Über die dichten, aufsteigenden Dämpfe spannen sich die luftigen Gebilde der Regenbogen.

Der Eindruck, welchen der erste Anblick der Fälle auf die Menschen macht, ist sehr verschieden. Die einen haben dabei Ruhe und Frieden gefunden, andere sind andächtig gestimmt worden, wieder andere sind in nervöse Aufregung geraten, einige haben sich

sogar in ihren zu hochgespannten Erwartungen enttäuscht gesehen.

Um die ganze Größe und Gewalt der stürzenden Wasser zu empfinden, muß man den Fall von unten aus betrachten. Während von oben herab die Höhe desselben geringer erscheint, glaubt man von hier aus, daß der letztere viele hundert Fuß betragen müsse.

Um in die Nähe des Hufeisenfalles zu gelangen, überschreitet der Reisende die Brücke, welche über den reißenden Strom nach Goat Island hinüberführt. Die Insel selbst ist einer der lieblichsten Plätze, welche man sich denken kann. In frischem, lichtem von dem feinen Wasserstaub getränktem Grün prangend, recken stolze Buchen und Eichen ihre gewaltigen Stämme und Äste gen Himmel. Bei herannahendem Herbste wandelt sich das Grün in blutiges Rot, eine besondere Eigentümlichkeit der amerikanischen Wälder, und ruft so einen wunderbar harmonischen Gegensatz zu dem fallenden smaragdgrünen Wasser hervor. Die kleine Insel „Luna Island" teilt noch eine kleine Ecke des Stromes ab. Dadurch entsteht ein dritter Fall, dessen zerstäubendes Wasser einen besonders malerisch schönen Anblick gewährt. Hat man Goat-Island durchquert, so erblickt das Auge den großen gewaltigen Hufeisenfall vor sich. Ein paar durch schmale Brücken verbundene, mitten im fallenden Wasser zerstreute Steine gestatten ein weiteres Vordringen nach der Mitte des Stromes zu. Früher hatte hier ein Turm gestanden, welcher jedoch zusammengestürzt ist. Fassungslos steht der Mensch vor der mächtigen, sich herabwälzenden grünen Wand. Jahrtausende sind vergangen, seit die Stimme der Allmacht hier redet, Jahrtausende werden vergehen, ehe sie schweigen wird.


Abb. 3. Eisstauung bei den Drei Schwesterinseln.

Der kecke Mensch spielt mit dem todbringenden Elemente. Naseweis dringt er auf schlüpfrigem Gestein unter den Felsen, von welchem die Wasser herabstürzen, vor. In wasserdichter Kleidung, an den Füßen Filzschuhe, um nicht auszugleiten, kann man an der Hand kundiger Führer eine Strecke weit unter den Fall gelangen. Der wunderbare Anblick der grünen Wand läßt die drohende Todesgefahr vergessen, nur das unheimliche Rauschen ringsumher, die grausige

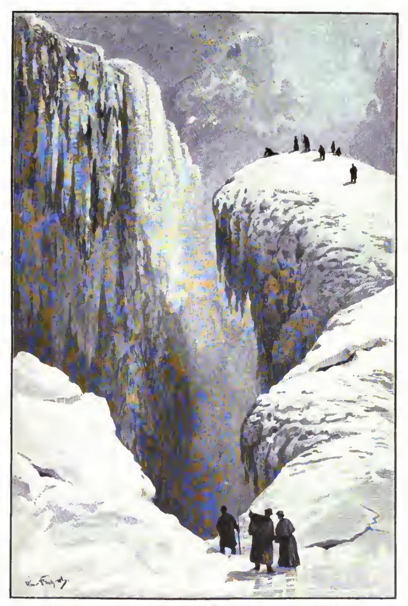


Abb. 4. Blick von einem Eisberg in den Abgrund des Amerikanischen Falls.

Tiefe zu den Füßen macht das Herz erschauern.

Mit verschwenderischer Hand hat die Natur dies Fleckchen Erde ausgestattet. Hier die majestätisch herabfallenden Wasser, etwas weiter davon in den Whirlpoolrapids dasselbe Element wild gen Himmel schäumend. Unterhalb der Fälle beruhigt sich das Wasser, so daß man mit Booten von Ufer zu Ufer gelangen kann. Ein kleiner Dampfer, „Maid of Mist,“ dringt sogar eine Strecke in den Hufeisenfall vor. Weiterhin aber beginnt das Wasser wieder zu strömen, Kreise bilden sich, schneller und schneller schießt es dahin, bald zeigen sich Wellen und endlich stürmt es dahin bis zu einer Stelle, wo es sich wild aufbäumt und seinen Gischt oft bis 20 und 30 m emporschleudert. Die senkrecht abstürzenden Felsen rücken hier nahe aneinander. Eine Wendeltreppe führt hinab. Das sich unten darbietende Schauspiel ist ein grausig schönes. Jeden Augenblick ist es, als müßten die wütenden Wassermassen die Ufer überschwemmen, und alles mit sich fortreißen.

Der Wirkung dieser sinnverwirrenden Natur kann sich kein Mensch entziehen. Stumm blickt er, in Gedanken der Welt entrückt, auf das furchtbare Chaos, erst ein hier selbstverständlich stationierter Photograph reißt ihn mit seinem: „Wollen Sie Ihr Bild abnehmen lassen?“ aus allen Betrachtungen und hilft ihm, sich von dieser Stätte zu trennen.

Man sollte meinen, daß das Naturschauspiel der Niagarafälle keiner Steigerung mehr fähig wäre. Wem es jedoch vergönnt war, dieses während eines strengen Winters zu genießen, wird vom Gegenteil überzeugt werden. Zu den vorhin geschilderten Wasserstürzen kommen noch die gewaltigen Eisbildungen hinzu, welche in Form und teilweise auch in der Größe die der arktischen Zone übertreffen.

Ehe ich jedoch mit der landschaftlichen Beschreibung fortfahre, will ich dem Leser die Eisverhältnisse jener Gegenden kurz erläutern. Es kann recht hübsch kalt im Norden des Staates New-York werden. Der Winter von 1884 zu 1885, während dessen ich mich in Buffalo aufhielt, wies in den Monaten Dezember bis März Temperaturen von — 10 bis — 32° C. auf. Im Januar und Februar stieg das Thermometer selten über — 25° C. Dagegen sank es häufig bis dahin, wo die Gradeinteilung eines gewöhnlichen Zimmerinstrumentes aufhört. Der Eriesee ist alsdann, soweit das Auge reicht, gefroren. Nun bricht bei eintretendem Tauwetter, welches meist mit Sturm verbunden ist, das Eis teilweise auf. Gewaltige Schollen treiben den Niagarafluß hinab und stürzen über die Fälle in die Tiefe. Eisscholle folgt auf Eisscholle, die Strömung unterhalb kann die Massen nicht bewältigen, und so staut sich dieselbe zwischen den Felswänden bis zu einer Dicke von 40 bis 80 Fuß. Der fortwährend fallende, feine Wasserstaub verbindet gefrierend die einzelnen Schollen, so daß eine feste Brücke von Ufer zu Ufer entsteht. Direkt unten am Fuße der Fälle, besonders auf der amerikanischen Seite, packt sich das Eis zu so gewaltiger Höhe auf, daß einige dieser Berge den Kamm des Falles erreichen, ja sogar, durch den gefrierenden Staubregen fortwährend erhöht, weit darüber hinausragen (Abb. 1).

Im Laufe des Winters gehen natürlicherweise große Veränderungen in den Eisbildungen unterhalb der Fälle vor sich. Die Sicherheit der Brücke ist keine vollständige. An einigen Stellen gewinnt der Strom die Oberhand über die Schollen, bricht sie und treibt sie einzeln dem Whirlpool zu, an anderen wieder taut das dahinschießende Wasser das Eis von unten her auf. Es ist vorgekommen, daß die Eisbrücke in wenigen Stunden verschwunden war. Naseweise Touristen, welche sich zu weit gegen die treibenden Schollen gewagt, haben allerdings ihre Keckheit schon oft mit dem Leben bezahlen müssen, da gerade an dem den Fällen zugekehrten Rande der Brücke Veränderungen in den Eisbildungen blitzschnell vor sich zu gehen pflegen. Weiter unterhalb der Fälle ist der Strom wieder so stark, daß das Eis keinen festen Fuß fassen kann. Die Schollen treiben den Whirlpoolrapids zu, wo sie zerschellen und zerkleinert fortgeführt werden (Abb. 2). Große Eispackungen treten dann erst wieder beim Einfluß des Niagarastroms in den Ontariosee auf.

Bei Buffalo nimmt der Eisgang seinen Anfang. Ein eigentümliches Rauschen und Klirren, verursacht durch das Aneinanderstoßen von Millionen vom Strom dahingerissener Schollen, tönt an das Ohr. Hier



Abb. 5. Rieseneiszapfen am Canadischen Fall.

und da schiebt sich die wuchtige Masse an dem Ufer empor. Die verhältnismäßig kurze Strecke bis zu den Stromschnellen hat das Eis bald durchlaufen. Glich der Strom bis hier einer sich bewegenden Fläche, so verändert sich plötzlich das Bild. Die Schollen reißen auseinander, oder richten sich ihrer Längsrichtung nach senkrecht in die Höhe. Dabei klirrt und kracht es an allen Ecken und Enden. In den Strudeln unter den einzelnen Katarakten wälzen und überschlagen sich die großen Schollen, oft lange Zeit durch die Gegenströmung am Platze festgehalten, bis sie dem nächsten Katarakte zugeschleudert werden, an welchem sich dasselbe Spiel wiederholt. Auf der ganzen Riesenfläche des Stromes sieht man, soweit das Auge reicht, den wütenden Kampf der grünlich

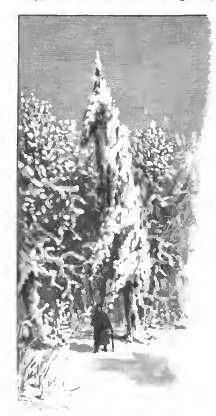


Abb. 6. Im Prospektpark.

schimmernden Eiskolosse mit dem sprühenden, schäumenden Wasser.

Ein paar Inselchen „Die drei Schwestern" genannt stemmen sich als natürliche Eisbrecher der andringenden Gewalt entgegen (Abb. 3). Hier packt und schiebt sich das Eis, mit treibenden Baumstämmen untermischt, zu gewaltiger Höhe auf. Rechts und links stürmen die Schollen vorbei, zwischendurch schießt das Wasser rasend dahin.

Nun kommt der Abschluß des großartigen Bildes oberhalb des Falles, das Stürzen der Eisschollen in den Abgrund. Ruhig und majestätisch wälzen sich die Massen über den Abhang. Hier und da türmt sich wohl ein besonders großes Eisfeld gen Himmel, als wollte es sich gegen den Absturz wehren — vergeblich, die ungeheure Gewalt der grünen Wasserwand drängt alles in die Tiefe. Im nächsten Moment entziehen die aufsteigenden Dämpfe die Schollen dem Auge. Erst weiter unterhalb des Fußes der Fälle tauchen dieselben an die Oberfläche empor, um sich mit dem schon gestauten Eise zu verbinden.

Das sich hier darbietende Bild ist völlig von dem vorhin geschilderten verschieden. Oben die Bewegung, hier unten die Ruhe der Massen. In bizarren Formen haben sich die Schollen aufeinander geschichtet, zwischen schneebedeckten Hügeln schimmern blaugrüne Eishöhlen. Der verbindende, gefrorene Wasserstaub lagert wie eine dicke Schicht Zuckerguß über der Oberfläche. Am Fuße des amerikanischen Falles streben die gewaltigsten Eisberge empor (Abb. 4). Die zerstreut liegenden Steine dienen den herabstürzenden Massen zum Fundament. Scholle ist auf Scholle gestürzt, Schnee und gefrorener Wasserstaub haben die Berge nach und nach bis zur Höhe des Falles gebracht und dieselben nach der Stromseite hin zu sanft abfallenden Flächen geebnet. Auf der anderen Seite jedoch hat das stürzende Wasser die Eisberge senkrecht abgeschnitten und dadurch eine grauenvolle, blaugrünlich schimmernde, mit Eiszapfen behangene Schlucht gebildet.

Die schwere Kälte hat zuerst das stillere Wasser an den Ecken der Fälle gefrieren gemacht, nach und nach ist das Eis vorgeschritten, bis es die schwächeren Strähnen zum langsamen Tropfen gebracht hat. Nun bilden sich an den Stellen ungeheure Eis-

zapfen, deren einige auf der kanadischen Seite, von einem vorspringenden Felsen herabhängend, fast die Höhe des Falles erreichen (Abb. 5).

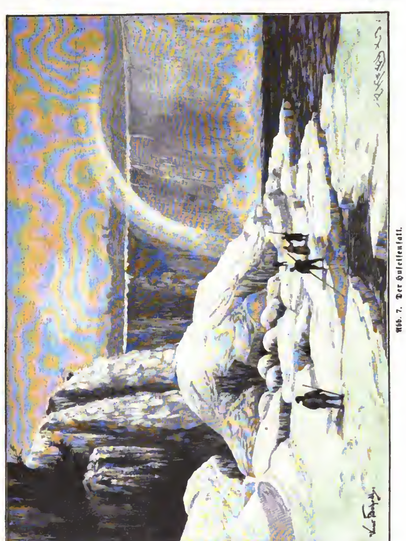


Abb. 7. Der Hufeisenfall.

Kein durch menschliche Kunst errichteter Dom kann schöner, herrlicher sein, als diese von der Natur errichteten, grünblauen Säulengänge, kein Märchen von Schlössern aus Krystall und Edelstein kann die Phantasie mächtiger anregen, als diese Wirklichkeit. Läßt die Sonne ihre Strahlen durch die durchsichtigen Pfeiler fallen, glitzern die Millionen heimlicher Lichter auf, spannt sich im Hintergrunde der Regenbogen über den Wasserdampf, so ist das Bild von überwältigender Schönheit. Das Gefühl der

heiligsten Andacht überkommt den Menschen vor dem natürlichen Altar Gottes.

In kalten Wintern wandern Tausende und aber Tausende von Reisenden aus den Vereinigten Staaten wie aus Europa zu den Fällen, um das gewaltige Schauspiel des „Niagara im Winter" zu genießen.

Wie verändert erscheint doch dem Reisenden die Stätte, die dieser zuerst zur Sommerzeit betrat. Der lichtgrüne Prospektpark ist in einen weißstrahlenden, phantastische Formen zeigenden Zauberhain umgewandelt (Abb. 6). Der gefrorene Wasserstaub hat jeden Stamm, jeden Ast und jedes Ästchen überzogen. Stärker und stärker ist diese Eisschicht geworden, so daß ein winziges Zweiglein von etwa 1 cm Dicke zu einem solchen von etwa 20 bis 30 cm angewachsen ist. Geht der Wind durch die Wipfel, so klingt und klirrt es wie tausend silberne Glöckchen. Oft fallen auch zentnerschwere Stücke Eis von den Bäumen, so daß gewisse Vorsicht beim Betreten des Waldes geboten ist. Den Hauptanziehungspunkt der Landschaft aber bildet die eigentliche Eisbrücke. Hier herrscht an schönen Wintertagen das regste Leben. Tausende von dicht in Tücher und Mäntel gehüllten Menschen krabbeln auf den Eisschollen umher. Spekulative Kneipwirte haben mitten auf dem Strom kleine Häuser aus Eisstücken, geschmückt mit trockenem, roten Eichenlaub errichtet, in denen Getränke jeder Art den durstigen Pilger erwarten. Unzählige Photographen stellen den ahnungslosen Wallfahrer und zwingen ihn fast gewaltsam, einen Augenblick ein recht freundliches Gesicht zu machen. An einer Stelle haben die Eisschollen eine Ebene gebildet, welche durch den gefrorenen Wasserstaub mehr und mehr geglättet worden ist. Hier wird — man denke sich unten am Niagarafall — Schlittschuh gelaufen. Die sanften Abhänge der Eisberge eignen sich prächtig zum „tobaggoning", einer Art Rutschbahnsport. Das „tobaggon" besteht aus einem flachen, vorn gebogenen Brett, auf welches sich eine Anzahl Personen setzt und nun den Abhang mit großer Geschwindigkeit hinabsaust. Der letzte in der Reihe der Insassen steuert das Gefährt mit den Füßen. Von seiner Geschicklichkeit hängt es ab, dasselbe nicht umschlagen zu lassen oder gar, wie es leider schon vorgekommen ist, in offnes Wasser rutschen zu lassen. Besteigt man den Gipfel der Eisberge, so sieht man den Fall dicht vor sich in die Tiefe stürzen. Die größte Vorsicht, dem Abgrunde nicht zu nahe zu kommen, ist dabei geboten, trotzdem zieht es den Menschen mit großer Gewalt immer näher und näher heran. Ist es Neugierde, ist es unwiderstehliche Anziehungskraft, ich weiß es nicht, habe aber selbst das Gefühl empfunden, näher und näher herangehen zu müssen, um in die grauenhafte Tiefe hinabzublicken. Es ist auch dabei schon viel Unglück passiert. Mancher verlor auf dem glatten Eise den Halt und hat geschaut, was er schauen wollte, um alsdann auf immer die Augen zu schließen. Gefahrloser ist der schaurige Anblick in die blaugrünlich schimmernde Schlucht, von der das gelblichere Wasser des amerikanischen Falles seltsam absticht, von der Seite aus. Hier kann man dicht unter den Fall gelangen und einen Blick in die unheimliche schwarze, dampfende Tiefe werfen. Lange jedoch dem Schauspiele zuzusehen ist nicht ratsam, da der feine Wasserstaub auf den Kleidern zu Eis wird und bald eine Schicht bildet, welche die Bewegung mehr und mehr erschwert. Bart, Haar und Augenbrauen starren von Eis, so daß Männlein und Weiblein alle ein greisenhaftes Aussehen bekommen und nur die Inhaber von absoluten Glatzen frei von der erschwerenden Decke bleiben. Am Rande der Eisbrücke nach den Fällen zu sieht man die Schollen treiben. Hier lösen sich bereits gefestigte los, dort bildet sich ein neuer Zuwachs der Brücke. Fängt das Eis an bedenklich zu krachen, zeigen sich tiefe Einschnitte nach der Stromseite zu, so ist es Zeit die Brücke zu verlassen. In wenigen Stunden kann dieselbe aufbrechen. Erfahrene Anwohner der Fälle kennen die Symptome der herannahenden Gefahr sehr genau und sind im Stande, die Besucher rechtzeitig zu warnen, so daß durch das Ausbrechen der Brücke seltener Unglücksfälle vorgekommen sind.

Auf „Goat Island" findet der Reisende dieselbe Szenerie, wie im „Prospektpark" vor. Der kleine „Luna-Island-Fall" ist in schweren Wintern oft ganz mit Eis bedeckt. Dicke, wulstige, wie mit Zucker bestreute Eiszapfen hängen von den Felsen herab. Das Wasser läuft spärlich zwischen den Massen hindurch. Davor bauen sich wieder

hohe Eisberge auf, so daß sich hier ein vollständiges Bild der arktischen Zone entrollt. Ein gleiches wiederholt sich zur Seite des großen Hufeisenfalles (Abb. 7). Nach der Mitte desselben zu hört selbstverständlich jede Eisbildung auf. Die ungeheure Gewalt der stürzenden Wassersäulen gestattet keine Stauung der Schollen. Auch die stärksten, mächtigsten würden, falls sie Widerstand leisteten, in wenigen Augenblicken zerschellt werden.

Nach dem Eisgange ist der Strom oberhalb der Fälle frei von treibenden Schollen, nur vor den „Drei Schwestern" haben sich diese zu gewaltiger Höhe gepackt. Da die Inselchen mit Brücken verbunden sind, so ist der Reisende im stande, auch dieses Schauspiel in nächster Nähe zu betrachten. Die prächtigen, vom Sturm zerzausten Tannen und Kiefern gruppieren sich malerisch vor dem wild bewegten Hintergrunde.

In den Whirlpoolrapids schleudert das wütende Wasser die Eisschollen empor und zermalmt dieselben in tausend kleine, klirrende Stücke. Die Szenerie ist hier im Winter fast noch unheimlicher als im Sommer, da die Felsschlucht ihre dunkelschwarze Farbe behalten hat und sich scharf von dem blendenden Schnee abhebt. Das lichte Grün, das während der Sommerzeit einen versöhnenden Schimmer in der Landschaft hervorrief, ist geschwunden; gespenstig ragen die dunklen Äste gen Himmel, alles öde, rauh, unwirtlich, dazu die furchtbare Gewalt des Elementes vor Augen. Zieht die Nacht heran, blickt der Mond auf die wütende Brandung, werfen die Felsen ihre tiefen, tiefen Schatten, so ist das Bild von einer grausigen Schönheit. Im eigentlichen Whirlpool sieht man noch das zerkleinerte Eis kreisen, alsdann treibt es in ruhigerem Lauf dem Ontariosee zu.

Die Amerikaner sind um das Weltwunder der Niagarafälle zu beneiden, das wissen sie auch und sind stolz darauf. Zugleich aber praktische Geschäftsleute, haben sie gesucht, den möglichsten Nutzen aus dieser Natur zu ziehen. Es ist nicht allein eine große Hotelstadt entstanden, um die Schwärme der Reisenden zu beherbergen, sondern auch die Industrie hat es sich angelegen sein lassen, die Kräfte der Fälle für ihre Zwecke zu verwerten, so daß schon einige recht häßliche Fabriken die Höhen krönen. Da die Regierung jetzt das ganze Gebiet angekauft hat, so werden jene wahrscheinlich verschwinden. Trotzdem ist man in Amerika nie sicher, daß irgend ein Kongreß einem neuen Riesenprojekt zur Verwertung der Kräfte der fallenden Wasser näher tritt. Der landschaftlichen Schönheit würde dadurch großer Schaden geschehen. Und wenn auch heutzutage die große Masse der Besucher den stillen Schwärmer etwas stört, wenn auch weibliche Anreißer der Raritätenhandlungen oder geschäftseifrige Photographen und Kneipwirte den Genuß des Schauspiels beeinträchtigen, wenn auch Gesangvereine hier mit ihren neuen, schönen Liedern das Getöse des Falles zu übertönen suchen, so ist dies doch besser, als die Aussicht auf moderne Industriepaläste, hämmernde, klappernde Maschinen und surrendes Räderwerk. Naturwunder und Fabrikschornsteine passen nun doch einmal nicht zu einander. Hoffentlich wird sich in Amerika niemals eine Körperschaft finden, welche die Verunzierung dieses Altars Gottes in der Natur gestattet.



Entsagung.

Von Hans Hoffmann. (Abdruck verboten.)

Was quälst du dich vergebens um das alte Glück?
Es ist ja doch dahin, zerbrochen Stück für Stück,
Verloren sind die Freuden dein —
So laß sie denn verloren sein!
Was man nicht ändern kann, das muß
Mit Christensinn man tragen:
Es ist bequem und macht sich gut,
Heroisch zu entsagen.



Ein Garn aus dem Kabelgat des alten Fölsch.

Von Reinhold Werner.

Im Kabelgat der Fregatte „Deutschland“ von der verflossenen und 1852 schmählich unter den Hammer gekommenen deutschen Flotte war wieder einmal Einquartierung. Honolz und Martin, zwei hoffnungsvolle Seejunker und Admiräle in spe hatten achtundvierzig Stunden bekommen und saßen in dem dunklen Loche wie betrübte Lohgerber, denen die Felle weggeschwommen, auf ein paar Tauwerkbündeln in Schweigen versunken.

Sie waren eines schweren Vergehens bezichtigt, während sie selbst natürlich ihre völlige Unschuld beteuerten, ja sogar noch Dank und Anerkennung dafür beanspruchten, daß sie ihren in einen morastigen Graben gefallenen Navigationslehrer herausgezogen hatten, bevor er darin erstickt war.

Was konnten sie denn dafür, daß bei einem unter seiner Führung unternommenen Spaziergange der Seejunker durch die mit Schlick und Gräben gesegneten Fluren Oldenburgs an der Unterweser, wo die „deutsche Flotte“ in idyllischer Ruhe vor Anker lag, Honolz gestolpert und so unglücklich gegen Martin gefallen war, daß dieser den Navigationslehrer notwendig in die Seite rennen mußte, wodurch letzterer bis an den Hals in den Graben rutschte?

Aber so geht es in der Welt; Undank ist ihr Lohn. Weder cosinus a-sinus ... — so war von den Kadetten der eigentliche Name des Lehrers aus der bekannten Formel der sphärischen Trigonometrie weiter entwickelt, da ersterer wirklich ein bischen einfach war, — noch der Kommandant hatten ihrer Darstellung des Falles Glauben schenken wollen, und so war denn das Resultat „48 Stunden Kabelgat.“

An und für sich wäre das nun gar nicht so schlimm gewesen. Die Beiden machten heute nicht zum ersten Male die Bekanntschaft des Arrestlokals und hatten sich darin ganz wohl befunden, allein heute war es so ganz anders. Unmittelbar nach dem Mittagsessen hatte sie der Profoß abgeführt, der alte Bootsmannsmaat und Gefangenwärter Fölsch mit griesgrämigem Gesicht die Thüre verschlossen, und nun saßen sie schon sechs Stunden völlig von der Außenwelt abgetrennt in dem düstern, engen Winkel mit einer Atmosphäre, die sich aus einer Mischung von Teer und dem fauligen Schlagwasser des Kielraumes zusammensetzte, ohne daß sich auch nur eine Seele um sie gekümmert hätte.

Zwar hatten sie genügend Zeit gehabt, die Eigentümlichkeiten der im Kabelgat verstauten verschiedenen Tauwerksorten zu studieren, als da sind rechts-, links und kabelgeschlagen, drei- und vierschäftig, Webe-, Steck-Marleine und Hüsing, allein auf die Dauer ermüdet selbst ein so interessantes Studium den wißbegierigsten Kadetten, und auch die an den Balken aufgehängten Teer- und Fettpützen nebst zugehörigen Pinseln vermögen nicht zu fesseln. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß die beiden Delinquenten sich nicht in rosigster Laune befanden.

Was mochte nur mit Fölsch los sein, daß er sich gar nicht sehen ließ? Sonst machte er nach Einlochung seiner Pflegebefohlenen doch immer sehr bald einen Besuch im Kabelgat, um eine genaue Revision aller Ecken und Winkel vorzunehmen, ob die Arrestanten nicht verbotene Gegenstände eingeschmuggelt hatten. Und dann passierte es auch fast jedesmal, daß er in dem Spinde für Bändselwerk eine Flasche Rum aufstöberte, welche die jungen Sünder heimlich aus der Messe mitgebracht, um aller Wahrscheinlichkeit nach sich daraus zum Abendthee einen steifen Grog zu brauen.

Natürlich konfiszierte er sofort pflichtgemäß die Flasche und eigentlich hätte er auch dem ersten Offizier davon Meldung machen müssen, doch dazu war der alte Kerl wieder viel zu gutmütig. Er litt oft an Gliederreißen und wußte aus langjähri-

ger Erfahrung, daß guter Rum, wenn damit der Körper öfter und gründlich von inwendig eingerieben wurde, vortreffliche Dienste gegen das eingewurzelte Übel leistet.

Deshalb behielt er zu diesem Zwecke die Flasche für sich; dann kamen die armen Seejunker nicht noch mehr in die Tinte, und ihm that es so gut. Wenn dann aber die Einreibungen günstig auf die Schmerzen wirkten, zeigte er sich auch noch in anderer Weise dankbar für das Medikament und drückte gern ein Auge zu, wenn einige Kameraden den Arrestanten zum Skat Gesellschaft leisteten oder ihnen Bücher zum Lesen brachten. Ja er gab auch Hängemattmatratzen heraus, um bequeme Sitze auf den harten Tauwerkbündeln zu schaffen, und wenn er nach der Abendrunde vor einer Überraschung durch den ersten Offizier sicher zu sein glaubte, dann erschien er auch wohl selbst zum Besuch im Kabelgat, um an der allgemeinen Fröhlichkeit teilzunehmen und den jungen Leuten ein Garn vorzuspinnen. Aus seinem vielbewegten Leben, das ihn in alle fremden Länder und Meere geführt, hatte er ein ganzes Bündel davon in sich aufgestapelt, wußte ganz leidlich zu erzählen und fand bei den Kadetten die dankbarsten Zuhörer. Sie selbst waren ja mit ihrer konservativen und an „Flottenruh" bei Blexen gegenüber Bremerhaven gebannten Fregatte bis jetzt nicht über die Mündungen der Weser und Elbe hinausgekommen, hatten den Felsen von Helgoland nur einmal aus weiter Ferne am Horizonte schimmern sehen, und Geschichten vom blauen Wasser besaßen deshalb nur um so mehr Reiz für sie. Zwar waren Fölsch' Garne bisweilen sehr zäh, aber sie verloren dadurch nicht an Interesse und vor allem schmeckten sie kräftig nach Salzwasser, das die Junker gar zu gern selbst befahren hätten, um seine Gefahren und Reize kennen zu lernen, sowie Abenteuer auf ihm aufzusuchen und zu bestehen.

Unter solchen Verhältnissen waren deshalb achtundvierzig Stunden Kabelgat kein Schreckgespenst für sie. Im Gegenteil lebte es sich dort ganz fidel, aber heute machte sich, wie schon bemerkt, ein gewaltiger Unterschied gegen sonst fühlbar. Die Thür blieb starr verschlossen, kein Kamerad, kein Roman, keine Matratze erschien, keine Laterne wurde angezündet und Fölsch blieb spurlos verschwunden. Freilich befand sich auch keine Flasche Rum in dem Spinde, die er hätte konfiszieren können, und wozu lohnte dann eine Revision. Merkwürdig, was der alte Kerl für eine feine Nase haben mußte, um vorn im Schiffe zu riechen, daß hinten in der Kadettenmesse der Rum ausgegangen war — und gerade heute zwickte ihn der Rheumatismus mehr als je.

Die Schiffsglocke schlug 6 Glas — 7 Uhr — und ihr Klang weckte die beiden Junker aus ihren düsteren Träumen. Den Kern ihrer wiederbeginnenden Unterhaltung bildeten verschiedene kräftige Bemerkungen über den Urheber ihrer Kaltstellung. Sie bedauerten aufrichtig, dem cosinus a-sinus gar zu eifrig bei dem Verlassen des Grabens geholfen zu haben und befanden sich überhaupt in sehr gedrückter Stimmung, als dieselbe sich auf einmal verwandelte.

Der Schlüssel knarrte im Schloß; in der geöffneten Thür erschien der Steward mit dem Abendthee und allerlei sonstigen guten Sachen, die der Messevorstand gesandt, und hinter ihm Fölsch mit hochgehobener Laterne, deren Schein seine verwitterten Züge beleuchtete, aus denen eine innere Befriedigung sprach.

„Guten Abend, Junker" redete er sie freundlich lächelnd an, „es thut mir leid, daß Sie so lange haben im Dunkeln sitzen müssen, aber ich hatte wieder solches Gliederreißen, daß ich mich kaum rühren konnte. Jetzt ist es jedoch schon besser geworden. Inzwischen werde ich Ihnen ein Paar Matratzen hereinbringen, damit Sie bequemer sitzen, und wenn vielleicht einige Kameraden Sie besuchen wollen, dann können Sie es ihnen durch den Steward sagen lassen, ich habe nichts dagegen. Adieu, jetzt muß ich noch einmal einnehmen, damit der Anfall nicht wiederkehrt; nachher komme ich vielleicht noch auf ein halbes Stündchen herein." Der plötzliche Witterungsumschlag erfreute die Arrestanten natürlich sehr, seine Ursache blieb ihnen jedoch kaum ein Geheimnis, und auf einen fragenden Blick von Honolz gab ein bedeutsames Nicken des Steward die Antwort. Der umsichtige Messevorstand hatte eine vom Zahlmeister geborgte Flasche Rum dem Diener mitgegeben, und sie war ihm vor der Kabelgatsthür als Kriegscontrebande von Fölsch abgenommen, während je-

doch der Theekanne ebenfalls ein aromatischer Duft entströmte, so daß die Junker nicht zu kurz kamen.

Sie verzehrten den Thee nebst Zubehör in großem Behagen und als eine Stunde später die Runde erschien, fand sie die Laterne im Kabelgat gelöscht, die Seejunker sanft schlummernd in ihren Hängematten und alles in bester Ordnung, so daß der erste Offizier dem mit sehr ernstem Gesichte begleitenden Fölsch befriedigt zunickte.

Bald darauf ertönte der lange Rollpfiff der Unteroffiziere durch die Schiffsräume, die Stentorstimme des Bootsmanns donnerte das abendliche „Feuer und Lunten aus, Ruhe im Schiff“ in die Luken hinunter, das Stimmengeräusch dämpfte sich zu einem leisen Summen und bald herrschte überall Stille.

Nur im Kabelgat begann es sich wieder zu regen. Fölsch erschien, zündete vorsichtig die Laterne an; einige Kadetten, mit verschiedenen Flaschen Bier bewaffnet, schlüpften durch die Thür und wenn auch mit verhaltener Stimme, war bald eine heitere Unterhaltung im Gange, zu der die aufgeräumte Laune des Unteroffiziers nicht das Wenigste beitrug.

„Ich kann heute etwas länger bei Ihnen bleiben“, hatte er den erfreuten Seejunkern mitgeteilt, „der erste Offizier ist noch einmal an Land gefahren und hat sich das Boot erst um zehn Uhr wiederbestellt, da haben wir fast zwei Stunden für uns.“

Wenig hätte gefehlt, daß seine Pfleglinge ihm für diese schöne Aussicht ein Hurra ausgebracht, und nur mit Mühe konnte er sie davon abhalten.

„Sagen Sie, Fölsch,“ fragte Honolz nach einer Weile, „was haben Sie eigentlich dort für ein sonderbares Ding an das Spind genagelt. Ich bin doch schon öfter hier gewesen, habe es aber noch nie bemerkt.“

„Ja, das sitzt auch erst seit ein Paar Tagen dort. Seit fünfundzwanzig Jahren ist es mit mir herumgefahren, aber es nimmt mir jetzt zuviel Platz in meinem Kleidersack und so habe ich es vorläufig dort festgemacht — es bringt Glück.“

„Aber was stellt es denn eigentlich vor?“

„Die Rückenflosse von einem Hai.“

„Eine Haiflosse? Ha, was muß das für ein gewaltiger Kerl gewesen sein. Haben Sie den selbst gefangen?“ tönte es von verschiedenen Seiten.

„Nun ja,“ erwiderte Fölsch selbstgefällig, „er maß gewiß seine fünfzehn bis sechzehn Fuß, und gefangen habe ich ihn auch selbst,“ fügte er mit Stolz hinzu, „aber nicht auf die gewöhnliche Art, und es hat Arbeit gekostet. Deshalb ist mir auch die Flosse so viel wert und ich bewahre sie schon ein Vierteljahrhundert.“

„Wie meinen Sie das, nicht auf die gewöhnliche Art?“

„Nun, nicht mit der Angel.“

„Wie denn?“

„Ich habe ihn totgeritten,“ lautete die verblüffende Antwort, welche die Kadetten eine Zeit lang verstummen ließ.

„Ach sprechen Sie doch keinen Unsinn, Fölsch,“ nahm dann aber Honolz das Wort. „Für so dumm können Sie uns doch unmöglich halten, daß wir Ihnen das glauben sollen.“

„Wenn Sie erst einmal so lange zur See gefahren wie ich, Junker,“ erwiderte Fölsch etwas unwirsch, „dann werden Sie noch manches Merkwürdigere gesehen haben. Mögen Sie es mir glauben oder nicht, wahr ist es doch, und wenn wir auch mit Steinen und Messern etwas nachgeholfen haben, so wäre es ohne den Ritt, den ich auf ihm machte, doch nicht so weit gekommen.“

„Oh, das müssen Sie uns erzählen, Fölsch,“ baten die Übrigen, während der skeptische Honolz sich über den kleinen Hieb, den ihm der Unteroffizier versetzt hatte, ärgerte und schwieg. Sie rückten ganz nahe an ihn heran, um ja kein Wort von der wunderbaren Geschichte zu verlieren, und Fölsch ließ sich leicht erbitten. Erzählen war sein Fahrwasser und er that es namentlich gerne, wenn er wie gewöhnlich der Held war.

„Ja, die Sache war allerdings merkwürdig genug,“ begann er, nachdem er zuvor seine Kehle angefeuchtet und die ihm dargereichte Flasche Bier in einem Zuge geleert. „Ich danke es überhaupt nur besonderem Glück und,“ fügte er mit einer gewissen Verschämtheit hinzu, „zum Teil auch meiner Gewandtheit, daß sie für mich nicht schief ging. Freilich war ich damals fünfundzwanzig Jahre jünger und dann sind die Sehnen noch schmeidiger und die Knochen halten besser zusammen.

Sie müssen wissen," fuhr er dann fort, „daß die Seeleute die geschworenen Feinde der Haie sind. Wenn Sie, junge Herren, erst einmal auf das blaue Wasser kommen und sehen, wie diese Bestien bei flauer Brise oder Windstille Tag und Nacht um das Schiff lungern, um alles, was über Bord fällt, sei es was es wolle, gierig überzuschlucken und jeden armen Teufel, der das Unglück haben sollte, ins Wasser zu stürzen, sofort mit ihrem furchtbaren Rachen zu zermalmen, dann werden Sie eben solchen Haß empfinden und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um so vielen von ihnen so schnell wie möglich das Lebenslicht auszublasen.

Nun, für Schiffe, welche die warmen Gegenden besuchen, bietet sich diese oft genug. In der Nähe der Küste von Afrika fängt man oft ein halbes Dutzend an einem Tage, und so wird jährlich vielen Tausenden der Garaus gemacht. Dabei ist denn auch weiter keine Gefahr, wenn man nur ein bischen aufpaßt.

Kaum hat man den an einer Kette befestigten, fingerdicken Haken mit dem Köder über Bord geworfen und etwas damit geplätschert, so beißen sie auch schon an. Dann zieht man sie halb aus dem Wasser und stößt ihnen eine lange Gangspillspeiche in den Rachen hinunter, so weit es geht, um ihnen das furchtbare Schlagen mit dem Schwanze zu verleiden. Hat man sie dann auf das Deck geheißt, so stehen die Zimmerleute mit Äxten klar, um den gefährlichen Schwanz abzuhauen, und damit ist die Geschichte fertig, aber mit jenem da, von dem die Flosse stammt, ging es nicht so glatt ab.

Ich war mit einer Hamburger Brigg nach West-Key im Golf von Florida gegangen, aber so etwas von Haien wie dort hatte ich noch nie gefunden. Dort streiften sie in ganzen Scharen herum, kamen bis auf wenige hundert Schritte nahe ans Land und bei ruhigem Wasser sah man überall ihre Rückenflossen über Wasser.

Ich hatte einen Kameraden, Hans mit Namen, der die Bestien fast noch mehr haßte als ich, seitdem eine solche seinem besten Freunde beim Baden vor seinen Augen beide Beine dicht unter dem Leibe abgebissen und ihn, ehe das Boot zu Hilfe kommen konnte, unter Wasser gezogen und verschlungen hatte.

Wir brannten deshalb darauf, unter ihnen etwas aufzuräumen, wußten es aber nur nicht recht anzufangen. So nahe an das Schiff kamen sie nicht, um sie angeln zu können und aus dem Boote es zu thun, war zu gefährlich. Ein Schlag mit dem Schwanze hätte es zerschmettert, und dann waren wir aufgeschrieben. Da fiel uns ein, daß hinten im Schiffe sich noch ein paar alte Blunder-Büchsen mit trichterförmiger Öffnung herumtrieben. Wenn wir in sie eine ordentliche Portion gehacktes Blei luden, dann konnten wir den Bestien damit eins auswischen, an dem sie genug hatten. Der Steuermann erlaubte uns, zwei davon zu nehmen und gab uns auch Pulver. Sie hatten wohl in früheren Zeiten zum Schutze gegen Seeräuber gedient und waren ziemlich verrostet, aber mit Hilfe des Zimmermanns brachten wir sie in Ordnung, luden die Dinger mit einem Pfunde gehacktem Blei und fuhren eines Sonntagsnachmittags bei schönem Wetter auf die Jagd.

Wir hatten auch nicht lange zu warten. Keine 500 Schritt vom Lande sahen wir schon verschiedene Flossen die Wasserfläche sicheln und setzten Kurs auf die größte. Sehr bald waren wir auf 30 Schritt heran, hielten dann aber still mit Rudern und griffen schnell zu unseren Büchsen, denn der Hai, ein ganz gewaltiger Kerl, kam uns gerade entgegengeschwommen und war bald auf Bootslänge heran. Dann wartete er eine kleine Weile und äugte uns so niederträchtig mit seinen kleinen Schweinsaugen an, als wollte er sagen: ‚Na, da finde ich ja einen netten Bissen, wartet nur, in fünf Minuten, dann habe ich Euch im Magen.‘ Nun er konnte recht haben, denn ein Schwanzschlag hätte uns geliefert, und ich kann gerade nicht sagen, daß uns bei dem Gedanken sehr wohl war, aber trotzdem hockten wir schnell im Boote nieder, legten die schweren Büchsen, die wir nur mit Mühe heben konnten, auf den Dullbord und zielten.

Der Hai lag noch immer ruhig und hatte nur seine kleinen Jagdhunde, die blau- und weißgestreiften Lootsmännchen, abgeschickt, um uns näher zu beschnüffeln und ihm zu sagen, wie er am besten dem Boote eins mit seinem Schwanze auswischen könnte, den er aus Vergnügen schon leise hin und herbewegte.

Das war unser Glück, denn sonst hätten wir wohl vorbeigeschossen, und wir konnten nun seinen Kopf gut aufs Korn nehmen.

„Bist du fertig, Hans?“ fragte ich meinen Kameraden.

„Alles klar!“ erwiderte dieser, „ich denke er wird schön prusten, wenn ihm das ins Gesicht fliegt.“

„Nun, dann paß' auf. Eins, zwei, drei!“ Bums! da donnerten die beiden alten Büchsen gleichzeitig los.

Herr Gott, was kam aber nun! Ich dachte, wir gingen direkt hinunter in Gottes Keller.

Wir erhielten einen so furchtbaren Stoß gegen die Brust, daß wir beide kopfüber nach hinten zu in das Boot stürzten und übereinanderkegelten, während gleich danach ein zweiter Knall ertönte, als ob die Büchsen von selbst noch einmal losgegangen wären. Dann fing das Boot trotz der ganz glatten See so toll an zu schlingern, daß es von beiden Seiten Wasser schöpfte und um ein Haar gekentert wäre, bis es sich endlich wieder beruhigte.

Nun, uns war dabei gar nicht mollig zu Mute und es dauerte eine ganze Weile, bis wir uns von unserem Schreck erholten und uns aufrichteten. Glücklicherweise war bei unserem Sturz uns nichts Schlimmes passiert und wir hatten uns nur an den scharfen Kanten der Inhölzer etwas die Knochen geschrammt. Nun wußten wir aber auch, wie es gekommen war. Wir hatten zu viel Blei in die Büchsen gestopft und die gaben uns Kopfstücke. Der zweite Knall war ein Schwanzschlag des Hai gewesen, der das Boot zwar nicht getroffen, aber eine solche See aufgewühlt hatte, daß sie es umzuwerfen drohte.

Natürlich sahen wir uns sofort nach unserem Freunde um. Er lag noch fast auf derselben Stelle, wo wir nach ihm geschossen, aber jetzt ganz still und bewegte weder Flossen noch Schwanz. Wir mußten ihn also wohl so gut getroffen haben, daß er gleich tot war, und das Benehmen der Lootsmännchen bestärkte uns in diesem Glauben. Wenn man nämlich einen Hai fängt und ihn aus dem Wasser zieht, dann schießen seine kleinen Begleiter ganz ängstlich hin und her und suchen offenbar ihren Herrn. Gerade so machten sie es jetzt, bewegten sich immer um seinen Kopf und schienen ihn zu beschnuppern.

Wir trauten jedoch der Sache nicht. So ein Kerl hat ein unglaublich zähes Leben. Es passiert gar nicht selten auf den Schiffen, daß man aus Wut gegen die blutgierigen Räuber sie wieder über Bord wirft, nachdem man ihnen den Schwanz abgehauen und sämtliche Eingeweide herausgerissen hat, aber meistens schwimmen sie dann ruhig weiter, bis die eigenen Kameraden den angeschnittenen Braten wittern und sich daran zugute thun.

Wir waren deshalb vorsichtig, machten mit dem Boote ein paar Schläge rückwärts und warteten eine ganze Weile. Als er sich aber immer noch nicht rührte, gingen wir wieder näher heran und stießen ihn mit dem Bootshaken an. Richtig! er war tot und fiel auch durch den Stoß etwas auf die Seite, so daß wir das Weiße von seinem Bauch sahen, aber auch, daß wir gut getroffen hatten. Das eine Auge war ihm ganz ausgeschossen, der Kopf zeigte überall Löcher von den Bleistücken, und das Wasser wurde rot von dem auslaufenden Blut.

Nun, Sie können sich denken, daß wir nicht wenig stolz auf unsere Beute waren, aber noch mehr anzuschießen, konnten wir uns doch nicht entschließen. Die alten Donnerbüchsen hatten uns einen solchen Knuff gegeben, daß wir ihnen nicht länger trauten. Wir gaben deshalb die Jagd auf, obwohl wir in der Ferne noch genug Rückenflossen umhersegeln sahen, und beschlossen, das Ungetüm in das Schlepptau zu nehmen und es an Bord zu bugsieren, um es unsern Kameraden zu zeigen.

Wir nahmen deshalb die Fangleine, schnürten sie ihm um den Leib hinter die Rückenflosse, so daß erstere nicht abschlippen konnte, machten das andere Ende hinten im Boot fest, steckten uns ein Pfeifchen an und griffen seelenvergnügt zu den Riemen, um die Bestie an Bord zu schleppen.

Nun soll man aber den Tag nicht vor dem Abend loben, denn schon nach ein paar Minuten waren unsere Pfeifen wieder ausgegangen und um ein Haar unser Lebenslicht mit ihnen.

Der Hai war nämlich nicht tot, sondern nur betäubt gewesen, und dieser Irrtum bekam uns sehr schlecht. Jetzt erholte er



Wildfutterplatz im Winter. Nach einer photographischen Aufnahme.

sich wieder und als er merkte, daß er gegen seine Gewohnheit mit dem Schwanz voran durch das Wasser ging, wollte er sich die neue Mode nicht gefallen lassen und muckte ganz gehörig dagegen auf.

Plötzlich fühlten wir einen gewaltigen Stoß im Boote, so daß dasselbe einige Schritte rückwärts und näher an den Hai flog, aber ehe wir noch weiter darüber nachdenken konnten, da kam auch schon die Geschichte. Mit einem einzigen Schwanzschlage von unten herauf wurde das ganze Heck des Bootes zerschmettert, und wir selbst flogen beide mit einem Hechtsatze in die Luft und in hohem Bogen 10—12 Fuß weit ins Wasser.

Daß wir nicht Hals und Beine dabei brachen, kann ich heute noch nicht begreifen, aber wir kamen ganz gesund im Wasser an. Es war zwar flach, aber immer noch tief genug, um im Stehen trinken zu können, und da saßen wir nun mit dem Kink vor dem Block. Wir waren ja beide tüchtige Schwimmer und hätten wohl bald das Land erreichen können, wenn nur nicht der verdammte Hai gewesen wäre. Der aber raste wie toll in kleinem Kreise um uns her und schleppte die Fangleine mit einem großen Stück Holz, das jene aus dem Boote gerissen, mit sich.

„Jan," sagte Hans zu mir, „ich glaube, diesmal geht's uns an den Kragen."

Mir schien es auch so, aber was ein ordentlicher Seemann ist, der gibt die Hoffnung nicht eher auf, als bis ihm das Wasser über die Nase geht, und wir hatten doch noch den ganzen Kopf draußen.

„Na, damit wollen wir noch ein bißchen warten," erwiderte ich, „das kommt immer früh genug. Es scheint, als ob die Bestie höllische Kopfschmerzen hat, und vielleicht ist sie ganz blind und wir steuern glatt an ihr vorbei. Vorläufig wollen wir einmal sehen, ob wir nicht die Leine fassen können, deren Ende mit dem Holzschwimmer daran uns immer vor der Nase herumfuchtelt. Nur nicht den Kopf verlieren!"

„Hast recht," rief Hans, und nach ein paar Stößen hatten wir glücklich das Ende gepackt, obgleich wir eigentlich beide nicht recht wußten, wozu das nützen sollte, aber in solchem Augenblicke, da thut man mancherlei. Als der Hai merkte, daß er plötzlich eine ganze Portion mehr zu schleppen hatte, wurde er erst recht wild und ging wie ein Wirbelwind mit 20 Meilen Fahrt los, zuerst immer noch in demselben kleinen Kreise, so daß es uns nicht viel genierte, da wir fast auf derselben Stelle blieben und uns nur umzudrehen brauchten. Es schien, daß er keinen geraden Kurs mehr halten konnte, weil ihm ein Auge ausgeschossen war, und es war gerade wie im Zirkus. Der Hai stellte das Pferd vor und wir die Stallmeister, bloß daß wir keine Peitsche hatten und er auch ohne sie schon scharf genug galoppierte. Das dauerte wohl eine Viertelstunde, dann fing er an langsamer zu schwimmen.

„Du Jan," meinte Hans, „ich glaube, der läuft sich tot."

„Das wäre gut für uns," sagte ich, aber ich traute dem Frieden nicht und sehr bald zeigte es sich auch, daß ich recht hatte.

Ob die Kanaille uns verstanden hatte, weiß ich nicht, aber kaum waren die Worte heraus, da zeigte er, daß er noch verdammt lebendig war.

Bis dahin hatte er immer mit Ruder hart Backbord gesteuert und daher das Kreislaufen, jetzt aber legte er es auf einmal mittschiffs und nun ging er mit uns in geradem Kurse ab, direkt nach See zu. Na, da war aber Holland in Not. Donnerwetter, war das eine Tour! So viel wir uns auch mit aller Gewalt stemmten, es half uns nichts. Er sauste mit uns durch das Wasser, daß wir eine Bugwelle machten, wie eine holländische Kuff mit einem Nordweststurm von hinten, und die See uns nur immer so über die Köpfe brach.

Das ging natürlich nicht lange so, entweder hätten wir uns die Arme ausgerissen oder wir wären erstickt, dann hätte der Hai uns nur um so bequemer zum Verschlucken gehabt und schon nach wenigen Sekunden ließen wir, wie auf Kommando, beide gleichzeitig los.

„Jetzt nach dem Lande," rief ich Hans zu, „sonst geht die Sache schief!" Wir strichen aus, was das Zeug halten wollte und als ob jemand mit der Hetzpeitsche hinter uns säße.

Wir kamen auch flott vorwärts und waren kaum noch hundert Schritte vom Ufer, als ich mich umsah.

Herr Gott, ich dachte, mich sollte der Schlag rühren; der böse Feind saß mir dicht

auf den Hacken, keine drei Schritte hinter mir. Meine armen Beine! Im nächsten Augenblicke mußte er sie fassen.

Aber es geht nichts über einen guten Gedanken, wenn man in solcher Klemme sitzt. Wegen seines weit vorstreckenden Oberkiefers kann der Hai nicht gerade zubeißen, sondern muß sich auf den Rücken werfen, um die Beute zu packen und ebensowenig kann er es, wenn diese auf der Oberfläche schwimmt. Ob mir das nun gerade einfiel, weiß ich zwar nicht, aber es muß wohl so gewesen sein, denn jedenfalls handelte ich danach.

Es schien, als ob ich auf einmal von Gummi gewesen wäre und von unten einen gehörigen Schubbs bekommen hätte, denn ich flog fünf bis sechs Fuß in die Höhe, machte einen regelrechten Kopfsprung, wie der beste Seiltänzer, und fiel dann mit den Beinen nach unten .....“

Plötzlich unterbrach sich der Erzähler und lauschte. „Was ist?“ riefen die Junker. „Pst!“ machte Fölsch.

„Boot ahoi!“ hörte man den Ruf der Schildwache am Fallreep und aus dem Boote ertönte die Antwort, die man aber nicht klar verstehen konnte.

Fölsch nahm sofort die Laterne herunter. „Machen Sie, daß Sie fortkommen,“ flüsterte er den Besuchsjunkern zu, „der erste Offizier kehrt zurück; wenn er das Licht von draußen durch das Ochsenauge hat scheinen sehen, dann ist der Teufel los. Und die Herren Arrestanten schnell in die Hängematte. Wenn er frägt, habe ich bloß noch einmal revidiert.“

Während die Junker, die gerade im Augenblick der größten Spannung so unangenehm enttäuscht waren, sich aus dem Staube machten, raffte der Unteroffizier schnell die leeren Bierflaschen zusammen, um sie in dem Bändselspinde zu verstecken und staute die Matratzen fort.

Bevor er jedoch noch damit fertig war, kam einer der entflohenen Kadetten zurück und sagte mit freudestrahlendem Gesichte: „Blinder Lärm! Das Boot ist leer zurückgekommen, der erste Offizier bleibt die Nacht am Lande.“

Wie schnell Honolz und Martin wieder aus ihren Hängematten sprangen und die übrigen sich um Fölsch scharten! „Weiter, weiter“ baten sie einmütig, „was wurde mit dem Hai?“ und der alte Unteroffizier ließ sich erweichen.

„Wie weit war ich denn gekommen?“ fragte er.

„Sie hatten sich aus dem Wasser geschnellt und fielen wieder herunter.“

„Ja richtig, nun, was meinen Sie wohl, wohin?“

„Nun natürlich in das Wasser.“

„Das hätte man allerdings denken sollen, aber es war doch nicht ganz so, denn ich saß plötzlich rittlings auf dem Rücken des Hai, der gerade unter mir durchschoß, als er vergebens nach mir geschnappt hatte. Teufel und Pumpstock! Wie fuhr mir der Schreck durch die Glieder, das war eine ganz besondere Sorte von Marine-Kavallerie!

Unwillkürlich griff ich nach dem Knoten der um seinen Leib geschlungenen Fangleine, um mich festzuhalten. Nun ich hatte es wahrhaftig auch nötig, und der Hai war wohl nicht weniger erschrocken, als ich selbst, als er plötzlich einen schweren Reiter auf sich fühlte. Die Sporen brauchte ich ihm nicht zu geben, er ging wie rasend mit mir ab. Es war ein Glück, daß wir ungefähr nur fünf Fuß Wasser hatten, so konnte er nicht tiefer tauchen und ich blieb bis zur halben Brust über Wasser, obwohl mir trotzdem die Bugwelle bis unter die Nase stieg und der Wasserdruck gegen meinen Körper so groß war, als wollte er mich zu Brei quetschen.

Lange hätte ich es aber doch so wie so nicht ausgehalten, wenn mein neumodisches Seepferd in seinem Schreck nicht einen falschen Kurs gesteuert hätte. Statt nach See ging er nämlich diesmal direkt auf das Land los. Bis ganz nahe an das Ufer hielt sich die Wassertiefe ziemlich gleich, dann aber stieg der Grund in schräger Linie schnell auf. Wie vom Bösen besessen raste der Hai mit fliegender Fahrt dahin, bis er plötzlich fast mit dem ganzen Leibe auf dem Trockenen saß und nur noch der Schwanz in flottem Wasser spielte.

Bei dem Stoppen bekam ich natürlich einen solchen Ruck, daß ich einige Fuß in die Höhe flog, aber als ob die Bestie, der ich mit knapper Not aus den Zähnen geschlippt war, mir zu guterletzt noch einen Denkzettel auswischen wollte, versetzte sie mir im selben Augenblicke noch einen ganz gehörigen Schwanzhieb gegen meinen Sitzteil. Da ich aber schon in der Luft war und nach vorwärts flog, so kam ich noch

einigermaßen gut davon und machte nur einen um so größeren Bogen nach dem Ufer zu. Als ich aus meiner Betäubung erwachte, stand Hans bei mir.

„Du Jan," lachte er, „das war ein forscher Ritt, den dir so leicht keiner nachmacht und du hattest es verdammt eilig. Wie steht's aber mit deinen Rund- und Inhölzern, alles heil, oder muß etwas gespleißt werden?"

„Alles klar," erwiderte ich, nachdem ich meine Knochen befühlt und nichts gebrochen gefunden hatte, obwohl mich mein ganzer Körper schmerzte, als hätte er in einer Stampfmühle gelegen. „Aber wo ist der Hai?"

„Dort liegt er noch, wo er auf den Strand gesegelt, aber wir müssen ihn bald unschädlich machen, denn sein Schwanz liegt frei. Er haut damit wie verrückt und arbeitet sich am Ende doch noch wieder los."

„Hast Recht, Hans," sagte ich, „aber womit? Unser Boot treibt dahinten und die Donnerbüchsen liegen auf dem Grunde. Wenn er so schlägt, können wir auch nicht mit dem Messer an seinen Leib."

„Nun, ich glaube, sein Kopf ist durch das gehackte Blei schon ziemlich mürbe geworden," sagte mein Kamerad. „Wie wäre es, wenn wir ein bißchen nachhülfen. Dort liegen ein paar schöne Korallensteine, die wir als Hammer gebrauchen können und danach wird er wohl still werden."

Gesagt, gethan! Wir nahmen beide einen Stein von einem halben Centner und rammten damit den Schädel unsers gemeinschaftlichen Freundes so gründlich, daß er nach einigen Minuten nur Brei war, die Schwanzschläge aufhörten und er seine schwarze Seele aushauchte.

Dann schleppten wir ihn an der Fangleine noch ein bißchen höher auf den Strand und schnitten ihm den Leib und den Magensack auf, der ja vom Hals bis an den Schwanz reicht. Es waren wunderbare Dinge, die wir darin fanden, einen zerbrochenen Porzellanteller, eine Bürste, einen alten Schuh, eine Cigarrendose, eine Maultrommel, auf der er wohl hatte spielen wollen und die ihm aus Versehen die Kehle hinuntergerutscht war, und einen ganzen Haufen Menschenknochen.

Nun, wir gaben uns zufrieden, daß es nicht unsere eignen waren, obgleich noch Platz genug für uns beide gewesen wäre.

Hans nahm sich die Cigarrendose und die Maultrommel zum Andenken und lernte auf ihr mit der Zeit ganz nett spielen, ich aber schnitt mir die Rückenflosse ab und nagelte sie zuerst auf das Bugspriet, weil sie Glück bringt, und das hat sie auch redlich gethan. Unsere Brigg war ein alter Kasten und so leck, daß wir sie öfter auf den Pumpen über See tragen mußten, aber sie hielt doch zusammen, und wir kamen mit ihr glücklich nach Hamburg zurück. Auf der nächsten Reise ging sie jedoch verloren, denn meine Flosse hatte ich mit mir genommen und da war es kein Wunder.

Inzwischen hatte der Steuermann unser Unglück vom Schiffe aus gesehen und ein anderes Boot geschickt, um das zerbrochene aufzufischen und uns an Bord zu holen. Merkwürdigerweise waren die Donnerbüchsen nicht aus dem gekenterten Fahrzeuge gefallen, sondern hatten sich unter den Duchter eingeklemmt und so bekamen wir sie wieder, sonst hätten der Steuermann und wir gewiß vom Kapitän tüchtig etwas auf den Kaftan gekriegt. Die Jolle flickte der Zimmermann wieder zusammen und so war alles gut. Seit der Zeit," schloß Fölsch sein merkwürdiges Garn, „habe ich wohl noch ein paar Dutzend Haie gefangen, aber immer nur vom Schiffe aus mit der Angel, geritten habe ich jedoch auf keinem wieder. Nun aber ist es Zeit, daß Sie sich zur Koje machen, Junker, es hat eben schon 6 Glas geschlagen (11 Uhr) und morgen ist Sonnabendsdeckscheuern, da heißt es um 4 Uhr wieder heraus."

„Danke, danke, Fölsch, für die hübsche Erzählung," riefen die jungen Kadetten, die jedes Wort geglaubt, während der erfahrenere Honolz in Gedanken verschiedene zähe Stellen aus dem Garn herausgeschnitten hatte. Trotzdem war auch er mit großem Interesse gefolgt.

„Kommen Sie morgen Abend wieder?" fragte er.

„Wenn das Gliederreißen mich nicht zu sehr plagt, dann ist es möglich," erwiederte Fölsch.

Dank der Medizin plagte es ihn nicht am anderen Tage und er erschien abends ganz munter, um seinen jungen Freunden ein anderes Garn vorzuspinnen.

Moderne Pianisten und Pianistinnen.

Von Ferdinand Pfohl.



Anton Rubinstein. Nach einer Aufnahme von Elliott & Fry, London.

Das Klavier ist der Taufzeuge der modernen Musik: es stand an der Wiege einer aus künstlichen Anfängen zu kräftigem Wachstum emporstrebenden instrumentalen Kunst, es begleitete sie durch alle Phasen ihrer Entwickelung und wurde schließlich ein Symbol, in dem sich ein gutes Teil der Musikgeschichte von fast drei Jahrhunderten verkörperte. Das Klavier ist das Instrument der Harmonie, der Polyphonie, der Selbstherrlichkeit und in dieser Eigenschaft hat es sich den Erdball erobert. Es ist das Soloinstrument im ausgezeichneten Sinn des Wortes. Die Geige ist der musikalische Singular, das Klavier aber verfügt über einen Plural von Musik. Kein anderes Instrument, die Orgel ausgenommen, kann dem Klavier mit seinem die tiefsten wie die höchsten Oktaven unseres Tonsystems umspannenden Umfang, mit seiner rauschenden Tonfülle, mit seinem aufregenden, an tönenden Stahl gemahnenden Klangtimbre und in seiner Eigenschaft, ein Medium der höchsten Virtuosität zu sein, als Rivale an die Seite gestellt werden! Diesen glänzenden Vorzügen gegenüber fällt eine Schwäche doppelt schmerzlich auf: das Klavier besitzt, wie Undine, keine Seele. Kalt, ein tönendes Glas, ist sein

Toncharakter und nur der Künstler vermag es, dem toten Instrumente Leben und Seele einzuhauchen. Und man ist gewohnt, dieses Vermögen des Künstlers so sehr als das Kriterium des modernen Pianistentums anzusehen, daß aus der Legion der Klavierspieler von heute und gestern nur wenige Namen zu jener allgemeinen Wertschätzung, zu jener schönen Volkstümlichkeit gelangt sind, welche dem echten Künstlertum erst die volle Geltendmachung seiner idealen Mission ermöglicht. An der Spitze dieser Auserwählten steht Anton Rubinstein. Wer kennt ihn nicht, diesen Klavierjupiter, der mit dem Schütteln seines Lockenhauptes die Konzertsäle erbeben macht? Wer kennt ihn nicht, den riesenhaften Mann mit den von scharfen Linien umrissenen Gesicht, der viereckigen Stirn, den fest aufeinander gepreßten Lippen und der sarmatischen Nase? In Wechwotynez, einem weltverlorenen Winkel der Wallachei, wurde Rubinstein am 30. November 1830 geboren. Die Eltern übersiedelten bald nach der Geburt des Kleinen nach Moskau, wo der Vater eine Bleistiftfabrik errichtete. Unter den Augen seiner geistig hochbegabten, intensiv musikalischen Mutter wuchs Anton empor, die Seele voll Musik, das Herz voll Harmonieen. Er war ein Wunderkind der genialsten Art und wenn er bereits mit neun Jahren sein erstes Konzert gab und mit grenzenlosem Überschwang gefeiert wurde, so folgte er damit nur der allgemeinen Tradition, wie sie bei Wunderkindern üblich. Mit sieben, spätestens mit neun Jahren das erste Konzert gegeben zu haben, gehört nun einmal zum guten Ton in der Welt der Wunderkinder. In Begleitung seines vortrefflichen Lehrers Villoing unternahm der Knabe einen Konzertausflug nach Paris, wo dem genialen



Hans von Bülow.

Flügelhelden aus dem parfümierten Enthusiasmus der glänzenden Salons mit ihrer mehr in äußerer Ekstase und pathetischen Ausrufen sich gefallenden, als durch Tiefe und Wahrheit ausgezeichneten Kunstbegeisterung das Wort des größten Pianisten aller Zeiten, die Stimme Franz Liszts, an das Ohr schlug: „Seht, der wird der Erbe meines Spiels!“ Der Gefahr, in Paris sein Capua zu finden, begegnete die fürsorgliche Mutter, indem sie mit Anton und seinem gleichfalls ungewöhnlich begabten jüngeren Bruder Nikolaus, dessen Reife leider der Tod ein allzu frühes Ende setzte, eine Studienreise nach Deutschland unternahm. Berlin war das nächste Reiseziel, wo die Brüder ernsthafte theoretische Studien trieben unter der Leitung Dehns, eines Mannes, der im damaligen Berlin das Ansehen einer musikalischen Autorität ersten Ranges genoß. Erschloß sich hier dem jungen Künstler des Lebens ernstes Führen, so gestattete ihm die frohe Beweglichkeit seines späteren Wiener Aufenthaltes seiner Lust zum Fabulieren vollauf Genüge zu thun. Ja, mit einem Flötisten im Bunde unternahm Anton selbst einen Ausflug nach Ungarn, wo er in den romantischen Reizen des Pußtenlebens sich berauschte. Nach Berlin zurückgekehrt zwangen die Unruhen des Jahres 1848 den Künstler zur Rückkehr in die russische Heimat. Die Musen fühlen sich im Pulverdampf nicht wohl. In Petersburg ließ er sich nun dauernd nieder und im warmen Sonnenstrahl fürstlicher Gunst, welche ihm die für alles Große und Schöne begeisterte Großfürstin Helene in reichstem Maße schenkte, entfaltete sich auch sein schöpferisches Talent in üppiger Fruchtbarkeit. Mehrere Opern und feurige, kühn angelegte Kompositionen

reiften hier, die ihrem Schöpfer Ehren auf Ehren einbrachten und dem Lorbeer des gefeierten Virtuosen die Palme des schaffenden Künstlers hinzufügten. Allmählich stieg Rubinstein zum Range eines musikalischen Diktators in der Kaiserstadt an der Newa empor. Er wurde der Mittelpunkt des gesamten musikalischen Lebens: eine gewaltige, einigende Persönlichkeit von imponierender Intelligenz und stahlharter Energie. Sein Ruhm als Virtuose hatte sich auf zahlreichen Konzertausflügen, welche die westliche Hemisphäre unsers Planeten mit den leuchtenden Spuren ungeheurer Triumphe bedeckten, bis zum blendenden Glanze erhellt. Zwar sagte Rubinstein selbst einmal, nachdem er unter den Zauberhänden eines Liszt die Mondscheinsonate erklingen gehört, „im Vergleiche mit ihm sind wir anderen Pianisten allezusammen dumme Jungen," aber diese Bescheidenheit, diese Unterordnung dem Altmeister des modernen Klavierspiels gegenüber ist nur eine subjektiv begründete. In Wirklichkeit ist Rubinstein die genialste Virtuosenerscheinung unserer Zeit und mit jenem Cyklus von sieben die Meisterwerke der gesamten Klavierlitteratur umfassenden Vortragsabenden, mit denen er seiner Virtuosenlaufbahn den denkbar großartigsten Abschluß gab, vollbrachte Rubinstein eine Riesenthat, die in den Annalen der Konzertgeschichte ohnegleichen dasteht. Rubinstein ist ein Titane des Klaviers. Aus seinem Spiel sprüht es wie Flammen, in denen seine ungebändigte Leidenschaftlichkeit, sein Feuergeist emporlodert. Er besitzt die wunderbare Gabe hinzureißen, zu faszinieren, dem Hörer seinen eignen Willen mit stürmischer Beredsamkeit aufzuzwingen. Rubinstein ist auf den Tasten nicht unfehlbar; er schlägt sogar, namentlich bei Sprüngen in der linken Hand, häufig auf „Töne zur Linken," von denen die Rechte nichts wissen will; vielleicht eine Folge seiner physischen Sehschwäche. Aber welche unvergleichliche Ausdrucksgewalt ist seinem Spiel eigentümlich! Wie weiß er zu rühren mit einer schmelzend hingehauchten Melodie, welche Accente von Melancholie stehen ihm zu Gebote, wie vermag er zu trösten, zu beruhigen, zu entflammen und zu begeistern! Wie er in seinem Schaffen ganz und gar von augenblicklichen Inspirationen abhängig ist, so gewährt er beim Spiele selbst den Anblick einer menschgewordenen Inspiration: sein ganzes Wesen scheint nur das Organ dieser Inspiration zu sein, die sich in der Haltung seines Körpers sowohl wie in dem so ungemein charakteristischen Antlitz völlig auslebt. Rubinstein pflegt in solchen Augenblicken mit den Lippen eigentümliche Bewegungen und Zuckungen auszuführen, als wollte er seine Musik auch schmecken. Sie würde selbst den Olympiern munden, denn sie ist Nektar und Ambrosia ... Am gefährlichsten sind und bleiben für Rubinstein die Allegrosätze: denn hier geht ihm sein Temperament, das wie ein edler Renner auf den grenzenlosen sarmatischen Steppen freiester Freiheit bedarf, um sein zu können, was es ist, gewöhnlich durch. Muß man die riesenhafte geistige Spannkraft bewundern, mit welcher Rubinstein solche Galoppaden der Leidenschaft und einer bis zur höchsten Ekstase gesteigerten Empfindung in Szene setzt, so kann man doch andererseits nicht in Abrede stellen, daß durch diese überstürzten Zeitmaße die Klarheit des Kunstwerkes und damit das objektive Verständnis für dasselbe arg geschädigt wird. Man hat die Empfindung, als säße man in einem mit voller Geschwindigkeit fahrenden Eisen-


Eugen d'Albert.



Ignaz Paderewski.
Nach einer Aufnahme von Elliott & Fry, London.

bahnzug und sollte nun die Sandkörnchen am Bahndamm zählen! Aber wer würde deswegen einem Rubinstein zürnen! Das direkte Gegenstück dieses Rubinstein mit seiner rasenden Bravour und seiner den Ossa auf den Pelion türmenden Kraft ist Hans von Bülow. Besitzt Rubinstein die Leidenschaft, den phantastischen Überschwang des Poeten, so ist für Bülow die kühlere Ruhe des Denkers, des Philosophen charakteristisch. In seinem Spiele kommt die Dialektik zum Ausdruck, es ist in dem Maße mehr geistig als jenes Rubinsteins mehr sinnlich ist. Bülow huldigt der höchsten Klarheit in der Darstellung des Gegebenen und in seiner Treue gegen das Kunstwerk vergißt er nicht, selbst dem kleinsten Atom jene Aufmerksamkeit zu schenken, welche seiner Bedeutung im Zusammenhange mit dem Kunstwerke zukommt. Bülow ist der Analytiker des Klavierspiels. Er verfolgt die Elemente der musikalischen Verbindungen bis in ihre feinsten Zellen, er zeigt uns ihre Verwandtschaften, er läßt diese Elemente vor unsern Augen wachsen, zu Gruppen sich zusammenschließen, in regelmäßigen Formen sich krystallisieren ... Kurz, er führt uns mitten in die Erschaffung der Welt und macht uns zu beglückten Zeugen der Genesis eines Kunstwerkes. Ihm ist das „Es werde Licht“ eigentümlich. Aber Bülow zersägt weder ein Kunstwerk in Späne, noch baut er aus diesen Sägespähnen ein Kunstwerk. Seinem Spiele ist ein so außerordentliches Maß von Logik eigen, daß man im Ganzen das Einzelne, und im Einzelnen stets das Ganze vor Augen hat. Und jene geistige Überlegenheit, die ihm sein Selbstbewußtsein dem von Tausenden gegenüberzustellen und feingeschliffene Sarkasmen wie geflügelte Pfeile treffsicher abzusenden gestattet, äußert sich auch in der bewunderungswürdigen Kunst, Kompositionen des verschiedenartigsten Inhalts in ihrem innersten Wesen stilgetreu zu erfassen. Nach dieser Seite hin ist Bülow ein unübertroffener Meister des Stils, des Vortrags. Die Genialität seiner Auffassungsgabe hat sich vielleicht nirgendwo so glänzend bewährt als bei seinem Vortrag von Beethovens „33 Variationen über einen Walzer von Diabelli,“ ein Stück, dem die Pianisten vor Bülow ängstlich aus dem Wege gingen, das Bülow überhaupt in den Konzertsaal erst einführte, wo er die Rätsel und Wunder, die Tiefen und Höhen dieses unvergleichlichen Werkes zum erstenmale der Öffentlichkeit enthüllte. Unentdeckte Welten reizen ihn: wo die andern bloß Wasser sehen, da ahnt und weiß er Land. Hans von Bülow entstammt der bekannten Familie dieses Namens. Er ist geboren am 8. Januar 1830 in Dresden, hier verlebte er ohne irgendwelche wunderkindliche Anwandlungen seine erste Jugend, dann studierte er in Leipzig Jura und unter dem berühmten Theoretiker Hauptmann Kontrapunkt. Im Revolutionsjahre ging er nach Berlin, lebhaft von den politischen Ereignissen ergriffen; als er in Weimar Wagners Lohengrin gehört, reifte in ihm der Entschluß, sich die Musik zur Lebensgefährtin zu erwählen. Nachdem er sich 1850—1851 bei dem verbannten Wagner in Zürich aufgehalten und als Theaterkapellmeister eine erfreuliche Wirksamkeit entfaltet, zog es ihn abermals nach Weimar zu Liszt und der Meister, in seinem unermeßlichen Wohlwollen dem echten Talente gegenüber, gab der glänzenden Virtuosität des jungen Pianisten die letzte Weihe. Wenige Jahre nachher wurde Bülow der Schwiegersohn Liszts. In den nächsten Jahrzehnten finden

wir Bülow in München, Florenz. 1875 bis 1876 spielte er in 139 Konzerten in Amerika; dann taucht in Hannover, Meiningen, Petersburg, Berlin, Hamburg der seltene Mann empor, überall ein opferfreudiger Missionär der wahren Kunst, ein Triumphator als Dirigent und als Interpret klassischer Klaviermusik, in deren Dienst Bülow wahrhaft ideale Erfolge sich errungen hat.



Moritz Rosenthal.

In ihren individuellen Eigentümlichkeiten, in der vulkanischen Kraft, der feurigen Hingabe und leidenschaftsvollen Aufopferung des einen, in der sonnenklaren Durchsichtigkeit und völligen Durchgeistigung des andern bedeuten Rubinstein und Bülow Typen des modernen Klavierspiels. In der Summe beider sind die Pianisten der jüngeren Generation mitenthalten. Das Verhältnis dieser jüngeren Pianisten zu den beiden älteren Meistern ließe sich graphisch durch Kreise ausdrücken, welche bald kleinere, bald größere Segmentflächen miteinander gemeinsam haben. Ja, einer von ihnen, Eugen d'Albert, ragt zu gleichen Teilen in die Sphäre des einen wie des anderen. D'Albert ist ein begnadetes Talent, das seinen brillanten Schliff der Lisztschen Schule verdankt. Geboren am 10. April 1864 zu Glasgow als Sohn eines Franzosen, der in seiner Jugend an der italienischen Oper in London Tänzer gewesen und einer deutschen Mutter, entwickelte sich frühzeitig sein musikalisches Talent. Mit eiserner Energie arbeitete der Knabe an seiner technischen Ausbildung; nachdem er einige Jahre seinen Lehrern am Royal College of Music in London Veranlassung zum Staunen gegeben, wandte er sich als Stipendiat der Mendelssohnstiftung nach Deutschland. Die alte Musenstätte Weimar hatte ihn mächtig angezogen; dort hatte Liszt eine in ihrer Art einzige Virtuosenschule errichtet. Nach einjährigem Aufenthalte bei Liszt erschien d'Albert in den deutschen Konzertsälen. Das Publikum jubelte dem jungen Virtuosen zu, in dessen Spiel ein markant genialer Zug mit vollendetster Technik und jugendlichem Ungestüm des Vortrags zu künstlerischer Einheit sich verband. Die Virtuosenlaufbahn d'Alberts, die ihn durch die ganze civilisierte Welt führte, ist bisher eine ununterbrochene Reihe der glänzendsten pianistischen Thaten und zahlloser Siege gewesen. D'Albert ist im höchsten Grade das Vermögen eines seelenvollen Vortrags eigen. Unter seinen Fingern blühen und duften die Töne seiner Cantilene wie Blumen, bezaubernd durch ihren süßen Odem, ihren zarten Schmelz. Wenn er sich auf die Klaviatur niederbeugt und ihr den



Arthur Friedheim.
Nach einer Aufnahme von Georg Brokesch, Leipzig.

holdesten Wohllaut abschmeichelt, so scheint es, als ob er heimliche Zwiesprache mit den Tongeistern führe, die im Flügel bisher geschlummert. D'Albert ist Künstler durch und durch. Dies würde man empfinden, auch wenn seine technische Herrschaft über das Instrument nicht eine so absolute wäre, als sie es in Wirklichkeit ist. D'Albert verliert sich niemals in die Sphäre des Gewaltsamen, des Kraftgenialischen, in welcher geschränkt wissen von spezialistischen Neigungen — obwohl sein poesievoller Vortrag der anmutigen und schönheitverklärten Kompositionen Chopins auf das Dichterwort hinzudeuten scheint „aber im engesten Kreis höret der Weiseste auf“ — sondern seine glückliche Begabung legt ihm vielmehr die ganze Klavierlitteratur ans Herz. „Spiele, was du willst.“ Und d'Albert darf es, wie Rubinstein es darf. Bülow, eine Lisztsche



Clara Schumann.

Herrschaft in Tyrannis und Willkür umschlägt. Er bleibt stets, was er ist: eine wahr und fein empfindende, edel und schön gestaltende Künstlerseele. Wenn sich d'Albert je entschließen könnte, selbst ein ganz häßliches Stück zu spielen, unter seinen Händen würde es gewiß schön klingen. Ist Bülow vermöge seines konstruierenden Genies der berufene Interpret der klassischen Meister der Klavierkomposition, so darf d'Albert seine künstlerische Mission nicht nur unein- Rhapsodie donnernd, ist undenkbar; d'Albert steht sie sehr gut zu seiner künstlerischen Physiognomie. Man glaubt sie ihm, bei Bülow würde man sie für Verstellung halten .... In der That spielt d'Albert ebenso ausgezeichnet eine tiefsinnige Sonate Beethovens, wie er eine Schwärmerei Chopins oder ein glänzendes Bravourstück von modernem Zuschnitt vollendet spielen zu können oft genug bewiesen hat. Dieser universelle Zug sichert der ausübenden

Künstlerschaft d'Alberts das Übergewicht über die meisten seiner Mitbewerber um die pianistische Palme. Schon mit J. Paderewski, noch mehr aber mit A. Friedheim und M. Rosenthal beginnt das pianistische Spezialistentum. Jeder aus diesen Trias ist in seiner Art ein excellenter Künstler: aber während für universelle Begabungen, die einen weiten Horizont umspannen, das Distichon mit dem Verse beginnt:

„An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen"

halten es die musikalischen Spezialisten gleich mit seiner oben citierten zweiten Hälfte: sie beginnen mit dem engsten Kreis, statt aufzuhören mit dem engsten Kreis. Ignaz Paderewski hat in letzter Zeit von sich reden gemacht als brillanter Virtuose, der namentlich Chopinsche und Lisztsche Kompositionen mit ihren enorm schwierigen technischen Problemen, mit hoher Eleganz und Bravour beherrscht. Paderewski ist geboren am 6. November 1860 in Podolien. Seine musikalische Erziehung erhielt er am Konservatorium in Warschau, wo er später einige Jahre als Lehrer thätig war und bei Friedrich Kiel



Annette Essipoff.
Nach einer Aufnahme von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.



Klotilde Kleeberg.
Nach einer Aufnahme von E. Bieder, k. Hofphotograph, Berlin und Hamburg.

in Berlin. In die große musikalische Öffentlichkeit führte er sich 1887 ein; sein Ruf bewegt sich in aufsteigender Linie. Er besitzt Geist, Feuer und Temperament, seine Virtuosität ist glänzend. Bei weitem die interessanteste und originellste künstlerische Persönlichkeit der jüngeren Pianistengeneration gehört jedoch Arthur Friedheim an. Geboren am 26. Oktober 1859 von deutschen Eltern in Petersburg, erwarb sich Friedheim neben einer unter den Augen des Weimarer Altmeisters gereiften stupenden Virtuosität eine bei Musikern im allgemeinen, bei Virtuosen im besonderen ganz ungewöhnliche Bildung. Er spricht sogar schlecht Lateinisch. Friedheim ist der Nomade unter den modernen Pianisten; er führt ein Bohèmeleben, das ihn heute mit Überfluß überhäuft und morgen in wunderliche Situationen bringt. Mehrere Jahre hindurch lebte er als Kapellmeister an kleinen Theatern, tauchte dann plötzlich als Pianist großen Styles vor der Öffentlichkeit empor und erspielte sich enthusiastische Erfolge. Aber eine gewisse excentrische Sorglosigkeit hindert ihn, des eigenen Glückes Schmied zu sein. Der große Angorakater, mit dem er zu reisen pflegt, ist ihm lieber als ein ge-



Mary Krebs.

wandter Konzertunternehmer, dem er nur einige freundliche Worte zu sagen braucht, um zu einem Konzert zu gelangen. In Paris fuhr er einmal von seinen Honoraren vierspännig und wohnte in einer prächtigen Villa: aber bloß acht Tage, dann übersetzte er, im Drange des Dasein, ein paar Kapitel Schopenhauer in das Französische .... Als Pianist steht Friedheim in der vordersten Reihe: eine stählerne Kraft, unverwüstliche Ausdauer, markiger Anschlag und eine Technik, welche auf der vollen Höhe moderner Virtuosität steht, sind die charakteristischen Eigenschaften seines Spieles. Er ist ein Lisztinterpret der vornehmsten Art und ausschließlich Lisztspieler. Geniale Naturen sind in ihrer Eigenart immer begrenzt. Wo ein Genie, — oder eine flache Individulität — wenn das nicht Widerspruch ist — mit seltenem Anpassungsvermögen sich aller Styl- und Kunstformen bemächtigt und sie in den Kreis seiner Reproduktion zieht, jetzt Beethoven, dann Schumann und Brahms und Liszt wirklich erfaßt oder auch nur glaubt erfaßt zu haben, da wird das Genie dort vielleicht straucheln, wo der sogenannte „gute Pianist" mit leichten Füßen vorwärts kommt. Das Genie treibt oft zur Spezialität, wie ja das auch Goethe trotz seiner Universalität beweist: dann wird ein großer Lebensinhalt einer einzigen Idee dienstbar gemacht. Goethe war Gelehrter, Anatom, Optiker, Staatsmann, sogar — Excellenz, immer aber war er Dichter. Ein Lisztspieler von Beruf, der Beethoven spielt, ist mit Goethe zu vergleichen, der seine Farbenlehre schreibt: vieles Große, Bedeutende, Überraschende und doch fühlt man eine fatale Bildung aus allem, welche es liebt, mit Gegenständen seltenen Wissens zu prunken! Spezialist in der Kunst zu sein ist aber nur dann gestattet, wenn der Spezialist ein echter Künstler ist. Und das ist Friedheim. Der Vertreter der äußersten Linken unter den modernen Pianisten ist **Moritz Rosenthal.** Rosenthal ist das absolute technische Phänomen, die menschgewordene Bravour, die verkörperte Virtuosität. Er ist 1860 in Wien geboren, eine ausgezeichnete wissenschaftliche und musikalische Bildung wurde ihm in seiner Vaterstadt zu teil. Über seine staunenerregende Virtuosität sprach Liszt den letzten Segen. Dann konzertierte Rosenthal mehrere Jahre mit glänzenden Erfolgen in Amerika, bis er 1890 in den deutschen Konzertsälen erschien, um ungemessenes Erstaunen über seine jeder Beschreibung spottende Klavierherrschaft überall zu erwecken, wo er sich hören ließ. Auch Rosenthal ist ausschließlich Spezialist: er verbraucht Unmassen von brillantem Feuerwerk, die schwierigsten Stücke sind ihm zu leicht und infolgedessen arbeitet er sie für sich um und schmückt sie mit Guirlanden von Terzenläufen, mit Perlenschnüren von Koloraturen. Und alles, was er spielt, trägt den Charakter lächelnder Leichtigkeit. Seine Kraft ist bewunderungswürdig; er erinnert an den Antäus der griechischen Sage: wie dessen Kraft immer wieder sich erneuerte, sobald er nur den Erdboden berührte, so scheint auch aus den Tasten des Rosenthalschen Instrumentes, wie aus einem unerschöpflichen Akkumulator, immer wieder neue Kraft auf ihn, den Spieler, überzuströmen. Rosenthal ist ein mechanisches Genie, oder wenn man will, eine geniale Mechanik. Unter den bedeutenden Pianisten steht er am weitesten ab von Rubinstein und Bülow. Er will für sich betrachtet, für sich geschätzt und für sich allein genossen sein.

Unter den klavierspielenden Virtuosinnen

steht Clara Schumann obenan. Wie von einem milden Schimmer leuchtet es um diese Frau, in deren Leben Akkorde voll seligen Glücks mit herben, grellen Dissonanzen gar seltsam ineinander fließen. Clara Schumann, die Tochter des berühmten alten Klavierpädagogen Friedrich Wieck, eines hochbegabten, aber wunderlichen und starrköpfigen Mannes, wurde geboren am 13. September 1819 in Leipzig. Die ungewöhnlichen künstlerischen Anregungen des väterlichen Hauses, das allen Tonkünstlern und Musikfreunden der alten Lindenstadt an der Pleiße gastlich geöffnet war, wirkten in dem Maße befruchtend auf das intensive Talent des Kindes, daß Clara in einem Alter, wo andere eben erst zur technischen Reife gelangen, schon eine ausgeprägte künstlerische Individualität war. Kaum zur Jungfrau erblüht, war sie ein Stern der Konzertsäle geworden: es war ihr gegönnt, selbst der Huldigung eines Goethe sich zu erfreuen, ohne bei dem Gedanken erröten zu müssen, das Opfer einer Gelegenheitsphrase, einer Salonhöflichkeit gewesen zu sein. Die tiefe, innige Neigung, welche sie mit Robert Schumann verband, bereitete ihr schmerzliche Sorgen, da der Vater einer Verbindung mit dem schwärmerischen Tonkünstler auf das heftigste Widerstand leistete. Endlich, mit Hilfe der Gerichte, wurden Robert und Clara 1840 ein Paar. Aber nur spärlich waren die Jahre des Glücks den Beiden zugemessen. Kurze Zeit darauf, nachdem Schumann nach Düsseldorf übergesiedelt war, zeigten sich die ersten Spuren jenes furchtbaren Gehirnleidens, welches die herrliche Künstlerseele Schumanns zum Versuche des Selbstmordes trieb und schließlich in den finsteren Schatten des Wahnsinns ganz erkalten ließ .... Clara Schumann fand in der Kunst jenen Trost, den ihr das Leben selbst nicht mehr zu bieten vermochte. In Berlin und Baden-Baden schlug sie vorübergehend ihren Wohnsitz auf, seit 1879 lebt sie in Frankfurt am Main. Clara Schumann atmet als Pianistin durchaus den Ozon romantischer Kunst; die Werke ihres Gatten sind es vor allem, welchen sie ein blühendes Leben einzuhauchen vermag. In ihnen lebt ja ihre eigene Seele, ein Stück ihres eigenen innersten Selbst: Citate eines vergangenen Glückes. Clara Schumann ist als künstlerische Erscheinung von eigenartigem Reiz. „Wenn sie den Dreifuß des Tempels besteigt" — so charakterisierte sie Franz Liszt — „spricht nicht mehr das Weib zu uns; sie unterhält uns weder als Dichterin von irdischer Leidenschaft, vom stürmischen Kampf menschlicher Geschicke, noch überzeugt sie uns durch die Kühnheit ihrer Anreden; noch weniger bewirbt sie sich um Sympathien. Eine unterwürfige, glaubens- und ehrfurchtsvoll Geweihte des delphischen Gottes, begeht sie mit schauernder Gewissenstreue seinen Kult: zitternd, auch nur ein Jota des zu kündenden Spruchs zu vermissen, eine Silbe falsch zu betonen, bezähmt sie ihr eigenes Gefühl, um nicht zur schuldig trügerischen Interpretin zu werden. Sie entsagt den eigenen Eingebungen, um als treue Auslegerin das Orakel zu verkünden. Eine vorwurfsfreie Vollendung charakterisiert jeden Ton dieser sanften, leidenden Sibylle, die, Himmelslüfte atmend, mit der Erde nur durch ihre Thränen verbunden bleibt."

Ein Band geistiger Verwandtschaft verbindet Clara Schumann mit Klotilde Kleeberg. Auch diese Künstlerin ist auf einen lyrischen Grundton gestimmt: mehr zierlich als großartig, mehr sanft schmeichelnd als feurig überredend, mehr geistvoll aus-



Sophie Menter.
Nach einer Aufnahme von E. Bieber, k. Hofphotograph, Berlin und Hamburg.

gearbeitet als von wuchtigen Accenten widerhallend, mehr sinnig und graziös, als phantastisch-massig, wirkt das Spiel Klotilde Kleebergs ungemein sympathisch. Ganz ausgezeichnet versteht diese Künstlerin das Kunstwerk logisch zu gliedern und poetische Stimmungen zu fixieren. Auf ihrem Spiele liegt ein Hauch von Jungfräulichkeit, von mädchenhafter Anmut ... Klotilde Kleeberg ist am 27. Juni 1866 in Paris als ein Kind deutscher Eltern geboren. Im Pariser Konservatorium ließen verständige Lehrer ihrem schönen Talente, auf das man frühzeitig aufmerksam geworden war, liebevollste Pflege angedeihen. Mit mehreren Preisen gekrönt, spielte das zarte Mädchen im Alter von zwölf Jahren in mehreren der von Pasdeloup geleiteten Concerts populaires u. a. das C-moll-Konzert von Beethoven unter dem Jubel der nach Tausenden zählenden Zuhörer. Seitdem hat Klotilde Kleeberg auf zahlreichen Kunstreisen den Ruf eines ungewöhnlichen pianistischen Talentes auf das glänzendste behauptet.

Auch Annette Essipoff beweist die Wahrheit des ästhetischen Kardinalsatzes von Friedrich Nietzsche, daß alles Göttliche auf zarten Füßen läuft. Annette Essipoff ist eine bis in die Falten ihrer Seele hochpoetische Künstlerin; sie ist die Chopinspielerin par excellence und in ihrem Vortrag des Klavierkonzertes in F-moll hat sie bis heute keine ebenbürtige Rivalin gefunden. Unter ihren Fingern wird das Ganze zu einem Gedicht voll Passion, voll Schwermut und schwärmerischer Empfindung. Ihr Spiel vermeidet durchaus äußere Effekthascherei, es blendet nicht, erwärmt aber dafür um so mehr; ihr Klavierton, obwohl nicht groß, ist ganz gesättigt von reifer Schönheit und Süßigkeit; ihr Passagenspiel ist graziös, elegant und von äußerster Sauberkeit. Das Leben dieser Künstlerin bewegt sich auf sanfter Ebene; keine himmelstarrenden Felswände, keine verderbendrohenden Abgründe: geboren 1852 in Petersburg, vollzog sich ihre Entwickelung zur Künstlerin ohne Sprünge und Unfälle. Ihr Lehrer war Th. Leschetitzki, dessen Gattin sie seit 1880 ist. Das Künstlerpaar lebt in Wien.



Theresa Carreño.
Nach einer Aufnahme von Elliot & Fry, London

Auch der Lebenslauf der ausgezeichneten Pianistin Mary Krebs entspricht durchaus den äußeren Bedingungen ihres Daseins. Einer Künstlerehe entsprossen — geboren am 5. Dezember 1851 in Dresden — wuchs Mary heran, im Handumdrehen zur excellenten Virtuosin gereift, die durch zwei Jahrzehnte hindurch weit ausgedehnte Kunstreisen unternahm. Als Bachspielerin und Interpretin moderner Klaviermusik erfreut sich Mary Krebs-Breuning — letzterer Name gehört ihrem Gatten zu, mit dem sie in Dresden lebt — eines widerspruchslosen Ansehens. Ihr Klavierspiel wendet sich der heroischen Sphäre zu: es imponiert durch markige Kraft, durch wuchtige Anschlagseffekte, Brillanz und absolute Klarheit. Derselben heroischen Richtung huldigen Sophie Menter und Therese Carreño.

Sophie Menter, geboren in München am 29. Juli 1846, nach galanteren Angaben 1852 — man merkt, daß man es mit Damen zu thun hat — als die Tochter des Cellisten Menter, wurde am Konservatorium ihrer Vaterstadt zur Virtuosin ausgebildet: die letzte Politur erhielt ihr Spiel allerdings erst durch den hochgenialen Karl Tausig und zur edelsten und gehaltvollsten Vollkommenheit wurde es durch Franz Liszt vertieft, dessen großartige unübertroffene Künstlerschaft Sophie Menter sich mit so wunderbarem Aneignungsvermögen

assimilierte, daß Liszt selbst die Künstlerin in Bezug auf die höchste Potenz ihres Ausdruckes „sein einziges legitimes Kind“ nannte, daß man sie in Paris als „l'incarnation de Liszt“ feierte. Frau Menter — die Künstlerin hatte sich 1872 zu kurzer, unglücklicher Ehe mit dem Violoncellvirtuosen D. Popper verbunden — gilt als die Erbin Liszts. Ihr Spiel zeichnet sich durch einen Zug in das Dämonisch-Großartige aus, ihr Anschlag, bald von elementarer Gewalt, bald von ätherischer Zartheit, durchläuft, gezügelt von freiester, beweglichster Empfindung, die ganze Skala jener Farbentöne, die immer sich genialer Anschauung erschließen. Die Farbenpracht des Regenbogens liegt auf ihrem Vortrag, dem übrigens eine zur souveränsten Herrschaft über das Instrument vorgeschrittene Technik mit ihren glitzernden Passagen, ihren wogenden Arpeggien, ihren Funkengarben von Staccati, Arabesken und Trillern und ihren donnernden Oktavengängen, den Stempel der höchsten Meisterschaft aufgedrückt hat. Das Körperliche und das Geistige durchdringen sich hier vollständig, eines zugleich Voraussetzung wie Ergänzung des anderen. In Sophie Menter hat die Lisztsche Virtuosenschule, welche die neuere Klavierepoche inaugurierte, ihren höchsten Trumpf ausgespielt. Sophie Menter ist keine Spezialistin, obwohl sie ein Genie ist: sie spielt in gleicher Vollendung Beethoven und Chopin, wie sie Liszt interpretiert.

Theresa Carreño, in Venezuela (Carracas) am 22. Dezember 1853 als Tochter eines Ministers geboren, in Amerika zur Pianistin erstarkt und seit 1889 in Deutschland mit außerordentlichen Erfolgen konzertierend — vertritt ein wesentlich anderes Genre des Klavierspiels. Zwar, wie Sophie Menter ist sie Heroine: aber sie ist eine cäsarische Individualität, von stolzester Selbstherrlichkeit der Virtuosität, von einer Bravour ohnegleichen; in ihrem Spiel bäumt sich trotzig auf in naturalistischer Großartigkeit eine wilde, wie von herber Prärieluft umwitterte Freiheit, die über jeden Zwang kühn sich hinwegsetzt und nimmer rückwärts schaut .... Theresa Carreño ist ein Herkules des Klavierspiels. In ihrem Anschlag ist oft etwas Gewaltsames, das die spezifisch weiblichen Eigenschaften: liebevolle Hingebung, Sanftheit



Otto Hegner.

und Milde, öfter als entschuldbar verneint. Aber als Individualität und als Typus der absoluten Virtuosität muß Frau Carreño unbedingt respektiert werden. Also: Hut ab, ihr Herren!

Mancher andere klangvolle Name wäre den schon genannten noch anzuschließen, so X. Scharwenka, W. Rehberg, J. Sapelnickoff, Klara Kretzschmar, Anna Grosser u. a. Aber ihre Träger haben sich entweder von der Laufbahn des Virtuosen zu Gunsten einer pädagogischen Wirksamkeit abgewandt oder sie treten nur bei besonderen Gelegenheiten vor die Öffentlichkeit, die leider ein schlechtes Gedächtnis für reproduktive Kunstleistungen besitzt. Ein junges Genie muß hier unter allen Umständen mit Auszeichnung genannt werden: Otto Hegner, der künftige Rubinstein des XX. Jahrhunderts. Otto Hegner wurde in schier kümmerlichen Verhältnissen als der Sohn eines Musikers in Basel am 18. November 1876 geboren. Sein ungestüm zu Tage tretender Musiksinn fand in dem vortrefflichen Komponisten Hans Huber einen sorgsamen und mit ängstlicher Treue ergebenen Pfleger und Bildner. Als Kind von acht Jahren zog der Kleine, von seinem Vater begleitet, in die Welt hinaus: Erstaunen, Jubel und

Rührung bezeichnen die Spuren seiner Kunstreisen, die sich auf ganz Europa und Amerika ausdehnten. Hegner ist ein Talent von Gottes Gnaden: er spielt mit erstaunlicher Reife der Auffassung, sehr sauber und fein, mit Intelligenz und Geschmack. Sein Spiel strotzt von Gesundheit und hat, wie der kleine Virtuose selbst, allerliebste rote Backen.

Der sibirische Grenzstein.

Von Ernst Lenbach.



An der Straße der Verbannten
Steht ein Mal von Stein,
Seinen Fuß umkränzen Veilchen
Und Vergißnichtmein.
Wer verdammt ward nach Sibirien,
Blickt noch einmal dort zurück:
Abschied nimmt er von Europa,
Von der Hoffnung, von dem Glück.
Namen schrieb man auf die Säule —
Thränen tilgten ihre Spur;
Eingegraben sind zu lesen
Noch drei Worte nur:
„Lebe wohl, Maria!“

Quoll es aus des Vaters Herzen?
Aus des Gatten Brust?
Schrieb's ein Jüngling der Geliebten,
Die er lassen mußt'?
Niemand weiß, wem es gegolten,
Niemand weiß, wann es geschehn;
Der es schrieb, er ist verschollen,
Doch die Worte blieben stehn:
Wie im Busen sie ihm brannten,
Tief und scharf grub er sie ein;
Wie sein Mund sie sterbend lallte,
Nennt sie noch der Stein:
„Lebe wohl, Maria!“

Klagend säumt ein Zug Verbannter
An Sibiriens Thor,
Seufzer tönen, Zähren rinnen
Auf den Veilchenflor.
Und im Westen sinkt die Sonne, —
Fernhin übers Reußenland,
Über Feld und Strom und Steppen
Ist ein rotes Netz gespannt;
Funkelnd auf der Säule Flanken
Spielt ein letzter Wiederschein, —
Wie mit Blut geschrieben, flammt es
Weit ins Land hinein:
„Lebe wohl, Maria!“



Markt in Kairo Nach de



a Gemälde von A. J. Franke.



Marienkind.

Von Paul Heyse.

(Fortsetzung.)

Florian stammelte, von dem Glück verwirrt, seinen Herzenswunsch erreichen zu dürfen, einige abgerissene Worte — er sei gleich heute bereit — jeder Raum werde ihm zu seiner Arbeit genügen — er bedaure nur, keine Ölfarben bei der Hand zu haben.

Der Medizinalrat kam ihm rasch zu Hülfe.

„Sie sind ja ein perfekter Aquarellist, lieber Freund, und was das Atelier betrifft, werden Sie diesen Mangel am leichtesten verschmerzen. Das Zimmer hier geht nach Norden, auf der breiten Veranda über mir haben Sie das schönste plein air, das Sie nur wünschen können, und so wird mit Gottes und aller Heiligen Hilfe das gute Werk hoffentlich aufs schönste gelingen."

Der Papa seufzte ein wenig, strich sich wieder über die Augen und fragte dann den Maler, ob er nicht bei ihnen zu Tisch bleiben wolle. Das lehnte der junge Mann eifrig ab, er habe noch allerlei für die Sitzung vorzubereiten, um vier Uhr, wenn es so recht sei, werde er sich in der Villa pünktlich wieder einstellen.

* * *

Mit beflügelten Schritten, von Zeit zu Zeit einen kleinen Freudenschrei ausstoßend, eilte der glückliche Maler den Abhang hinunter und erreichte seinen Gasthof gerade zur Essensstunde. Es war ihm aber unmöglich, im Gastzimmer unter seinen täglichen Tischgenossen sein Mahl einzunehmen. Unter einem beliebigen Vorwande ließ er sich das Essen auf sein Zimmer tragen, genoß aber nur wenig und warf sich dann auf das kurze unbequeme Sofa, die Füße über einen Stuhl gestreckt, um ungestört seinen aufgeregten Gedanken nachzuhängen.

Schon einigemale hatte der Blitz der Schönheit mit ähnlicher Gewalt in seinem Herzen gezündet, das letztemal in Verona, wo er im Laden eines Pizzicarol die bildschöne Verkäuferin, ein vollkommenes Exemplar der lombardischen Frauenrasse, mit so verzückten Augen angestarrt hatte, daß es selbst der Angestaunten auffiel, so lange sie auch schon an dergleichen Huldigungen gewöhnt war. Zum Glück für unsern jungen Freund machte aber der Gatte kurzen Prozeß, bedeutete ihn höflich, daß hier kein Museum sei, wo man lebende Bilder angaffen dürfe, überreichte ihm seinen aufgeschnittenen, etwas streng duftenden Schinken und komplimentierte ihn zur Thür hinaus.

Andern Tags hatte er ohnehin abreisen wollen, und auf der kühlen Fahrt über den Brenner war der blitzartig entstandene Brand unschädlich wieder erloschen.

Seit er nun der „neuen Richtung" sich

zugewandt, hatte er sich zwar geflissentlich alles Schwärmens für schöne Formen enthalten; sein strenges Fasten aber war nicht im Stande gewesen, den eingeborenen Trieb jeder gesunden jungen Natur zu ersticken, hatte vielmehr heimlich desto mehr Zündstoff in seinem Blute angesammelt, so daß die mystischen Flämmchen unter den bewußten breiten Augenlidern keine sonderliche Mühe hatten, einen lichterlohen Brand anzufachen.

Ihn zu schüren, trug die Hoffnungslosigkeit nicht das Wenigste bei. Hier war durch ein leidenschaftliches Werben nichts zu erreichen; das reizende Menschenbild würde sich ewig niemals zu seinem Anbeter herabneigen, so wenig wie irgend eine gemalte Heilige jemals einem verliebten Gläubigen die geringste Gegenliebe geschenkt hat.

Und doch labte sich der Einsame auf seinem harten Lager an diesen selig unseligen Gefühlen, da er sich nach langer selbstauferlegter Entbehrung zum erstenmal wieder in die Gewalt der Schönheit wehrlos ergab. Er verglich im Geiste seine Veroneserin mit diesem Münchener Kinde und war keinen Augenblick in Zweifel, daß die Frau des Pizzicarol hinter der Tochter des Regierungsrats zurückstehen müsse, ganz abgesehen von dem Unterschiede der Düfte eines italienischen Fleischwarenladens und der Rosen und Reseda atmenden Luft in Fräulein Annerl's Garten.

Er nahm sich vor, sein Bestes zu thun und sich von den jungen Augen nicht verwirren zu lassen.

Als er jedoch um die bestimmte Stunde, mit seinem Malgerät versehen, wieder zu der Villa hinaufstieg, konnte er sich doch einer zitternden Erregung nicht erwehren und mußte oben ein Weilchen stillstehn, sein Herzklopfen zu beruhigen, ehe er die Klingel zog.

Eine sauber gekleidete Magd führte ihn sogleich die Treppe hinauf in den oberen Stock und öffnete ihm die Thür in das geräumige Gemach über dem Fremdenzimmer, das, wie es schien, zum eigentlichen Wohnzimmer der Familie eingerichtet war. Hier stand auch ein Pianino und daneben ein hohes Notenpult für den geigenden Hausherrn. An den Wänden war allerlei Schmuck verbreitet, der auf die fromme Gemütsart der Hausgenossen deutete: ein paar Raffaelische Kupferstiche, eine buntfarbige Madonnenstatuette, zu deren Seiten zwei altertümliche Heiligenbilder in Öl aus einer Fabrik des vorigen Jahrhunderts hingen, in einer Ecke, unter einem ziemlich geschmacklosen Strauß vergoldeter Palmenfächer und Palmkätzchen ein großes vergoldetes Kruzifix mit einem silbernen Weihwasserbecken, vor dem in einem Rubingläschen ein ewiges Lämpchen brannte.

Doch machte der Raum trotz dieses kirchlichen Aufputzes keinen feierlich beklemmenden Eindruck, da die große Glasthür dem Eintretenden gegenüber sich auf die Veranda öffnete, die von üppig blühenden Schlingpflanzen leicht verschattet war und den Ausblick über die Wiesen und zu den fernen, sanftgeschwungenen Bergen gewährte. Der Maler verlor denn auch, sobald er über die Schwelle getreten war, seine Befangenheit. Er fand die ganze Familie bereits versammelt, wurde von dem Hausherrn zwar seufzend, wie immer, aber mit einem herzlichen Händedruck bewillkommnet, von Tante Babette mit einem zutraulichen Kopfnicken begrüßt, und selbst in dem Gesicht des jungen Fräuleins war kein Zug, der einen entschiedenen Widerwillen gegen den Zweck seines Kommens verraten hätte.

Am muntersten zeigte sich der Medizinalrat, der ein Tischchen auf die Veranda hinausgetragen und zwei leichte Rohrstühle rechts und links daneben gestellt hatte. Er fragte dann den Maler, welchen Platz er seinem Modell anweisen wolle, führte das Annerl dorthin und schärfte ihr ein, möglichst freundliche Gedanken zu haben, wie es ja auch beim Photographieren Sitte sei. Er strich ihr dabei leise über das braune Haar und rieb sich, als der Maler seinen Sitz eingenommen, vergnügt die Hände, sichtlich sehr erfreut, daß Alles so gut eingeleitet sei.

„Wir wollen den Künstler jetzt nicht weiter stören," sagte er, dem Hausherrn zuwinkend. „Aller Anfang ist schwer, und der Genius pflegt vor profanen Augen seine Hexenkünste nicht gern zur Schau zu stellen."

Auf den Zehen gehend verließ er mit dem Freunde das Zimmer. Nur die Tante blieb zurück, setzte sich in einen bequemen Stuhl nahe der Balkonthür, so daß sie das Nichtchen im Auge behielt, und beschäftigte sich die erste Zeit emsig mit einer Handarbeit.

Als es aber draußen zwischen den Zweien unheimlich still blieb, so daß man nur unten vom Garten hinauf das Schwirren der Heimchen und das leise Plätschern des Springbrünnchens hörte, ging ihr lebhaftes Temperament mit ihr durch, und sie fing an, den Maler nach seinen Verhältnissen, Bekanntschaften und Reisen auszufragen, wobei sich herausstellte, daß sie durch allerlei, freilich weithergesponnene Fäden mit seiner verstorbenen Mutter verbunden war. Das gewann ihm, zumal er in seinen Antworten einen heiteren und doch respektvollen Ton anschlug, bald die volle Sympathie der lebhaften Frau, und sie begann mancherlei hübsche Histörchen aus ihrer Mädchenzeit auszukramen, an denen auch die spätere Frau Florian einen Anteil gehabt. So sprach sie schließlich allein, was dem Maler das Liebste war.

Denn seine ganze Seele war in seinen Augen, und er bot alle Kunst und Hingebung auf, das Gesicht, das so regungslos wie ein in Marmor gemeißeltes Heiligenfigürchen ihm gegenüber saß, mit seinen, lebensvollen Zügen nachzubilden.

Er hatte sie so den Kopf zu wenden gebeten, wie er sie bei jenem ersten Begegnen auf der freien Landstraße lange betrachtet hatte, die Gestalt ihm von vorn zugekehrt, das Gesicht aber fast ganz im Profil, die Augen ruhig ins Weite gerichtet. Je genauer er sie studierte, desto mehr wurde er von dem Zauber dieser jungen Anmut hingerissen, so daß er oft eine Minute lang den Pinsel ruhen ließ und über dem Anschauen das Nachbilden versäumte.

Mehr und mehr aber fiel ihm die tiefe Weltentrücktheit aufs Herz, in welcher das schöne junge Wesen Alles über sich ergehen ließ, ohne selbst durch das geringste Erglühen zu verraten, daß ihr die unverhohlene Bewunderung des jungen Meisters irgend welchen schmeichelhaften Eindruck mache. Auch die drolligen Geschichtchen der Tante schienen in ihren kleinen Ohren nicht anders zu klingen, als das Vogelgezwitscher in den Gartenbüschen. Dabei sah sie nicht eigentlich traurig aus ihren geheimnisvollen Augen ins Weite, nur wie von einem magischen Traum umgeben, der die Gestalten des wachen Lebens ihrem Geiste fern hielt.

* * *

„Ob sie am Ende doch ein wenig dumm ist?" sagte sich der Maler, während er frisch fortarbeitete. Er nahm sich zwar diesen ehrenrührigen Gedanken sogleich übel und bat ihn dem stillen Gesicht ihm gegenüber reumütig ab. Ein leiser Verdacht aber blieb dennoch in ihm zurück. War's nicht ganz unbegreiflich, daß die Gegenwart eines so schmucken jungen Mannes, der gewohnt war, daß die Weiber ihn mit Interesse betrachteten, nicht den geringsten Eindruck auf dies junge Mädchen machte? Daß sie nicht Mehr dabei fand, von ihm gemalt zu werden, als wenn ein Schneider ihr zu einem neuen Kleide das Maß genommen hätte? Nicht einmal eitel zu sein, was doch das Recht und die Pflicht ihres Geschlechts ist, — so steif dazusitzen in der häßlichen, hoch zugebundenen Pelerine — halten nicht sogar die Madonnen und Heiligen in ihren Kapellen auf hübsche Kleider? — Nein, in diesem reizenden Kopf mußte etwas nicht in Ordnung, irgend ein Schräubchen losgegangen sein!

Der Eintritt des Vaters und des alten Hausfreunds unterbrach diese grübelnde Betrachtung.

„Kann man schon etwas sehen?" rief der alte Herr, hinter den Maler tretend. „Aber das ist ja die reine Hexerei! Sehen Sie nur, Frau Babette, unser Annerl, wie sie leibt und lebt."

„Ich habe nur erst den Kopf angelegt; es wäre mir lieb, wenn das Fräulein sich entschließen könnte, ein anderes Kleid zu wählen. Der weiße Kragen ist sehr unvorteilhaft und verdeckt völlig den Ansatz des Halses" — sagte der Maler.

Die Tante und der Vater waren hinzugetreten, Beide drückten ihre Bewunderung aus, der Vater nicht ohne einen stillen Seufzer.

„Wie aus dem Spiegel gestohlen!" rief die Tante. „Schau einmal her, Annerl! Gefällst du dir so? Und freilich mußt du den Kragen herunterthun. So als ewige Pensionärin dazusitzen — mich thät's nicht freuen, wenn ich du wär'?"

„Ich will so bleiben, Tante," erwiderte das Mädchen, einen gleichgültigen Blick auf das Blatt werfend. „Ihr habt mich ja doch auch meistens so gesehn."

Es waren die ersten Worte, die Franz Florian von diesen schwellenden roten Lippen

hörte. Die Stimme dünkte ihm so lieblich, wie die ganze Person, und auch wie sie selbst ein wenig umschleiert.

„Nun, das überlegen wir noch," fiel der Medizinalrat hurtig ein, der Tante zublinzelnd. „Aber nicht wahr, Frau Gevatterin, wer hätte gedacht, als wir das Würmchen vor siebzehn Jahren zusammen aus der Taufe hoben, daß es sich einmal in schönen Farben so wie eine kleine Prinzessin ausnehmen würde? Erinnert sie Sie nicht an gewisse Giorgiones, lieber Freund?"

„Eher an Paul Delaroche. Der Typus ist doch moderner."

„Gleichviel. Sie werden da was Schönes zu Stande bringen. Wenn der Herr Florian vor siebzehn Jahren die Frau Tante gemalt hätte, da hätte man noch heute seine Freude dran, gelt, Frau Gevatterin? Schade, daß die alten kanonischen Gesetze verbieten, daß Gevattersleute sich heiraten. Wir wären ein schönes Paar gewesen, und könnten uns noch sehen lassen."

„Was Sie sich einbilden, Herr Gevatter! Ich wäre längst unter der Erde, wenn ich Sie geheiratet hätte."

„Da sehen Sie nun, lieber Freund, mit welchen Vorurteilen meine Frau Gevatterin mich betrachtet," sagte der alte Herr lachend. „Sie hat sie von ihrem Manne geerbt. Der Selige war Apotheker und glaubte klüger zu sein, als alle Ärzte, obwohl er elend hätte verhungern müssen, wenn kein Arzt ein Rezept geschrieben hätte. Er behauptete, wir tappten im Finstern und verordneten heute das Gegenteil von dem, was wir gestern verschrieben. Er müsse das am besten wissen."

„Wußte er's nicht auch am besten? Und lebte er nicht vielleicht heute noch, wenn er in seiner letzten Krankheit Sie nicht gerufen hätte?"

„Sie werden mir noch gar auf den Kopf zusagen, liebe Frau Babette, ich hätte ihn umgebracht, um Sie dann heimführen zu können. Isidor, was sagst du? Glaubst du, daß du einen Mörder unter deinem Dache beherbergst?"

Die Tante lachte nun selbst, und sogar der seufzende Hausherr brachte es zu einem stillen Lächeln. Nur das Gesicht der Tochter hellte sich nicht auf. Sie hatte die Blätter des Skizzenbuchs umgeschlagen und die Studien betrachtet, ohne sonderliches Interesse. Franz Florian machte eine Bewegung des Erschreckens.

„Bitte, mein Fräulein," rief er, das Buch ihr aus der Hand nehmend, „an diesen Klexereien ist nichts, was Sie erfreuen könnte. Ich hatte nur kein anderes Blatt für Ihr Bildnis. Überhaupt bedaure ich, daß ich auf Wasserfarben beschränkt bin. Wenn es Ihnen recht wäre, Herr Regierungsrat, ließe ich mir eine Leinwand und Ölfarben kommen. Ich würde dann erst hoffen, die Aufgabe vollkommen zu meiner eigenen Zufriedenheit zu lösen."

„Ich bin schon für das Aquarell sehr dankbar," versetzte der Hausherr, „und verspreche mir das Beste von diesem Anfang. Aber du scheinst ein wenig abgespannt, Kindchen. Ich dächte, wir ließen es heute dabei, und Sie kämen morgen zur zweiten Sitzung."

* * *

Franz Florian stellte sich am nächsten Nachmittage zu derselben Stunde pünktlich ein. Seine stille Hoffnung aber, das Fräulein werde die Institutsuniform mit einem kleidsameren Gewande vertauscht haben, wurde nicht erfüllt. Heute fand er die Herren nicht anwesend; sie hatten eine Wanderung zu einer nahen Aussichtshöhe gemacht. Auch die Tante bezog nicht so unentwegt wie gestern ihren Posten als Anstandsdame, sondern ging, nachdem die Sitzung begonnen hatte, in häuslichen Geschäften ab und zu. Der Maler hatte sich zugeschworen, heute — es koste, was es wolle — das Eis zu brechen und dahinter zu kommen, weß Geistes Kind das schöne Geschöpf ihm gegenüber sei. So begann er, nachdem er ein Weilchen schweigend fortgearbeitet hatte, das Wort an sie zu richten:

„Werden Sie noch lange hier draußen bleiben, mein Fräulein?"

„Bis die Ferien zu Ende sind, bis Mitte September."

„Es ist schön hier im Hause Ihres Herrn Vaters. Sie verlassen es doch wohl nicht gern?"

„O, es ist noch schöner im Institut, wenn wir auch die Berge nicht so nah haben."

„Sie haben aber doch wohl zuweilen ‚Zeitlang' nach Ihrem Papa und der guten Frau Tante?"

Sie schwieg einen Augenblick; dann sagte

sie, ehrlich ihn anblickend: „Nein. Es ist vielleicht unrecht, aber ich habe meine Freundinnen und die Lehrerinnen, die ich liebe, und — der Papa braucht mich nicht.“

„Wenn Sie aber in die Stadt zurückkehren, werden Sie auch dort Freundinnen haben, und an Lehrern, falls Sie fortstudieren wollen, fehlt's Ihnen auch nicht, und dann ist's doch viel lustiger dort, als in dem einsamen Kloster, für ein erwachsenes Fräulein.“

Sie rümpfte ein wenig das feine Näschen.

„Meinen Sie? Sie stellen sich das Kloster wohl auch so vor, wie die Meisten, die es nicht kennen. Und wie sollten Sie auch eine richtige Ansicht davon haben? Es kommt kein Mann hinein, außer dem Beichtvater, dem Klosterarzt und dem Tanzlehrer.“

„Dem Tanzlehrer? Was tausend! Sie haben auch Tanzstunde bei Ihren frommen Klosterfrauen?“

Nun lächelte sie doch ein wenig über sein unverstelltes Erstaunen.

„Glauben Sie, daß wir immer nur beten?“ sagte sie, das Mündchen spöttisch verziehend. „Wir sind sehr vergnügt, und auch die Lektionen greifen uns nicht übermäßig an, außer etwa die ganz Talentlosen. Jeden Tag dürfen wir zweimal spazieren gehen.“

„Im Klostergarten natürlich.“

„Nein, auch draußen im Feld und in den nahen Wäldern, und pflücken Erdbeeren und Himbeeren und singen dabei oder spielen allerlei Spiele. In der Karneval aber, sechs Wochen lang, haben wir Tanzstunde, da kommt ein alter Franzose mit einer Geige, er ist aber noch ganz rüstig und macht uns die Pas vor und spricht ein so schönes Französisch. Dabei sind jedoch nur die Lehrerinnen zugegen. Die Klosterfrauen, die nicht unterrichten, leben für sich, wir sehen sie nur in der Kirche. Aber sie sind auch alle ganz heiter und haben auch Grund dazu. Es fehlt ihnen nichts, die Oberin ist eine so gütige Dame, eine Gräfin von Geburt, o so gütig! Ihr nur die Hand küssen zu dürfen, ist schon ein großes Glück.“

„Eine Gräfin?“

„Aus einem sehr guten Geschlecht, das aber nicht sehr reich war. Und“ — fügte sie ein wenig zögernd hinzu — „sie soll Schicksale gehabt haben, und das hat ihr die Welt verleidet.“

„Was mögen das für Schicksale gewesen sein?“ fragte er mit der unbefangensten Miene.

Sie antwortete nicht.

Es trat wieder eine längere stumme Pause ein. Die Tante kam auf die Veranda, belobte die Fortschritte, die das Bild inzwischen gemacht, bedauerte, daß das Annerl seinen Kopf darauf gesetzt habe, den weißen Kragen nicht herunterzuthun, wozu das Mädchen beharrlich schwieg, und ließ die Beiden dann wieder allein.

„Warum bestehen Sie darauf, Fräulein Annerl,“ fing der Maler wieder an, „sich so einzumummen? Ich verlange ja kein dekolletiertes Ballkleid, nur um den breiten weißen Fleck möcht' ich herumkommen und noch ein Streifchen vom Halse sehen lassen.“

„Ich will auf dem Bilde nicht anders erscheinen, als ich gerade bin,“ erwiderte sie ganz gelassen. „Wem ich so nicht recht bin, der mag mich nicht anschauen.“

„Aber in der Stadt werden Sie doch nicht so herumgehen können?“

„Ich werde in der Stadt überhaupt nicht herumgehen. Ich bleibe im Kloster.“

Er ließ mit gut gespieltem Schreck den Pinsel fallen.

„Was sagen Sie da, Fräulein Annerl? Sie wollen Klosterfrau werden?“

Sie nickte; eine stille schwärmerische Entschlossenheit glänzte ihr in den Augen.

„Aber bestes Fräulein,“ rief er, „das kann doch Ihr Ernst nicht sein. Ich will ja glauben, daß Sie es sehr gut in Ihrem Kloster gehabt haben und noch manchmal sich dahin zurücksehnen werden, wenn das Leben in der Welt mit seinen mancherlei schweren Stunden und widerwärtigen Prüfungen Ihnen zu schaffen macht. Auch begreife ich, daß man einen solchen Zufluchtsort aufsucht, wenn man, wie Sie von der Frau Oberin sagen, Schicksale gehabt hat. Aber Sie, so jung und von den Ihrigen geliebt und — verzeihen Sie, es soll keine alberne Schmeichelei sein, — so schön, wie Sie sind, was können Sie für Schicksale erlebt haben, die Ihnen die Welt verleidet hätten, daß Sie Ihrem guten Papa den Schmerz machen müßten, für immer von ihm Abschied zu nehmen und sich bei leben-

digem Leibe in einer dumpfen Klosterzelle einzusargen?"

Er hatte gesehen, wie ihr während seiner lebhaften Rede das Blut in die glatten, blassen Wangen gestiegen war, und fürchtete schon, sie werde sich gekränkt erheben und es verschmähen, einem Menschen, der sich so unberufen in ihre heiligsten Angelegenheiten mischte, überhaupt zu antworten.

Sie blieb aber ruhig sitzen. Nur die weiße Pelerine hob und senkte sich etwas rascher über dem jungfräulichen Busen.

„Hat mein Papa Ihnen aufgetragen, so mit mir zu sprechen?" fragte sie, ihn argwöhnisch anblickend.

„Wo denken Sie hin, Fräulein! Wer, dem Sie diese Eröffnung machten, würde nicht ganz aus eignem Antriebe ebenso sprechen?"

„Es mag sein," fuhr sie nach einer Weile vor sich hin sinnend fort, „daß fremde Menschen das nicht verstehen. Ich bin aber Niemand als Gott und der heiligen Jungfrau Rechenschaft darüber schuldig, da ich nur thue, was mir die innere Stimme vorschreibt. Schon seit Jahr und Tag hat sie mir zuweilen zugeflüstert: geh nicht von hier fort, es ist nicht zu deinem Heil. Die Welt ist nicht so schön, daß sie dir Ersatz bieten könnte für das, was du hier aufgiebst."

„Die Welt? Was wissen Sie denn von ihr? Was haben Sie bisher von ihr gesehen?"

„Ich kenne freilich nur meine Nächsten, und die habe ich lieb. Aber ich habe so Manches gelesen und weiß, es ist ein heiliges Wort unseres Herrn Jesu: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Können Sie's leugnen, daß auch Ihnen die Welt nicht schön vorkommt? Haben Sie da in Ihrem Buch nicht so Vieles gemalt, was garstig oder schmutzig ist? Und wenn die Welt so gar schön wäre, würden Sie nicht lieber lauter schöne Dinge und Menschen in das Buch eingetragen haben?"

Diese unbefangene Bemerkung machte ihn so verwirrt, daß er nicht gleich darauf zu antworten wußte. „O," stammelte er endlich, „das ist nur so eine verrückte Laune von mir gewesen. Zu Hause habe ich eine Menge Studien und Skizzen, die Ihnen schon zeigen würden, wie schön die Welt ist, nicht bloß in dem gelobten Lande Italien, sondern auch ganz in der Nähe. Aber die Welt mag nun schön oder häßlich sein, glauben Sie, daß unser Herrgott uns darauf erschaffen hat, damit wir uns zwischen vier Mauern einsperren und nur immer dieselben andächtigen Worte hersagen, wo es doch so viel gute Werke zu thun gibt und Menschen, die wir glücklich machen könnten, wenn wir mit ihnen lebten?"

„Man kann Andere nicht glücklich machen, wenn man mit seinem eignen Gewissen nicht im Frieden lebt," erwiderte sie so ruhig, als ob sie ein eingelerntes Sprüchlein hersagte. Ihre gleichmütige Miene verriet, daß ein geistliches Hochmütchen hinter dieser jungen Stirn sich eingenistet habe, unzugänglich gegen alles profane Zureden. Dem Maler kam das zum Bewußtsein, wie er sie jetzt betrachtete und den strengen Blick dieser reizenden Augen gewahrte. Mit einem tiefen Seufzer tauchte er den Pinsel ein und malte an den braunen Flechten.

Da sie sich aber einmal herabgelassen hatte, überhaupt auf so unbefugte Fragen einzugehen, fuhr sie nach einer Weile fort:

„Mein Vater kann mich sehr gut entbehren, der hat die Tante bei sich. Meine selige Mutter aber, davon bin ich überzeugt, würde mich segnen, wenn ich sie um ihre Einwilligung befragen könnte. In unserer Kirche über einem Seitenaltar ist das Bild der heiligen Anna, ein uraltes, schon fast ganz vom Kerzenrauch geschwärztes Gemälde, aber da es die Namensheilige von meinem Mutterl war, die mich ja auch so genannt hat, bet' ich immer am liebsten dort in dem Kapellerl. Und am Abend des Tages, wie ich Marienkind geworden bin —"

„Marienkind?"

Sie errötete wieder ein wenig.

„Wenn sich Eine von den Zöglingen besonders gut aufgeführt hat, immer fleißig und gehorsam gewesen ist, bekommt sie im letzten Jahr vor ihrem Austritt eine Medaille, die sie immer tragen muß, und wird dann zum Marienkind erklärt."

„Und Sie haben diese Auszeichnung erhalten?"

Statt der Antwort nestelte das fromme Kind vorn an seinem Kleide und zog an einem Schnürchen ein kleines rundes Silberplättchen hervor, das sie an ihrer unschuldigen Brust versteckt getragen hatte. Der Maler beugte sich über den Tisch zu ihr

hinüber und betrachtete das Schaumünzchen, das sie ihm mit ihren schlanken Fingern hinhielt. Auf der Vorderseite trug es das Bild der Madonna, in ganzer Figur, auf der Rückseite das Brustbild eines Heiligen.

„Wer ist das?" fragte der Maler.

„Der heilige Aloysius. Er wird ganz besonders bei uns verehrt. Ich kann Ihnen aber nicht sagen, warum."

Franz Florian beschaute die Medaille sorgfältig, sagte aber kein Wort, nickte nur und setzte sich mit einem Seufzer wieder auf seinen Platz.

„Nun?" machte er nach einer Weile, da sie inzwischen das heilige Kleinod sorgfältig wieder in sein Versteck hatte zurückschlüpfen lassen; „an jenem Tage also —?"

„Ich will es Ihnen nur gestehen," flüsterte sie, in sichtbarer Verwirrung, „ich war recht eitel auf diese Ehre, ich dachte, ich wäre nun etwas Besseres, als meine Kamerädinnen, und die Mutter Gottes sei verpflichtet, mich zeitlebens in ihren besonderen Schutz zu nehmen. Und so ging ich in meinen hoffärtigen Gedanken noch Abends spät in die Kirche und kniete vor dem Sankt Annenaltar nieder und wollte recht andächtig beten. Aber es war seltsam, ich konnte mich auf kein Gebet besinnen, immer dachte ich an die Medaille, und lag so wohl eine Stunde lang, bis mir ganz heiß und angst wurde. Und da auf einmal kam mir eine Erleuchtung, was ich für ein armes sündhaftes Ding sei in meinem Stolz, und daß die Mutter Gottes mich nicht als ihr gutes Kind ans Herz nehmen würde, und daß mir's in der Welt ohne ihren Schutz schlimm gehen müsse, und was ich sonst für traurige und schreckhafte Gedanken hatte. Da bat ich in meiner Angst und Not die heilige Anna, mir beizustehen und mich von Sünden zu retten, und da gab sie mir ins Herz, daß ich mich dem Himmel verloben und aller weltlichen Eitelkeit absagen sollte, und das that' ich und gelobte mir feierlich, ich wollte, wenn die Schulzeit um sei, als Novize eintreten, und wenn ich die zwei Probejahre durchgemacht hätte, den Schleier nehmen. So ist das gekommen, und nun begreifen Sie wohl, daß nichts in der Welt mich in meinem Gelübde irre machen kann."

* * *

„Marienkind? Was für ein Unsinn!" rief der Medizinalrat ingrimmig aus, als der junge Maler ihm und seinem Freunde, da sie in der Abenddämmerung von ihrem Bergsteige zurückkehrten, sein Gespräch mit dem Annerl berichtet hatte. „Das ist wieder so ein schlauer Köder, womit sie die dummen Goldfischchen fangen, um sie dann in ihre Klosterkirche zu setzen. Hast du je etwas von Marienkindern gehört, Isidor?"

„Sie hat es mir selbst mitgeteilt, daß sie es geworden. Auch ihre Mutter war ein Marienkind," versetzte der Regierungsrat, indem er sich seufzend über die Augen strich.

„Hinc illae lacrymae!" murrte der alte Herr. „Da haben wir's! Das Äpfelchen ist nicht weit vom Stamm gefallen. Aber die Frau Mama war doch gescheiter, ist nicht ins Kloster gegangen, sondern hat sich mit dem profanen Brautschleier begnügt. Wenn ich noch einmal freien sollte, erkundige ich mich zuerst, ob meine Erkorene nicht etwa auch so eine verhexte Schaumünze unterm Kleide trägt. Obwohl — höchstens nimmt mich ja noch deine Frau Schwester, Isidor, und bei der bin ich ja wohl sicher davor, daß sie jemals so ein Ausbund von Tugend und Gottseligkeit gewesen ist, um auch ihrer Nachkommenschaft die Muckerei zu vererben."

Er war wütend und fuchtelte mit dem Schirm zwischen dem hohen Grase, als ob die Schafgarbendolden Nonnenhäupter wären, an denen er seinen Zorn auslassen könne.

„Übrigens," sagte er plötzlich ruhiger, sich zu Franz Florian wendend, „übereilen Sie sich nur ja nicht mit dem Porträt! Sie haben offenbar einen günstigen Einfluß auf das verdrehte Ding, den halsstarrigen Kindskopf. Mir wenigstens hat sie von ihrer Marienkindschaft kein Wörtel verraten, sie fürchtet am Ende von so einem alten Praktikus ausgelacht zu werden, und Ihr junges Gesicht flößt ihr mehr Zutrauen ein. Wer weiß," fügte er schmunzelnd hinzu, „wohin Sie das arme verirrte Lamm nicht noch bringen, Sie junger Fuchs. Also avanti, Bester, und coraggio!" — —

Es war wohl nötig, ihm Mut einzusprechen, denn die Beichte der jungen Himmelsbraut hatte seine schüchterne Hoffnung, daß er sie am Ende doch noch für die Welt zurückgewinnen möchte, unsanft niederge-

schlagen. Doch war er auch weit davon entfernt, ganz zu verzweifeln, und je öfter er sich all ihre Worte zurückrief, je mehr befestigte er sich in dem Vorsatz, Alles aufzubieten, um ihren Entschluß zu erschüttern. Denn er fühlte nur zu lebhaft, daß es ihn das beste Stück von seinem Herzen kosten würde, wenn er auf sie verzichten müßte. Wie unglaublich reizend war sie gewesen in ihrem so drollig pedantischen theologischen Eifer, wie rührend in der Ehrlichkeit, mit der sie ihre vermeintliche schwere Sünde bekannte: den Hochmut, den sie ob ihrer Marienkindschaft in sich aufkeimen gefühlt hatte! Und er selbst — in wie ungünstigem Lichte war er ihr erschienen mit den fatalen Studien, die von der herrlichen Schöpfung unseres Herrgotts nur die armselige Kehrseite zeigten! Wenn sie an einer solchen Welt keinen Geschmack fand, war es ihr wahrlich nicht zu verdenken.

Er schickte sofort ein eiliges Telegramm an seine Wirtin in der Stadt, daß sie ihm umgehend eine gewisse Mappe heraussenden solle, und war glücklich, das schwere, umfangreiche Paket schon am andern Mittag zu erhalten. Als er dann zu der gewohnten Stunde in der Villa erschien, trug er nicht nur das Buch mit dem angefangenen Aquarell, sondern einen großen Haufen anderer Skizzenbücher und sorsältig aufgezogener Studienblätter unterm Arm.

Diesmal fand er die kleine Familie vollzählig beisammen und bat um die Erlaubnis, einen Teil der Früchte seiner italienischen Lehrjahre vorlegen zu dürfen. Nun breitete er eine Fülle der schönsten farbigen Szenerien vor den bewundernden Augen der guten Leute aus, Landschaften aus Rom, Neapel und Sizilien, reizende Gartenwinkel, in denen die Kletterrosen sich um Mauerreste alter Aquädukte schlangen, Klösterchen auf Berghalden, zu denen stille Ölwälder sich hinaufzogen, rasch entworfene Straßenbilder mit lustigen Staffagen und hin und wieder ein ausgeführteres Blatt, das einen schönen, dunkeläugigen Frauenkopf zeigte, oder einen schlanken, braunen, halbnackten Fischerbuben mit roter, phrygischer Mütze, an seinem Boot lehnend, oder eine in Lumpen gekleidete junge Hexe, auf ihrem Eselchen dahintrottend zwischen zwei mit Orangen gefüllten Körben.

Während des Umblätterns streute er kurze Erläuterungen dazwischen und verweilte hie und da ein wenig länger, wenn sich an ein Lokal oder eine Menschengruppe irgend eine hübsche Erinnerung knüpfte. Es erfüllte ihn mit besonderer Genugthuung, daß auch das Annerl nicht wie sonst mit kaltsinnigen Augen dabei stand, sondern die Bilder sehr aufmerksam betrachtete und den Erläuterungen mit gespannter Teilnahme lauschte. Von Zeit zu Zeit ließ der Medizinalrat, der sich als Kenner dieser herrlichen Dinge enthusiastisch geberdete, zwischen den Lobsprüchen eine sarkastische Äußerung fallen, wie daß es doch auch um das Schöne eine recht hübsche Sache gewesen sei und fast schade, daß man das nun alles zum alten Eisen werfen müsse, oder: Herr Franz Florian habe sich wohl nur in der italienischen Konversation vervollkommnen wollen, als er diese Chiaruccias, Nannarellas und Beppinas mit so geduldigem Fleiß abkonterfeit habe.

Die Tante Babette lachte und stimmte in die Scherze ein, der Papa sah etwas verlegen auf seine Tochter, die aber in ihrer Klosterunschuld dergleichen verfängliche Reden nicht verstand, oder wenigstens nicht die Miene danach machte.

Über die Besichtigung der großen Studiensammlung war die Zeit zur Sitzung für diesmal verstrichen. Der alte Herr schlug vor, einen gemeinsamen Spaziergang zu machen, und der Maler durfte sich nicht ausschließen. Nur die Tante blieb zu Hause, so daß, als sie auf die Straße hinunterkamen und sich dem Walde zuwandten, die älteren Herren vorangingen und das junge Paar ihnen in angemessener Entfernung folgte.

Das Annerl war sehr nachdenklich, aber sichtbar nicht in trübselige Gedanken vertieft. Ein Widerschein von all dem ungeahnten Schönen, das sie soeben im Bilde geschaut, leuchtete ihm aus den Augen. Franz Florian, der diese günstige Stimmung wohl erkannte, versäumte nicht, sich dieselbe zu nutze zu machen, und setzte seine Erzählungen von den Menschen und Dingen in jenen glücklichen Gegenden des Südens eifrig fort. Einen ganzen Sommer hatte er auf Capri zugebracht und dort an dem Leben der Inselbewohner, ihren Leiden und Freuden teilgenommen. Das schilderte er nun mit den warmen, satten Lokalfarben, für die sein

Künstlerblick so empfänglich gewesen war, und als seine andächtige Zuhörerin harmlos fragte, wie er's nur übers Herz habe bringen können, sich von einem so bezaubernden Leben loszureißen und diesseits der Alpen sich mit so viel dürftigerer Umgebung zu begnügen, errötete er und wußte nur zu erwidern, seiner Heimat könne man auf die Länge nicht untreu werden, und auch hier gebe es ja Gott sei Dank noch so Schönes und Bezauberndes, wenn es auch immer ein viel seltneres Glück sei, ihm zu begegnen.

Hierauf verstummte das sinnige Fräulein, da auch ein Marienkind eine feine Witterung dafür zu haben pflegt, wenn ein junger Mann im Begriffe ist, die Unterhaltung auf ein persönliches Gebiet hinüberzulenken. Die Sonne ging blutrot zwischen dunklen Wolkenstreifen unter und warf ihren Feuerschein über das Häuschen auf der Höhe und die Waldwipfel, doch ohne daß weder der Maler noch seine Begleiterin der phantastischen Illumination eine sonderliche Beachtung schenkte. Nur die alten Herren standen still und tauschten ihre Befürchtung aus, daß der Föhn, der über die Wiesen sauste, die Wolkenwand über Nacht herabwälzen und einen feuchten Tag bringen werde.

Das junge Paar hatte Wichtigeres zu bedenken, als Regen oder Sonnenschein.

Der Maler mußte heut zum Nachtessen bleiben, das sehr munter verlief, da der Medizinalrat und seine Gevatterin beständig auf dem Neckfuß mit einander standen. Auch an sein Patchen richtete der alte Herr dann und wann ein lustiges Wort, ohne sie doch aus ihrer Versonnenheit herauslocken zu können. Ja sie schien heute noch mehr als sonst mit ihrem Innern zu schaffen zu haben, und der Maler, der neben ihr saß, konnte nicht viel mit ihr plaudern, da er in das Kreuzfeuer der Scherze mit hineingezogen wurde.

Annerl hatte ihre Pelerine und das silberne Kreuzchen abgelegt und sah in der leichten häuslichen Bluse, die ihre schlanke, und doch schon voll aufgeblühte Gestalt aufs vorteilhafteste zeigte, noch weit reizender aus. Zumal als sie dann neben dem Pianino stand und der Tante, die eine Violinsonate des Papas begleitete, die Notenblätter umwendete. Hernach sangen die beiden Frauen, die Tante mit einer kleinen, aber gut geschulten Sopranstimme, während aus der jüngeren Kehle ein voller Strom des Wohllauts hervordrang, so daß sie die Führung behielt, obwohl sie die zweite Stimme sang. Sie begannen mit dem lieblichen „O sanctissima“ —, wie es einem richtigen Marienkinde geziemte, und ließen noch zwei oder drei geistliche Gesänge folgen. Dann aber stimmte die Tante das schöne alte Volkslied von dem Baum im Odenwald an, und darauf das Lied vom Wendelstein, und es war herzerfreuend zu hören, wie auch der junge Klosterzögling sich nicht zu gut hielt, in den Jodler am Schlusse so frisch und fröhlich einzufallen, daß eine Sennerin sie als ein echtes Hochlandskind würde anerkannt haben.

* * *

Es war zehn Uhr geworden, als der Maler sein volles Herz durch die dunkle Nacht nach Hause trug. Er fand aber lange noch keinen Schlaf. Die Stimme des lieben Mädchens klang in seinem Herzen nach, er fühlte, daß es um seine Ruhe für immer geschehen sein würde, wenn diese Stimme ihm hinter starren Klostermauern verhallte.

Leider hatte der Föhn seine abendliche Mahnung wahr gemacht: als Franz Florian am Morgen erwachte, goß es in Strömen vom dichtverhangenen Himmel herab. Kein Gedanke daran das Freilicht-Porträt auf der Veranda fortzusetzen, und im Innern des Hauses mußte es bei solchem Wetter stichdunkel sein. Gleichwohl wanderte der Maler am Nachmittag nach der Villa. Er hatte einen klugen Einfall gehabt, seinen Tag dennoch nicht zu verlieren: er schlug der Tante Babette vor, eine Zeichnung nach ihr zu machen, was ihr alter Verehrer eifrig befürwortete. Ein leidlich beleuchteter Platz am Fenster ließ sich finden, und die Arbeit ging so rüstig von statten, daß schon nach der ersten Sitzung die gute Frau ihr Bildnis sichtbar geschmeichelt betrachten konnte und die beiden Männer erklärten, es sei nie ein besseres Porträt der Tante zu stande gekommen.

Schon am anderen Tage wurde es fertig, und nun durfte sich der Hausherr nicht weigern, da der Regen noch immer anhielt, auch sein Gesicht dem jungen Künstler zur Verfügung zu stellen. Es gelang in gleicher Weise, und das Annerl, das mit einer Handarbeit den Sitzungen beiwohnte, war aufs freudigste überrascht, als der

Maler äußerte, er mache sich ein Vergnügen daraus, ihre Angehörigen zu zeichnen, um ihr die Bilder in ihre Klosterzelle mitzugeben.

Ein frohes Lächeln und Erröten, das ihr Gesicht mehr als je verschönte, belohnte ihn für sein Anerbieten. Nur müsse ihm jetzt auch der Pate sitzen, bemerkte das Annerl, wenn es nicht unbescheiden sei, auch das noch ihm zuzumuten.

„Im Gegenteil, Kind!“ rief der alte Herr, sich vergnügt die Hände reibend. „Du erweisest unserem jungen Freunde nur einen Dienst, wenn du auch meine alte Visage von ihm zu erhalten wünschest. Bei deinem Bilde ist er seinen heiligsten künstlerischen Gelübden untreu geworden. Nun findet er sich vom Schönen und Ewig-Weiblichen auf Umwegen über die Frau Gevatterin und Papa Isidor wieder zum Charakteristischen zurück, von deinem Stumpfnäschen bis zu meiner Habichtsnase — ein ziemlicher Abfall, aber nach dem neuesten Credo gerade das Richtige.“

In einigen Sitzungen, in denen der Alte durch sein ewiges Rauchen, Plaudern und Hin- und Herfahren dem Maler Not genug machte, wurde auch diese Aufgabe glorreich gelöst. „Ich wußte gar nicht,“ bemerkte der Medizinalrat, „daß ich so viel Ähnlichkeit mit Julius Cäsar habe. Hätte mich ein Maler vor Jahren darauf aufmerksam gemacht, so hätte ich's doch am Ende bei meiner Gevatterin durchgesetzt — „ich kam, sah und siegte“ — und wer weiß, wenn das Annerl großmütig ist und der Tante das Blatt überläßt, ob sie nicht doch noch ein Einsehen bekommt und diesen wohlkonservierten cäsarischen Anbeter erhört.“

„In Bleistift möcht' es hingehen,“ versetzte die mutwillige Frau. „Aber wenn Herr Florian seine Farben dazu thut — ich weiß nicht, ob Julius Cäsar auch so graue Haare hatte, als er kam, sah und siegte.“

„Er hatte gar kein Haar mehr und bedeckte sich den kahlen Scheitel mit seinem Lorbeerkranz. Auf den freilich hat hier nur Einer ein gutes Recht, unser junger Tizian, will sagen Ostade oder Jan Steen; und“ — setzte er halblaut mit einem Seitenblick auf sein Patenkind hinzu — „hoffentlich wiederholt auch er noch eines schönen Tages das stolze Cäsarensprüchlein.“ —

Hierzu war nun freilich wenig Aussicht. Zwar betrug sich das Annerl dem Maler gegenüber so freundlich und mitteilsam, wie es nach jenem ersten Bruch des Eises wohl zu erwarten war, zumal, wenn er sie auf ihre klösterlichen Zustände, ihre Freundinnen und Lehrstunden zu sprechen brachte. Und sie selbst wurde nicht müde, sich von seinen Künstlerfahrten und Abenteuern im Süden erzählen zu lassen. Sobald er aber Miene machte, die Rede wieder auf geistliche Dinge zu lenken, brach sie ab, und ihre schlanken Fingerchen spielten mit dem silbernen Kreuz, als ob sie das geweihte Zeichen zum Schutz gegen irgend welche Versuchungen eines bösen Geistes bei der Hand haben wolle.

Auch war sie nicht zu bewegen, ihm ein zweites Mal zu sitzen, zu einer Zeichnung von vorn, die er gern für sich selbst gemacht hätte. Er wurde darum freilich seines Gastrechts in der Villa nicht verlustig, da er nun als Maler nichts mehr darin zu thun hatte, vielmehr verging kaum ein Abend, wo er nicht zum Essen dort blieb, und kein Spaziergang oder weiterer Ausflug wurde unternommen, ohne daß man ihn dazu eingeladen hätte. Diese günstigen Gelegenheiten benutzte er eifrig, sich in der guten Meinung des geliebten Mädchens und ihrer Angehörigen zu befestigen, und wurde bald so sehr der erklärte Günstling der Tante Babette, daß ihr alter Verehrer in seiner scherzhafter Weise davon Anlaß nahm, auf den Wankelmut des weiblichen Geschlechtes zu schelten, das „der Jugend lockige Scheitel“ so leichtsinnig dem in Ehren ergrauten Haupte der erprobtesten Freunde vorziehe.

Über solche schalkhafte Reden lächelte das Annerl niemals, wie sie eben auch stets, wenn zufällig das Gespräch über irgend eine Liebesgeschichte sich erging, wie abwesenden Sinnes ins Weite blickte. Doch wurde ihre Stimmung mehr und mehr ungleich, und jeder Anderen, als einer verlobten Himmelsbraut, hätte ein feiner Beobachter auf ihr ehrliches Gesicht zugesagt, daß irgend ein zärtliches Geheimnis auch in ihrem Herzen gehütet werde. Sie erschien sogar ein paar Mal mit rotgeweinten Augen und gab ihrem Vater, der sie sorgenvoll betrachtete, Gelegenheit, mehr als sonst zu seufzen und sich die Augen mit der Hand zu bedecken.

Wurde sie darauf angeredet, so erklärte sie, ihr fehle nicht das Geringste, sie habe

sich die Augen nur ein wenig ermüdet bei der feinen Stickerei an der Decke, die sie für den Altar in der Sanct Annakapelle anfertigte.

* * *

Der Medizinalrat aber wurde von Tag zu Tage schlechterer Laune.

Er hatte seine Sommerfrische viel weiter ausgedehnt, als er anfangs im Sinn gehabt. Die dritte Woche ging zu Ende, und er mußte sich mit stillem Ingrimm gestehen, daß er auch mit seinem Latein am Ende war. Und nun zog ihn sein Beruf in die Stadt zurück, und er verließ die Dinge hier draußen genau so, wie er sie gefunden hatte.

Am Abend vor seiner Abreise fand noch ein „Henkersmahl" in der Villa statt, bei dem es ziemlich trübselig und einsilbig zuging. Die Scherze des alten Herrn klangen gezwungen, und er selbst war fast der Einzige, der sie belachte. Er gestand seine melancholische Laune endlich zu und schob sie auf die fatale Notwendigkeit, seinem jungen Rivalen nun bei seiner alten Liebe das Feld räumen zu müssen. Die Versicherung der Tante, das „Austräglerstübchen" in ihrem Herzen stehe jederzeit für ihn allein bereit, konnte ihn nicht trösten. Unter dem Vorwande, noch packen zu müssen, — die Botanisiertrommel! — erhob er sich früher als sonst vom Tische, und da er am andern Morgen vor Tau und Tage aufbrechen wollte, nahm er gleich heut Abend Abschied, küßte seiner Gevatterin die Hand, das Annerl auf die Stirn, fing eine Mahnrede an das Mädchen an, unterbrach sich plötzlich und eilte hinaus.

Auch Franz Florian verabschiedete sich, nachdem er hatte versprechen müssen, der Villa nicht untreu zu werden, ja nur um so fleißiger zu kommen, da er verpflichtet sei, die Lücke, die der alte Hausfreund in ihren kleinen Kreis gerissen, nach Möglichkeit ausfüllen zu helfen.

Annerl's Augen waren feucht geworden, als ihr Pate sie umarmte. Sie nickte leise zu dem Versprechen des Malers, mit einem Blick auf den Vater, um den es ihr offenbar leid that. Dann schloß sich die Thür hinter dem jungen Gast, dem die Tante selbst hinausgeleuchtet hatte.

Draußen aber, auf der Bank unter der alten Linde, saß der Medizinalrat und erhob sich, Florian zuwinkend. „Ich begleite Sie noch ein Streckchen," sagte er. „Es war drinnen so schwül, der Mond scheint so wacker herunter, auch hätte ich noch etwas mit Ihnen zu reden."

Eine Weile jedoch schritten sie schweigend nebeneinander her. Dann stand der Alte still und sagte, den jungen Freund scharf anblickend:

„Hand aufs Herz, mein Bester, — wie weit sind Sie mit dem Mädel?"

Franz Florian wurde dunkelrot.

„Warum fragen Sie mich das, verehrter Herr?" rief er. „Sehen Sie nicht selbst, daß sie so fremd neben mir her geht, wie am ersten Tage? Vermeidet sie es nicht ängstlich, jemals mit mir allein zu sein, und wenn sie mit mir spricht, etwas zu sagen, was nicht jeder hören könnte? Heute glaube ich aus ihrem Benehmen schließen zu dürfen, daß ich ihr nicht gleichgültig bin, und morgen bin ich Luft für sie. Wie weit ich mit mir bin, das zu erkennen braucht man kein so scharfer Diagnostiker zu sein, wie Sie es sind. Aber bei den ewigen Göttern, ich bin nachgerade so weit, daß ich's nicht weiter kommen lassen darf, ohne darüber zu Grunde zu gehen. Nicht einen Pinselstrich hab' ich gemacht in diesen drei Wochen, außer an ihrem Bilde, meine Kunst ist mir so gleichgültig, ja so zum Ekel geworden, daß ich eben so gern Steine klopfen würde, und selbst der Verkauf meines Bildes auf der Ausstellung hat mich nicht ein bischen gefreut. Ich habe schon gedacht, ob es nicht das Klügste wäre, ich schlösse mich Ihnen morgen an und beträte mit keinem Fuß mehr diese verhexte Schwelle."

„Das wäre die größte Dummheit — verzeihen Sie — und eine schmähliche Feigheit obenein!" antwortete der alte Herr nachdrücklich. „Halten Sie mir meine unhöflichen Ausdrücke zu gute, mein Lieber, aber wenn ich sehe, wie der einzige Mensch, von dem noch Rettung zu hoffen ist, die Flinte ins Korn wirft und an Ausreißen denkt —"

„Können Sie im Ernst glauben, daß ich allein im Kampf mit allen Heiligen und himmlischen Heerscharen den Sieg davontragen würde? Ich bin nicht ganz ohne Eitelkeit, aber so viel traue ich mir nimmermehr zu!"

„Sie haben einen Bundesgenossen, der ein ganzes Heer streitbarer Teufel, will

sagen Engel, aufwiegt: die Jugend, nicht Ihre allein, auch die des verrückten Kindskopfs, aus dem die Litaneien und Rosenkränze und englischen Grüße doch unmöglich jeden Rest von Natur und Vernunft ausgetrieben haben können. Allerdings wird es noch Künste kosten, aber fortes fortuna juvat, mein junger Ritter! Es ist nicht wahr, daß die Abwesenden immer Unrecht haben. Der Seelenbräutigam wirkt auf so eine verschrobene junge Phantasie gerade, weil er unsichtbar über den Wolken thront. Aber lassen Sie nur noch einige Zeit nicht nach, Ihre besten Seiten hervorzukehren, vor allem ein bißchen sichtbarer zu machen, daß Sie lichterloh brennen und todesunglücklich werden würden, wenn man Sie nicht erhört, — erst wird sich das Mitleiden in dieses siebzehnjährige Herzchen einschleichen, das die Werke der Barmherzigkeit bisher nur aus dem Katechismus kennt, und dann — na, das Weitere findet sich. Sie waren bisher viel zu bescheiden. Donner und Doria! ein junges Genie wie Sie, wenn auch ohne Sammtrock — und das sollte einer kleinen Betschwester nicht das ewige Meßbuch aus der Hand schmeicheln und Heine's Buch der Lieder dafür einschmuggeln? Schämen Sie sich Ihres Kleinmuts und ändern Sie Ihre Taktik! Ich stehe Ihnen für den Erfolg.

„Sie werden mich vielleicht für einen unverschämten, in Sünden ergrauten Kuppler halten, daß ich Ihnen bei Ihrer Verliebtheit noch gute Lehren gebe," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, da sein Begleiter finster schweigend zur Erde sah. „Weiß der Himmel, ich war stets ein so eingefleischter Junggeselle, daß ich vor dem Ehestiften eine heilige Scheu gehabt habe. Hier aber handelt es sich nicht bloß darum, Ihnen zu einer hübschen und vermöglichen Frau zu verhelfen, — zu einer solchen kämen Sie auch ohne mich, und es brauchte nicht gerade das Annerl zu sein, — sondern das unselige Kind vor einem lebenslangen Unglück zu bewahren und ihrem guten Papa den Trost seiner alten Tage nicht zu rauben. Ich darf Ihnen — ganz im Vertrauen — sagen, daß mein alter Freund sich keinen bessern Schwiegersohn wünscht, als Sie, mögen Sie nun schöne oder häßliche Bilder malen, und daß er zu Ihrem Charakter das vollste Zutrauen hat, Sie würden sein einziges Kind auf Händen tragen. So! Dixi et salvavi animam. Und nun handeln Sie als ein kluger und tapferer Mann, als ein zweiter Ritter Sanct Georg, der das unschuldige Marienkind dem Klosterdrachen aus den Zähnen reißt!"

Er schlug ihn auf die Schulter, umarmte ihn dann aber lebhaft und eilte von ihm weg, die Straße nach dem Landhause zurück mit großen Schritten durchmessend.

* * *

Auch in dieser Nacht lag Franz Florian lange im Mondschein wach und überdachte jedes Wort, das der alte Gönner ihm ans Herz geredet.

Er stand dann mit dem festen, feierlichen Vorsatz auf: die nächste beste Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen, um aus dem unersprießlichen Trachten und Schmachten herauszukommen.

Und ordentlich, als ob die Fortuna an ihre Verpflichtung, dem Tapferen beizustehen, durch die laute nächtliche Rede des Medizinalrats erinnert worden wäre, führte sie gleich heute das erwünschteste Zusammentreffen der Umstände herbei, um eine Entscheidung herauszufordern.

In müßig grübelnder, dumpfer Aufregung waren dem Maler, wie er es nun schon seit Wochen gewohnt war, auch diese Morgenstunden wieder vergangen. Nicht einmal die Kopie des Porträts, die er heimlich für sich angefangen, rückte auch nur um einen Pinselstrich vor. Den Gedanken, jetzt in der Villa anzuklopfen und das Fräulein um eine Unterredung unter vier Augen zu bitten, verwarf er bald wieder, da sie dann, aus ihrer Arglosigkeit aufgeschreckt, sich mit allen Waffen ihres Gelübdes umgürten würde.

Wenn er etwas erreichen wollte, mußte er eine schwache Stunde abwarten, in der er vielleicht ihr wehrloses Gewissen überrumpeln könnte.

Gegen elf Uhr verließ er sein Zimmer und strich durch den Ort, ohne irgend nach malerischen Motiven sich umzusehen. So kam er auch nach der Kirche, die für eine so bescheidene Gemeinde in den Vorbergen stattlich genug inmitten der Friedhofskreuze sich erhebt. Eine grelle Augustsonne brannte vom stahlblauen Himmel herab, die wilden Kräuter und dürftigen Blumen auf den Gräbern dufteten scharf, und eine tiefe Stille lag über der geweihten Stätte verbreitet.

Ohne etwas anderes zu denken, als daß es in dem hohen, durch die offenstehende Thüre wohlgelüfteten Raum kühler und erquicklicher sein müsse, als hier außen, betrat der Maler die Kirche. Sie war leer, so weit der von Dämmerung umgraute erste Blick erkennen ließ. Durch das geräumige Schiff zog noch ein leises Wölkchen des Weihrauchs, der zur Elfuhrmesse gedient hatte. Franz Florian atmete ihn nicht mit Wohlbehagen ein. Er war ein leidlicher katholischer Christ, ohne es mit seinem Glauben oder Nichtglauben besonders ernst zu nehmen. Früher hatte er in der Kirche seine Kindereindrücke wieder aufleben lassen, oder seine Künstleraugen am schönen Bauwerk geweidet. Seit dem Begegnen mit dem Mädchen, das ihm die kirchlichen Mächte nicht gönnen wollten, war er in eine feindselige Stimmung gegen alles Priesterliche geraten.

Gleichgültig blickte er zu den hohen Wölbungen hinauf, die ein namenloser Kollege mit großen Fresken, einer Krönung der Jungfrau Maria und einer Menge Apostel- und Patriarchenfiguren in süßlichen Farben ausgemalt hatte. Wie er dann aber seine Augen auf die Reihen der braunen Kirchenstühle herabsinken ließ — war's ein Trug seiner aufgeregten Sinne, oder schöne, leibhaftige Wirklichkeit? In dem vordersten Stuhl kniete, ganz einsam in dem weiten Raum, Diejenige, mit der seine Gedanken unablässig beschäftigt waren.

Auf den Zehen stahl er sich den breiten Gang neben den Bänken und Betpulten hindurch, bis er dicht hinter der Knieenden anlangte. Da stand er still, sein Herz klopfte stark, er stützte sich auf einen der Stühle und glitt dann unhörbar auf den Sitz hinter der Beterin nieder, die nichts um sich her wahrzunehmen schien. Der schwache Sonnenschimmer, der durch die bestaubten Fenster hereindrang, spielte über ihrem unbedeckten, braunen Haupt und den beiden Flechten, ihr Strohhut lag neben ihr, zuweilen klapperte eines der Kügelchen des Rosenkranzes, den sie vor der Brust zwischen den festgefalteten Händen hielt.

Nun endlich erhob sie sich von den Knieen, stand noch einen Augenblick, als ob es ihr schwer würde, aus überirdischer Entrückung wieder in die Erdenwelt zurückzukehren, griff dann nach ihrem Strohhut und wandte sich, um zu gehen.

Da erblickte sie den Maler, der sich gleichfalls erhoben hatte, und schrak leicht zusammen.

„Herr Florian! — Ich habe Sie nicht kommen hören."

„Bleiben Sie noch," sagte er dringend, indem er aus seinem Stuhl heraus und neben sie hintrat. „Thun Sie mir den Gefallen, Fräulein Annerl — es trifft sich so glücklich — ich — hätte Ihnen etwas zu sagen."

„Hier?"

„Warum nicht hier, liebes Fräulein? Was ich Ihnen zu sagen habe, ist so ernst — kein Ort kann zu feiertich dazu sein. Und die Zeit drängt. Ich möchte schwerlich noch Gelegenheit haben, Sie allein zu sprechen. Morgen früh gehe ich in die Stadt zurück."

Er sah, wie sie plötzlich rot wurde und dann wieder erblaßte.

„Morgen schon? Ich hatte gedacht —"

„Es ist besser so, Fräulein Annerl!" — Er hatte sich inzwischen in ihren Stuhl gesetzt und mit einer bittenden Geberde sie neben sich genötigt. — „Ich kann's hier außen nicht länger aushalten, ich komme zu keiner Arbeit, und mein Nichtsthun — wenn es mir nur eine Erholung und ein Vergnügen wäre, aber ich kann Sie versichern, Fräulein Annerl, die Seelen im Fegefeuer haben keinen Grund, mich zu beneiden."

Er zitterte am ganzen Leibe und hatte Mühe, seine Worte ohne Stocken hervorzubringen.

Sie saß ganz still und blickte auf das Rosenkränzchen in ihren gefalteten Händen.

„Fräulein Annerl," fing er nach einer Pause wieder an, „Sie haben mir ein mal ein großes Vertrauen geschenkt — entsinnen Sie sich noch? — als Sie mir sagten, wie Sie dazu gekommen sind, sich ins Kloster zu verloben."

Sie nickte kaum merklich vor sich hin.

„Verzeihen Sie mir nur die Frage: ist es immer noch Ihr fester Entschluß, Ihren Vater zu verlassen und für immer Ihr Leben in Andachtsübungen hinzubringen?"

Wieder nickte sie. „Ein Gelübde," sagte sie leise, „ist eine heilige Sache. Man

versündigt sich schwer, wenn man es nicht hält."

„Gewiß, Fräulein Annerl. Aber es gibt noch andere heilige Pflichten, und weit heiligere, als ein Wort zu halten, das man gegeben, ohne zu wissen oder zu ahnen, ob man es auch geben dürfe. Sie sehen täglich, welchen Kummer Sie den Ihrigen machen. Ihr Herr Vater geht herum, wie wenn er schon jetzt verwaist wäre, die gute Tante lacht nicht mehr, Ihren trefflichen Paten haben Sie gestern so trostlos von Ihnen Abschied nehmen sehen, als wenn er seinen letzten Besuch am Sterbebette einer ihm sehr teuern Person gemacht hätte. Und Sie glauben, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, wenn Sie all diese trefflichen Menschen so tödlich betrüben, bloß weil Sie einmal in einer unglücklichen Stunde über Ihr junges Leben verfügt haben, ohne zu bedenken, daß es nicht Ihnen allein angehört, daß Sie also gar kein Recht hatten, es dem Himmel zum Opfer zu bringen? Haben Sie diese Übereilung inzwischen keinen Augenblick bereut?"

Sie drückte ihr Kinn tiefer auf die Brust, der weiße Linnenkragen hob sich zitternd auf und ab. „O doch!" flüsterte sie. „Oft genug! Und wenn es noch in meiner Macht stände —"

„Es steht in Ihrer Macht, Annerl, glauben Sie mir, Sie sind nicht mit einer Kette an Ihr Gelübde gebunden, die nicht zu brechen wäre. Der liebe Gott, wenn Sie ihm die Sache vortragen, recht als ein gutes Kind, das eine Unbesonnenheit begangen hat und sie gern ungeschehen machen möchte, — wenn er der gütige und barmherzige Vater ist, den Sie in ihm lieben, wird er lächeln und sagen: ich gebe dir dein Wort zurück. Du wirst mir besser dienen, wenn du bei den Menschen bleibst, die dich lieben, und sie so glücklich machst, wie du nur kannst. So wird der liebe Gott sprechen — glauben Sie nicht auch? Sind nicht genug ganz einsame und verlassene arme Seelen da, denen es eine Wohlthat ist, sich hinter Klostermauern zusammenzuthun und dort wenigstens einen schwachen Ersatz für die verlorene Familie zu finden? Sie aber, die Sie die beste und liebevollste noch besitzen —"

Sie bewegte sich unruhig, ihr Gesicht hob sich wieder mit einem ängstlichen Ausdruck, sie sah flüchtig in der Kirche umher, als ob sie irgend woher Hilfe zu erhalten hoffe. „Ich bitte Sie" — hauchte sie fast unhörbar — „quälen Sie mich nicht. Ich habe ja — das alles mir selbst gesagt — o so oft — und bittere Thränen geweint — aber es hilft nichts, ich kann nicht anders, glauben Sie mir, denken Sie darum nicht schlecht von mir — o wenn Sie wüßten —"

„Wenn ich wüßte? Was, Fräulein Annerl?"

Sie schwieg ein paar Sekunden lang, er sah, wie es in ihr arbeitete, wobei ihr große Tropfen unter den breiten Augenlidern vorquollen. Und jetzt, mit von Thränen halberstickter Stimme, immer starr vor sich hinblickend:

„Ich war erst acht Jahre alt," sagte sie, „da starb meine Mutter. Sie hat mich sehr lieb gehabt, sie vertraute mir Alles, mehr als man sonst einem so jungen Kinde sagt. Und einmal, als ich sie in Thränen fand, und selbst darüber zu weinen anfing, ‚o mein Kind,' sagte sie, ‚möge die heilige Jungfrau dir ähnliche Schmerzen ersparen!' Und nun, als müsse sie sich's einmal vom Herzen wälzen, damit es sie nicht erdrücke — da erzählte sie mir, sie habe sich's gelobt, den Schleier zu nehmen, sobald ihre Mutter gestorben, und da sei mein Vater gekommen und habe um sie geworben, und sie habe ihr Gelübde gebrochen! Obwohl aber ihr Mann so gut gegen sie gewesen, daß sie's ihm nicht genug danken könne, sei sie doch nicht ganz glücklich geworden. In keiner Kirche habe sie beten können, ohne daß eine Stimme ihr zugeflüstert habe: ‚du bist eine Meineidige, du gehörst nicht an den geheiligten Ort.' Das habe sie Niemand, als nur ihrem Beichtvater, anvertraut, der habe ihr eine Buße auferlegt, aber selbst nachdem sie die zehnfach durchgemacht, sei der Stachel nicht aus ihrer Brust gewichen, und dann ermahnte sie mich, nie etwas gegen mein Gewissen zu thun und immer zu denken, wie es sich an ihr gerächt habe. Und bald darauf ist sie gestorben, und noch im Tode hat ihr armes liebes Gesicht keinen friedlichen Ausdruck gehabt, wie sonst diejenigen, die im Herrn sterben."

Sie drückte ihr Tüchlein gegen die Augen und atmete dann ein wenig ruhiger, als hätte sie so unwidersprechliche Dinge vor-

gebracht, daß sie nun sicher sein dürfte, man werde ihr Recht geben und sie nicht länger quälen. In dieser Mischung von kindlicher Angst und Gewissenhaftigkeit und Schmerz darüber, daß es nicht anders sein könne, lag ein solcher Reiz, daß ihr Nachbar im Kirchenstuhl sie immer nur anblicken mußte und sogar die Pflicht seiner inneren Mission darüber zu versäumen schien.

Endlich aber, da sie sich anschickte, aufzubrechen, besann er sich, daß sie ihm zu entschlüpfen drohte, und sagte, in bitterem Ton:

„Sie haben sich das Beispiel Ihrer Mutter sonderbar zu Herzen genommen, da Sie ein Gelübde thaten, das Sie ebenfalls Ihr Lebenlang unglücklich machen muß.“

Sie errötete und schüttelte den Kopf. „Wir sind nicht auf Erden, um glücklich zu werden. Ich weiß wohl, ich werde noch manchmal Manches vermissen. Aber das geht vorüber. Und daß man mich so schwer vermissen würde — nein, Herr Florian, Sie täuschen sich. Mein Vater ist gut versorgt bei der Tante — sie werden mich zuweilen besuchen und sich überzeugen, daß mir nichts fehlt, und daß ich meine Tage in Frieden und Seligkeit verbringe, auch nicht unnütz, denn ich werde selbst Lehrerin werden. Wenn ich nun — sie stockte ein wenig — nehmen Sie an, ich hätte mich verheiratet mit einem Mann, der in Amerika zu Hause wäre — müßten meine Leute mich nicht auch von sich lassen, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, und ist es nicht noch sehr die Frage, ob ich dann glücklicher würde?“

Er war ihr während dieser eifrigen Rede immer näher gerückt, ohne daß sie es merkte; sein Mund war nur noch einen Zoll weit von ihrem hübschen Ohr entfernt, das in der Aufregung sich leicht gerötet hatte. Nun sagte er mit bebender Stimme dicht an diesem kleinen, hoch aufhorchenden Ohr:

„Sie sprechen immer nur von Ihren Leuten, Fräulein Annerl. Als ob Niemand sonst in der ganzen Welt untröstlich wäre, wenn Sie für immer daraus verschwänden. Wissen Sie, daß Sie bei all Ihrer Gottseligkeit sehr grausam sind, Fräulein? Es kann Ihnen nicht entgangen sein, daß ich — seit dem ersten Tage, wo ich Sie gesehen habe — ich verstehe es schlecht, meine Empfindungen zu verbergen — und seitdem von Tag zu Tage mehr habe ich erkannt, daß Sie allein im stande sind, mich glücklich oder unglücklich zu machen — nein, hören Sie mich aus, es ist vielleicht das einzige Mal, daß ein Mensch Ihnen sein ganzes Herz zu Füßen legt — wenn Sie auch verschmähen, es aufzuheben, ein wenig rühren muß es Sie doch, daß Sie so geliebt werden, daß Sie das Schicksal eines Menschen, der bisher seinen Nacken nie gebeugt hat, in Ihrer Hand haben, und seien Sie ehrlich, Fräulein Annerl: mit der strengen Miene, die Sie gern aufsetzen möchten und die Ihnen nicht gelingt, kann es Ihnen nicht Ernst sein, dazu sind Sie zu gut, und das kann auch kein himmlisches Gebot sein, da uns vorgeschrieben wird, daß wir sogar unsre Feinde lieben sollen. Und obwohl ich noch eben erst mit Ihnen gestritten habe, — halten Sie mich für Ihren Feind, Fräulein Annerl?“

Ihre junge Brust wogte schwer, sie hatte die Augen zugedrückt und den Kopf wieder tief gesenkt.

„Wozu sprechen Sie so?“ kam es nach einer beklommenen Pause von ihren zitternden Lippen. „Sie wissen ja, es ist Alles umsonst! Auch wenn ich — o bitte, bitte — lassen Sie mich fort —“

Sie machte eine Bewegung, sich zu erheben, er hatte aber den Arm um ihre Schulter geschlagen und ließ sie nicht los. „Annerl,“ flüsterte er immer dringender, „ist es möglich? Können Sie meine Leiden mit ansehen und mir nicht den kleinsten Trost spenden? Es ist ja Wahnsinn, zu glauben, was Sie Ihren nächsten Angehörigen nicht zuliebe thun können, würden Sie meinetwegen thun. Aber wenn Sie darauf bestehen, uns alle unglücklich machen zu müssen, — das Eine sagen Sie mir, damit ich nicht ganz verzweifle: wenn kein Gelübde Sie bände, würden Sie dann — würde ich dann hoffen dürfen, daß ich Ihnen nicht ganz gleichgültig bleiben möchte, daß Sie meine innige, schmerzliche Liebe endlich belohnen würden? Annerl, um Gotteswillen, sagen Sie nur ein Wort! Ich beschwöre Sie!“

Ihr Kopf war tief auf die Brust gesunken. „Warum fragen Sie?“ hauchte sie. „Sie wissen es ja! Ich habe nur darum — so oft verweinte Augen gehabt. Aber

machen Sie mir's nicht noch schwerer — es kann ja nicht —"

„Annerl! Einzig geliebtes Herz!" rief er laut ausbrechend. „Du hast mir das Leben wiedergegeben. Nein, nun verzweifle ich nicht, trotz alledem, nun mußt du mein werden, und wenn die elftausend heiligen Jungfrauen dich mir entreißen wollten!"

Er drückte sie stürmisch an sich, seine Lippen näherten sich ihrem über und über erglühendem Gesicht, trotz ihres Sträubens küßte er ihre Schläfe, das geschlossene Auge, die feuchte Wange und wollte eben mit zärtlicher Gewalt die nur schwach und zitternd Widerstrebende sich zuwenden, daß sein Mund den ihren finden konnte, — da klang aus dem dunklen Hintergrunde der Kirche ein heiserer, aber deutlicher Ton, ein kurzes Husten. Erschrocken fuhr das Mädchen in die Höhe, während auch er bestürzt die Arme sinken ließ. Der Ton wiederholte sich. Dann war's wieder stille wie zuvor.

„Jesusmaria!" flüsterte das Annerl, „dort hinten — die blinde Rosel — o mein Gott, was haben wir gethan! Jedes Wort wird sie gehört haben, ich bin furchtbar bestraft — lassen Sie mich — es ist nie wieder gut zu machen —"

„Die blinde Rosel? Was soll sie von uns wissen, da sie uns nicht sehen konnte?"

„Aber hören — o sie hört so fein, sie kennt meine Stimme, ich habe ihr oft Almosen gegeben. Und wenn auch sie uns nicht gehört hat — was haben wir gethan — hier im Gotteshaus! — O es ist nicht recht von Ihnen gewesen — und ich selbst — ich hätte mich besser hüten sollen — leben Sie wohl! Folgen Sie mir nicht — wir dürfen uns niemals wiedersehen!"

Mit diesen leidenschaftlich hervorgesprudelten Worten hatte sie ihren Hut und das Gebetbüchlein, das ihr entfallen war, ergriffen und war, ohne ihren Mitschuldigen noch eines Blickes zu würdigen, durch das nächste Seitenpförtchen aus der Kirche hinausgeeilt.

* * *

(Schluß folgt.)

Morgendämmerung.

Von E. Weitra.

Bleich ist der Himmel — und bleicher die Sterne;
Langsam entweichen die Schatten der Nacht —
Und in die lautlose, dämmernde Ferne
Schleicht sich das Frühlicht zögernd und sacht.

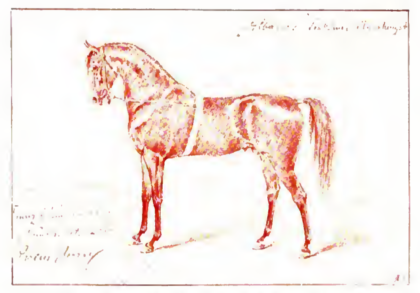
Purpurn erglüht es dort über dem Hügel,
Und durch die weite Stille der Flur
Streift, noch verschlafen, mit schwerem Flügel,
Einsam zwitschernd ein Vogel nur.

Sonst kein Laut! — Die Blätter und Blüten
Nicken im taufrischen Morgenduft,
Und als gält's, ein Geheimnis zu hüten,
Ist so feierlich still die Luft.

Alle Wesen, die ruhend schliefen,
Noch der Dämmerung Zauber hält —
Wie nachsinnend über dem tiefen,
Ungelösten Rätsel der Welt —!—



Die schlechte Censur. Nach dem Gemälde von J. G. Meyer von Bremen.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Albatros, Trakehner Vollbluthengst. Nach dem Leben gezeichnet von Franz C. Stückenberg.

Aus dem Cirkusleben.

Von Paul von Szczepański. Mit Bildern von † Heinrich Lang.

I. Der Artist in Civil.

„— — — — — — wenn die große Kunst existiert, bei uns ist sie zu Hause, bei uns im Museum der Grazie, der Stärke, der Triumphe, der Kühnheit und Plastik! Fort mit dem heutigen Theater mit seinem Beiwerk geschwätziger Gliederpuppen, seinen Landschaften aus Pappendeckel, weg mit der Bretterbühne, der Rampe, den falschen Prinzessinnen, dem Harlekinmantel und dem Souffleurkasten ... genug der Dithyramben über eure „große Kunst!" In unseren Manifestationen der Kraft, Gewandtheit und Formenschönheit, die das Volk so unwiderstehlich anziehen, findet ihr den unwillkürlichen Protest gegen die körperliche Degeneration, die uns von den Völkern des Altertums, von den alten Germanen, Galliern und Römern, so weit entfernt; in unseren Produktionen manifestiert sich das unbewußte Streben nach physischer Wiederherstellung einer entnervten Rasse. ‚Die Völker müssen sich verjüngen!' so ruft die Presse aller Länder! Manches Volk hat zu viel, zu rasch gelebt, ist der Überkultur verfallen, schlemmerisch, verweichlicht, faul und früh greisenhaft geworden. Alles, was kann, flieht körperliche Fertigkeiten, lümmelt sich auf den Lotterbetten des Genusses. Nur zu, ihr werdet bald zu der Einsicht kommen, daß ein wichtiger Faktor in der Errettung aus dieser Überkultur der Mann des Cirkus ist, der Akrobat! — Notre temps a rehabilité l'acrobatie — ihre Jünger, gleich den Parias behandelt, haben sich durch physische Kraft die beneidenswerte Stellung von Künstlern errungen, von Künstlern der Manege, die bald die Bühne entthronen wird!"



Kolossal! Nicht wahr? — Ein Erguß des Selbstbewußtseins, der auf das lebhafteste an



Freiheitspferde.

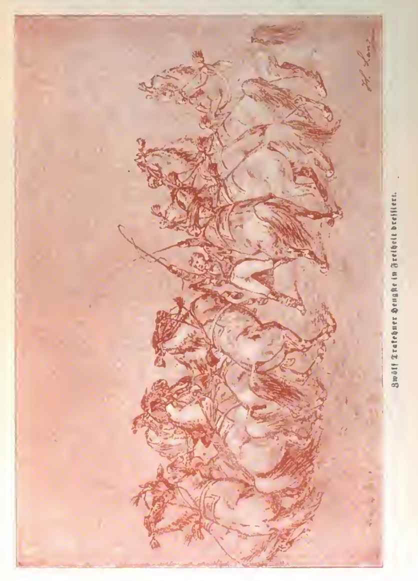
die Anpreisungsrede eines „Rekommandeurs“ erinnert, eines jener Männer mit starker Stimme, welche vor den Schaubuden der Jahrmärkte zu stehen pflegen und das gaffende Publikum zum Eintritt zu bewegen suchen: „Immer herein, meine Herrschaften, immer herein! Noch nie dagewesen. Die große Riesenschlange, meine Herrschaften, die größeste Riesenschlange der Welt!“ — Er brüllt mit dem Brustton der Überzeugung, und je kleiner die Riesenschlange ist, um so lauter brüllt er, — dafür ist er seinem Beruf nach „Rekommandeur.“ Die oben citierten schönen Sentenzen über den Mann des Cirkus als den Erretter aus der Überkultur sind dem Vorwort des Herausgebers eines „Artisten-Lexikons“ entnommen, eines sich zierlich präsentierenden Bändchens, das eine lange Reihe von Namen lebender und toter Artisten mit ihren Geburts- und andern Daten enthält. Scheinbar eine Art Seitenstück zum Bühnen-Almanach und zum Schriftsteller-Kalender. In Wahrheit weiter nichts wie das Reklamebüchlein eines Artistenengagements-Vermittelungsbureaus, in dem in erster Linie diejenigen Artisten Aufnahme gefunden haben, welche sich dieser Agentur bedienen. Einige sehr berühmte Tote und Lebende sind zu Dekorationszwecken und der scheinbaren Vollständigkeit halber mit hineingenommen worden, — es ist eben eine geschickte Hand gewesen, die das Ganze gemacht hat. Und es ist ein großer Mund, der hier das Wort genommen hat, um — scheinbar — im Namen der Artisten zu sprechen. Aber man würde dem gesamten Stande Unrecht thun, wollte man glauben, daß es sich in diesem Vorwort um einen charakteristischen Ausbruch des Größenwahns der Cirkuskünstler handele.

Kein Zweifel, daß sich seit einigen Jahrzehnten ein ungeheurer Umschwung in jener eigenartigen Welt vollzogen hat, deren Angehörige heute mit Stolz den Namen „Artisten“



In Freiheit dressiert.

tragen. Schon der Umstand, daß sie einen Gesamtnamen sich errungen haben und nicht mehr unter hunderterlei Bezeichnungen durch die Lande fahren, ist ein Beweis dafür, daß es ihnen gelungen ist, sich zu einem Stande zusammenzuschließen. Was dem außerhalb dieses geschlossenen Kreises Stehenden zunächst am meisten imponiert, das ist das absolute Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Bewußtsein der Kollegialität, welches allen Angehörigen dieses Standes innewohnt, ob sie eine große oder eine kleine Rolle in ihrer



Zwölf Trakehner Hengste in Freiheit dressiert.



Ikarische Spiele.

Welt spielen, ob sie Glück gehabt haben oder Unglück, ob sie Künstler ersten Ranges oder Durchschnittsarbeiter sind. Das ist zweifellos eine Nachwirkung ihres jahrhundertelangen Geächtetseins, ihrer Vogelfreiheit und ihrer Vagabondage, — die außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft Stehenden haben von jeher zusammengehalten. Und mit der bürgerlichen Gesellschaft lebt der Artistenstand noch heute nicht auf dem gleichen Boden; von der einen zum andern wird sich auch niemals eine feste Brücke schlagen lassen, denn die bürgerliche Gesellschaft trägt überall einen nationalen Charakter, der Stand der Artisten aber ist international. Ich will damit nicht gesagt haben, daß der Artist kein Vaterland kenne; es mag begeisterte Patrioten unter ihnen geben, die ihrem Vaterlande das beste wünschen. Aber ihre Kunst ist eine internationale Kunst im allerweitesten Sinne des Wortes, die in jedem Lande verstanden wird. Es ist ihnen daher gleichgültig, in welchem Lande sie ihre Kunst ausüben, — vorausgesetzt, daß dieses Land sie zu würdigen und zu bezahlen weiß. Daher findet man die Artistentruppe jedes größeren Cirkus und jeder größeren Spezialitätenbühne zusammengesetzt aus den verschiedensten Nationalitäten, am zahlreichsten vertreten Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiener und Spanier. Mögen aber auch die meisten Artisten sich irgend einem Vaterlande mehr oder weniger zugehörig fühlen, eine Heimat hat keiner von ihnen, solange er „arbeitet," d. h. solange er seine Kunst ausübt. Er ist auf ein Reiseleben, auf ein Leben aus dem Koffer, angewiesen, ob er zu den ersten oder den letzten seines Faches gehört, ob ihn ein Koupee erster Klasse eines Extrazuges an den neuen Bestimmungsort führt oder ob er, sein Haus über sich, auf der Landstraße dahinrumpelt.

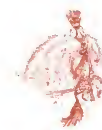
Ikarische Spiele.

Ikarische Spiele.

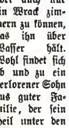
Die Internationalität ist es, welche der Sprache, dem Charakter und den Gewohnheiten des Artisten ihr Gepräge aufdrückt. Es gibt manchen unter ihnen, der nicht schreiben kann — auch unter den Großen ihrer Kunst —, es gibt viele unter ihnen, die keine Sprache, auch nicht ihre Muttersprache, korrekt sprechen, aber es gibt sehr wenige, die nicht mehrere Sprachen so weit beherrschen, um sich darin verständlich machen und leidlich darin eine Konversation führen zu können. Deutsch, englisch und französisch radebrecht fast jeder von ihnen so viel, als er nöthig hat, um in diesen drei Ländern nicht in Verlegenheit zu kommen; aber nicht selten sind die Sprachgenies unter ihnen, welche dazu noch italienisch, spanisch und russisch spielend bewältigen. Das ist eine Folge sowohl ihrer Lebensbedingungen wie ihrer Familienverhältnisse. Künstlerehen, von denen man sonst so wenig Gutes zu berichten



Am Trapez.



Tabor

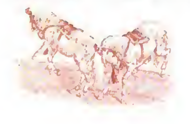




und Ninon.

weiß, sind im Artistenstande die Regel. Der Artist heiratet die Artistin, die Kinder widmen sich wieder dem Artistenberuf. So findet man es sehr häufig, daß die Familienhäupter verschiedener Nationalität angehören, daß die Kinder in einem zweisprachigen Hause heranwachsen. Soweit man bei Artistenfamilien von einem „Hause“ sprechen kann. Das eigentliche Haus des Artistenkindes ist der Cirkus, seine Familie im weiteren Sinne, in die es eintritt, sobald es laufen kann, das engagierte Künstlerpersonal. Das spricht mit mehr als zwei Zungen zu ihm, und das Artistenkind plappert Brocken aus jeder Sprache nach, die an sein Ohr klingt, und erringt sich spielend eine Sprachfertigkeit, welche ihm der über den Grammatiken Büffelnde beneidet.

Es ist wahr, der Nachwuchs deckt nicht den Bedarf, nicht alle Artisten sind Artistenkinder. Aber sehr selten, und viel seltener noch als die meisten glauben, ist der Fall, daß verkrachte bürgerliche Existenzen sich in diesen Beruf hineinretten. Der Artistenstand zeigt sich wenig aufnahmefähig für solche Elemente, der Beruf stellt auch zu hohe Anforderungen an die ungebrochene Kraft des Individuums, als daß der Schiffbrüchige viel Aussicht hätte, sich



dort auch nur ein Wrack zimmern zu können, das ihn über Wasser hält. Wohl findet sich ab und zu ein verlorener Sohn aus guter Familie, der sein Heil unter den Cirkusleuten versucht, als Schulreiter, als Stallmeister, auch wohl in noch geringeren Stellungen. Aber selten hält er aus, weil die Anforderungen des Berufes zu anstrengend sind und weil die Kehrseite der Medaille, welche dem Publikum in den Vorstellungen ein Bild scheinbar leichten Spieles zeigt, harte und gewissenhafte Arbeit verlangt. Ab und zu findet sich auch ein reicher Enthusiast, auf den der Cirkus wirkt wie das Licht auf die Motte; gewöhnlich verschwindet er spurlos aus der Manege, in der er Ruhm, Reichtümer und Glück zu finden erwartet hatte, wenn sein Vermögen aufgezehrt ist. Es hat Enthusiasten und Enthusiastinnen gegeben, die einer idealen Cirkusschwärmerei



Hunderttausende geopfert haben wie der Graf Hahn seinem Enthusiasmus für die Bühne. Aber wie gesagt, derartige Fälle sind sehr viel seltener, als der Außenstehende gewöhnlich anzunehmen geneigt ist; geht man solchen Gerüchten, die sich mit Vorliebe an Artisten knüpfen, welche sich durch die Pracht ihrer Kostüme oder die Eleganz ihres Auftretens auszeichnen, auf den Grund, so kann





Fahrschule mit Hindernissen.

man sich ihre Unhaltbarkeit in den meisten Fällen mit einiger Logik selbst beweisen. Meist sind derartige Gerüchte durch einen Zufall entstanden, der Reklame wegen wird ihnen nicht widersprochen oder sie werden auch künstlich unterhalten und ausgestaltet. Von dem russischen Clown und phänomenalen Tierdresseur Anatole Durow behauptet alle Welt, er sei Gymnasiallehrer gewesen, ehe er des Kindererziehens überdrüssig wurde und sich an dem unvernünftigen Tier reinere Freuden suchte. Das ist sicher hübsch erfunden; man braucht sich aber den liebenswürdigen und jugendlichen Rattenfänger, der in seiner Heimat schon seit fast einem Jahrzehnt ein berühmter Clown ist, nur anzusehen, um zu der Gewißheit zu gelangen, daß er niemals auf dem Katheder doziert haben kann. Es müßten denn in Rußland Kinder mit der Erziehung von Kindern betraut werden. Der einzige Artist, der mir begegnet ist und von dem ich mit Bestimmtheit weiß, daß er nicht schon als Kind für seinen Beruf bestimmt wurde, ist der übrigens keineswegs zu den ersten seines Faches gehörende

Die fliegenden Hüte.

Hundedresseur Freiherr von Creytz, der preußischer Kürassierleutnant war. Er ist auch der einzige — man müßte denn die bekannte Fürstin Pignatelli auch zu den Artistinnen rechnen, was ich dem ehrenwerten Stande nicht anthun mag — der mit seinem freiherrlichen Namen und seinem a. D. Leutnantstitel auf den Affichen paradierte, während sonst der Artist das Bestreben zeigt, seine bürgerliche Vergangenheit, wenn er eine solche aufzuweisen hat, möglichst zu verbergen; — ob ihn Enthusiasmus oder äußere Umstände zur Wahl seines jetzigen Berufes getrieben haben, ist mir unbekannt geblieben.

Derartige Gelegenheitszugänge decken jedenfalls nicht den Zuwachs, dessen der Artistenstand, von seinem eigenen Nachwuchs abgesehen, bedarf. Er hilft sich mit sogenannten „Lehrkindern,“ das sind gutgewachsene, gewandte, gutaussehende Kinder im Alter von sechs bis zehn Jahren, die auf Grund eines mit ihren Eltern abgeschlossenen Lehrvertrages auf eine bestimmte Reihe von Jahren in ein Kindesverhältnis zu ihren Lehrherren treten. Es ist selbstverständlich, daß sich nur sehr arme Eltern dazu bewegen lassen, ihre Kinder in solcher Weise abzutreten. Der Entschluß mag ihnen schwer genug werden. Aber über das Verhältnis dieser Lehrkinder zu ihren Lehrherren, über die Behandlung, der sie ausgesetzt sind, über die Grausamkeit der

Dressur, der sie unterworfen werden, hat sich eine Mythe gebildet, der im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit energisch widersprochen werden muß. Wollte der Lehrer der Akrobatik Hunger und Hiebe als Erziehungsmittel anwenden, er würde nicht weit kommen. Er weiß ganz genau, daß ein Körper, der sich zur Vollkommenheit entwickeln soll, ausreichender und kräftiger Nahrung bedarf; er weiß ebenso genau, daß es ein viel wirksameres Mittel ist, zu positiven Leistungen anzuspornen, wenn man den Ehrgeiz weckt und eine Belohnung in Aussicht stellt, als wenn man mit Züchtigungen operiert. Er hat ferner ein lebhaftes Interesse daran, seine Lehrkinder vor Unfällen zu bewahren; denn jeder Unglücksfall, der seinen Zögling dauernd zur „Arbeit" unfähig macht, ist für ihn ein verlorenes Kapital, — er verliert die Abfindungssumme, die er den Eltern des Kindes gezahlt hat, und was er an Kleidung und Nahrung für dasselbe verauslagt hat. So werden in der That die Lehrkinder der Artisten wie eigene Kinder gehalten, und seltener als anderswo werden Artistenkinder von ihren Eltern schlecht gehalten. Infolgedessen findet man meist ein wahrhaft patriarchalisches Verhältnis in diesen Artistenfamilien, dem sich auch die Lehrkinder dann noch fügen, wenn ihre kontraktlichen Verpflichtungen, zu deren Einhaltung sie übrigens sicher niemand zwingen würde, längst abgelaufen sind. Das Familienhaupt schließt alle Kontrakte ab und erhebt die Gagen; die Kinder — eigene und Lehrkinder — für deren Bedürfnisse es sorgt, beziehen von ihm ein Taschengeld, das bei den Lehrkindern gewöhnlich höher ausfällt als bei den eigenen, in der vielleicht egoistischen, aber sehr erklärlichen Absicht, um zu verhindern, daß der Selbstständigkeitstrieb in ihnen erwacht und sie eines Tages „durchgehen" und sich auf eigene Füße stellen. Daß dieser letztere Fall nicht noch viel häufiger vorkommt als es geschieht, ist gewiß ein Beweis dafür, daß die Lehrkinder sich im allgemeinen in ihrem Verhältnis sehr wohl fühlen. Häufig verwachsen sie ganz mit der Familie ihres Lehrers, dessen Namen sie

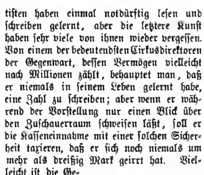

Die fliegenden Hüte.


Fahrschule mit Hindernissen.



dann auch im Privatleben weiterführen, und manche durch viele Generationen fortlaufende Künstlerfamilie verdankt ihren Stammbaum solchen fremden Pfropfreisern. Daß das Lehrkind sehr schnell den Ton seiner neuen Umgebung annimmt, ist erklärlich; in diesem Alter sind die Seelen weich wie Wachs und für äußere Eindrücke leicht empfänglich. Das dem Artistenstande auf diese Weise zugeführte fremde Element ist nicht stark und widerstandsfähig genug, um einen sichtbaren Einfluß auf ihn auszuüben.

Aber es ist nicht nur sein internationaler Charakter, welcher den Artistenstand dauernd von der bürgerlichen Gesellschaft scheidet. Der gänzliche Mangel aller geistigen Interessen und die auf dem allerunterſten Niveau sich haltende Schulbildung der Artisten ziehen eine ebenso unübersteigliche Scheidewand. In allen feuilletonistischen Schilderungen der Cirkuswelt spielt der Clown eine Rolle, welcher den Äschylos in der Ursprache liest und mit seinen Freunden lateinisch korrespondiert. Wenn er wirklich jemals gelebt hat, so ist er eine Ausnahme gewesen und jedenfalls einer jener wenigen Cirkuskünstler, die eine bürgerliche Vergangenheit hatten, durch einen Zufall in die Manege verschlagen worden sind und dort es wirklich zu etwas gebracht haben. Die meisten Artisten haben einmal notdürftig lesen und schreiben gelernt, aber die letztere Kunst haben sehr viele von ihnen wieder vergessen. Von einem der bedeutendsten Cirkusdirektoren der Gegenwart, dessen Vermögen vielleicht nach Millionen zählt, behauptet man, daß er niemals in seinem Leben gelernt habe, eine Zahl zu schreiben; aber wenn er während der Vorstellung nur einen Blick über den Zuschauerraum schweifen läßt, soll er die Kasseneinnahme mit einer solchen Sicherheit taxieren, daß er sich noch niemals um mehr als dreißig Mark geirrt hat. Vielleicht ist die Geschichte nicht wahr; aber sie ist mir von Artisten selbst erzählt worden und keineswegs von solchen, die ihrem Direktor damit einen Defekt nachweisen wollten. Sie wurde nur erzählt als ein Beweis, daß man die Kunst des Rechnens auch ohne die Kunst des Zahlenschreibens ausüben kann.



In der That, für den wahren Artisten sind Lesen und Schreiben schon brotlose Künste, von aller andern Wissenschaft gar nicht zu reden. Kann ihm auch als Kind der Schulunterricht nicht ganz erspart bleiben — dafür ist er ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts und „Schulbesuch“ ist obligatorisch — so kann man sich doch denken, was bei dem Unterrichten eines Kindes herauskommt, dessen Aufenthalt an einem Ort selten länger als vier Wochen, sehr häufig aber nur wenige Tage dauert. Bei den großen Cirkussen ist der Unterricht der gesamten Artistenjugend zwar gewöhnlich in die Hände eines Privatlehrers gelegt, der mit dem Cirkus reist und der also wohl die Möglichkeit hätte, seine Zöglinge systematisch fortzu-



Jockeyreiter.



Clownszene: Schmetterlingsfang.

bilden, wenn erstens die Zöglinge selbst nicht zu häufig wechselten, und zweitens nicht die Schulstunden der Jugend ihren Lehr- und Probestunden in der Manege nachstehen müßten. Er wird mehr zu dem Zweck gehalten, um jederzeit den Beweis liefern zu können, daß die Kinder Schulunterricht erhalten, als um sie etwas zu lehren. In den meisten Fällen ist ihm daher auch neben seinem Lehreramt noch ein anderes Amt übertragen, in dem er eine nützlichere Thätigkeit entfaltet, mag er nun mit der Verwaltung der Requisiten, dem Instandhalten der Garderoben oder der Kassenführung beschäftigt sein.



Der Jongleur zu Pferde.



Pas de deux.

Trotzdem sind diejenigen sehr im Irrtum, welche glauben, das Artistenkind oder gar der Artist selbst gehe während des Tages müßig und seine Arbeit sei mit der Produktion selbst oder doch mit den wenigen Stunden der Vorstellung erledigt. Die öffentliche Produktion des einzelnen und die gesamte Vorstellung sind nur das Resultat der Arbeit und zwar einer fortgesetzten und unermüdlichen Arbeit, denn hier wie überall bewahrheitet sich das Wort, daß Stillstand Rückschritt ist. Jene eine Nummer, welche ein Artist oder eine Artistentruppe manchmal Jahre hindurch oder so lange sie überhaupt arbeiten, Abend für Abend mit derselben Unermüdlichkeit vorführen, repräsentiert in den seltensten Fällen die Summe ihrer Kunst. Es bedarf häufig nur eines Anlasses, eines Unglücksfalles, eines Auseinandergehens seiner Truppe, der Aussicht, eine höhere Gage zu erlangen, um den Artisten, der sich heute noch als Parterre-Akrobat oder als Luftvoltigeur gezeigt hat, morgen zu einem Prestidigitateur oder zu einem musikalischen Clown zu machen. Schon das Artistenkind wird nicht etwa einseitig auf eine bestimmte Art von Arbeit gedrillt; denn wenn es einmal das höchste in seiner Kunst leisten soll, ist es ihm notwendig, daß es jedes einzelne seiner Glieder zur höchsten Kraft und Gewandtheit entwickelt hat. Die rein turnerischen Übungen gehen Hand in Hand mit equestrischen, muskelstärkende mit solchen, welche die Gelenkigkeit entwickeln, Kraftproduktionen mit Jongleurstückchen, welche die höchste Feinfühligkeit der Hand und die größeste Zuverlässigkeit des Auges erfordern. Und wenn auch der Lehrer seinen ganzen Fleiß in erster Linie darauf verwendet, gerade diejenigen Anlagen des Schülers durch eine systematische Ausbildung zu entwickeln, welche ihn für ein besonderes Spezialfach beanlagt erscheinen lassen, so vernachlässigt er daneben doch nichts, was seinen Schüler zu einem möglichst vielseitigen Artisten machen kann. Der kindliche Ehrgeiz kommt ihm dabei in den meisten Fällen zu Hilfe. Der eine Junge ruht nicht eher, als bis ihm nachzumachen geglückt ist, was er den andern hat vormachen sehen.



Pas de deux.



Cäsarenritt.



Quadrille Louis XIV.



Auf diesem Ehrgeiz des einzelnen beruht die Fortentwickelung der Kunst, und dieser Ehrgeiz wird wesentlich genährt durch die wahrhaft ungeheuerlichen Gagen, die derjenige Artist beanspruchen kann, welcher wirklich etwas noch nie Dagewesenes zu leisten vermag. Leider ist ihm aber die Möglichkeit genommen, sich seinen neuen Truc patentieren zu lassen, — er kann sicher sein, daß ihm nach einem halben Jahre ein anderer das halsbrechendste Kunststück nachmacht, und daß nach fünf Jahren seine Nummer auf jedem Cirkusprogramm steht und bereits von einem neuen „noch nie dagewesenen Truc“ übertrumpft worden ist.

Im allgemeinen werden die Artistengagen für sehr viel höher gehalten, als sie in Wirklichkeit sind; der Artist hat, wie der Schauspieler, ein Interesse daran, sich für besser bezahlt auszugeben, als er wirklich ist, und das Publikum, welches in der elektrischen Beleuchtung manches glitzernde Flitterwerk für echte Kostbarkeiten hält, glaubt auch den übertriebensten Zahlen gern. Vor allem aber macht das letztere den Fehler, von den Gagen, welche einzelne Artisten erhalten, einen Rückschluß auf das Durchschnittsmaß der Gagen zu ziehen. Es mag richtig sein, daß einzelne Kunstgrößen des Cirkus oder einzelne Artistentruppen unter einer Monatsgage von fünf- bis zehntausend Francs nicht zu haben sind. Aber solche Summen als Maßstab anzulegen, wäre dasselbe, als wollte man die Einnahmen der Patti oder der Sembrich den Durchschnittseinnahmen der Bühnensängerinnen zu Grunde legen. Da man unter die Artisten nicht nur die Künstler des Cirkus und der Spezialitätentheater zu rechnen hat, sondern dem Stande auch all das fahrende Volk zugezählt werden muß, das in den Schaubuden der Messen und Märkte sein Wesen treibt, so kann man wohl mit Recht behaupten, daß das materielle Elend der Künstler der Manege, „die bald die Bühne entthronen wird,“ dem Schauspielerelend nichts nachgibt.



Anderseits behaupte ich — und das große Publikum wird von dieser Behauptung wahrscheinlich sehr überrascht sein — daß der Artistenstand sich im allgemeinen viel mehr sittlichen Halt bewahrt hat als — ich will den Vergleich nicht fortführen — als der mit den Verhältnissen Unbekannte vermutet. Selbst die große Invasion von Balletmädchen und „Sängerinnen,“ welche sich der Artistenstand hat gefallen lassen müssen, seitdem die großen Cirkusse die Ausstattungspantomime in den Vordergrund ihrer Vorstellungen gerückt haben und die Spezialitätentheater als ein Mittelding zwischen Cirkus und Chantant zu erhöhter Bedeutung gelangt sind, hat die allgemeine Moral der Artistinnen nicht zu lockern vermocht. Der Schein ist gegen sie, aber daß der Schein trügt, hat mancher Unwiderstehliche erfahren und teuer bezahlen müssen. Es ist wahr, die Moral der Artistinnen hat ihre Eigenheiten und Besonderheiten. Die Cirkuskünstlerin weist weder ein Bouquet zurück, das ihr in die Manege gesandt wird, noch ein halbes Dutzend Handschuhe oder gar einen Brillantschmuck. Aber sie sieht derartige Huldigungen durchaus als ihrer Kunst dargebracht an und nicht als ihrer Person oder ihrer Schönheit. Sie nimmt alles mit der Naivität des Naturkindes, das in der Annahme eines Geschenkes nichts Beschämendes sieht, aber sie gibt nichts, — nicht aus Berechnung oder weil eine bewußte Moral sie gegen Versuchungen schützt, sondern weil sie ganz in ihrem Beruf aufgeht und dieser harte Körperarbeit erfordernde Beruf nicht gerade geeignet ist, die Phantasie zu wecken und die Sinnlichkeit anzuregen. Außerdem irrt man, wenn man glaubt, die allabendliche Produktion in einem Gewande, das den Körperwuchs in allen seinen Linien zur Schau stellt, müsse das Schamgefühl des Weibes ertöten. Das in bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsene Mädchen, das sich der Bühne widmet und zum erstenmal in einer Hosenrolle vor das Publikum tritt, mag darüber einen Kampf



Szene aus der Pantomime Mazeppa.



Musikalische Clowns.

mit sich zu bestehen haben, bei dem ein Teil ihres besseren Selbst in Trümmer geht. Die Artistin hat ihr Tricot, ihr Arbeitsgewand, schon als Kind getragen, für sie ist das sich zur Schau stellen in diesem Arbeitskostüm zur Gewohnheit geworden, ihr ist Sitte, was manchem im Publikum unsittlich erscheint oder ihn an der Sittlichkeit der Artistin zweifeln läßt. Sollte aber jemand meinen, daß eine so leicht bekleidete Tugend leicht zu Fall kommen müsse, so mag er sich gesagt sein lassen, daß diese Tugend gewöhnlich gut gehütet ist — nicht nur von der Elternliebe, trotzdem sie gewiß in diesen Kreisen ebenso offene Augen hat wie anderswo, sondern noch mehr von den starken Fäusten des Eigennutzes. Die junge Künstlerin, welche die Pracht ihrer Glieder unbefangen zur Schau stellend, lächelnd und Kußhände werfend, allein unter das tausendköpfige Publikum des Cirkus in die Manege tritt, um dort zu arbeiten, — in Wahrheit ist sie fast niemals allein, in Wahrheit steht der Vater in der Manege und beobachtet jede ihrer Bewegungen, die Mutter empfängt sie, sobald sie aus der Arena tritt, und diese Artistenväter und Artistenmütter, sind sie auch nicht schrecklicher als die berüchtigten Theatermütter, so sind sie doch unzugänglicher und offeneren Auges. Denn diese Tochter ist nicht nur ihr Kind, sondern sie ist auch die Existenz der Familie, sie repräsentiert ein Kapital, auf dem die Zukunft der Eltern und der anderen Kinder beruht, die noch lernen und noch nicht selbst verdienen. Und die Artistin ist eine gute Tochter, an Abhängigkeit gewöhnt, frei von Emanzipationsgelüsten, selbst wenn sie genug verdient, um auf eigenen Füßen stehen zu können. Sie wird auch eine gute Gattin, wenn sie eine jener Artistenehen schließt, die sie dem Kreise erhält, in dem sie groß geworden und zu leben gewohnt ist. So lange

Schulreiterin.

Freiheitsdressur.

sie nicht Muttersorgen und Mutterpflichten verhindern, übt sie dann ihre Kunst weiter, häufig in einer Nummer, in der sie mit dem Gatten gemeinschaftlich arbeitet. Auf dem Programm figuriert dann das Ehepaar als Geschwisterpaar, arbeitet sie allein, so behält sie ihren Mädchen- und Künstlerinnennamen bei, — das Publikum gehen ihre Privatverhältnisse ja nichts an. Im allgemeinen aber wird es dem Artisten von seinen Kollegen verdacht, wenn er die Frau, nachdem sie Mutter geworden ist, noch schwere Arbeit thun läßt. Nur selten behält der weibliche Körper die Elastizität, welche erforderlich ist, um Unglücksfälle bei der Arbeit unwahrscheinlich zu machen. Auch hier heißt es im allgemeinen, die Frau gehört ins Haus, und Kindererziehung, Haushalt und die Kostüme ihres Gatten geben ihr genug zu thun, um sie die Aufregungen und Triumphe ihrer eigenen Künstlerinnenlaufbahn bald vergessen zu machen. In der Vorstellung aber fehlt sie niemals unter den Zuschauern, und was das Merkwürdigste ist, das sich jeden Abend wiederholende Schauspiel büßt niemals das Interesse für sie ein. Freilich gibt es auch Fälle, in denen Cirkuskünstlerinnen wie Sängerinnen und Schauspielerinnen unverwüstlich auf ihrem Schein bestehen und sich von der Stätte ihrer Erfolge nicht zu trennen vermögen. In einem sehr großen Cirkus Deutschlands tanzt heute noch eine wohlkonservierte Dame mit ihrem Gatten mit fabelhafter Verve ihren pas de deux auf zwei Pferden oder sie springt als unübertroffene Panneaureiterin durch zwanzig Reifen, während ihr Sohn die Peitsche führt und ihre Tochter, seit sechs Jahren dem Backfischalter entwachsen, als Quadrillereiterin nur bescheidene Lorbeeren erntet. Warum auch nicht? — Ganz so alt wie Charlotte Wolter oder Pauline

Der dumme August.

Clowns und Stallmeister.

Ulrich ist sie sicher noch nicht, die auch noch jugendliche Rollen spielen, ohne dem Publikum die Illusion zu rauben.

Während die Theaterleute, selbst wenn sie keine Aussicht haben, jemals eine andere als eine Statistenrolle zu spielen, immer nur von ihrer „Kunst“ sprechen, spricht der Artist immer nur von seiner Arbeit. Das ist der charakteristische Unterschied zwischen ihnen, daß die einen sich selbst immer überschätzen, die andern, die Artisten, neidlos dem Kollegen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Im allgemeinen spricht der Artist aber überhaupt nicht viel von seiner Arbeit, in keinem geschlossenen Kreise hört man so wenig Fachsimpelei wie in Artistenkreisen. Die Kosten des — übrigens sehr geringen — Unterhaltungsbedürfnisses decken persönliche Erinnerungen, Erlebnisse, Anekdoten. Merkwürdig viel Leute gibt es unter ihnen, Männer und Frauen, die überhaupt nicht, oder doch nur das Allernotwendigste, sprechen. Aus dem Munde dreier Schwestern, von denen die eine eine berühmte Drahtseilkünstlerin, die beiden anderen noch berühmter durch ihre Produktionen am dreifachen Reck und am hängenden Trapez, alle drei im Kostüm das Entzücken aller Zuschauer durch ihre jugendliche Anmut und dezente Koketterie, in Toilette aber wahrhafte Vorbilder bürgerlicher Einfachheit und Anspruchslosigkeit, mit denen ich manchen Abend am Artistenstammtisch stundenlang zusammengesessen, habe ich niemals ein anderes Wort gehört als ein schüchternes „Skol“ als Antwort auf das Prosit eines Kollegen, trotzdem sie der deutschen Sprache, in der die Unterhaltung meist geführt wurde, ebenso mächtig waren wie der dänischen Muttersprache. Einer der übermütigsten Clowns, der als Pantomimist zugleich von einem künstlerischen Gestaltungsvermögen ist,

August als Schulreiter.

Hohe Schule in Freiheit vorgeführt.

Pauneau.



Freiheitspferde.

um das ihn jeder Bühnendarsteller beneiden kann, muß schon sehr animiert sein, wenn er außerhalb der Manege sein stummes Brüten aufgibt und plötzlich in eine übermütig ausgelassene Stimmung verfällt. Die Beobachtung, die man an Bühnenkünstlern gemacht hat, daß gerade die Komiker außerhalb ihres Berufes häufig eine Neigung zur Melancholie zeigen, trifft auch auf die Artisten zu; ein Clown, der außerhalb der Manege einen Witz macht oder sich auch nur zu einer komischen Bewegung versteigt, ist eine seltene Erscheinung. Es ist, als ob die „Arbeit“ all ihren Humor absorbierte, und als ob die stumme Arbeit der Artisten ihr Unterhaltungsbedürfnis überhaupt verringert. Dazu kommt eine Scheu, öffentlich aufzufallen, die gewiß merkwürdig genug ist bei Leuten, welche jeden Abend vor das Publikum treten. Auch hierin unterscheiden sie sich vorteilhaft von den Bühnenkünstlern. Eine Gesellschaft von Schauspielern, welche in einem Restaurant sitzt, verrät unbedingt nicht nur das Bewußtsein, daß sie von den andern Besuchern beobachtet wird, sondern auch das Bestreben, diese Aufmerksamkeit, deren Mittelpunkt sie ist, künstlich hervorzurufen und zu steigern. Der Artist weiß auch, daß er leicht erkannt wird; in Gang, Haltung und Kleidung hat er Eigenheiten, die ihn jedem Auge schnell kenntlich machen. Aber es ist, als ob ihn dieses Bewußtsein mehr drückte als ihm schmeichelte, und

Schulreiter.

Einschiffung eines Cirkus in einen Extrazug.

als ob er durch die Zurückhaltung seines Benehmens wieder ausgleichen müßte, was das Auffällige seiner Erscheinung verschuldet. Man findet ihn deshalb selten in Restaurants, in denen er sich nicht ganz unter sich weiß. Es gibt viele unter ihnen, die in allen bemerkenswerten Städten Europas engagiert gewesen sind, sich in jeder mehrere Wochen aufgehalten und weiter nichts von ihnen kennen gelernt haben als den Bahnhof, den Cirkus, das Cirkusrestaurant und ihr Chambre garni, das sie gern so nahe wie möglich an der Stätte ihrer Arbeit suchen. Ein Beruf, dem alle geistigen Interessen fehlen, muß die Menschen einseitig und anspruchslos machen.

Und anspruchslos ist der Artist im allgemeinen auch in materieller Beziehung geblieben, trotzdem ihm seine Mittel vielfach gestatten würden, nach dieser Richtung hin sich jeden Genuß zu gewähren. Die genialen Naturen unter ihnen sind selten, welche das Geld mit vollen Händen ausstreuen, wie sie es einnehmen. Wo sie irgend können, führen sie eigene Menage, eine Küche, an die man gewöhnt sein muß, um ihr Geschmack abzugewinnen. Wer aber den Artisten wirklich kennen lernen will, der muß an seinem Herde, oder vielmehr an seinem Petroleumkocher, gesessen haben. Da taut er auf und gibt sich, wie er ist, in diesem Chaos von Garderobekörben und Koffern, Kostümen und Vogelbauern, Hunden und Kindern, die Wände geschmückt mit Reklameplakaten, auf den Tischen Musikinstrumente und allerhand künstliches Handwerkszeug. Auf dem Petroleumkocher schmort ein Risotto, stark mit Knoblauch gewürzt, in der Pfanne braten die Hammelcotelettes. Alle Artisten sind starke Esser, und beide Gerichte spielen eine Hauptrolle in ihrer internationalen Küche. Ihre Vorliebe für Knoblauch aber ist weniger auf orientalische Einflüsse zurückzuführen, trotzdem die Juden einen sehr starken Prozentsatz unter den Artisten bilden und es ganze Cirkusse gibt, in ihren Leistungen nicht die schlechtesten, deren Künstlerpersonal semitischer Abstammung ist und die Behauptung, daß es der Rasse an Geschick für körperliche Leistungen fehle, Lügen straft, sondern auf südeuropäische, italienische und spanische. Sie behaupten, den Knoblauch mehr aus Gesundheitsrücksichten als des Wohlgeschmackes wegen zu genießen und sprechen ihm eine vorbeugende Wirkung gegen Rheumatismus und Fieber zu. In diesem Kreise zeigt sich der Artist anspruchslos, gastfrei, harmlos vergnügt. Den meisten ist eine große Vorliebe für Musik eigen und fast jeder ist Autodidakt auf irgend einem Instrument. Ohne eine Note zu kennen, spielen sie mit einem natürlichen Gefühl für den Rhytmus und den Ausdruck, und speziell das Charakteristische nationaler Volksweisen hört man selten so kräftig zur Geltung bringen wie von diesen Naturspielern auf der Geige, der Mandoline, der Guitarre und Zither. Daß der Artist ebenso bereit ist Gastfreundschaft anzunehmen, wie zu gewähren, wer wollte es ihm verdenken. Aber das Bedürfnis, sich zu revanchieren, hat er immer, und wenn er ihm nur mit einem Kognak am Büffet des Cirkusrestaurants Ausdruck geben sollte, — un oeuf pour un boeuf, wie mir ein französischer Groteskreiter einmal sagte, der in seinen Mußestunden entzückende Miniaturen auf Elfenbein malt, sie in einen mit Tabakssaft geschwärzten Messingrahmen steckt, die Rückseite mit einem alten Zeitungsblatt vom Jahre 1780 verklebt und diese Miniaturen, da sie wie antik aussehen, natürlich auch für antik verkauft. Er hat Talent zum Antiquitätenhändler, und das ist sehr gut für ihn, denn er kommt in die Jahre, in denen die „Arbeit“ dem Artisten sauer wird.

Das ist ein Punkt, den man bei Beurteilung der verhältnismäßig hohen Artistengagen in Betracht ziehen muß, — das frühe Ziel, das die Jahre der Arbeit des Artisten setzen. Er hat zehn, höchstens fünfzehn Jahre, in denen er auf dem Höhepunkt seiner Kraft und seiner Gewandtheit ist. Nur wenigen glückt es, während dieser Zeit eine nennenswerte Summe zurückzulegen, denn das Reiseleben ist bei aller Sparsamkeit teuer, und so häufig die sparsamen Artisten sind, so selten sind die Finanzgenies unter ihnen. Sie haben ein Mißtrauen gegen eine Kapitalanlage auch in den sichersten Papieren, und wenn sie sich überhaupt von ihren Ersparnissen trennen, geben sie dieselben als Depot in die englische Bank. Viele führen ihr Vermögen mit sich, in Sovereigns, die ihnen einzig für unentwertbar gelten, eingewechselt, in einer eisernen Kassette auf dem tiefsten Grunde ihres Reisekoffers. Daneben lagern nicht

selten Bons, mit denen sie in schlechten Zeiten ein geldarmer Direktor statt der Gage bezahlt und auf bessere Zeiten vertröstet hat. Diese besseren Zeiten treten selten ein, oder wenn sie eintreten, ist der Artist so weit entfernt, daß der Direktor sich seiner nicht einmal mehr erinnern kann. Daß ein Artist aber auf gerichtlichem Wege zu dem Seinen zu kommen versucht hätte, ist wohl noch niemals vorgekommen; wohl aber, daß er bei einem Direktor in schlechten Zeiten so lange ausgehalten hat, bis ihm selbst das Wasser bis zum Halse stand.

Die Hoffnung, im Alter zurückgezogen von der Arbeit von den Renten ihrer Ersparnisse leben zu können, beseelt wohl die meisten, die es zu, wenn auch nur zeitweise, gut bezahlter Stellung bringen. Aber die wenigsten sind es, denen sich diese Hoffnung verwirklicht. Für diese ist Brüssel der Ort, an den sie sich mit Vorliebe zurückziehen; eine ganze Anzahl von Zinshäusern der belgischen Hauptstadt ist Eigentum ehemaliger Artisten, und auch längs des Rheins lebt in behaglicher Villa so mancher, der sich in seinen jungen Jahren als Akrobat produziert hat. Mancher auch, dem sein Vermögen wohl gestattete, sich ganz in das Privatleben zurückzuziehen, wird durch seine Kinder beim Fach erhalten. Viele beginnen auch mit ihren Ersparnissen eine kleine Direktion und verlieren bei diesem Versuch, sich selbständig zu machen, häufig genug das sauer erarbeitete Vermögen; denn die täglichen Regiekosten sind auch bei einem kleineren Cirkus so hoch, daß nur ein paar schlechte Monate dazu gehören, um ein ganz ansehnliches Kapital in die Luft zu sprengen. Für die weitaus größeste Mehrzahl aber kommt niemals die Möglichkeit sich selbständig zu machen oder die Arbeit niederzulegen; auch in einem normalen Leben nicht, dem nicht durch einen Unglücksfall vorzeitig ein Ziel gesetzt wird. Solche Unglücksfälle sind häufig genug. Der tückischeste Feind des Artisten aber ist — die Schwindsucht. Ich bin überzeugt, daß der Prozentsatz von ihnen, welcher dieser Krankheit erliegt, denjenigen der Opfer von Unglücksfällen vielleicht um das Zehnfache übersteigt. Diese herkulisch gebauten Menschen sind thatsächlich gerade dieser Krankheit mehr ausgesetzt als irgend eine andere Berufsklasse, und gewöhnlich nimmt die Krankheit bei ihnen einen rapiden Verlauf. Die Art ihrer Arbeit macht das erklärlich; bis zur Backofentemperatur erhitzt, sind sie ständig der Zugluft der Garderoben, der Korridore oder ihres Leinwandzeltes ausgesetzt. Und einmal von der Krankheit ergriffen, fehlt ihnen jede Möglichkeit, sich zu schonen; es heißt arbeiten bei ihnen, solange sie sich noch von ihrem Lager erheben können. Im Zeitraum von drei Jahren habe ich auf diese Weise fünf Brüder Gatley, wahre Hünen, sterben und jeden von ihnen noch ein paar Wochen vor seinem Tode im Cirkus arbeiten sehen.

Und noch zwei Feinde hat der Artist, — das Spiel und den Alkohol. Jene langen Pausen während der Proben und der Vorstellung, in denen er unbeschäftigt auf sein Klingelzeichen wartet, wie soll er sie ausfüllen? In der Garderobe und im Cirkusrestaurant sitzt er und spielt „Klabbergaß,“ ein Mittelding zwischen Skat und dem klassischen Schafkopp, und wenn der Gagentag da ist, ist er nicht selten aller Geldsorgen ledig, nachdem er seine Spielverluste ehrlich bezahlt hat. Der Kognak aber lockt ihn, wenn er sich bis zur völligen Erschöpfung müde gearbeitet hat, fast unwiderstehlich, und das Stärkungsmittel wird zur unheilvollen Gewöhnung. Der Alkohol macht sein Auge unsicher, seine Muskeln schlaff und ist nicht selten die eigentliche Ursache jener Unglücksfälle, die trotz aller polizeilich vorgeschriebenen Sicherheitsnetze niemals aufhören werden. Wird das Opfer des Alkohols aber von diesem schrecklichen und schnellen Ende verschont, ist seine Zukunft eine elende; arbeitsunfähig, sinkt es zu einem jener Kollektengänger, welche die stets offene Hand der Artisten in Anspruch nehmen und denen gegenüber sich die beiden schönsten Tugenden des Standes offenbaren — Mitleid und Kollegialität.



Eterna doglia.

Auf Lenbachs Bild der Gräfin G.*)

Von Prinz Emil von Schoenaich Carolath.

Die blasse Rose starb in deinen Händen,
Mit schwarzen Augen sahst du groß ins Leere,
Des Abendrotes schräge Flammenspeere
Verglühten hinter dunklen Taxuswänden.

Der Sommer wich, rot starrt die bittre Beere
Vom Lebensbaum, und mit erlosch'nen Bränden
Verfärbt sich über fröstelnden Geländen
Der Tag in Flucht vor fernem Wolkenheere.

Auch dich ergriff des Abschieds großer Zug,
Denn keine Liebe sättigt bis zum Grunde
Ein Herz, das Gott mit ew'ger Sehnsucht schlug.

Und es begräbt zu kalter Abendstunde
Jedweden Wunsch, den unerfüllt es trug,
Tief in des Himmels roter Sonnenwunde.

*) Siehe Heft 1, Seite 31.

Majestät.

Roman von A. Baron von Roberts.

(Fortsetzung.)

König Edwin hatte in lächelnder Verwunderung kein Auge von der Erscheinung gewandt. In solch entzückender Unbefangenheit hatte sie sich ihm noch nicht gezeigt. Und er fühlte, wie ein Hauch köstlich froher Gesundheit von ihrem Wesen her auf ihn einwehte. Das ist Natur! Das ist erquickender Lebensodem! All' sein Inneres schien zu vibrieren wie vor einer Offenbarung; es überrieselte ihn warm und wohlig wie erster Frühlingssonnenschein.

Die Ma hatte recht gehabt mit dem Erschrecken. Das heißt, so brauchte sie doch nicht zurückzuprallen! — er thut ihr doch nichts, der liebe „kleine“ König! — Was!? Sie ist ja ganz blaß geworden, und die Rechte tastet wie haltsuchend nach der Thürwandung. Nun, hat sie, die Ma, vorhin im Heustadel nicht ein ähnlicher Schreck erfaßt? Es ist immerhin die Majestät! — Aber das liebe Kind ist doch sonst so mutig! — Ei, was soll das heißen! Jetzt, wo Se. Majestät auf sie hinschreitet, um ihr seine Hand zu reichen, und freundlich, mit seiner lieben Stimme sie begrüßen will: „'n Tag, Meredith!“ wirbelt sie herum und wie ein Windstoß hinaus . . .

Es ist wohl wegen ihres Anzugs und sie schämt sich; sie will hinauf und sich putzen und die Gala anlegen. Das eitle Ding! Aber sie muß wohl in ihrer angstvollen Hast die Treppe verfehlt haben, sie ist die Veranda an der falschen Seite entlang gestürzt, dorthin, wo kein Ausgang ist.

Und der König ihr nach und die Ma, die in der Thür hält und einen wundervollen Spaß hat über das „Gethue“ der beiden. Denn Majestät ist auf sie hingeschritten, zögernd anfangs und selbst wie von einer Scheu befangen:

„'n Tag, Meredith!“

Abermals streckt er ihr seine Hand entgegen. Aber die sieht das Kind ja nicht; es hält mit beiden Händen die Augen bedeckt, und die Gestalt lehnt, als bedürfe sie des stützenden Haltes, gegen den braunen geschnitzten Holzpfosten, halb versteckt in den Geranienstöcken, deren frischgrünes Geblatt

und glühende Blüten einen schmückenden Rahmen um das Antlitz weben.

„Aber Meredith!“ ruft die Ma im mütterlichen Zürnton. Sie ist ja kindisch! Sie sieht ihn doch nicht das erste Mal! Und damals standen sie doch lieb und fast intim zusammen, wie zwei wirkliche Geschwister!

Wie ratlos Majestät selber ist; er weiß wohl nicht, was er anfangen soll dem dummen Madli gegenüber, das zitternd dort an der Säule lehnt und immer noch in seltsamer Scham die Augen in den Händen birgt. Gott, er ist ja selbst nichts andres als ein Kind!

Jetzt endlich scheint er sich Mut gefaßt zu haben, sonst wird die Sache lächerlich. Er hat seine beiden Hände erhoben und die ihren sanft, sehr sanft von ihren Augen entfernt. Sie läßt es willenlos geschehen. Majestät gibt aber ihre Hände nicht los — so ist recht! Er soll ihr seine Meinung sagen: wie dumm und kindisch sie sich hat...

Sie schauen sich an, während er ihre Hände festhält; das fiebernde Zittern dieser Hände, das freilich merkt die Ma nicht. Auch weiß sie nichts von dem geheimnisvollen Bann, der ihrer beider Blicke in süßer Wirrnis unverwandt begegnen heißt. Auch hört sie bis hierher nichts von dem kurzen Zwiegespräch:

„Warum läufst du fort vor mir, Meredith?“

„O, Majestät . . .“

„Nicht Majestät! Du sollst mich ja nicht so nennen! Weißt du, wir hatten es abgemacht. — Sag', warum flohst du denn?“

„Majestät, weil, weil . . .“

„Weil du erschrakst — auch das sollst du nicht! So komm ich nicht wieder! — Willst du, daß ich nicht wiederkomme?“

Sie senkte das Köpfchen und über die bisher schreckblassen Wangen flutete glühender Schimmer. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie ihre Hände aus den seinen befreien, aber er ließ das nicht.

„Die lieben Kinder!“ stößt die Ma halblaut aus, wie an jenem Morgen. Aber eine seltsame unheimliche Gewalt krampft ihr dabei an das Mutterherz. Ach was, Thorheit! — zwei Kinder, nichts andres — und die süßesten, herzigsten, die es auf der Welt geben mag!

Hinter dem Hause im Heustaden gibt es einen Lärm und sie eilt dorthin — was hat sie auch hier zu gaffen und zu lauschen! Es sind Kinder und man muß sie selbst gewähren lassen . . .

„Willst du, daß ich nicht wiederkomme, Meredith?“ wiederholt der König dringend. Sein seltsamer, bebend inniger Ton durchschauert sie.

Sie hat ja gar nicht „ja“ sagen wollen — wider Willen geschieht die Bewegung: ein schnelles, kinderhaftes Nicken; und neue Glut flutet über ihre Wangen.

„Also, ich werde kommen, oft, recht oft, dann wirst du nicht mehr erschrecken, nicht Meredith?“

„O, Majestät —“

„Wenn du das Majestät nicht läßt, so werde ich ernstlich böse!“

Und wirklich, als wäre es schon ein Zeichen seines beginnenden Grolles, ließ er ihre beiden Hände fallen. Sie erhob wieder das Köpfchen und sah ihn mit fast flehenden Augen an.

Eine stumme Pause, Aug' in Auge. Hinter dem Hause her kam das Lärmen der Arbeiter im Heustaden, dazu die befehlende Stimme der Mutter; weiterhin war die Luft vom harmonischen Geläut heimkehrender Rinderherden erfüllt.

„Weißt du auch, weshalb ich gekommen? Soll ich dir's sagen?“

Immer noch ihr großes, flehendes Anstarren.

„Ei, du thust ja, als hätten wir uns nie gesehen! Nun sieh mich nur tüchtig an! Ich bin's wirklich!“

Und er reckte sich mit drolliger Wichtigkeit heraus, die Rechte unwillkürlich an dem niedlichen Schnurrbärtchen zwirbelnd.

Da mußte sie lächeln. Und nun wagte sie das erste zusammenhangende Wort: „Ich hatte nicht geglaubt, daß Majestät —“ Sie schüttelte unwillig den Kopf. „Sei mir nit böse, Majestät, daß ich das — — Du nit gleich herausbringe —“

„Du bist ja mein Schwesterchen, Meredith!“

Es ist doch nicht sein Ernst! Ein kurzes Auflachen von wenigen perlartigen Tönen entschlüpfte ihren Lippen.

Er mußte selber lachen über diese Verwandtschaft. „Na gewiß, sonst dürft' ich dich ja nicht ‚Du‘ nennen und du müßtest

mich nicht ebenso nennen! Jo — du müßtest!"

„Majestät können — Majestät kann was — du willst!"

Es stimmte nicht recht. Sie wird also doch dies sehr störende „Majestät" unterlassen müssen!

„O noch lange nicht!" Ein Schelm kam über ihn mit der zunehmenden und wiedergewonnenen Vertraulichkeit.

„Zum Beispiel: wenn ich wünsche und will, du sollst an mich denken, so lang ich nicht da bin, recht viel an mich denken sollst du, damit du nicht erschrickst, wenn ich komme — das kann ich eben nicht, da reicht all' meine Macht nicht aus, das zu befehlen. — Hast du denn ein wenig an mich gedacht, süße Meredith?"

„Alles redet von dir, Majestät — ich muß wohl."

„So darum?!"

Sie lächelte schelmisch.

„So darum nur! Aber von dir redet niemand, niemand. Und dennoch denk' ich an dich —"

„O geh'!"

„Ganz gewiß! Ich denk' fort und fort an dich, Tag und Nacht — immer — ich — ich — ich —"

Nein, das nicht! Das Wort wollte nicht über seine Lippen. Eine plötzliche Scheu davor überfiel ihn, als zerstörte es den wundervollen Zauber. Ein andermal, da soll das heraus! Jetzt noch nicht . . .

„Also wundre dich nicht, daß ich so schnell wieder da bin, Meredith. Ich habe es nicht länger aushalten können, ohne dich! Ich mußte! Deinetwegen kam ich, Meredith!" Seine Augen strahlten.

„O geh! Das glaub' ich nit."

„So glaub' ich auch nicht, wenn du mir sagst, du hast ebensolls an mich gedacht, Meredith. Hast du?"

Sie senkte den Kopf abermals. In der Verwirrung hatte sie vorhin eine Geranienblüte abgerissen, die zerzauste sie jetzt mit den Fingern.

„Hast du?" fragte er noch leiser. Es war nur ein zitternder Hauch.

Und wie ein noch leiserer Hauch kam das „Ja" von ihren Lippen. Gleich zerrissen ihre Finger die Blüte gänzlich, wie im Unwillen über dies „Ja."

Da erschien die Ma, um noch den „lieben Kindern" zu sehen und machte dem süßen Spiel ihrer Augen, Lippen und Herzen ein Ende.

18. Ihre Majestät die Liebe.



Das ist ja prachtvoll! Das ist ja einzig schön!" rief der König, und er konnte seinem Entzücken über die vom Mondschein verklärte Szenerie nicht Genüge thun

„Gelle!" sagte die Ma, „das gibt's da unten nit!" Sie war fast so stolz, als hätte sie die himmlische Illumination selbst veranstaltet. „Kein Feuerwerk macht das nach, nit Majestät?"

Es schien fast, als hätte er zum erstenmal solchen Mondeszauber genossen. „Das sieht alles aus wie Krystall! Und wie deutlich man die Eiszacken droben erkennt! Wie das blitzt über dem Gletscher! Da, ganz oben im Schnee, ist das nicht ein Licht?"

„Kein Schnee, Majestät — die Almen leuchten so im Mondlicht."

„Unsre Alm!" rief Meredith dazwischen. „Das ist unsre, der Ähni ist noch wach."

„J, das ist ja famos," fiel der König ein. „So kann er euch Nachricht geben von da droben mit seinem Licht?"

„Thut er auch —" sagte Meredith.

„Es ist schad', daß die Wand dahinten steht und das Thal versperrt," erwiderte der König, „sonst könnt' ich euch auch vielleicht Nachricht telegraphieren am Abend. Freilich, ich müßte schon ein großes Feuerwerk anzünden lassen."

„Von der Alm aus kann man die Stadt ganz hübsch leuchten sehn am Abend, wie einen roten Nebel —" sagte die Ma.

„Ich hab' sogar schon das Schloß erkannt," fiel Meredith ein.

„Dummes Madli, kannst du nit!" wehrte die Mutter.

„Doch!" widersetze Meredith, „an des Königs Geburtstag, als das Schloß hell erleuchtet war, da hab' ich es deutlich erkannt."

„So werd' ich dir winken ein andermal, Meredith!" scherzte der König.

„Ei ja, ich werd' es schon sehn, und ich wink' auch wieder."

„Du Madli — ist ja viel zu weit!"

„Ich kann's aber doch, Mutter!“ trotzte Meredith schelmisch.

„Ich werde dafür sorgen, daß auch ich dich erkennen kann, wenn du oben bist, Meredith. Ich werde mir ein Observatorium einrichten lassen.“ Ein Scherz, aber warum sollte er das nicht thun?

„O je — ein Obser — Obser — ertorium!“ rief Meredith und sie schlug die Hände in kinderhafter Freude zusammen.

„Majestät hat wichtigere Sachen zu thun,“ unterbrach sie die Mutter, „als dir durch ein Fernrohr Grüß-Gott! zuzunicken. Weißt was, Meredith, jetzt führst du Majestät hinten unter die Bäum' und zeigst ihm den Tobel. Das ist erst eine Pracht bei dem Mondschein! Extra-Illumination ihm zu Ehren!“ —

Bald darauf sah die Ma die beiden nebeneinander schreitenden Gestalten unter dem Schatten der Ahornbäume verschwinden. Jetzt tauchten sie wieder auf in der schneeig hellen Lücke, und dann blieben sie wieder ganz von dem Schattendunkel verschlungen. Eine kurze Weile stand sie noch, nachdenklich hinhorchend, aber sie vernahm nichts von den Stimmen, so mächtig schwoll das Rauschen des Tobels von jenseits der Baumgruppe.

Ja, wie das rauschte, rauschte! Nicht möglich ein Wort zu verstehen! Einerlei, es war doch nur hilflos tastendes Gestammel, das von Lipp' zu Lippen irrte. Ihre stummen Gedanken hatten sich anderes zu sagen. Und poch—poch—poch, noch lauter als das Geräusch und Getos meinten sie das Schlagen ihrer Herzen zu vernehmen.

Nach ein paar Schritten wortlosen Nebeneinanders stieß Meredith plötzlich ein „G'fällig?“ aus. Sie glaubte seine Frage vernommen zu haben und wandte das Köpfchen lächelnd ihrem Begleiter zu.

„Nichts, Meredith —“ antwortete er verwundert. Er hatte ja kein Wort verlauten lassen. Und sie fanden das Mißverständnis sehr drollig und lachten hell auf; diesmal durchdrangen die metallisch klingenden Lachnoten das Getos des Tobels.

Ein Mutwille ergriff ihn. Abermals nach einer Pause fragte er seinerseits plötzlich: „G'fällig, Meredith?“ Das war erst ein Spaß! Und ihre Augen und Lippen lachten sich an, süßer Schelmerei voll.

„Kein — Wörtchen — zu — ver — steh — ennn!“ artikulierte sie überlaut, Wort für Wort.

„Und — ich — hätt — ee — dir — so — viel zu sag — enn!“ artikulierte er dagegen.

„O, Majestät!“ Das im alten, unverstellten Ton. Und ihre Augen forschten erschrocken in den seinen. Was hat er zu sagen? Jetzt, in dieser Stunde? In solcher Einsamkeit? Sie fühlte ein angstvolles Beben hier in der Brust.

„Immer wieder Majestät!“ rief er. „Nun ist's aber genug davon! Jetzt sollst du büßen dafür — du mußt Strafe zahlen . . .“

Ein Gelüste, keck zuzufassen, sie zu überrumpeln, ihren Kopf zu nehmen und ihr die bebend geöffneten Lippen mit den seinen zu schließen. Ach ja, das — das! Aber er hatte noch immer nicht den Mut.

Statt dessen im Flüsterton, geheimnisvoll, dichter an ihrer Seite: „Wenn du an mich denkst, geschieht's da auch mit Majestät, Meredith —“

„G'fällig?“

Aber sie hatte ja doch verstanden: „Ich an Majestät denken — oh!“ Auch sie reizte der Mutwille. „Ich hab' soviel an meine Arbeit zu denken, an die Küh' und Geißen und — und —“

„Neulich sagtest du aber doch ‚ja‘ — als ich dich deshalb fragte —“

„Neulich — ach so was! — — da konnt ich nicht anders!“

„So, du konntest nicht anders? Gilt es denn nicht mehr, heute? — Sag', süße Meredith, gilt das ‚Ja‘ nicht mehr heute?“

Sie wich seinen Augen aus, wollte durch ein Auflachen die drängende Frage abschütteln, that es aber nicht. Stumm schritten sie, pochender Gedanken voll, eine kurze Weile dahin.

Eine Frage lastete ihm auf dem Herzen.

„Sag', du hast gestern Abend von mir in der Zeitung gelesen, Meredith?“

Sie stutzte und ihr Lächeln verblaßte. „Unsinn!“ rief sie fast zornig. „Ich hab' nix geglaubt. Und jetzt glaub' ich g'rad' nit daran!“

„Warum jetzt nicht, Meredith?“ Es war ein Verrat ihrerseits. Deutlich, trotz der Dämmerung, sah er eine Glut über ihr Antlitz hauchen.

„Warum jetzt nicht, Meredith? — süße

Meredith —" Nur noch ein flehender, geflüsterter Hauch. Und ein Schauer überrieselte sie. „Warum jetzt nicht, Meredith?" Er hatte leise, leise ihre Hand erfaßt, sie ließ es geschehen und wehrte ihm nicht.

„Warum jetzt nicht — liebe, liebe Meredith?"

Sie fühlten das gemeinsame stürmische Ticken des Blutes in ihren Adern.

„Weil, weil — ach! Nein — nein — o Gott!"

Ein Schreck überfiel sie. Die Kraft zum Weiterschreiten schien ihr zu versagen. Sie stand still; er hielt vor ihr, ihre beiden Hände fest umklammert in den seinen.

„Weil, weil — nun was denn, Meredith? — wir sind ganz allein hier — jetzt gibt's kein Geheimnis —"

„Laß uns — umkehren!" flehte sie mit angstvollen Augen.

„O! — Du willst? — Du sollst aber nicht! Ich habe dir ja gesagt — ich hätte dir so viel zu sagen — und — und ich will dir's sagen — ich muß —"

Sie machte einen Versuch, ihre Hände aus den seinen zu lösen, aber er ließ es nicht zu: „Nein, nein laß!" drängte er stürmisch. „Ich will dir es jetzt sagen —"

„Ge—fällig —" hauchte sie in zitternder Glut.

„Ach, du Süße! Also, warum jetzt nicht? Warum glaubst du jetzt nicht an die Dummheit in der Zeitung?"

Sie senkte das Köpfchen.

„Nein, schau' mir in die Augen!"

Sie hob langsam das Köpfchen wieder und ihre Augen strahlten ihn an, voll Sehnsucht und inniger Liebe.

„Ach, Meredith!"

Dann nach einigen Herzschlägen stummen Anschauens:

„Weil — weil — du weißt — daß ich dich — — liebe —" (Das so leise, so keusch verhauchend, daß sie es fast nicht vernahm — aber seine Blicke, ach die!)

„Weil ich ohne dich nicht leben kann, Meredith! Was ist mir die Welt ohne dich — ach all' dies Königtum! — Du — du — du allein . . ."

Er ließ ihre Hände entgleiten, streckte seine Arme aus und umfaßte ihre Schultern, seine Augen dicht den ihren gegenüber. Und in dem gemeinsamen, erregt verlegenen Lächeln waren ihre Lippen geöffnet, heiß spürten sie den Hauch ihrer Atemflut.

„Meredith, du bist — du bist . . ."

Die Worte versagten ihm. Es war gut, daß seine Hände ihren Nacken fest umfaßt hielten, denn sie meinte zu wanken vor seligem Schreck.

Plötzlich lag ihr Köpfchen an seiner Schulter, hilflos hingegeben; und er fühlte das Zittern ihrer jungen Glieder an den seinen.

„Liebst — du — mich — denn — ein wenig — süße — süße — süße Meredith?"

Sie barg zusammenschauernd ihr Antlitz an seinem Halse.

„Nein, nicht so — bitte — bitte —"

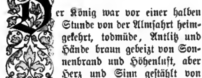
Sanft, so unendlich zart und sanft, wandte er mit der einen Hand ihr Köpfchen herum — „Komm!"

„O Majestät!" flehte sie, und seine sehnsüchtigen Lippen schlürften den Hauch der ihren.

Dann fanden sich die Lippen zu einander in bebender Glut . . .

Ja, wie der Tobel rauschte, rauschte durch die selige Stille dieses Kusses! Die ganze Welt mit ihren Vorurteilen, Traditionen, Konvenienzen, Unterschieden, Titeln und Formen schien in diesem Rauschen unterzutauchen, und nichts als die benedeite Majestät ihrer jungen Liebe, die, des Glückes überreich, ihr diademstolzes Haupt siegestrotzig emporreckte.

19. Ade!



Der König war vor einer halben Stunde von der Almfahrt heimgekehrt, todmüde, Antlitz und Hände braun gebeizt von Sonnenbrand und Höhenluft, aber Herz und Sinn gestählt von all dem Herrlichen, das er dort oben auf der Höhe genossen. Die Muttersorge der Ma hatte nicht anders gewollt, als daß er sich im Bette ausruhte und die erste ungeheure Müdigkeit in ein oder zwei Stunden erquickenden Schlafes bewältigte. Von einem nie gekannten Wohlgefühl wie eingelullt, war er entschlafen, als der Kammerdiener ihn plötzlich weckte. Erlaucht Graf Bylas bäte um eine Audienz, es handle sich um Wichtiges.

Fast hätte er Seiner Erlaucht den Bescheid thun lassen, das Wichtigste von allem sei jedenfalls der Schlaf des Königs. Doch in das blinzelnde Austasten fiel das Bewußtsein wie ein jähes Signal: ich bin doch der König, was gehört mir denn? Nicht einmal mein Schlaf gehört mir.

„Was gibt's denn, lieber Graf? Sie hätten besser gethan sich ebenfalls auszustrecken!"

Graf Bylas hob mit entschuldigendem Bedauern die breiten Schultern: „Eine wichtige Depesche, Eure Majestät, und ich glaubte Höchstdieselben stören zu müssen —"

„Nun?"

„Excellenz Dr. Terzka liegt im Sterben. Die Depesche erwartete mich im Gasthaus. Sie datiert von heute früh. Und jetzt ist es fünf Uhr."

Der König stemmte sich jäh mit den Armen empor. „Der Regent im Sterben? — Als wir abreisten war doch Besserung gemeldet —"

Es war nicht wahr! Eine Nachfrage im Regentschaftspalais, kurz vor des Königs Ausflug, der so plötzlich geplant war, die Eingabe sehnsüchtiger Laune, hatte das Ergebnis: es sei immer noch derselbe Zustand, obzwar eine unmittelbare Gefahr nicht im Verzuge. Jetzt betrog er sich selber, er hätte das auf Besserung deuten müssen — und so hatte er dem Drang seines ungestümen Herzens nachgegeben und die abenteuerliche Inkognitofahrt unternommen.

Etwas Heißes, Brennendes stieg in ihm auf, wie eine Scham. Und er fühlte die Glut dieses Brandes bis in die Stirn hinan schwellen: — Der Regent liegt im Sterben; in berechtigter Sorge lauscht das Land auf seine schwächer werdenden Atemzüge — ganz gewiß, eine Krisis, die dem Staatswesen bevorsteht! — und er, der Höchste und Wichtigste im Staate, den man zu allererst auf seinem Posten suchen wird, hat diesen Posten eines verliebten Abenteuers wegen verlassen!

Natürlich bestätigte der glatte, jeder heiklen Situation gewachsene Höfling die Lüge dieser Besserung von gestern früh: — es mußte sich eben der Zustand merklich verschlechtert haben, viel sei freilich bei einem Neunzigjährigen nicht zu erwarten. Für sich meinte er dagegen, der König hätte sich für diese kindlich harmlose Schwärmerei einen andern Zeitpunkt auswählen können. Schließlich aber ist der König der Herr, und seines eignen Amtes ist es nur, der strauchelnden Majestät so sanft wie möglich über die Klippen des Gewissens hinwegzuhelfen.

„Weiß man, daß ich hier bin?"

Wieder hob der Graf die Schultern und mit einem geschmeidigen Lächeln ausweichend: „So gut ein Inkognito Eurer Majestät verheimlicht werden kann, ist es geschehen. Majestät werden verzeihen, es war nicht ganz leicht —"

Morgen steht diese heimliche Reise im alleswissenden Tageblatt! ergänzte der König für sich. Während der Regent im Sterben liegt ...

Ein Schreck befiel ihn: „Er ist doch nicht etwa schon tot?"

„So wäre es mir gemeldet worden, Majestät." Und statt einer direkten Mahnung, daß Majestät unverzüglich aufbrechen müsse: „Ich habe sofort einen Eilboten nach Gräsenort gesandt, wo die Wagen untergestellt sind — sie sollen sofort anschirren und so schnell wie möglich herauseilen. Auch habe ich Reitpferde bestellt, bis die Wagen auf ihrem Wege hierher erreicht sind. Die Pferde werden gleich vor dem Hause sein."

„Ich danke Ihnen, lieber Graf! Ich werde sofort bereit sein. Bitte den Kammerdiener!"

In bebender Hast kleidete er sich an. Die Romanphrase: der Boden brannte unter seinen Füßen, ward hier fast zur Thatsache. Als wenn es gälte, dem Orte eines Verbrechens zu entfliehen ...

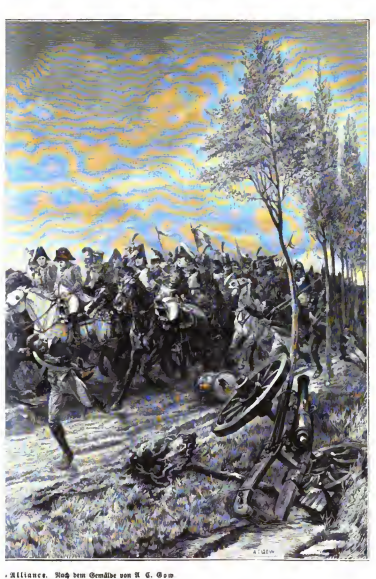
Gott, wie hat er diese Reise, jetzt, in dieser Krisis unternehmen können! Er war nicht bei Sinnen gewesen! Er war gebannt, fasziniert, hypnotisiert durch den Gedanken an — sie! Er hatte vergessen, wer er war! Nein, ein König gehört nicht sich selbst ...

Die arme Ma und Meredith dauerten ihn. Kaum die Zeit, ein Wort mit ihnen zu wechseln! Er war in nervöser Hast, keines ruhigen Gedankens und Empfindens fähig. Fort! nur fort!

Wie lästig die mütterlich sorgende Geschwätzigkeit der braven Frau; wie lästig der Zwang, lieb und freundlich gegen sie zu sein, bis zum letzten Ade-Wink! Meredith aber stand bestürzt beiseite, nur das



Flucht Napoleons nach der Schlacht bei Bell
Mit Genehmigung der Photogra



» Alliance. Nach dem Gemälde von A. C. Gow
tischen Gesellschaft in Berlin.

verwundert große, stumme Starren ihrer Augen, und nur der Hauch eines seltsam traurigen Lächelns, der über ihre blassen Züge verbreitet war. Als wenn eine schwüle Ahnung ihr das Herz preßte: nun geht er — er flieht, und nimmer wird er wiederkehren — so nicht wieder! — das gestern Abend war nur ein schöner, unendlich süßer Traum . . .

„Adieu Ma — und vielen, vielen herzlichen Dank!“

Frau Dorothee umklammerte des Königs dargereichte Rechte mit ihren beiden Händen und er konnte es nicht wehren, so kräftig war dies Anklammern, daß sie einige Küsse darauf preßte.

„Nicht — nicht — gute Ma! — Auf ein andermal!“ Aber das Wort blieb ihm fast in der Kehle stecken.

„Adieu Meredith!“ rief er dann fast überlaut.

Das Mädchen stand weiter zurück von den Pferden; sie rührte sich nicht von der Stelle — nichts als das stumme Starren ihrer Augen. Und so mußte der König einige Schritte gegen sie hin thun.

„Meredith!“ rief gebieterisch die Mutter. „Majestät will dir Adieu sagen!“

Sie fuhr fast wie aus einem Traum zusammen; und sie fühlte wie das Blut aus ihren Wangen wich. Jetzt reichte ihr der Geliebte die Hand. Und dies Ineinanderfügen ihrer fiebernden Hände, von der Dauer nur weniger Sekunden, dünkte ihnen beiden eine süß-schmerzliche Ewigkeit.

„Meredith —“ nichts als ihren Namen brachten seine Lippen hervor.

Und von den ihren hauchte ein Wort, das verpönte, verbotene, das er gestern mit der Glut seines Kusses für immer verdrängt zu haben glaubte:

„Majestät . . .“

Jetzt waren die Pferde bestiegen und der kleine Zug setzte sich in Bewegung. Noch ein letzter winkender Handgruß, dann wandte der König den Kopf nicht mehr herum, auch nicht vor jener Felswand, die das Thal gleich darauf seinen Blicken abschließen würde. Als hätte er für immer von diesem Thal und allem, was es für ihn an Seligkeiten barg, Abschied genommen. —

Meredith aber war die Treppe hinauf geschlichen, langsam, langsam, immer noch jenes seltsam zitternde Lächeln um die verschlossenen Lippen. Doch die letzten Schritte auf dem schmalen Oberflur, in den ihr Kämmerlein mündete, flog sie dahin, und die Thür heftig aufgestoßen und bis an das offene Fensterchen hingestürzt. Um ihn noch einmal zu sehen? — einen letzten Wink von ihm zu erhalten . . .

Doch kein Blick hinaus! Einige Herzschläge lang stand sie von der Sonne geblendet, die mit scharfem, grellem Licht hereinprallte, dann meinte sie zu wanken, und sie sank hin in die Knie, die Hände hinausgetastet nach dem Mittelholz des tannenen Fensterkreuzes, das Gesicht gegen diese Hände gepreßt.

Von draußen kam das harte Geklirr der eilenden Pferdehufe auf dem steinigten Weg — jetzt noch deutlich nah, vom Wiederhall der Felswände verstärkt — dann gedämpfter im weicheren Chausseestaub — dumpfer und immer leiser. Jetzt still! — nichts als das übermütige Geschrei der Schwalben, die an dem Fensterkreuz vorbeistrichen.

„Majestät . . .“ kam es stammelnd, wie ein Schluchzen über ihre Lippen. Es war das teuerste, süßeste Wort, all' die Innigkeit ihrer jungen Liebe umfaßte es wie mit kostbarem Rahmen.

Majestät . . . Dieser Rahmen würde fortan auch das Weh ihres Herzens zu umfassen haben. Denn sie wußte, daß alles vorüber! Ein schöner Traum war durch ihre Seele dahingehuscht, schnell wie das hastende Geschwirr der Schwalben da draußen. Und mit dem frohen Gekreisch mischte sich ihr leidenschaftliches Schluchzen. —

Wenn es zu spät wäre!

Der Anblick der hohen Berge schien dem König die Brust zusammen zu pressen, und er atmete erst freier auf, als die Ebene erreicht war.

Es durfte nicht zu spät sein! Der Regent durfte nicht von hinnen gehen, ehe er, der König, ihm zum Abschied die Hand gedrückt.

Unterwegs, der überhitzten Pferde wegen, mußte ein kurzer Halt gemacht werden. In der niederen, verräucherten Wirtshausstube, in die er mit dem Adjutanten zu einem hastigen Trunk eintrat, hingen das Bild des Regenten und das seine nebeneinander an der Wand. Dieses ein freundlicher, offen blickender Knabenkopf, harmlos und nichtssagend, neben dem überaus markanten Charakterkopf des greisen Staatsmannes, der

Verkörperung bronzener Energie. Und selbst hier im mangelhaften Öldruck wirkte der Blick der kleinen schwarzen Augen wie ein Bann.

Der Wirt, ein eingehutzeltes Männchen, mochte den König nicht erkennen. Und dieser schämte sich des Inkognitos, es wäre ihm lieber gewesen, der Alte hätte respektvoll die Pfeife aus dem zahnlosen Mund genommen. Ob die Herren nichts Näheres über den Tod des Regenten gehört? Ein Fuhrmann hätte vorhin die Nachricht aus der Stadt gebracht, daß es vorbei.

Eisig überlief es den König.

„Schlimm, sehr schlimm, wenn es wahr ist!" schnupperte der Alte. „De iserne Excellenz hätt' wohl noch ein paar Jahr leben können. Schlimm, sehr schlimm —"

Dabei wischte er sich den feuchten Mundwinkel, und seine unterlaufenen Augen blinzelten nach dem Öldruck des „Eisernen" hinüber. Er hob die dürre Faust mit der Pfeife und schüttelte sie gegen das Bild hin: „Ein tüchtiger Racker war es — er hätt' wohl noch bleiben sollen!"

Der König wäre fast aufgesprungen: holla, ich bin auch noch da! nichts ist schlimm! — und ich für meinen Teil habe mir auch vorgenommen, so etwas wie ein tüchtiger — wie nennt er es doch? — nun ja, ein tüchtiger — Racker, meinetwegen, zu werden!

Das Männlein hatte sein eignes Porträt garnicht einmal beachtet, als wäre an dessen Stelle leere Wand. Es war Zeit, daß wieder aufgebrochen wurde!

Wieder schwoll die heiße Scham zu seinem Antlitz hervor. Wenn es zu spät sein sollte, so ist mir recht geschehen! Wie habe ich mich feige und erbärmlich vor ihm versteckt, all' diese Zeit über! Die Todesbotschaft ist nicht wahr. Ich muß ihn noch lebend treffen! — ich muß alles wieder gut machen! Eile — Eile . . .

Eine dumpfe, fast angstvolle Schwüle brütete über der ganzen Stadt. Als wäre es jetzt erst allen zum Bewußtsein gekommen, was der „Eiserne" für das Wohl und die aufsteigende Macht des Landes bedeutet hatte; als erfüllte sie alle eine bange Sorge wegen der Zukunft. Ein Unmündiger wird das Scepter ergreifen; sie sehen wohl das freundliche Knabengesicht lächeln, gewiß besitzt er alle Sympathien — aber ein erst aus dem Rohen gezimmertes Staatswesen gegen den politischen und sozialen Ansturm einer revolutionär bewegten Zeit zu schirmen, dazu bedarf es mehr als eines naiven Knabenlächelns. Die eiserne Faust sinkt dahin — was nun?

O, er empfand diese dumpfe Teilnahme wie eine Kränkung. Sie trauen ihm nicht! Sie mögen ihn nur gern, das genügt nicht! Sie haben recht, ihm nicht zu trauen: ein König, der wie ein Schulknabe hinter seinen Pflichten herumschleicht und mit Maskenvorsicht auf Liebespfaden girrt . . .

Obgleich Livree und Anschirrung den königlichen Marstall vorsichtig verleugneten, galt es dennoch Vorsicht, um nicht erkannt zu werden, und man mußte auf weit ausholenden Wegen durch die stilleren Vorstadtquartiere das Schloß gewinnen.

Welch eine Demütigung! Wie ein Dieb nach vollbrachter Unthat mußte er sich dorthin stehlen. In großer Eile kleidete er sich um; es war des Tages über dreimal nach ihm gesandt worden, der Regent hatte nach ihm verlangt. Wieder überrieselte es ihn eisig. „Ist der Wagen noch nicht zur Stelle?" Ein fiebernder Zorn hieß ihn in seine Umgebung hineinwüten.

Die Königliche Equipage hatte Mühe, den nahen Platanenplatz zu gewinnen, durch die staunende Menge; widerwillig nur schien man Raum zu geben. Links und rechts wurde gegrüßt, still und stumm, die Mechanik des angebornen Respekts — nicht wie sonst kam es ihnen aus dem Herzen. Kein Tüchlein wehte — kühl und stumm! — und kühl, mit dem bronzenen Ausdruck der Majestät, der keiner Miene nur ein Zucken verstattete, grüßte er, die flache Hand nicht bis ganz an den Schirm des Käppis erhoben.

Das Palais lag etwas versenkt unter dem Niveau des Platzes; ein verschnörkeltes, hohes Gitter mit verblichenem Goldschmuck grenzte den vorderen Ehrenhof, dessen Pflaster mit Gras durchwachsen war, gegen die Platzweite ab. Das berühmte und von Fremden als Sehenswürdigkeit bestaunte Prachtexemplar der Edelkastanie, das in seiner Mitte stand, hielt die Hauptfront des schwärzlichen Barockgebäudes völlig versteckt unter seinen üppig geschwellten Laubmassen. Der Platz war durch die Polizei in weitem Umkreise gesperrt; jetzt federten die Gummiräder der

Königlichen Kalesche über die öde Fläche auf das Palais hin, allen sichtbar.

Horch, erhob sich dort hinten, in seinem Rücken nicht ein Surren und Summen? Wuchs und schwoll und schien in die Straßen hineinzubranden — ein dumpfes Getös, das wie ein Murren klang. Und das Murren galt wohl ihm in seiner unverzeihlichen Verspätung? Etwas wie ein Trotz stand in ihm auf: — vielleicht wird er ein Mittel finden, solche Art von Murren zum schweigen zu bringen — später! Die eisernen Handschuhe, die will er sich dort im Palais holen — dazu ist er ja gekommen!

Auf der breiten Marmortreppe, in den Gängen und Sälen ein vorsichtiges Wispern und Flüstern, besorgte Mienen, die stumm miteinander Zwiesprache hielten. Nur die Gasflammen des bis in alle Winkel hell erleuchteten Gebäudes schienen vernehmlich zu summen. Der Regent schläft ... es kann auch etwas anderes bedeuten, aus dem es kein Erwachen gibt ...

Durch eine Flucht von Sälen und Gemächern schritt Se. Majestät, aufgerichtet festen Trittes, in einer Gasse sich tief verbeugender Würdenträger.

In einem der Vorzimmer, zunächst dem Sterbenden, traf er auf den ersten Leibarzt, den schönen alten Herrn mit dem Apostelkopf, dessen jetzt firnweiße Locken bei der tiefen Verneigung vor Sr. Majestät malerisch auf die Schultern vorwallten. Der König entbot ihn in eine Fensternische, um sich Bericht erstatten zu lassen, sehr ausführlichen Bericht, trotzdem der Refrain immer wieder lautete: jede Hoffnung ausgeschlossen!

„Excellenz war fast andauernd, mit kurzen Unterbrechungen, bei Sinnen. Er begehrte wohl zehnmal nach Eurer Majestät."

Und die scharfen, spürenden Doktoraugen hafteten auf des Königs Gesicht wie ein bitterer Vorwurf.

„Ich werde hier im Palais bleiben. Sobald Excellenz erwacht und Sie es für angebracht halten, bitte ich, ihm meinen Besuch zu melden."

Eine befehlende, sachmäßige Kühle, die den schlagartigen Vorwurf dieses Doktorblickes parieren sollte.

Dann zu Ihrer Excellenz. Die ehrwürdige, kleine Dame kam dem Könige mit ihren unbeholfenen Schrittchen über den Teppich entgegen. Das Rüschenhäubchen saß wie sonst mit zimperlicher Akkuratesse auf dem grauen, glatanliegenden Haar und die Händchen mit den Filethalbhandschuhen waren über der Brust gefaltet.

„O Majestät ..."

Und eine tiefe, ceremonielle Verbeugung, man hätte von ihrer Gestalt eher einen Knix vermutet. Ganz Form, ganz Haltung und Fassung, der schweren Stunde zum Trotz. Das mit haarfeinen Fältchen bedeckte Gesichtchen zeigte keine andere Veränderung, als daß die Augen sich runder und ahnungsvoller weiteten. Ist sie nicht sechzig Jahre bei ihm, ihrem Gatten, in die Schule gegangen, um Energie zu lernen?

Majestät nahm ihr rechtes Händchen, beugte seinen Kopf tief herab und drückte einen Kuß darauf. „Meine liebe gnädige Excellenz — ich bin gekommen — ich bin ..."

Die Worte versagten ihm und vor seinen Augen flimmerte es feucht.

„Er liebte Majestät, wie er kaum eines seiner Kinder geliebt —"

„Mir ist, als gälte es meinem Vater —" flüsterte er dagegen, und es kam aus seinem Herzen.

„Er hatte solches Verlangen nach Eurer Majestät. Wohl zwanzigmal fragte er nach Majestät. Als wenn er Wichtiges auf dem Herzen hätte."

„Wir wollen alles hoffen — ich höre, er schläft erquickend —" wich der König aus.

Die alte Dame schüttelte langsam das Köpfchen, und es war, als hauchte eine ganz leise, blasse Freude über ihr Antlitz beim Anblick seiner Thränen.

„Er hat genug gewacht. Er hat sich nicht viel Schlaf gegönnt in seinem Leben, Majestät —"

„Sobald er ausgeschlafen, Excellenz —"

„Wird er wieder nach Majestät fragen —" fiel sie schnell ein.

„Ich werde hier bleiben —"

„Dank, tausend Dank, Eure Majestät!"

20. Brialla.

Der König zog sich in ein entlegeneres Gemach zurück, wo er abseits von dem Geflüster und dem Gehusch, das die Räume des Palais erfüllte, zu warten gedachte, bis der Kranke aus seinem Schlummer erwachte. Es war ein hoher Raum, dessen dunkelbraune

Holzdecke sich in einem ungewissen Dämmer verlor; Bilder hingen an den Wänden, alte, verschwärzte Porträts in schweren Eichenrahmen; nur die Gesichter schimmerten hell neben einigen Lichtstellen an den stählernen Rüstungen und Waffen; die Rahmen trugen Wappen mit Grafenkronen in verwitterten Farben. Der König erkannte sofort, trotz der matten Beleuchtung, daß es Ahnen seines Hauses waren, frühe Ahnen, von deren kraftvollem und eisenklirrendem Trotz die Geschichte meldete.

Zuerst schritt er in dem Gemache hin und wieder. Alles in seinem Innern emporgewühlt und aufgerüttelt! Der Tag stand bevor, nach dem schon der drollige Trotz des Knaben hingezielt: wenn ich König sein werde ... Was seit frühen Jahren in dunklem idealfrohem Ehrgeiz seine junge Brust durchbebt: ein guter, ein gerechter, ein tapfrer Fürst zu werden, das wuchs jetzt zum heiligen Gelübde empor, und durchpulste sein ganzes Wesen mit loderndem Mut.

Plötzlich zuckte er zusammen. Jener englische Heinrich fiel ihm ein, von dem er bei Shakespeare gelesen, der die Krone von dem Bettkissen des sterbenden Vaters in häßlicher Voreile ergriff, um sie sich aufs Haupt zu drücken. Erst mußte doch die treue Hand, die so machtvoll diese seine Krone beschützt, erkaltet sein ...

Er trat ans Fenster und schlug den schweren Gobelin zurück. Unten breitete sich der Platz leer und hell im bleichen Mondschein; silbern schillerten die Platanen der umgrenzenden Alleen, doch unter deren Schatten wimmelten dunkle Menschenmassen, und nur die Helme und Waffen der Polizisten warfen einzelne aufleuchtende Reflexe. Immer noch harrte das Volk, jetzt nachdem Mitternacht längst vorüber; immer noch vibrierte das feine Summen und Surren über den Dächern der Stadt. Es war wie das Vibrieren all' der bangen Gedanken, die das Totenbett des großen Patrioten umschwirrten. Und abermals ergriff ihn eine heiße Sorge, es könnte zu spät sein, der erquickende Schlaf könnte sich in einen noch festeren vertiefen — nimmer dürfte er in stummem Händedruck Verzeihung einlösen für die Häßlichkeit, die ihn all' die Zeit über erniedrigt, dieser Heirat wegen. Nein, Merediths wegen ...

Ach die Süße, Süße, Einzige!

Nur wenige stürmische Herzschläge lang duldete er ihr Bildnis, die Erinnerung an die flüchtige Seligkeit des gestrigen Abends ...

Jäh riß er sich davon los, und er meinte wie ein Bluten zu spüren. Nicht jetzt! Nicht das lichte liebe Bild in den bittern Ernst dieser Stunde gezerrt! Nicht jetzt! später, später! ... Aber das Triumphgefühl kommender Seligkeit war dahin. Als wären Jahre vergangen seit gestern, und all' das köstliche Traumesglück für immer hinabgesunken!

Er trat auf den großen, runden Tisch zu und griff zerstreut nach dem Haufen Zeitungen, der dort lag. Ließ sich abermals in einen Sessel nieder, und begann das erste beste Blatt zu überfliegen, eine krampfhafte Absperrung gegen die süßen, verbrecherischen Meredith-Gedanken.

Einige Minuten lang flogen seine Augen mechanisch über die Spalten dahin durch den blauen Dampf seiner Cigarre, plötzlich stutzte er vor einem feltgedruckten Wort: „Brialla."

Der Hafen und die Notwendigkeit seiner Erhaltung für das Land. In letzter Zeit hatten die Zeitungen viel darüber gebracht. Er war dem Thema ausgewichen, denn zwischen den Zeilen huschte fort und fort die Mahnung einher: Du sollst und mußt heiraten, damit wir Brialla bekommen! Ja der bloße Name hatte ihn zuletzt zu ärgern vermocht, und jedesmal, wenn er auf ihn gestoßen, hatte er das Blatt von sich geworfen.

Aber jetzt hielt es ihn. Es war wie ein geheimer Zwang, seine Hände wie gelähmt, und keine Möglichkeit die Augen davon loszureißen! Als wenn jemand dort vor ihm säße und dessen Augen fragten ihn, ob er denn zu feige wäre, den Brialla-Artikel zu lesen?

Und so las er ihn, anfangs mechanisch über die Worte hinfliegend, dann durch einen Ausdruck oder eine Wendung wie gefesselt. Unruhig ruckte er auf seinem Sitze, unfähig aufzuspringen und sich dem peinigenden Banne zu entwinden! Die Sätze verwirrten ihn, er fühlte wie ein Gewühl in seinen Gedanken. Und doch weiter nichts als ein handelspolitischer Artikel, der sich nur von andern, dasselbe Thema auswälzenden, durch seine eindringliche und markige Schreibweise

und durch den patriotischen Ton unterschied, der ihn durchglühte. Jetzt erst bemerkte er den Blatttitel, es war das offiziöse Organ des Regenten; das Datum nicht von heute — wohl derselbe Artikel, der als Abdruck in jenem anderen, im Wichtelhof konfiszierten Blatte stand. So mußte er besonders wichtig sein!

Und er las und las; immer eifriger versenkte er sich darein. Die Sätze umschlangen ihn, übten eine Art hypnotisierender Gewalt auf ihn aus. Mit weit gespannten Augen, den Atem halb verhalten, ließ er sich von der logischen Gewalt der Worte fortreißen. Und von der patriotischen Glut aus schien ein körperlich fühlbares Flammen sich über sein Antlitz zu verbreiten.

Es war das Testament des Regenten, das wußte er jetzt. Es mußte vor dessen Krankheit geschrieben sein, für ihn, den König, bestimmt, wenn eine plötzliche Menschlichkeit den Verfasser etwa abberiefe. Und nun mochte er von seinem Lager aus den Befehl zur Veröffentlichung gegeben haben. Eine Mahnung, ein hochernster Weckruf an des Königs Majestät gerichtet. So war es!

Der Artikel enthielt keinen unmittelbaren Hinweis auf die Heirat, aber hinter jedem Worte ragte dieser Hinweis. Und er fühlte die Frage brennen: Was? Du bist nicht imstande deinem Lande dies Opfer zu bringen? Du bist feige, selbstsüchtig, nicht der Krone würdig, die ich für dich durch so manche Gefahr gerettet! — Was ist eine Heirat? Was ist ein winziges, erbärmliches Eigenglück gegenüber einer Forderung des Staatswohles?

Und Meredith? — und sein armer, flüchtiger Glückstraum? Und seine Jugend — sein Anspruch an das Leben? . . .

Er sah die kleinen schwarzen Augen des Greises auf sich gerichtet, und er hatte nicht den Mut ihnen auszuweichen. „Brialla!“ Deutlich wähnte er die metallische Stimme zu vernehmen, die ihm das Wort wie eine Drohung zurief.

Er ließ das Blatt fallen und saß, den Kopf in die Hände vergraben, lange, lange in dem Schweigen der Nacht.

„Ihre Excellenz läßt Eurer Majestät unterthänigst melden, daß der Kranke vom Schlafe erwacht —“ meldete plötzlich der diensthuende Kammerherr.

Der König fuhr empor: „Ich werde sogleich erscheinen! Ist der Kranke vorbereitet?“ Er hatte Mühe seine Fassung zu bewahren; er fühlte, wie ihm das Blut aus den Wangen wich bei der Nachricht.

„Der Fürst-Erzbischof, Eminenz, hatte begehrt vorgelassen zu werden.“

„Sofort werde ich da sein!“ Und er sprang auf. Gut, daß er hier im Palais gewartet! Ehe er aus dem Schlosse erschienen wäre, konnte der Augenblick versäumt sein!

„Eminenz möchten eine Viertelstunde verziehen!“ befahl er im Hinausschreiten.

Es war ein schwerer Gang. Als belastete ihn eine Schuld, und als ginge er, um Absolution davon zu erhalten.

Der Tag begann zu grauen; in den Sälen und Korridoren herrschte noch die nächtliche Beleuchtung, ein müdes Gelblicht, das die Sehnsucht nach dem Tag erweckte. Doch in dem Raum, wo der Kranke lag, überwog schon das fahle Tagesdämmer. Das eine der hohen Bogenfenster war halb geöffnet; das gezackte Laub der großen Edelkastanie zeichnete sich deutlich und scharf, wie aus dunkler Bronze geschmiedet; doch über der harmonisch gerundeten Wipfelmasse, auf milchblauem Himmelsfeld glitzerte noch ein größerer Stern. Eine erquickend frische Luft wehte herein.

Es war der gewohnte Arbeitsraum des Regenten; der alte Herr hatte nicht geduldet, daß man ihm beim Beginn seiner Krankheit in ein wohnlicheres Gemach überbettete. Er wollte sterben, wenn es denn darum sei, wo er geschafft und gesorgt, gekämpft und gelitten für das Vaterland, manche Jahrzehntelang. Es war sein Schlachtfeld, und er begehrte auf diesem zu sterben. Nichts war verändert worden. Die schmucklos praktischen Bücher- und Aktengestelle an den Wänden, die Büste des verstorbenen Königs auf dem schwarzmarmornen Kamin und seine, des Königs, Büste, ein Geschenk der Majestät selbst, auf einem Postament gegenüber dem großen Schreibtische. Dieser genau in dem Zustande, in dem er ihn verlassen. Die Aktenstöße, das große Tintenfaß, der Löwe, der mit seiner bronzenen Schwere Wache hielt über wichtigen Briefen und Telegrammen, der altertümliche Eichenstuhl mit seinen von den Händen des Arbeitenden polierten Lehnknäufen, im schrägen Winkel abgerückt vom letzten Aufstehen her.

In der einen Ecke das winzige, eiserne Feldbett, jetzt nur durch einige kostbare japanische Windschirme gegen die Fensterhelle abgeschlossen. Um so höher, kirchartig höher wirkte der Raum mit seiner prunkvollen Kassettendecke, je winziger das schmucklose Feldbett mit seinem Tischchen im Winkel verschwand: das große, gewaltige Verdienst, das sich über dem bescheidenen Ich der Persönlichkeit wölbte.

Wieder kam ihm die kleine zierliche Excellenz bis zur Hälfte des Saales entgegen; zwei Schwestern in schneeigen Ordenshauben erhoben sich seitwärts des Feldbettes und mit einer tiefen Verbeugung grüßten sie, während er von der Excellenz geleitet, ohne daß ein Wort geäußert wurde, an das Lager herantrat.

Es war etwas wie eine Bewältigung in ihm, niederzusinken, nieder in die Kniee, die Hand, das gelbblasse Händchen, das auf der weißseidenen Bettdecke lag, zu ergreifen und seine pochende Stirn darauf zu pressen, nichts als diese stumme Geberde, die von allen Worten entband. Worte schienen trivial in dieser Stunde. Aber der Kranke hatte ja mit ihm zu reden. Der König wußte schon — gemütvolle Phrasen und schöne Dinge gewiß nicht! Auch kein bloßer Abschied als Befriedigung eines etwa aufrichtigen Herzensdranges . . . .

Der König ließ sich auf dem Ledersessel nieder, dem Sitze der kleinen Dame, wo sie in rührender Treue die Wacht zu halten pflegte über des Kranken Schlaf und Wachen. Und er tastete nach der gelbblassen Hand und beugte sich näher nach dem eingefallenen und kinderhaft winzigen Antlitz hinüber, das sich langsam, langsam ihm zukehrte. Er fühlte diese Hand zittern, ein Beben der Freude, daß er gekommen — endlich, nach so langem Harren! Er sah einen hellen, mildfreundlichen Schein über die sonst so harten Züge gleiten. Und die schwarzen Augen, die sonst so blitzenden, von allen gefürchteten, fuhren in einer Art freudig-sanfter Erregung über des Königs Züge.

„Excellenz ist es nicht gut gegangen?“ fragte der König mit einem krampfenden Zwang seine Rührung zu verbergen. Die andere, freie Hand des Kranken machte einen Versuch des Winkens, daß das ja völlig gleichgültig. Dann gleich zur Sache — es ist eben keine Zeit zu verlieren!

„Ich hatte — mit Majestät — zu — sprechen —“

„Ich hörte, daß Sie nach mir gesandt — ich — ich — war —“

Es wollte dem König die Kehle zuschnüren. Wieder der Versuch des Abwinkens mit der andern Hand des Regenten: auch das ist ja einerlei!

„Es lag mir — schwer — auf — dem Herzen — ich hatte — keine Ruhe —“

„Excellenz dürfen sich nicht zu sehr anstrengen!“ bat der König verwirrt.

„Majestät können — sicher sein — daß es — keine Laune — kein Eigensinn —“

„Wieso?“

„Ich brauche Majestät — nicht — zu beteuern — daß ich — Ihr Bestes will — daß ich Majestät — geliebt — wie — wie — meinen Sohn —“

„O Excellenz!“ Und der König umfaßte auch noch mit der andern Hand das gelbblasse Händchen.

Eine Stille, während der von draußen aus dem Laub der Edelkastanie ein erstes Vogelgezwitscher kam.

„Aber — aber —“

Der Kranke mochte in der stilistischen Disziplin, die ihn stets beherrschte, dies einschränkende „Aber“ nicht recht gelten lassen. Nach einer weiteren Pause verbesserte er sich:

„Das Vaterland ist das Höchste!“ rief er laut, ohne Absatz, mit einer Anstrengung. Und seine Augen blitzten auf. Dann leiser hinzusetzend: „Ich scheide — mit — mit der Zuversicht — daß — daß —“

Es kam nicht heraus. Nur ein Zucken des Händchens in des Königs Händen.

„Ich werde dieser Zuversicht nicht unwürdig sein! —“ fiel der König ein. „Ich bin jung — ich mag manche Enttäuschung bereiten — —“

Er stockte, und plötzlich fuhr auch er heraus: „Das Vaterland — ach, das teure Vaterland!“ Seine Stimme wankte. Thränen quollen aus seinen Augen und tropften schwer hernieder auf die Hände, die sich immer noch umfaßt hielten.

Es war wie eine Bitte um Verzeihung. Er war klein und schwach gewesen und hatte einem niedlichen Herzensgelüst nicht widerstehen können. Aber das Vaterland . . . .

Der Kranke wandte seinen Kopf zur Seite

und fuhr mit den Augen umher; mit einem kurzen Versuch des Lächelns winkte er seinem Weibe. Sie verstand und entfernte sich mit den beiden Schwestern.

Mit einem schweren Atemzuge stieß der Kranke ein Wort aus: — „Brialla!“

Es war das großgedruckte, das ihn, den König, vorhin so in die Enge getrieben, vor dem er schließlich kapituliert.

„Excellenz können beruhigt sein. Niemand soll es antasten!“ fuhr er auf. Unwillkürlich wieder zuckte seine Rechte nach dem Pallaschgriff, der in seinem Schoße ruhte.

Die schwarzen Augen schauten mit ihrer zusassenden Schärfe in die seinen. Was soll das? — Nein, nicht so! Mit dem soldatischen Drohgriff ist nichts gethan! Und seine ganze letzte Energie zusammenfassend, langsam, jedes Wort accentuierend:

„Majestät werden die — Heirat nicht ausschlagen! Es ist das sicherste — das einzige Mittel!“

Es klang wie ein Befehl. Immer noch hielten die schwarzen Augen die des Königs fest. Unmöglich ihnen auszuweichen. Sie würden das „ja“ und das „nein“ dennoch lesen in ihrem Grunde. Keine Ausflucht!

Heiß überlief es ihn. Nur das pulsartig kurze Aufschnellen eines Gelüstes, den Trotzeswillen der Majestät solchem Zwang entgegenzusetzen.

„Brialla ist unschätzbar — Die ganze Entwickelung unsres — Landes — — Brialla ist der Anfang unsrer Macht — zur See — ohne Brialla — ohne Brialla — —“

Es war zuviel der Anstrengung! Die Augen des Kranken schlossen sich und der Kopf, der sich während dieser Worte erhoben hatte, sank in das Kissen zurück.

Wieder eine Stille. Der König meinte sein eignes Herz pochen zu hören.

Ein letzter Kampf in seinem Innern; ein Ade-Ruf an so viel süße Jugendträume, dann sagte der König mit fester Stimme:

„Brialla soll gerettet sein! Ich werde die Heirat nicht ausschlagen!“

Die geschlossenen Augen öffneten sich, es fuhr wie ein Strahlen gewaltigen Glückes über das Antlitz des Sterbenden; mit einem letzten Aufgebot seiner Kräfte raffte er des Königs Hand empor, bis zu seinen Lippen, und sein stammelnder Mund hauchte einen Kuß darauf:

„Dank — Dank — Dank, Majestät!“

Dann ließ er die Hand sinken und wandte langsam, langsam den Kopf nach der Wand hin. Es war da etwas zu verbergen, das sollte selbst Majestät nicht zu sehn bekommen; wer hatte denn einen Doktor Terzka je weinen gesehn? Auch diese Dankesthräne sollte niemand gewahren! Es ist das Beispiel! Mit Thränen und schönen Worten wird nichts ausgerichtet! Haltung bis zum letzten Atemzuge! . . . .

Er hatte noch etwas sagen wollen, etwas das Staatsgeschäft betreffend. Aber regungslos lag er, den Kopf zur Seite gewandt. Er fühlte das Brennen der Dankesthräne auf seiner Wange, und seine Ohren waren wie betäubt von dem jubelnden Tirelieren der Vögel, die soeben ihr Morgenkonzert anstimmten, draußen in der Edelkastanie.

21. Die Thronrede.



Er ist wundervoll!

Es lief wie ein Geriesel des Entzückens über die Galerien des weiten Prunksaales hin, wo die vornehme und offizielle Damenwelt der Residenz dem feierlichen Huldigungsakte beiwohnte.

Eine Première, die Première König Edwins III, der heute den Thron seiner Väter bestieg; denn die eiligst berufenen Reichsstände hatten von dem neuen Provisorium abgesehen und die Mündigkeit des jungen Monarchen proklamiert.

„Er ist wundervoll!“ — Die Brillant-Rivièren auf den Nacken und Büsten der Damen, naturweißen und geschminkten, blitzten gewaltig vor Erregung. Der Regent war begraben und damit die Zeit der grauen Askese vorüber. Wir werden wieder einen Hof haben, höfisches Leben, höfische Intriguen und Kabalen, Prunk und Luxus und Toiletten, Abenteuer und Klatsch — wir dürfen wieder aufatmen! — lachen und jubilieren ist kein Verbrechen mehr! Und in den hellbehandschuhten kleinen Händen zuckte es, um die Freude über des Königs Erscheinung durch das landesübliche Klatschen kundzuthun. Aber Scht! Soeben wird dem König die Thronrede in Saffian überreicht, und seine helle sympathische Stimme dringt mit energischem Metallklang bis in die äußersten Winkel des großen Saales. Die Fächer

stellen das aufgeregte Rascheln ein, das Wispern hört auf, unten im Saal legt sich an manches schwerhörige Geheimratsohr die gehöhlte Hand, um besser zu verstehen.

Ja ein wunderbares Bild! Man hatte die gelbseidenen Vorhänge der hohen und weiten Fenster herabgelassen, die Sonne stand dagegen und so war der Raum von einem seltsam freudigen Goldton überflutet, in dem die Strahlen der tausend Wachskerzen an Kron- und Wandleuchtern nicht stärker wirkten, als die Brillanten auf den Hälsen der Damen. Wohl aber fuhren die Reflexlichter mit neckischem Geflimmer an Wänden und Decke entlang, Kanten und Knäufe entfachend, die protzigen Epauletten und die arroganten Ordenssterne entzündend und über ehrwürdige und jugendliche Glatzen mit verräterischem Spiegelschein dahingleitend. Der Thronhimmel und seine Draperie aber stand in vibrierendem Feuer und man wähnte, das feine Geknister der tausend Kerzen ginge von ihm aus.

Welche wahrhaft fürstliche Haltung! Es schien, als wäre der König in diesen Tagen auch körperlich gewachsen, sein ganzes Wesen aus der naiven Jugendfrische zu ernster, frühreifer Männlichkeit entfaltet. Hochaufgerichtet hielt er dort vor dem ehrwürdigen byzantinischen Kaiserfessel, einem Erbstück des Hauses; sein hübscher, sympathischer Kopf hob sich scharf und hell gegen den riesigen, schwarzen Löwen ab, der mit seinen heraldischen Pranken auf dem Goldteppich dahinter zu einer trotzigen Abwehr auszuholen schien; offen und frei ging das Blicken seiner braunen Augen, wenn er von dem Saffiandeckel aufschaute, und seine Stimme — man hatte sie ja noch nie in der Öffentlichkeit vernommen — wirkte in ihrem sympathischen Wohlklang wie ein überraschender Zauber.

Er stand um zwei Stufen vor den übrigen Gliedern der königlichen Familie erhöht auf dem Teppich der Estrade. Zu seiner Rechten Ihre Majestät, die Königin-Mutter, zur Linken Prinz Mitzlaw und seine Gemahlin, und die alten Damen aus dem Tantenpalais; davor vier von Mitzlaws lieblicher Fünfzahl, weißgekleidet und sehr artig.

„Die Größe und das wachsende Erstarken des Landes wird mein höchstes Ziel sein. Dieses Ziel zu erreichen, bin ich bereit sofort jedes persönliche Opfer zu bringen, und ich erwarte die gleiche Opferfreudigkeit von den Gliedern meines Hauses, sollte solches Ansuchen an sie herantreten ...."

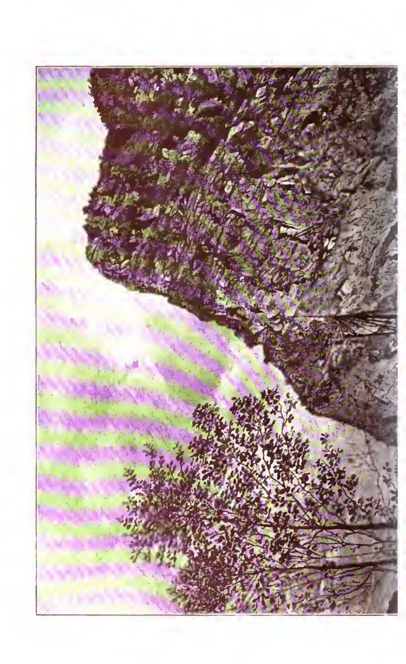
Der König rief die Worte mit besonders gehobener Betonung in den Saal hinaus. Ein Gemurmel des Beifalls von rauhen Männerstimmen war die Antwort, und die bisher lautlos horchende Versammlung geriet in Bewegung. Man wußte, was der König mit diesem Opfer meinte, denn seine Abneigung gegen die von der Staatsraison ihm aufgedrungene Heirat war bekannt geworden. Gerade heute, wo zum erstenmal die königliche Familie in ihrer Gesamtheit den Thron umgab, ward man sich erst bewußt, wie notwendig eine Heirat des Königs für den Bestand der Monarchie: die Prinzeßchen da sind recht niedlich, aber nur als Dekoration, ein einziger kleiner Prinz statt der fünf Mädchen wäre wichtiger! Für die strengen Monarchisten unter den Anwesenden erregte daher diese versteckte Zusage eine besondere Freude.

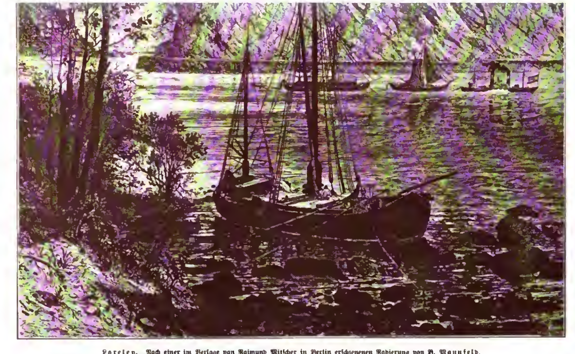
Die Damen aber auf der Galerie wurden erst durch diesen Beifall auf die Bedeutung der wichtigen Worte aufmerksam. Aha, die Heirat, die ist gemeint! Wundervoll! Höchst interessant! Eine königliche Hochzeit — eine wirkliche regierende Königin in Sicht!

Was sagt denn die Königin-Mutter dazu? Gilt des Königs Anruf an die Opferfreudigkeit seiner Familie nicht auch ihr? Unmöglich wird dann die Heirat der temperamentvollen Frau mit dem Grafen Lariva stattfinden können. Daß solche beabsichtigt, war längst ein lautes Geheimnis. Wenn der König aber selber heiratet — was dann?

Die Blicke der Galerie hielten während der folgenden Sätze die Königin neugierig im Auge. Der ganze Huldigungsakt schien eine Art dramatischer Bewegung zu erhalten. Nicht daß die Königin selbst durch eine Regung ihre Überraschung kundgegeben; einige besonders sensationsgierige der schönen Späheraugen wollten zwar bemerkt haben, wie die Gestalt der hohen Frau leicht zusammenzuckte.

Zusammenzucken — nein, das nicht! Wohl hatten die Worte sie getroffen wie ein Weckruf, der sie aus der Erregung ihrer in egoistischen Glücksträumen irrenden Gedanken emporschreckte. Immer und immer solche Träume und Hoffnungen, bis herein





Loreley. Nach einer im Verlage van Raimund Mitscher in Berlin erschienenen Radierung von B. Mannfeld.

in diese hochernste Feierlichkeit; selbst der königliche Hermelinmantel, der von ihren Schultern herab ihre Gestalt umfloß, mit seiner Purpurschleppe malerisch bis zu den Füßen des Thrones niederwallend, bewahrte sie nicht vor der beseligenden Drängnis.

Auch sie schien emporgereckt wie zu einem neuen Bewußtsein der Königswürde, schöner und imposanter denn je in ihrer üppigen, sommerlichen Rosenblüte. Die zitternde Erregung hatten ihre Züge heute kaum noch zu bemeistern vermocht: — o, sie ist jetzt frei! die eiserne Faust ist von ihr genommen! Der dumpfe Gefängnisalp vieler Jahre ist gewichen! — Keine Schranke mehr zwischen ihr und dem geliebten Kinde! — nein, überhaupt keine Schranke mehr .... Edwin ist fortan der Herr! Er hat ihr versprochen, daß sie glücklich sein werde — Edwin wird sein Versprechen halten ....

Trotz aller Zuversicht bangte sie tiefinnerst für ihr Glück. Mit krampfhaftem Trotz klammerten sich ihre stürmenden Gedanken an das ferne Traumbild, das alle ihre Hoffnungen umrahmte. Aber warum denn solche diskrete Verbannung nach entlegenen Meeresgestaden? Edwin ist stark und mutig, er wird all die erbärmlichen Einwände der Tradition zum Schweigen bringen .... Und dagegen die plötzliche Sinnesänderung, die sich in seinen soeben gehörten Worten kundgab! Nein, es war nicht wahr, daß sie äußerlich sichtbar aufzuckte! Sie hatte nach wie vor ihre Haltung vollkommen in der Gewalt; regungslos und stolz aufgereckt, bewahrte sie auch jetzt noch das vollkommene Bild einer königlichen Frau und Mutter. Nur ein Zweifel: was meint er doch mit dem Opfer, das er bringen will, und das er von uns andern verlangt? Könige pflegen ihren Thron unter dem Geschmetter schöner, hochtönender Phrasen zu betreten; aber Edwin liebt solche nicht — so sind seine Worte ein Ausdruck seiner Gesinnung! Es betrifft doch nicht mich und mein Glück? Es durchschauerte sie, vor ihrem Blick wogte es, sie meinte zu wanken vor der Möglichkeit solcher jäher Umwandlung. Und nur mit allem Aufwand ihres aufbäumenden Willens gelang es ihr, den Marmor der Majestät nicht vor den Blicken der Versammlung erzittern zu lassen. Nur daß sich nach einer Weile die übereinander gelegten Hände langsam lösten und die Arme zu den Seiten wie willenlos herabsanken. Nur daß leise und langsam, vorsichtig, fast unmerklich, ihr Antlitz sich so weit nach der einen Seite herumwandte, wo sie — ihn unter der Versammlung wußte. Und ihre großen, feierlich kühlen Augen fanden seinen männlich schönen Kopf, der die goldstrotzende Magnatengestalt überragte — es blitzte auf in diesen Augen, doch nur so schnell, so kurz, daß selbst die schärfsten Späherinnenaugen nichts davon gewahrten. Dann wieder ganz Haltung, ganz Majestät!

Der König hatte den Vortrag der Thronrede beendet. Ein brausendes Hurra jubelte zu ihm hinan; emporgestreckte Arme schwenkten Hüte und Helme, begeistert wehten von den Galerien die Tücher, und draußen vom Platze her, in den huldigenden Jubel, dröhnten die ersten Kanonendonner des Saluts. Zwischen den Pausen der Donnerschläge hörte man die wachsenden Lärmrufe des Volkes, das den Platz vor dem Schloß dicht besetzt hielt. Sie verlangten ihn zu sehen, ihren lieben, jungen, prächtigen König. Die Vorhänge wurden zurückgezogen und das eine Balkonfenster geöffnet, eine Gasse bildete sich zwischen den Würdenträgern, um den König durchzulassen.

Aber zuvor begrüßte er die Glieder der Familie. Er trat die zwei Stufen hernieder zu seiner Mutter und umarmte sie; es dünkte allen ein rührendes Bild — „Mutter, liebe Mutter ...."

„Behalt' mich lieb, Edwin!" Es war wie ein fieberheißes Flehen, das sich aus der Tiefe ihres Herzens rang.

Er richtete sich auf, trat auf die andre Seite und küßte den Prinzessinnen die Hand, und die alten, braven Damen schienen überglücklich; in ihrem armen versteckten und verstaubten Leben hatten sie nicht viele solcher ehrenvollen Glanztage gezählt. Dann gab er Prinz Mitzlaw einen kräftigen Händedruck: „Lieber Vetter, wenn du mit mir zusammen arbeiten willst, sollst du willkommen sein!"

Mitzlaws rotstrotzendes Gourmetgesicht sah ihn verdutzt an. Was für eine seltsame Aufforderung: — „Arbeiten!" Und es dauerte noch lange, bis er das Wort völlig verwunden. Edwin ist ein Idealist! Er ist unverbesserlich! Er ist König geworden, um zu arbeiten!

Der König aber schritt durch das Spalier der sich verneigenden Versammlung auf den offnen Balkon hin. Wie das Wehen eines

ungeheuren Sturmes schlug die Begeisterung des Volkes zu ihm empor. Es war, als spürte er nicht mehr den Boden unter seinen Füßen, als trügen ihn diese Beifallswogen vereint mit dem Donner der Geschütze und dem hallenden Geläut der Kirchenglocken hoch empor über alle irdische Not und Pein.

Als er sich zurückwandte, fühlte er das Wanken seiner Schritte. Er war wie betäubt, eine ungekannte Trunkenheit wühlte durch seine Sinne: — O, es ist doch ein Glück, König zu sein! Wiegt nicht solch ein Moment den Verlust von hundert Idealen auf?

Und weit dahinten in goldenem Sonnenflimmer, in einem Meer brausender, hallender und donnernder Töne versank der süße Liebestraum seines jungen Herzens und verhauchte der Name Meredith ....

22. Mitzlaw's Arbeit.



es Königs Worte, sowohl der feierliche Ruf an die Opferfreudigkeit seiner Familienglieder, wie die besondere Aufforderung an ihn, den Prinzen Mitzlaw selbst, rumorten diesem gewaltig durch den Kopf; sie drohten wahrhaftig ein gut Teil seines sonst so unerschütterlichen Phlegmas über den Haufen zu werfen. Zur Mitarbeit hatten ihn des Königs Worte willkommen geheißen — ja aber wie? Welche Mitarbeit? Arbeit überhaupt — ein Begriff, den er bisher weit von sich fern gehalten, denn er roch ihm gar zu pöbelhaft nach Kalk und Leim und ähnlichen handwerkerischen Stoffen. Aber jetzt würde er sich doch wohl mit der Frage beschäftigen müssen, was denn Arbeit sei! Er würde sich von dem Jüngling auf dem Thron nicht beschämen lassen, der durch seinen Feuereifer und seine fieberhafte Rührigkeit in allen Zweigen der Verwaltung jetzt schon das Staunen der Welt erregte. Ein nagendes Gefühl seiner Überflüssigkeit stöberte ihn immer ungemütlicher aus seinen lieben, behäbigen Gewohnheiten empor. Ein Prinz, der nichts darstellt als einen Parade- und Salongeneral, und seine Tage mit jagen und rauchen, und essen und trinken, den Kleinsorgen und Kleinfreuden seiner fünffachen Vaterschaft verbringt, und dafür die Apanage des Landes verschlürft! Zuweilen zuckte es ihm in den Fäusten:

„Weißt du, Mathilde, ich wollte, es gäbe was!"

„Was denn? Ich verstehe dich nicht —" antwortete die Prinzessin.

Mit einem unheimlichen Gähnton reckte er beide Arme mit den geballten Fäusten nach auswärts, und der zarte Gartenstuhl ächzte unter der Wucht seines schweren Körpers.

„Ich wollte, Wetter und Hagel, ich wollte, es gäbe was zum Dreinhauen!"

„Doch nicht Krieg, Mitzlaw? du bist toll! Um Gotteswillen!"

„Es würde die Luft reinigen. Man schläft sonst noch ein." (Fortsetzung folgt.)

Einen Sommer lang.

Von Detlev Freiherrn von Liliencron-Hamburg (Ottensen).

Zwischen Roggenfeld und Hecken
Führt ein schmaler Gang,
Süßes, seliges Verstecken
Einen Sommer lang.

Wenn wir uns von ferne sehen,
Zögert sie den Schritt,
Rupft ein Hälmchen sich im Gehen,
Nimmt ein Blättchen mit.

Hat mit Ähren sich das Mieder
Unschuldig geschmückt,
Sich den Hut verlegen nieder
In die Stirn gedrückt.

Finster kommt sie langsam näher,
Färbt sich rot wie Mohn,
Doch ich bin ein feiner Späher,
Kenn' die Schelmin schon.

Noch ein Blick in Weg und Weite,
Ruhig liegt die Welt,
Und es hat an ihre Seite
Mich der Sturm gesellt.

Zwischen Roggenfeld und Hecken
Führt ein schmaler Gang,
Süßes, seliges Verstecken
Einen Sommer lang.



Aus den Berliner Theatern.

September—November 1891.

Von Hanns von Zabeltitz.

(Abdruck verboten.)

Das war ein recht erfreulicher Sommer! Nicht nur, daß es draußen fortwährend plätscherte, auch die Berliner Theater, soweit sie nicht geschlossen, waren unter Wasser gesetzt. Die Friedrich-Wilhelmsstadt und das Ostend-Theater hatten im höchsten Grade verwässerte Wasserkomödien auf ihr Repertoire gesetzt, und es schien fast, als ob die Theateragenten in Zukunft bei allen Engagementsabschlüssen die Naive zuerst fragen müßten: „Fahrtenschwimmerin, meine Gnädigste?" oder den ersten Liebhaber: „Wie lange können Sie unter Wasser atmen, Verehrtester?" Nicht genug damit, brachen sich die Cirkuskünste aber auch sonst Bahn auf den Brettern, welche die Welt bedeuten — sollten. Das Belle-Alliance-Theater führte uns nämlich auf der Bühne ein Rennen mit wirklichen Pferden vor; ich bin sonst eine höchst harmlose Seele und nichts weniger als schadenfroh, aber ich habe mich königlich amüsiert, als bei der vom mächtigsten Rasseln der Reklametrommel angekündigten Premiere die Maschinerie so vernünftig war zu streiken.

Nun, diese Albernheiten gingen ja glücklich vorüber, und mit dem kommenden Herbst öffnete ein Theater nach dem andren seine gastlichen Pforten. Es brach eine wahre Fülle von Premieren über uns herein, aber der Erfolg, ein wirklicher nachhaltiger Erfolg, blieb ihnen fast ausnahmslos versagt. Die armen Direktoren waren wirklich zu bedauern und die armen Künstler kaum minder. An ehrlichem Mühen und starken Anstrengungen hat's nicht gefehlt, der schöne Herbst aber, der uns einigermaßen für den nassen Sommer entschädigte, lud nicht zum Theaterbesuch ein, und vor allem: das ersehnte „Stück der Saison," welches den Direktoren gute Kassenrapporte und den Schauspielern ihr Lebenselement, lauten, freudigen Beifall, bringen sollte, ließ auf sich warten.

Das Königliche Schauspielhaus, dem ich jetzt seiner künstlerischen Leitung und seinem Ensemble nach gern wieder den Rang der ersten und vornehmsten Berliner Bühne zumesse, hat sein reiches Künstlerpersonal durch einige sehr glückliche Neuengagements wesentlich verstärkt. Frau Anna Schramm, die einstige, köstliche Soubrette des Wallnertheaters, ist von der Blumenstraße nach dem Gendarmenmarkt übergesiedelt und dürfte die berufenste Nachfolgerin der unvergessenen Minona Frieb-Blumauer, für welche in den ganzen Jahren kein rechter Ersatz zu finden war, werden; das anmutige, frische Fräulein Tondeur kam vom Berliner Theater und der unverwüstliche Blenke vom Lessingtheater — Kräfte, welche der Hofbühne, sobald sie sich erst in deren Rahmen richtig eingefügt haben, sicher zur Zierde gereichen werden.

Weniger glücklich als mit dieser Bereicherung des Personals war das Schauspielhaus bisher mit seinen Aufführungen, ein nachhaltiger Erfolg wenigstens blieb aus. Ich sah indessen einige vortrefflich gelungene Neueinstudierungen: „Käthchen von Heilbronn", „Minna von Barnhelm" und die „Jungfrau von Orleans," für welch letztere der Fundus der Meininger erworben wurde, und habe mich in ersterem, uns heutige Menschen freilich recht antiquiert anhauchenden Stück besonders über das reizende Fräulein Kramm, deren Talent sich in bester Weise zu entwickeln scheint, in dem Lessingschen Lustspiel über Fräulein Tondeur als Franziska gefreut und in der Jungfrau Fräulein Lindner als die Trägerin der Titelrolle aufrichtig bewundert. — Aus den Novitäten sei zunächst der „Glücksstifter" von Hans Olden herausgehoben. Ich will's versuchen, den wenig erquicklichen Inhalt möglichst kurz zusammenzufassen.

Hermann Soltau liebt Frau Anna Lindenberg, die Gattin eines Berliner Bankiers. Der Mann, übrigens ein äußerst unsauberer Patron, will dieselbe nicht frei geben. Da kommt Soltaus Bruder Walter, der in der Jugend nicht gut gethan und inzwischen in Transvaal sich ausgetobt hat, heim und sieht mit Schmerz das Liebesunglück des teuren Bruders. ‚Dort unten in Afrika' nimmt man es bekanntlich nicht so genau, und so glaubt er denn nichts Besseres thun zu können, als gelegentlich das Hindernis für Hermanns Glück, Herrn Lindenberg, durch einen einfachen Revolverschuß aus dem Wege zu räumen, um nach geschehener That schleunigst nach dem schwarzen Erdteil zu enteilen. Erst nach drei Jahren — im dritten Akt — kehrt der „Glücksstifter" zurück. Erst jetzt erfährt er, daß für ihn irgend ein Strolch als Mörder Lindenbergs verurteilt worden ist, und er findet zugleich bei seinem Bruder, dem inzwischen Frau Anna wirklich zur Hausfrau wurde, nicht alles so, wie er wohl gehofft. Es wäre nun wohl das Natürlichste, daß er sich den Gerichten stellte — ich wollte es allenfalls auch gelten lassen, wenn der „Glücksstifter" von dem Gefühl seiner Schuld überwältigt, die zugleich nicht einmal dem Bruder das Glück gebracht hat, sich selbst richtete! Anstatt dessen führt der Verfasser aber einen gewaltig klugredenden Juristen ein, der in Hermann den wahren Mörder entdeckt hat, und der ihm erst die Pistole in die Hand zwingen muß; so bleibt es mindestens unklar ob die innere Erkenntnis, ob die Furcht vor Entdeckung — das rein äußerliche Motiv — ihn in den Tod treibt.

Ich würde es nicht für bedauerlich gehalten haben, wenn das Schauspielhaus auf das unerfreuliche Drama verzichtet hätte. Daß dies nicht geschah, führe ich, außer auf den wirklichen Mangel an dramatischer Produktion, der die Bühnenleitungen weniger wählerisch macht, als gut ist, hauptsächlich auf den Umstand zurück, daß der „Glücksstifter" von der unglücklichen, recht künstlich ausgeklügelten Fabel abgesehen, manche Vorzüge aufweist. Wenn man Hans Olden's „Ilse" mit seinem neueren Drama vergleicht, muß man immerhin anerkennen, daß er in der Technik, besonders aber auch in der Schärfe der Charakteristik ein gutes Stück vorwärts gekommen ist.

„Der kommende Tag," Schauspiel in vier Aufzügen von H. Lubliner, zeigte in meinen Augen den schlimmsten Fehler, den ein Bühnenstück haben kann: es langweilte. Herrn Lubliner (unsern Lesern vielleicht besser unter seinem früheren Pseudonym H. Bürger bekannt) ließ das Sudermannsche Hinterhaus keine Ruhe, und so schuf er schleunigst ein in Arbeiterkreisen spielendes Schauspiel, selbstverständlich mit sozialpolitischer Färbung. Diese Färbung ist aber derart verblaßt und verwässert — die Pointe kommt schließlich auf die Schaffung von Fachbildungsschulen hinaus — es mangelt dem Schauspiel so sehr an jeder Spannung, daß es wunderlich genug erscheint, daß dasselbe wenigstens einen leidlichen Premieren-Erfolg erzielte. Das beste für diesen Erfolg thaten wohl die Schauspieler, aus deren fast durchweg trefflichen Leistungen ich den alten Arbeiter des Herrn Vollmer besonders rühmend hervorheben muß.

Das Schauspielhaus hat sich übrigens seinen Hauptschlag wohlweislich aufgespart: gerade, wenn diese Zeilen in die Hände der Leser gelangen, wird Ernst von Wildenbruchs neueste Dichtung — ein dramatisches Märchen: „Das heilige Lachen" — voraussichtlich über die Bretter gehen. In der Berliner Theaterwelt sieht man diesem Ereignis mit ungemeiner Spannung entgegen.

Das Deutsche Theater und das Berliner Theater waren weniger rührig, als sonst. Von letzterem weiß ich eigentlich nur zu berichten, daß Herr Barnay Frau Sorma, unser reichstes und schönstes Talent, an seine Bühne gefesselt hat, ohne daß es ihr bisher an dieser vergönnt gewesen wäre, ihr Können an neuen, großen Aufgaben zu bewähren. Es ist eigentümlich, daß der so geschickte Theaterleiter den Kräften der bedeutendsten Künstler, die er sich gewann, so wenig Gelegenheit zur Entfaltung gewährt: so schied denn Kainz im Unfrieden von ihm, Frau Elmenreich ging nach Hamburg zurück, Herr Arndt und Fräulein Tondeur wanderten ins Schauspielhaus, und außer Frau Sorma und Fräulein Ruscha Butze ist in der Charlottenstraße wenig verblieben, was über ein anständiges Mittelmaß hinausreicht. Es scheint aber, daß man auch mit der Mittelmäßigkeit gute Geschäfte machen kann.

Das Deutsche Theater brachte uns zunächst den „Blauen Brief," ein vieraktiges Lustspiel von Rudolf Stratz. Daß der „blaue Brief" die Nachricht von der Verabschiedung eines höheren Offiziers enthält — der Inhalt könnte freilich ebensogut eine Beförderung mitteilen — brauche ich meinen Lesern nicht auseinanderzusetzen; selbstverständlich spielt das Lustspiel denn auch ausschließlich in Militärkreisen vom Divisionskommandeur abwärts bis zum Offizierburschen. Der Gedanke, einen dramatischen Vorwurf im militärischen Leben zu suchen, ist gewiß ein glücklicher. Herrn Stratz aber, der sich als Theaterkritiker der Kreuzzeitung überraschend schnell einen Namen gemacht hat, ist es doch nicht recht geglückt, aus der Tiefe zu schöpfen; er wußte, selbst früher dem Offizierstande angehörig, manche hübsche Beobachtung geschickt zu verwerten, konnte sich aber nicht völlig von der Schablone frei machen. Er wird es sich selbst nicht verhehlen, daß der „blaue Brief" eine Anfängerarbeit war, eine Anfängerarbeit aber immerhin, die für die Zukunft recht Erfreuliches erhoffen läßt.

Nach dem „blauen Brief" sahen wir im Deutschen Theater die „Sonne" von Paul Lindau — ein schon vor Jahr und Tag außerhalb Berlins aufgeführtes Schauspiel, das mit viel Behagen, aber weit weniger Witz, als man ehedem von Lindau gewöhnt war, gegen die bösen Naturalisten zu Felde zieht. Die Sonne schien denn auch nicht lange, und es folgte das „Goldene Buch" von Franz von Schönthan. Herr von Schönthan ist ein vielseitiger Mann, er ist auch ein bisweilen ganz lustiger Schwankdichter — von dem ernsteren Stoff, den er diesmal wählte, hätte er die Finger besser gelassen. Es ist eine furchtbar langweilige Geschichte von einem Grafen, der aber kein Graf, sondern der Sohn eines Kammerdieners ist und sich die neunzackige Krone nur anmaßte, wie ein polnischer Hochstapler aus dem „goldenen Buch" beweist. Ich glaube, ich thue Herrn von Schönthan den größten Gefallen, wenn ich es mache wie das Publikum und über das „Schauspiel" zur Tagesordnung übergehe.

Einen größeren äußerlichen, freilich auch einen sehr geteilten Erfolg trug die „Sklavin" von Ludwig Fulda davon. Im Gegensatz zu Schönthan ist Fulda ein Mann, der es verlangen darf, ernst genommen zu werden. Es rollt wirkliches Dichterblut in seinen Adern, und man empfindet bei jedem seiner Werke mehr, daß er gewissenhaft zu schaffen sich bemüht. Aber er arbeitet, wie es scheint, neuerdings mühsam und schwer — auch die „Sklavin" hat etwas Gequältes, Herausgeklügeltes an sich, das den Gesamteindruck vielleicht noch mehr als der innerlich unhaltbare Schluß beeinträchtigt.

Die „Sklavin" ist Frau Eugenie Waldeck. Neun lange Jahre hat sie in licht- und freudearmer Ehe mit einem herrisch-brutalen und gemütlosen Manne, dem Weinhändler Waldeck, gelebt — in einer Ehe, die aus Versorgungsrücksichten geschlossen seit dem Tode ihres einzigen Kindes zu einer Hölle für die zartbesaitete Frau wurde. Der Mann läßt sich zwar seiner Gattin gegenüber vor der Welt nichts zu schulden kommen, aber er behandelt sie unter vier Augen wie eine Haushälterin; er drückt sie geflissentlich zur geistigen Knechtschaft herab. Als er sie dann schließlich veranlassen will, die plumpen Zärtlichkeiten eines guten Kunden zu erdulden, als er, nachdem die Ärmste diese Zumutung entrüstet abgewiesen hat, in der Weinlaune sie selbst umarmen will, stößt sie ihn zurück und entflieht zu ihren Eltern. Während die beiden ersten, lediglich mit äußerst peinlichen Ehestandsszenen erfüllten Aufzüge in der eleganten Wohnung Waldecks spielen, führen uns die zwei letzten Akte in das nachgerade typisch gewordene Hinterhaus, in die bescheidene Wohnung eines pensionierten Postsekretärs, Eugenies Vaters. Trotz der Ermahnungen der ehrenwerten, aber sehr kleinlichen Eltern weigert die unglückliche Frau sich entschieden, zu ihrem Manne zurückzukehren. Es ist aber — wohlverstanden — jetzt nicht mehr allein das unüberwindliche Grauen vor der Knechtschaft, es ist die tiefe Liebe zu einem andern Manne, dem Baumeister Lukas, welche ihr diese Rückkehr unmöglich macht. Fulda will uns zwar vortäuschen, daß diese Liebe bisher, ihr selbst unbewußt, in ihrem Herzen geschlummert hat und nun erst mit zwingender Gewalt erwacht, aber es gelingt ihm nicht: ihrem folgenschweren Entschluß mischt sich so die Schuld bei, sie ist nicht mehr die Sklavin allein, welche die Kette bricht, sie wird zur Frau, die um eines andern willen ihre Pflicht vergißt. Damit schon geht sie des besten Teils unserer Sympathieen verloren. Aber das nicht allein: nach der kräftig einsetzenden Exposition war man berechtigt zu erwarten, daß uns nun das Geschick eines Weibes vorgeführt wurde, welches die Fesseln einer unglücklichen Ehe abstreifend sich selbst ihr Schicksal gestaltet. Anstatt dessen hören wir, daß die Scheidung der Ehe, aus dem Mangel an stichhaltigen Gründen und da der Gatte seine Zustimmung verweigert, unmöglich wird, daß sich Frau Eugenie aber entschließt, ihrem Geliebten auch ohne kirchliche und gesetzliche Zustimmung zu folgen, seinem Kinde, einem süßen, etwas stark theatralisch gehaltenen Backfisch, eine gute Mutter zu werden. Mit einem

äußerlich wirksamen, innerlich frivolen Theatercoup schließt damit das Stück.

Es ist aber nicht nur dieser plötzliche Übergang zur freien Liebe, dessen Widerwärtigkeit Herr Fulda nach der großen Mühe zu urteilen, die er sich um die Überzuckerung der recht bitter schmeckenden Pille gibt, sehr wohl fühlte, welche mich abgestoßen hat — es ist die Grundtendenz des ganzen Schauspiels. Die Hörigkeit der Frau empfindet Fulda nicht als einen Ausnahmefall, sondern, das glaubt man hindurch zu fühlen, als den Normalzustand der Ehe. Wäre dies nicht der Fall, dann mußte er seiner Eugenie einen Widerpart gegenüberstellen sei es in der Gestalt einer wahrhaft glücklichen Gattin, sei es in der Gestalt eines herrschsüchtigen Weibes — die leichtsinnige, emancipierte Frau des Hoteliers, Waldecks Kunden, welche mit einem jungen Advokaten ein Liebesverhältnis unterhält, bildet keinen passenden Gegensatz zu einer Sklavin der Ehe. Waldeck ist, wie Fulda ihn schildert, gewiß ein unausstehlicher Patron — versucht aber Eugenie auch nur im geringsten, auf ihn einzuwirken, ihn mit all den tausend Mitteln, über welche eine Frau verfügt, zu erziehen, zu heden? Mit nichten — wir hören auch über das Pflichtengesetz der Frau nichts anderes, als die rührseligen Moralreden des Vaters, der in wenig anmutender Weise zur komischen Figur gemacht ist. Daß endlich die Gesetzesstelle, welche eine Scheidung aus unüberwindlicher Abneigung ohne die Zustimmung beider Ehegatten verbietet, nicht geschaffen wurde, um eine unglückliche Frau zur ewigen Hörigkeit zu zwingen, daß sie moralisch notwendig ist, um leichtfertige Ehescheidungen zu verhindern, das übersieht Herr Fulda in seiner Polemik völlig, wie er denn überhaupt die sittliche und soziale Bedeutung der Ehe nicht zu würdigen weiß oder vielmehr nicht zu wissen vorgibt, um auf dieser Negation eine seiner Meinung nach spannende Fabel aufzubauen.

Leider erwies sich aber auch diese Spannung als nicht genügend vorhanden. Die Handlung schreitet zu langsam fort, die unerquicklichen Szenen wiederholen sich nur dürftig variiert, die an sich scharf gezeichneten Gestalten verlieren ihre Eigenart durch die Breite der Reden, zu denen sie verurteilt sind — um den Theaterabend zu füllen. Dagegen kommen die unleugbaren Vorzüge des Schauspiels: die herzliche Wärme, mit welcher Fulda für seine Heldin Sympathien erweckt, die feinen Züge, die er dem kleinbürgerlichen Leben ablauschte, die sorgsame Feilung des Ganzen, nicht auf. Man kann die Dichtung nicht als einen Fortschritt in der Entwickelung des begabten Verfassers ansehen, ja ich glaube sie eher als einen Rückschritt bezeichnen zu müssen.

Die Bühne des Deutschen Theaters hat meines Erachtens — es bezieht sich dies, wenn ich von einigen, einem Goethecyklus gewidmeten Abenden absehe, auf alle Aufführungen, welche ich sah — in diesem Jahre viel von jenem frischen Zusammenspiel eingebüßt, welches sie früher so vorteilhaft auszeichnete. Ich weiß nicht, woran es liegt, ob an der Regie, ob an den einzelnen Kräften, ob an den meist wenig dankbaren Aufgaben, welche den Künstlern wurden: die Vorstellungen haben einen etwas schleppenden, eintönigen Charakter angenommen. Das trifft auch auf die Aufführung der „Sklavin“ zu. Wenn ich von dem vortrefflichen Waldeck des Herrn Rissen und von dem allerliebsten Backfisch des Fräulein Retty — einem jungen, vielversprechenden Talent — absehe, kann ich mich für keinen der Künstler erwärmen. Es war nicht schlecht, aber es war auch nicht gut, weil es weder warm noch kalt war. Die Rolle der „Sklavin“ ist, rein auf die Bühnenwirksamkeit hin betrachtet, sicherlich eine der dankbarsten, die in letzter Zeit geschaffen; Fräulein Frauendorfer fand aber weder den rechten Ton für die gedrückte, leidende Gattin, noch für das liebende Weib, sie begnügte sich damit, dort larmoyant, hier pathetisch zu sein. Was hätte einst eine Niemann-Raabe, was würde eine Sorma aus dieser Gestalt gemacht haben! Frau Carlsen und Herr Engels erschienen mir als die biederen, geschwätzigen Eltern Eugenies ebenso schablonenhaft, wie Fräulein Meyer als kokette Salondame und Herr Kadelburg als windiger Rechtsanwalt (übrigens freilich eine auch von dem Dichter verzeichnete Figur). Herrn Pohl als Baumeister Lukas fühlte man nach, wie er sich mit dem täppischen Liebhaber abquälte, und wenn nicht sämtliche Großhoteliers Berlins Herrn Merteus, der seinen Gasthofsbesitzer Steffens entsetzlich karikierte, die Freundschaft kündigen, sollte es mich baß wundern.

Um zu etwas Erfreulicherem zu kommen, will ich einen recht großen Sprung vom Deutschen Theater zum Thomas-Theater wagen. Ich habe eine gewisse Sympathie für die kleine Bühne in der alten Jakobsstraße und für das Streben ihres, im mehrfachen Sinne, rührigen Leiters. Man geht dorthin ohne große Ansprüche, aber man geht fast nie fort, ohne herzlich gelacht zu haben. Direktor Thomas leidet freilich auch unter dem Mangel an passenden Neuheiten, aber er findet immer noch eine leidlich genießbare Kost und hält seine Bühne frei von jenen auf die gröbste Sinnlichkeit berechneten Banalitäten, mit denen z. B. das Adolf Ernst-Theater sein Geschäft zu erzwingen pflegt. Das Thomas-Theater scheint neuerdings in dem „Kunst-Bacillus,“ einer Posse von Rudolf Kneisel, ein wirksames Repertoirestück gefunden zu haben. Jeder Mensch, so meint Herr Kneisel, ist von einem bösen Kunst-Bacillus besessen; der eine dichtet, der andere malt, der vierte spielt Theater, wie der Rentier Igelfisch, der seine einstige Berufsthätigkeit als Theaterfriseur nicht vergessen kann und als Direktor einer Dilettantenbühne auf dem besten Wege ist, durch seine Leidenschaft das Glück der Seinen zu zerstören. Die Posse steht und fällt mit dieser Figur: wenn sie aber ein Thomas verkörpert, kann der Erfolg nicht ausbleiben. Thomas ist im Grunde genommen mit seiner karikierten quecksilberigen Beweglichkeit, seinen burlesken Masken immer der gleiche, Herr Igelfisch ist denn auch nichts, als die Übertrumpfung eines allbekannten, gewissen Striese aus dem „Raub der Sabinerinnen,“ aber er zwingt die Zuschauer mit Unwiderstehlichkeit zum Lachen. Und man ist

ja so froh, wenn man heute im Theater einmal herzlich lachen kann.

Selbst im Wallnertheater, dem Hause, welches wohl die meisten lachenden Menschen in ganz Berlin gesehen hat, haperte es in diesem Jahre manchmal mit der ersehnten Lustigkeit. Hier hat die Leitung gänzlich gewechselt. Herr Hasemann schied aus Berlin, und die Direktion fiel an die Familie des Begründers der Bühne zurück. Ich will Herrn Franz Wallner von Herzen wünschen, daß er die Leistungen der Bühne wieder auf jene Höhe bringt, die sie zu den Zeiten seines Vaters besaß. Wer von uns Älteren erinnert sich nicht noch jener Stunden, in denen uns Helmerding und Neusche, Anna Schramm und später die unvergeßliche Ernestine Wegener dort über den Ernst der Zeit hinwegtäuschten!

Das Haus wurde eröffnet mit einem sehr braven, aber etwas antiquierten Lustspiel der Herren Stinde und Engels: „Ihre Familie," welches einen ganz hübschen Erfolg hatte, und einer tollen Parodie auf die Oper „Cavalleria rusticana" ins „Berlinsche" übersetzt. Es folgte dann, da die hausbackene Anständigkeit jenes erstgenannten Stückes doch nicht vorhielt, eine recht gepfefferte Posse „Der Mann mit hundert Köpfen" von Henry Moulin und Edmond Delavigne, deren drollige Idee darauf hinausläuft, daß ein Mimiker in der täuschend nachgeahmten Maske eines bekannten Abgeordneten in die wunderlichsten und bedenklichsten ehelichen Verwickelungen gerät. Dazu tischte man uns Kalischs uralte „Musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung" auf, deren angebliche Unverwüstlichkeit trotz oder vielleicht wegen der für erforderlich erachteten Modernisierung diesmal nicht recht Stich halten wollte. Dann erlebten wir eine weitere französische Posse, diesmal, um gewissenhaft zu registrieren, von Antony Mars und Maurice Devalliers: „Telephon-Amt Nr. VII," in welcher uns Fräulein Glöckner mit vieler Drolerie in die Erlebnisse einer Telephonbeamteten einführte. Auch dieser Pariser Import, dem man übrigens wie seiner Vorgängerin in der deutschen Bearbeitung die allerbedenklichsten Spitzen abgebrochen hatte, wollte nicht recht einschlagen; so kehrte die Direktion denn wieder zu deutschen Autoren zurück und zwar mit etwas erfreulicherem Resultat.

Das Lustspiel — es ist eigentlich ein Schwank — „Gewagte Mittel" von Francis Stahl, für welches der Verfasser übrigens schon seit Jahren vergebens eine Berliner Bühne zu interessieren gesucht hatte, errang wenigstens am Abend der Erstaufführung einen runden und ganzen Lacherfolg. Der jung verheiratete Baurat Frischmut bleibt am Abend gern etwas lange in seiner Stammkneipe sitzen. Seine Frau möchte ihn von diesem Grundfehler eines braven Ehegatten heilen und versucht dies vermittelst des Hausarztes, der dem Gatten vorreden soll, er sei äußerst schonungsbedürftig und müsse höchst vorsichtig leben. Dank einem jungen Fähnrich, seinem Schwager, erfährt der Herr Baurat diesen heimtückischen Plan, spielt nun seinerseits wirklich den Kranken und zwar einen so unausstehlichen, daß die Seinen froh aufatmen, als er wieder den gewohnten Kneipengang antritt. Man sieht, die Handlung ist dürftig, aber sie war mit so vielem Beiwerk verbrämt, daß sie, gut gespielt, die Kosten des Abends deckte. Und frisch und gut gespielt wurde in der That — Herr Guthery vor allem als der listige Baurat und das von Herrn Franz Wallner dem Lessingtheater entführte Fräulein Basté als verliebter und „beschwipster" Backfisch waren höchst amüsant. — Die „gewagten Mittel" löste vor kurzem „Der stille Associé" von C. Laufs und W. Jacoby ab. Es ist das wieder eine Posse ganz im Genre des „Tollen Einfalls" und der „Pension Schöller", mit denen Herr Laufs sich seine ersten Erfolge errang: ein toll durcheinander gewürfeltes Potpourri mit der Devise: „Du sollst und mußt lachen," welches die Erfolge und Nichterfolge jener Institute, die nicht nur Glas und Porzellan, sondern auch Gäste für Gesellschaften ausleihen sollen, in der buntesten Weise variiert. Das lustige Stück hat trotz der etwas schleppenden Darstellung gefallen und wird sich wohl einige Zeit auf dem Repertoire behaupten.

Was in Paris gefiel, sucht uns nach wie vor das Residenz-Theater mundgerecht zu machen. Es eröffnete seine Saison mit der Wiederaufführung von „Frou-Frou" (von Meilhac und Halévy) und führt uns jetzt, nachdem wir inzwischen auch an dem höchst — eigenartigen Einakter „Besuch nach der Hochzeit" von Alexander Dumas nippen durften, Alfonse Daudets „Das Hindernis" vor.

Das Daudetsche Schauspiel hat mich trotz aller seiner Schwächen im hohen Grade gefesselt: es spricht aus ihm eine warmherzige, tiefempfindende Dichternatur.

Didier und Magdalene lieben sich, und alle Grundbedingungen eines reichen Glücks: Übereinstimmung der Anschauungen, Jugend, Schönheit, Reichtum, scheinen vorhanden. Da bricht das Unglück über beide herein. Der Vormund Magdalenes verweigert seine Zustimmung, da er erfahren hat, daß der Vater Didiers, der Marquis Alein, in geistiger Umnachtung gestorben ist; er fürchtet das unheimliche Gesetz der Vererbung und trennt die Liebenden. Didier hört, daß die Braut nimmer die seine werden könne, aber man verhehlt ihm den wahren Grund. Schmerzzerrissen will er seiner Verlobten nicht entsagen, ohne sie noch einmal zu sprechen, ohne aus ihrem eigenen Munde zu hören, daß sie ihn nicht liebt; das gequälte Mädchen gibt auch wirklich dem Drängen des Vormunds nach und spricht bei einem letzten Zusammensein das scheidende Wort aus. Aber trotz aller Hindernisse finden sich die Herzen, die zusammen gehören: Didier erfährt die Ursache für das ihm völlig unerklärliche Verhalten Magdalenes, er fühlt sich völlig gesund und gewappnet gegen alle Gefahren; auch die Ärzte entscheiden, daß die Sorge von der Vererbung in diesem Falle ein Unsinn sei, da der Marquis erst Jahre nach der Geburt des Sohnes und aus einem äußerlichen Anlaß dem Wahnsinn verfallen sei. Vor allem jedoch ist in Madeleine die Macht der starken, leiden-

schaftlichen Liebe siegend hervorgebrochen — sie eilt in des Geliebten Arme.

Es ist bekannt, daß Daudet ein aufrichtiger Verehrer Ibsens ist, trotzdem sehe ich aber in des Franzosen neuestem Schauspiel eine ausgesprochene Polemik gegen die von dem geistreichen Schweden verfochtene, nachgerade von dessen Nachahmern bis zur Unleidlichkeit breitgetretene Vererbungstheorie. An einer Nebenfigur des Stückes führt Daudet sie allerdings auch bis zum Extrem durch, an der Gestalt eines Waldhüters, der dem Drang nach dem gesetzlosen Leben seiner Väter nicht widerstehen kann und zur Wilddieberei zurückkehrt. Aber der Gedankengang, den der Dichter dem Erzieher Didiers, dem alten Harnus, in den Mund legt: daß ein fester Wille und die Kraft einer gesunden Erziehung den ererbten Fluch zu brechen vermögen, gilt im negativen Sinn auch für den Waldhüter. Bei diesem mangelten eben die Einwirkungen, welche das „Gesetz" der Vererbung in der Wirklichkeit aufheben.

Das Daudetsche Schauspiel erfüllt in den ersten Akten ein Hauch wahrer Poesie, vor allem ist das Verhältnis der beiden Liebenden, das Verhältnis zwischen Didier und seiner Mutter in geradezu entzückenden Zügen geschildert. Leider ist es dem Dichter nicht gelungen, den letzten Akt auf der Höhe der vorhergehenden zu halten; die Lösung des Konflikts erscheint zu äußerlich, Daudet vermag aus der Seele des Zuschauers den trüben Gedanken doch nicht völlig zu bannen: wird Didier auch in Zukunft unbedingt von der Krankheit des Vaters verschont bleiben?

Die Darstellung war, wie meist im Residenztheater, ungemein abgerundet und auch in den Einzelleistungen recht brav. In erster Linie glaube ich Herrn Reicher erwähnen zu müssen, der in Gestalt des alten Erziehers eine Charakterstudie von außerordentlicher Feinheit und Wärme schuf; aber auch der Didier des temperamentvollen Herrn Rittner und die Magdalena des Fräulein Neumann standen auf der Höhe der bemerkenswerten dichterischen Schöpfung.

Am rührigsten von allen Berliner Bühnen erwies sich unbedingt das Lessingtheater. Zwar brachte ihm Roseggers Volksschauspiel „Am Tage des Gerichts" — die dramatisch schwach aufgebaute, aber in der Charakteristik der Einzelfiguren interessante Geschichte eines Wilderers — nicht viel mehr als einen Achtungserfolg, und das grobkörnige Schauspiel „Eine Geldheirat" von G. Schwarzkopf und C. Karlweis, welches die nachhochzeitlichen Leiden eines recht jämmerlichen Mitgiftjägers schildert, wurde ziemlich energisch abgelehnt; dagegen errang Direktor Blumenthal mit zwei Stücken, an denen er selbst als Autor oder Bearbeiter beteiligt war, einen hübschen, freilich auch recht äußerlichen Erfolg.

Über das erstere dieser beiden, das aus dem Englischen des Pinero übertragene Schauspiel „Falsche Heilige" kann ich mich kurz fassen. Eine gefallene Unschuld, welche allerdings auch vor dem Fall von letzterer Tugend nur sehr entfernte Begriffe gehabt zu haben scheint, drängt sich in der Maske einer „falschen Heiligen" als Glücksritterin in das Haus ihres Verführers, der inzwischen ein zufriedener Gatte geworden; sie ist auf dem besten Wege, dessen Eheglück zu zerstören, bis schließlich die Vernunft und die Liebe der jungen Gattin den Sieg über die Künste der Hochstaplerin davonträgt. Die Grundtendenz des Schauspiels ist mir eigentlich recht sympathisch. Ich habe nichts übrig für die Magdalenen, welche, anstatt die Folgen ihres Fehltritts zu sühnen, jenen Fehltritt als Piedestal für ein bequemes Märtyrertum benutzen wollen — mir ist das ganze moderne französische Sittendrama, das im Grunde genommen stets nur die Verherrlichung einer weiblichen „Vergangenheit" bezweckt, mit allen seinen theatralischen Saltomortales immer zuwider gewesen. Die Polemik, welche das Pinero-Blumenthalsche Stück gegen diese „falschen Heiligen" führt, bleibt aber doch zu sehr auf der Oberfläche, um den Kern der Sache zu treffen; mit einigen witzigen oder geistreichelnden Bemerkungen läßt sich eine derartige Seuche nicht erledigen. An witzigen Aperçus fehlte es in der Blumenthalschen Bearbeitung freilich nicht, und sie waren es wohl in erster Linie, die dem Schauspiel zu einem Erfolg verhalfen. Übrigens wurde auch recht gut gespielt, zumal wußte Frl. Reissenhofer, welche bei dem diesjährigen großen Umzugstermin der Berliner Künstler vom deutschen Theater zur „Bühne der Lebenden" überging, der falschen Heiligen eine greifbare und fesselnde Gestalt zu geben. Auch Herr Klein als älterer, witziger Lebemann war vortrefflich; ich sah den Künstler an jenem Abend zum letztenmal auf der Bühne des Lessingtheaters, da er dieselbe bald nachher infolge eines Zerwürfnisses mit Direktor Blumenthal verlassen hat. Der außerordentlich begabte Schauspieler, dessen Leistungen allerdings leider im letzten Jahre dann und wann etwas zur Schablone neigten, wird schwer zu ersetzen sein.

Ein lustigeres Stück als die „Großstadtluft" von O. Blumenthal und G. Kadelburg habe ich selten gesehen. Es ist fast nichts Originelles an dem tollen Schwank; die Herren Verfasser haben uns vielmehr mit der Geschicklichkeit vortrefflicher Köche ein Ragout aus lauter schon bekannten Motiven serviert, aber die Sauce von Situationskomik und Witzen, welche sie über ihr theatralisch-kulinarisches Kunstwerk ausschütteten, ist so schmackhaft, daß selbst der mürrischste Kritiker vor Lachen kaum zur Formulierung seines wohlweisen und gestrengen Urteils kommt.

Fritz Flemming, ein junger, flotter Berliner Ingenieur, meint nur in der Reichshauptstadt leben zu können, die „Großstadtluft" ist sein Element, aber er liebt eine Kleinstädterin, die Tochter eines ehrsamen Fabrikanten aus dem weltentrückten Ludwigswalde. Schwiegerpapachen haßt Berlin und hat vor allem einen Horror vor den Berliner Ehemännern; er gibt seine Einwilligung also nur unter der Bedingung, daß der Großstädter nach Ludwigswalde in sein Haus zieht. Der zweite und dritte Akt schildern uns nun die Leiden des armen Fritz Flemming in dem entsetzlichen Nest, in dem „sich alles vis-à-vis wohnt." Da wird uns ein Lesekränzchen vorgeführt, in welchem der gute Benedix als wüster Naturalist verpönt ist und die Jungfrau von Orleans

nicht nur mit verteilten Rollen, sondern auch mit Schlagsahne und Apfelkuchen gelesen wird, da lernen wir die ganze Klatschsucht und Kleinlichkeit der ehrsamen Spießer kennen — freilich alles stark in der Karikatur, aber doch äußerst lustig gezeichnet. Als der Großstädter der Verzweiflung nahe ist, gewinnt er sich in dem alten Hausarzt, der auch einst ein lustiger Student war, bis ihn Ludwigswalde und eine böse Sieben aus dem Nest „unterkriegten,“ einen Bundesgenossen. Beide brechen den Bann und gehen, koste es was es wolle, nach dem geliebten Berlin. Flemmings Frau bleibt freilich bei dem wütenden Papa zurück — aber nur, damit sich im letzten Akt dieser, die teure Gattin, sowie des Doktors gezähmte böse Sieben doch nach in Berlin einfinden und zwar jedes einzeln, so daß einige drollige Verwechselungen den nötigen Schlußeffekt hergeben können.

So der von allem Beiwerk losgeschälte Kern der Handlung. Das Beiwerk aber ist's eben, was den Schwank so überaus lustig macht. Da ist ein Hanswurst von Hausfreund, der überall zu spät kommt, da ist ein Rechtsanwalt, der ein böses Gewissen ob seiner mangelnden ehelichen Zuverlässigkeit und dabei das Glück hat, daß seine eifersüchtige Gattin ihn immer an der unrechten Stelle verdächtigt; da ist endlich ein Feuerwerk von Anspielungen und Wortwitzen, das den Zuschauer gar nicht zur Besinnung kommen läßt. Nimmt man hinzu, daß der Berliner kein Berliner sein müßte, wenn nicht die leise durchschimmernde Verherrlichung Berlins sein Wohlgefallen erregte, nimmt man die sehr gelungene Darstellung (besonders bot Herr Höcker als Landarzt eine köstliche Charge) hinzu, so wird der Erfolg des Stückes sehr wohl verständlich. Ich kann nur wiederholen, was ich oben bereits sagte: man ist ja schon froh, wenn man heute im Theater einmal tüchtig lachen kann.

Mit der größten Spannung hatte man dem Schauspiel „Satisfaktion“ von Alexander Baron von Roberts entgegengesehen. Es war bekannt, daß das Königliche Schauspielhaus und das Lessingtheater um den Erwerb der Novität gewetteifert, und die zahlreichen Verehrer des allbeliebten Erzählers hatten derselben, als seiner ersten dramatischen Gabe, von vornherein ein warmes, lebhaftes Interesse gewidmet.

„Satisfaktion“ ist mit großem Erfolg, unter wiederholtem stürmischem Hervorruf des Dichters in Szene gegangen, und fast die gesamte Berliner Kritik (soweit dieselbe mir bisher vorliegt — ich schreibe diese Zeilen am Tage nach der Erstaufführung) stimmt in rückhaltsloser Anerkennung des Schauspiels überein.

„Satisfaktion“ behandelt aber will behandeln die oft erörterte Frage von der Berechtigung des Zweikampfes in unserem modernen Leben. Baron von Roberts zieht dabei, vorweg bemerkt, nicht die letzten Konsequenzen, er erklärt sich nicht als unbedingten Gegner des Duells, sondern will nur an einem Einzelfall zeigen, wie seiner Meinung nach allein die Größe und Bedeutung des Anlasses für den Austrag eines Ehrenhandels maßgebend sein kann. Der Maler Boltz hat Elly, die Tochter des Generalleutnants Grafen Witterstedt vor Jahren entführt. Beide leben in glücklichster Ehe, die Familie der Gattin, welche der Verbindung bisher feindlich gegenüberstand, ist zur Aussöhnung bereit, der General — ein Offizier alten Schlages — betritt zum erstenmale das Haus seines Schwiegersohns, der inzwischen ein großer Künstler und ein berühmter Mann wurde. Am Abend vorher hatte Professor Boltz beim Nachhausegehen aus einem Freundeskreis ein peinliches Renkontre mit einem blutjungen Studenten. Er ist von ihm angerempelt worden, hat sich dies sehr energisch verbeten, es sind heftige, beleidigende Worte gefallen, die Karten wurden gewechselt. Die Zeugen des Studenten überbringen dessen Herausforderung, der sich das mitbeleidigte Korps anschließt. Boltz, welcher Landwehroffizier ist, erklärt sich zur Satisfaktion bereit, er weigert jedoch den Kampf auf Pistolen, da ihm diese Form des Austrags in keinem Verhältnis zur Schwere des Anlasses zu stehen scheint. Er, der große Künstler, der glückliche Gatte, sein Leben aufs Spiel setzen um einer Lappalie halber — nimmermehr. Als die Studenten auf der Herausforderung in jener Form bestehen, da ihr Auftraggeber sich durch sein Ehrenwort an dieselbe gebunden habe, lehnt Boltz den Zweikampf mit Entschiedenheit ab.

Der zweite Akt führt uns in den Salon des Herrn von Metzdorf, des Schwagers des Professors. Durch einen pikanten Zeitungstratsch, der zugleich die Entführungsgeschichte wieder aufwärmt, hat die Familie der jungen Frau den Vorgang erfahren. Ein Vetter, der diese einst selbst geliebt, ist von seinem Majoratssitz herübergekommen, um die Verbreiter der Notiz, durch welche er die Ehre der ganzen Familie gefährdet glaubt, zur Rechenschaft zu ziehen. Es kommt zu einem peinlichen Auftritt zwischen ihm und dem Professor; der alte General, dem von geschäftiger Seite ebenfalls zugetragen worden ist, daß sein Schwiegersohn die verlangte Genugthuung ablehnte, erklärt, daß diese Verweigerung der Satisfaktion seinen Anschauungen nach eine Feigheit sei, er empfindet sie persönlich so tief, daß er sogar seinen Abschied einreichen will. Nach einer leidenschaftlich bewegten Szene reißt sich Elly — die zwischen der Liebe zu ihrem Gatten und der Zuneigung zu den Ihrigen, deren Anschauungen ihr innerlich näher stehen, schwankte — endlich von der Brust des Vaters los und stürzt ihrem Manne, der voller Entrüstung das Haus verließ, nach.

Damit erreichte die Handlung ihren Höhepunkt, in den beiden folgenden Akten, welche wieder in der Wohnung des Professors spielen, erlahmt die Spannung wesentlich. Geschürt durch die Stachelreden der Mutter, welche die kleinbürgerliche Herkunft des Künstlers repräsentiert, wächst der innere Zwiespalt zwischen Boltz und seiner Gattin. Nach einem etwas ermüdenden Hin- und Her fordert der Professor schließlich den Majoratsherrn Grafen Witterstedt, in dem er nicht nur den schärfsten Vertreter der sein Handeln beschimpfenden Anschauungen der Familie Ellys sieht, sondern den er auch von dieser geliebt glaubt — und muß erfahren, daß derselbe ihn für nicht satisfaktionsfähig erklärt. Von der Wut der Verzweiflung erfüllt, richtet er die Pistole auf

den Wehrlosen, da wirft sich Elly zwischen beide und deckt jenen mit ihrem Körper.

Voltz war aber nicht nur Professor und Künstler, er war auch Landwehroffizier und fast scheint er das Letztere mehr, denn das Erstere, so wenig hören wir von seinen Beziehungen zu den Kreisen, denen er doch zunächst angehört. Das Ehrengericht der Kameraden, vor das er geladen, spricht ihn frei, billigt sein Verhalten. Jetzt muß der Majoratsherr ihm vor die Pistole — jetzt ist er ja wieder satisfaktionsfähig. Ein etwas merkwürdiges Ungefähr will es, daß sich für das Duell unmittelbar am Hause ein geeigneter Platz findet; während des Zweikampfs aber führt der alte General selbst, der die Entscheidung des Ehrengerichts zwar nicht aus vollem Herzen billigen kann, aber an ihr nicht deuteln noch rechten will, die zu ihm geflüchtete Elly in ihr Heim zurück, und als der leichtverwundete Gatte in das Zimmer tritt, stürzt sie ihm glück- und freudestrahlend in die Arme. Der etwas stark theatralisch gefärbte Schluß bringt so den oft bewährten Satz „Ende gut — alles gut!“ zu Ehren.

Das Schauspiel wurde, wie schon hervorgehoben, mit stürmischem Beifall aufgenommen, und ich wäre der letzte, der solch' einen Beifall nicht respektierte. Bei einem Autor minderen Grades könnte man sich füglich völlig damit begnügen — einem Dichter gegenüber, wie es Baron von Roberts ist, muß man einen andern Maßstab anlegen. Auch die Leser dieser Zeitschrift, denen der Verfasser seit geraumer Zeit durch seine feinsinnigen Schöpfungen näher bekannt ist, die gerade jetzt Gelegenheit haben, die Entwickelung seines großen Talents an dem Roman „Majestät“ zu verfolgen, können verlangen, daß ich ernster an die Würdigung des hochinteressanten Schauspiels herantrete. Und da scheint es mir doch, als ob der innere Wert der Dichtung sich nicht in allen Stücken mit dem großen und unbestreitbaren Erfolg der Erstaufführung deckt.

Ich will darüber nicht rechten, ob Baron von Roberts gut thut, die Konsequenzen in seinem Schauspiel nicht in ähnlich scharfer Weise zu ziehen, wie in seiner Novelle „Satisfaktion,“ in welcher die gleich ausgehende Handlung mit dem Selbstmord des Professors schließt. Ein dramatischer Dichter, der den Kampf gegen — sagen wir einmal: gegen Vorurteile und falsche Anschauungen aufnimmt, wird allerdings selten völlig ernst genommen werden, wenn er nicht in diesem Kampf eine bestimmt ausgeprägte, positive Richtung vertritt. Aber das moderne Leben selbst setzt sich häufig aus Kompromissen zusammen, und man wird auch dem Dichter es nicht verargen können, wenn er sich solche, wie es hier schließlich Baron von Roberts thut, zum Vorwurf wählt. Freilich führt ein solcher Vorwurf dann auch leicht zu einem bedenklichen Mißverhältnis zwischen der Schwäche des Konflikts und dem Apparat, der um dessen willen in Bewegung gesetzt wurde, und dies ist auch der Fall in unserem Schauspiel.

Eine Bühnendichtung in modernem Sinn — modern immer in des Wortes guter Bedeutung genommen — soll vor allem ein Spiegelbild der Wirklichkeit sein, sie soll allermindestens der Wirklichkeit möglichst nahe zu kommen suchen. Unwillkürlich aber drängt sich die Frage auf, wie wäre der Konflikt, den Baron von Roberts heraufbeschwört, in Wirklichkeit verlaufen, — ich glaube und ich hoffe bestimmt: im Sande. Der Professor Voltz war Offizier und gerade als solchem bot sich ihm die beste und einfachste Lösung: er hatte sich selbst an den Ehrenrat seiner Kameraden zu wenden, er hatte diesem seine Angelegenheit zu unterbreiten. Ich glaube, die Anschauungen, die in unsrem Offizierkorps herrschen, zu kennen, und ich zweifele nicht einen Augenblick, daß die Sühneversuche der Beteiligten den Konflikt im Keime erstickt hätten. Ich zweifele auch nicht einen Augenblick daran, daß das studentische Korps diesen Sühneversuchen bereitwilligst entgegengekommen wäre, ja ich bin überzeugt, der Herr Studiosus, der sich voreilig mit seinem Ehrenwort verpflichtete, die Angelegenheit nur mit Pistolen zu erledigen, würde die Farben seiner Verbindung die längste Zeit zu tragen die Ehre gehabt haben. Und diese Anschauungen herrschen gottlob nicht nur unter Offizieren und Korpsstudenten, sie gelten in allen gebildeten Kreisen: das Urteil der Standesgenossen beschützt jeden Ehrenmann vor Lagen, wie sie in der „Satisfaktion“ künstlich konstruiert sind. An diesem künstlich, freilich wie ich gern zugebe, äußerst geschickt konstruierten Aufbau aber krankt das ganze Schauspiel, dadurch läßt es in seiner Entwickelung den kräftigen dramatischen Pulsschlag entbehren: ich wenigstens vermochte an die Tiefe des Konflikts nicht zu glauben. Ich vermochte freilich auch nicht die Überzeugung von der völligen Lebenswahrheit der Gestalten aus der Aristokratenfamilie zu gewinnen. Unsere deutschen Divisionskommandeure von heute sind keine „altpreußischen (?)“ Prinzipienreiter, die ohne Interesse für alles, was nicht den Dienst betrifft, dem Schemen eines Vorurteils huldigen. Es sind gereifte Männer von umfassender Bildung, mit verschwindenden Ausnahmen durch die hohe Schule des Generalstabs gegangen, Männer, die sich in den verschiedensten Lebenslagen bewähren mußten und denen, auch das kommt hier in Frage, in ihren Stellungen die Erledigung gerade von Ehrenhändeln zur äußerst häufigen Aufgabe wurde. Wenn der Generalleutnant von Wittersted als der ritterliche Herr, als den ihn Baron von Roberts doch auch auffaßt, den Entführer seiner Tochter vor die Pistole gefordert hätte, das wäre verständlich gewesen — hatte er und hatte auch sein Neffe, der Majoratsherr, der „vollendete Kavalier,“ dies versäumt, dann dachten sie sicher nicht daran, den Mann mit Verachtung zu behandeln, der sich um einer Lappalie willen nicht schießen wollte.

Das Schauspiel „Satisfaktion“ wird nach dem Eindruck zu urteilen, welchen die Erstaufführung im Lessingtheater hervorrief, sicher sofort die Runde über die Mehrzahl der größeren, deutschen Bühnen antreten. Unsere Leser werden somit Gelegenheit haben, es selbst kennen zu lernen, und sich gewiß durch meine theoretischen Bedenken nicht die Freude an den wirklichen Schönheiten der Dichtung verderben lassen: an der fesselnden Entwickelung in den ersten beiden Akten, an der Wärme der Empfindung, die aus der Mehrzahl der Gestalten spricht, an so manchem fein

beobachteten Zug, welchen Roberts, bekanntlich gerade ein hervorragender Künstler in der Kleinmalerei, einzuflechten verstand. Über die dramatische Begabung des verehrten Herrn Verfassers eine Meinung abzugeben, muß ich mir versagen. Nicht die „Satisfaktion,“ sondern erst seine weiteren Bühnenschöpfungen werden zeigen, ob Baron von Roberts es auf dem freudevollen, aber auch dornenreichen Gebiet des Dramas zur gleichen Meisterschaft bringt, wie auf dem Gebiet der erzählenden Dichtung.

Übrigens erfordert das Schauspiel eine außerordentlich gute Darstellung, und ich konnte nicht finden, daß die Künstler des Lessingtheaters ihr Bestes boten. Fräulein Reisenhofer, sowohl wie Herr Brandt, als Elly und Bolz, gaben sich in den meisten Szenen nicht frisch und natürlich genug, sie „spielten“ zu sehr „Komödie“, als daß man mit ihnen hätte empfinden können. Herr Molenar versuchte seinen alten General in Maske und Sprache möglichst charakteristisch zu zeichnen, aber er that zu viel des Guten, und darüber verlor die Gestalt den Hauch wirklich ritterlicher Vornehmheit, durch den sie allein glaublich erscheinen könnte. Die Nebenrollen waren gut besetzt, und das Zusammenspiel, wie fast stets im Lessingtheater, vortrefflich.

Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

Mit der Pünktlichkeit zuverlässiger Geschäftsleute haben die beiden Weihnachtsdichter Georg Ebers und Julius Wolff auch im letzten Jahre dafür gesorgt, daß ihre neuesten Dichtungen gerade rechtzeitig erschienen, um zwischen Nürnberger Lebkuchen und Königsberger Marzipan ihren Platz finden zu können. Wenn dieses Heft in die Hände der Leser gelangt, werden sicher schon einige tausend Exemplare des neuen zweibändigen Romans „Per aspera“ von Georg Ebers (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) und ebenso viele der Julius Wolff'schen Dichtung „Renata“ (Berlin, G. Grote'sche Verlagshandlung) ihren Weg ebendahin gefunden haben. Auf meinem Weihnachtswunschzettel haben beide Bücher nicht gestanden; und, nachdem ich sie gelesen, kann ich erst recht nicht wünschen, sie mir gewünscht zu haben. Nicht einmal den neuesten Ebers, trotzdem der Dichter den Schauplatz seiner Handlung wieder in das Land der Pharaonen verlegt hat, wohin ich ihm in seinen ersten Werken mit Vergnügen gefolgt bin. Offenbar ist es nicht nur die Rückkehr zur ersten Liebe, die des Dichters Stoffwahl bestimmt hat. Die bekannte Graff'sche Sammlung von in alten ägyptischen Begräbnisstätten aufgefundenen Porträts, um deren Erläuterung sich der Ägyptologe Ebers ein unleugbares Verdienst erworben hat, hat auch auf den Dichter anregend gewirkt, — im Mittelpunkt der Handlung seines Romans „Per aspera“ steht eine griechische Künstlerfamilie Alexandriens, der Steinschneider Heron mit seiner Tochter Melissa und seinen Söhnen Alexander und Philipp, von denen der erstere Leichen malt, während „der“ Philipp — Ebers gebraucht konsequent den Artikel vor dem Eigennamen, was der hellenischen Gewandung des Romans manche komisch wirkende altpreußische Falte schlägt — ein Philosoph und Grübler ist. Diese Leutchen haben das Unglück, dem Wüterich Caracalla in den Weg zu rennen, als er auf seinem Raubzuge gegen die Parther im Jahre 216 n. Chr. — eine Jahreszahl, die ich natürlich dem Konversations-Lexikon verdanke — in Alexandrien Rast machte. Für die Heron's selbst will das Unglück freilich nicht viel bedeuten; sie kommen mit einem blauen Auge davon, denn nur „der“ Philipp, der uninteressanteste der Familie, fällt dem Wüterich zum Opfer. Die übrigen überleben das große Schlachtfest, das Caracalla veranstaltet und bei dem hunderttausend Bürger Alexandriens verbluten, werden glücklich, und — beneidenswerte Menschen — das Bewußtsein, daß sie, vor allem Melissa, die eigentlichen Urheber dieses Blutbades gewesen sind, vermag ihr Glück nicht zu trüben. Die schöne Melissa rettet aus Schrecknissen, wie sie wenig Menschen erlebt haben mögen, sogar soviel Sentimentalität, daß sie dem Standbild des Massenmörders alljährlich an seinem Todestage Blumenkränze zu Füßen legt! — Ich bin ein viel zu starker Autoritätengläubiger, als daß ich mißtrauisch sein könnte gegen historische Daten und Ereignisse, die dem Ebers'schen Roman zu Grunde liegen. Aber mit den intimsten Geschichtskenntnissen schafft man nicht ein Zeitbild, — die einzelnen Töne können echt, das Gesamtbild doch ein Zerrbild sein. Der Hintergrund, auf dem sich der Ebers'sche Roman abspielt, ist nicht die Weltstadt Alexandria, noch viel weniger das Weltreich Rom, sondern eine moderne Theaterbühne, auf der jedes gesprochene Wort von jedem Mitspielenden gehört und jede Miene beobachtet wird, umstellt von Kulissen, in denen sich wenigstens drei Thüren befinden, durch welche die Mitwirkenden nach Bedürfnis kommen und gehen können, eine unmögliche Welt für jeden, welcher nicht mit der vorgefaßten Meinung an sie herantritt, daß die gemalte Leinwand ein Palast und der Heldenvater Meyer ein König ist. Was auf der Bühne berechtigt ist, weil der Dichter mit äußerlichen Grenzen rechnen muß, das kann im Roman unkünstlerische Naivität sein, die es dem Leser unmöglich macht, den Ernst zu bewahren. Von solchen Naivitäten wird die ganze Handlung des Ebers'schen Romans bestimmt. Der Vorwurf indessen, der sonst wohl Ebers gemacht worden ist, daß die Figuren seiner historischen Romane zu viel modernes Denken und Empfinden verrieten, läßt sich diesmal wirklich nicht aufrecht erhalten. Wenn nervöse Kopfschmerzen eine moderne Krankheit sind, so schließt das nicht aus, daß Caracalla daran gelitten hat, und wenn es heute manchem jungen

Mädchen das Gleichgewicht stört, einen Mächtigen der Erde ansehen zu dürfen oder gar von ihm angesehen zu werden, so ist damit nicht gesagt, daß dos zu irgend einer Zeit anders gewesen sein müßte. Aber auf Kopfschmerzen und Herzpuppern beschränkt sich leider in diesem Roman die Ebers'sche Individualisierungskunst, und im übrigen stehen seine Figuren außerhalb der Grenzen alles Menschlichen. Die hunderttausend Menschen, die Caracalla schlachten läßt, machen auf die Miterlebenden dieses Romans weniger Eindruck, als das Schlachten eines Kalbes auf jemanden, der's nicht gewöhnt ist, solch Schauspiel mitanzusehen. Nicht, daß Ebers es an Schmerzensschreien der Opfer, an Entrüstungsrufen der Zuschauer und an tierischem Wutgebrüll der würgenden Horden des Imperators fehlen ließe. Aber das sind lauter kalte Schläge — Kolophoniumblitze und Rasseln mit dem Donnerblech. Es ist geradezu wunderbar, daß ein solcher Stoff seinen Bearbeiter so gänzlich nüchtern lassen konnte. Eine Szene für alle: Man denke sich eine friedliche, üppige, reiche Stadt, in der die Söldlinge des eigenen Herrschers an einem Tage, ohne vorausgegangene Warnung, wie Tiger aus dem Hinterhalt sich auf die Einwohner stürzen und hunderttausend Männer morden! Die Bartholomäusnacht und die sizilianische Vesper sind harmlose Fastnachtsspäße dagegen, und es gehört wahrlich nicht viel Phantasie, sondern nur ein Erinnern an die Thatsache dazu, um ein Meer von Blut zu sehen, einen fürchterlichen Todesschrei zu hören und ein Grauen vor menschlicher Bestialität zu empfinden. Ebers unternimmt es, die Details der unerhörten Szene zu schildern. Zwei römische Gardeleutnants, vornehme Naturen, sehen aus dem Fenster dem Morden zu, ohne sich daran zu beteiligen. Im Umsehen liegen dreißig Leichen auf dem Hofe des gastlichen Hauses, in dem sie Quartier gefunden haben. Sie sind empört, und während das Morden fortdauert, tritt ein dritter gleichfalls empörter Gardeoffizier zu ihnen ins Zimmer. Man höre den Dichter Ebers: „‚Nur auf wenige Augenblicke', ließ sich eine andere tiefe Stimme vernehmen, und über die Schwelle trat der Legionslegat Quintus Flavius Nobilior in vollem Waffenschmuck und begrüßte die Brüder. Er war wie sie von altem vornehmem Geschlecht und befehligte an Stelle des Präfekten Macrinus, dessen Staatsämter ihn von der militärischen Führung der Prätorianer enthoben, dieses mächtige Corps. Um zwanzig Jahre älter als die Aurelier, (die beiden vorerwähnten Gardeleutnants) hatte er, der Waffengenosse ihres Vaters, für ihr schnelles Aufrücken gesorgt. Er war ihnen ein treuer Freund und Gönner gewesen, und das Mißgeschick des Apollinaris (einer der Brüder, dem Caracalla höchsteigenhändig ein paar Quarten in seine Schönheit gereicht hat) hatte ihn so tief empört wie der Befehl, an dessen Ausführung er heute teilnehmen mußte. Nachdem er die Brüder herzlich begrüßt, ihre schmerzliche Erregung wahrgenommen und die Klage über den Mord ihres alten Sklaven mitangehört hatte, schüttelte er das männliche Haupt und rief, indem er auf seine von Blut triefenden Soldatenstiefel und Beinschienen wies: ‚Verzeiht, daß ich euer Zimmer beschmutze. Käme man so aus der männermordenden Schlacht, es könnte dem Krieger zur Ehre gereichen: doch es ist das Blut wehrloser Bürger, und auch Weiberblut mischt sich hinein.'" — So Ebers, während der Todesschrei von hunderttausend Opfern die Gassen von Alexandrien durchzittert, während vor den Fenstern des Hauses gemordet wird, und während die Soldaten das Haus selbst nach Kostbarkeiten durchsuchen. Was hieran unnötig und was hieran unwahr ist? Nicht weniger als Alles mit Ausnahme des Eintritts des Quintus Flavius Nobilior, wenn der Dichter diesen Herrn durchaus auf der Szene zu sehen wünschte. Denn kein Mensch tritt mit der Phrase: „Nur auf wenige Augenblicke" in ein Zimmer, von dem aus man auf eine Menschenschlächterei heruntersieht und in welches das Geheul der Schlachtopfer hineintönt, niemand begrüßt in dieser Situation herzlich Bekannte, niemand nimmt an andern eine „schmerzliche Erregung" wahr, weil er wie sie unter dem Banne ganz anderer und viel leidenschaftlicherer Empfindungen stehen müssen, das Schütteln des männlichen Hauptes verspart er sich auf andere Gelegenheiten und wenn er sich wegen seiner beschmutzten Stiefel in einem Hause entschuldigen wollte, das von plündernden Soldaten durchtobt wird oder im Stile Homers von der männermordenden Schlacht sprechen, so würde er damit nur beweisen, daß der Schrecken der Stunde ihm schon den Verstand verwirrt hat. Das alles also ist unwahr, da nicht ein Verrückter, sondern ein sittlich empörter Mensch geschildert werden soll. Unnötig aber, weil für den Leser in diesem Augenblicke und für die Situation überhaupt von gar keinem Interesse, war es, zu erzählen, daß Quintus Flavius Nobilior von altem vornehmem Geschlecht war, daß er an Stelle des Präfekten Macrinus die Prätorianer befehligte, daß diesen Staatsämter von seiner militärischen Stellung enthoben, daß Quintus Flavius zwanzig Jahre älter als die Aurelier, daß er der Waffengenosse ihres Vaters, ihr treuer Freund und Gönner gewesen war und für ihr schnelles Aufrücken gesorgt hatte. Wo hunderttausend Menschen geschlachtet werden, gibt es keinen Stammbaum, keine Rangliste, kein Staatshandbuch und keine Protektion, so interessant alle diese Dinge auch bei anderer Gelegenheit sein mögen. Kein Wunder, wenn der Leser bei der Erwähnung solcher Nichtigkeiten das Bild aus dem Auge verliert, das der Dichter ihm zeigen wollte! Daß dem Dichter aber solche Nichtigkeiten überhaupt in die Feder kommen konnten, während er schrieb, ist ein Beweis, daß er kein Dichter, nicht einmal ein Erzähler, sondern ein Büchermacher von jener kaltblütigen Art geworden ist, welchem der gewaltigste Stoff gerade kräftig genug erscheint, um mit dem homöopatischen Tropfen, den davon zu fassen ihm möglich ist, dem mühelos gefüllten Regensaß einen Geschmack zu geben. Boshaften Menschen, welche glauben, ich hätte diese Stelle mühsam herausgesucht, kann ich nur raten, daß sie den Roman „Per aspera" selbst lesen. Ich bin meiner Genugthuung sicher. Sollten sie wirklich an der „epischen Breite" Gefallen finden,

so bin ich jedenfalls damit gerächt, daß sie die Bekanntschaft der schönen Melissa mit in den Kauf nehmen müssen, die beinahe Caracallas Frau geworden wäre. Ebers gibt ja wenig auf poetische Gerechtigkeit, daß er sie nicht einmal in dem allgemeinen Blutbade mit umkommen, sondern glücklich werden läßt, während sie doch um ihrer Unnatur, ihrer unmenschlichen Harmlosigkeit und ihrer gänzlichen Unmöglichkeit willen verdient hätte, die hunderttausend Tode zu sterben, welche Caracalla um ihretwillen ihre Mitbürger leiden läßt. Daß sie Christin wird, läßt mich nicht milder über sie urteilen; denn die Art, wie sich ihre Bekehrung vollzieht, hat mich vollends zu der Überzeugung gebracht, daß sie niemals gelebt haben kann. Vor Caracalla, der sie zu seinem Weibe machen will, geflohen, hat sie aus ihrem Versteck zugesehen, wie einige tausend alexandrinische Jünglinge, in der Arena eingeschlossen, gemeuchelt werden. Wenn sie ein Mädchen von Fleisch und Blut wäre, müßte sie in ihrer Einsamkeit wahnsinnig oder ohnmächtig werden. Sie aber bleibt klaren Geistes, vertieft sich in das Evangelium Matthäi und ihr **Verstand** erschließt ihr den Quell des Glaubens. Das ist ja unmöglich, daß diese unvorbereitete Bekehrung nur den Eindruck einer Konzession hervorruft, welche der Autor einem großen Teil des Weihnachtsbücher kaufenden Publikums macht. Gerade dieses ernstere Publikum sollte Ebers die Gefolgschaft eigentlich schon längst geweigert haben. Gestalten wie diese Melissa, die stundenlang in einsamer Nacht am Lager des von Kopfschmerzen geplagten Cäsar sitzt und ihm die Hand auf die Schläfen legt, ohne sich im übrigen was dabei zu denken, gehören nicht in das deutsche Haus. Der einzige Reiz solche Situationen für den Leser liegt darin, daß er sich mehr dabei denkt als die unerlaubt Ahnungslose, und das ist ein ungesunder Reiz. Der Dichter hat nur dann das Recht, eine pikante Situation zu schaffen, wenn er auch den Mut hat, die Konsequenzen dieser Situation zu ziehen. Thut er das nicht, so gehört er zu der zahlreichen Schriftstellerfamilie Klauren, deren Art mir noch sehr viel unsympathischer ist als die Unanständigkeiten der neuesten Richtung.

Julius Wolff's kandierte Prosageschichte „**Renata**" ist herzlich langweilig. Aber sagt man der langweiligen Art einerseits nach, daß sie die einzig unerlaubte Art sei, so muß man ihr andererseits doch zugestehen, daß sie eine sehr ungefährliche Art ist. Sie ist sogar nicht ohne sanitäre Bedeutung, — kein Buch kürzt schlaflose Nächte radikaler als ein Epos solcher Art. Renata ist ein Hildesheimer Goldschmiedstöchterlein, ihres Vaters bester und zuerst einziger Geselle. Dann aber tritt noch ein zweiter ein, der keine Unterröcke trägt und die ersten auf nicht ganz rechtmäßige Weise gewonnenen Entwürfe italienischer Renaissance für Goldschmiedsarbeiten mit sich führt. Renatas Vater hat gerade den Auftrag eines Hildesheimer Ratsherrn, einen Prunkbecher für den Rathausschatz anzufertigen, erhalten. Das Weitere läßt sich denken, — die Renaissance feiert ihren Sieg in diesem Kunstwerk, und die Liebe in den Herzen des männlichen und weiblichen Gesellen. Selbst für Julius Wolff reicht der Stoff nicht zu, trotzdem der ganze Klatsch von Hildesheim die Sahne verlängern muß, — so ist denn noch ein dramatischer Schluß herzugedichtet. Bei dem ersten Male nämlich, an dem der Becher kreist, gerät die teilnehmende Geistlichkeit, Bürgerschaft und Adel in eine unerklärliche Aufregung, unerklärlich, da sie zwar viel, aber nicht zu viel getrunken hatten. Was hat ihnen allen den Kopf verdreht? Nicht der Wein, sondern die Renaissanceformen des neuen Bechers! Das ist ganz schön, aber doch wohl nur allegorisch zu nehmen. Auf dieser Allegorie aber baut Julius Wolff ein ganzes Drama auf, läßt Renata der Zauberei beschuldigen und sie vor ein Vehmgericht stellen, und sie wäre gebrannt worden, wenn nicht der Bischof von Hildesheim ein vernünftig denkender und kunstfreundlicher Herr gewesen wäre. Das ist dem Leser zu viel zugemutet; denn so verständig waren die Menschen immer, daß sie, wenn sie beim Wein aufgeregt wurden, nachher die Ursache ihrer Aufregung im Weingenuß erkannten. Julius Wolff hätte lieber ein paar Finsterlinge des Hildesheimer Domkapitels an den „heidnischen" Formen des Kunstwerkes Anstoß nehmen lassen sollen, — das hätte die Sache wahrscheinlicher gemacht. Aber wenn man darauf angewiesen ist, mit wenig Sahne zu operieren, darf man den Braten nicht auf ein zu heißes Feuer stellen; ein ernsthafter Konflikt löst sich nicht leicht. Wie die Anzeige hervorhebt, „sind in die durchweg in Versen geschriebene Fabel sinnige Lieder eingeflochten;" aber mir scheint, daß Wolff mit den Trüffeln in der Sauce diesmal sparsamer gewesen ist als früher. Nur ein paar Mal drängt es Renata, ein Lied zu singen. Daß ihr dann aber immer eines in den Sinn kommt, das eigens für ihre augenblickliche Stimmung gedichtet erscheint, ist selbstverständlich.

Fritz Mauthners tragikomische Geschichte „**Der Pegasus**" gehört in die Kategorie der Berliner Romane, ist übrigens nicht erst jetzt, wie ich eben auf dem Titelblatt sehe, sondern schon vor einem Jahre erschienen (bei Heinrich Minden, Dresden) und steht in auffallendem Gegensatz zu den Werken gleicher Art der Allerjüngsten, welche auf dem Berliner Pflaster nur Heinzes und Konsorten sehen. Nicht immer fällt das Charakteristische zuerst ins Auge; die Allerjüngsten kommen auch vielleicht noch dahin, einzusehen, daß das, was sich in den Nachtstunden auf den elektrisch beleuchteten Straßen umhertreibt, in den Separatzimmern der Lindenrestaurants soupiert, in den Erstaufführungen der Theater den Beifall reguliert, Depots angreift und gastronomische Briefe schreibt, — daß diese ganze Welt, die sich selbst „Berlin" nennt, doch nur ein winziger Schaum oben drauf ist, und daß ihn als das „wahre" Berlin schildern und reklamieren, ungefähr gerade so viel bedeutet, wie wenn der Herr aus Ludwigswalde in Berlin gewesen ist, im Café Bauer gesessen, das Panoptikum bewundert, bei Adolf Ernst sich krank gelacht hat, und dann in Ludwigswalde sich als intimen Kenner Berlins aufspielt. Fritz Mauthner kennt Berlin etwas genauer, er kennt es offenbar

sehr genau. Das schließe ich nicht nur aus dem Stoff selbst, den er behandelt hat, sondern noch mehr aus der Art, wie er ihn behandelt hat. Der Pegasus ist einer jener zahllosen geselligen Vereine, in denen die kleinbürgerliche Familie der Weltstadt Vergnügen und Anregung sucht, und diese Vereine sind sehr viel wichtiger, sehr viel bestimmender, sehr viel charakteristischer für Berlin, als die ganze übertünchte Gesellschaft, welche den Allerjüngsten so in die Augen sticht. Ich fürchte, wenn man den Herrn aus Ludwigswalde in einen dieser Vereine führen würde, er würde glauben, in Ludwigswalde zu sein, und wenn man den Allerjüngsten dort neue Gesichtspunkte eröffnen wollte, so würden sie sich gelangweilt fühlen. Die Szenen, die sich dort der Beobachtung bieten, sind nicht so dramatisch zugespitzt wie diejenigen in den Privatkontors der Börsenspieler, in den Foyers der Theater und in dem elektrischen Licht der Straßenbeleuchtung. Man muß schon etwas genauer beobachten, um auf interessante menschliche Züge zu stoßen, sehr genau, um den Kern der Sache zu entdecken. Mauthner hat ihn gefunden, und damit den Stoff für einen humoristischen Roman. Was fast alle diese Vereine ins Leben ruft und ihren festesten Kitt bildet, das ist ein häufig unbewußter, noch häufiger gänzlich direktionsloser Idealismus. Aber kein nutzloser Idealismus, — schon deshalb nicht nutzlos, weil er diese Menschen zusammenhält und sie von der Welt der Allerjüngsten durch eine unüberbrückbare Kluft scheidet. Es ist vieles in diesen Vereinen, was dem Außenstehenden ein Lächeln abnötigt; aber der Vorsitzende des Vereins Pegasus, der Rektor Georg Pantzer, hat doch recht, wenn er, hellseherisch geworden angesichts des nahen Endes, bekennt: „Ich mag im Leben geirrt haben; aber die Flamme, welche diesen morschen Leib einst verzehren wird, ist nicht wärmer und wird nicht glühender zum Himmel emporflackern, als die Liebe war, mit welcher ich nach dem Ideal gestrebt habe. Wie ich dieses Ideal nennen soll, das weiß ich jetzt nicht. Aber es kommt gar nicht darauf an, was unser Ideal ist, — wenn wir nur treu und unentwegt sind." Georg Pantzer hat „treu und unentwegt" sein ganzes Leben lang die Fahne der Dichtkunst hochgehalten; das war ein Irrtum, weil ihm die Natur nicht mehr mitgegeben hatte als die Möglichkeit, eine instinktive Bewunderung für Goethe und Schiller zu empfinden. Sein heißester Wunsch, der deutschen Nation noch einmal solch ein Dichterpaar und womöglich noch einen Heinrich Kleist dazu zu schenken, bleibt unerfüllt; eigne Söhne sind ihm versagt und was er aus dem Verein Pegasus zu diesem Beruf heranzuziehen gedenkt, versagt schmählich. Und dennoch hat er recht mit seinem „es kommt gar nicht darauf an." Diese Art von Idealismus einfach der Lächerlichkeit preiszugeben, wäre nicht schwer gewesen, am wenigsten für Mauthner, der seiner satirischen Ader seinen ersten Erfolg verdankt. Aber es wäre ihr damit auch bitter Unrecht gethan worden. Belächeln dagegen kann man auch das Gute, Liebenswerte und Nützliche, sogar das Verehrungswürdige, wenn es in seinen äußerlichen Manifestationen dazu herausfordert. Diese Grenze hat Mauthner in seinem Roman, zu dessen Verbreitung ich nach meinen Kräften beitragen möchte, um den schädlichen Einfluß der Allerjüngsten paralysieren zu helfen, innegehalten, und er ist deshalb nicht weniger wahr und nicht weniger realistisch in seiner Darstellung, weil er die Dinge, auch die humoristisch wirkenden, von einem höheren Gesichtspunkt aus betrachtet, als ihn die in den Straßen Berlins flanierenden litterarischen Stoffjäger kennen.

Auch von Julius Rodenberg ist eine neue Berliner Novelle „Klostermanns Grundstück" (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel) erschienen, „nebst einigen andern Begebenheiten, die sich in dessen Nachbarschaft zugetragen haben." Da diese „andern Begebenheiten" weniger Begebenheiten als geistreiche Betrachtungen und persönliche Erinnerungen sind, so macht der Band einen etwas ungleichen Eindruck. Der Umschlag eines Buches ist kein Kasten, in den man die in Form und Farbe verschiedenartigsten Dinge stopfen kann, bis er voll ist; selbst dann nicht, wenn diese Dinge an sich gleich schön und wertvoll sind. Die Novelle selbst habe ich schon um deswillen mit dem lebhaftesten Vergnügen gelesen, weil sie ein Teilchen des Lebens der Weltstadt von ganz demselben Gesichtspunkt faßt, wie ich das in meinen unter dem Titel „Neu-Berlin" bei Carl Reißner, Leipzig, vor zwei Jahren vereinigt erschienenen und zum Teil schon viel früher im Daheim, Daheim-Kalender und in diesen Heften veröffentlichten Novellen zu thun versucht habe. Ich erwähne das nicht ohne Absicht; es könnte mir sonst wieder geschehen, daß ein nachhinkender kritischer Kollege meine Berliner Novellen auf Anregungen zurückführt, die ich durch „Klostermanns Grundstück" erfahren, wie es mir von einem wohlwollenden Besprecher eines andern Novellenbandes mit gleichem Unrecht geschehen ist. Das wäre mehr, als ich mir gefallen zu lassen nötig habe, selbst wenn, welcher Ansicht ich gern beistimme, Rodenbergs Novelle sehr viel klassischer in der Form und litterarisch sehr viel höher stehend sein sollte als die meinen.

Von der glücklichsten einheitlichen Wirkung sind die Humoresken, welche Ernst von Wolzogen unter dem Titel „Erlebtes, Erlauschtes, Erlogenes" (Berlin, F. Fontane & Co.) erscheinen ließ. Ob er sein erstes Abenteuer erzählt, den tragikomischen Beschluß seiner Junkertour nach England mit einer auch den prüdesten Leser überwältigenden Situationskomik, ob er, wie im „Fischerkarl als Baron," einen alten Märchenstoff in die Wirklichkeit der Gegenwart übersetzt oder in der „Wasserscheu" ein Porträt zeichnet, das alle Linien einer interessanten und charakteristischen Physiognomie trotz ihres Ungewaschenseins wiedergibt, immer ist er von einer köstlichen Frische und von einem Humor, der wirklich lachen macht. Wenn mir der Raum nicht knapp würde, würde ich mich gern länger bei diesem Buch aufhalten, das Wolzogen von seiner allerbesten Seite zeigt.

Die im Verlage von Velhagen & Klasing

in Bielefeld und Leipzig unter dem Titel „Filigran“ erschienenen poetischen Erzählungen von Frida Schanz brauche ich nur anzuzeigen, denn die meisten sind den Lesern dieser Hefte, in denen sie fast alle zuerst veröffentlicht wurden, alte, und wie ich aus dem Beifall schließen darf, den sie gefunden haben, liebe Bekannte; wahrhafte Kunstwerke, die nicht nur durch ihre entzückende Form die Dichterin als eine Meisterin in der Beherrschung der gebundenen Sprache zeigen, sondern auch durch die Tiefe der Empfindung, durch ihren inneren Gehalt den Leser fesseln, rühren und in den Bann der Gestalten zwingen, welche die Dichterin heraufbeschwört. Mir bleibt nur übrig, hinzuzufügen, daß die Verlagshandlung den Band seinem Inhalt entsprechend ausgestattet hat, und die Hoffnung auszusprechen, daß dieses „Geschenkwerk“ im besten Sinne manches andere, dessen Goldschnitt ihm die einzige Berechtigung verleiht, auf den Verlegenheitskäufer zu spekulieren, vom Büchermarkt verdrängen möge.



Zu unsern Bildern.

Ein reichbewegtes Bild orientalischen Straßenlebens hat A. J. Franke in seinem „Markt in Kairo“ mit seiner Fülle charakteristischer Gestalten gemalt. Meyer von Bremens „Schlechte Censur“ hat dem kleinen Faulpelz hoffentlich nicht mehr als eine Strafpredigt eingetragen; die weisesten Männer sind ja der Ansicht, daß kleinen Mädchen vieles Lernen nicht notwendig ist. Der Engländer Gow hat in der Flucht Napoleons nach der Schlacht von Belle-Alliance mit überzeugender Kraft den Augenblick festgehalten, der den endgültigen Sturz des Imperators bedeutete. Das Bild des Lorelei-Felsens ist nach einer Radierung des Meisters B. Mannfeld reproduziert, die im Verlag von Raimund Mitscher, Berlin, erschienen und zum Preise von 40 Mark im ersten Druck, 30 Mark vor der Schrift und 20 Mark mit der Schrift im Kunsthandel zu haben ist.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Allerlei aus A. Hendschels Skizzenmappen. 2. Teil. Ad. Hendschel, Frankfurt a/M.

Arnold, Hans. — Einst im Mai! und andere Novellen. Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

— — Fünf neue Novellen. 2. Aufl. Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

— — Der Umzug und andere Novellen. 2. Aufl. Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

Aus Münchener Ateliers. Ehrengaben zum 70. Geburtstage Seiner Kgl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern. 20 Lichtdrucke nach den Originalen. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann, München.

Bessels, Emil. — Kninigka. Eine poetische Erzählung aus dem hohen Norden. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Otto Baisch. Adolf Bonz & Co, Stuttgart.

Bismarck-Anthologie. Eine systematisch geordnete Blütenlese aus Bismarcks Reden und Briefen. Otto Weisert, Stuttgart.

Brehms Tierleben. Allgemeine Kunde des Tierreichs. Mit 1800 Abbildungen im Text, 9 Karten und 180 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt. 3. gänzlich neubearbeitete Auflage von Prof. Dr. Pechuel-Loesche. Band V: Vögel. Zweiter Band. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Bülow, Frieda von. — Deutsch-Ostafrikanische Novellen. F. Fontane & Co., Berlin.

Bürgers Gedichte. Herausgegeben von Arnold E. Berger. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Dioskuren, Die. Litterarisches Jahrbuch des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie 21. Jahrgang. Carl Gerolds Sohn, Wien.

Emanuel Spitzer-Album. Zehn Phototypien nach den Originalgemälden des Künstlers. Photographische Union, München.

Ernst, Adolf Wilhelm. — Heinrich Leuthold. Ein Dichterporträt. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen und dem Bildnis Leutholds nach einem Gemälde von Prof. Franz v. Lenbach. Conrad Kloß, Hamburg.

Freudenthal, Friedrich. — Sonderlinge und Vagabunden. Bilder und Erzählungen aus der nordhannoverschen Heide. Gerhard Stalling, Oldenburg.

Ganghofer, Ludwig. — Der Jäger von Fall. Eine Hochlandsgeschichte. 2. Aufl. Mit Illustrationen von Hugo Engl. Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

— — Es war einmal . . . Moderne Märchen. Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

Gegen den Materialismus. Gemeinfaßliche Flugschriften. Nr. 1. Materialismus und Ästhetik. Eine Zeitschrift zur Verständigung. Von Moritz Carriere. Nr. 2. Gedanken eines Arbeiters über Gott und Welt. Von Gustav Buhr. Nr. 3. Der Materialismus in der Litteratur. Von Ola Hansson. Carl Krabbe, Stuttgart.

Guntram, Karl. — Viola Tricolor und andere Novellen. E. Piersons Verlag, Dresden.

* Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.

W. Hauffs Werke. Herausgegeben von Max Mendheim. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 3 Bde. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Hempel, Thekla. — Der Frauen Beruf. Erzählungen. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Hevesi, Ludwig. — Regenbogen. Sieben heitere Geschichten. Mit Illustrationen von Wilhelm Schulz. A. Bonz & Co., Stuttgart.

Im Mai. Frühlingslieder und Bilder von deutschen Dichtern und Künstlern. Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vorm. Friedr. Bruckmann, München.

Jensen, Wilhelm. — Im Zwing und Bann. Roman. 2 Bde. E. Piersons Verlag, Dresden.

Kniest, Philipp. — Kaufleute und Schiffer. Erzählungen und Bilder aus dem Handels- und Seeleben. 2 Bde. Gerhard Stalling, Oldenburg.

Laband, Dr. Paul, Professor des deutschen Rechts an der Universität Straßburg. — Das Staatsrecht des deutschen Reiches. 2. umgearbeitete Aufl. 2 Bde. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr, Freiburg i/B.

Lang, Paul. — Neue Erzählungen. Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

Legerlotz, Gustav. — Das Nibelungenlied. Neu übertragen. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Leschivo, Almo. — Opfer oder Sieger? Novellen in gebundener Rede. Hinstorffsche Hofbuchh. Verlagskonto, Wismar.

L'hombre-Buch, Illustriertes. Theorie und Praxis des L'hombre-Spieles. Mit zahlreichen illustrierten Beispielen. J. U. Kerns Verlag (Max Müller), Breslau.

Loofs, Emil. — Unter deutschen Fahnen. Bilder aus dem Soldatenleben. Aus dem Schatze deutscher Dichtungen ausgewählt. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Lütt, Frau Isa von der. — Die elegante Hausfrau. Mitteilungen für junge Hauswesen. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Megede, M. zur. — Graue Geschichten. Neue Folge. F. Fontane & Co., Berlin.

Möllhausen, Balduin. — Die beiden Yachten. Roman in 3 Bänden. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Muret. — Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Große Ausgabe. Teil I (Englisch-Deutsch). Lfg. 3. Langenscheidtsche Verlagsbuchh. (Prof. G. Langenscheidt), Berlin.

Nehrling, H. — Die nordamerikanische Vogelwelt. Unter künstlerischer Mitwirkung von Prof. Robert Ridgway in Washington, Prof. A. Goering in Leipzig und Maler Gustav Mützel in Berlin. Heft 10, 11, 12. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Reimann, Dr. E. — Die Behandlung der Krankheiten des Blutes. Otto Weisert, Stuttgart.

Ruß, Dr. Karl. — Jahrbuch der Natur. Das heimische Naturleben im Kreislauf des Jahres. 2. Aufl. Robert Oppenheim, Berlin.

Scheffel, Joseph Viktor von. — Aus Heimat und Fremde. Lieder und Gedichte. Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

Scheffel, Josephine. — Gedichte. Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

Schönthan, Paul von. — Die elegante Welt. Handbuch der vornehmen Lebensart im gesellschaftlichen und schriftlichen Verkehr. Mit zahlreichen Briefmustern, Lexikon des guten Tones, Denksprüchen, Toastentwürfen und Fremdwörterbuch. 6. Aufl. Verlag für Sprach- und Handelswissenschaft (Dr. P. Langenscheidt), Berlin.

Seeck, Otto, Professor in Greifswald. — Zeitphrasen. Siemenroth & Worms, Berlin.

Shakespeare, William. — Ein Sommernachtstraum. Übersetzt von August Wilhelm von Schlegel. Mit 12 Heliogravüren und 19 Holzschnitten nach Originalen von Prof. Edm. Kanoldt und W. Volz. C. F. Amelangs Verlag, Leipzig.

Über die Pflege der Schönheit. Bemerkungen einer Dame von Stande. 2. Aufl. A. Hartlebens Verl., Wien.

Vischer, Friedrich Theodor. — Allotria. Adolf Bonz & Co., Stuttgart.

Völderndorff, Otto Freiherr von. — Harmlose Plaudereien eines alten Münchners. C. H. Becksche Verlagsbuchh., München.

Weiler, W. Prof. — Der praktische Elektriker. Populäre Anleitung zur Selbstanfertigung elektrischer Apparate und zur Anstellung zugehöriger Versuche nebst Schlußfolgerungen, Regeln und Gesetzen. Mit 302 Abbildungen. Moritz Schäfer, Leipzig.

Zettel, Dr Karl. — Gela. Ein Sang von Kaiser Rotbarts Lied. 4. Aufl. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Januar.

Welch ein Wunder ist's, das ich seh,
Was steht Reizendes hier im Schnee!
Aus den niederfallenden Flocken
Wurden liebliche Blütenglocken.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius in Berlin.**

Verlag von **Velhagen & Klasing** in **Bielefeld** und **Leipzig.** Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig.**


Velhagen und Klasings Monatshefte
Februar
1892.
Heft 6.
F. Reiss
VI Jahrgang
1891/92.



Anton van Dyck. Selbstbildnis des Meisters in der Königl. Galerie der Uffizien zu Florenz.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie., vormals Ad. Braun & Cie., Dornach i. Els. und Paris.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepanski.

VI. Jahrgang 1891/92. Heft 6, Februar 1892.

Anton van Dyck.

Von H. Knackfuß.

Unter den zahlreichen Nachfolgern und Schülern des Rubens hat keiner so festgegründetes Anrecht auf bleibenden Ruhm erworben wie Anton van Dyck: kein von mächtigem Schöpfergeist getragener Künstler gleich seinem großen Meister, aber auf dem begrenzten Gebiet der Bildnisdarstellung einer der größten Maler aller Zeiten. Anton van Dyck erblickte das Licht der Welt zu Antwerpen am 22. März 1599. Sein Vater Franz van Dyck war ein begüterter Kaufmann. Derselbe war mit seiner Ehefrau Marie Cuypers oder Kupers aus Herzogenbusch nach Antwerpen gekommen. Wahrscheinlich war ungeachtet der Einwanderung des Ehepaars aus Holland die stolze vlämische Handelsstadt die alte Heimat des Geschlechts; denn der Name van Dyck kommt dort häufig im Laufe des 16. Jahrhunderts, besonders in den Verzeichnissen der St.-Lucas-Gilde, vor. Eine unverbürgte Nachricht meldet, daß Franz van Dyck Glasmaler gewesen sei, bevor er zum Kaufmannsstande überging. Von Marie Cuypers wird erzählt, daß sie eine große Kunstfertigkeit im Sticken besaß. Eine umfangreiche Stickerei, an welcher sie bis kurz vor der Geburt Antons — des siebenten in einer Reihe von zwölf Geschwistern — arbeitete, wird besonders namhaft gemacht; die Geschichte der biblischen Susanna war darin, von schönem Rankenwerk umgeben, dargestellt. Frau Maria starb nach der Geburt ihres zwölften Kindes am 17. April 1607. Sie mag in Anton schon frühzeitig den Erben ihrer künstlerischen Veranlagung erkannt haben, so daß über die Berufswahl des Knaben kein Zweifel blieb. Schon im Jahre 1609 wurde derselbe in das Namensverzeichnis der St.-Lucas-Gilde eingetragen, und zwar als Schüler des Heinrich van Balen. Bereits am 11. Februar 1618 wurde Anton van Dyck als Freimeister in die Gilde aufgenommen. Die früh erreichte Meisterschaft verdankte er nicht allein dem Unterricht des wackeren van Balen, sondern in höherem Maße seiner Thätigkeit in der Werkstatt des Rubens, in die er nach fünfjähriger Unterweisung durch jenen älteren Meister aufgenommen wurde. Um dieser Vergünstigung, nach welcher damals viele vergeblich strebten, teilhaftig zu werden, muß der sechzehnjährige angehende Maler schon bedeutende Proben seiner Begabung abgelegt haben. Auch nach erreichtem Meisterrecht verblieb Anton van Dyck noch zwei Jahre lang in dem Schülerverhältnis zu Rubens. Es war die Zeit, wo der große Antwerpener Meister auch nicht annähernd mehr im stande war, die Flut von Bestellungen, die auf ihn eindrang, durch eigenhändige Arbeit zu bewältigen, so daß er die Mithilfe seiner auserlesenen Schüler in reichlichstem Maße in Anspruch nahm. Zunächst mußte van Dyck in Rubens' Werkstatt sich üben an der Nachbildung von Werken großer italienischer Maler, welche die Sammlung seines Lehrers zierten. Derartige Nachbildungen waren aber keineswegs getreue Kopien, es waren vielmehr freie Be-



Abb. 1. Reiterporträt Karls V. Aus der kgl. Galerie der Uffizien zu Florenz.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie., vormals Ad. Braun & Cie., Dornach i. E. und Paris.

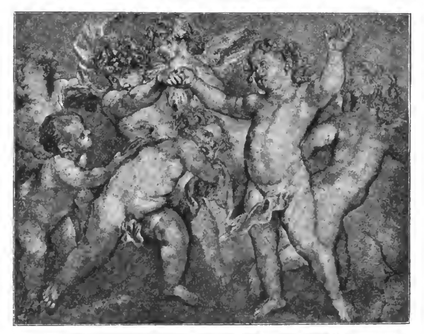


Abb. 2. Tanzende Amoretten. Zeichnung im Besitz des Herzogs von Aumale.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie., vormals Ad. Braun & Cie., Dornach i/E. und Paris.

arbeitungen der gegebenen Vorbilder, sozusagen Übersetzungen derselben in die Formensprache der eigenen Zeit. Ein Belegstück hierfür ist van Dycks Reiterbild Karls V., welches sich in der Uffizien-Galerie zu Florenz befindet, und welches zweifellos ein und dasselbe ist mit einem als „Kaiser Karl V. nach Tizian“ bezeichneten Gemälde van Dycks, das im Verzeichnis des Rubensschen Nachlasses namhaft gemacht wird: beim ersten Anblick dieses Gemäldes möchte man eher an ein Urbild von Rubens, als an ein solches von Tizian denken (Abb. 1). Aus der Lehrzeit bei van Balen brachte der junge van Dyck eine besondere Geschicklichkeit, in kleinem Maßstabe grau in grau zu malen, mit. Darum betraute Rubens ihn gern mit der ehrenvollen Aufgabe, nach seinen großen Gemälden die Vorlagen für deren Kupferstichnachbildung anzufertigen. Aber die Hauptthätigkeit van Dycks während seiner Ausbildungszeit bei Rubens bestand darin, daß er die Entwürfe des Meisters im großen auf die Leinwand übertrug und bald mehr bald weniger ausführte, so daß für Rubens selbst zur Vollendung des Bildes nur eine geringere oder stärkere Überarbeitung — unter Umständen auch wohl gar nichts — zu thun übrig blieb. Wir wissen, daß Rubens den Käufern seiner Bilder gegenüber die Mitwirkung der Schüler an denselben gewissenhaft angab und je nach dem Maß dieser Mitwirkung den Preis niedriger ansetzte. Wenn Rubens in einem Brief an Sir Dudley Carleton (vom 28. April 1618) ein Bild, welches den Achilles unter den Töchtern des Lykomedes vorstellte, als von seinem besten Schüler gemalt bezeichnet, so nehmen wir gern an, daß mit diesem besten Schüler van Dyck gemeint sei. Aus der Art und Weise, wie Rubens von diesem Bilde spricht, möchte man fast schließen, daß auch der Entwurf desselben von dem Schüler und nur die letzte Übermalung von dem Meister herrührte. Auf solche Weise wird es wohl begreiflich, daß es aus der Zeit gegen das Jahr 1620 eine ganze Anzahl von Bildern gibt, bei denen es völlig zweifelhaft bleibt, ob sie mit mehr Recht dem Rubens oder

dem van Dyck zuzuschreiben sind. In seinen großen Gemälden kirchlichen und mythologischen Inhalts zeigt sich van Dyck zeitlebens als in der Erfindung von Rubens abhängig. Nicht als ob man ihn schlechtweg als dessen Nachahmer bezeichnen dürfte; aber alle seine derartigen Werke erinnern an inhaltsgleiche oder verwandte Schöpfungen des großen Meisters. Nur fehlt ihnen dessen ursprüngliche Kraft und blendende Farbenpracht; es tritt eher eine Neigung zu weicheren Stimmungen, sowohl in der Empfindung wie in der Farbe, zu Tage.

Als das erste Werk, welches van Dyck selbständig ausführte, wird die für die Dominikanerkirche St. Paul zu Antwerpen gemalte und noch in dieser Kirche befindliche Kreuztragung Christi namhaft gemacht. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieses Gemälde schon im Jahre 1617 entstanden ist. Aber noch im Jahre 1620 finden wir van Dyck damit beschäftigt, Entwürfe seines Meisters auszuführen. Sein Name wird ausdrücklich genannt in dem Vertrage, welchen die Antwerpener Jesuiten im März 1620 mit Rubens über die Ausmalung der Deckengewölbe ihrer Kirche abschlossen.

Mit einundzwanzig Jahren war van Dyck, trotz des noch bestehenden Schülerverhältnisses zu Rubens, schon ein berühmter Maler. Zwar hatte er auf dem Gebiet, auf welchem er später unsterblichen Ruhm erringen sollte, in der Bildnismalerei, noch kaum namhafte Proben seines Könnens abgelegt; nur von zwei — später verschollenen — Porträts aus dem Jahre 1618 geschieht irgendwo Erwähnung. Aber man glaubte in ihm eben einen zweiten Rubens heranwachsen zu sehen. Darum setzten namentlich die englischen Kunstliebhaber, die nicht genug Rubens'sche Bilder bekommen konnten, auf ihn ihre Hoffnung, und es wurde der Versuch gemacht, ihn nach England herüberzuziehen. In einem Briefe, welchen der große englische Kunstfreund Graf Thomas Arundel von seinem in Antwerpen sich aufhaltenden Geschäftsträger empfing (vom 17. Juli 1620), findet sich die bemerkenswerte Stelle: „Van Dyck wohnt bei Herrn Rubens, und seine Werke fangen an, beinahe ebenso geschätzt zu werden wie diejenigen seines Meisters. Er ist ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren und der Sohn sehr reicher Eltern in dieser Stadt, weshalb es schwer sein wird, ihn zum Verlassen der Heimat zu bewegen, zumal er sieht, welches Vermögen Rubens hier erwirbt." Wenn in der That bei dem jungen Maler Abneigung oder Bedenken gegen eine Übersiedlung nach England bestanden, so mußten dieselben schwinden gegenüber einer Berufung



Abb. 3. Der Leichnam Christi, von Engeln beweint. Zeichnung in der Albertina zu Wien.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie., vormals Ad. Braun & Cie., Dornach i. E. und Paris.

durch den englischen König selbst. Gegen Ende November 1620 befand sich „Rubens' berühmter Schüler" — wie er in einem Schreiben an Sir Dudley Carleton, dem wir die erste Nachricht hierüber verdanken, genannt wird — in England, und König Jakob I. hatte ihm ein Jahresgehalt von 100 Pfund Sterling ausgeworfen. Wir erfahren nicht viel über van Dycks Thätigkeit während dieses seines ersten Aufenthalts in England. Im März des folgenden Jahres erhielt er Urlaub zu einer achtmonatlichen Reise, wir wissen nicht wohin. Im Spätherbst des folgenden Jahres finden wir van Dyck wieder in Antwerpen, am Krankenlager seines Vaters, dem er am 1. Dezember 1621 die Augen zudrückte. Das Andenken des verstorbenen Vaters ehrte er durch die Stiftung eines Gemäldes in die Kirche der Dominikanernonnen, welche während seiner Abwesenheit dem Kranken Dienste erwiesen hatten. Zur Ausführung dieses Bildes fand er freilich erst mehrere Jahre später Zeit. Es verlangte ihn jetzt zunächst, nach Italien zu reisen und durch Anblick der Meisterwerke des vorhergegangenen Jahrhunderts seine Ausbildung zu vervollständigen. Auch Rubens, der ja selbst die schönsten Jahre seiner Jugend in Italien verbracht hatte, mochte dem jungen Kunstgenossen zu dieser Reise raten, — freilich nicht, wie böse Zungen zu flüstern wußten, aus Neid, um einen gefahrdrohenden Nebenbuhler aus Antwerpen fortzuschaffen. Frühzeitig im Jahre 1623 machte van Dyck sich auf den Weg nach dem Süden. Seinem verehrten Lehrer Rubens gab er als Abschiedsgeschenk ein Gemälde, welches die Gefangennahme Christi darstellte. Aus dem Verzeichnis der Kunstwerke des Rubensschen Nachlasses erfahren wir, daß dieses Bild neben noch mehreren andern von der Hand des berühmten Schülers die Sammlung des Meisters bis zu dessen Tode schmückte; bei der Veräußerung des Nachlasses wurde es vom König von Spanien erworben und befindet sich jetzt im Museum zu Madrid. Van Dyck empfing von Rubens als Gegengeschenk eines von dessen andalusischen Pferden für die Reise.

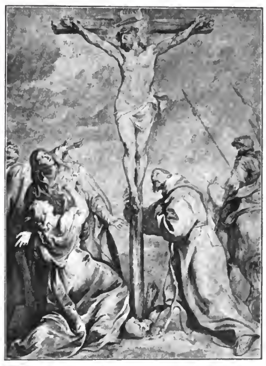


Abb. 4. Christus am Kreuze. Aus der Fürstl. Liechtensteinschen Galerie zu Wien.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie., vormals Ad. Braun & Cie., Dornach i. E. und Paris.

Das nächste Ziel in Italien war Venedig. Hier studierte van Dyck mit großem Fleiß die farbenprächtigen Schöpfungen der berühmten Meister der Vergangenheit, besonders diejenigen Tizians, und er zog unverkennbaren Vorteil aus diesen Studien; man erkennt in seinen späteren Werken die Einwirkung von Tizians Farbe auf die Bildung seines Geschmacks. Von Venedig begab er sich nach Genua, wo die Erinnerung an Rubens ihm die freundlichste Aufnahme bei den mächtigen Adelsfamilien der Stadt be-

reitete. Da van Dycks Geldmittel während der Studienzeit in Venedig schwach geworden waren, so mußte er auf Verdienst bedacht sein. Das nächstliegende Mittel, sich



Abb. 5. König Karl I. von England. Aus der kgl. Gemälde-Galerie zu Dresden.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie., vormals Ad. Braun & Cie., Dornach i/E. und Paris.

solches zu verschaffen, war die Bildnismalerei. So kam er auf dasjenige Gebiet, auf welchem seine eigenste Begabung lag. Er malte verschiedene Persönlichkeiten des genuesischen Adels, und er gab die vornehmen Herren und Damen mit einer Vornehmheit der künstlerischen Auffassung wieder, die ihn naturgemäß des uneingeschränktesten Beifalls versichern mußte. Van Dyck selbst war eine durch und durch vornehme Natur, fein gebildet an Sitten, gleich liebenswürdig in seinem Wesen wie in seinem Äußeren. Überall gewann er die Herzen in den Kreisen derjenigen, welche ihre Porträts bei ihm

bestellten. Aber in den Kreisen seiner Landsleute und Kunstgenossen in Rom, wohin er noch vor Ablauf des Jahres 1623 reiste, erregte er heftigen Anstoß durch seine feinen



Abb. 6. Henriette Marie, Königin von England. Aus der kgl. Gemälde-Galerie zu Dresden. Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie., vormals Ad. Braun & Cie., Dornach i/E. und Paris.

Sitten und durch die Gewohnheit, sich in gewählter Weise zu kleiden und sich mit zahlreicher Dienerschaft zu umgeben. Denn in der vlämischen Malerkolonie zu Rom war es Stil, ein möglichst ungeschlachtes Benehmen zur Schau zu tragen und die Mußestunden durch ein wüstes Kneipenleben auszufüllen. Derartiges war van Dyck in seinem innersten Wesen zuwider, und er vermochte es nicht, sich der „Schilderbent“ (Malergesellschaft) anzuschließen. Dafür erntete er den Spottnamen „il pittore cava

lieresco“ (Der Maler-Kavalier), und Schlimmeres als dieses: man suchte nicht nur seine Person, sondern auch sein Können herabzuwürdigen. Dadurch wurde ihm der Aufenthalt in Rom verleidet, so daß er bald nach Genua zurückkehrte, doch nicht ohne namhafte Zeugnisse seiner Kunst, wie das Reiterbild des Prinzen Karl Colonna (in der Gemäldesammlung des Palazzo Colonna) dort zurück zu lassen. Von Genua segelte er nach Sizilien. In Palermo malte er den Vizekönig, Herzog Thomas von Savoyen, in einem stolzen Reiterbild, und dessen Kinder (drei jetzt in der königlichen Gemäldesammlung zu Turin befindliche Gemälde); er fing auch ein Heiligenbild an für die Rosenkranzbruderschaft. Aber der Ausbruch der Pest zwang ihn nach kurzer Zeit zum Verlassen der Insel. Den größten Teil seines Aufenthalts in Italien, der bis zum Jahre 1627 währte, verbrachte van Dyck zu Genua. Dort befindet sich denn auch eine erheblich größere Anzahl von seinen Werken, als irgendwo anders in Italien. In den Marmorpalästen der Brignole-Sale, Durazzo, Balbi, Spinola blicken, von der Hand des nordischen Meisters gleichsam lebendig festgehalten, die stolzen Gestalten der einstigen Besitzer, mit lieblichen Kindererscheinungen wechselnd, von den Wänden auf den Beschauer herab, und diese Bildnisse stellen die italienischen Gemälde, von denen sie umgeben sind, in Schatten. Was Italien an kirchlichen Bildern von van Dyck besitzt, bleibt wie der Zahl so auch dem Kunstwert nach weit hinter den Bildnissen zurück.



Abb. 7. Van Dyck und sein Gönner, der Graf von Bristol. Aus dem Museum des Prado zu Madrid. Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie., vormals Ad. Braun & Cie., Dornach i. E. und Paris.

Wann van Dyck nach Antwerpen zurückkehrte, darüber liegt keine bestimmte Zeitangabe vor. Jedenfalls befand er sich in der Zeit von 1627 auf 1628 in Holland. Dies wird durch die Jahreszahlen auf den im Museum zu Haag befindlichen Bildnissen eines in Holland lebenden englischen Ehepaares bekundet. Auch malte er im Jahre 1628 für den Statthalter der Niederlande



Abb. 8. Der Infant Kardinal Don Ferdinand von Österreich.
Aus dem Museum des Prado zu Madrid.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie., vormals Ad. Braun & Cie., Dornach i E. und Paris.

Friedrich Heinrich dessen zweijähriges Söhnchen, den nachmaligen Statthalter Wilhelm II. Außerdem werden noch verschiedene andere Bilder — eine Madonna, eine Caritas, Thetis und Vulkan, Rinaldo und Armida — namhaft gemacht, welche er für den Statthalter ausführte.

In demselben Jahre 1628 aber finden wir van Dyck auch wieder in Antwerpen thätig. Er malte für die dortige Augustinerkirche das Bild: der heilige Augustinus in der Verzückung. In diesem noch an seinem Platze befindlichen Gemälde, welches zu den bedeutenderen und selbständigsten von van Dycks großen Bildern religiösen Inhalts zählt, sieht man den großen Kirchenlehrer, neben dem seine Mutter Monica steht, in begeisterte Anschauung der heiligen Dreifaltigkeit versunken, die der geöffnete Himmel ihm zeigt. Zu den ernsten Hauptfiguren bildet eine Schar von Engeln in Kindergestalt, welche die Erscheinung der Gottheit umschwebt, einen ansprechenden Gegensatz. In Kinderfiguren wußte van Dyck überhaupt eine große Lieblichkeit zu entfalten, wenn er auch in seinen Engelchen und Amoretten die gesunde Natürlichkeit Rubensscher Putten nicht erreichte. (Abb. 2).

Im folgenden Jahre malte er das dem Andenken seines Vaters gewidmete Bild für die Dominikanernonnen. Dasselbe befindet sich jetzt im Museum zu Antwerpen; es stellt den gekreuzigten Heiland mit dem heiligen Dominicus und der heiligen Katharina von Siena dar und enthält auf einem am Fuße des Kreuzes befindlichen Felsblock eine lateinische Inschrift zum Gedächtnis von des Künstlers Vater.

Das Jahr 1629 ist noch bemerkenswert durch ein besonderes Ereignis. Van Dyck hielt um die Hand der Tochter eines Herrn van Ophem an, der in dem Dorfe Saventhem (zwischen Löwen und Brüssel) als Landvogt jener Gegend lebte, und er erhielt — wir erfahren nicht warum — eine abschlägige Antwort. An die Beziehungen des Künstlers zu dem Orte Saventhem erinnert ein von ihm in die dortige Pfarrkirche gestiftetes

Bild, welches den heiligen Martin, der seinen Mantel mit einem Bettler teilt, darstellt. Es verdient erwähnt zu werden, daß die Einwohner des kleinen Orts sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dem beabsichtigten Verkauf dieses Schatzes ihrer Kirche mit bewaffneter Hand erfolgreich widersetzten. In der napoleonischen Zeit wurde das Bild unter dem Schutz einer Truppenabteilung aus der Kirche geholt, um, wie so viele andere kostbare Gemälde, nach Paris gebracht zu werden. Bei der Rückerstattung der geraubten Kunstwerke im Jahre 1815 wurde es zur Freude der Bevölkerung an seinen alten Platz zurückgebracht. Ein anderes von van Dyck in die Kirche zu Saventhem gestiftetes Altarbild, eine Madonna, welche die Züge jenes Fräulein van Ophem getragen haben soll, wurde schon im Jahre 1672 von den Franzosen geraubt und ist zu Grunde gegangen oder verschollen.

1629 und 1630 malte van Dyck zwei Altarbilder für eine Antwerpener Bruderschaft, die heilige Rosalia und den seligen Hermann Joseph in Beziehungen zur Jungfrau Maria darstellend. Beide Bilder befinden sich jetzt im Hofmuseum zu Wien.

Überhaupt fallen in die ersten Jahre nach der italienischen Reise die hervorragendsten von van Dycks kirchlichen Gemälden. Am häufigsten kommen unter diesen die Kreuzigung und die Beweinung Christi vor. Den letzteren Gegenstand wußte der Meister in mannigfaltiger Weise und immer ergreifend aufzufassen. Die berühmtesten dieser Darstellungen befinden sich im Museum zu Antwerpen und in der Münchener Pinakothek, ein mindestens ebenso treffliches, durch große Schönheit der Farbenwirkung ausgezeichnetes im Berliner Museum; eine ausdrucksvolle Zeichnung in der Albertina zu Wien zeigt, abweichend von den Gemälden, in welchen die wehklagende Mutter Maria die Hauptfigur ist, den heiligen Leichnam von allen Menschen verlassen, nur von Engeln beweint (Abb. 3). — Unter den verschiedenen Gemälden, welche den Heiland am Kreuz darstellen, seien außer dem schon erwähnten im Antwerpener Museum diejenigen in der Kathedrale zu Mecheln, in der St. Michaelskirche zu Gent (von 1630), in der Liebfrauenkirche zu Courtrai (Aufrichtung des Kreuzes, von 1631), in der Liebfrauenkirche zu Dendermonde, und in der Pinakothek zu München hervorgehoben. Das in Abbildung 4 wiedergegebene Kreuzigungsbild der fürstlich Liechtensteinschen Sammlung zu Wien stammt aus einer Franziskanerkirche; darum ist auf demselben, mit Entrückung des Vorgangs aus den geschichtlichen Zeitverhältnissen, der heilige Franziscus in inbrünstiger Anbetung am Kreuzesstamme knieend dargestellt. — Neben solchen Schilderungen des Leidens und Schmerzes steht eine Anzahl liebenswürdig



Abb. 9. Die Anbetung der Hirten. Zeichnung in der Albertina zu Wien.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie., vormals Ad. Braun & Cie., Dornach i/E. und Paris.

aufgefaßter Madonnenbilder, unter denen dasjenige der Münchener Pinakothek besonders erwähnt sein mag.

Auch in dieser Zeit, die man als die Blütezeit van Dycks ansehen kann, überragen die Bildnisse, welche er malt, bei weitem seine Kirchenbilder, so hoch man auch den Wert von manchen unter diesen schätzen mag. Wohl an erster Stelle muß hier ein Bildnis genannt werden, das nicht eine hochstehende Persönlichkeit, sondern einen Freund und Kunstgenossen des Meisters darstellt: das Doppelporträt des Tiermalers Franz Snyders und seiner Frau, in der Gemäldegalerie zu Kassel (um 1629), — ein Werk voll unmittelbarster Lebenswahrheit, so fein und geistreich in der Auffassung und so künstlerisch vollendet in dem Reiz des Farbentons, daß man sich nichts Vollkommeneres auf dem Gebiet der Bildnismalerei vorstellen kann. Van Dycks außerordentliche Befähigung, die Menschen in überzeugender Ähnlichkeit und zugleich in ansprechendster Auffassung wiederzugeben, und solche Darstellungen zu in Form und Farbe gleich abgerundeten wirklichen Kunstwerken — zu eigentlichen Bildern im Malersinne des Wortes — zu gestalten, wurde denn auch allgemein anerkannt, und kaum eine Persönlichkeit von irgend welcher Bedeutung, die in Antwerpen lebte oder vorübergehend dort verweilte, versäumte es, sich von van Dyck malen zu lassen. Auch die französische Königin Maria von Medici besuchte ihn bei ihrer Durchreise durch Antwerpen im Jahre 1631 in seiner Werkstatt und saß ihm zu einem Bilde, das indessen später verschollen ist. — Die wachsende Anzahl von Bildnissen von Fürstlichkeiten und von Berühmtheiten auf den Gebieten des Staatswesens, der Wissenschaft und der Künste brachte den Meister auf den Gedanken, diese Bildnisse in einem großen Sammelwerk zu veröffentlichen. Er malte nach den Bildern selbst oder nach den Skizzen derselben, welche er für sich zurückbehielt, kleine Wiederholungen grau in grau als Vorlagen für Kupferstiche, welche von den besten Antwerpener Stechern, von Schelte a Bolswert, Pontius, Vorstermann und andern, ausgeführt wurden. Die Herausgabe dieser „Iconographie," an deren Vervollständigung van Dyck unausgesetzt arbeitete, übernahm der Kupferdrucker Martin van den Enden. Die Sammlung wuchs bei Lebzeiten des Meisters zu der Zahl von 80 Blättern an und wurde später durch Hinzufügung von einigen nachträglich ausgeführten Stichen und von fünfzehn eigenhändigen Radierungen von Dycks zu einem Werk von 100 Bildern und einem Titelblatt erweitert (nach van den Endens Tode von Gilles Hendricx in Antwerpen herausgegeben). In späteren Ausgaben wurde die Folge noch weiter vergrößert, so daß die Zahl der Stiche schließlich bis auf 190 kam. Von van Dycks Vorbildern für die Kupferstiche hat sich eine größere Anzahl erhalten; eines derselben, welches die Brüder Lukas und Cornelius de Wael — beide Antwerpener Maler —, die van Dyck 1623 oder 1624 in Rom gemalt hatte, darstellt, besitzt die an prächtigsten Meisterwerken von van Dycks Bildniskunst reiche Gemäldegalerie zu Kassel. Unter den Stichen der Iconographie befinden sich auch die Porträts des Kaisers Ferdinand II., Wallensteins, Tillys, Pappenheims und Gustav Adolfs von Schweden. Da van Dyck, soviel wir wissen, Bildnisse nur nach dem Leben malte, so muß man wohl, obgleich nirgends etwas davon berichtet wird, eine Reise desselben nach Deutschland annehmen; Gelegenheit, in Deutschland Beziehungen anzuknüpfen, mochte sich ja auf der Durchreise bei der Heimkehr aus Italien geboten haben. Der mutmaßliche spätere Aufenthalt auf deutschem Boden könnte nur in die Zeit fallen, welche zwischen der Landung Gustav Adolfs im Sommer 1630 und dem Frühjahr 1632 liegt.

Im März 1632 begab sich van Dyck, einem Rufe Karls I. folgend, nach London. Der König gewährte dem Maler die Mittel zu einer wahrhaft glänzenden Lebensweise. Er wies ihm eine Stadtwohnung in Blackfriars und einen Landsitz zu Eltham in der Grafschaft Kent an und gab ihm ein sehr ansehnliches Einkommen, das, ganz unabhängig von den Bezahlungen für jedes einzelne Gemälde, zuerst tageweise, dann als Jahresgehalt bemessen wurde. Nach einiger Zeit gab er ihm die höchste Anerkennung dadurch, daß er ihn zum Ritter schlug, wobei er ihm als besondere Auszeichnung eine goldne Kette mit seinem in Diamanten gefaßten Porträt gab. Van Dycks vornehmste Aufgabe am englischen



Abb. 10. Karl I, König von England und sein Stallmeister Sir Thomas Morton.
Aus der kgl. Galerie des Buckingham-Palastes.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie., vormals Ad. Braun & Cie., Dornach i/E. und Paris.

Hofe war es, den König selbst und die Königin, die französische Prinzessin Henriette Marie, zu malen. Die Zahl seiner Bildnisse des englischen Königspaars ist groß; außer in England befinden sich auch in den festländischen Sammlungen mehrere Exemplare (Abb. 5 und 6). Van Dyck, der bewunderungswürdige Maler und liebenswürdige Mensch, erfreute sich vom Anbeginne seines Aufenthalts in England an der höchsten persönlichen Gunst des Königs. Häufig fuhr Karl I., wenn er der Last der Staatsgeschäfte entfliehen wollte, von seiner Residenz in Whitehall nach Blackfriars, um in zwangloser und anregender Unterhaltung mit seinem Maler Erholung zu suchen. Es konnte nicht fehlen, daß die am Hofe verkehrenden Großen des Reichs miteinander wetteiferten, dem vom Herrscher so hochgeschätzten Künstler ihre Gunst zu bezeugen. Es ist bezeichnend für das Verhältnis zwischen den englischen Lords und dem belgischen Maler, daß einer der besonderen Gönner van Dycks, der Graf von Bristol, sich mit ihm zusammen in einem Bilde abmalen ließ (Abb. 7). Auf diesem Gemälde, das sich jetzt im Museum zu Madrid befindet, zeigt uns van Dyck fast ganz dieselben Züge, wie auf dem bekanntesten seiner Selbstbildnisse, demjenigen im „Saal

der Maler" der Uffizien-Galerie zu Florenz (s. d. Titelbild). Wenn das letztere, wie man gewöhnlich annimmt, schon während van Dycks Aufenthalt in Italien entstanden ist, so hat der Meister sich in diesen Jahren auffallend wenig verändert. — In der früheren Zeit des Meisters traten die weiblichen Bildnisse einigermaßen zurück hinter den männlichen. Jetzt in London bekam er sehr viel Gelegenheit, Damenporträts zu malen, und auch an diesen bethätigte er das höchste Maß der Meisterschaft. Die schöne Lady Venetia Digby malte er viermal binnen Jahresfrist, das letzte Mal nach ihrem am 1. Mai 1633 plötzlich erfolgten Tode, als Leiche mit dem Ausdruck einer Schlummernden, eine verwelkte Rose zur Seite.

Im Frühjahr 1634 ließ sich van Dyck für einige Zeit nach den Niederlanden beurlauben, wo er bis in das folgende Jahr hinein blieb. Den größten Teil dieser Zeit muß er in Brüssel verbracht haben. Dort entstanden damals unter anderem das im Berliner Museum befindliche Bild des Herzogs Thomas Franz von Carignan, Prinzen von Savoyen, und das prächtige Bild des Brüsseler Rechtsgelehrten Justus van Meerstraeten in der Kasseler Galerie; ferner das Reiterbild des spanischen Generals Franz de Moncada, Marquis von Aytona (im Museum des Louvre), der in der Zeit zwischen dem Tode der Infantin Isabella und dem Regierungsantritt des Kardinal-Infanten Don Ferdinand die Staatsgeschäfte der Spanischen Niederlande leitete. Auch den Kardinal-Infanten selbst malte van Dyck (Abb. 8). Als die Stadt Antwerpen sich rüstete, diesem von Belgien mit so vielen freudigen Hoffnungen erwarteten Fürsten



Abb. 11. Die Kinder Karls I. von England: Karl, Prinz von Wales; Jakob, Herzog von York; Prinzessin Maria.
Aus der kgl. Gemälde-Galerie zu Dresden.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie., vormals Ad. Braun & Cie., Dornach i. E. und Paris.



Abb. 12. Die Gräfin von Oxford. Aus dem Museum des Prado zu Madrid.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie., vormals Ad. Braun & Cie., Dornach i/E. und Paris.

einen Empfang von unerhörter Pracht zu bereiten, wurden mit dem damals in Brüssel verweilenden van Dyck Verhandlungen wegen Mitwirkung bei der künstlerischen Ausschmückung der Straßen und Plätze angeknüpft; dieser aber stellte, durch die englischen Preise verwöhnt, derartig hohe Forderungen an seine Vaterstadt, daß dieselbe sich genötigt sah, die Verhandlungen abzubrechen. Ein großes Gruppenbild, in welchem van Dyck die gesamte Stadtobrigkeit von Brüssel in dreiundzwanzig Figuren abmalte, ist im Jahre 1695 bei der Beschießung Brüssels durch die Franzosen verbrannt.

Das Jahr 1635 wird als dasjenige der Ausführung eines wegen seines Farbenzaubers berühmten Kirchenbildes angegeben, das für einen Altar der Liebfrauenkirche zu Dendermonde bestellt war, wo es sich noch befindet, und das die Anbetung der Hirten darstellt. Wenn die Angabe der Jahreszahl richtig ist, so muß man in dieser liebenswürdigen Komposition, zu deren Vorbereitungen wohl auch die in der Sammlung der Albertina befindliche hübsche Zeichnung desselben Gegenstandes (Abb. 9.) gehört, das letzte namhafte Historienbild van Dycks erkennen. Denn das wenige, was er später noch an Bildern religiösen oder mythologischen Inhalts malte, war nur von untergeordneter Bedeutung.

Vor Ablauf des Jahres 1635 kehrte van Dyck nach England zurück. Karl I. ließ sich und seine Familie immer von neuem von van Dyck malen. Das berühmteste unter den Bildnissen des Königs ist dasjenige im Louvre, welches ihn im Reitanzuge am Rande eines Waldes stehend zeigt, als ob er eben abgestiegen wäre von dem ungeduldig scharrenden Jagdroß, wel-

ches ein Stallmeister hält. Ein stolzes Bild ist auch das einige Jahre später entstandene, in London (in der National-Galerie, — die Skizze dazu im Buckingham Palast —) befindliche Reiterporträt; wiederum am Rande eines Waldes, dessen schattiges Dunkel mit dem Licht des wolkigen Himmels über dem Ausblick in die Ebene einen prächtigen Gegensatz bildet, erscheint der König auf einem mächtigen Falben spanischer Rasse, ganz in blinkende Eisenrüstung gekleidet, nur ohne den Helm, den er sich von seinem Stallmeister nachtragen läßt (Abb. 10). Ungemein ansprechend sind die verschiedenen Gruppenbilder der Kinder Karls I. Im Jahre 1635 muß, dem Alter der Dargestellten nach, das köstliche Bild der Dresdener Gemäldegalerie entstanden sein, welches die drei ältesten Kinder des Königs zeigt: den Prinzen von Wales (geboren 1630, nachmals König Karl II.), die Prinzessin Maria (geboren 1631, nachmals Prinzessin Wilhelm II. von Oranien) und den kleinen Herzog von York (geboren 1633, nachmals König Jakob II.) (Abb. 11). Von 1637 ist die Gruppe der fünf Kinder des Königs — zu den genannten kommen die kleinen Prinzessinnen Elisabeth und Anna — im Schloß zu Windsor, wovon das Berliner Museum eine in dem nämlichen Jahr angefertigte Wiederholung besitzt. In dieser Darstellung legt der Prinz von Wales sein Händchen auf den Kopf einer mächtigen Dogge, während sich zu der Gruppe der drei Kinder zwei niedliche Wachtelhündchen gesellen. Von den drei ältesten Kindern befindet sich im Schlosse zu Windsor eine dem Dresdner Bilde ähnliche Gruppe, in etwas späterer Zeit gemalt. Alle diese entzückenden Kinderbilder werden, wenigstens in Bezug auf den Farbenreiz, noch überboten durch ein im Museum zu Turin befindliches Gemälde, auf welchem nur die drei kleinen Prinzessinnen, wiederum in Begleitung eines großen Hundes, abgebildet sind, und das im Jahre 1638 oder etwa anfangs 1639 entstanden sein muß.



Abb. 13. Beatrix von Cusance, Prinzessin van Canta Craix.
In der Kgl. Galerie des Windsar-Schlosses.
Nach einer Photographie van Braun, Clément & Cie., vormals Ad. Braun & Cie., Darnach i E. und Paris.

Von dem Maße der Inanspruchnahme von van Dycks Thätigkeit durch den König kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß eine erhaltene Rechnung, welche Karl I. im Jahre 1639 begleichen ließ, nachdem er die von dem Künstler angesetzten Preise nicht unerheblich herabgemindert hatte, dreiundzwanzig bis



Abb. 14. Englische Wappenherolde. Zeichnung in der Albertina zu Wien.
Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie., vormals Ad. Braun & Cie., Dornach i/E. und Paris.

dahin unbezahlte Gemälde aufführt, darunter allein zwölf Bildnisse der Königin und fünf des Königs. Daneben aber malte van Dyck eine unglaublich große Anzahl von Bildnissen anderer Personen. Von dem gesamten am englischen Hofe verkehrenden Adel wurde er mit Bestellungen überhäuft, und er wußte alle seine Auftraggeber durch herrliche Meisterwerke zu befriedigen. Ganz besonders bewunderungswürdige Porträts von Damen finden wir unter den Arbeiten dieser seiner letzten Zeit (Abb. 12 und 13).

Van Dyck würde unmöglich im stande gewesen sein, die Fülle der an ihn herantretenden Aufgaben zu bewältigen, wenn er nicht mehrere begabte Schüler sich zu brauchbaren Gehilfen herangezogen hätte; Johann de Reyn aus Dünkirchen, den er aus Antwerpen mitgebracht hatte, der wegen seiner Schnelligkeit im Malen angestaunte David Beeck aus Arnheim, und Jakob Gandy, der auch als selbstständiger Bildnismaler hoch geschätzt wurde und später in Irland lebte, werden genannt. Über die Art und Weise, wie van Dyck arbeitete, haben wir ausführliche Nachrichten, die durchaus glaubwürdig sind, da sie sich auf die Aussagen eines Mannes stützen, welcher dem Künstler persönlich nahe stand. Der Kunstschriftsteller de Piles erzählt in seinem 1708 zu Paris erschienenen Lehrbuch der Malerei: „Der berühmte, allen Freunden der schönen Künste wohlbekannte Jabach (aus Köln), der mit van Dyck befreundet war und sich dreimal von ihm hatte abmalen lassen, hat mir erzählt, daß er eines Tages zu jenem Maler von der Kürze der Zeit, die derselbe zu seinen Bildnissen gebrauchte, sprach, worauf jener erwiderte, er habe sich anfangs stark angestrengt und sich mit seinen Bildern sehr viel Mühe gegeben um seines Rufes willen und um zu lernen dieselben schnell zu machen, in einer Zeit, wo er für das tägliche Brot arbeitete. Folgendes hat er mir dann über van Dycks gewöhnliches Verfahren mitgeteilt. Derselbe bestimmte den Personen, welche er malen sollte, Tag und Stunde und arbeitete nie länger als eine Stunde auf einmal an jedem Porträt, sei es beim Anlegen, sei es beim Fertigmachen; sobald seine Uhr ihm die Stunde anzeigte, erhob er sich und machte der Person seine Verbeugung, um damit zu sagen, daß es für diesen Tag genug sei, und verabredete mit ihr einen andern Tag und eine andere Stunde; darauf kam sein Kammerdiener, um ihm die Pinsel zu reinigen und eine frische Palette zurecht zu machen, während er eine andere Person empfing, der er diese Stunde bestimmt hatte. Er arbeitete so an mehreren Bildnissen an dem nämlichen Tag, und zwar mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit.

Nachdem er ein Porträt leicht angelegt hatte, ließ er die Person die Stellung einnehmen, welche er sich vorher ausgedacht hatte, und zeichnete auf grauem Papier mit schwarzer und weißer Kreide die Gestalt und die Kleidung auf, die er groß und mit auserlesenem Geschmack anordnete. Diese Zeichnung gab er danach geschickten Leuten, welche er bei sich hatte, um dieselben nach den Kleidern selbst, welche auf van Dycks Bitten ihm zu diesem Zweck zugesandt wurden, auf das Bild zu übertragen. Wenn die Schüler die Gewandungen, soweit sie konnten, nach der Natur ausgeführt hatten, ging er leicht darüber und brachte in sehr kurzer Zeit durch seine Kenntnisse die Kunst und die Wahrheit hinein, die wir daran bewundern. Für die Hände hatte er gemietete Personen beiderlei Geschlechts, die ihm als Modelle dienten." — Es ist klar, daß dieser Bericht sich auf die spätere Zeit des vielbeschäftigten Bildnismalers bezieht. In seinen früheren Bildnissen hat van Dyck unverkennbar nicht allein das Nackte, sondern auch die Kleidung und alles Beiwerk durchaus eigenhändig ausgeführt. Was die Hände betrifft, so zeigen dieselben allerdings schon auf den Porträts in Genua durchgehends eine gleichmäßige Zierlichkeit, die mit der sprechenden individuellen Kennzeichnung der Gesichter nicht übereinstimmt. Doch gibt es auch manche Bildnisse von ihm, in denen der Charakter der Hände ebenso geistreich und treffend aufgefaßt ist wie derjenige des Gesichts.

Weiter wird berichtet, daß van Dyck es liebte, nach Schluß des Tagewerks die Personen, welche er malte, zu sich zu Tisch zu bitten, und daß bei diesen Mahlzeiten ein Aufwand entfaltet wurde, der demjenigen der höchsten englischen Aristokratie in nichts nachstand. Nach gethaner Arbeit lebte van Dyck vollständig wie ein Fürst. Seine Einnahmen waren ungeheuer groß, und er gab mit vollen Händen aus. Es wird erzählt, daß einst Karl I. während einer Porträtsitzung mit dem Grafen Arundel über den schlechten Stand seiner Finanzen gesprochen und dabei scherzweise die Frage an den Maler gerichtet habe, ob er auch wohl wisse, was eine Geldverlegenheit bedeute. „Ja, Sire," soll van Dyck dem König geantwortet haben, „wenn man offenen Tisch für seine Freunde und offene Taschen für seine Freundinnen hält, findet man leicht den Grund seiner Kasse."

Mit diesem Wort ist die größte Schwäche des großen Malers berührt. Weiblicher Liebenswürdigkeit und Schönheit brachte van Dyck allzusehr ein empfängliches Herz und empfängliche Sinne entgegen. Es scheint, daß der König selbst darauf bedacht war, der schrankenlosen Leichtlebigkeit des Künstlers durch eine passende Verheiratung ein Ende zu machen. Damit bot sich zugleich eine Gelegenheit, einer zum Hofstaat der Königin gehörigen jungen Dame aus altangesehenem aber mittellos gewordenem Geschlecht eine glänzende Versorgung zu verschaffen. Dieses Mädchen hieß Mary Ruthven. Ihr Vater war Patrick Ruthven, Graf von Gowrie, der unter der vorangegangenen Regierung in den Verdacht des Hochverrats gekommen war und lange Zeit im Tower gesessen hatte; darüber hatte er den Rest seines Familienbesitzes verloren, und seine Tochter war, ungeachtet ihrer nahen Verwandtschaft mit einigen der höchsten Familien des Landes, zu standesgemäßem Lebensunterhalt auf die Hilfe angewiesen, welche das königliche Haus ihr zuwendete. — Möglich ist es immerhin, daß van Dyck mehr als durch äußere Vermittelung durch wirkliche Neigung zu der hübschen, noch sehr jugendlichen Dame hingezogen wurde. Er vermählte sich mit Maria Ruthven im Jahre 1639. Ein Bildnis in der Münchener Pinakothek zeigt uns das feine und regelmäßige Gesicht der auffallend bleichen jungen Frau. Dieselbe ist im Bilde mit einem Violoncell beschäftigt. In der Liebe zur Musik begegnete sie sich mit ihrem Gatten, der bei den glänzenden Gesellschaften, die er in seinem Hause um sich zu versammeln liebte, es an musikalischer Unterhaltung nicht fehlen ließ.

Man glaubt in den Bildnissen, welche van Dyck nach dem Jahr 1635 malte, eine Abnahme seines künstlerischen Vermögens wahrnehmen zu können. Es ist ja möglich, daß bei manchen derselben die große Schnelligkeit der Herstellung und die Mitwirkung der Gehilfen einigermaßen sichtbar werden. Jedenfalls aber hat der Meister bis an sein Ende in seinen Bildnissen eine Eigentümlichkeit bewahrt, die er schon bei den in seinen Jünglingsjahren gemalten genuesischen Porträts entfaltete: das ist der unvergleich-

liche Adel der Auffassung, der aus den Gesichtern und aus jeder Form, wie aus der ganzen Stimmung der Gemälde spricht. Ganz gewiß besaßen nicht alle die hochstehenden Persönlichkeiten, welche van Dyck malte, jene innerliche Vornehmheit und jene vornehme Liebenswürdigkeit, durch die sie im Bilde so anziehend erscheinen. Aber was van Dyck von den Seelen seiner Modelle in deren Zügen hervorschimmern sah, waren eben nur die gewinnenden Eigenschaften adeligen Wesens; nicht nur alles Gemeine, sondern jede ausgeprägte Spur von Leidenschaft lag außerhalb seines künstlerischen Gesichtskreises. So erfüllte er seine Bildnisgestalten mit einer vornehmen harmonischen Ruhe der Seele, für welche die unvergleichliche vornehme und ruhige Schönheit der Farbenstimmung — an sich ein Wunderwerk der Kunst — nur als der naturgemäße malerische Ausdruck erscheint. Daß dabei diese Gestalten in so sprechend naturwahrer und glaubhafter Bildung, gleichsam lebendig vor uns stehen, dadurch kommen jene Eigenschaften mit um so größerer Wirksamkeit zur Geltung. Es liegt ein ganz eigener Reiz in einem van Dyckschen Bildnis. Man hat vor demselben stets das Gefühl, sich in sehr guter Gesellschaft zu befinden, und man bekommt die Vorstellung, daß es ein Genuß sein müßte, sich mit dieser Persönlichkeit zu unterhalten. Daher sieht man sich an einem solchen Bilde nie müde, mag auch die dargestellte Persönlichkeit einem gänzlich unbekannt sein.

Merkwürdig ist es — wenn auch nicht ohne mancherlei Ähnlichkeitsbeispiele —, daß van Dyck sich von seiner Thätigkeit als Bildnismaler, durch die er so unvergänglichen Ruhm erworben hat, nicht dauernd befriedigt fühlte, sondern im Schaffen großartiger Historienbilder seinen eigentlichen, nur durch die Umstände verfehlten Beruf erblicken zu müssen glaubte. Je vollständiger die Menge der zu malenden Bildnisse seine Zeit in Anspruch nahm, um so heißer entflammte sich sein Verlangen nach solchen großen Thaten. Er suchte Karl I. zu einem Unternehmen zu gewinnen, welches ihm zur Stillung dieses Verlangens die ausgiebigste Gelegenheit geboten haben würde. Sein Vorschlag ging dahin, die Wände des großen Festsaals in Whitehall, dessen Decke im Jahre 1635 den Schmuck Rubensscher Gemälde empfangen hatte, mit Darstellungen aus der Geschichte des Hosenbandordens zu bekleiden. Der König war dem Plan nicht abgeneigt. Es entstanden auch einige darauf bezügliche Entwürfe und Studien — die kostbare Zeichnung zweier Wappenherolde des Königreichs Großbritannien in der Albertina (Abb. 14) gehört hierhin; aber das Unternehmen scheiterte am Geldpunkt. Wenn man auch die Angaben eines Schriftstellers, daß van Dyck die Kosten dieser Wandausschmückung auf 80000 Pfund Sterling — was nach den damaligen Wertverhältnissen des Geldes heute einer Summe von nahezu vier Millionen Mark gleichkommen würde — veranschlagt habe, für übertrieben halten mag: der König war jedenfalls nicht mehr in der Lage, hohe Summen für künstlerische Unternehmungen zu verausgaben. Im Jahre 1640 begannen ja für Karl I. die Wirren und Bedrängnisse, die erst mit seinem Gang zum Blutgerüst ein Ende nehmen sollten.

Nachdem van Dyck die Hoffnung aufgegeben hatte, für den König von England ein großes Monumentalwerk der Malerei schaffen zu dürfen, wollte er sein Glück am französischen Hof versuchen. Er verließ mit seiner jungen Gattin London im September 1640 und begab sich zunächst nach Holland, dann nach Antwerpen und von dort nach Paris. Er hoffte, daß es ihm durch persönliche Vorstellung gelingen würde, den Auftrag zur Ausführung der von Ludwig XIII. geplanten Ausschmückung der großen Galerie des Louvre mit geschichtlichen Gemälden zu erhalten. Aber auch hier wurden seine Erwartungen getäuscht. Ludwig XIII. hatte jene Arbeit bereits dem Nicolas Poussin zuerteilt, der dieselbe dann später doch wieder einem andern, dem Günstling der Königin, Simon Vouet, überlassen mußte.

In Paris erkrankte van Dyck. Am 16. November 1641 ließ er sich für seine Person und sein aus fünf Dienern und vier Mägden bestehendes Gefolge einen Reisepaß nach England ausstellen, wobei er versprach, nach Wiederherstellung seiner Gesundheit dem Kardinal Richelieu wieder zu Diensten sein zu wollen. Seine Frau, die ihrer Entbindung entgegen sah, muß bereits vorher nach England zurückgereist sein. Kurz nach der Heimkehr van Dycks in sein Haus zu Blackfriars gab sie einem Töchterchen das

Leben. Aber an eben diesem Tage, am 1. Dezember, fühlte van Dyck sich so krank, daß er sein Testament machte. Acht Tage später, am 9. Dezember 1641, verschied er. Es wird erzählt, Karl I. habe seinem Leibarzt eine Belohnung von 300 Pfund Sterling versprochen, wenn es ihm gelänge, van Dyck am Leben zu erhalten. Im Tode wurde der Maler durch die Bestattung seiner Hülle im Chor der St. Paulskirche geehrt. Der Brand dieser Kirche im Jahre 1665 hat die Gruft vernichtet.

Van Dyck hinterließ, trotz des großen Aufwands, mit dem er gelebt hatte, ein sehr ansehnliches Vermögen, das zwischen seiner Witwe und seinen in Antwerpen lebenden nächsten Verwandten verteilt wurde. Die junge Witwe schloß später eine zweite Ehe mit dem Baronet Richard Pryse von Goggerdon.

Van Dycks Tochter Justiniana, das einzige Kind seiner Ehe, vermählte sich mit dem Baronet Johann Stepney von Pendegraft. König Karl II. bewilligte ihr, um die Beträge auszugleichen, welche Karl I. ihrem Vater schuldig geblieben war, eine Leibrente von 200 Pfund Sterling. In dieser Familie Stepney lebte die Nachkommenschaft van Dycks bis zum Jahre 1825 fort. — Der holländische Maler Philipp van Dyck, der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine umfangreiche, aber nicht sehr künstlerische Thätigkeit im Bildnisfach entfaltete, steht mit seinem großen Namensverwandten in keinem Familienzusammenhang.

Das vergessene Dorf.

Von Nekrassow. Aus dem Russischen von Ilse Frapan.

Mütterchen Nenila geht vom Vogt erbitten
Holz zum Bau des Hüttchens, das so arg gelitten.
„Gibt's nicht! wart' nicht länger! wirst doch keins erhalten."
— Nun, der Herr wird kommen, wird als Richter walten.
— Sieht er selbst die Hütte, die verfallne, kalte,
Läßt er Holz mir geben, — denkt die gute Alte.

Mit Prozeß und Wucher ungerechter Weise
Nahm der böse Nachbar in Besitz ganz leise
Jenen besten Acker, den das Dorf besessen.
— Ach, der Herr wird kommen, — denkt der Bauer indessen,
— Wird ein Wörtlein reden, hören die Beschwerden,
— Wieder wird das liebe Feldchen unser werden.

Lang' schon ist Natascha jenes Landmanns Bräutchen,
Doch der Gutsverwalter stört die Liebesleutchen,
Selbst verliebt! Wie tröstet ihren Schatz Natascha?
„Wart! der Herr wird kommen! warten wir, Ignascha!"
Alle, groß und kleine, ist ein Streit entglommen,
Sagen sie im Chore: „Ach, der Herr wird kommen."

Mütterchen Nenila starb auf fremdem Grunde,
Bei dem Schuft, dem Nachbar, erntet man zur Stunde,
Mancher geht im Barte, der ein Bub' vordessen,
Krieger ward der Landmann, Krieger und — vergessen.
Nimmer mag um Hochzeit nun Natascha weinen,
Und der Herr will immer, immer nicht erscheinen.

Endlich jenes Weges nach wie vielen Jahren
Kommt die Kutsche mit dem Sechsgespann gefahren;
Steht ein Eichensarg auf dem Leichenwagen,
So den alten bringt der neue Herr getragen,
Singt ihn in die Gruft, trocknet ab die Zähren,
Und steigt auf, um — heim nach Petersburg zu kehren.

Themis.

Roman von Ernst Eckstein.

(Fortsetzung.)

Die Sanften, die Stillen, die Gretchenhaften — das waren die Schlimmsten. Altmeister Goethe hatte gewußt, was er that, wenn er der Heldin seiner Tragödie so viel Gläubigkeit, so viel Engelhaftes verlieh! Andre waren wieder von andrem Kaliber! Es gab auch kleine reizende Frechlinge, die überzeugt waren, ihre Flottheit und Dreistigkeit werde für Naivetät gelten. Die guckten hell aus und lachten wie zwitschernde Vögel und stellten sich an, als hielten sie ihre Verehrer für gute Freunde, für Brüder, ohne die leisesten unerlaubten Gedanken . . .

Hellmuth Gyskra hörte ihm staunend zu. Stegemann hatte sich ja schon öfters in diesem Sinne geäußert: aber so schroff, so starr-apodiktisch wie heute, war er noch niemals in's Zeug gegangen.

„Sie sind Alle zu haben, Alle," raunte er mit dämonischem Lächeln. „Es kömmt nur darauf an, daß man im richtigen Augenblick zugreift. Wer das los hat, Gyskra, der kann sich selbst in dieser schlechtesten aller Welten noch pompös amüsiren. Es ist ja nicht der Besitz allein, was uns lockt, sondern vor Allem das wundervolle Brimborium, das der Geschichte vorausgeht. Und dann — überhaupt: welche Fülle interessanter psychologischer Wahrnehmungen! Die Eine ist so, die Andre ist so! Alles quirlt sich da untereinander: Tollheit und Sentimentalität, Pathos und aristophanischer Ulk . . . ! Dazu kommt nun der süße Reiz des Geheimnisses! Ich sage Ihnen, es hat etwas kolossal Prickelndes, so im Getümmel der Uniformen und schwarzen Fräcke eine gefeierte Schönheit zu sehn, um die sich die Dummen respektvoll abmühen, während man selbst an der Säule lehnt und im Stillen sich sagt: ‚Die Esel! Wenn die nur ahnten — etcet'ra etcet'ra!' Man kömmt sich so eximirt, so gekrönt vor! Was?"

Hellmuth machte eine Geberde der Zustimmung, — aber sein Antlitz war nicht ganz so verklärt, wie dieß Ottfried Stegemann wol erwartet hatte. Hellmuth besaß eine Schwester. An die dachte er jetzt. — Während er langsam den Wein schlürfte, suchte er sich ihr Bild recht klar vor die Seele zu führen. Er legte sich schwerbeklommen die Frage vor, ob Ottfried Stegemann auch bei ihr, der süßen, blonden, reizenden Emmy, solche Gedanken gehegt, ob er so dreist gewesen, an ihrer Herzensreinheit zu zweifeln.

Das Blut stieg ihm heiß in's Gesicht.

Ohne Emmy zu nennen, brachte er nochmals die „Weiberfrage" aus dem Gesichtspunkt, der ihn erregt hatte, auf's Tapet — und fand sich so leidlich mit der absprechenden Theorie seines Freundes zurecht . . .

Ottfried Stegemann gab ja großmütig „einige Ausnahmen" zu!

5. Kapitel.

Am folgenden Morgen erwachte Hellmuth zu früher Stunde. Es war allerdings schon Eins vorüber gewesen, als er zur Ruhe kam; aber der Flickschneider Kleeberg, der bei Hellmuth Gyskra die Rolle eines Wichsiers und Laboratoriumdieners versah, hatte ihn durch ein ungeschicktes Niedersetzen der Stiefel aufgeschreckt, und Hellmuth konnte nicht wieder einschlafen.

Wechselnde Bilder kreuzten sich hinter der Stirn des Erwachten, bunte Nachklänge der Erlebnisse von gestern . . .

Nach beendigter Mahlzeit im Restaurant Großmann hatten die beiden Freunde das in Szene gesetzt, was Ottfried Stegemann eine „migratio" nannte, eine Art Studienreise durch die nächtliche Stadt, wobei vorwiegend die entlegneren Viertel ausgewählt wurden.

Ottfried Stegemann suchte das Leben, wo er es fand. Was er bei solchen „Wanderungen" sprach, oft nur in abgerissenen Worten und Epigrammen, war für Hellmuth fast ebenso überraschend, wie die mannigfaltigen Daseinsbilder, mit denen der eigentümliche Mensch ihn vertraut machte. Stegemann betrieb diese Studien ohne die mindeste Rücksicht auf das Urteil der sogenannten Gesellschaft. Kein Tanzlokal, keine Arbeiterschenke, kein Verbrecherkeller war ihm verrufen genug, daß er ihn nicht mit sachverständigem Eifer durchstöbert hätte.

Hellmuth, der weit tiefer begabt und weit größer veranlagt war, überschätzte die

vornehme Welt- und Wissenschafts-Verachtung des blendenden Cavaliers, der im Grunde doch nur ein geistreicher Dillettant blieb — genial, aber unschöpferisch. Alles war diesem Ottfried angeflogen; er besaß die umfassendsten Kenntnisse; er interessirte sich stark für Litteratur, für Kunst, für Socialpolitik: trotzdem glich seine Lebensführung der übergeschäftigen Nichtsthuerei eines Sportsmann. Er hatte kein Ziel mehr, das ihm der Mühe wert schien. Durch den von der Mutter ererbten Reichtum vollständig unabhängig, bummelte er in seiner lottrigen Weise dahin, — keines Ernstes mehr fähig, und nur deshalb nicht ganz versumpft, weil die Beobachtungsfreude ihn immer wieder fast auf den Standpunkt des Künstlers emporhob. Hellmuth hielt dies anmutig-dreiste Spielen mit allen Objekten für das Kriterium einer höheren Intelligenz. Ottfried schlug Saiten an, die im Herzen des jungen Gyskra wehmütig nachklangen, weil er ja gleichfalls — wenn auch auf anderm Wege, wie Ottfried — dazu gelangt war, den Wert des Wissens und der wissenschaftlichen Forschung bitterlich zu verneinen.

Hellmuth Gyskra war Chemiker. Vor zwei Jahren hatte er sein Doktor-Examen gemacht und dann rastlos in seinem Laboratorium gearbeitet, zunächst um ein packendes und originelles Problem zu finden, dessen Lösung ihm die Grundlage abgeben sollte für seine Habilitirung an der philosophischen Fakultät der Hochschule. Bei diesem Tasten und Suchen war er, anfangs unmerklich, später mit einer gewissen Absichtlichkeit, mehr und mehr vom Concreten in's Allgemeine geraten; seine Ansprüche wuchsen; keine der Aufgaben, die er sich stellen konnte, schien ihm erheblich genug; die acht oder neun, die ihn lockten, erwiesen sich gleich von vornherein als unlöslich. Dann schwand ihm auch das Interesse für diese „unlöslichen" Aufgaben; selbst ihre Ergründung würde die Wissenschaft nicht vertieft, sondern lediglich das empirische Material vermehrt haben. Hellmuth dürstete nach der Erkenntniß der innersten Vorgänge; er wollte den Kern, nicht die Schale. — Was ist eine Affinität? Was ist eine Valenz? Das waren die Rätsel, die ihn monatelang erfolglos beschäftigten, bis das Gehirn ihm vor übergroßer Denk-Arbeit zu erlahmen drohte. Nun schüttete das Kind mit dem Bade aus, empfand plötzlich vor seiner bisherigen Thätigkeit einen brennenden Ekel und stürzte sich willenlos dem neuen Freund in die Arme. Ottfried Stegemann hatte vollkommen Recht, wenn er den forschungs-ermatteten Hellmuth mit Faust verglich, und sich selbst mit dem Erlöser Mephisto. „Du hast nach Gold gegraben, und Regenwürmer gefunden!" — Das war auch Stegemanns höhnischer Mahnruf gewesen. „Komm! Laß den erbärmlichen Tand hinter Dir! Tritt hinaus in das frohe Getriebe der Alltagsmenschen, in die Regionen des Schauens, der Freiheit, des wechselvollen Genusses! Umfasse die Welt, wie sie von außen erscheint, und frage nicht, was ihre Bilder bedeuten sollen!"

Ottfried und Hellmuth hatten gestern in der vergleichsweise kurzen Zeit vier oder fünf Locale besucht, von der Launhofer Pauke, einem verräucherten Skatkeller der Nordvorstadt, ‚hochangesehn in den Kreisen der Sackträger, Fuhrleute und Dienstmänner', wie Stegemann sagte, bis zu dem goldstrotzenden Alhambra-Salon, wo die berühmtesten Specialitäten auf dem Gebiete der Kreuzpolka ihre Tanzbeine schwangen. Stegemann schwärmte namentlich für den Skatkeller und ähnliche Dunsthöhlen. Er nannte das ein geistiges Bad. „Hier unter den Knoten" — sagte er, „zeigt sich am wenigsten, was Schopenhauer metaphysische Unruhe nennt. Wir Ausnahmemenschen sind ja traurig verkünstelt. Die Natur hat uns gar nicht beabsichtigt. Unser übermäßig entwickeltes Denkvermögen ist eine Abnormität: laben wir uns gelegentlich an der Norm!"

Hellmuth, wie er jetzt so lang ausgestreckt in den Federn lag, hatte ganz deutlich das unerquickliche Bild dieser ‚Launhofer Pauke' vor Augen, — den niedrigen, tabaksdurchqualmten Raum, der stark in die Tiefe ging, die unheimlichen Gestalten am Ecktisch rechts, die Hängelampen mit den schmutzigen Blechschirmen, die schnarchende Wirthin . . .

Das Bild zerfloß: ein anderes, ungleich bewegteres trat an die Stelle . . . Wie hieß doch der Saal, hundert Schritte weit von der ‚Pauke' . . . ? Ein gemütlicher Aufenthalt! Grimmige Schmähwörter durchdröhnten die Luft . . . Es war, als hielte der König der Tiere eine Volksversammlung mit Namensaufruf . . . Und ehe man sich's versah, blitzten die Klingen . . .

„Das ist mal so" hatte Ottfried gesagt

als er mit Hellmuth in's Freie trat. „Die Fabrikarbeiter tragen stets ihre Messer bei sich, und beim leisesten Anlaß ziehen sie blank!“

Und nun der Weg in die Stadt! Die Sandstraße lag einsam und schweigend. Da plötzlich kamen vier schwankende Kerle aus der Johannisgasse ... Die beiden Freunde bogen ein wenig aus; aber die johlenden Zechbrüder machten die gute Absicht zu Schanden. Es gab eine kräftige Rempelei. Die Arbeiter stießen Schimpfwörter aus, fuchtelten mit den Stöcken, und ließen sich durch die Kaltblütigkeit Ottfrieds ebenso wenig einschüchtern, wie durch die barsche Entschlossenheit Hellmuths, der dem Flegelhaftesten unter den Vieren einen Stoß vor die Brust gab, was einen kollernden Fall in den Rinnstein veranlaßte. Nun ertönten die regelmäßigen Schritte einer Patrouille. Die Arbeiter halfen ihrem Genossen auf und entfernten sich ...

„Wir sollten doch Waffen tragen,“ hatte dann Hellmuth zu Ottfried gesagt. „Man ist ja hier sonst verkauft und verraten!“

Und dieser phänomenale Ottfried — was gab er zur Antwort? „Sie waren zu ungestüm,“ sagte er lehrhaft. „Ruhe ist hier die vornehmste Regel. Schlimmsten Falls hätt' ich die Kerle da eingeladen — zu einer Bowle oder was sonst. Da hätten Sie sehn sollen!“

Hellmuth setzte sich in den Kissen auf. Gestern hatte er dieses Thema zwar fallen lassen; denn er schämte sich, an Geringschätzung der Gefahr es dem Freunde nicht gleich zu thun. Jetzt aber sah er ein, daß der wahre Mut nichts zu thun hat mit der Leichtblütigkeit, die sich wehrlos macht. So gelobte er sich, künftighin, wenn er so den Rayon der Sicherheit überschreiten würde, irgend was mitzunehmen, — einen Revolver oder dergleichen. Man war sich das schuldig, — und Ottfried Stegemann, der unglaubliche Spötter, brauchte ja nichts zu wissen. Überhaupt, es schien ratsam, die Sache geheim zu halten. Hellmuth Gyskra dachte an seine Eltern. Die hätten sich schön abgeängstigt in dem Bewußtsein, daß ihr Sohn Stadtviertel besuchte, wo er der Waffen benötigte!

Übrigens, wenn es denn kein Revolver war — der trug in der Brusttasche gar zu sehr auf — so genügte wohl auch ein Schlagring oder ein Totschläger ...

Totschläger! Das Wort klang seltsam brutal ...

Seine Gedanken schweiften nach allen Richtungen und verwirrten sich endlich. Ein Gaze-Vorhang, dichter und dichter, wallte über die Wand, auf die er bewegungslos hingestarrt. Er sank in die Kissen zurück, und wäre im nächsten Moment eingeschlafen, hätte nicht Kleeberg, der Laboratoriumsdiener, ihn abermals aufgeschreckt.

Er fuhr empor und sprang nun rasch aus dem Bett. Ein Gefühl der Bitterniß überkam ihn, eine Verstimmung, deren Grundmotiv der klaffende Unterschied war zwischen dem Einst und Jetzt.

Dieser Mensch da, der Kleeberg, der ihn mit seinem Klappern und Tappeln wieder gestört hatte, war ihm vor Zeiten willkommen gewesen, wie der Verkünder eines hoffnungsfreudigen Tagewerks. Das Klirren im Laboratorium bildete gleichsam die Introduktion zu der volltönigen Symphonie der Arbeit. Jetzt hatte sich Hellmuth von dieser Arbeit hinweggewandt, als von einem trügerischen Phantom, das den Drang seiner Seele nicht stillen konnte; jetzt fiel ihm zur Last, was ihn früher so lockte! Wahrlich, eine mutatio rerum, wie sie im Buche stand!

Übrigens war heute ja Sonntag! An Sonntagen hatte er stets eine Stunde länger geschlafen. Die Arbeit im Laboratorium ruhte dann ebenso streng, wie die am Schreibtisch; die Familie trat in ihr Recht, die heitre Zerstreuung, die anspruchslose Erholung, — nicht im Stile der interessanten Volks- und Weltstudien Ottfried Stegemanns, sondern nach einer anderen, minder extravaganten Methode, die damals seinem Bedürfniß noch vollkommen entsprach ...

Voll Unlust zog er sich an. Lautgähnend trat er in sein Studirgemach, wo Kleeberg eben den Staub wischte.

„Sind Sie bald fertig?“ frug er nach barschem Gruße.

„Gleich, Herr Doktor,“ sagte der Flickschneider und hantirte mit seinem Lappen eifrig an den gewundenen Beinen des Rohrstuhls herum. „Den Schreibtisch hab' ich ein bischen gründlicher vorgenommen; daher die Verspätung, die Sie gütigst entschuldigen. Es ist außerordentlich schwer, bei den vielen Papieren und Zetteln ...“

Hellmuth winkte ihm ab.

„Und was ich noch sagen wollte, Herr

Doktor," fuhr Kleeberg fort, „es wäre nun bald einmal an der Zeit, daß wir die Bücher-Reale fegten; ich meine ex fundo, so daß man die Bücher sämmtlich herausholt. Das tägliche Wischen so platt oben hin ist ja ganz gut, Herr Doktor, aber es nutzt nicht viel. Da, wo der Lappen nicht hinkömmt, liegt der Staub fingerdick; alle halb Jahre muß man der Sache doch näher treten. Ich hätt's mir schon gestern Abend erlaubt; der Herr Doktor waren ja aus und ich hatte just Zeit; denn es gibt wenig zu thun im Geschäft, das klag' ich dem Himmel. Der Herr Doktor aber sind immer so eigen mit Ihren Büchern; Sie wollen dabei sein, weil ich sonst Confusion mache ..."

„Das weiß Gott," sagte Hellmuth. „Sie stellen mir die Philosophie zu der Lyrik und die Elektricität zur Novelle."

„Wenn der Herr Doktor vielleicht die Güte hätten, die Bücher zu numeriren, wie das zum Beispiel in der Bibliothek Ihres Herrn Vaters ..."

„Ach was! Die paar hundert Bände da überblick' ich auch so! Lassen Sie nur die Finger davon!"

„Nicht anrühren!" beteuerte Kleeberg. „Das weiß ja das ganze Haus: die Bibliothek des Herrn Doktor ist wie ein Heiligtum. Nur daß zuweilen die Reinmacherei absolut nötig ist."

„So machen Sie, was Sie wollen! Später — heut Nachmittag —"

„Heute ist zwar strenggenommen der Tag des Herrn," lächelte Kleeberg, der jetzt fertig war und seinen ledernen Lappen zusammenrollte; „für den Herr Doktor aber leist' ich auf Alles Verzicht, selbst auf das dritte Gebot! Wünscht der Herr Doktor auch diesmal dabei zu sein?"

Mit der Liebe zu seiner Wissenschaft war bei Hellmuth auch die etwas pedantische Sorge um seine Bücher geschwunden.

„Nein!" sagte er kurz. „Legen Sie doch die Bände, die Sie herausnehmen, gleich in gehöriger Reihenfolge hier auf den Teppich!"

„Schön. Das will ich versuchen. Danke für diesen hohen Beweis von Vertrauen! Ganz gehorsamster Diener!"

Hellmuth sah ihm gedankenvoll nach. Dann schritt er ein paar Mal durch's Zimmer, wie Einer, der etwas sucht.

Da, auf dem Tisch vor dem Sopha lag noch aufgeschlagen, wie er ihn gestern verlassen, der neue Roman des talentvollen Naturalisten, den Ottfried Stegemann ihm als den längst erharrten Messias der Litteratur gerühmt hatte.

Hellmuth nahm das Buch auf und überflog, halb zerstreut, ein paar Seiten, bis ihn der Eingang des elften Kapitels, der Alles zu überbieten schien, was er bis dahin gelesen hatte, durch die groteske Scheußlichkeit der Situation festhielt.

Der kühne Verfasser schwelgte hier in der Ausmalung eines unmöglichen Thema's. Unter dem qualmenden Himmel der Großstadt, bei trüber Laternenbeleuchtung, halb erstickend im Dunste schauriger Exhalationen, standen hier zwei alkohol-vergiftete Grubenräumer bis an die Schenkel im Unrat und wechselten Redensarten, die aus Unrat und Alkohol zusammengequirlt schienen.

Zunächst frappirt, mußte Hellmuth bei der nun folgenden Schilderung laut auflachen.

In grausigem Pathos malte der Schöpfer dieses furchtbaren Nachtstücks die Gleichheit Aller vor dem Zersetzungsproceß. Die Auster des feisten Gourmands und die thränenbenetzte Brotrinde des Proletariers, das getrüffelte Rebhuhn des Massenmörders und die elende Kohlsuppe der jammernden Witwen und Waisen spielten hier eine nicht näher zu charakterisirende Rolle. Ein widerliches Gemisch von Rührseligkeit und Schmutz, von Wahrheit und Lüge, von ehrlichem Wollen und erbärmlichem Fehlgreifen.

„Das ist der Rückschlag!" murmelte Hellmuth, das Buch auf den Tisch werfend. „Dem hat das Zuckerbrot einer falschen Romantik den Magen verdorben: nun greift er zur Asafötida, wie man im Kater zum Hering greift. Geht's **mir** nicht ebenso? Alles, was mich jetzt reizt und lockt, — Gott sei Dank, ist es ja minder scheußlich, als dieses Kapitel da — steht im vollkommensten Gegensatze zu dem, was mich früher gelockt hat! Trauriges Dasein!"

Langsam trat er nun in sein chemisches Laboratorium, wo die Herbstsonne, schräg einfallend, auf dem blanken Messing der Instrumente, auf den Hähnen der Wasserleitung, auf den zahlreichen Kolben, Retorten, Gläsern und Röhren spielte. — In dieser Beleuchtung hatte der Raum etwas Heiter-Phantastisches. — Hellmuth entsann sich der alten Mähr, daß Jakob Böhme, der Philosoph, einst beim Anblick des Sonnenlichts, das sich

im Rand eines zinnernen Tellers spiegelte, zur Ahnung des Welträtsels gelangt sei. Wie weit lag eine solche Gemütsverfassung ab von der seinigen! Dennoch wirkte das Magische, Blinkende lebhaft auf seine Stimmung. — Eine plötzliche Sehnsucht ergriff ihn: das Heimweh nach dem verlorenen Glück!

In diesem prächtigen Laboratorium, das sein Vater mit so erheblichen Opfern ihm eingerichtet, war Hellmuth froh gewesen, wie ein schwärmender Blumenfreund unter den Lieblingen seines Gartens. Unermüdlich hatte er Fragen an die Natur gestellt, und prompte, fast überraschende Antworten eingeheimst, die ihn so lange mit Stolz und Wonne erfüllten, bis er sich sagte, daß sie ja doch nur dürftige Abschlagszahlungen à conto der großen Schuld waren. Endlich begriff er, daß die berühmten Worte Haller's vom ‚Innern der Natur' eine zermalmende Wahrheit enthielten. Man konnte da mit den Schmelz- und Destillirapparaten sehr nutzbare Entdeckungen machen, die dem Weltbürger das animalische Leben erleichterten. Man konnte hier Wege finden, gewisse Nährprodukte, gewisse Farbstoffe, gewisse Heilmittel besser und billiger darzustellen, als bisher. Man konnte Triumphe erleben, wie den Aufschwung der Anilin-Fabrikation, den Weltruhm der Salicylsäure, den Heiligenschein des Antipyrins. Man konnte sich, außer dem Dank seiner Mitmenschen, über Nacht ein Vermögen erwerben. Aber was galten diese rein äußerlichen Erfolge dem heißen Erkenntnißdrang? Wußte der Darsteller des Antipyrins mehr von dem Wesen der Elemente, mehr von dem Urgrund ihrer Veränderungen, als irgend ein Stümper im ersten Semester? All' diese Forscher blieben im Grunde doch nur die Geistesverwandten jenes intelligenten Schusters, der mit den Hilfsmitteln der Naturwissenschaft die Zähigkeit seines Pechs, die Haltbarkeit seines Fadens und den Brechungscoëfficienten der Flüssigkeit in seiner Glaskugel berechnet, um bessre Stiefeln zu liefern! Und über solchen Lappalien vertrauerte man die Jahre seiner Genußfähigkeit, seiner frischen, empfänglichen Jugend, die mit dem Leben da draußen noch etwas anfangen konnte! Nein, Ottfried Stegemann that nur ein gutes Werk, wenn er ihn losriß, wenn er ihm zeigte, wie man die Unerfüllbarkeit hochfliegender Träume vergessen lernt! Der war noch ein praktischer Philosoph! Seit Jahren bereits hatte er alles Beklemmende in die Rumpelkammer geworfen — und lebte nun ganz dem Genusse des Augenblicks, dem Beobachten Dessen, was noch verständlich erscheint, weil man hier nach dem letzten Grunde nicht fragt! Aus jeder Blume verstand er den Honig zu saugen, — allzu sinnlich vielleicht, allzu frivol, — aber niemals im Widerspruch mit seiner Glückseligkeitslehre!

Hellmuth schritt von einem der großen chemischen Arbeitstische zum andern, blieb vor dem Schranke stehn, der für die Experimente mit gefährlichen Gasen bestimmt war, und wandte sich schließlich seufzend hinweg, um in's Freie zu blicken. Gegen alle Gewohnheit neigte er heute zur Melancholie. Sonst pflegte sich seine Verstimmung in herbem Sarkasmus zu äußern, der dann zuweilen sehr unvermittelt in stürmische Ausgelassenheit überging.

„Thorheit!" dachte er seufzend. „Man kann die Uhr nicht zurückstellen ... Auch diese Entwicklung hat ihr Gesetz ... Ich muß noch bei Stegemann straff in die Schule gehn, bis ich's ihm gleichthue an Selbstbezwingung und ethischer Disciplin. — Im Übrigen" — (sein Antlitz nahm einen Ausdruck heiterer Schalkhaftigkeit an) — „im Übrigen unterschätzt er mich wol! Wahrhaftig, zuweilen hat mir's den Anschein, als hielte er mich — besonders in Einem Punkte — für stark philiströs. Ich kann ihm nicht helfen! Vorläufig widerstrebt mir's, ihn einzuweihen. Er für sein Teil hat eine Art auszukramen, seine Liebesaffairen gleichsam à jour zu fassen ... Vielleicht ist das ja nur ein Beweis seiner Freundschaft, seines Vertrauens zu mir: aber ich mag ihm in dieser Weise nicht nacheifern. Ihm steht's wol auch besser, als es mir stehen würde. Ich bin noch nicht Teufel genug. Es ist ja wahr, er nennt keine Namen, er deutet nicht einmal an ... Auch klingt's durchaus nicht wie Renommage, sondern als brächte er nur die Belege für die Unfehlbarkeit seiner Thesen bei ... Nichtsdesto weniger ... Pah! ... Mag er halt denken, was ihm beliebt! Ein kleines Stückchen Romantik muß doch selbst bei der unbedeutendsten Tändelei mit im Spiel sein: sonst fehlt ihr das Beste. Ottfried aber würde mit einem einzigen Witz mir die Blume vom Stengel reißen."

Draußen am Studierzimmer pochte es. Der Laboratoriumsdiener Kleeberg das

spanische Rohr unter dem Arm, in der Rechten ein chinesisches Theebrett, trat schmunzelnd herein und brachte zwei Briefe. Er sah jetzt vollständig aus, wie ein studentischer Wichsier, gar nicht schneidermäßig, sondern flott, akademisch, mit einem Ausdruck innerer Verwandtschaft zu den Geistern der Hochschule.

Hellmuth nahm ihm die unscheinbar couvertirten Zuschriften ab und setzte sich in den Lehnstuhl.

Der erste Brief war eine Schuhmacher-Rechnung mit der gestammelten Bitte ‚um hochgeneigte Begleichung bis gütigst zum Monatsschluß'; der andere, dessen Adresse eine nicht sonderlich ausgeschriebene weibliche Hand verriet, lautete, bis auf gewisse orthographische Eigentümlichkeiten, wie nachstehend:

„Liebster Schatz!

Du wirst Dich wundern, — aber Du kennst ja das Sprichwort, daß nichts auf der Welt so fein gesponnen ist! Dir am wenigsten hätt' ich das zugetraut! Ich also, Anna Mathilde Solf, ehrlicher Leute Kind, hübsch, wie Du selbst mir beschworen hast, stehe in Deinen Augen so tief, daß Du es nicht mal der Mühe wert hälst, mir Deinen richtigen Namen zu sagen! Du nennst Dich mir gegenüber Heinrich Böhme, und willst Commis sein im Engros-Bandwaren-Geschäft von Meyer und Goldmann! Ein schöner Commis! Nun, für ganz so dumm und hereinfallerig darfst Du mich doch nicht halten! Die Sache war mir schon gleich verdächtig, und ich sagte das auch zu Helene. Jetzt aber, wo ich nun Alles weiß, fuchst es mich doch insam, und ich möchte nur sehn, wie Du Dich künftighin zu mir stellst, nachdem Du entlarvt bist, Du feiner, hochgelehrter Doktor und Chemiker Gyskra! Was? Der Sohn eines Staatsanwalts treibt so schändlichen Unfug mit achtbaren jungen Mädchen, die doch nichts dafür können, daß sie von einfachen Leuten abstammen und kein Englisch verstehn? Gibt's denn da im Gesetzbuch gar keinen Paragraphen dafür? — Nun, Du brauchst nicht gleich in die Höhe zu fahren und meinen Brief zu zerknüllen! So eigentlich böse bin ich Dir leider Gottes ja nicht! Aber ich möchte doch wissen, ob wir auch jetzt noch gelegentlich mal eine Tasse Cacao zusammen trinken oder die hüsche Loge im Marschalltheater besuchen? Mittwoch, wo Du mich treffen wolltest, hab' ich nun leider nicht Zeit. Morgen aber ist Sonntag! Das wäre so was! Da könnten wir schon um zwei Uhr hinaus — vielleicht mit der Eisenbahn —? Das Wetter ist jetzt so schön; wir müssen das ausnutzen. Bis jetzt warst Du am Sonntag immer verhindert. Du hattest so viele Tanten und Onkels, bei denen Du essen mußtest. Ich denke, das fällt nun weg, und so bitte ich Dich, sei um dreiviertel auf zwei am Westbahnhof. Ich will Dir dann auch erzählen, wie ich's herausgekriegt habe. Kömmst Du nicht, gut: so fahr' ich allein mit Helene. Aber es sollte mir leid thun! Jedenfalls bitte ich dann um einige Zeilen der Aufklärung. Du kannst mir getrost in's Geschäft schreiben!

Mit herzlichem Gruß
Deine
Mathilde.

Adresse: Porzellangeschäft von Otusch und Felgentreff, Capuzinerstraße 6a."

Hellmuth, anfangs ein wenig erregt, dann ärgerlich und zuletzt von der Komik der Situation erheitert, nahm Feder und Briefpapier und schrieb mit verstellter Handschrift wie folgt:

Liebes Mathildchen!

Ich finde es, ganz gelinde gesagt, unvorsichtig, daß Du mir, wenn Du die Wahrheit denn doch einmal ausgespürt hast, Deine Entdeckungen hier direkt in die Wohnung meldest. Hatten wir nicht für alle denkbaren Fälle die Chiffre postlagernd Amt Numero dreizehn verabredet, und die Notiz im ‚Tageblatt?' Nur weil ich bei Deinem lebhaften Temperament allerlei Unvorsichtigkeiten voraussah, hab' ich die ganze Komödie gespielt, nicht um Dich etwa zu täuschen, was ja auch Deinem eignen Geständniß zufolge gründlich mißlungen wäre. Du erinnerst Dich doch, daß wir nichts weiter als fröhliche Kameradschaft im Schilde führten: Heiratsgedanken waren von vornherein ausgeschlossen. Folglich brauchtest Du auch nichts weiter zu wissen, als daß ich ein guter, fideler Mensch bin, der an den Possen des Marschall-Theaters sich doppelt ergötzt, wenn ein so lustiges Kind wie Du ihm zur Seite sitzt. Falls Du mich wirklich ein bischen gern hast, schreibst Du mir nicht wieder in's Haus. Der Brief könnte sehr leicht in unrechte Hände geraten. Ich habe Rücksicht zu nehmen auf eine sehr strenge Mama und einen sehr ernsten Papa; nicht etwa weil ich den Ernst und die Strenge der Beiden fürchtete, sondern weil ich die

Beiden sehr lieb habe. Eltern aber begreifen die Stimmungen ihrer Söhne manchmal nur halb.

Heute kann es zu meinem tiefsten Bedauern nichts werden. Wenn auch die Tanten und Onkels, von denen Du schreibst, in's Reich der Erfindung gehören, so ist doch der Sonntag von jeher für mich ein ächter Daheim-Tag. Mündlich will ich Dir das genau auseinandersetzen. Dienstag Abend, Punkt acht Uhr, komme ich an's Geschäft. Vielleicht hast Du dann einen Augenblick Zeit.

Amüsire Dich gut und denke zuweilen an Deinen entlarvten

Heinrich."

Er schrieb die Adresse, nahm seinen Hut vom Tisch und eilte quer über die Straße, um den Brief in den Kasten zu werfen.

Kaum zurückgekehrt, ward er von seiner Schwester Emmy zum Frühstück gerufen.

6. Kapitel.

Das Eßzimmer der Familie Gyskra lag in der gleichen Flucht wie das Laboratorium. An jenem Oktobermorgen, der so wolkenlos über die Berge stieg, machte es einen ganz besonders heitren und liebenswürdigen Eindruck. Auch hier spielte die Sonne auf allem, was glänzen konnte: auf den Humpen und Schmucktellern, auf den Schlössern des Eichenbüffets, auf dem Zifferblatt der alten Majolika-Uhr, die nicht ganz stilgemäß in die Einrichtung paßte, aber so traulich war, so vornehm-gemütlich.

In seinem strohgeflochtenen Armstuhle saß der Ober-Staatsanwalt Erich Gyskra, das Urbild klarer, wohlwollender und energischer Männlichkeit. Die hohe, prächtig gewölbte Stirne sprach von Verstandesschärfe, gepaart mit idealischer Auffassung des Berufs und der Pflicht; der Mund, halb unter dem grauen Vollbart versteckt, zeigte die Linien der Willenskraft und des Mutes; in den Augen jedoch schimmerte ein so unverkennbarer Zug von Güte und Weichheit, daß man gleich auf den ersten Blick sympathisch davon ergriffen wurde.

Als Hellmuth an der Seite der blonden Emmy hereintrat, ward dies Schimmern zum Leuchten. Man sah es dem Manne sofort an: sein höchster Schatz waren die beiden Kinder. Zumal wie er dem Sohn jetzt die Hand reichte, lag ein rührender Stolz, eine verhaltene Zärtlichkeit in den Mienen des Vaters, ein Herzensdrang, der sich am liebsten in einer langen Umarmung genug gethan hätte.

Nun kam auch die Mutter, eine frische, bewegliche Dame von etlichen vierzig Jahren. Man setzte sich um den Tisch. Emmy schenkte den Thee ein, während Frau Gyskra die Semmeln strich und den Herren das Fleisch reichte.

„Wie ist die Sache denn gestern ausgegangen, Papa?" frug Hellmuth nach einer Weile.

„Sechs Jahre Zuchthaus."

„Donnerwetter!" rief Hellmuth erstaunt. „Das ist ja drakonisch!"

„Streng allerdings, — aber nicht ungerecht. Überlege Dir's nur! Um's Haar hätte die Unthat des Angeklagten doch ein Leben gekostet. Es war nicht das Verdienst Licherts, daß die Cellarius davon kam."

„Hat man denn angenommen, die Brandstiftung sei erfolgt in der Absicht, die Unglückliche zu töten?"

„Gewiß nicht. Sonst läge ja ein abscheulicher Fall von Mordversuch vor, der weit härter bestraft worden wäre. Nein, der Zeuge, der anfänglich diesen Verdacht äußerte, hat sich in Widersprüche verwickelt, und das Gravirendste, was er beim Untersuchungsrichter zu Protokoll gab, zurückgenommen. Lichert wußte ganz offenbar nicht das Geringste von der Hinübersiedlung der beiden Frauenspersonen. Der Knecht Jochen, mit dem er seit lange verfeindet war, täuschte uns wissentlich. Erst der ausdrückliche Hinweis des Vorsitzenden auf die strafrechtlichen Folgen hielt den saubren Patron ab, einen Meineid zu schwören."

„Eigentlich großartig," sagte Hellmuth erregt, „daß man so abhängig ist von der Ehr- und Gewissenlosigkeit irgend eines verlogenen Schurken! Nimm einmal an, der Kerl hätte sich nicht in Widersprüche verwickelt! Was wäre die Folge gewesen?"

Der Ober-Staatsanwalt zuckte die Achseln.

„Überhaupt," fuhr Hellmuth fort, „die Erforschung der Wahrheit scheint mir im praktischen Leben, und besonders im Criminalproceß, just ebenso peinlich und dornenvoll, als in der Wissenschaft. Der packende Unterschied ist nur der, daß in der Wissenschaft lediglich der enttäuschte Forscher zu leiden hat, — also der Mann, der ja die Hände

davon lassen konnte, und Bierbrauer werden oder sonst was Gescheidtes —; wogegen im Criminalproceß die Verfehlung der Wahrheit nicht den Irrenden schädigt, sondern den schuldlosen Dritten."

„Deshalb umgeben wir ja das Rechtsverfahren in Strafsachen mit allen erdenklichen Umständlichkeiten," versetzte der Ober-Staatsanwalt.

„Und dennoch bringt beinahe jedes Quartal die Enthüllung eines Justizmordes."

„Nun, nun . . ."

„Papa, ich habe erst kürzlich wieder zwei Fälle gelesen . . . Ich kenne ja die bedeutsame Rolle, die Du dem Zweifel einräumst. Aber es scheint, dieser ängstliche Skepticismus, der so lang an die Unschuld glaubt, bis die Schuld evident ist, gehört zu den Seltenheiten. Sonst könnten nicht Dinge vorkommen, wie die Verurteilung jenes Unglücklichen, der nach fünfzehnjähriger Haft aus dem Zuchthaus entlassen wurde, weil sich endlich herausstellte, daß der Hauptzeuge, der gegen ihn ausgesagt, selber der Mörder war! Neulich ging das durch alle Blätter . . ."

„Allerdings — ein schrecklicher Fehlgriff . . .!"

„Und die Geschichte in Montpellier! Ein Todesurteil auf Grund des geradezu blödsinnigen Parere's zweier Gerichtsärzte! Alphonse Lachaudière hat die Unwissenheit dieser Leute vor der versammelten Akademie gebrandmarkt; der gefeierte Pasteur schrieb einen straffen Protest in der ‚Revue Médicale‘; die gesammte Presse war außer sich: aber was half's? Präsident Carnot verwandelte auf dem Gnadenwege das Todesurteil in lebenslängliche Zwangsarbeit."

„Ja wol, ich entsinne mich. Das war vor zwei oder drei Jahren. Wie kömmst Du heute darauf?"

„Es fiel mir so bei . . . Ich hielt mich damals gerade in Genf bei Doktor Lebrun auf. Man sprach von nichts Andrem. Ich muß gestehn, die Sache hat einen tiefen, peinvollen Eindruck auf mich gemacht. Ich schrieb Dir's wol auch . . ."

Der Ober-Staatsanwalt nickte.

„Dergleichen ist unvermeidlich," sagte er seufzend. „Ab und zu wird, auch bei der äußersten Vorsicht, geirrt werden, solange es Menschen gibt."

Das Gespräch verfiel auf den Commerzienrat Stegemann, der vor Gericht sich merkwürdig nachsichtsvoll über den Angeklagten geäußert und ihm das uneingeschränkte Zeugniß des Fleißes, der Ehrlichkeit und der Zuverlässigkeit ausgestellt hatte. Herr Stegemann senior war ja nun allerdings durch seinen Eidschwur genötigt, dies wahrheitsgetreu zu bekennen: aber die Wärme, mit der das geschah, war doch sehr überraschend; sie hatte wesentlich dazu beigetragen, den üblen Eindruck der Missethat abzuschwächen; sie trug fast den Stempel einer gewissen Reue. Herr Stegemann, obschon im Grund seines Herzens ein etwas frivoler, oberflächlicher Herr, mochte wirklich bedauern, dem Groll des Inspektors und dem gehässigen Klatsch, den der Jochen in Umlauf gesetzt, so willig gelauscht zu haben.

Nach einer Pause bemerkte Hellmuth ein wenig befangen — denn er wußte, daß seine Eltern nicht sonderlich für die Stegemanns schwärmten —:

„Ich war gestern Abend mit Ottfried zusammen. Auch er schien mir den Fall auf die leichte Achsel zu nehmen. Übrigens war das Schloß ja außerordentlich hoch versichert, und Gegenstände von Affectionswert sind nicht zerstört worden."

„Also Du warst gestern wieder mit Ottfried?" sagte Frau Gyskra mit einem prüfenden Blick. „Ihr scheint seit einiger Zeit recht intim."

„Es geht," versetzte Hellmuth, dem Blicke begegnend. „Du weißt, Mama, gelegentlich spann' ich ein wenig aus. Da ist mir denn Ottfried aus mehr als einem Gesichtspunkt ein sehr willkommener Gesellschafter."

„Ach was! Ich glaube, Du redest Dir das nur ein! Nimm mir's nicht übel, Hellmuth, — aber ich mache mir nichts aus dem Herrn!"

„Weshalb nicht?"

„Er hat so was Absprechendes, Überlegenes. Und ich höre, er sei ein gewaltiger Nichtsthuer."

„Pure Verleumdung! Stegemann ist ein glänzender Philosoph, ein geradezu eminenter Beobachter . . ."

„Ja, ja, er beobachtet, aber er thut nichts. Es gibt Maler, die beständig im Geiste entwerfen, aber niemals den Pinsel ansetzen . . . Nun, Du bist ja ein Mann! Du mußt wissen, was Dir im Leben taugt und was nicht; und es mag ja auch sein, daß gerade Dich eine so extravagante Persön-

tichkeit interessirt. Ich meinesteils kann mir nicht helfen ... Die hagre Gestalt mit dem bleichen, blasirten Lächeln erregt meinen Widerspruch. Er ist ja artig und formvoll; aber ich weiß nicht, — er profanirt mir die heiligsten Stimmungen."

„Das ist doch merkwürdig!" rief Emmy lebhaft. „Mir gehts genau so, und fast mit den nämlichen Worten hab' ich das gestern zu Franz gesagt."

„Natürlich," versetzte Hellmuth. „Und der zärtliche Bräutigam hat seiner Braut Recht gegeben! Ich kenne ja unsern Professor!"

„Da irrst Du Dich nun! Im Gegenteil: Franz hat mich ausgelacht. Er meinte, die vielen Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke, die ich en gros fabrizire, machten mich wol nervös."

Der Ober-Staatsanwalt nickte.

„Auch ich bin der Ansicht, daß Ihr ein bischen zu weit geht. Immerhin hat Herr Stegemann etwas Zerfahrenes, das er noch ablegen muß, wenn mir sein Wesen gefallen soll. Ich glaube, er sucht nicht immer die beste Gesellschaft. Neulich erst hörte ich, daß er mit Kunstreitern und solcherlei Volk Ausflüge macht ... Aber sprechen wir jetzt von was Andrem! — Ist das ein himmlischer Tag heute! Seht nur ... Die Berge da drüben ... wie klar! Und der Himmel ...! Man sollte glauben, wir wären im Mai! Schenk' mir noch eine Tasse Thee ein, Emmy, und reich' mir die Pfeife! Hellmuth, steck' Dir eine Cigarre an! Wir sitzen hier noch eine Weile und rauchen, während Mama ihre Blumen begießt. Bleib' nur, Emmy! Wo willst Du hin? Wieder den Stickrahmen holen? Ach ja so: für Ihn! Mitte November feiert er ja Geburtstag. Den sechsunddreißigsten! Wahrhaftig, den sechsunddreißigsten! Ein ganz respektables Alter — fast zu ehrfurchtgebietend für meine Emmy!"

„Aber Papa!" schmollte das junge Mädchen. Sie legte dem Vater von rückwärts die Arme über die Schultern. „Was denkst Du denn nur? Künftigen Juli werd' ich schon neunzehn! Und Franz sieht doch mindestens ebenso jung aus ... nun, wie wer zum Beispiet?"

„Sag' nur, wie Hellmuth!" fiel ihr der Bruder ins Wort.

„Ach, Du angelst nach Komplimenten! Nicht wahr, Papa, Hellmuth sähe viel jünger aus, wenn er nicht immer so nachdenklich wäre und solche Schatten unter den Augen hätte."

„Ja, sie hat Recht, Hellmuth," sagte die Mutter. „Du hast Dich Dein Leben lang viel zu sehr angestrengt, — und seit Du jetzt nicht mehr so überwiegend im Laboratorium arbeitest, sondern Probleme suchst, bist Du noch ernster geworden. Das ewige Denken und Grübeln unterwühlt die Gesundheit. Wärst Du doch endlich einmal habilitirt! Im Handumdrehen brächtest Du's zum Professor, — und so ein Amt, Hellmuth ... ich meine, das legt doch Verpflichtungen auf und gibt dem Geist einen gewissen Halt! Du strebst vielleicht nach gar zu Gewaltigem! Ich weiß nicht, Privatdocenten und Professoren haben so was Gesetzes, Gesichertes! Franz Lehr zum Beispiel, dein zukünftiger Schwager! Der arbeitet ruhig und regelmäßig, und hätt seine Vorlesungen, und hat dabei Zeit, jeden Tag seine Braut zu besuchen und wöchentlich zweimal mit uns den Thee zu nehmen. Du aber —! Immer schaust Du Dich um, als suchtest Du was — bald in der blauen Ferne, bald tief unten zu Deinen Füßen ..."

„Ganz recht, Mama, ich suche etwas; oder vielmehr: ich habe etwas gesucht, ohne es finden zu können!"

„Liebster Bruder," sagte jetzt Emmy, „Hand aufs Herz: Dich plagt ein ganz klein bischen der Hochmut!"

„Wie so?"

„Nun, erinn're Dich doch, was Du am vorigen Sonntag zu Franz gesprochen! Gott sei Dank ist ja mein Franz nicht empfindlich · er hätt' es sonst übel genommen."

„Was war denn das?" fragte der Ober-Staatsanwalt.

„Oh, ich weiß es noch wörtlich. Denke Dir nur, Papa: einem ordentlichen Professor der Mathematik sagt er's direkt ins Gesicht: Der ganze Docentenberuf sei eine taube Nuß. ‚Mittelmäßigen Köpfen ewig den alten Kram vorzukauen — lieber die Schweine hüten!' — Das mußt Du doch selbst sagen, Papa: das ist stark!"

„Es war wol so schlimm nicht gemeint. Franz und Hellmuth, so lieb sie sich haben, stehn ja in diesem Punkt auf dem Kriegsfuße."

Emmy hatte sich unterdeß mit ihrer Stickarbeit neben den Vater gesetzt, während sich Frau Gyskra mit ihren Palmen, Gummibäumen, Dracaenen und Rhododendren be-

schäftigte. Sie besaß eine glückliche Hand, der alles gedieh. Zwischen den üppigen Blattpflanzen schimmerten zart-rosige Blüten hervor und glänzendes Weiß; die beiden Blumentische gemahnten in der Lebhaftigkeit ihrer Farben an das Werk eines Kunstgärtners.

Die Unterhaltung lenkte sich jetzt, wie so oft, durch die Initiative des Vaters auf Hellmuths wissenschaftliche Thätigkeit. Herr Gyskra ahnte noch nicht, daß Hellmuth eine so tief einschneidende Wandlung erfahren hatte; daß er, während die Hausgenossen ihn drüben bei ernsthafter zielbewußter Thätigkeit wähnten, langhingestreckt auf dem Sopha lag, zahllose Cigaretten verqualmte, die Friedlosigkeit seines Gemüts unausgesetzt wiederkäute, oder im besten Fall Extravaganzen las im Stil der ‚Radeschda'. Oft auch hatte er längst schon das Haus verlassen, während Mutter und Schwester rücksichtsvoll auf den Zehen schlichen, um die vermeintliche Geistesarbeit ja nicht zu stören. Ach, und wenn er dann wirklich einmal aus alter Gewohnheit sein Laboratorium betrat, — welch' ein Gebahren! Er trödelte wie ein müßiger Dilettant, und machte sich etwa das knabenhafte Vergnügen, aus Kali chloricum Sauerstoff darzustellen und in der gefüllten Flasche eine Stahlfeder zu verbrennen! Das erinnerte ihn an die Lectionen der Schulzeit. Damals, beim ersten Anblick des Experiments, war der Gedanke ihm aufgetaucht: diese Wissenschaft wirst Du Dir zum Beruf nehmen, diese geheimnißvolle, die du gleich auf der Schwelle so mit Wundern verblüfft! Brennendes Eisen! Das war ihm so neu gewesen, so unerhört, als hätte ihm Einer Kiesel in Gold verwandelt. Derartige Wunder gab es gewiß unzählige! So hatte er sich berauscht in den Strudel gestürzt, — um schließlich auf die Sandbänke der völligen Negation zu geraten. Wie kindisch gewordene Greise wieder zu spielen anfangen, so kehrte der Forscher aus den Irrgängen seines Wissens wehmütig lächelnd zu diesem ersten Stadium zurück und ergötzte sich an der sprühenden Glut, die ihn damals bethört hatte.

Hellmuth hütete sich, den Vater über diese Verhältnisse aufzuklären. Er wußte, wie sehr das Herz des Mannes mit diesen ‚Zukunftsplänen' verwachsen war. Es gelang ihm auch diesmal, den frommen Betrug aufrecht zu halten.

„Was ich noch sagen wollte," bemerkte der Ober-Staatsanwalt am Schluß des Gesprächs, „Doktor Altenhöfer wird Dich im Lauf dieser Woche besuchen. Du weißt, er hat eine hohe Meinung von Dir. Er versichert mich, keiner der jüngeren Chemiker habe eine so glänzende Zukunft, wie Du!"

„Doktor Altenhöfer? Euer vereidigter Sachverständiger? Aber ich kenn' ihn ja kaum!"

„Doch, doch! Vor zwei Jahren hat er mit Dir gesprochen. Im Hof der Stadt Gotha. Weißt Du, als wir von der Partie nach Klausdorf zurückkamen ..."

„Ja, ich entsinne mich."

„Das Gespräch fiel damals, wie dies bei Altenhöfer die Regel ist, auf die schwebende Criminalfrage. Ein Wort gab das andre. Nach fünf Minuten standet Ihr mitten im Fach. — Ich wurde dann abgelenkt durch den Landgerichtsrat von Grolmann. So entging mir das Weitere. Interessant aber muß es gewesen sein und bedeutend; denn Altenhöfer ist drei- oder viermal darauf zurückgekommen. Es scheint nun, daß ihn seit längerer Zeit ein Problem beschäftigt, das er Dir mitteilen möchte, — vielleicht, damit Du ihm einen Teil seiner Untersuchungen abnimmst."

Hellmuth zuckte die Achseln.

„Gerade jetzt, wo ich so vollauf mit mir selber zu thun habe ..."

„Nun, das wirst Du ja sehen. Altenhöfer ist so bescheiden, so liebenswürdig ..."

Frau Gyskra hatte jetzt ihre Blumen besorgt und gleichfalls wieder am Tisch Platz genommen. Sie legte die Hände in ihren Schoß, wie Jemand, dem solche willkommene Rast nur selten zu Teil wird.

„Höre," begann sie, „das mit dem Doktor Altenhöfer solltest Du nicht so glatt von der Hand weisen. Emmy's Bräutigam sagte mir wiederholt, Altenhöfer sei eine Autorität ..."

„Gewiß, Mama. Ich bin ja nicht grundsätzlich abgeneigt ..."

Die Uhr schlug zehn. Herr Gyskra hatte die zweite Pfeife zu Ende geraucht. Er stand nun auf.

„Wie wär's mein Junge," sprach er zu Hellmuth, „wenn wir das Prachtwetter zu einem tüchtigen Gang benutzten? Vielleicht nach Graudit? Die Fernsicht muß heute brillant sein."

„Gern, Papa!"

„Ich würde Euch auch bitten," wandte sich Gyskra an Frau und Tochter, „aber ich weiß doch, es geht nicht! Wenn der Professor kömmt, seid Ihr zu nichts zu gebrauchen."

Der ordentliche Professor der Mathematik Franz Lehr, dessen Hochzeit mit Emmy Gyskra auf den nächsten April festgesetzt war, hatte im Herzen seines zukünftigen Schwiegervaters bereits einen sehr gefesteten Platz erobert. Dies schöne Verhältniß trug nicht wenig zu dem Vollgefühl häuslichen Glückes bei, in welchem die Familie Gyskra sich sonnte.

„Nein, es geht nicht," scherzte auch Hellmuth, den der übermütig behagliche Ton seines Vaters gerührt hatte. „Alles für Ihn! Die entzückenden Stickereien, das täglich wachsende Raffinement unsrer Blumenzucht, die Erlesenheit des sonntäglichen Menu's, das ganze duftige Arrangement: Alles für Ihn! Wahrhaftig, man könnte vor Eifersucht gelb werden!"

„Du thörichter Mensch!" lachte das junge Mädchen. „Als ob Du nicht ganz genau wüßtest, daß sich in Wahrheit Alles um Dich dreht!"

„Pah!"

„Ja wol, um Dich! Wir alle verwöhnen Dich; sogar mein Franz, mit dem Du doch manchmal Debatten spinnst! Na, und daß Mama und ich jetzt daheim bleiben, um für den Mittag zu sorgen, das ist dem Herrn Ober-Staatsanwalt doch im Grunde so recht, so recht ...! Drohe mir nur, Papa! Ich durchschaue Dich! Ein Spaziergang mit deinem Hellmuth — etwas Schöneres gibt es ja nicht! Als er noch so hoch war, nahmst Du ihn Sonntags früh bei der Hand, — und wenn ihr dann heimkamt, warst Du halb wie verzückt von Allem, was er geschwatzt hatte! Mama hat mir's wol erzählt! — Und so ist's auch geblieben bis heute!"

Herr Gyskra strahlte. Man sah es ihm an, wie vollkommen wahr seine Tochter gesprochen, wie leidenschaftlich sein Vaterherz an dem Erstgebornen hing, den er von früh auf geliebt und vergöttert hatte, fast nach Art einer Mutter.

Er trat zu Emmy heran, strich ihr kosend über das schimmernde Haar, und nahm dann ihr Köpfchen in beide Hände.

„Du Schelm!" sagte er und blickte ihr tief in die Augen. „Möchtest mir wol am Ende noch einreden, ich sei gegen Dich ein verwerflicher Rabenvater? Schäme Dich! Hellmuth hat natürlich das Vorrecht des Ältesten. Acht volle Jahre hat er länger an meinem Herzen geruht, als Du. Mit solchen historischen Thatsachen muß man rechnen. Aber mir das nun vorzuwerfen, über deinen alten Papa zu spotten, — dafür muß ich Dich zausen!"

Nun bog er das Mädchen zurück, wie ein stürmischer Liebhaber die Geliebte, küßte sie auf den Mund und gab ihr dann, wie zur Strafe, einen leichten Schlag auf die Wange.

Er wußte selbst nicht, was ihn ergriff; seine Augen feuchteten sich. Rasch, als ob er sich dieser Regung zu schämen hätte, reichte er seiner Gattin die Hand und rief dann mit einer etwas gewaltsamen Flottheit:

„Komm, Hellmuth!"

7. Kapitel.

Herr Gyskra und Hellmuth schritten langsam in den sonnigen Tag hinein. An den Villen des Lutherplatzes vorüber, erreichten sie die Graubitzer Landstraße, die, stark ansteigend, einen herrlichen Blick über die Stadt und das weite Flußthal mit seinen blinkenden Dörfern und Weilern erschloß. Rings umher war alles in Licht gebadet. Die schweigenden Felder, die Wiesenböschungen, die mit den letzten Blumen des Jahres geschmückt waren, der ferne Park mit dem funkelnden Gelbrot der Kastanien und dem ausdauernden Grün seiner Eichen, ja selbst die wenigen Menschen, die auf dem leise stäubenden Heerweg stadteinwärts gingen, atmeten eine friedsame Feiertagsstimmung.

Eine Zeit lang wandelten Vater und Sohn schweigend neben einander her.

Beide waren mit ihren Gedanken beschäftigt.

Die Worte Emmy's hatten im Herzen des Ober-Staatsanwalts Erinnerungen geweckt, denen er jetzt mit stillem Wonnegefühl nachhing. — Es war doch eine köstliche Zeit gewesen, als der Junge, der Hellmuth, gleichsam nur ihm gehörte, als die Welt da draußen, die Arbeit, die Wissenschaft noch keinen Teil an ihm hatten! Wie oft war er mit Hellmuth gerade den Weg hier nach Graubitz hinangeschlendert! Welchen Genuß hatte es ihm gewährt, die hundert und aberhundert Fragen des wißbegierigen Kindes — manchmal nicht ohne Schwierigkeit, ja

selbst mit Anwendung diplomatischer Kunstgriffe — zu beantworten! Und wie freudig erbebend hatte er den Druck der kleinen beweglichen Hand gespürt, die sich ab und zu aus der seinigen löste, um aus dem wehenden Korn eine Blume zu brechen!

Zahlreiche Einzelbilder tauchten ihm aus der Fülle dieser Erinnerungen deutlich empor ... Der fünfjährige Knabe bringt ihm eine Handvoll Hypericum perforatum; — fragt: ‚was ist das?‘ —: untersucht es; — zerdrückt die hochgelben Blüten zwischen den Fingern, und wundert sich über das Phänomen des violett-roten Saftes ... Das war die erste Spur des künftigen Forscherberufs! ... Und dann später die Fragen des Acht- oder Neunjährigen, die fast schon an's Metaphysische grenzten: ‚Wie kann aus dem kleinen Kirschkern ein ganzer Baum wachsen? Steckt der Baum schon im Kern? Warum gibt's denn eigentlich Bäume?‘ ... Allmälig kömmt dann die Zeit, da der Junge nicht mehr des Vaters Hand faßt, sondern sich ihm zutraulich in den Arm hängt ... Hellmuth ist zwölf, dreizehn, vierzehn Jahre alt, aber so schmiegsam noch, so weich und so innig, daß dies Einhängen und Herandrängen den Vater mit heißem Entzücken durchrieselt. — Plötzlich — der Übergang hat sich vollzogen, eh man noch recht daran denken konnte, ist der Junge dem Vater über den Kopf gewachsen, leiblich, und auf einzelnen Gebieten auch geistig. — Nicht allem, was Hellmuth treibt, kann der Vater mehr folgen: aber er läßt sich berichten, erläutern, erklären; und Hellmuth glüht vor Freude, wenn er bemerkt, wie tief das Interesse des Vaters geht; wie der vielbeschäftigte Mann Lehrbücher der Chemie, der Physik in die Hand nimmt, um sich thunlichst zu orientiren, bis er dann einsieht, daß man hier ohne systematische Vorstudien leider auf ein volles Verständniß verzichten muß.

Wahrlich, dies Verhältniß zwischen Vater und Sohn war einzig in seiner Art! Es hatte hier und da eine Nüance der Unersättlichkeit, wie man es sonst nur bei zärtlichen Paaren findet. Herr Gyskra wußte genau, wie über die Maßen Hellmuth ihn liebte: und dennoch berührte ihn jeder flüchtige Zug, der diese Liebe ihm zu bestätigen schien, wie ein himmlisches Labsal.

Selbst Geringfügigkeiten prägten sich hier seinem Gedächtnisse ein.

So hatte ihn die sorgende Angst Hellmuths, der ihn bei einer Gebirgstour mit den Worten: ‚Ich kann's nicht sehen, Papa!‘ vom Rande des Abhangs hinwegdrängte, tief erschüttert, als liege in dieser begreiflichen Regung etwas ganz Außerordentliches.

Vielleicht ja war es der Ton, der hier ein Alltags-Ereigniß so in die Sphäre der höheren Bedeutung erhob ... Das Abenteuer in Graudiß aber war mehr als das.

Dort jenseits der schmalen Erdfalte sah der schiefergedeckte Turm hervor und links davon das Gehöft, das Zeuge gewesen jener ewig unvergeßlichen Scene. — Vater und Sohn schritten damals, wie jetzt eben, die breite Chaussee hinauf. Rechts von der Kirche bogen sie ab, — und da war es geschehen, daß Hellmuth sich den Hörnern des wütenden Stiers entgegenwarf, der mit gesenkter Stirn geradezu auf den Vater losrannte. Wie durch ein Wunder entging Hellmuth einem fürchterlichen Zusammenprall; die rasende Bestie hatte gestutzt und noch im letzten Moment Kehrt gemacht; die Gefahr war vorüber, ehe Herr Gyskra recht zur Besinnung kam. Aber noch jetzt stand ihm bei dieser Erinnerung das Herz still, und schwoll doch wieder vor stolzer Glückseligkeit ...

Auch Hellmuth hing während der fünf Minuten dieses stummen Bergan-Steigens seinen Gedanken nach. Zu Anfang waren sie denen des Vaters nahe verwandt. Bald jedoch überwog ein heimliches Schuldgefühl. Es drückte und grämte ihn, daß er mit seinem Beruf innerlich so zerfallen war; daß er die Hoffnungen seines Vaters schwerlich erfüllen würde. Urplötzlich stellte sich ihm die Frage: ‚Was soll das werden?‘ Ottfried hatte ihn während der letzten Wochen öfters einen ‚verfrühten Faust‘ genannt. Würde am Ende auch er zu dem Punkt gelangen, wo er die Schale mit Gift an die Lippen führte?

Hellmuth wandte den Kopf. Ein Blick in die Augen des Vaters scheuchte das grausenhafte Gespenst dieses Einfalls. Nein! Diesen Augen, die ob seinem Leben gewacht haben wie eine göttliche Vorsehung, wird er nicht Thränen entlocken, für die es auf dieser Welt keinen Trost mehr gibt! Niemals! Lieber erträgt er das Unerträgliche: die ewige Hohlheit, die Empfindung des Nichts!

„Nun, Hellmuth,“ begann Herr Gyskra, „Du scheinst wieder nachzugrübeln! Komm, laß uns plaudern! Ich selber war jetzt ganz in Gedanken. Erzähl' mir ein bischen von

deiner Woche! Oder nein: Nichts heute von Wissenschaft! Ich muß Dich herausreißen. Dein reger Verkehr mit Ottfried Stegemann scheint dies nicht fertig zu bringen. Oh, glaube ja nicht, daß ich Dir einen Vorwurf mache, wenn Du mit Stegemann sympathisirst! Ich bin kein Philister, Hellmuth! Prinz Heinrich wurde deshalb nicht schlechter, weil er mit Falstaff kneipte; — sans comparaison; denn Ottfried Stegemann erinnert eher an Calcagno. Ich meine nur ..., wenn Du Dich wirklich zerstreuen willst, solltest Du Leute suchen, die bessern Humor haben und mehr praktische Lebenskunst."

„Ich glaube, Ottfried besitzt das."

„Er sieht nicht darnach aus. Jedenfalls gibt es noch andere Personen, die es ihm gleichthun und nebenher auch in andrer Beziehung erbaulich wirken. Sieh mal: jetzt beginnt die Saison. Bisher hast Du Dich um die Geselligkeit sehr, sehr wenig gekümmert. Es wäre doch an der Zeit, daß Du auch hier einmal Deine Fühlfäden ausstrecktest. Glaube mir: der Verkehr mit Frauen und jungen Mädchen wirkt gerade auf einen vielbeschäftigten Geist wolthätig und befreiend."

„Oh, ich bin nicht so weiberscheu, wie Du glaubst! Als Student freilich — da hielt ich mich eingekapselt; jetzt aber hab' ich doch mancherlei mitgemacht. Stegemann ist außerordentlich vielseitig. Er kennt alle Welt. Du weißt doch, daß er mich neulich beim Galerie-Direktor van Dalen einführte. Ein rauschendes Fest, ein glänzender Damenflor! Ich habe sogar ein paar Mal getanzt."

„Mit wem denn?"

„Die Namen hab' ich vergessen. Ganz nette Mädchen ..."

Der Eindruck war also nicht sehr nachhaltig?"

„Nein."

„Vielleicht erhebst Du zu große Ansprüche."

„Das nicht. Aber es geht mir in diesem Punkte vielleicht gerade wie unserer Emmy, wenn sie im Ballsaal mit Offizieren verkehrt. Falls nicht einer besonders groß oder klein ist, kann sie die Leute nicht unterscheiden."

Herr Gyskra wiegte den Kopf.

„Ja, ja, eigenartige Physiognomien findet man selten. Übrigens liegt das zum Teil auch vielleicht an den Kreisen der Stegemanns. Laß Dich nicht immer von diesem Ottfried in's Schlepptau nehmen! Geh Deine eignen Wege! Sieh' mal, da ist zum Beispiel ein alter Freund von mir: der Oberst von Rheuß. Oder Freund ist zu viel gesagt: ein guter Bekannter. Herr von Rheuß stand bis vor Kurzem als Regimentskommandeur in Strehlberg. Wir hatten im Lauf der Jahrzehnte uns ganz und gar aus dem Gesicht verloren. Der Mann ist jetzt pensionirt und hat sich am Gothengehölz eine Villa gekauft, wo er mit Schwester und Tochter nun Haus hält. Trotz mancher Seltsamkeit nimmt Herr von Rheuß für sich ein; er lebt in angenehmen Verhältnissen, sieht gern Leute bei sich, und hat eine Tochter, Sascha geheißen. Die reine Lerche! Und doch wieder — nein, das Gleichniß paßt nicht. Schon ihre äußere Erscheinung hat etwas Eigenartiges, was sich mit ein paar Schlagwörtern nicht so bezeichnen läßt. Du sollst sie kennen lernen. Die wird Dich zerstreuen, anregen, vielleicht auch begeistern, — besser als die Ballprinzessinnen Deines Herrn Stegemann."

„Richtig! Mama hat mir ja auch von dem Engel erzählt. Ich fange schon an zu bedauern, daß ich nicht da war, als uns die Herrschaften neulich ihren Antrittsbesuch machten."

„Dieser Tage machst Du mit Emmy den Gegenbesuch. Mama und ich folgen dann später. Du sollst mal sehen, auch der Oberst gefällt Dir. Wie gesagt, er hat seine Schroffheiten; aber Du liebst es ja, wenn sich die Leute ein bischen von der Schablone entfernen. Herr von Rheuß ist ein paar Jahre älter als ich; er stand kurz vor dem Hauptmann, als ich ihn kennen lernte — in Obermöhlau, wo ich als junger Assessor mir die Sporen verdiente."

„Wie zeigt sich denn seine Schroffheit?"

„Theoretisch und praktisch. Als Leutnant schon war er in mancher Beziehung etwas verbohrt — tollkühn, jähzornig, ein Fanatiker des point d'honneur. Seine Freunde vom Regiment hatten oft ihre liebe Not mit ihm. Die Streiche, die man von ihm erzählte, waren Legion. So hat er einmal seinen eignen Onkel auf krumme Säbel gefordert, weil der ruhige, verständige Herr eine ganz harmlos gemeinte Bemerkung über den Luxus der Offiziere gemacht hatte."

„Das ist allerdings noch nicht dagewesen," rief Hellmuth lachend.

„Sehr viel Aufsehn erregte auch eine Mißhandlung, die er an seinem Burschen



Kinderbegräbnis in Holland. Nach



t Originalzeichnung von Werner Zehme.

vollzog. Sonst war er seelensgut gegen den Menschen. Da begab sich's einmal, daß der Ärmste von einer Dame, die der Leutnant verehrte, so sprach, als stünde sie mit seinem Herrn auf dem Fuß einer gewissen Intimität. Die unbesonnene Redensart hören, den Kerl bei der Wurzel packen und ihn so reitpeitschen, daß er drei Wochen nicht sitzen konnte, war Eins. Die Sache wäre fast officiell vor's Regiment gekommen; der Bursche aber hat standhaft geleugnet, und seinen Herrn so feurig herausgestrichen, daß man von einer Verfolgung der Angelegenheit absah."

„Ich bin wirklich auf den Herrn Oberst von Rheuß gespannt," erwiederte Hellmuth. „Wenn er gehalten hat, was er als Jüngling versprach ..."

„Der Mann steht jetzt hoch in den Fünfzigen. Etwas wird er doch wol vom Leben gelernt haben."

Nach Verlauf einer Stunde erreichte man das idyllisch gelegne Dorf Graudits, hielt dort einen Augenblick Rast, genoß bei einem Glase Landwein die herrliche Aussicht, und schlug dann am sogenannten Grauditzer Steinhof den Feldweg ein, der weiter ostwärts, als die Chaussee, nach der Stadt führte.

Unweit der Normann'schen Gärtnereien kam eine mittelgroße Gestalt in braunem Filzhut und grauem Herbstüberzieher langsam und regelmäßig aus der Richtung des Stadtparks daher.

„Lupus in fabula! Eben erst hab' ich ihn wieder erwähnt."

Hellmuth sah auf.

„Kennst Du ihn nicht?" frug Herr Gyskra. „Dein stiller Gönner, Freund und Bewundrer, Doktor Altenhöfer!"

Herr Gyskra und mit ihm Hellmuth grüßten zuerst. Doktor Altenhöfer war kurzsichtig. Etwas unsicher, aber mit großer Höflichkeit lüpfte er die chocoladenfarbige Kopfbedeckung; dann verkündete ein lebhaftes: ‚Ah!', daß er die beiden Herren erkannt hatte.

„Immer noch den alten Gewohnheiten treu?" fragte der Ober-Staatsanwalt.

„Immer noch!" sagte der Chemiker, die Hand schüttelnd, die Herr Gyskra ihm darbot.

Dann, zu Hellmuth gewandt:

„Sie erinnern sich meiner wol kaum?"

„Oh, sehr genau!" versicherte Hellmuth, — weit herzlicher, als er dies anfangs gewollt hatte.

„Freut mich, freut mich sehr! Die Jugend von heute hat oft ein so kurzes Gedächtniß ..."

„Ich höre von meinem Papa," fuhr Hellmuth fort, „daß Sie mich nächstens besuchen wollen ..."

„Wenn Sie erlauben, gewiß!"

„Ihre Güte beschämt mich," versetzte Hellmuth. „Eigentlich käm' es doch mir, als dem Jüngeren, zu ..."

Doktor Altenhöfer verneigte sich.

„Wäre mir eine große Ehre," sagte er lächelnd; „aber da ich hier der Bittsteller bin ...?"

„Der Bittsteller ...?"

„Nun ja, gewissermaßen. Ich will Ihr Interesse erwecken für eine Frage, deren Lösung ich mir selber nicht zutraue, weil ich, — Gott sei's geklagt! — durch meinen Beruf als Praktiker immer und immer wieder gestört werde."

„Da wäre ich gleichwol Ihr Schuldner," entgegnete Hellmuth. „Probleme — ich meine: lösbare —, die wirklich ein tiefer gehendes Interesse beanspruchen, sind eine schätzbare Seltenheit."

„Das meine gehört in diese Kategorie. Dem Wege, auf dem es etwa gelöst werden kann, bin ich schon halb auf der Spur. Aber nur halb. Sie, der thatkräftige, wolgerüstete junge Mann, der sonst nicht in Anspruch genommen ist, sollen da einsetzen, wo ich stehen geblieben bin. Sie sagten mir damals, eine alltägliche Aufgabe locke Sie nicht. Nun, ich glaube, was mir da vorschwebt, das entspricht etwa Ihrem wissenschaftlichen Herzensbedürfniß. Sie werden staunen, Herr Doktor, staunen ... Es handelt sich um eine Erfindung, die für die Menschheit und ihre Ernährung einfach Epoche macht; — um eine Erfindung, die außerordentlich nahe liegt, und doch bis jetzt die unüberwindlichsten Schwierigkeiten bereitet; — kurz, um ein riesenhaftes Projekt, dessen Verwirklichung uns Quellen erschließt, Quellen ..."

Er streckte die Hand aus und beschrieb einen weiten Halbkreis, als wollte er sagen: ‚Alles das rings umher ist Objekt meiner Erfindung: der ganze Erdball wird durch die Lösung meines Problems revolutionirt werden!'

Der Ober-Staatsanwalt, der den vorsichtigen, bescheidenen Mann aus mehr als einer Gerichtsverhandlung, wo er als Sachverständiger sein folgenschweres Parere abgab,

hinlänglich kannte, um zu wissen, daß Doktor Altenhöfer nicht etwa zur Phantasterei neigte, war durch den Überschwang dieser Sprache ganz eigentümlich berührt.

„Gehn wir zusammen?“ frug er mit einem forschenden Blick in das feierlich-ernste Gesicht. „Oder dehnen Sie Ihren Spaziergang noch weiter aus?“

„Nein, ich nehme hier stets den Feldweg bis zum Louisenthor. Übrigens würd' ich Ihrer Gesellschaft zu Liebe auch einmal von der Norm abweichen, obwol ich sonst ein wenig Pedant bin.“

„Ein Pedant der Hygiene,“ ergänzte der Ober-Staatsanwalt. „Sehr vernünftig nach den trüben Erfahrungen, die Sie gemacht haben.“

„Ja wol. Seit ich vor sieben Jahren so maßlos an Neurasthenie litt, excedire ich jetzt im Punkte der Regelmäßigkeit. Offen gestanden: die Furcht, mir zuviel zu thun, ist mit ein Grund, weshalb ich auf die Idee kam, die Mitarbeiterschaft Ihres Herrn Sohnes in Anspruch zu nehmen.“

Das kluge, schön geschnittene Antlitz mit dem langen, schneeweißen Vollbart trug in der That noch immer die Spuren geistiger Überanstrengung, wiewol sich Altenhöfer letzthin bedeutend besser fühlte. Nur ein leichter nervöser Husten war von der damaligen Attacke zurückgeblieben, — und jetzt, da eine gewisse Erregung ihm das Blut in die Wangen trieb, trat auch dieser charakteristische Husten auf — kurz, trocken, und dreimal hintereinander.

Hellmuth, der wol bemerkte, wie sehr sein Vater auf das Geheimniß des Chemikers brannte, bat jetzt den alten Herrn um einige Andeutungen.

„Die Sache ist einfach die“ — erwiderte Altenhöfer: „ich denke, es soll uns gelingen, durch einen wenig kostspieligen Proceß die Cellulose in Stärkemehl zu verwandeln.“

Hellmuth sah ungläubig zu ihm auf.

„Bis jetzt,“ sagte der Chemiker, wie in Beantwortung dieses Blickes, „sind meine Ergebnisse allerdings wesentlich negativer Natur: aber insofern haben sie doch einen praktischen Wert, als sie mir darthun, daß alle früher versuchten Combinationen ad acta zu legen sind. Die Pfade, die Sie nun einschlagen können, haben sich stark verringert; einer davon — wie ich demnächst Ihnen darthun will — dürfte sogar, wenn auch mit häufigen Schlangenwindungen, sehr wahrscheinlich zum Ziele führen.“

„Da wäre ja kolossal!“

Der Ober-Staatsanwalt, dem die Tragweite dieser Entdeckung nicht sofort zum Bewußtsein kam, warf eine Frage ein. Doktor Altenhöfer, durch seine Stellung als vereidigter Chemiker an den Verkehr mit Laien gewöhnt, setzte ihm die Angelegenheit, wie folgt, auseinander:

„Sie wissen, die Cellulose, der Holzstoff, die Pflanzenfaser, kurz, jener allgemein verbreitete Teil der Vegetation, der einerseits die mikroskopisch zarte Wandung der Zellen, andrerseits die härtesten Teile der Pflanze, das Holz, die Halme, die Obstkerne bildet, hat die gleiche procentuale Zusammensetzung aus Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff, wie mehrere andre Naturprodukte, zum Beispiel das Cerasin, das Arabin, vor allem aber das Stärkemehl.“

„Das war mir neu,“ bemerkte der Ober-Staatsanwalt.

„Gleichviel. Die Sache ist trotzdem leicht zu begreifen. Die chemische Formel für all diese Stoffe — Cerasin, Arabin, Cellulose und Stärkemehl — ist $C_6 H_{10} O_5$. Das heißt, sie bestehen aus sechs Teilen Kohlenstoff — C —, zehn Teilen Wasserstoff — H —, und fünf Teilen Sauerstoff — O. Ungeachtet dieser gleichen Zusammensetzung waltet im äußerlichen Verhalten dieser Produkte ein großer Unterschied ob. Die Cellulose ist nämlich nur in ihrer zartesten Form, als Wandung der feinsten Pflanzenzellen — etwa im jungen Gemüse — verdaulich. In ihrem weitaus verbreitetsten Zustand jedoch, — als Holz, Stroh, Baumwolle, Hanf — widersteht sie dem Magensaft absolut, mag man sie kochen, beizen oder mit anderen Körpern zusammenmischen, so viel man will. Hingegen das Stärkemehl, das doch genau so zusammengesetzt ist, wie die unverdauliche Holzfaser, bildet neben den Eiweißverbindungen das wichtigste Nahrungsmittel für Menschen und Tiere.“ (Fortsetzung folgt.)



Römische Feste.

Altes und Neues. Von Th. Trede.



Römischer Hirte.

eterna Roma, das ewige Rom, so hieß die weltbeherrschende Stadt von der Zeit Hadrians an, welcher der „Göttin“ Roma einen Tempel baute. Als diese immer blühende, unbestrittene Weltherrscherin ward sie in allen großen Städten des Kaiserreiches auf Münzen, in Statuen und Bildern dargestellt. Mancher Italienfahrer hat im Palazzo Barberini ein Frescobild geschaut: jene Roma aeterna, die Dea Roma, angethan mit dem Purpurmantel und gestickter Toga, sitzend auf goldenem Thron, das Scepter der Weltherrschaft haltend. Unter allen Städten ist Rom die einzige, welche seit Jahrtausenden bis heute das Fest ihres **Geburtstages** feiert und sich dabei ihres unscheinbaren Anfanges erinnert. Drei tausend Jahre zurück! — Wanderndes Hirtenvolk (Abb. 2) gründete auf felsiger Waldhöhe des Mons Palatinus eine Ansiedelung, eine befestigte Hürde, welche zu einer Kulturstätte wurde, wo man alljährlich am 21. April das Fest der allgemein verehrten Hirtengöttin Pales feierte, deren Name auf den Begriff des Nährens und Weidens hinweist, auch in dem Worte Palatinus (Weideplatz) uns entgegentritt. Das Fest der **Palilien** brachte den Herden feierliche Weihe und wirksamen Segen, den Hirten aber heitere Tage (Abb. 3). Hatten sie mit Opfer, Weihrauch und Weihwasser jenen Segen von der holden Pales erfleht, so folgte die Festlust, bei welcher neben dem Festschmaus sühnende, aus Stoppeln gebildete Scheiterhaufen üblich waren, durch deren Flammen die Hirten hindurch sprangen. So beschreibt uns Ovid jenes Fest in seinem zur Zeit Christi gedichteten Liede vom Festkalender (Fasti). „Heilige Bräuche, geschöpft aus den alten Annalen, erfährst du.“ So der genannte Sänger zu Anfang jenes leider unvollendeten Epos. Er schildert „farbige“ Feste der Römer und verwebt in seine Darstellung einen Schatz von Sagen und Legenden. Am Fest der Palilien geschah auf dem Palatin durch Romulus die Gründung Roms. So die Legende. Auf jenem Hügel hatte derselbe das Zeichen der 12 Geier geschaut, wodurch er sich als Herrscher der zukünftigen Stadt betrachtete. „Passend erkiest man den Tag, mit dem Pflug zu bezeichnen die Mauer, Nah ist der Pales Fest, das ist der Tag für das Werk.“ (Ovid IV, 820.) Am Palilienfest zeichnete Romulus mit dem Pflug die Mauerlinie der auf dem Palatin zu errichtenden Stadt und Ovid läßt ihn an die Götter Gebetsworte richten: „Götter, so viel mir zu rufen gebührt, o, nahet euch alle. Schützt dies Werk mir und laßt ruhen die Augen darauf. Dauer verleihet dem Land und die Macht zu gebieten dem Erdkreis.“ Der Palilientag blieb seit den ältesten Zeiten der **Geburtstag Roms** und am genannten Fest weihte Hadrian jenen der Dea Roma und der Venus errichteten Doppeltempel, dessen düstere Ruinen am Forum Romanum aufragen. Glänzender ist nie ein Geburtstag gefeiert, als bei jener Tempelweihe, glänzend war überhaupt zur Kaiserzeit in der Kaiserstadt jenes Gründungsfest, an welchem großartige Cirkusspiele den Populus Romanus ergötzten (Abb. 4). Vieles hatte sich damals im Lauf der Jahrhunderte verändert. „Wo jetzt Roma du siehst, stand nimmer gelichtete Waldung, Weidender Büffel ein Paar schritt auf der Bühne der Welt.“ (Ovid.) Auf dem Palatin glänzte die Kaiserburg, von hier aus vernahm die

Die Illustrationen vorstehenden Artikels sind dem kürzlich bei Ulrico Hoepli in Mailand erschienenen, vortrefflich ausgestatteten Werk: Feste Romane von R. Bonghi mit Erlaubnis der Verlagshandlung entlehnt. Dieses Werk, jetzt auch in deutscher Übersetzung von Alfred Ruhemann in A. Hartlebens Verlag in Wien erschienen, schildert die Feste im alten Rom ausführlich in der Reihenfolge der Monate und sei unsern Lesern bestens empfohlen. Th. T.



Abb. 2. Römisches Hirtenleben.

Welt des Weltgebieters Stimme, die Zahl der Stadthügel hatte sich bis auf sieben vermehrt, von welchen Ovid eine Prophetenstimme sagen läßt: „Ihr sollt wachsen dereinst, o Hügel, zu Herrschern des Weltalls," — — alle diese Veränderungen hatten auf das Fest der Palilien keinen Einfluß. Die Hirten in Latium feierten nach wie vor ihr Palilien-Fest und Ovid bezeugt, daß es zur Kaiserzeit unverändert fortbestand. Im Menschenleben Italiens finden sich Gebiete, welche der Zeit und ihrem Zahn trotzen, wie die Scheitel der Alpen. Wer diese Thatsache mit Illustrationen versehen möchte, der beobachte das heutige Hirtenleben in der Campagna di Roma; es bietet Erscheinungen, welche der Schilderung Virgils entsprechen; er durchwandere das nur selten von einem Fremden betretene Gebiet des Sila-Waldgebirges in Kalabrien, wo das heutige Hirtenleben den Schilderungen Theokrits entspricht, er betrete die Apulische Ebene, wo Hirten und Herden in den Wintermonaten ebenso leben und auf denselben Weidewegen (Tratturi) wandeln, wie vor Jahrtausenden. — Die Kaiserpaläste des Palatin sanken in Trümmer, Eulen hausen in den Ruinen, das Fest der Palilien blieb bis auf den heutigen Tag, wenn auch unter anderem Namen, und mit den Palilien leben alle jene Feste der Alten, bei denen es sich um Schutz und Segen für die Tiere handelte und die Menschen mit den Tieren sich ihres Lebens freuten. Heitere Malerlaune hat in Pompeji ein Bild geschaffen, welches ein Fest der Müller und Bäcker darstellt, bei welchem die Esel mit Brotkringeln geschmückt wurden. „Brot, schau, hänget herab von dem Hals bekränzeter Esel." (Ovid VI, 311.) Unter dem Schutz des Poseidon stand das Roß und am Fest jenes Gottes sah man lange Reihen geschmückter Pferde. Dieser Tag hieß die Hippokratien. Epona war die Schutzgöttin der Saumtiere, und Bilder dieser Gottheit wurden an ihrem Jahresfest bekränzt. Die Funktion solcher antiken Tierbeschützer ging auf St. Antonio, St. Biagio, St. Calógero (Sizilien) über. Wer das am Fest der Palilien übliche Weihwasser, wer geschmückte Rosse, mit Kringeln gezierte Saumtiere schauen und sich die erwähnten Feste der Palilien, Vestalien, Hippokratien zurückrufen möchte, der begebe sich am 17. Januar zur Kirche des St. Antonio in Neapel. Er schaut dort ein religiöses Volksfest, welches an Heiterkeit den Palilien nicht nachsteht und denselben Gehalt hat, wie die letzteren. Es ist ein „farbiger" Festtag, auf den wir Ovids Worte anwenden dürfen: „Heil dir, freudiger Tag, stets kehr' uns glücklicher wieder." Ein Gebiet, wo die antike Tradition am vielseitigsten fortbesteht, ist Kalabrien. Hier wird von den Hirten die heil. Lucia als Patronin der Herden verehrt, wie einst die „Magna, Veneranda" Pales, und am Fest ihrer erhabenen Santa springen die Hirten ebenso durch die Flammen, wie dies vor Jahrtausenden bei den Palilien geschah. Jenes Fest der von

Abb. 3. Römischer Hirte mit der festlichen Kopfbinde.



Abb. 4 Festzug bei den Cirkusspielen.



Abb. 5. Jo Saturnalia

St. Antonio ausgehenden Tiersegnung wurde in Rom bis 1870 gefeiert, und am 17. Januar sah man die Rosse des Papstes und des Römischen Adels bei der Kirche jenes Patrons der Tiere, um durch Weihwasser nach Art der Palilien den Zaubersegen des Sant' Antonio zu empfangen. Dies Fest der Tiere, in Süditalien und Sizilien allgemein bis auf den heutigen Tag, ist in Rom seit 1870 verschwunden, aber ihren Geburtstag läßt sich Roma aeterna nicht nehmen. Wie sie auf Stadtkosten zwei Wölfe ernährt, so läßt sie alljährlich am 21. April Feuerwerk glänzen, und gewöhnlich wird dann das flavische Amphitheater, seit Jahrhunderten Kolosseum genannt, bengalisch beleuchtet.

Wenn die antike Welt sich mit der Urgeschichte Roms beschäftigte, ging sie über die Romulus-Periode hinaus. Unter den mythischen Gestalten der Vorzeit steht obenan Saturnus, der bei den sieben Hügeln landete und eine Ansiedelung am Fuß jener Höhe gründete, welche der „Saturnische" Hügel, später aber Mons Capitolinus genannt wurde. Jenen Kulturgott schilderte Dichterwort als einen König, der in Latium den Ackerbau mit seinen Segnungen einführte. Unter seinem Scepter war die goldene Zeit, die Zeit des Friedens und des Überflusses, der Freiheit, Gleichheit und Unschuld. „Unter dem Könige blühte die Zeit des goldenen Segens, welche man preist. So lenkt er in friedsamer Ruhe die Völker." (Virgil, Aeneis VIII, 325.) „Jo Saturnalia!" (Abb. 5.) Mit diesem Ruf, mit Fackelschein und tosendem Lärm begann alljährlich am 17. Dezember das populärste aller Römerfeste, welches bis zum 23. Dezember währte und in volkstümlicher Bezeichnung: Septem Saturnalia genannt wurde. — An die goldene Zeit sollte es erinnern und deshalb war während der Festtage die Ungleichheit der Stände aufgehoben, sogar die Sklaven erfreuten sich dann gewisser Freiheit, wurden sogar von ihren Herren bewirtet. Man legte die hemmende Toga ab und die freie Bewegung, welche das Gewand der Synthesis gestattete, war ein Bild der Ungebundenheit jener Festtage, welche der Volkshumor wegen der Schmäuse und Trinkgelage als madidi

dies. d. h. feuchte Tage, bezeichnete. Eine Hauptsache bei dieser alle Stände umfassenden Festlust bildeten Geschenke, welche man Freunden und Bekannten, sogar dem Kaiser übersandte. Der Name solcher Festgaben war Sigillaria, ein Wort, welches kleine Thonfiguren bezeichnet, später aber von den mannigfachsten Geschenken gebraucht wurde. Oft waren solche Sendungen von launigen, passenden und unpassenden Versen begleitet. Das vierzehnte Buch der Epigramme des Martial (Hofdichters des Kaisers Domitian) zählt 223 solcher Festgaben auf und bietet zu einer jeden einen humoristischen Vers. Da finden wir genießbare und ungenießbare, lebendige und tote, passende und unpassende Geschenke, z. B. Kuchen, Rinderherzen, Hammelsköpfe, Affen, Bücher, Zahnstocher, Kleidungsstücke, Becher, Flaschen, Besen, Schweine, Würste, Flöten, Zahnpulver u. dgl. Hier eine Probe der Verse. Bei Übersendung von Zahnpulver: „Was willst du von mir? Mich soll die Jugend gebrauchen, denn falsche Zähne kann ich nicht glätten." — Bei Zusendung eines lebendigen Schweins proponiert Martial den Vers: „Gute Tage Saturns wird dieses Schwein dir bereiten, Schäumender Eber Genoß, ward es von Eicheln genährt." — Ein Heubündel wird von einem Vers begleitet, welcher empfiehlt, sich daraus ein sorgenfreies Bett zu machen. Solche Scherze erlaubte sich sogar Kaiser Augustus, der bei den Saturnalien das Versemachen nicht lassen konnte. Sueton erzählt im 75. Kap. der Biographie dieses Weltherrschers, daß er beim Saturnusfest außer kostbaren Gaben auch Schwämme, Rührlöffel, Zangen u. dgl. versandte, stets mit „dunklen und zweideutigen" Versen begleitet. Mit Leidenschaft gab man sich bei den Saturnalien dem Hasardspiel hin und allgemein war es üblich, um Nüsse zu spielen, welche im ganzen Altertum als das Bild des Segens und der Fruchtbarkeit galten. — Jo Saturnalia! Dieser Ruf ist bis heute nicht verklungen, sein Echo ist der Lärm, die ungebundene Festlust, welche in Italien die „stille" Nacht erfüllen. Je weiter nach Süden, desto mehr findet man im Volksleben uralte Traditionen bewahrt, und unter dem Mantel der südlichen Weihnacht birgt sich daselbst die Saturnalienlust mit ihren „feuchten" Tagen. Die „stille" Nacht wird mit Festschmäusen und Trinkgelagen gefeiert, wilder Lärm krachenden, zischenden Feuerwerks durchtost die Straßen und eine Hauptfreude bietet dann, wie ehedem, das Spiel um Nüsse, welches namentlich in Sizilien allgemein üblich ist. Der Tempel des Saturn ist verschwunden, acht Säulen bezeichnen seine Stätte am Fuß des Kapitols; das: Jo Saturnalia! klingt fort, auch in der Freude an kleinen, den Sigillaria entsprechenden Gaben, während die Verse bis Neujahr vertagt werden. Seneca sagt im achtzehnten seiner Briefe von den Saturnalien: Heiteres Wohlleben überall, ebenso Lärm und Aufregung, um einerseits für jenes Fest zu

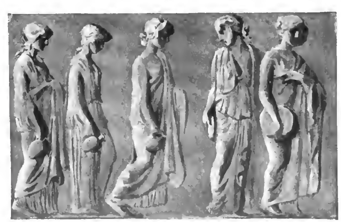


Abb. 6. Vestalinnen.

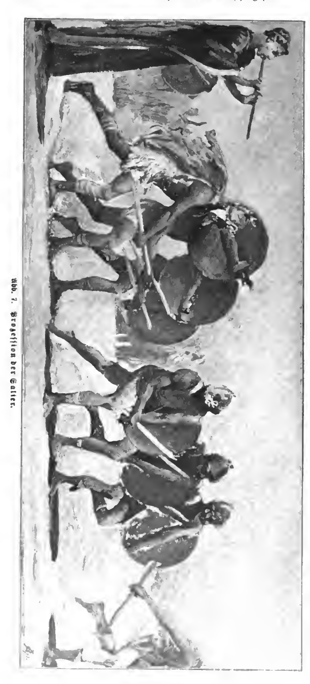


Abb. 7. Prozession der Salier.

rüsten, anderseits dasselbe gründlich zu genießen. Lucian, der Satiriker des zweiten Jahrhunderts n. Chr., beschreibt jenes Fest also: „Alles muß essen, trinken, lustig sein, lärmen, scherzen und würfeln.“ Solche Schilderung paßt auf die heutige Weihnachtsfeier des Südens. — Die wundersame Hartnäckigkeit des Festhaltens an antiker Tradition mag uns auch der erwähnte Tempel des Saturn lehren. Wie man die in demselben befindliche Götterstatue stets (mit Ausnahme der Septem Saturnalia) mit Fesseln umwunden erblickte, so herrscht dieser Brauch noch jetzt in Süd-Italien und Sizilien bei Statuen gewisser Heiligen, welche die Funktion des Saturn, die Überwachung des Ackers und Ackerbaues, versehen. Statuen derselben sah man vor einigen Jahren in Apulien und Kalabrien bei anhaltender Dürre und ließ ihre Füße so lange von Stricken umwunden sein, bis der lange vergebens erflehte Regen sich einstellte, worauf man die Fesseln löste und die Statuen unter Triumphgeschrei und Feuerwerk-Donner umhertrug. Bild und Gottheit werden, wie einst, mit einander identifiziert, durch die Fesseln übt der Mensch einen zwingenden Einfluß



Abb. 8. Häusliches Opfer.



Abb. 9. Festliches Laren Opfer.

auf die in der Statue sichtbare Schutzgottheit.

Am Fuß des Palatin lag eines der wichtigsten Heiligtümer, der Vesta-Tempel, umgeben von einem Hain, der auch die Wohnung des Oberpriesters, des Pontifex maximus, beschattete. Am 1. März jeden Jahres ward in jenem Tempel das heilige Herdfeuer, Symbol der Staatsgemeinschaft, erneuert, am Hauptfest der jungfräulichen Vesta, am 9. Juni, zogen die Matronen barfuß zu jenem Tempel (Abb. 6), eine Prozession, wie man sie heutzutage bei den gerühmtesten Heiligtümern der jungfräulichen Madonna sehen kann. Jener Tempel barg wichtige Heiligtümer, profanen Augen unzugänglich, namentlich das Palladium, welches die Sage durch Aeneas von Troja nach Rom gebracht sein ließ, ein vom Himmel gefallenes Bild der schützenden Pallas Athene, das magische Unterpfand des öffentlichen Wohles. Ein ebenso wichtiges Palladium war in Rom ein Schild, welchen der Himmel dem Numa Pompilius schenkte. „Glaubt, und erzähl ich auch Wunder, das Wunder geschah. Plötzlich beginnt sich inmitten des Raumes zu öffnen der Himmel. Aufwärts richtet der Fürst, richten die Scharen den Blick. Siehe, da fällt von der flüssigen Luft sanft wiegend getragen, nieder ein Schild und es schreit jauchzend zum Himmel das Volk." (Ovid III, 370). Um diesen Wunderschild, welchen eine Götterstimme als Unterpfand für die Dauer des Reiches bezeichnete, unverlierbar zu machen, ließ Numa elf dem genannten völlig gleiche Schilde anfertigen und bewahrte diesen Schatz in der Wohnung des Pontifex maximus. Derselbe König stiftete das priesterliche Kollegium der Salier, dessen Mitglieder den vornehmsten Familien Roms angehörten. Ihre Hauptobliegenheit bestand in einer feierlichen Prozession, wobei jene heiligen Schilde getragen und unter Absingung uralter Lieder kriegerische Tänze aufgeführt wurden (Abb. 7). Jene Lieder enthielten Anrufungen der Staatsgötter, der Helden der Vorzeit und später der vergöttlichten Kaiser.

Den Titel Pontifex maximus führten von Augustus an die römischen Kaiser, auch Konstantin und seine ersten Nachfolger; erst Gratian weigerte sich, den Mantel des Pontifex zu tragen. Bald erlebte die „christlich" gewordene Welt das Ereignis, daß der Bischof von Rom jenen Titel sich beilegte. Die Welt änderte sich, das heilige Vestafeuer erlosch, das Fest der Salier hörte auf, das Palladium des Wunderschildes ging verloren, aber das Bedürfnis, solche Unterpfänder des himmlischen Schutzes zu besitzen und Freude über solchen Schatz festlich zu äußern, blieb bis auf den heutigen Tag. So erklärt sich z. B. das Palladium des bekannten Wunderblutes des St. Gennaro in Neapel mit seinen festlichen Umzügen, ebenso eine unabsehbare Reihe von teilweise aus der Himmelshöhe gekommenen Wunderbildern der Madonna, alle als Unterpfand öffentlichen Wohles betrachtet.



Abb. 10. Venus.

Schützende, helfende Mächte besaß der Römer in seinen Palladien, dasselbe waren im höheren Grad seine Götter, und die religio, d. h. sorgfältige Beobachtung, erheischte den mit peinlicher Genauigkeit zu leistenden Kultus, der seinen Höhepunkt in den Festen hatte, deren sinnverwirrende Mannigfaltigkeit, deren Pracht und Lärm Rom zur Kaiserzeit erfüllte, als von allen Seiten die Götter der Völker mit ihren Kulten, Festen und Priestern in der ewigen Stadt Herberge fanden. „Wählet zum Sitz sich ein Gott, Rom ist der würdigste Ort." (Ovid.) Schützende Mächte besaßen Haus und Familie in den Penaten und Laren, freundlichen Hausgeistern, die man als Statuetten in den Hauskapellen erblickte und die man sich in den allgemein in den Häusern gehaltenen Hausschlangen gegenwärtig dachte. Für unser Deutsches: „Daheim" besaß der Römer kein Wort, er sagte: Laren und Penaten. Die Hausgenossen ließen

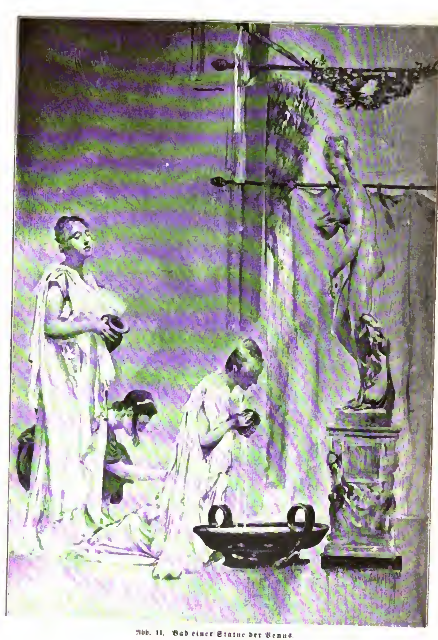


Abb. 11. Bad einer Statue der Venus.

ihre Laren an den Festen des Hauses teilnehmen, Kranzspenden und Weihrauch ward ihnen zuteil, sowie gelegentlich ein festliches Opfer (Abb. 8), wie ein in Pompeji gefundenes Freskobild darstellt. Wer den so innigen Kultus des Bambino im heutigen Italien kennt, wer selbst in den elendesten Behausungen die ewige Lampe vor Heiligenbildern schaute, wer sich davon überzeugte, welchen Wert man bei Gründung des häuslichen Herdes auf den Besitz eines Bambino legt, welcher an festlichen Tagen seinen Blumentribut erhält, der sieht, wie die „kleinen Götter," die Laren und Penaten, weiterleben, nicht mehr bedroht von einer zu Ende des vierten Jahrhunderts erlassenen Verordnung des Kaisers Theodosius, welcher den Kultus der Hausgötter untersagte, dabei aber ihr Weiterleben unter anderem Namen nicht hinderte. — Himmlische Schutzmächte walteten über Wegen und Straßen, groß war die Zahl niederer und höherer Götter, denen die Fürsorge für Saat und Ernte, für Korn und Wein oblag. Eine endlose Reihe von Festen liegt hier vor uns. Unsere Abb. 9 zeigt ein festliches Opfer für jene Art der Laren, welche, wie Pompeji beweist, an den Straßen, namentlich an den Kreuzwegen, ihre großen und kleinen Kapellen hatten, denen die heutigen, welche sich für denselben Zweck an derselben Stelle befinden, merkwürdig ähnlich sind. Jene populären Ackerfeste, welche von Gemeindeverbänden zu Ehren ihrer Schutzgottheiten gefeiert wurden, hatten als Hauptbestandteile feierliche Prozession, Opfer, dann Heiterkeit, nämlich Tanz, Gesang und Schmaus. Ebenso ist es bis auf den heutigen Tag, und zu den gewöhnlichen Dingen gehört es, daß man in der Prozession Tiere erblickt, welche man dem Schutzheiligen als Gabe darbringt. Solche Kälber, Kühe u. s. w. erinnern an die Opfertiere, welche einst in Prozession mit den Menschen festlich einherzogen. Jede Stadt hatte ihren Schutzpatron, wie heute in ganz Italien, jeder Schutzpatron auf öffentliche Kosten, wie heute, sein kostspieliges Jahresfest, den Gipfel alles Festglanzes schaute man in Rom, wo der Staatssäckel für die Feste der kapitolinischen Staatsgötter sorgte, deren Schutz das Staatswohl anvertraut war. Festliche Spiele wurden nebst glänzenden Aufzügen zur Hauptsache dieses Staatskultus, und die Eröffnung der Cirkusspiele geschah mit einer gigantischen Prozession, in welcher die Statuen der Staatsgötter auf Prachtwagen gefahren wurden, ebenso von Menschenmassen umjauchzt, wie die Madonna, wenn sie auf goldstrahlendem Triumphkarren, von weißen Ochsen gezogen, in Prozession gefahren wird. „Und in das Römische Thor zieht, thronend zu Wagen die Göttin, Über das Rindergespann streut man der Blumen Erguß." (Ovid IV. 345.) Vom Fest der „großen Mutter" (Rhea Kybele) und ihrem Aprilfest redet hier der Dichter, von der „großen" Göttin, von der „himmlischen Mutter der Götter," deren tosendes Fest sich bis in die späteste Kaiserzeit erhielt, um dann durch Feste einer anderen „Gottesmutter," Madonna genannt, ersetzt zu werden. Auf den Trümmern eines Tempels der großen Mutter erhebt sich in den Bergen bei Neapel eine Kirche der „Gottesmutter," deren großartiges Fest ebenso vom Ton der Schellentrommel durchrauscht wird, wie einst das Fest der großen Mutter, und ebenso weihrauchdampfende, von Weihegaben „fette" Altäre zeigt, wie einst die Tempel jener mächtigen Gottesmutter zur römischen Kaiserzeit. Mit dem Beginn des Kaiserreiches erstand jener Magna mater eine Nebenbuhlerin, als Augustus die Aeneassage zur Verherrlichung seiner Dynastie benutzte. Venus (Abb. 10), die Mutter des Äneas, ward zur Ahnfrau der Julischen Kaiserdynastie und des ganzen römischen Volkes. „Tempel erheben sich jetzt allwärts für



Abb. 12. Ein Lupercus im Festschmuck.

die mächtige Göttin.“ „Himmel regiert sie und Erd' und die Flut, die einst sie geboren, ihr Reich weichet an Macht keinem der göttlichen je.“ (Ovid.) Diese von Virgil in der Äneide verherrlichte „Ahnfrau“ brachte ein neues Element in den Kultus der Venus, welche früher in Rom nur als holde Frühlingsgottheit waltete. Ihr war der Wonnemond des Frühlings heilig und am 1. April feierten die Matronen ihr Fest, wobei die Statue der Göttin gebadet (Abb. 11) und darauf aufs neue mit Schmuck und blühenden Rosen versehen wurde. „Keine der Zeiten eignet sich mehr als der Lenz für die Venus, strahlt doch im Lenze die Flur, taut doch der Acker im Lenz.“ (Ovid.) Heutzutage ist der Mai der „lieblichen, holden“ Madonna geweiht. Ihre mit Edelsteinen und Prachtgewändern geschmückte Statue sieht man dann unter einem Baldachin thronend in den

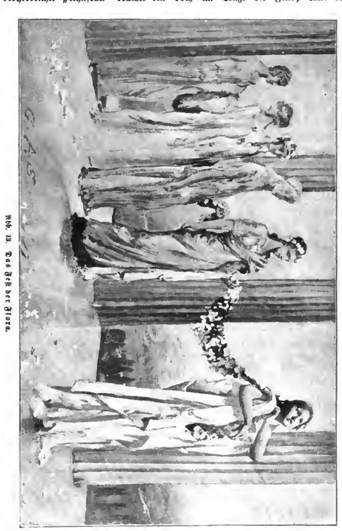


Abb. 13. Das Fest der Flora.

Kirchen, wo Rosenkränze tagtäglich ihr zu Füßen gelegt werden. Von ihr gilt dasselbe, was wir von der kaiserlichen „Ahnfrau" sagten: Ursprünglich in bescheidener Stellung, errang sie später den Herrscherthron. Jetzt heißt sie: Königin des Universums. „Tempel erheben sich jetzt allwärts für die mächtige Göttin." —

Das Bedürfnis des Menschenherzens, eine weibliche Gottheit mit dem Rang der Himmelskönigin zu besitzen, erhellt aus der Thatsache, daß der Kultus der Isis sich zur Kaiserzeit überall im römischen Reich verbreitete, am meisten von der Frauenwelt begünstigt. Auch in Pompeji, wo man ihren wohlerhaltenen Tempel sieht, hatte diese „Königin des Universums" ihren Thron. Im November feierten Rom und zahllose andere Städte ihr Fest, bei welchem ihre mit dem Diadem versehene Statue in glänzender Prozession ebenso getragen wurde, wie heute gekrönte Statuen der Madonna. Die Tonsur der Isispriester wurde, wie das Weihwasser, der Weihrauch, die ewigen Lampen, die Weihe- und Gelübdegaben, im Brauch der Kirche bewahrt.

War die Julische Kaiserdynastie göttlichen Ursprungs, so pflegte man die Kaiser unter die Götter zu versetzen. Dies geschah auch mit dem „christlichen" Konstantin. Der römische Senat vollzog diese sogenannte Konsekration, indem er dem betreffenden Kaiser den Titel Divus beilegte und dann folgte der mit glanzvollem Ceremoniell verbundene festliche Akt der Apotheose, ein großartiges Festschauspiel. Einen mit Kostbarkeiten beladenen Katafalk sah man unter freiem Himmel, das Wachsbild des Kaisers lag darauf, die Flammen verzehrten den Prachtbau und von seiner Spitze enteilte ein Adler, sich aufwärts schwingend zum Äther. Das Wesen der Konsekration begegnet uns wieder in der Kanonisation durch den Vatikan, welcher ähnlich, wie einst, den Titel Divus verleiht und unter glänzendem Ceremoniell die Apotheose vollzieht. Die Konsekration gab der Welt neue Schutzmächte, dasselbe geschieht durch die Kanonisation.

Kehren wir zum Palatin zurück. Ein Stück der ältesten Mauer ist dort noch jetzt vorhanden und daneben das älteste Heiligtum Roms, das sogenannte Lupercal, eine Höhle, die Behausung der Wölfin, welche bei Romulus und Remus Mutterstelle vertrat. Einem Schutzgeist der Hirten, dem Faunus Lupercus geweiht, knüpfte sich an dieselbe ein uraltes, volkstümliches Fest, welches den Römern am 15. Februar die Ergötzlichkeit der in seltsamer Vermummung durch die Straßen laufenden Mitglieder des Vereins der Luperci brachte (Abb. 12), wobei sich die Stadt mit ungebundenem Scherz und neckender Kurzweil erfüllte. Von Verboten getroffen schien dies allbeliebte Fest in der späten Kaiserzeit zu sterben, aber es war nur scheintot. Zu Ende des fünften Jahrhunderts lebte es plötzlich wieder auf. Das „christliche" Volk in Rom erschrak damals vor einer ausbrechenden Pest und behauptete, die Abschaffung der als sühnend betrachteten Lupercalien habe jene Epidemie veranlaßt. Man forderte dies Fest zurück und —— erhielt es anno 495! Man bedenke, was dies sagen will. Zu Ende des fünften Jahrhunderts standen längst die 400 Stadttempel leer, war längst der Götterkultus eingestellt. In diesem „christlichen" Rom ein der niederen Volksmasse zurückgegebenes Götterfest! Feierlich protestierte dagegen in einer uns erhaltenen Schrift der Bischof Gelasius, aber niemand weiß, ob die Lupercalien wirklich gestorben sind. Es läßt sich sogar behaupten, daß sie später nur „umgetauft," nur maskiert wurden, als aus ihnen und anderen unzerstörbaren Festen sich der Karneval*) bildete, der zahlreiche Festströme in sein breites Flußbett aufnahm, um sich dann als schäumender Strom durch die Jahrhunderte zu wälzen. Seine Nebenflüsse waren z. B. die Frühlingsfeste der Römer, obenan das Florafest mit „leichtfertigen Schnurren und Schwänken" (Abb. 13), dann Pferderennen, üblich im März zu Ehren des Kriegsgottes, sowie die mit Maskeraden verbundenen Festzüge zu Ehren der „großen Mutter" im April, endlich andere mit Ausgelassenheit verbundene Feste. — Der im Vorstehenden nachgewiesene, bis heute reichende Einfluß Roms auf das Festwesen rechtfertigt die Bezeichnung: Roma aeterna.

*) Siehe hierüber das erste Kapitel im II. Teil meiner Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben S. Italiens (Perthes, Gotha). Über die noch heute in Kalabrien üblichen Hausschlangen und Schlangenverehrung, sowie über die alte und neue Himmelskönigin die betreffenden Kapitel im II. und III. Teil. Über das Palladium des Wunderblutes das betreffende Kapitel im I. Teil.



Wahre Liebe.

Von Emil Rittershaus.

(Abdruck verboten.)

Als zu singen ich begann,
War's im deutschen Dichterkreise
Mode, daß ein Sängersmann
Liebchen grüßte dutzendweise.

Jedes Minneverslein trug
Einen andern Frauennamen —
Wahrhaft überschwenglich schlug
Stets das Herz für alle Damen!

Perlenzähnchen, Rosenmund,
Alles ward genau beschrieben,
Und der Dichter rutschte wund
Sich das Knie vor lauter Lieben!

Betete die Holde an,
Lag in Demut tief im Staube,
Aber mir erschien als Wahn
Solcher Frauenaberglaube!

Niemals hat mein Herz begehrt
Glück, nach dem die Narren trachten!
Mir erschien nur Liebe wert,
Wer das Weib zwingt, ihn zu achten! —

Stolz das Haupt und grad' das Knie!
Also laß' der Mann sich schauen —
Und zu Engeln dicht' er nie
Sich im Rausche um die Frauen!

Nicht nur an der Schönheit Schmelz
Kann sich echte Glut entzünden,
Auf des Seelenbundes Fels
Soll die Lieb' ihr Heim sich gründen.

In der schweren Stund' des Leids,
Die erspart noch nie geblieben,
Flieht der flücht'ge Sinnenreiz,
Doch Bestand hält wahres Lieben —

Wird als rechte Wunderblum'
Ewig Glanz und Duft bewahren!
In des Hauses Heiligtum
Hält's uns jung mit weißen Haaren.



Bianca. Von Tito Conti. (Verlag von Gustav Schauer in Berlin.)



Marienkind.

Von Paul Heyse.

(Schluß.)

Noch eine gute Weile blieb Franz Florian in seinem Kirchenstuhl sitzen, im Nachgenuß des beseligenden Erlebnisses schwelgend. Hier hatte das reizende Wesen gesessen, dieses Holz hatten ihre Kniee berührt, diese Sonnenlichter ihre gesenkte Stirn umspielt — und diese Luft hatte von ihrem Hauch gebebt und das Geständnis vernommen, das um so beglückender war, je widerstrebender es ihrer Brust sich entrungen hatte. War es denn wahr? Er hatte sie im Arm gehalten? Seine Lippen hatten dies reizende Auge berührt, das ihm bisher als ein unerreichbarer Stern vorgeschwebt hatte?

Das Husten aus dem letzten Kirchenstuhl unter der Orgelbühne bestätigte ihm jetzt wieder, daß es kein Traum gewesen, was ihm das Blut in stürmischer Bewegung erhielt. Und daß es bei diesem wundersamen Ereignis nicht bleiben, sondern noch weit schöner und für ewig dauernd werden sollte — dafür wollte er schon sorgen, wenn er auch im Augenblick zu glückverworren war, um sich über das Wie den Kopf zu zerbrechen.

Er entschloß sich endlich auch, die Kirche zu verlassen. Im Vorbeigehen schoß er noch einen grimmigen Blick auf das ahnungslose alte Weibchen, das in sich zusammengebückt in seinem Winkel saß, den zahnlosen Mund beständig bewegend, wobei die Kügelchen des Rosenkranzes ihr nach und nach über die dürren braunen Finger rollten. Da sie keine Bewegung machte, als der männliche Schritt dicht neben ihr über die Steinfliesen hallte, war zu hoffen, daß sie auch von dem leidenschaftlichen Zwiegespräch nichts gehört haben würde. Übrigens — was lag daran? Mochte doch die ganze Welt wissen, daß er das Annerl liebe und daß sie ihn wieder lieben würde, wenn der liebe Gott nichts dagegen hätte.

Wie es anzufangen wäre, diese höchste Instanz auf seine Seite zu bringen, darüber grübelte der glücklich Liebende ausschließlich nach, während die Stunden an ihm vorüberrollten. Als jedoch der Abend herankam, wo man ihn in der Villa des Regierungsrats auch heute erwartete, war er mit seinen Plänen und Vorsätzen noch nicht viel weiter, als am Vormittag.

Zunächst aber sollte er sie ja wiedersehen, jetzt mit anderem Herzen, voll Hoffnung und Vertrauen.

Es war dämmrig geworden, die Sonne ging schon merklich früher unter, als in der Zeit der ersten Bekanntschaft, als der Maler die Villa betrat. Ein verändertes Ansehn des Hausflurs fiel ihm auf, die Thüren

nach den Zimmern standen offen, drinnen war nicht die gewohnte Ordnung, und die Hausgenossen schienen auf einem Spaziergang abwesend zu sein, ohne auf ihn gewartet zu haben. Ein Schatten fiel auf seine helle Seele, er trat verstimmt in das Zimmer, das gestern noch der alte Herr bewohnt hatte, da fand er das Mädchen, mit Aufräumen beschäftigt. Wohin die Herrschaften gegangen seien? fragte er. Er wolle ihnen entgegen gehen.

„Ach wissen Sie denn noch nicht, Herr Florian," rief das Mädchen und sah ihn mit einem Blick des Mitleids an, als wisse sie sehr gut, was sie ihm anzuthun im Begriff stand, „der gnädige Herr und Fräulein Annerl und die Frau Tante — vor einer Stunde sind sie weggefahren, nach dem Kloster zurück, und es war eine Aufregung vorher, nicht zu beschreiben. Das Fräulein nämlich, sie war in die Kirche gegangen und blieb lange aus, wir warteten schon mit dem Essen auf sie. Und da kam sie endlich, ganz bleich, wie wenn sie Gespenster gesehen hätte, sie könne keinen Bissen anrühren, sie bäte den Papa nur um Eins, daß er gleich nach einem Fuhrwerk schicken möchte, weil sie ins Kloster zurück wolle, heute noch, so geschwind es zu machen wäre. Sie können denken, gnädiger Herr, was der Herr Regierungsrat für einen Schmerz drüber hatten. Die Ferien dauern ja noch 4 bis 5 Wochen, und doch, heute schon wollte Fräulein Annerl wieder fort. Aber da half kein Bitten und Beten, sie versteht's immer, ihren Willen durchzusetzen, und obwohl es über dem Einpacken, und bis der Wagen aufgetrieben war, schon sechs Uhr wurde — und sie haben gut vier Stunden zu fahren, und was würde die Frau Oberin und die Schwestern denken, wenn sie bei Nacht und Nebel hereingeschneit kommen — aber da half Alles nichts, vor einer Stunde stiegen alle Drei in den Wagen, der gnädige Herr, glaub' ich, hat immer noch Hoffnung, unterwegs es ihr auszureden, zumal sie keinen vernünftigen Grund hat angeben können, immer nur: ich muß fort! Ich sterbe, wenn ich länger hier bleibe! — und zuletzt gab sie mir noch dies Billet und sagte: Übergieb es Herrn Florian, wenn er heute kommt. Ich muß ihm doch Adieu sagen, und für die drei Porträts habe ich ihm noch gar nicht ordentlich gedankt! — und hier ist es, Herr Florian. Können Sie sich denken, was dem armen Fräulein plötzlich das schöne Leben hier verleidet hat?"

Das Briefchen, das das redselige Mädchen dem jungen Hausfreund einhändigte, ohne daß er ein Wort auf all ihre Mitteilungen erwiderte, enthielt nur die Worte:

„Leben Sie wohl! Vergessen Sie mich, wie ich versuchen werde, Sie zu vergessen. Ich werde für Sie beten, daß Gott Sie recht glücklich machen möge. Verzeihen Sie das Leid, das ich Ihnen etwa angethan habe, und haben Sie Dank für alles Freundliche. Annerl."

* * *

Herbst und Winter waren vergangen, ohne daß sich irgend etwas ereignet hätte, was auf das Schicksal des weltentrückten Marienkindes und seiner „tieftrauernd Hinterbliebenen" von Einfluß gewesen wäre.

Gegen Ende März, an einem jener erfreulichen Tage, an denen die Natur aus ihrem Winterschlaf sich aufzurütteln und die schwere Eisdecke von ihren Gliedern abzustreifen beginnt, rollte ein offener Bauernwagen, auf dem sonst Kälber oder Getreidesäcke über Land geschafft zu werden pflegten, die noch sehr unwegsame Straße dahin, die von der Eisenbahnstation zu dem zwei Stunden entfernten Kloster und Erziehungsinstitut der Salesianerinnen führte. Die tiefeingefahrenen Geleise waren mit Schneeschlamm und losem Steingeroll ausgefüllt, so daß es kein sonderliches Vergnügen war, auf dem hölzernen Sitzbänkchen, dem nur eine Pferdedecke zum Polster diente, die Stöße der schwerfälligen, federlosen Achse zu erdulden, davon abgesehen, daß die bleiche Märzsonne die scharfe Luft nur wenig durchwärmte und die Hufe der beiden langsam trottenden Bauernpferde den Schlamm der Straße hoch hinaufspritzten.

Gleichwohl zeigte das Gesicht des jungen Mannes, der neben dem Fuhrmann saß, und in welchem wir auf den ersten Blick unsern wohlbekannten naturalistischen Maler Franz Florian wiederfinden, keine Spur von Mißbehagen an der unerfreulichen Fahrt, höchstens eine wachsende Ungeduld, da Viertelstunde auf Viertelstunde verging, ohne daß sich die tröstliche Versicherung des Bauern: das werden wir gleich haben, das Kloster! erfüllt hätte.

Doch „eine Freude erwarten, ist auch eine Freude", und die unruhige Spannung in den Zügen des jungen Mannes wich bald wieder einer gewissen träumerischen Glückseligkeit, mit der er das breite Flachland überblickte, die Augen auf das schneeglänzende Gebirge geheftet, das weit dahinten bleiben sollte, wenn er bereits am ersehnten Ziel seiner Wallfahrt angelangt wäre.

Von Zeit zu Zeit warf er einen raschen Blick hinter sich auf eine große flache Kiste, in der allem Anschein nach ein Bild verwahrt lag, um dann mit stiller Genugthuung die Augen wieder auf die braunen, dampfenden Rücken der kleinen Gäule zu richten. Nur selten fiel ein Wort zwischen ihm und seinem rosselenkenden Nachbar, der eine kurze Pfeife zwischen den Zähnen hielt, sie aber längst nicht mehr in Brand erhalten hatte.

Auch der Maler hatte die Cigarette, die er nach dem Besteigen des Fuhrwerks angezündet, halb ausgeraucht weggeworfen und sich fest in den dicken Winterrock eingehüllt, aus dessen hohem Kragen sein hübsches, etwas blaß gewordenes Gesicht mit dem weichen blonden Stutzbart fröstelnd herausschaute.

Endlich aber, als sie eine mit kahlen Bäumchen bestandene Anhöhe erklommen hatten, lag das Ziel vor ihnen. Der ansehnliche Bau mit seinen Turmspitzen und grauen Dächern, zum Teil durch eine hohe Mauer gegen die schneebedeckten Felder und dunklen Fichtenwaldungen abgegrenzt, lag gegen das Herkommen klösterlicher Ansiedelungen in einer flachen Thalmulde, so daß der Blick in das Gebirge sich nur aus den oberen Fenstern und vom Turmkranz der Kirche öffnete. Etwa hundert Schritt, ehe man zu dem geweihten Ort gelangte, stand ein geringes Wirtshaus neben der Straße, und auf der andern Seite, hinter dem Kloster, hoben etliche verstreut liegende Bauernhäuschen ihre schneebedeckten Dächer in die dünne Märzenluft.

Der Bauer dachte nicht anders, als daß er vor dem Wirtshaus halten und ausspannen würde. Sein Fahrgast aber bedeutete ihn mit einer hastigen Geberde unverzüglich weiterzufahren, bis vor das Hauptthor, das in dem mittleren Gebäude schon von Weitem erkennbar war. Es duldete ihn nicht länger auf seinem Sitz, zumal der Radschuh eingelegt werden mußte. Er schwang sich auf die schlüpfrige Straße hinab und ging dem schwerfällig nachschwankenden Wagen voran, dem Klosterthore zu.

Als er dort aber angelangt war und, da er keine Klingel fand, mit seinem Schirmgriff kräftig angepocht hatte, öffnete sich ein Thürchen zur Seite, ein in Schwarz gekleidetes Klosterfrauengesicht erschien an der Schwelle und fragte nach seinem Begehr.

Er wünsche die Frau Äbtissin zu sprechen, da er ein Altarbild für die Klosterkirche abzuliefern habe.

Die Nonne betrachtete einen Augenblick die schwere Kiste auf dem inzwischen herangekommenen Wagen und erklärte dann mit einer leisen, gleichsam eingerosteten Stimme, dies hier sei die „Porte", durch die würden nur die kleineren Sendungen eingelassen. Wenn er die bonne mère zu sprechen wünsche, müsse er sich an den Eingang auf der anderen Seite des Hauses bemühen, da werde er von einer anderen Schwester eingelassen werden. Sie sei die „Windenschwester" und könne ihn nicht zu der ehrwürdigen Frau Oberin führen.

Das Pförtchen schloß sich sofort, der Bauer, der hier nicht ortskundig war, ließ die Gäule verdrießlich wieder anziehen und fuhr um die Ecke herum, wo er bald vor einer dritten Thür Halt machte.

Franz Florian zog an der Glocke, alsbald erschien eine dienende Schwester, die sein Anliegen mit gesenkten Augen anhörte, dann einen Blick auf die Kiste warf und verschwand, die Äbtissin zu benachrichtigen. Wenige Minuten vergingen, so erschien sie wieder und äußerte leise, die bonne mère werde sogleich in das Sprechzimmer kommen.

Ein ziemlich breiter Gang, auf den sich mehrere Thüren öffneten, führte ins Innere des Hauses, und an seinem Ende, wo eine Thür offen stand, sah man in die Klosterküche, in der mehrere dienende Schwestern, alle in dem gleichen schwarzen Habit, die Gesichter mit schneeweißen gesteiften Schleierhauben eingerahmt, das silberne Kreuz über der weißen Pelerine, geschäftig hin und her gingen. Dem Fremdling schlug das Herz bei diesem Anblick. Dieser weiße Kragen mit dem Kreuz am blauen Bande — wie lange hatte er ihn nicht wieder gesehen,

und doch in wie vielen seiner Träume bei Tag und Nacht hatte er die Hauptrolle gespielt.

Nun trat er in das Sprechzimmer, wo die Schwester Pförtnerin ihn allein ließ.

Er hatte Zeit, sich den Ort, wo er warten mußte, zu betrachten. Es war ein großes, freundliches Gemach, mit einer lichten grünen Farbe ausgemalt, die Fenster mit weißen Vorhängen verschleiert. Ein Kanapee, davor auf einem großen Teppich ein Tisch mit einigen Stühlen, ein paar Pfeilertischchen — die Ausstattung einer etwas kahlen weltlichen „guten Stube". Nur ein großes Kruzifix an der gegenüberliegenden Wand, zu dessen Füßen ein Betschemel angebracht war, gab dem Raum eine ernste geistliche Weihe, die nicht dazu angethan war, das Herzklopfen des Besuchers zu beschwichtigen.

Nun ging die Thür, und herein trat, in dem gleichen Habit, wie die geringeren Klosterfrauen, die „ehrwürdige Mutter", eine schlanke Gestalt, deren Bewegungen unter dem härenen schwarzen Gewande verrieten, daß sie vornehmem Geschlecht entstammte. Mochte sie nun wirklich, wie das Annerl gesagt hatte, „Schicksale" gehabt haben, ihr zartgefärbtes, noch immer anziehendes Gesicht zeigte keine Spur von Seelenkämpfen, die sie zur Flucht in diesen sturmlosen Hafen getrieben hätten.

Sie warf einen raschen, nicht unfreundlichen Blick auf den jungen Mann, der sich ehrerbietig verneigte, grüßte ihn mit einem leisen, würdevollen Neigen des Hauptes, das unter der weißen, dichten Schleierhülle nicht erkennen ließ, ob das Haar schon erblichen sei, und fragte nach seinem Namen und Anliegen.

Der sanfte und doch feste Klang ihrer Stimme ermutigte ihn. Er sagte, wer er sei, und daß er gekommen, der Frau Oberin für die Sankt Annenkapelle ein Bild der Heiligen anzubieten, das er gemalt und dem Kloster zum Geschenk machen wolle.

Sie hatte ihn nicht zum Sitzen eingeladen und maß ihn nach dieser Erklärung noch einmal vom Kopf bis zu den Füßen, was ihn wieder in Verwirrung brachte.

„Wie sind Sie dazu gekommen," fragte sie, „eine solche Schenkung machen zu wollen?"

Im vorigen Jahre sei er zufällig auf einer Studienfahrt hieher gekommen und habe natürlich auch die Kirche besucht. Da sei ihm unter so vielen schönen Gemälden, die sie schmückten, der traurige Zustand jenes Sankt Annenbildes aufgefallen, das vom Alter und dem Kerzendampf völlig geschwärzt, überhaupt als Kunstwerk ganz wertlos sei, und da er, aus persönlichen Gründen, gerade diese Heilige besonders verehre, sei ihm der Gedanke gekommen, an Stelle desselben ein besseres Bild zu stiften. Er habe das mit allem Fleiß den Winter über ausgeführt und stelle nun die Bitte, daß die ehrwürdige Mutter die Güte haben wolle, sein Werk in Augenschein zu nehmen.

In dieser Erklärung war Dichtung und Wahrheit unbefangen gemischt. Im vorigen Sommer, wenige Tage nach der fluchtartigen Rückkehr des Marienkindes ins Kloster, hatte Franz Florian, dem der Verkehr mit dem trauernden Geschwisterpaar in der Villa das Herz beklemmte, sich zu Fuß aufgemacht, den Spuren der Entflohenen zu folgen. Er konnte sich vernünftigermaßen keine Hoffnung machen, bis zu ihr zu dringen, oder gar sie in ihrem Entschlusse zu erschüttern. Doch zog es ihn besinnungslos ihr nach, und erst, nachdem er mehrere Tage die hohen Mauern, die ihn von ihr trennten, umkreist, in der Kirche das Gitter auf dem hohen Oratorium angestarrt hatte, hinter welchem nur die Pelerinen der Zöglinge beim Gottesdienst spukhaft sichtbar wurden, und jeder Versuch, ein Brieschen an sie einzuschmuggeln, an der strengen Regel des Hauses gescheitert war, hatte er sich in dumpfer Entsagung abgewendet und den Heimweg in die Stadt eingeschlagen.

Der bonne mère jedoch schien der fromme Eifer eines so artigen jungen Mannes, der so bescheiden vor ihr stand, nichts Unwahrscheinliches zu haben. Hatte es doch zu allen Zeiten Künstler gegeben, die ihr Talent mit Vorliebe in den Dienst der Kirche und ihrer Heiligen gestellt hatten.

Sie könne freilich in dieser Sache nicht selbst entscheiden, versetzte sie nach einem kurzen Besinnen. Was die Kirche und ihre Ausstattung betreffe, habe der hochwürdige Herr Erzbischof allein das Recht, Änderungen zu genehmigen. Doch sei sie jedenfalls für das dem Kloster bewiesene In-

teresse dankbar und werde das Gemälde gern besichtigen.

Auf den Ton einer Glocke erschien eine der Schwestern und erhielt den Auftrag, dem fremden Herrn bei dem Hereinschaffen seines Bildes behilflich zu sein. Der Maler eilte hinaus und legte selbst Hand an, die Kiste vom Wagen herunterzuheben und den Deckel abzulösen. Nach zehn Minuten war Alles gethan, der Fuhrmann belud sich mit dem großen flachen Kasten und trug ihn von Florian unterstützt durch den Hausgang in das Sprechzimmer, ihn dort nach der Weisung des Künstlers gegen den Tisch lehnend, so daß vom Fenster aus ein günstiges Licht auf die tiefgefärbte Leinwand fiel.

Da sah man in einer offnen, mit Passionsblumen umrankten Laube eine reizende jugendliche Mädchengestalt sitzen, in einem lichtgranatroten Kleide, das die eben aufgeblühten Formen der Schultern und des Busens faltenlos umschloß. Das Gesicht war der freien Landschaft zugewendet, so daß man zwei starke braune Flechten über den Nacken herabfallen sah, während ein ziemlich umfangreicher massiver Goldschein das Hinterhaupt überglänzte, fast wie ein goldgelber Sommerhut. Sie hatte an einer großen weißen Decke gearbeitet, in die sie mit Goldfäden Kreuze und Lilien zu sticken begonnen, und die nun in ihrem Schooße ruhte, da die junge Heilige träumerisch über die Ranken hinweg in die lachende Gegend blickte, hinüber zu einem jungen Hirten, der im Mittelgrunde eine Schafherde weidete. Sein langer Schäferstab endigte nicht in die übliche Schaufel, sondern hatte durch ein Querhölzchen die Form eines Kreuzstabes erhalten. Hinter ihm, der auf einem niederen Hügel stand, sah man Türme und Mauerzinnen eines umfangreichen Gebäudes, das auf den ersten Blick als das Urbild des gegenwärtigen Klosters zu erkennen war, obwohl es durch leichte Zuthaten ein altertümliches Gepräge erhalten hatte.

So sehr indessen der Künstler sich bemüht hatte, sein Werk zur Aufstellung über einem Altar geeignet zu machen, war es doch von jedem kränklichen nazarenischen Anhauch frei geblieben. Wenn man die GlorIole um den schönen Mädchenkopf wegwischte, konnte das Bild als eine liebliche Idylle angesehen werden, deren malerischer Reiz verriet, daß der Künstler in der Akademie zu Venedig wochenlang mit offenen Augen herumgegangen war.

Die Thür des Sprechzimmers war offen geblieben, vom Korridor aus hatte sich Alles, was von frommen Schwestern unten im Hause und in der Küche beschäftigt war, herzugefunden und von dem seltenen Ereignis gelockt näher und näher hinter die Oberin geschlichen. Eine dichte Corona weißumschleierter Klosterfrauengesichter beschaute über ihre Schultern weg das Kunstwerk, in leisestem Flüstern ihre Bewunderung austauschend.

Auch die ehrwürdige Mutter schien von dem unschuldigen Zauber des Bildes völlig gefesselt zu sein. Nachdem sie es jedoch eine geraume Zeit stillschweigend betrachtet hatte, wandte sie sich zu dem jungen Donator und sagte:

„So wenig Kennerin ich bin, so möchte ich doch glauben, daß Sie da etwas sehr Schönes und Anmutiges geschaffen haben, und es würde mir Freude machen, dies Bild öfter betrachten zu können. Nur zweifle ich dennoch, ob Se. Hochwürden, der Herr Erzbischof, die gewünschte Zustimmung zur Aufstellung in der Sanct Annenkapelle geben werde."

Der Maler sah sie bestürzt an. Sie kam seiner Frage zuvor, indem sie milde lächelnd fortfuhr:

„Wir sind gewohnt, die Mutter der allerheiligsten Jungfrau Maria als eine ältere Frau dargestellt zu sehen. So erscheint sie auch auf dem alten nachgedunkelten Altarbild in unserer Annenkapelle. Ich fürchte, Ihre Auffassung wird Bedenken erregen, da sie mit geheiligten Traditionen im Widerspruch steht. Wie sind Sie nur dazu gekommen, da Sie das frühere Bild doch gesehen hatten?"

Eine tiefe Glut schoß dem Maler in die Wangen.

„Ehrwürdige Mutter," stammelte er, „in der That, ich glaubte, mir auch einmal eine Abweichung von der Regel erlauben zu dürfen, wenn das Bild nur sonst so ausfiele, daß es eine andächtige Stimmung hervorrufen könnte. Die heilige Anna ist doch auch einmal jung gewesen, und sie so darzustellen, gleichsam in die Ahnung versunken, daß sie einmal gewürdigt werden sollte, die Großmutter Gottes zu werden" —

Ein scharfes Hüsteln der bonne mère ließ ihn seinen Satz nicht vollenden. Aus den gewöhnlich so milden Augen traf ihn ein strafender Blick, er fühlte bestürzt, daß er sich eines unpassenden Ausdrucks bedient hatte.

„Verzeihung!" stotterte er, „ich wollte sagen, wie man ja auch die heilige Jungfrau vielfach ganz jugendlich, nicht immer als mater dolorosa abgebildet sieht, so möchte es erlaubt sein, auch ihre Mutter einmal in dem Alter darzustellen, in welchem die Zöglinge dieses Hauses sich gewiß mehr zu ihr würden hingezogen fühlen, als zu einem Gesicht mit allen Spuren des hohen Alters."

Er schwieg und fragte sich, ob er etwa wieder etwas Ungehöriges gesagt habe. Denn er sah, wie aus der Schar der frommen Schwestern, die schon während der letzten Reden lebhafter miteinander geflüstert hatten, die Bejahrteste sich der Oberin näherte und ihr etwas zuraunte, was die bonne mère offenbar betroffen machte.

Sie trat plötzlich noch einen Schritt näher an das Bild heran und betrachtete das Profil der Heiligen mit scharfer Prüfung. Dann wandte sie sich rasch zu dem Maler um und fragte mit ganz verändertem Ton:

„Das Bild scheint das Porträt einer lebenden jungen Dame zu sein. Wer hat Ihnen dazu gesessen?"

Obwohl er im Grunde auf diese Frage hätte gefaßt sein müssen, traf sie ihn doch so jählings, daß er Mühe hatte, seiner Verwirrung Herr zu werden.

„Ich kann versichern, ehrwürdige Mutter," sagte er, zu Boden blickend, „daß mir Niemand zu dem Bilde gesessen hat. Leugnen will ich nicht, daß die Züge eines Fräuleins aus einem befreundeten Hause mir dabei vorgeschwebt haben mögen, um so mehr, als die junge Dame in diesem Institut erzogen worden ist. Indessen sah ich darin nichts Unschickliches. Man weiß, daß selbst Raffael zu seinen Madonnenköpfen sich lebender Modelle bediente, die nicht immer dieser Ehre so würdig waren, wie ein Zögling Ihres Hauses doch jedenfalls sein möchte."

Darauf wurde eine tiefe Stille in dem frommen Kreise, es blieb unklar, ob der Verlegenheit oder der Entrüstung.

„Gleichviel," sagte endlich die Oberin; „Sie werden begreifen, daß nun überhaupt nicht mehr die Rede davon sein kann, Ihrem Bilde einen Platz in unsrer Kirche zu geben. Die Ähnlichkeit ist so auffallend, daß ich mich wundere, sie nicht sofort selbst entdeckt zu haben. Aber allen Schwestern ist sie aufgefallen; zu einem Andachtsbilde — das werden Sie zugeben — ist daher Ihr Porträt durchaus ungeeignet, und ich kann nur die Mühe bedauern, die Sie darauf gewendet haben."

Sie neigte kühl und würdevoll das Haupt gegen den bestürzten jungen Mann und wandte sich zum Gehen.

„Darf ich nur noch um ein einziges Wort bitten?" sagte der Verabschiedete rasch, indem er ihr näher trat. „Ich kann der Wahrheit gemäß beteuern, daß ich in reinster Absicht hierher gekommen bin. Wenn ich einen Fehler gemacht habe, so bedaure ich es tief, aber ich hoffe, die bonne mère wird ihn meiner Unerfahrenheit zu gute halten. Ich bin, wie gesagt, mit der Familie des Fräuleins befreundet, die nächstens ihr Noviziat hier beginnen will. Wäre es mir nicht gestattet, sie nur auf einen Augenblick zu sehen? Ich hätte ihr Grüße ihres Vaters und ihrer Tante zu überbringen."

Die bonne mère sah ihm mit eisiger Kälte ins Gesicht.

„Haben Sie einen Brief des Vaters an mich, der Sie beglaubigt und mich ermächtigt, diese Zusammenkunft zu gestatten?"

Einen solchen Brief hatte er nun allerdings nicht mitgebracht. Er hatte überhaupt von seinem Vorhaben keiner Seele etwas verraten, das Bild in tiefster Heimlichkeit gemalt und thörichter Weise sich auf sein gutes Glück verlassen.

Nun aber hatte er die Stirn, auf die verfängliche Frage rasch zu erwidern: „Ich wußte nicht, daß es einer besonderen Empfehlung bedürfe, um einen Ihrer Zöglinge in Gegenwart einer der Schwestern hinter dem Gitter des Sprechzimmers zu begrüßen. Auch der Herr Regierungsrat hatte gedacht, da ich mich durch das Bild bei Ihnen einführte —"

„Ich bedaure, diese Einführung nicht als genügend ansehen zu können," sagte die Oberin. „Es ist strenges Hausgesetz, unseren Zöglingen nur dann den Besuch eines Fremden, der nicht zur nächsten Familie gehört, zu gestatten, wenn es auf ausdrücklichen Wunsch der Eltern geschieht. Und somit — leben Sie wohl!"

Sie neigte noch einmal ihr feines, jetzt alabasterkühles Gesicht dem jungen Manne zu und verließ das Sprechzimmer. Der ganze Schwarm der frommen Schwestern rauschte flüsternd und kichernd ihr nach, an dem verblüfft dastehenden jungen Manne vorbei, den die meisten denn doch mit unverhohlenem Interesse betrachteten.

Eine Viertelstunde später rollte das Bauernwägelchen mit der wieder fest zugenagelten Bilderkiste beladen, vom Portal des Klosters hinweg die Straße nach dem Wirtshaus hinan, wo diesmal endlich gerastet werden sollte, denn den erschöpften Tieren konnte nicht zugemutet werden, den weiten Weg ungestärkt und unausgeruht sofort wieder anzutreten, was dem Maler freilich das Liebste gewesen wäre. Nach so gründlichem Scheitern seines lange gepflegten und gehätschelten Planes war ihm der Anblick dieser starren Mauern, hinter denen sein verlorenes Lebensglück sich verbarg, schier unerträglich. Zu hoffen, daß er es diesmal besser treffen möchte, als im vorigen Jahr, etwa bei einem Ausgang in der Kirche ihr begegnen — auch dahin ging sie ja nicht ohne Bewachung — oder durch die „Windenschwester" ihr eine heimliche Botschaft zukommen lassen könnte, wäre Wahnsinn gewesen. Die Wachsamkeit ihrer Hüterinnen mußte ohne Zweifel durch seine Nähe noch gesteigert werden, und ganz nutzlos mit der Stirn gegen die Mauer anzurennen, fühlte er keine Neigung.

Nachdem er in der unseligsten Verfassung die zwei Stunden ausgeharrt hatte, bis die Pferde gefüttert waren, hüllte er sich in seinen Mantel, vergrub das Gesicht tief in den Kragen und verließ die verhaßte Stätte, wo ein junges Leben, das ihm so teuer war, einem lebendigen Begräbnis sich geweiht hatte.

* * *

So schien denn Alles für immer aus und zu Ende zu sein, das Marienkind durch nichts in seinem eigenwilligen Entschluß irre zu machen, die Ihrigen auf den schwachen Trost angewiesen, daß es so der Wille des Himmels sein möchte, Franz Florian auf den Leichtsinn seiner jungen Jahre, der gescheiterte Herzenshoffnungen in der Regel nicht allzu schwer zu verwinden pflegt.

Vorläufig jedoch wollten alle Heilungsversuche, die er nach der beschämenden Abweisung von der Klosterschwelle in einem Gefühl gekränkten Stolzes anstellte, nicht anschlagen. Er versank mehr und mehr in Trübsinn, unternahm Bild auf Bild, ohne nur eins zu Ende zu führen, und ergab sich den Sommer über einem unfruchtbaren Herumstudieren an allerhand technischen Problemen, da er sich nicht eingestehen mochte, daß er auch an seiner künstlerischen Theorie irre geworden war, und doch zum Einschlagen einer selbständigen Richtung nicht Gemütsruhe und Freudigkeit genug verspürte.

Das abgelehnte Heiligenbild hatte er gleich nach seiner Rückkehr dem Regierungsrat geschickt, mit einem paar Zeilen, worin er ihn bat, dieses Gemälde, zu welchem die Erinnerung an rasch entschwundene schöne Tage ihn angeregt habe, zum Dank für so viel Freundliches, das er in seinem Hause genossen, von ihm anzunehmen.

Dem Medizinalrat, dem er im Winter zuweilen begegnet war, wich er aus, verschloß sich gegen seine früheren Kameraden und strich wochenlang in den Bergen oder den kleineren Nachbarstädten umher, mit sich selbst darüber zerfallen, daß er nicht Manns genug war, eine so völlig hoffnungslose Leidenschaft wie ein wucherndes Unkraut aus seinem Busen auszujäten.

So kehrte er eines Vormittags wieder einmal in die Stadt zurück, da ihm auch sonst nirgend wohl geworden war. Seine Bekanntschaft mit dem Mädchen, das er zu vergessen sich bemühte, jährte sich gerade. Alles, was ihm in Wald und Feld begegnete, hatte ihn an jene verhängnisvolle Zeit erinnert, bis er endlich beschloß, sich in die heiße Stadt zu flüchten, wo er vor solchen Gespenstern sicher war und sein schwermütiges Wesen treiben konnte, ohne sich den Menschen gegenüber Zwang anzuthun.

Denn die meisten seiner Bekannten unter den Kunstgenossen waren auf Studienfahrten ins Freie gezogen, wo sie ihrem Götzen Pleinair nach Herzenslust opfern konnten, und überdies hatte er schon im vorigen Herbst seine Werkstätte in einem weitentlegenen Hause am rechten Isarufer aufgeschlagen, wohin nur selten ein unwillkommener Besuch sich verirrte.

Als er jetzt aber vom Bahnhof weg durch die Kaufingerstraße seiner Wohnung zu fuhr und zu der Michaelskirche gelangte, neben deren Portal der große eherne Erz-

engel seiner Aufgabe, den Drachen zu besiegen, sich so schwungvoll entledigt, sah er einen offenen Doktorwagen bei der Kirchenthür vorfahren und einen langen, ganz schwarzgekleideten Herrn heraussteigen, in welchen er schon von weitem seinen alten Gönner, den Medizinalrat, erkannte. Er zog den Hut tiefer in die Stirn, um unbemerkt vorbeizukommen, der Alte jedoch hatte auch ihn bereits erkannt und machte dem Droschkenkutscher mit der schwarzbehandschuhten Rechten ein Zeichen, anzuhalten.

Franz Florian konnte nicht umhin, auszusteigen und sich dem alten Arzt zu nähern. Er sah jetzt, daß er einen Flor um Hut und Ärmel trug, und daß sein hageres, sonst so frischgefärbtes Gesicht sehr blaß, die Augen hinter den großen Brillengläsern gerötet waren.

„Da sind Sie ja, junger Freund," rief der alte Herr, indem er ein Schnupftuch hervorzog, um sich geräuschvoll zu schnäuzen, wobei ihm die Augen wieder überflossen. „Der verdammte Katarrh! Sie scheinen aber ganz frisch und munter zu sein; natürlich haben Sie draußen gute Tage gehabt, während wir in dem mörderischen Staubnest — Aber Sie wissen ja noch gar nicht — ich dachte mir's gleich, als kein Kranz von Ihnen kam und Sie auch bei der Beerdigung fehlten —"

„Beerdigung? Um Gotteswillen, wer ist denn — doch nicht am Ende — das Fräulein?"

„Was Fräulein!" brummte der Alte und schüttelte heftig den Kopf. „Sie denken natürlich nur an die Eine, das Annerl. Wenns nur Die wäre! der Querkopf, das herzlose Rabenkind, das seinem Vater solchen Kummer machen konnte! Weiß Gott, ich hielt große Stücke auf sie, ich war ordentlich eitel auf mein Patchen, aber ob sie jetzt da draußen in ihrer lebendigen Nonnengruft steckt, oder unterm Rasen liegt — die Wahl thäte mir wahrhaftig weh. Nein, eine viel Bessere haben wir begraben müssen, ich darf wohl sagen, die Beste ihres Geschlechts, und denken zu müssen, daß sie noch frisch und gesund herumgehen könnte, wenn sie nicht eine so große Dummheit gemacht hätte, es ist, um sich die Haare auszuraufen!"

„Tante Babette?" entfuhr es dem erschrockenen Maler.

Der Alte antwortete nicht sogleich. Er lüftete den Hut, sich die Stirn abzutrocknen, hauptsächlich aber, um sich verstohlen die Augen zu wischen. Die Fältchen um seinen Mund und die Flügel der großen Cäsarennase zitterten von mühsam zurückgedrängtem Weinen.

„Ja," sagte er endlich, als er sich ein wenig gefaßt hatte, „Tante Babette, keine Geringere, das beste Weib, das seit fünfundvierzig Jahren die Sonne beschienen hat. Sie haben sie nicht so lange gekannt, wie ich, aber glauben Sie mir, so was kommt nicht wieder, so viel gesunder Menschenverstand, Bravheit, Humor und gerade so viel Eitelkeit, wie eine richtige Evastochter braucht, um vor Gott und Menschen wohlgefällig zu sein. Können Sie mir eine Andere aufweisen, die in ihrem ganzen Leben bloß zwei Dummheiten begangen hätte? So viel muß man der Gescheitesten zugestehen, wenn sie kein Engel sein soll. Ihre erste war, daß sie den Apotheker heiratete. Hätte sie die nicht begangen, sondern statt dessen mich genommen, so wäre ihr auch die zweite Dummheit nicht passiert, und wir hätten sie nicht in der Blüte ihrer Jahre begraben müssen. Sie hat nämlich, als sie krank wurde, darauf bestanden, daß ich nicht gerufen würde. Sie wissen, das verrückte Vorurteil ihres Seligen gegen unsere Zunft, und vielleicht war's nicht einmal so aus der Luft gegriffen. In diesem Falle aber — ich darf's nicht denken, ohne mir eine Gelbsucht auf den Hals zu ziehen — ich, der ich ihre Konstitution so gut kannte, und eine Krankheit, an der keine blutarme Nähterin stirbt, wenn bei Zeiten dazu gethan wird — und ihr Simpel von Bruder, der sich von ihr einschüchtern läßt und erst nach mir schickt, als nichts mehr zu retten war — und nun sind wir so niederträchtig um sie gekommen, und da drinnen wird eben der Trauergottesdienst für sie gehalten, was ihr so wenig hilft, wie uns. Denn wenn der liebe Gott sich auf seinen Vorteil versteht, wird er dies vortreffliche Wesen in seinem Paradiese ganz dicht neben sich sitzen lassen, um sich an ihrer guten Laune zu ergötzen, ohne daß erst die Pfaffen ihre Seele aus dem Fegefeuer loszubeten brauchen, und was die Komödie uns für Trost gewähren soll — aber ich will heute nicht lästern. Ich gehe hinein, obwohl ich kaum

mehr weiß, wie eine Kirche von innen aussieht. Meinem alten Freunde bin ich's schuldig. Kommen Sie nicht mit? Sie haben freilich keine Trauertoilette gemacht, aber da Sie eben erst vom Lande zurückkehren — Ihre Reisetasche können Sie in meinen Wagen legen und die Droschke wegschicken. Ich fahre Sie nachher in Ihre Wohnung."

Der Maler machte keine Einwendungen. Auch ihn hatte die Kunde von dem plötzlichen Hinscheiden der heiteren, lebensfrohen Frau, die seine warme Gönnerin gewesen war, heftig erschüttert, wenn er auch die Ansicht ihres alten Verehrers nicht teilte, daß der Tod ihrer jungen Nichte minder beklagenswert gewesen wäre. In die Kirche zog ihn überdies die heimlich aufblitzende Hoffnung, bei diesem traurigen Anlaß eben dies entschwundene Marienkind wieder zu sehen.

Und seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen.

Denn kaum hatte er sich neben dem alten Herrn in einem der Kirchenstühle niedergelassen, wo schon eine ansehnliche Trauergesellschaft dem feierlichen Amt beiwohnte, während um den schwarzbehangenen Katafalk in der Mitte die Kerzen auf den hohen silbernen Kandelabern mit rötlichzuckenden Flammen leuchteten, so erblickte er in dem vordersten Stuhl auf der Seite, wo die Frauen saßen, eine tief verschleierte knieende Gestalt, von deren Antlitz er durch den schwarzen Kreppüberhang kaum ein blasses Streifchen erkennen konnte. Sein Herz aber sagte ihm und sein scharfes Auge bestätigte es, daß so nur eine Einzige auf den Knieen liegen und den Kopf auf die gefalteten Hände gedrückt halten könne. Nun verwandte er, während die Geistlichkeit mit allem Pomp eines Totenamts erster Klasse ihre lateinischen Bräuche vollzog, den Katafalk umschritt und Gesang und Weihrauchduft die hohen Kirchenräume erfüllte, keinen Blick von der Trauernden, ganz in ihre Andacht Versunkenen, und in so aufrichtiger Rührung er selbst sich zu der wehmütigen Feier gesellt hatte, — als sie beendet war und Alles sich erhob, erfüllte ihn nur der eine Gedanke, daß er die Verlorengeglaubte nun endlich wiedersehen sollte.

Der Medizinalrat hatte während der ganzen Zeit still in sich hineingeweint. Nun faßte er sich gewaltsam, wartete seinen Freund ab, der, die Tochter am Arm führend, sich jetzt dem Ausgang näherte, und drückte ihm und dem Annerl die Hand. Franz Florian hielt sich hinter ihm. Er glaubte zu bemerken, daß die Augen des dichtverschleierten Fräuleins ihm einen raschen, scheuen Blick zusandten. Erst draußen, als das Paar in die schwarze Kutsche stieg, konnte er sich dem Papa vorstellen und sich entschuldigen, daß er bisher kein Zeichen des Beileids gegeben. Der Regierungsrat, der beständig die Augen zu trocknen hatte, nickte nur zerstreut zu seinen Worten; das Annerl stieg, ohne ihn weiter zu begrüßen, in den Wagen, der gleich darauf fortrollte.

* * *

Am Tage darauf verfehlte Franz Florian nicht, zur feierlichen Kondolenz im Trauerhause sich einzufinden.

Es war eines der alten Münchener Bürgerhäuser im Mittelpunkte der Stadt, mit vier oder fünf Fenstern Front und drei Stockwerken, deren untere vermietet waren, da der Hauseigentümer, Annerl's Vater, ziemlich ungesellig lebte und eine größere Wohnung, als die fünf bis sechs Zimmer des obersten Geschosses, nicht nötig hatte. Der Maler hatte die Geschwister einige Male besucht, doch in den lichtlosen, mit altmodischen Möbeln ausgestatteten Räumen, deren bester Schmuck nun für immer fehlen sollte, sich nie behaglich gefühlt. Heute war der sogenannte „Salon" noch ungemütlicher als sonst, obwohl das schöne Bild der heiligen Anna den Ehrenplatz über dem Sopha erhalten hatte. Wohl ein Dutzend der näheren Bekannten der Verstorbenen hatte auf den Plüschsesseln um den Sophatisch Platz genommen, mit den Beileidsmienen und einförmigen Trostsprüchen, die bei solchen Anlässen hergebracht sind. Die Tochter des Hauses war, als der Maler hereintrat, nicht im Zimmer. Erst eine Weile später glitt sie wie ein wandelndes Cypressenbäumchen geräuschlos herein und pflanzte sich auf ein „Hockerl," das neben der Thüre stand. Sie sprach keine Silbe und blickte, die schönen breiten Augenlider gesenkt, beharrlich auf den Teppich. Ihre Ordenstracht hatte sie schon des blauen Bandes wegen abgelegt und war in ein Trauerkleidchen gehüllt, das ihre reizende Figur und die Elfenbeinfarbe ihres Gesichts aufs vorteilhafteste

hervorhob. Sie weinte nicht, ließ sich auch von gutmütig zudringlichen Fragen, ob und wann sie ihr Noviziat antreten werde, nicht aus ihrer starren Versunkenheit herauslocken, und nur als Franz Florian wieder gehen wollte und ihr zum Abschied schüchtern die Hand hinhielt, legte sie die ihre ruhig hinein und würdigte ihn eines kurzen, nicht unfreundlichen Blicks, wobei sie leicht errötete.

Ihr Vater hatte beim Abschiede leise zu ihm gesagt: Wir hoffen, Sie nun doch zuweilen zu sehen. Ich bin ja nun ganz verwaist. Worauf er nur mit einer tiefen Verbeugung erwidert hatte.

Er hatte sich's aber gesagt sein lassen, und so klar er darüber war, daß er sein heimliches Leiden nur verschlimmern würde, wenn er den Anblick des geliebten Marienkindes nicht streng vermiede, konnte er es doch nicht über sich gewinnen, sie in der Stadt zu wissen und nicht die drei finsteren Stiegen zu ihrer Wohnung hinaufzusteigen.

Zuerst machte er von der freundlichen Aufforderung des Papas nur jeden dritten Tag Gebrauch, in der zweiten Woche hatte er sich schon wieder daran gewöhnt, wie draußen in der Villa, allabendlich zum Nachtessen sich einzustellen. Doch kam er damit nicht weit. Zwischen ihm und dem Annerl wurde mit keinem Wort jener Kirchenszene gedacht, die das aufgeschreckte fromme Gemüt zu so plötzlicher Flucht angetrieben hatte. Da die gute Tante nun fehlte, die das Hauswesen geführt hatte, war es nur natürlich, daß die Tochter des Hauses für sie eintrat — bis zu ihrer neuen Entfernung nach Ablauf des Urlaubs, den sie von der bonne mère erhalten hatte. Franz Florian, während er nur selten das Wort an sie richtete, mit dem Vater Schach spielte oder einen bescheidenen Tarok, so oft der Medizinalrat sich dazu einfand, beobachtete das jugendliche Hausfräulein scharf, und es schien ihm, als gebe ihr das stille Schalten und Walten nun erst vollends einen Reiz, dem kein wohlgeschaffenes Herz widerstehen könne. Auch sah es nicht so aus, als übe sie die Pflichten der Häuslichkeit und Gastfreundschaft nur widerwillig. Wie sie so geräuschlos ging und kam, den Tisch besorgte, den Wein in das Kühlgefäß stellte und den Blumen in der Vase frisches Wasser aus dem feinen Spritzchen zukommen ließ, konnte niemand ahnen, daß er eine kleine Himmelsbraut vor sich habe, die alle weltlichen Sorgen nur für Hindernisse auf dem Wege zum ewigen Heil ansähe.

Darüber waren vier Wochen vergangen. Der Medizinalrat hatte anfangs sein Patenkind auffallend kühl behandelt, nach und nach aber schien er ganz vergessen zu haben, daß ihre Gegenwart nur ein geliehenes Gut sei, und scherzte mit ihr in alter zärtlicher Vertraulichkeit. Der junge Hausfreund hatte sich ebenfalls zu einer sorglosen Freude an diesem Zusammenleben verleiten lassen und zunächst sich aller Zukunftsgedanken entschlagen.

Um so bestürzter war er, als er eines Abends in den Salon des dritten Stocks eintrat und der Hausherr ihm allein entgegenkam, mit der Nachricht, das Annerl sei heute früh abgereist, ins Kloster zurück, da ihr Urlaub abgelaufen sei. Sie lasse ihn grüßen und für die schönen Rosen danken, die er ihr zufällig gerade eine Stunde vor ihrer Abfahrt geschickt hatte.

„Sie hat sich nicht deutlich ausgesprochen," setzte der betrübte Mann seufzend hinzu, „aber ich glaube doch, wir werden sie wiedersehen. Sie weiß jetzt, wie schwer ich das Leben ohne sie ertragen würde, und sie ist ein gutes Kind, was sie mir auch für Schmerzen bereitet hat. Über Gewissenspflichten kann man nicht hinaus, und soll es auch nicht. Aber vielleicht gibt der Herr mir die Gnade, daß ich sie doch noch behalte, wär's auch nur, bis ich selbst die Augen schließe, worauf sie wohl nicht allzu lange zu warten haben wird."

* * *

Diese Nachricht wirkte so niederschmetternd auf den Liebenden, daß er kein Wort hervorbringen konnte und sich wieder empfahl, ohne zu bedenken, daß dem einsamen Manne gerade jetzt ein freundliches Gespräch und eine Partie Schach eine Wohlthat gewesen wäre.

Die schüchterne Hoffnung, es könne nun doch noch Alles gut werden, da der junge Klosterzögling sich in das häusliche Leben ohne Widerstreben zurückzufinden schien, war auf einen Schlag für immer vernichtet. Über die heiligsten natürlichen Pflichten hinweg hatte das bethörte Seelchen sich wieder zu *seinen* Heiligen geflüchtet und den selbstgeschmiedeten Stachelgürtel des übereilten Gelübdes sich von neuem umgelegt.

Nein, es wäre eine Thorheit gewesen, noch länger dem Traum eines Glückes nachzuhängen, das ihn nur äffte, ihm ein Weilchen zulächelte, um, wenn er die Hand danach ausstreckte, mit einen kühl andächtigen Knix zu entschwinden.

Er haßte jetzt sogar die so leidenschaftlich Ersehnte und überhäufte sie in seinen Selbstgesprächen mit ehrenrührigen Worten der Geringschätzung, unter denen „Bild ohne Gnade", Muckerin und sancta simplicitas die gelindesten waren. Nein, er liebte sie nicht mehr. Wie gut, daß er noch beizeiten von dieser Narrheit geheilt worden war. Wer wird eine Raffaelische Madonna heiraten wollen? Die mag in ihrem Goldrahmen bleiben und sich anbeten lassen. Mit einem Heiligenschein geht man nicht in die Küche oder auf den Markt und läßt sich höchstens herab, dem heiligen Lucas Modell zu sitzen, natürlich nur in vollem Ornat.

So höhnte er in sich hinein. Auch machte er Anstalten, sein früheres Leben wieder zu beginnen, um das immer noch leise fortglimmende Gefühl vollends zu ersticken. Mit einigen seiner alten Kameraden, die er im „Verein" wieder aufsuchte, saß er die Nächte durch, trinkend und Karten spielend, und lud auch eine schöne, nicht eben klösterlich gesinnte Person, die früher ihre Netze nach ihm ausgeworfen hatte, in sein Atelier, um sie zu malen, in einem sehr unheiligen Kostüm. Doch schon bei der ersten Sitzung, da sie sich gar zu unbefangen benahm, übermannte ihn so ein unüberwindlicher Widerwille, daß er Kopfweh vorschützte und das höchlich erstaunte und enttäuschte Geschöpf mit einem reichen Geschenk wieder fortschickte.

So trieb er es vierzehn Tage lang und ließ sich bald auch bei seinen Freunden nicht mehr blicken. Unfähig zur Arbeit, an all seinen künstlerischen Idealen irre geworden, verließ er gewöhnlich schon früh sein Atelier, und durchstrich ziellos in dumpfem Mißbehagen die Straßen, seine Schwäche vor sich selbst damit beschönigend, daß man auch arbeite, wenn man nur mit den Augen studiere.

Da geschah es auf einem dieser Streifzüge, daß er in die Nähe der alten Pinakothek gelangte, die er lange nicht mehr betreten hatte. Ein uneingestandenes Heimweh nach seinen früher so hochverehrten alten Meistern lenkte seine Schritte die Straße hinunter längs der eisernen Umfriedung dem Eingange zu, vor dem zu dieser frühen Stunde nur wenige Fiaker standen, die fremde Besucher hiehergebracht hatten. Eben wollte er in das Thor eintreten, da sah er eine schlanke weibliche Gestalt in schwarzer Kleidung von der anderen Seite herankommen. Er blieb mit einem plötzlichen Herzklopfen stehen und sah ihr scharf entgegen, die mit langsamen Schritten, den Kopf auf die Brust gesenkt, ahnungslos sich ihm näherte. Nun war sie bis auf drei Schritte herangekommen und hob das Gesicht.

„Fräulein Annerl!"

„Herr Florian!"

Also war sie wieder in der Stadt. Und er wußte es nicht, sie hatte ihm keine Nachricht von ihrer Rückkehr zukommen lassen. Freilich, so war es ja das Beste, Menschenfreundlichste. Sie würde ja doch über kurz oder lang ihrer „inneren Stimme" wieder folgen und zu ihrem Noviziat zurückkehren. Wozu also den Faden noch einmal anknüpfen, der doch aufs neue zerrissen werden mußte.

Sie sah aber wunderhübsch aus in ihrem schlichten schwarzen Straßenkostüm, nicht mehr von dem dichten Kreppschleier über und über verhangen wie von einer schwarzen Taucherglocke. Und auch die Augen in dem reizenden Gesicht glänzten ihm so freudig wie lange nicht unter dem Trauerhütchen entgegen.

Noch aber gelang es ihm, seine Brust gegen diesen Zauber zu feien. Es wäre allzu demütigend gewesen, wenn er sich noch einmal hätte bethören lassen.

„Ich wußte nicht, gnädiges Fräulein, daß Sie wieder in der Stadt sind," sagte er, mit eisiger Höflichkeit den Hut ziehend. „Wahrscheinlich nur ein kurzer Besuch. Es wird Ihren Herrn Vater recht freuen. Bitte, mich ihm zu empfehlen. Leben Sie wohl!"

Er verbeugte sich linkisch, als wolle er seinen Weg fortsetzen, kam aber doch nicht von der Stelle. Denn er hörte sie mit etwas unsicherer Stimme erwidern:

„Ich werde es dem Papa ausrichten. Er hat Sie sehr vermißt. Warum haben Sie sich nicht mehr bei ihm sehen lassen?"

„Ich — o, ich war — ich hatte dringende Arbeiten. Ich werde mir aber gewiß näch-

ſtens einmal die Ehre geben, — wenn er wieder allein iſt und nach einer Anſprache verlangt."

Sie wurde dunkelrot. Um ſo beſſer, dachte er, wenn ſie ſich getroffen fühlt. Sie ſoll nur wiſſen, daß ich nicht ihretwegen ins Haus komme.

Er blieb aber doch ſtehen. Es reizte ihn, ſich an ihrer Betroffenheit zu weiden. So unweltlich ſie geſinnt war, ihre natürliche Eitelkeit mußte ſich doch verletzt fühlen, daß ſie ihm ſo gleichgültig geworden war.

Sie ſagte aber nach einer Pauſe:

„Wenn Sie erſt zu Papa kommen wollen, nachdem ich wieder fortgegangen, würde er ſehr lange auf Sie warten müſſen, ja überhaupt Sie nie wiederſehen. Ich werde nämlich bei ihm bleiben, für immer. Er braucht mich jetzt, es macht es ihm Niemand im Hauſe ſo zu Dank, ſeit die Tante geſtorben iſt — es iſt ja auch das Natürlichſte."

Er ſah ſie erſtaunt an.

Alſo hatte ſie es endlich begriffen, was ihre natürlichſte Pflicht war. Doch freilich, der Vater mochte auch ihr, wie ihm bei ſeinem letzten Beſuch, geſagt haben, daß er nicht lange mehr leben werde. So handelte ſich's nur darum, ihn zu Tode zu pflegen, um nach einer kurzen Wartezeit, wenn ſie dem guten Manne die Augen zugedrückt und einem Trauergottesdienſt erſter Klaſſe für ſeine arme Seele beigewohnt, endlich ungehindert ihrer Marienkindſchaft wieder froh zu werden und der böſen Welt endgültig Valet zu geben.

Das kühlte ſeine ſchon wieder aufflackernde Liebe und Hoffnung hurtig ab.

„Ich freue mich für Ihren Herrn Vater, gnädiges Fräulein," ſagte er mit bitterer Schärfe, „daß Sie ihm ſeine letzten Lebenstage verſchönern wollen. Hernach iſt ja auch noch Zeit genug, ſich dem Himmel zu weihen. Übrigens wird der Herr Regierungsrat mich dann nicht entbehren, da er ſich in der beſten Geſellſchaft befindet, und — auch Sie will ich nicht länger aufhalten. Sie werden zu Hauſe erwartet werden."

Wieder machte er eine Bewegung, als ob er ſie verlaſſen wolle. Als er aber noch einen letzten raſchen Blick auf ſie warf, verwandelte ſich ſein mühſamer Trotz in Beſtürzung und Mitgefühl. Denn er ſah, wie aus ihren Augen, die in traurigem Staunen auf ihn gerichtet waren, große Tropfen hervorquollen.

„Was iſt Ihnen, Fräulein Annerl?" ſagte er haſtig. „Habe ich Ihnen wehgethan? Verzeihen Sie mir, das wollte ich wahrhaftig nicht — ich dachte nicht — ich meinte —"

Sie fuhr mit der Hand raſch über die Augen.

„Es iſt ſo einfältig —" ſtammelte ſie: „was werden Sie von mir denken — aber ſeit dem Tode der Tante greift mich Alles ſo an. Es iſt ſchon vorbei. Ich wollte eine Freundin beſuchen, und ſie konnte mich nicht annehmen, da ihre Mutter in der Nacht krank geworden war, — das hat mir alles Traurige wieder in Erinnerung gebracht, was in der letzten Zeit — aber ich will Sie nicht länger aufhalten — Sie wollten in die Pinakothek —"

„Allerdings, Fräulein Annerl. Ich wollte einmal wieder etwas Schönes ſehen. Auch ich habe die letzte Zeit nicht eben heiter verbracht, und die große Kunſt — für Unſereinen wenigſtens iſt's immer eine Herzſtärkung. Auch Sie ſehen gern ſchöne Bilder, Fräulein Annerl. Hätten Sie vielleicht Luſt, da Sie doch bei Ihrer Freundin ein Stündchen geblieben wären, ſtatt deſſen — es iſt wohl ſchon lange her, daß Sie nicht in der Pinakothek waren?"

Sie bedachte ſich einen Augenblick. „Ich war überhaupt nur erſt einmal darin, als achtjähriges Kind, mit dem Papa. Ich weiß noch, daß ich bald wie betäubt war von all dem Schauen und auf einem Sopha einſchlief. Sie werden mich deshalb verachten, aber ſo ein dummes Kind — Seitdem war ich ja im Inſtitut und in den Ferien am Land. Und jetzt, wo ich gern hineinginge — der Papa hat immer ſo wenig Luſt, irgend etwas zu unternehmen."

„Wenn ich Ihnen zumuten dürfte, ſich meiner Führung anzuvertrauen? Ich ſehe, Sie nehmen Anſtand, mit einem fremden Herrn — aber wahrhaftig, Sie können es dreiſt wagen, Niemand wird darüber ſchwätzen. Denn die Münchner, zumal die hieſigen Frauen und Mädchen, gehen nur in den Kunſtverein, niemals in eine der Theken, und meine Bekannten, die Herren Maler, meiden dieſe Räume ebenfalls. Sie würden fürchten, ſich an den alten Meiſtern den neueſten Geſchmack zu verderben."

Sie warf einen Blick über die Straßen und nach dem Portal des hohen Gebäudes, zu dem nur ein paar lange Engländer hinaufstiegen. „Wenn Sie meinen," sagte sie dann mit einem lieblichen Erröten, — „ich glaube, mein Papa würde nichts dagegen haben, und einen so guten Führer fände ich nicht so bald wieder. Nur — ich bin schrecklich unwissend — Sie müssen Nachsicht mit mir haben."

„O," sagte er, „Sie haben auch in meiner Mappe gleich das herausgefunden, was einigen Wert hatte. Ich erwarte gar nicht, schon eine perfekte Kunstkennerin in Ihnen zu finden. Jedenfalls wird es mich sehr freuen — —"

Er verneigte sich höflich, um sie vorangehen zu lassen, und sie trat nun ohne Bedenken ein. Ein langentbehrtes Gefühl des Glücks überkam ihn, als er die Treppe zwischen den großen steinernen Löwen an ihrer Seite hinaufstieg, ganz wie vor Jahr und Tag, als er neben ihr die schönen Spaziergänge durch die Wiesen und Wälder machen durfte und noch nichts zwischen sie getreten war. Was ihn jetzt von ihr trennte — warum sollte er sich's nicht auf eine kurze Stunde aus dem Sinn schlagen, sich der Wonne hingeben, das liebe Gesicht neben sich zu sehen und die Stimme zu hören, die ihm das Herz rascher schlagen machte?

Er hütete sich auch wohl, diesen Waffenstillstand seiner Qualen zu brechen, indem er irgend etwas sagte, was die Gedanken auf ihr persönliches Verhältnis hätte zurücklenken können. Sobald er den ersten Saal betreten hatte, befliß er sich eifrig, den Cicerone zu machen und sie zu den Bildern hinzuführen, die ihr, wie er meinte, vornehmlich gefallen mußten. Doch erkannte er bald, daß sie durchaus nicht geneigt war, die religiösen Gegenstände mit Vorliebe zu betrachten. An etlichen altertümlichen Altartafeln aus der Kölnischen Schule sah sie ohne sonderliches Interesse vorüber, die Dürer'schen Apostel freilich fesselten sie lange, doch in dem Rubenssaal waren es nicht vorzugsweise die Darstellungen des Jüngsten Gerichts und die Madonna, bei denen sie sich aufhielt, sondern das zärtliche Doppelbildnis des Malers mit seiner jungen, schöngeputzten Frau in der Jelängerjelieberlaube, das Bild seiner zweiten Gattin mit dem nackten Bübchen auf dem Schooß, das Familienbild im Garten, ja auch vor der Löwenjagd stand sie wohl fünf Minuten lang, und selbst an jener gewaltsamen Entführung der beiden hilflosen schönen Frauen durch die zu Pferde herangestürmten Brüder sah sie nicht mit prüdem Augenblinzeln vorbei, was ihrem Führer in seinem innersten Malerherzen wohlthat.

Dann aber — sie hatten noch nicht die Hälfte der Säle durchwandert — erklärte sie plötzlich, daß sie nichts mehr sehen könne so viel auf einmal könne sie nicht genießen; er würde sonst am Ende erleben, daß sie ihm unter den Händen einschliefe, wie jenes erste Mal vor zehn Jahren.

Ob sie nicht einen Augenblick sich ausruhen wolle, fragte er, indem er sie ohne ihre Antwort abzuwarten, zu einem Kanapee in der Mitte des Saales führte. Sie habe noch einen weiten Weg bis nach Hause, und allerdings sehe man ihr an, daß der ungewohnte Kunstgenuß sie angegriffen habe.

Sie ließ sich auf das Polster sinken und schloß ein paar Sekunden die Augen, während er in schicklicher Entfernung neben ihr Platz nahm. Er mußte sie unverwandt betrachten. Eine schmerzliche Empfindung stieg in ihm auf, da er dachte, daß eine solche Stunde nie wiederkehren würde.

Plötzlich schlug sie die Augen wieder auf, sah aber an ihm vorüber auf das Bild der nackten Knäbchen, die ein Frucht- und Blumengewinde zwischen sich zu tragen bemüht sind.

„Sagen Sie mir aufrichtig," flüsterte sie: „nicht wahr, Sie haben sehr schlecht von mir gedacht?"

„Ich?" versetzte er betroffen. „Wie können Sie denken, Fräulein —"

„Nein, ich weiß es ganz gewiß, ich merkte es Ihnen an, als wir uns vorhin begegneten. Sie haben es mir übel genommen, daß ich den Papa noch einmal verlassen habe und nach dem Kloster zurückgekehrt bin. Gestehen Sie es ehrlich: war es nicht so? Aber ich sagte ihm ja, ich würde wiederkommen. Ich mußte nur zuerst — ich bin ja dort erzogen worden — können Sie mir's verdenken, daß ich mich darüber beruhigen wollte, was meine geistlichen Oberen dazu sagen würden?"

Sie sah ihn mit unschuldiger Zutraulichkeit an. Er fühlte aber wieder seinen

alten Schmerz und Trotz in sich aufsteigen und erwiderte, finster zu Boden blickend:

„Und wenn man dort nicht damit einverstanden gewesen wäre? Entschuldigen Sie mich, wenn ich Ihre Anschauung nicht teilen kann. In meinen Augen haben Sie vor Gott und Menschen keinen höheren „Oberen", als Ihren Vater."

„O," sagte sie eifrig und stockte doch wieder — „was den Vater betrifft, das wußte ich ja, was ich dem schuldig war, und daß es meine Pflicht ist, ihm eine gute, treue Tochter zu sein, jetzt, da er mich nicht entbehren kann. Aber Sie wissen ja — mein Gelübde — Sie werden begreifen —"

„Lassen Sie uns abbrechen," unterbrach er sie mit harter Stimme. „Wir werden uns darüber nicht verständigen. Und wozu das hoffnungslose Gespräch fortsetzen, das uns beiden peinlich ist? Was bin ich Ihnen, daß Ihnen daran liegen könnte, mich zu überzeugen? Überdies — wir werden uns ja auch, solange Sie noch bei Ihrem Vater sind, nicht mehr begegnen. Ich bin entschlossen, sehr bald von hier wegzugehen, nach Italien, Spanien, irgendwohin. Die Luft hier bekommt mir nicht. Haben Sie Dank für die freundliche Stunde, die Sie mir noch gegönnt haben, und lassen Sie uns — "

Er konnte den Satz nicht beenden. Im Begriff, aufzustehen, sah er, daß ihr die Augen voll Thränen standen. Da neigte er sich zu ihr und ergriff ihre Hand.

„Mein teures Fräulein," sagte er mit zitternder Stimme, „es schneidet mir ins Herz, daß ich Sie schon wieder betrüben oder verletzen mußte. Aber glauben Sie mir, auch mir ist schlimm dabei zu Mute. Was Sie mir sind — Sie wissen es ja — seit jenem Begegnen in der Kirche draußen. Aber da ich sehe, daß Sie gebunden sind, durch eine Fessel, die Sie für heilig halten, — daß es eine Pflicht der Selbsterhaltung gibt, werden Sie nicht leugnen — und diese Pflicht treibt mich in die Welt hinaus, so gering die Hoffnung ist, daß ich das Marienkind draußen vergessen werde."

„Nein," sagte sie plötzlich mit großem Nachdruck und so lauter Stimme, daß die wenigen Fremden in diesem Saal sich verwundert nach der Sprecherin umblickten, — „Sie haben mich gar nicht verstanden. Aber wenn Sie fortreisen wollen — und wirklich draußen in der schönen Welt noch manchmal an mich denken möchten — sollen Sie's wenigstens mit keiner falschen Vorstellung von mir thun. Ich bin ins Kloster gereist, um von meinem Beichtvater und der bonne mère zu hören, ob ich auf jeden Fall mein Gelübde halten müßte, — auch wenn ich erkannt hätte, daß es eine Übereilung war, auch wenn ich keinen Beruf zum klösterlichen Leben in mir fühlte."

Er starrte sie mit leidenschaftlich gespannten Augen an. „Ist es wahr, Fräulein Annerl? Sie fühlen, daß Sie —"

„Ja wohl," nickte sie und ein schüchternes Lächeln glänzte über ihr erglühendes Gesicht, „daß ich nicht zur Klosterfrau tauge, das hab' ich deutlich empfunden — schon damals — draußen — da aber dacht' ich, es sei nur eine Versuchung. Jetzt aber —"

„Jetzt? Und was haben Ihre geistlichen Berater Ihnen geantwortet?"

„Daß es Gott und der heiligen Jungfrau kein wohlgefälliges Opfer wäre, wenn ich ihnen ein Herz darbrächte, das ihnen nicht ganz und gar gehörte und in vollem Glauben sei, das bessere Teil zu erwählen. Und bonne mère hat mich umarmt und geküßt und gesagt: ‚Wir erziehen ja unsere lieben Zöglinge meist für die Welt, und nur, wenn Eine aus freiem Willen ihr entsagt und wir hoffen dürfen, sie werde es nie bereuen, nimmt sie die Gnadenmutter hier im Kloster für das ganze Leben unter ihre schirmenden Flügel. Du aber, meine Tochter, warst noch unmündig an Geist, als du dich ihr verlobt hast. Ziehe hin, und der Herr segne dich, und wohin er dich auch führen möge, wenn dein Herz rein bleibt und du die Kindespflichten gegen deinen Vater treu erfüllst, wirst du auch in der Welt der Gnade der heiligen Jungfrau nicht verlustig gehen und immer würdig sein, zu den Marienkindern gezählt zu werden."

„Ich war so beschämt, wie bonne mère so gütig zu mir sprach, ich fiel vor ihr nieder und drückte das Gesicht gegen ihre Kniee und stammelte: ich müsse ihr noch etwas beichten, damit sie mich ganz kennen lernte und mich nicht für besser hielte, als ich sei. Und dann sagte ich ihr, es sei nicht allein meines Vaters wegen, ich hätte — o mein Gott, was werden Sie denken?

Lassen Sie mich fort, ich habe schon zu viel gesagt. Reisen Sie glücklich und — vergessen Sie mich!"

Sie war von dem Sitz aufgefahren und hatte den Schleier von ihrem Hütchen vors Gesicht gezogen. Er haschte aber ihre Hand und hielt sie fest.

„Was haben Sie der bonne mère noch gebeichtet, Fräulein Annerl? Ich muß es wissen!"

Kaum hörbar kam's unter dem Schleier hervor:

„Das, was draußen in der Kirche zwischen uns vorging — Sie wissen ja — was ich für eine so schwere Sünde hielt und doch — selbst meinem Beichtvater immer verschwiegen hatte —"

„O Annerl," flüsterte er, „haben Sie das wirklich gethan? Warum hat Ihnen das Ihr Gewissen beschwert? Wenn's eine Sünde war, so war's ja meine Sünde!"

Aber sie schüttelte hastig den Kopf. „Nein, nein, auch meine war's! Ich habe Ihnen ja nicht darum böse sein können — ich war ja sogar glücklich, als Sie mir sagten — obwohl ich das Gelübde gethan hatte, — und das gestand ich der bonne mère, und sie —"

„Nun, und sie?"

„Sie hat mich auch davon losgesprochen. Sie hat zwar geseufzt und erst ein wenig geschwiegen. Sie wissen, sie hat selbst Schicksale gehabt. Und dann sagte sie, man dürfe es mit so einem Weltkind nicht zu streng nehmen, zumal einem Künstler, die alle leichtes Blut hätten. Aber den meinen — so sagte sie, ich wurde ganz rot, — den kenne sie ja, sie habe ihn sich genau angesehen, als er das Bild für die Kirche gebracht habe — o Herr Florian, das hätten Sie nicht thun sollen! Ich bin so furchtbar von meinen Freundinnen damit geneckt worden, es sprach sich natürlich gleich im ganzen Kloster herum — aber bonne mère meinte dennoch, Sie seien ein guter, redlicher Mensch und meinten es ehrlich mit mir — und so sollte ich mir's nicht zur Sünde anrechnen, daß ich Sie — aber das ist ja alles eine Thorheit — Sie reisen; verzeihen Sie, daß ich Ihnen das alles vorgeschwatzt habe, was Sie gar nichts angeht."

Er stand auf in tiefster Bewegung. Ihre Hand hielt er immer noch fest und sah sich im Saal um. Kein Mensch war im Augenblick mehr darin zu erblicken, als ein altes Fräulein in der anderen Ecke, das an einer armseligen Kopie herumpinselte. Da zog er ihre Hand rasch an seine Lippen und sagte dann:

„Wenn die bonne mère ihren Segen gegeben hat, obwohl ich ein leichtsinniges Künstlerblut bin und eines Marienkindes unwürdig, so werd' ich wohl besser thun, meine Reise zu verschieben, bis ich sie zu Zweien antreten kann — oder zu Dreien, denn den armen Papa dürfen wir doch nicht allein lassen. O Annerl, mir ist so selig zu Mut, daß ich laut aufjauchzen könnte. Aber wenn meine Kollegin da drüben auch die blinde Rosel wäre und taub dazu — ich will zeigen, daß auch Unsereins ehrbar und vernünftig sein kann. Gib mir deinen Arm, mein süßer Schatz! Jetzt haben wir das Auge der Welt nicht mehr zu scheuen. Willst du?"

Sie lehnte einen Augenblick ihren Kopf wie schwindelnd an seine Schulter; aus den schönen breiten Lidern flossen große Tropfen. „Ich will, was du willst!" hauchte sie. „Verzeih, was ich dir zu leide gethan habe. Ich will gewiß —"

„Still!" sagte er. „Wir müssen eilig zum Vater gehen. Komm!"

Indem er sie aber hinausführte, blieb er noch einmal vor dem Bilde der jungen Frau Rubens stehen und sagte: „Ich werde schwerlich je ein so gutes Bild von dir machen, wie der große Meister von seiner Helena Formans. Aber es soll doch noch in späten Tagen bewundert werden und der Glückliche beneidet, der es malen durfte."

* * *

Im zweiten Sommer nach diesen Ereignissen sah man auf der Ausstellung im Münchener Glaspalast ein ziemlich umfangreiches Bild, das aus Italien geschickt worden war, aber von einem deutschen Maler, und zwar einem Münchener herrührte.

Man sah es freilich nur mit einiger Mühe, an besonders hellen Tagen und wenn man es eigens aufgesucht hatte. Denn obwohl es eine treffliche Arbeit war und einen nicht mehr ganz unbekannten Namen trug, war es dennoch von der Aufnahmejury beinahe abgelehnt und endlich nur mit geringer Majorität, aus persönlicher Rücksicht für einen alten Genossen, zugelassen,

aber in eine dunkle Ecke eines der Außenkabinette verwiesen worden. Wer es hier entdeckte, ohne ein leidenschaftlicher Verehrer der neuesten Richtung zu sein, hatte seine Freude daran.

Es stellte eine junge Frau dar, die im Schatten eines knorrig zerklüfteten Olivenbaumes auf einem roten Plaid sich niedergelassen hatte und vielleicht von dem mittäglichen Gesang der Cikaden eingelullt in Schlaf gesunken war. Sie lag in ungezwungenster, doch überaus reizvoller Haltung hintenübergelehnt, das schöne junge Haupt in die verschlungenen Hände geschmiegt, während zwei dicke braune Zöpfe hinter dem weißen Nacken sich vordrängten. Gekleidet war sie wie eine nordische Städterin, die Züge ihres Gesichts und das matte Elfenbeinweiß ihres Inkarnats ließen jedoch eher eine Südländerin vermuten.

Neben ihr in einem flachen Korbe hatte ein Säugling geschlummert. Ein Streifchen der leichten Blouse, das sich über der schwellenden Brust der Schläferin verschoben hatte, schien anzudeuten, daß Mutter und Kind, nachdem das Geschäft der Stillung abgethan, sich der Ruhe hingegeben hatten. Das Bübchen aber war früher erwacht, hatte die leicht übergeworfenen Windeln abgestreift und sich auf den kleinen nackten Knieen an den Rand des Wiegenkorbes hingearbeitet, über den es nun mit großen glänzenden Augen nach der Mutter hinstarrte, mit dem Ausdruck eines drolligen Erstaunens, als ob hier die verkehrte Welt sei, da das Kind wache und die Mutter schlafe.

Im Hintergrunde, wo die Sonne über silbergraue Felsen und tiefgrüne Lorbeer- und Myrtenbüsche schien, sah man das Meer in seiner purpurnen Bläue glänzen, darüber einen wolkenlosen Himmel ausgespannt von so durchsichtigem Azur, wie er eben nur über den glücklichen Inseln des Südens sich ausbreitet.

Zwei Kunstjünger hatten wohl fünf Minuten lang vor dem Bilde gestanden und ihren Eindruck nur mit Achselzucken und mißgelaunten Naturlauten zu erkennen gegeben.

„Schade um den Florian!" sagte endlich der Eine. „Talent hat er gehabt — auch hier noch — wie sich die Luft gegen das Laub absetzt — und da die grauen Töne in den Steinen — aber was hat man davon? Der frische Zug fehlt, keine Spur von Schmutz auf der ganzen Leinwand, als ob der in irgend einem Capreser Winkel fehlte!"

„Und diese breiten Augenlider der Frau — der reine Raffael — von da zu Paul Thumann ist's nicht mehr weit auf der abschüssigen Bahn des Akademischen. Es soll übrigens ein Porträt seiner Frau sein."

„Wirklich? Na, im Leben mag so was hingehn; in der Kunst ist's nur eine manierierte Phrase. Seit er wieder nach Italien gegangen ist, habe ich ihn aufgegeben. Aber schade ist's doch um ihn. Seine ersten Bilder — seine Skizzen — du entsinnst dich des Mädels auf dem Brunnentrog, das er uns 'mal im Verein zeigte — da war noch Schneid' drin. Übrigens wenn er glücklich und versorgt ist — mit einem reichen Schwiegerpapa braucht man ja nicht an der Zukunft der Kunst mitzuarbeiten."

Und sie gingen lachend und kopfschüttelnd vorüber.

Ihr Lächeln.

Wie ein Vögelein im Nest
Saß ein Lächeln hold umfangen,
Wie um Blumen kost der West,
Lieblich dir um Mund und Wangen.
Was in diesem Lächeln lag —
Schalkheit, Scham und Herzensgüte,
O, es war ein Frühlingstag,
Erster Liebe Wunderblüte!
Mächtig war es, zauberhaft;
Es erschien mir wie ein Krieger,
Der, noch prüfend Wehr und Kraft,
Sich schon fühlt als Weltbesieger.

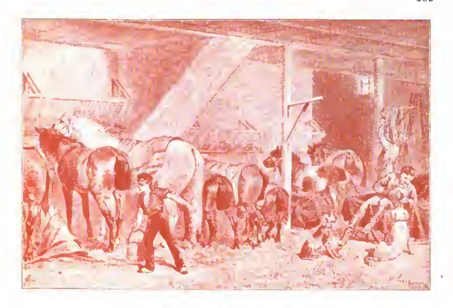
Hermann Lingg.



Wasserrosen. Nach dem



„emälde von Ernst Barton.

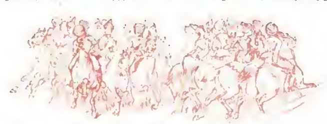


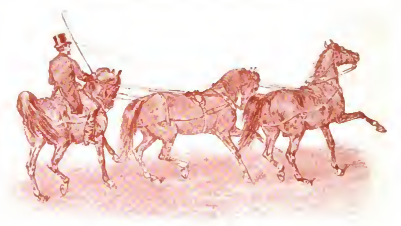
Aus dem Cirkusleben.

Von Paul von Szczepański. Mit Bildern von † Heinrich Lang.

II. Der Artist bei der Arbeit.

Die saubergeharkte Manege überflutet von einem Meer von Licht, die tausendköpfige Zuschauermenge ungeduldig des Beginnes der Vorstellung harrend, die Musikkapelle vergebens bemüht, mit ihrer mechanisch herunter geblasenen Angot-Quadrille die Aufmerksamkeit zu fesseln. Ein schrilles Klingelzeichen — — — zwei Reihen Stallmeister stellen sich am Eingang der Manege auf, die den Stallgang nach dem Zuschauerraum hin abschließende Portière wird zurückgezogen, ein nur mit einem Schellengurt gesattelter, in neunzig von hundert Fällen scheckiger Gaul galoppiert in die Bahn, ein sehr jugendlicher Reiter in knappstem Trikot tänzelt hinterher, — die Vorstellung hat begonnen! Die erste Nummer die Voltige à la Richard, — auch in neunzig von hundert Fällen. Wer einigermaßen im Cirkus Bescheid weiß, der weiß, was die erste und die letzte Nummer des Programms bedeuten; es sind tote Nummern, die in der Unruhe des noch seine Plätze suchenden oder schon aufbrechenden Publikums halb verloren gehen und an die kein Direktor, der ein Programm zu machen versteht, seine ersten Kräfte verschwendet. Die Voltige à la Richard rasselt, aber sie zieht nicht mehr, — sie ist gerade gut genug geworden für eine tote Nummer. Und doch ist es nicht länger als fünfundzwanzig Jahre her,



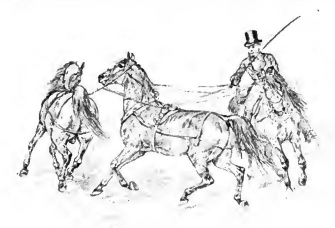


Fahrschule à la Tandem.

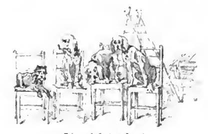
daß sie als etwas ganz Neues angestaunt wurde, als eine Arbeit allerersten Ranges, so hervorragend, daß sie den Namen des Amerikaners, der zuerst auf diesem nur mit einem Schellengurt gesattelten Pferde voltigierte, während er Hindernisse nahm, bis heute behalten hat. Die Richard-Voltige ist immer noch ehrliche Arbeit, aber das Publikum wird durch sie schon lange nicht mehr enthusiasmiert, ebensowenig wie durch den scheckigen Gaul, der heute auch nur noch bei einer „toten" Nummer Verwendung findet. Die schönen Zeiten sind vorbei, in denen das Publikum an gepardelten Schimmeln mit Schweifen, die den Boden peitschten, und Schleifen in der Mähne, Gefallen fand, und in denen es sich über das häufige Vorkommen von Tigerschimmeln in den Cirkusställen verwunderte. Sie waren so leicht herzustellen, — man brauchte dem fleckenlosesten Schimmel nur ein paar Bratäpfel hübsch malerisch verteilt auf sein Fell zu klatschen, und die Flecken, die er davontrug, zeigten die schönste rotbraune Farbe. Heute will das Publikum Rassepferde sehen, und Gäule ohne Stammbaum läßt es sich höchstens noch in der Quadrille gefallen. Die getollten Schweife und Mähnen imponieren ihm nicht mehr und sind nur noch den unter dem Panneau gehenden Pferden gestattet; sonst verlangt es die solideste und eleganteste Aufschirrung ohne allen Flitter. Das Pferd steht überhaupt nicht mehr im Vordergrunde der Cirkusvorstellungen, — das ist die charakteristische Wandlung der letzten fünfundzwanzig Jahre.

Diese Behauptung wird keineswegs durch die Thatsache widerlegt, daß das Pferdematerial in den Cirkusställen seit fünfundzwanzig Jahren nicht nur an Qualität, sondern auch an Quantität zugenommen hat. Selbst die Ställe des Cirkus Renz, der nun schon seit einem Menschenalter unbestritten der erste Cirkus der Welt ist, sind vor fünfundzwanzig Jahren nicht so gut besetzt gewesen wie heute. Das ist nur ein Beweis, daß die Ansprüche des Publikums und die Leistungen der Cirkusdirektoren sich im allgemeinen gesteigert haben, mit ihnen auch alles Equestrische. Im Vordergrunde des Cirkusprogramms aber steht nicht mehr das Pferd und der Artist zu Pferde, — die Hauptanziehungskraft des Cirkus bildet gegenwärtig die Pantomime. Die Pantomime, die aus dem Rahmen der dargestellten Handlung auch längst herausgewachsen ist und sich zum bloßen Ausstattungsstücke erweitert und auch verflacht hat. Hier kann man wirklich von einer Konkurrenz zwischen Theater und Cirkus sprechen, von einer Konkurrenz, die längst zu gunsten des Cirkus entschieden ist. Denn das Publikum ist des gesprochenen Blödsinns der Ausstattungsstücke in den Theatern längst überdrüssig geworden und hat das Interesse, welches ihm für derartige Vorführungen innewohnt,

dem Cirkus zugewandt, der ihm die gleichen farbenprächtigen Bilder ohne ermüdenden Wortschwall vor Augen führt. Das Ausstattungsstück bedeutet also einen glänzenden Sieg des Cirkus über die moderne Bühne, einen Sieg freilich an der Stelle, wo sie am sterblichsten war; das Ausstattungsstück, so glänzend die Erfolge auch sein mögen, welche die Cirkusdirektoren gegenwärtig mit ihm erzielen, bedeutet aber auch eine ernste Gefahr für die Künste der Manege. Es war berechtigt, solange es nur dazu diente, einen gefälligen Rahmen für artistische Leistungen abzugeben. Diesem ausgesprochenen Zweck dienten die Pantomimen noch bis vor kurzem alle, von der ersten „Mazeppa“ an, die unzählige Mal in der Manege dargestellt worden ist und noch heute dargestellt wird. Pferd und Reiter spielten die erste Rolle darin, auf der Dressur von Mazeppas Schimmel, der zum Schluß unter bengalischer Beleuchtung und feierlichem Geleit als „Leiche“ aus der Manege getragen wurde, beruhte der ganze Erfolg des Stückes. Aber diese eigentliche Pferde- und Reiterpantomime hat nur wenig Schule gemacht, ja, man kann sie wohl als die einzige ihrer Art bezeichnen, als die einzige, in der einem Pferde eine wirkliche Rolle zuerteilt wurde. In der Veranstaltung von Kriegsszenen und von Löwen- und Gazellenjagden — bei denen die Löwen, von mit Löwenhäuten bekleideten Eseln dargestellt, einen sich immer wiederholenden Heiterkeitserfolg erzielten, trotzdem sie ihre Rolle nicht schlechter spielten als der Esel in der Fabel — suchten die Cirkusdirektoren einen Ersatz für das einzige Pferde d r a m a „Mazeppa,“ als dessen Zugkraft zu erlöschen begann. Auch die englischen Parforcejagden hinter dem Hunde wurden herangezogen und in dem beschränkten Raum der Manege mit Zuhilfenahme eines Teils des Zuschauerraums und des Stallganges ein durchschnittenes Gelände künstlich geschaffen, das an die Geschicklichkeit des Reiters und die Sicherheit des Pferdes die allergrößesten Anforderungen stellte. Dann aber hielt die leichtgeschürzte Ballettruppe ihren Einzug in die Arena und verdrängte, im Verein mit der alten englischen Pantomime, Reiter und Pferd fast vollständig aus derselben oder degradierte sich doch zu dekorativem Aufputz, der in Quadrillen und Aufzügen eine mit der Handlung meist im lockersten Zusammenhange stehende Verwendung fand. Es ist unbestreitbar, daß diese Verbindung von Ballett und englischer Pantomime nicht nur dem Publikum außerordentlich gefallen, sondern auch in einzelnen dieser Ausstattungsstücke sich zu wirklich künstlerischer Höhe erhoben hat. Mit der Cirkuskunst aber stand sie immer nur in losem Zusammenhange, den sie ganz verloren hat seitdem die Pantomime zu Wasser geworden ist, d. h., seitdem der neueste Ausstattungs-



Fahrschule à la Tandem.



Die gelehrten Hunde.

truc, die Manege in ein Wasserbassin zu verwandeln und in diesem sich einen Tag auf Helgoland oder eine Nacht in Venedig abspielen zu lassen, Gemeingut jedes Cirkus geworden ist, der etwas auf sich hält und dessen Direktor nicht vor leerem Hause arbeiten lassen mag. Mit diesem neuesten Truc scheint mir der Gipfel dessen, was der Cirkus im Ausstattungsstück zu bieten vermag, erreicht zu sein; an eine Entwickelung dieser Wasserkunst, deren Haupteffekt in der überraschend schnellen Verwandlung der Manege in einen See oder doch wenigstens in ein großes Springbrunnenbecken besteht, vermag ich nicht zu glauben. Der zur Verfügung stehende Raum ist zu beschränkt, um über die Überraschungen der ersten Stücke dieser Art, die gleich mit dem ganzen Apparat von wirklichen Dampfbooten, Kähnen, Kunstschwimmerinnen und lebendigen Enten einsetzten, noch hinausgehen zu können, und dieses Schauspiels wird das Publikum, das mit seinem Kommen oder Fernbleiben alle nur auf das Auge spekulierende Kunst reguliert, bald genug überdrüssig werden.

Wenn etwas an diesen Ausstattungsstücken zu bewundern ist, so ist es die erstaunliche Geschicklichkeit, mit welcher der Artist sich in ein seiner eigentlichen Arbeit ganz fern liegendes Fach hineingefunden hat. Von den Besuchern des Cirkus sind die meisten der Ansicht, daß die Künstler, welche in dem ersten equestrischen Teil eines Cirkusprogramms als Reiter, Akrobaten und Clowns mitwirken und diejenigen, welche die Pantomime darstellen, Künstler ganz verschiedener Gattung sein müßten. Das ist ein Irrtum. Jeder Artist und jede Artistin, die sich einem Cirkus für ein Spezialfach verpflichten, übernehmen in einem besonderen Paragraphen ihres Kontrakts auch die Verpflichtung, in der Pantomime in jeder Rolle mitzuwirken, die ihnen zuerteilt wird. Besondere Künstler für die Pantomime, abgesehen von dem weiblichen Ballettpersonal, das auch ein kleinerer Cirkus heute kaum noch entbehren kann, kennt die Manege nicht, und auch in den Reihen des Balletts findet manche Reiterin nützliche Verwendung. Wenn auf der Bühne einmal ein Schauspieler, der kontraktlich die Berechtigung hat, erstes Fach zu spielen, sich dazu herabläßt, eine Episodenrolle zu übernehmen, so sorgt er gewiß dafür, daß in einer Theaternotiz der Tageszeitungen seiner „Hingabe an die Kunst“ gebührend Erwähnung geschieht. Ein „erstes Fach“ gibt es im Cirkus nicht, es gibt nur Artisten, die mehr oder weniger Talent für die Pantomime zeigen und die dementsprechend darin Verwendung finden. Da kann es leicht geschehen, daß der vielbewunderte Jockeireiter, der noch eine halbe Stunde zuvor die Zuschauer enthusiasmiert hat und nach seinem letzten Sprung auf das galoppierende ungesattelte Pferd ein halbes Dutzend Mal in die Manege zurückgejubelt worden ist, sich in der Pantomime mit einer Statistenrolle begnügen muß; es ist sogar der gewöhnliche Fall, denn Jockeireiter haben wenig Talent für die Pantomime, oder ich habe wenigstens niemals einen gesehen, der eine besondere Begabung dafür verraten hätte. Ich habe aber auch niemals gehört, daß er sich einer besonderen „Hingabe an die Kunst“ gerühmt hätte, nachdem er schlecht und recht seine kontraktliche Verpflichtung erfüllte. Es ist ihm auch ziemlich gleichgültig, ob er in der





Quadrille mitzappeln muß oder als „schöner Mann“ die Repräsentationsrolle des glücklichen Liebhabers zuerteilt bekommt, — langweilig ist ihm die Sache in den meisten Fällen. Nicht wenigen unter seinen Kollegen mag es nicht anders gehen; die Pantomime und das „Stallmeistern“ — die hübsche Beschäftigung, während der Dauer der Vorstellung am Manegeneingang Spalier zu stehen, die Manege zu harken und die Künstlerinnen in die und aus der Manege zu geleiten, die auch zu den kontraktlichen Verpflichtungen jedes am Cirkus engagierten Artisten gehört — sind wenigstens schuld daran, daß viele Künstler, für deren Spezialität es gleichgültig ist, ob sie auf geharktem Sande oder auf der Bretterbühne arbeiten, das Engagement an einer Spezialitätenbühne demjenigen am Cirkus vorziehen. Dort arbeiten sie ihre eine oder zwei Nummern, aber dann sind sie frei und zwischen beiden brauchen sie sich um den Gang der Vorstellung nicht zu kümmern. Die Cirkusdisziplin ist indessen so stark, daß das Publikum selten einem der Mitwirkenden die innerliche Langeweile anmerkt, mit der er seine Aufgabe in der Pantomime zu Ende führt, und die Virtuosität der Artisten, Überraschung, Staunen und Heiterkeit zu heucheln, wenn sie stallmeistern und der älteste Clownspaß dadurch verstärkt werden soll, daß er auf die Zuschauer den Eindruck der Improvisation macht, eine so große, daß sie auf unbefangene Cirkusbesucher in den meisten Fällen überzeugend wirkt. Die eigentlichen Träger der Handlung in der Pantomime, von den Repräsentationsrollen abgesehen, sind fast immer die Clowns, und es gibt viele unter ihnen, die nicht nur in komischen, sondern auch in ernsten Rollen Meister der wortlosen darstellenden Kunst sind. Ich kann nicht umhin, hier des vortrefflichen Charles Godlewsky, des ersten Clowns des Cirkus Renz, besonders zu gedenken, der die verschiedensten Rollen mit einer Feinheit individualisiert, die mancher berühmte Bühnenkünstler vergebens erstrebt. Die pantomimisch vorgeführten Gestalten Godlewskys sind alle aus einem Guß, ob er einen englischen Meergreis mit majestätischer Würde, einen lustigen Heidelberger Studenten mit jugendlicher Ausgelassenheit oder einen modernsten Börsenjobber in der Blüte des Marasmus zeichnet, und nicht ein einziger gröberer Zug erinnert in diesen Meisterwerken pantomimischer Kunst an den Clown Godlewsky, welcher die tollste Farce mit der sorglosesten Spekulation auf die Lachmuskeln durchführt und seine phänomenalen Springleistungen mit einem Beiwerk von unwiderstehlich komischwirkenden Zuthaten vorführt.



Der Clown spielt indessen nicht nur im Ausstattungsstück die erste Rolle, — er ist der eigentliche Unentbehrliche im modernen Cirkus. So paradox das klingt, es ließe sich wohl ein Cirkusprogramm denken ohne Vorführung irgend einer equestrischen Nummer, das die Zuschauer in hellen Haufen anlockt, — ohne den Clown wäre der Abend verloren. Denn das Anziehendste an einem Cirkusabend ist der schnelle und unaufhörliche Wechsel der Bilder, und diesen ermöglicht allein der Clown. Er sorgt dafür, daß der Zuschauer immer etwas zu sehen findet, er ist derjenige, welcher das Publikum nicht zum Nachdenken kommen läßt. Dieses Nachdenken würde, fürchte ich, manchmal stark ernüchternd wirken, wenn die „graziöse Miß Ella“ oder das „anmutige Fräulein Antoinette“ bei ihrem Shawltanz oder Reifenspringen



auf dem Nudelbrettschimmel den Atem verlieren und ihren Gaul ein paar Runden im Schritt machen lassen müssen, um für die Fortsetzung der Arbeit neue Kraft zu sammeln. Denn die Arbeit dieser „graziösen“ und „anmutigen“ Damen ist für das große Publikum, das für die Feinheiten eines Vorwärts- und Rückwärtssaltomortale und einer Doppelpirouette wenig Auge besitzt, von einer verblüffenden Gleichförmigkeit, und die meisten Zuschauer würden diesen Teil eigentlicher Kunstreiterei nicht ungern missen. Auch halten die Grazie der Miß Ella und die Anmut des Fräulein Antoinette nur selten eine ruhige Beobachtung aus; man muß ein sehr jugendlicher Enthusiast sein, wenn man das Eintreten des Clowns in diesen Ruhepausen als unbehagliche Störung eines hübschen Bildes empfindet. In der That rettet der Clown so manche dieser Reiterinnen, — keine Hand würde sich rühren, um sie noch einmal in die Manege zurückzurufen, nachdem sie ihr Pensum abgearbeitet hat, wenn nicht der Clown sich auf die Barriere setzte und mit einer Ausdauer klatschte, die schließlich auch auf die teilnahmlosesten Zuschauer vorbildlich wirkt. Aber der Clown ist keineswegs nur der Notanker für anmutige Panneanreiterinnen, denen der Atem ausgeht, — er steht für sich selbst seinen Mann und nicht nur durch die bekannten Clownspäße. Zweifellos gibt es sehr feinfühlige Menschen, die gerade diesen letzteren keinen Geschmack abgewinnen können. Dagegen läßt sich nichts sagen. Ich bekenne offen, daß ich nicht zu ihnen gehöre und daß mir der älteste Clownscherz immer wieder dasselbe Vergnügen macht, trotzdem ich sie wohl ziemlich alle kenne und Überraschung auf diesem Gebiet für mich so gut wie ausgeschlossen ist, während mich der geistreichste Bühnenwitz gewöhnlich kühl läßt. Gerade meine intime Kenntnis dieser Scherze erhöht mir häufig den Genuß in einem Grade, wie ihn die Überraschung nicht geben kann. Wenn ich verspätet einen scheinbar ganz harmlosen Zuschauer in der ersten Reihe des Parquet Platz nehmen sehe, dem ich auf hundert Schritt seine Zugehörigkeit zum Cirkus anmerke, dann weiß ich schon, daß eine jener Clownszenen bevorsteht, in denen der Clown zum großen Ergötzen des Publikums einen aus dem Publikum haranguieren wird. Da ist es mir zuerst ein Vergnügen, zu beobachten, wie dieser Kollege des Clowns sich bemüht, in allen Dingen den harmlosen, wenn auch passionierten Cirkusbesucher darzustellen. Dann rate ich,



Manoeuvre de bandeau.



Monument équestre

welcher von den alten Clownscherzen an die Reihe kommen wird. Ist er ein Neger, so weiß ich, daß er schwarz gefärbt ist, daß der Clown ihn in die Manege bitten und ihm als derben Abschluß seiner derben Scherze seinen kreidebestrichenen spitzen Clownhut um die schwarzen Ohren schlagen wird. Und dann wird sich der angestrichene Neger mit unheimlicher Ruhe revanchieren und dem „MonsieurClown“ einen schwarzen Abdruck seiner Rechten auf die weiße Backe zeichnen, der viel lesbarer ist als die Namensunterschriften der afrikanischen Könige unter ihren Verträgen mit den europäischen Nationen. Und der Jubel des Publikums und die verblüfften Gesichter derer im Publikum, die den gemalten Neger bis zum Schlußeffekt für einen wirklichen Neger gehalten haben, machen mir ein ungeheures Vergnügen. Oder ich sehe, daß der scheinbar harmlose Herr im Publikum sich durch einen tadellosen Cylinder von geradezu augenblendendem Glanz auszeichnet; dann weiß ich genau, daß dieser Cylinder bestimmt ist, ein schmähliches Ende zu finden, und die Entrüstung des dem vom Clown harangierten Herrn zunächst sitzenden Publikums, das sich nicht sicher davor fühlt, gleichfalls harangiert zu werden, ist mir sehr spaßhaft zu beobachten. Oder es steht die Wiener Damenkapelle auf dem Programm; dann durchforsche ich die Logen, bis ich „Herrn Allmann“ herausgefunden habe, dem die Rolle zufällt, die Kapelle nachher vorzuführen und der seine enthusiastische Natur schon während der vorhergehenden Nummern durch laute Ausbrüche des Entzückens zu verraten pflegt, zum großen Erstaunen des eleganten Logenpublikums. Oder ich beobachte während der Clownszene die „stallmeisternden“ Artisten, die alle mit einer Aufmerksamkeit zuschauen, als ob sie zum erstenmal im Cirkus wären und mit einer Herzlichkeit lachen als ob das, was sich znm hundertsten Mal vor ihren Augen vollzieht, wirklich eine Improvisation wäre. Oder ich entdecke auch wohl einmal einen kleinen improvisierten Truc, der wirklich augenblicklicher, guter Laune entspringt, — selten genug freilich, und dann gewöhnlich in den Sonntagnachmittags-Vorstellungen, in denen der Artist das Publikum ein wenig geringschätzig zu behandeln pflegt und sich mehr gehen läßt, als ihm in den Abendvorstellungen erlaubt scheint. Ich gebe gern zu, daß das Vergnügen an diesen Späßen ein sehr kind-

liches bleibt, auch wenn man es durch solche Nebenbeobachtungen erweitert, und ich kann den ernsten Männern wohl nachfühlen, die mir erklären, sie könnten an jedem dieser Späße nur einmal Geschmack finden. Aber ich kann mich nicht entschließen, erst von Herzen zu lachen, um mich nachher darüber zu ärgern, daß ich gelacht habe: dazu bin ich den Leuten zu dankbar, die mich lachen machen.

Der imitierte Elefant.

Übrigens ist der moderne Clown keineswegs nur der Spaßmacher des Cirkus. Selbst der Clown unter den Clowns, „August der Dumme," jene trottelhafte Figur, die, vom alten Tom Belling geschaffen, eine Reihe von Jahren aus dem Cirkus verschwunden war und jetzt wieder in jeder Manege zu finden ist, überall im Wege stehend, über ihre eigenen Füße fallend, sich fortwährend wichtig machend und stets der Gefoppte, würde sich nicht dauernd in der Gunst des Publikums halten können, wenn er nicht dazwischen, sich gleichsam rehabilitierend, mit einem Kabinettstück der Kraft oder der Gewandtheit aufwartete. In Wahrheit ist der Clown der vielseitigste unter den Artisten. Er ist der tüchtigste Springer und der beste Akrobat, er jongliert und spielt ein halbes Dutzend Instrumente, er ist Sänger, Pantomimist und Parodist, Schnellmaler und Tierdresseur, Prestidigitateur und humoristischer Vortragsmeister, häufig alles das in einer Person und aus der Mischung aller dieser Künste sich eine Szene zurechtbauend. In der letzteren Eigenschaft, als humoristischer Vortragsmeister, ist er bei uns am wenigsten bekannt; wo er sich darin versucht, kommt er auch zu keinem rechten Erfolg. Die „Sprechclowns" in Deutschland legen sich meist die weise Beschränkung auf, ihre Produktionen nur mit ein paar mehr oder weniger scherzhaften Redewendungen zu glossieren und wenn sie ihr Programm wirklich bis zum Anekdotenerzählen erweitern, rufen sie gewöhnlich nur das Echo der „höchsten" Kreise wach. Wie in vielen Dingen soll — ich habe es nur von Hörensagen —

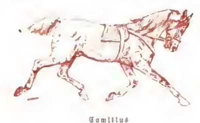


Hinter den Kulissen.





Steeplechase hinter den Kulissen.



Camillus

auch hierin England, das uns eine Menge der hervorragendsten Artisten herübergesendet hat, einen andern Geschmack besitzen und der englische Sprechclown soll selbst während einer halben Stunde die Geduld seines Publikums nicht erschöpfen, auch dann nicht, wenn er sich zu einem „politischen“ Speech versteigt. Die frühere Unterscheidung, welche man zwischen englischen und französischen Clowns machte — die letzteren arbeiteten, ohne ihrem Gesicht die typische weiße Clownmaske anzuschminken und legten mehr Wert auf die Eleganz als auf das Groteske des Kostüms — ist längst gefallen und der äußerliche Habitus des englischen Clowns, wohl der Galerie zuliebe, von allen Clowns adoptiert. Ich glaube, nicht ohne Beeinträchtigung mancher Spezialleistung, die in weniger grotesker Vorführung mehr zur Geltung kommen würde.

Sind die Clowns die Unentbehrlichen des Cirkus, so sind die „Spezialitäten“ diejenigen Artisten, welche die meiste Anziehungskraft auf das Publikum ausüben. Übrigens lassen sich die Begriffe hier schwer voneinander trennen, denn vielfach ist die Arbeit des Clowns Spezialitätenarbeit, nur mit komischen Zuthaten ausgestattet. Ebenso schwer läßt sich definieren, was eigentlich „Spezialitäten“ sind: eigentlich fällt alles unter den Begriff, was jemals unter einem Leinenzelt gearbeitet hat oder gearbeitet worden ist, denn das Wort bezeichnet ebenso den Artisten wie die Arbeit des Artisten. Diese Arbeit aber hat sich in den letzten neunundzwanzig Jahren zu einer Vielseitigkeit entwickelt, die sich kaum noch übersehen läßt, und zu einer Vollkommenheit in einzelnen Fächern, daß man an der Möglichkeit eines weiteren Fortschrittes zweifeln möchte. So sehr sich auch die eigentlichen Spezialitäten-Theater bemühen, auf diesem Gebiet alles Sehenswerte an sich zu fesseln, — der Cirkus bietet immer noch die hervorragendsten Schaustellungen dieser Art und er kann sie auch, trotz Kunstreiterei und Ausstattungsstück, nicht entbehren. Unter die Spezialitäten fallen nicht nur die eigentlichen Artisten, sondern auch menschliche Abnormitäten, Riesen, Zwerge, zusammengewachsene Zwillinge u. s. w. Auch sie haben ihre Zeit gehabt, in der sie in der Manege nicht fehlen durften, und sogar eine glänzende Zeit, in der sie den Direktoren viel Geld kosteten. Aber diese Zeit ist, glücklicherweise, vorüber; der größeste und der kleinste Mensch sind in die Schaubuden der Messen und Märkte zurückgekehrt, und mit ihnen ihre industriellen Managers, die den Löwenanteil ihrer Gagen in die Tasche steckten. Das ist sehr gut, denn sie gehörten nicht hinein „in das Museum der Grazie, der Stärke, der Triumphe, der Kühnheit und Plastik“. Die Mode hatte sie ans Licht gezogen, die Mode hat sie wieder in Vergessenheit geraten lassen, — sie ist mit manchen anderen Vorführungen, verdient oder unverdient, ebenso verfahren. Den „starken Männern“ ist es so gegangen, die mit Gewichten arbeiteten, und nur vorübergehend haben sie sich als „Kettensprenger“ wieder

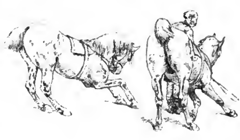


einigermaßen zu Ansehen bringen können; auch die Ringkämpfer erhitzen nur noch selten das Publikum, trotzdem sie sich redlichste Mühe gegeben haben, ihren Produktionen durch eine Aufstellung zahlloser Regeln einen sportlichen Anstrich zu geben. Auch die Kunstradfahrer und die Rollschuhläufer gehören nicht mehr zu den Lieblingen des Publikums; das Fahrrad ist zu einer Gebrauchsmaschine geworden und die Skating-Rinks sind verschwunden — die Verallgemeinerung eines Sports und das Aufhören eines Sports haben hier dieselbe Wirkung gehabt, sie haben das Interesse für den künstlerischen Betrieb des Sports abgeschwächt. Daß die Wasserköniginnen sich ziemlich aufs Trockene gesetzt sehen, wird niemand bedauern; wenn sie in ihrem Glasbassin anmutig nach Goldfischen haschten, erinnerten sie stark an aufgetriebene Leichen, und je länger sie unter Wasser blieben, um so stärker fühlte der Zuschauer das Bedürfnis, sich herzhaft auszugähnen. Mit der Einführung der ersten Wasserpantomime hat die Taucherkunst, zur Schwimmkunst erweitert, ein neues Feld der Bethätigung und Entwickelung gefunden. Länger als die Wasserköniginnen haben sich die Königinnen und Könige der Luft im Vordergrunde des Interesses gehalten; ich meine nicht die Seiltänzer, die sich früher so nannten, sondern die Turner am schwebenden Reck und am fliegenden Trapez. Sie sind seit Jahren die Lieblinge des Publikums, die große Nummer des Abends, die fast in keinem Programm eines Cirkus oder einer Spezialitätenbühne fehlen darf. Und dieses Interesse ist ein wohlverdientes, denn ihre Produktionen sind in der That eine bisher unerreichte Vereinigung von Grazie und Stärke und ein Triumph der Kühnheit und Plastik. Wie ich das Publikum kenne, würde es trotzdem auch dieser Vorführungen bereits müde geworden sein, wenn die Könige der Luft sich jemals mit dem erreichten „Nochniedagewesenen“ zufrieden gegeben hätten



und Actéon.

und ihre Kunst nur wenige Jahre auf einem Punkt der Entwickelung stehen geblieben wäre. Aber es vergeht kaum ein Winter, der nicht einen Artisten oder eine Artistentruppe auftauchen läßt, die mit einem neuen Truc alles vorher Gesehene aus dem Felde schlagen, und es ist, als ob diese Leute meinten, daß sie fliegen lernen könnten auch ohne Flügel, und als ob das Publikum das Unmögliche von ihnen erwartete. Ich erinnere mich noch lebhaft der Zeit, in der der Artist am fliegenden Trapez seine Sache zu aller Zufriedenheit machte, wenn er da oben am Trapez eine Zeitlang Bauch-, Knie- und Rückenwellen produzierte, ein paar Kraftübungen zugab, dann an das fliegende Trapez ging, und nachdem er an diesem im Schwung ein paar Übungen absolviert hatte, sich als Schlußeffekt unter Paukenschlag einfach wieder auf das Reck zurückfliegen ließ. Damals hatte sich die Polizei noch nicht für das Leben der Artisten besorgt gezeigt und sie durften auch ohne Netz arbeiten; es hat sich denn auch mancher dabei das Genick gebrochen, bei dieser einfachsten aller Luftturnübungen, die man heute als die erste Vorübung der ganzen Arbeit ansehen kann, und mit der kein Artist mehr wagen würde, sich öffentlich zu produzieren. Seitdem obligatorisch das Netz unter ihnen gespannt werden muß, scheint es für diese Luftartisten keine Schwierigkeiten mehr zu geben; sie arbeiten zu zweien, dreien und vieren, im Fluge den ein-





fachen und den Doppelsaltomortale ausführend, mit verbundenen Augen und mit über den Kopf gezogenem Sack, durch verklebte Reifen fliegend und von ihrem Partner an Händen oder Füßen aufgefangen und wieder zurückgeschleudert, mit einer unfehlbar scheinenden Sicherheit. Bei keiner andern Arbeit sieht man so selten einen Trick mißglücken als gerade bei dieser Luftarbeit; die hoch über den Köpfen der Zuschauer sich abspielende gefährliche Arbeit erscheint wie ein lustig - anmutiges Spiel. Aber gefahrlos ist sie nicht trotz des aufgespannten Netzes; freilich trägt gewöhnlich eine Fahrlässigkeit die Schuld, wenn einer dieser Könige der Luft von dem Geschick des Ikarus ereilt wird, denn



Apportierpferd.

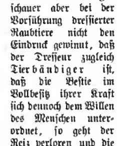
der Fall ist selten, daß er, fehlgreifend, über das Netz hinausgeschleudert wird. Aber das Netz selbst ist häufig mit einer solchen Sorglosigkeit gespannt, daß es sich gerade dann löst oder reißt, wenn es der Retter in der Not werden soll. Oder irgend eine andere Vorsicht ist vergessen worden, die den Sturz zu einem unheilvollen macht. Ich habe einen der kühnsten und sichersten dieser Artisten dadurch verunglücken sehen, daß er vergessen hatte, ein hängendes Reck hochzuziehen, an dem er vorher gearbeitet hatte. Er wurde mit der ganzen Wucht seines Körpers im Fall gegen die Eisenstange geschleudert und fiel von dieser ohnmächtig ins Netz; nach drei Tagen ist er seinen inneren Verletzungen erlegen. Die Gewohnheit stumpft jeden Menschen so gegen die Gefahr ab, daß er sie kaum noch sieht und die scheinbar selbstverständlichsten Vorsichtsmaßregeln zu treffen unterläßt; wenn die Polizei nicht das Netz mit aller Energie gefordert hätte, — ich bin überzeugt, der Artist wäre niemals darauf gekommen, dieses einfachste aller Schutzmittel, von dem er übrigens noch heute glaubt, daß es mehr zur Beruhigung und zum Schutz des Publikums als zu seinem eignen diene, anzuwenden. Zur Blütezeit des Turmseils dachten weder Polizei, noch Publikum, am wenigsten der Seiltänzer selbst an ein Netz. Auch das Turmseil ist aus der Mode gekommen, verdrängt von der schwierigeren und anmutigen Arbeit auf dem Telegraphendraht. Das Unmoderne einer Arbeit oder einer Vorführung auf diesem Gebiet schließt freilich nicht aus, daß ein Artist, der sich besonders in Szene zu setzen weiß oder eine besondere Fertigkeit darin besitzt, sie plötzlich wieder zu Ehren bringt und Ruhm und Gold mit ihr erntet. Zum Beweis möchte ich an den Peruaner Juan Caicedo erinnern, der vor zwei oder drei Jahren in Deutschland auftauchte und in allen größeren Spezialitätentheatern als etwas „Nochniedagewesenes“ angestaunt wurde. Und doch war das, was er vorführte, nichts anderes wie der eigentliche Seiltanz auf dem Schiffstau, allerdings in Vollendung und mit großer Verve, aber doch nichts anderes als das, was man vor fünfundzwanzig Jahren bei jeder umherziehenden Seiltänzergesellschaft sehen konnte. Auch hier schafft die Mode selten etwas wirklich Neues, sondern sie reproduziert nur. Die dressierten Ratten des Clowns Anatole





Durow werden jetzt allgemein als ein Wunder der Tierdressur angestaunt und unter einer Monatsgage von 10000 Francs ist der „Rattenfänger" nicht zu haben. Da er sie bekommt, wird ihm gewiß niemand verdenken, daß er sie fordert. Aber des russischen Clowns Stärke beruht nicht in dem, was er vorführt, sondern wie er vorführt, in seiner scharmanten Persönlichkeit, die liebenswürdigsten slavischen Typus zu verkörpern scheint. Am wenigsten ist die Dressur seiner Ratten etwas Neues; man braucht noch gar nicht sehr alt zu sein, um sich an umherziehende Saltimbauques zu erinnern, die in einem Kasten auf dem Rücken eine Schar dieser langschwänzigen Scheusäler umherführten und nach ihrer Pfeife tanzen ließen. In meiner Kinderzeit hielt man es sogar für pädagogisch richtig, diese und ähnliche dieser vagabondierenden Künstler ab und zu in den Schulen sich produzieren zu lassen; anregender als die meisten Unterrichtsstunden waren diese Unterbrechungen jedenfalls, willkommener auch, — ob nützlicher, will ich nicht entscheiden. In kleinen Städten und auf dem Lande mag man auch wohl heute noch den Kindern das gleiche Vergnügen gönnen.

Die vielfach verbreitete Ansicht, daß die Tierdressur im Lauf der Jahrzehnte einen ungeheuren Aufschwung genommen habe, vermag ich nicht zu teilen. Sie ist vielseitiger geworden und wird mit mehr Geschmack, Geschick und größerem Luxus inszeniert, aber die eigentlichen „Wunder der Dressur" sind ebenso selten wie früher. Zu der letzteren rechne ich den neuerdings aufgetauchten Hund, der ohne Nachhilfe einen Doppelsaltomortale nach rückwärts ausführt. Was man von dressierten Elefanten, Seehunden, Wölfen, Papageien und anderen Säugetieren und Vögeln sieht, ist gewiß erstaunlich; aber in der Affendressur früherer Jahrzehnte steckte gewiß dieselbe Arbeit und dasselbe Verständnis für alle individuellen Eigenheiten des Tiercharakters, wenn die großen Leute heute auch meinen, der Affencirkus sei nur noch für Kinder amüsant genug. In der Dressur der Raubtiere aber haben Batty und Bidel bisher keine ebenbürtigen Nachfolger gefunden, trotz des Löwen als Jockeireiter; als Wunder der Dressur mag man diesen mit der Milch der frommen Denkungsart aufgezogenen Löwenbackfisch, der auf dem Pferde hockte, als ob er Angst hätte, herunterzufallen, gelten lassen, aber daß es viel Mühe gekostet hätte, ihn zu bändigen, mag ich nicht glauben. Wenn der Zuschauer aber bei der Vorführung dressierter Raubtiere nicht den Eindruck gewinnt, daß der Dresseur zugleich Tier*bändiger* ist, daß die Bestie im Vollbesitz ihrer Kraft sich dennoch dem Willen des Menschen unterordnet, so geht der Reiz verloren und die verkümmerte Bestie erregt mehr Mitleid als Interesse. Vielleicht ist auch hier die Polizei im Recht, wenn sie, einem Zuge der Zeit folgend, den Vorführungen dressierter Raubtiere in Deutschland so vielfach Hindernisse in den Weg legt, daß dieser ganze „Kunstzweig" aus unsern öffentlichen Schaustellungen zu verschwinden droht.



Lebhafter bedauere ich, daß die Pferdevorführungen im Cirkus sich immer mehr auf das Schulmäßige beschränken und da-





Ein Hundewetter.

mit zwar die Bewunderung des Kenners hervorrufen, aber den Laien kalt lassen. Denn auch unter den Cirkusbesuchern sind die Leute mit „Pferdeverstand" selten. Das „gelehrte" Pferd, — Leute, die viel mit Pferden zu thun haben, behaupten zwar, das Pferd gehöre zu den dümmsten Tieren — das früher auf dem Cirkusprogramm eine hervorragende Rolle spielte und im kleinen Wandercirkus, dessen grüne Wagen es selbst von Ort zu Ort zieht, während seine vornehmen Kollegen im Extrazug die Stationen ihrer Künstlerlaufbahn wechseln, noch heute die Zeit angibt, die Karten kennt und mit vorgebundener Serviette zu Mittag speist, auch wohl unfehlbar unter den Zuschauerinnen diejenige herausfindet, welche am verliebtesten ist, dieses „gelehrte" Pferd zeigt sich fast nur noch in Gemeinschaft mit dressierten Ziegen, trommelnden Hasen und anderem inferioren vierbeinigen Künstlervolk. Der große Cirkus besteht, vom Ausstattungsstück und den Spezialitäten abgesehen, im Zeigen der englischen Vollblutspferde, der hohen Schule, der Quadrillen in glänzenden Kostümen und der zwölf Trakehner, in Freiheit vorgeführt. Die ungeheuerliche Steigerung aller Ansprüche, welche das zur Neige gehende Jahrhundert charakterisiert, macht sich auch dem Cirkus gegenüber geltend. Und der Cirkus ersten Ranges wird diesen Ansprüchen gerecht und rechnet mit einem Etat, einem Personal und einem Material an Pferden und Requisiten, die kolossale Summen repräsentieren. Eine schlechte Saison bedeutet für den Direktor ein verlorenes Vermögen, das freilich in ein paar guten Wochen auch ebenso leicht wieder eingebracht wird. Und im allgemeinen sind die guten Wochen häufiger als die schlechten Saisons, denn darin hat der Panegyriker der Artistenwelt, den ich im Eingang des ersten Artikels erwähnte, recht: „Die Manifestationen der Kraft, Gewandtheit und Formenschönheit" ziehen das Volk unwiderstehlich an. So weit wie er, die Cirkuskunst über die Bühnenkunst zu stellen, kann ich indessen nicht gehen. Ich glaube, man sollte sie überhaupt nicht miteinander vergleichen, denn sie haben überhaupt keinen andern Berührungspunkt miteinander als den einer geschäftlichen Rivalität, die hier und da in der That von den Theatern schwer empfunden werden mag. Flacher aber, als die Durchschnittskunst derjenigen Bühnenkunst, die sich nicht zum Interpreten eines Dichters macht, ist die Cirkuskunst auch nicht. Auch hat die letztere sich, selbst nachdem sie dem Ballett einen so breiten Raum in ihrem Programm eingeräumt hat, von einer Spekulation auf niedere Sinnlichkeit viel ferner gehalten als die moderne Bühne.



Das Gastronompferd.





Geyer-Wally. Rötelzeichnung von Hans Looschen.

Majestät.

Roman von A. Baron von Roberts.

(Fortsetzung.)

„Krieg — du erschreckst mich, Mizi — wir können keinen gebrauchen! Es wäre ein Unglück, jetzt bei des Königs Jugend."

„Ah bah, Jugend! Auf den Schneid kommt es an! Wir wollten beide schon zeigen, was wir für Kerle sind!"

„Du — u?!"

Ein aufblitzender Blick aus des Prinzen schmalen Augen, begleitet von einem Runzeln der mit feistem Fleisch bedeckten Stirn, strafte sie für dies neckisch zweifelnde „Du." —

Endlich schien die ins Ungewisse gerichtete Aufforderung des Königs greifbare Gestalt zu gewinnen. Majestät ließ ihn eines Morgens zu sich entbieten: es handle sich um Wichtiges. Mit einer gewissen freudigen Hast, all dieser Zweifel und Selbstanklagen enthoben zu sein, eilte er zum Schloß.

Die Vorsäle zum Arbeitszimmer des Königs waren mit Wartenden und Audienzsuchenden gefüllt; Sekretäre, Kuriere, Deputationen, audienzsuchende Bittsteller, ja eine militärische Abordnung, ein Trupp Soldaten mit einem neuen Detail an der Montur, denn auch die Vorliebe des Königs für das militärische Detail sollte nicht einschlummern in dem Wust und Drang der hohen Staatsgeschäfte.

Ist das nicht Frau Tutzauer, die ehemalige Amme des Königs? Sie ist von der Bank emporgeschnellt, raschelnd in dem gebauschten Faltenwerk ihres Feiertagstaats, und nun verbeugt sie sich tief vor dem Prinzen und ihr braves Bauerngesicht verschwindet unter dem riesigen Strauß von Alpenrosen, Enzian und Männertreu, den ihre Hände umspannen. Der Prinz nickt ihr freundlich zu. Was will sie hier? Hat denn der Vielbeschäftigte auch zu solchen Besuchen Zeit?

Als er den zweiten Saal durchschritt, wo die Excellenzen und Vortragenden selbst ihrer Stunde harrten, kam er sich ungeheuer wichtig vor, und gnädig erwiderte er die Verbeugung durch kordiales Nicken. O, er ist ja auch „zur Arbeit" befohlen!

Der König saß an seinem gewaltig großen Schreibtisch (Modell Terzka), ihm gegenüber stand die Büste des großen Patrioten in Bronze. Eine ziemliche Stille lang achtete er nicht des Eintretenden, so sehr schien er in die Betrachtung des großen pergamentartig steifen Blattes Papier vertieft, das vor ihm lag. Seitwärts hinter ihm stand der Justizminister, ein greiser Herr, dessen spärliche, gelblichweiße Haare auf das sorgfältigste gebügelt waren, und wartete mit vorgebeugtem Oberkörper auf die Unterschrift. Um die bartlosen Lippen des Würdenträgers schwebte ein gewisses nachsichtiges Lächeln: o, er kennt solches Zögern und Sträuben königlicher Federn gegen die Unterzeichnung ähnlich verhängnisvoller Dokumente!

Des Königs linker Arm war aufgestützt und die Finger zupften unruhig an den Spitzen des Schnurrbärtchens; die Rechte hielt die Feder seitwärts des Dokumentes, das nur zum obersten Viertel beschrieben war, während die große weiße Fläche der Unterschrift harrte; und seine Augen starrten, ja stierten diese Fläche an.

Plötzlich warf er die Feder hin und erhob sich; der Minister wich einen Schritt zur Seite und das mitleidige Lächeln um seine Lippen nahm um eine Nüance zu: — ein erstes Todesurteil . . . . sein junges Herz schaudert davor — man muß Majestät Zeit lassen!

Beim Umwenden gewahrte der König den Prinzen, dem das Mittelding zwischen ceremonieller Verbeugung und kordialem Vetterngruß diesmal etwas linkisch geraten wollte. Er stutzte, er hatte offenbar die Meldung vorhin überhört.

„Ah, du bist es, lieber Vetter!" rief er verwirrt. Und eine leise Scham beschlich ihn wegen der zaudernden Unentschlossenheit. „Verzeih! Eine hochwichtige Sache — verzeih' einen Moment!"

Statt den Raum, wie er beabsichtigt hatte, mit stürmischen Schritten zu durchmessen, um Zeit zu gewinnen, schritt er, nachdem er Mitzlaw entgegengetreten und ihm die Hand gereicht, wieder zum Schreibtisch zurück. Zwei Zuschauer! — und dort der dritte: die Bronzebüste des Verstorbenen, deren vom Künstler gehöhlte Augensterne täuschend das Starren der schwarzen Augen nachahmten. Er fühlte den gewaltigen Zwang. Nur keine Blöße,

vor niemand! Und damit, während ein Schauder ihn kalt überlief und er seine Wangen erblassen fühlte, ergriff er die Feder, beugte sich auf das Blatt hernieder und setzte mit kräftigem Strich seine Paraphe unter das verhängnisvolle Schriftstück; es war gut, daß die Feder so schrie, so hörten die andern nicht das erregte Pochen seines Herzens . . .

Dann, nachdem der Minister mit seinem aalglatten Lächeln das Schriftstück in Empfang genommen und er entlassen worden war, wandte sich der König mit einem schweren Aufatmen gegen seinen Vetter: „Ein wichtiges Urteil, lieber Mitzlaw, — es ist mir alles noch so neu! Ihr müßt Geduld mit mir haben!“

Er versuchte zu lächeln und bot Mitzlaw einen Platz an. Und mit dem etwas gewaltsamen Versuch, durch einen harmlosen Ton den blutig düsteren Hintergrund dieser letzten halben Stunde zu verwischen:

„Nun wie geht's? Was macht Tilda?“

„O ich danke, danke! Und dir? du hast viel zu thun?“

„Ich freue mich dessen, obgleich manches hart an die Seele greift, wie soeben — das Todesurteil. . . . .“

„O—o!“ Mitzlaw schnellte unwillkürlich ein wenig empor.

„Obgleich ihr alle sagen werdet: der ist Recht geschehen! Ein häßlicher, vorgeplanter Giftmord, den ein junges Weib an ihrem alten Manne beging. Liebe natürlich. Aber die soll und darf nichts entschuldigen!“

Das letzte mit gehobener Stimme.

„Aha der Fall Worgitzka — geschieht ihm Recht, diesem buhlerischen Racker!“ antwortete Mitzlaw in aufrichtiger Empörung.

„Und die Mädels, he?“ fragte der König abspringend, „alles wohl? Ich habe soviel zu thun, aber ich komme dennoch in den allernächsten Tagen.“

Mitzlaw ließ seine naiv freudige Vatermiene glänzen. „Alles famos im stande! Wir wollen in acht Tagen nach Roßnow.“

„O, ihr Glücklichen! Das heißt, a propos, wenn du Urlaub von mir erhältst nach Roßnow“ — scherzte der König. „Denn du wirst verreisen müssen. Ich habe dich deshalb bitten lassen.“

„Gern! sehr gern!“ rief Mitzlaw. „Schicke mich, wohin du willst! Gieb mir was Tüchtiges zu schaffen!“

Es war keine Heuchelei, die ihm diese von Sorgen und Arbeit gesättigte Luft auspreßte.

„Na, du wirst dein Stück Arbeit schon haben! Du sollst nach Schloß Mondorf zur — Brautwerbung.“

Des Königs Miene nahm eine geschäftsmäßige Kühle an. Kein Scherz mehr damit!

„Ich hätte dich zu einer andern Stunde bitten sollen. Ich dachte nicht an die Unterschrift, die ich soeben zu leisten hatte — die Nachbarschaft ist nicht sehr freundlich. Aber die Sache eilt. Du bist einmal da. Übrigens weißt du, wie es steht, ein hochwichtiges Staatsgeschäft, wichtiger als viele andre.“

„Also hast du dich anders besonnen?“

„Ich sehe überhaupt seit den vierzehn Tagen meiner Regierung alles unter einem andern Lichte. Ich bin sehr jung gewesen bis vor vierzehn Tagen. Nun, was soll ich mich entschuldigen? Man wird mich nach meinen gegenwärtigen Thaten, nicht nach meinen vergangenen Gelüsten zu richten haben.“

„Weiß deine Mutter, die Königin, davon?“ warf Mitzlaw ein.

Über Edwins Stirn wetterte ein leichtes Runzeln: was fragt er danach? Aber es war gut, daß Mitzlaw wußte, er, der König, habe nicht in plötzlich eigenwilliger Sinnesänderung hinter dem Rücken der Mutter beschlossen, obgleich er der Herr war.

„Ich bin hinausgefahren und habe ihr meine unabänderliche Absicht kundgethan, daß ich heiraten wolle, daß das heilige Staatswohl es erfordere.“

„Und — — ?“

„Zweifelst du etwa daran, daß sie die Nachricht anders als eine Königin aufgefaßt? — Äußerlich! Was ihr Herz dazu sagt — freilich! Auch bin ich nicht sicher, daß uns Überraschungen bevorstehen. Wir wollen offen darüber reden. Ich wünsche nicht das überflüssige Opfer ihres Glücks, das, was sie ihr — Glück nennt. Ich werde diese Mesalliance vor meinen Ahnen, wie vor euch, ja vor der ganzen Kritik der europäischen Höfe vertreten. Lariva ist ein Edelmann im höchsten Sinne; übrigens ist sein Haus älter als das unsre. Seien wir modern! Wie gesagt, meine Heirat soll kein Hindernis sein für ihr Glück.“

Mitzlaw antwortete nicht; vor diesem festen Willen des Königs, seines Herrn, wagte er nicht, die eingefleischten dynastischen Be-

denken gegen solche unerhörte Mesalliance innerhalb des Königlichen Hauses vorzubringen. Er nickte mit der Heuchelei des Beistimmens. Übrigens kann sich manches ändern, wenn erst die Brautwerbung im Gange. Auch das ist einstweilen Theorie, wie des Königs bisherige Weigerung vor der zwingenden Praxis soeben die Segel zu streichen im Begriff ist.

„Aber genug!“ begann der König nach einer kurzen Pause. „Meine Zeit ist knapp. Ich bitte dich also, nach Schloß Mondorf zu reisen und in meinem Namen um die Hand der Prinzeß Ottilie anzuhalten. Es ist fast nur noch eine Formalität, meine Diplomatie hat erfolgreich vorgearbeitet. Über das Nähere reden wir noch. Über die Reise und deine Begleitung wird dir weiteres zugehen. Es thut mir leid, mein lieber Vetter, daß ich dein sommerliches far-niente durch solche Plackerei unterbreche.“

Mitzlaw fuhr fast mit einer Entrüstung auf: „Du ersuchtest mich, mit dir zu arbeiten. Ich will thun, was du verlangst. Ich hoffe, daß ich dir noch andern Beistand leisten kann, als diese Brautwerbung durchzuführen!“

„Es ist über die laufenden Geschäfte hinaus das Wichtigste, politisch Wichtigste, was meiner Regierung vorerst zu thun obliegt. Bist du nun zufrieden?“

Ob er zufrieden war! Sein ganzes Gesicht war ein einziges Freudenschmunzeln. Es war die Arbeit, gottlob die Arbeit! So war er doch nicht ganz zur Müßigkeit verdammt! Und er würde diese wichtige Mission schon zur Zufriedenheit des Königs und zum Heil des Vaterlandes, wie Edwin sagte, durchführen!

Der „Junge“ — der Ausdruck wollte nicht mehr recht passen — der Junge ist famos! dachte Mitzlaw beim Nachhausefahren. Er macht sich! Welche Haltung! Welcher Ernst! Er weiß, was er will, und er hat das Herz auf dem rechten Fleck; — d. h. diese Mesalliance will mir doch nicht gefallen. Vielleicht bringe ich es fertig, sie zu hintertreiben — ich würde mich dadurch um das Ansehen der Krone verdient machen. Es wäre eine Leistung, die diese offizielle Mission schon aufwöge. „Die Liebe soll und darf nichts entschuldigen!“ — hat Majestät es nicht selbst betont? —

König Edwin gönnte sich nach Mitzlaws Abgang eine kurze Pause; er stützte beide Ellenbogen auf den Tisch und verbarg das Gesicht in die festangedrückten Handflächen. Das Todesurteil — dann die Brautwerbung! Er hätte Mitzlaw wohl auf eine andre Stunde bescheiden sollen! Als wenn von diesem Todesurteil ein finstrer Schatten auf sein künftiges Eheglück fiele — ach „Glück“, was ist das? Was habe ich davon zu beanspruchen? Und etwas wie eine Wehmut, ja wie ein Mitleid ergriff ihn: die arme, kleine, ahnungslose Prinzessin, die willenlos in diese Ehe geschleppt wird! Es war zum Erbarmen!

Wird er denn nicht ebenso willenlos zu diesem „Glück“ hingeschleppt? Die Staatsraison befiehlt, und wir müssen gehorchen, wir Könige! Giebt es wirklich Menschen, die so blind sind, uns zu beneiden?

Aber keine Zeit solchen Betrachtungen nachzuhängen! Arbeit und Sorge! so heißt die Glücksdevise eines modernen Königs.

Er klingelte und befahl die nächsten Vorträge. Er erledigte vier, fünf derselben und leistete ein Hundert seiner energisch hingesetzten Namenszüge. Plötzlich fiel ihm ein, daß ihm gleich zu Anfang seines Tagewerkes Frau Tutzauer gemeldet worden war. Die gute Frau hatte den ganzen Vormittag gewartet. Hatte er sie wirklich vergessen, oder sträubte sich sein Herz gegen den Duft der Erinnerung, der mit diesem Namen hereinwehte? Nein, er wollte mit seiner Ma ein offnes Wort reden, er war der braven Frau das schuldig? Und er befahl, daß man die Wartende vorlasse.

Das Herz schlug ihm, als sie eintrat: ist sie gekommen, um ihn etwa anzuklagen? — In seiner Verwirrung duldete er es, daß sie ihren schweren Körper auf ein Knie niedersinken ließ und seine Hand mit heftigen Küssen bedeckte.

Nein, sie ist nicht gekommen, um ihn anzuklagen! Nicht mit einem Blick ihrer treuen Augen! Nur um ihm Glück und Segen zu bringen, dazu einen duftigen Gruß aus den Bergen. Nur um von ihrem süßen, lieben, kleinen König zu hören, daß alles beim Alten bleibt zwischen ihrem Herzen und dem seinen. Bleibt es das? Ach ja! Nur, daß die Mauer etwas höher und dicker geworden — nur, daß es jetzt Stunden zu warten gilt, um nur einen „Guten Tag“ von ihm zu erhaschen.

„Ma, du mußt Geduld mit mir haben!

Du weißt, ich habe nie gedurft, wie ich wollte, nun kann ich's erst recht nicht."

„Sie sagen, Majestät reibt sich auf, Majestät mutet sich zu viel zu Bis in die Nacht hinein am Schreibtisch."

„Es macht mir Freude, Ma. Dazu bin ich da! Zum Amüsement sind wir Könige nicht auf der Welt."

„So jung — so jung, Majestät. . . ."

„Ein Fehler, meine gute Ma, den besonders ein König bald überwindet."

Und nach einem kurzen Zögern, doch die Augen tapfer in die ihren gesenkt: — „Und ich werde heiraten!"

„Daß Gott erbarm'!"

Es war ihr wie ein Schreck entfahren. Er lächelte gezwungen. „Ich muß! Ich sagte dir damals, ich wollte nicht, aber ich muß! Nicht, weil mir jemand darüber befehlen könnte — niemand hat mir zu befehlen, weißt du, Ma! Dennoch muß ich. Und ich bringe das Opfer freudig — ich schmolle nicht. Das Vaterland ist das Höchste. Glücklich zu werden, das kommt nicht in Betracht — was ist glücklich sein?"

Und dumpf setzte er hinzu: „Einmal war ich's — nur ein paar Stunden lang. . . ."

Mit großen Augen starrte sie ihn an. Sie ahnt, sie weiß, o, sie hat scharfe Augen — und ein Mutterherz hat einen besondern Sinn für das Weh ihrer Kinder.

„Wie geht es Meredith?"

Nur ein Hinhauchen, und eine Glut übergoß des Königs Antlitz.

Sie lächelte traurig: „Das liebe, brave Kind." — Dies Lächeln ergriff ihn wie eine Anklage, wie das soeben ausgepreßte Mutterwort. Und gerade heraus:

„Ma, ich will dir nichts verheimlichen. Schilt mich nicht, und auch sie nicht! Das versprich mir! Einmal vergaß ich mich — ich dachte nicht an das, was kommen soll. Und ich sagt', ihr — ich sagt' ihr" —

„Ich weiß" — flüsterte sie.

„Und du verzeihst mir?" — Er ergriff mit seinen beiden Händen ihre Rechte.

„Ihr beide thatet mir so leid; denn ich wußte, was daraus entstände. Not und Thränen. Das arme, arme Ding!" Thränen quollen in ihren Augen.

„Ma, ich gäbe, ich gäbe — siehst du, ich könnte. . . ."

Er biß mit den Zähnen die Unterlippe und seine Hände krampften so stark ihre Rechte, daß es sie fast schmerzte.

„Nur ruhig — du wirst vergessen! du wirst nit daran kaput gehn . . . ."

Und er ergänzte in Gedanken: — „Aber sie!"

„Nie, ich werde sie nie, nie vergessen, sag' ihr das, Ma! Sag ihr's, wie schwer ich daran zu tragen habe. Sie soll mir verzeihen, ich darf sie nicht wiedersehen, ich darf nicht, um ihren Frieden und den meinen! Sie soll mein Sonnenschein sein, wenn es dunkel werden will, auch deiner — — wir wollen beide den Kopf hoch halten, Ma! Grüß' sie, Ma — grüß' sie herzinnig — und ade nun! Du mußt jetzt gehen! — Es macht uns das Herz schwer — ade, gute Ma . . ."

Wieder saß der König eine kurze Zeit lang vor seinem Schreibtisch und sein glühendes Antlitz war in der Blütenfülle des Gebirgsstraußes tief versenkt. Wie wohl die feuchte Kühle that! Wie süß ihn der köstliche Duft anwehte!

„Meredith — ach du — du — du Meredith!"

Eine Uhr schlug mit einem leisen Schnarren die Stunde an. Er erhob das Antlitz, fuhr mit der Hand stark pressend über Stirn und Augen. — „Genug!" rief er laut.

Er stand auf, sein Antlitz nahm einen seltsam starren Ausdruck an. Er hob den Strauß vom Tisch empor, beugte sich über die Aktenstöße und legte die Blumen auf dem Postament nieder, das die Bronzebüste des verstorbenen Regenten trug.

Dort gehörten sie hin! Sie sollen dort bleiben und verwelken! Als wenn diese Büste die Idee des Vaterlandes verkörperte, und als hätte er, der König, das Opfer seiner jungen Liebe soeben an diesem Altare niedergelegt.

23. Mutter, o Mutter!

Mitten in den überstürzenden Drang der Geschäfte, Audienzen, Ceremonien, Konferenzen und in die stille Arbeit, zu der ihn sein pflichtstrenges Gewissen bis tief in die Nacht hinein an den Schreibtisch bannte, fiel eine Nachricht wie ein Alarm, ein Brief vom

Prinzen Mitzlaw, der erste Bericht über seine Mission am Z.'schen Hofe.

Der Prinz verfehlte nicht, wie jemand, der noch nichts geleistet, und dem endlich, zum erstenmal, etwas gelingen will, seine erfolgreiche Mühe in seiner etwas zutappenden Art herauszustreichen. Also es ginge alles nach Allerhöchstem Wunsch, im Prinzip sei man mit der Heirat vollkommen einverstanden; er sei so glücklich, Majestät melden zu können, daß auch am Hohen Hofe v. Z. ein dringendes Verlangen nach dieser Heirat bestände, dann aber stellte sich ein „aber" ein.

„Aber, fatalerweise hat man von gewissen Umständen in Schloß Miraflos erfahren. Der hiesige Hof ist orientiert darüber. Man weiß davon, daß Ihre Majestät die Königin eine Heirat plant, und ich habe Anspielungen über mich ergehen lassen müssen, die Abnormität solches königlichen Schrittes betreffend, die mich gewaltig geärgert. Und ich konnte doch nicht nein sagen; stillschweigend mußte ich alles zugeben. Ja, man schien sogar davon unterrichtet, daß Majestät selber in solche Mesalliance — pardon! — einzuwilligen nicht ganz abgeneigt seien. Wieder konnte ich das nicht direkt verneinen. Ich versichere Dich, es waren keine vergnüglichen Stunden! Auch will ich Dir offen heraus sagen: es wäre mir lieber gewesen, ich hätte das Gerücht energisch dementieren können."

„Nun, was soll das?" Ungeduldig, mit zuckenden Brauen, rief es der König. „Er ist etwas sehr weitläufig, der gute Vetter!"

Endlich: „Heute nun wurde mir vom Prinzen Aribert, dem von dem Z.'schen Hause vorgeschobenen Mittelsmann, mit dem ich die Verhandlungen zu führen angewiesen bin, ein alter, sonst sehr zahmer Herr, die ziemlich offene Andeutung gemacht: daß wenn Ihre Majestät die Königin auf ihrer Heirat bestände, von einer Verbindung einer Prinzessin seines Hauses mit Eurer Majestät nicht die Rede sein könne."

„Nicht möglich!" rief der König und er ließ stutzend das Papier auf den Tisch gleiten.

Zuerst war es ein trotziges Auffahren. Was? man wagt ihm Bedingungen zu stellen? Ihm, der das Opfer seines königlichen Eigenwillens ohne Zaudern zu bringen bereit ist, der dieser Heirat wegen seine schöne Liebe zu Grabe getragen.... „Keine Bedingung!" bäumte es in ihm auf.

War denn dahinter nicht ein plötzlich aufstöberndes Gewühl rebellischer Gedanken? Wenn ich mir solche Einschränkungen nun nicht gefallen lasse? Wenn ich zu dem neuen Opfer, das verlangt wird, energisch „nein!" sagte? Habe ich Mama nicht meine Einwilligung zu der Heirat zugesagt? Und ich werde wohl mein Wort halten müssen . . .

Ich bin dann wieder frei! . . . Vor meinem Gewissen absolviert. Die Fessel darf auch nicht zu eng geschlossen werden — das wird unerträglich! Mein Glück, ja . . . . sei es, ich beanspruche nichts dergleichen! Mein Königsglück soll es sein, andre glücklich zu machen, aber das will ich mir nicht auch noch rauben lassen!

Ich bin dann wieder frei . . . . Es verbreitete sich mit dem Wort wie ein starker Sonnenschein über seine Seele. Er fühlte ein wärmendes Durchrieseln in seinen Adern. Frei . . . . und der süße Name Meredith flatterte gleich einem goldigschimmernden Schmetterling in diesem Sonnenschein.

Plötzlich, als er den gesenkten Kopf erhob, traf ihn der Blick Dr. Terzkas. Aus den vom Künstler gehöhlten Augensternen der Bronzebüste schien es unheimlich zu funkeln, die alten, schwarzen, stets straf- und mahnbereiten Augen des gefürchteten Mannes. Ein leiser Schauder überlief ihn. Ah, den da hatte er ganz vergessen! Was würde der sagen, wenn er sich abermals überrumpeln ließe, wenn er seinem Herzen, dessen Wünsche er doch unterdrückt und abgethan zu haben wähnte, abermals ein Veto gestattete?

Und er meinte die linienschmalen, eingezogenen Lippen des vorzüglichen Bronzebildnisses sich öffnen zu sehen und ein Wort durch die Stille des Raumes flüstern, ja zischeln zu hören: — „Brialla!"

Er erhob sich in vollem Alarm. Wieder stand er vor einer Entscheidung. „Selbst und allein!" Kein vortragender Rat wird ihm in dieser Frage zur Seite stehen. Und bald! Mitzlaw drängte zur Entscheidung, er forderte gar ein Telegramm, damit die Zweifel des Z.'schen Hofes so schnell wie möglich niedergeschlagen würden.

Ich bin der Herr und König! Das Wohl des Staates ist das höchste! Es gilt keine andre Rücksicht neben dieser! So werde ich Mamas Glück mit herabreißen müssen in diesen meinen Verzicht! Auch sie soll entsagen — o Gott!

Die Hände ringend stürmte er auf und nieder. „Arme — arme Mutter ....“

Was sollte werden? Der Mantel mit den großen, schmiegenden Falten, das große herzumpressende Mitleid wird abermals über ihn herabsinken, und — und — —

Nein, nein — Brialla! „Das Vaterland — das Vaterland ist das Höchste!“ Er meinte den Ruf, der sich der Brust des Sterbenden an jenem Frühmorgen entrungen, deutlich hallen zu hören. Und das Wort und der Ruf würden ihm keine ruhige Stätte gewähren — fort und fort das Ticktack: „Brialla — Vaterland! Brialla — Vaterland!“ das alle seine Gedanken begleiten wird.

Was soll ich nur thun? Was soll geschehn? Die Entscheidung drängt: ein Gefühl der Verlassenheit überwältigte ihn. „Selbst und allein“ — hier auf der schroffen, gefährlich steilen Höhe, von den Gewitterwolken umgrollt, und tief da unten, im friedlich blinkenden Sonnenschein, die harmlose Alltagswelt mit ihren leichten Wünschen und winzigen Verantwortungen.

Sie hoffen auf ihn, sie bauen auf ihn, seine Jugend dünkt ihnen nicht zu schwach, das Heil des Vaterlandes mit kraftvollen Armen hochzuhalten. O mit nichten sollen sie verwaist sein! Die eiserne Hand ist dahingesunken, aber des Königs tapfres Herz ist da! Wohlan! —

Er war gewaltig erregt, als er eine Stunde darauf das Gemach seiner Mutter betrat.

„Seine Majestät der König! —“ bei der Meldung war sie wie in einem Schreck emporgefahren von der Ottomane, wo sie geruht, mit einem Buche als äußerem Schirm für ihre Gedanken, denn sie ahnte, sie fühlte auch an einem körperlichen Unbehagen, daß in diesen Tagen und Stunden das Schicksal ihres Glückes, ja ihres Lebens entschieden würde.

Und ihre Blicke fuhren schreckhaft gegen sein Antlitz an. Sie wußte sofort. Statt des alten herzlichen Lächelns, mit dem er sie sonst begrüßte, lag fahler Ernst über seine Züge gebreitet; etwas von dem strengen, unerbittlichen Ausdruck der Bronze, als wenn von der Terzka'schen Büste, gegenüber seinem Schreibtisch, sich die Härte der Staatsraison auf ihn übertragen. Dazu seine blassen Wangen, die Augen dunkel umrandet: das ist die angestrengte Arbeit! — nein, es ist etwas andres! Und auch ihr Herz begann zu pochen.

„Liebe Mama — diesmal komme ich als — König!“ sagte er in gepreßter Freundlichkeit, und der Versuch seines Lächelns hatte etwas Verzerrtes.

„Nun?“

Nein, nicht solch kleinmütiges „Nun?“ das von vornherein um Gnade zu flehen scheint. Sie rauschte auf ihn zu, umfing ihn mit ihren Armen, deren weite orientalische Surahärmel über die blendende Weiße herabstreiften, und drückte einen Kuß auf seine Stirn.

„O als König?“ rief sie, mit der Anstrengung des Scherzens. „Da bin ich doch neugierig! Aber wenn du als König kommst, sollst du auch eine Königin finden. Belieben Eure Majestät Platz zu nehmen?“

Sie wies ihn mit der Hand nach dem Tabouret, das zur Seite der Ottomane stand. Diesmal versagte ihm selbst die Lust zu solchem Scherz. Und er wies kurz die Einladung ab.

„Mutter, ich bin wieder da, um Wichtiges mit dir zu verhandeln.“

„Mitzlaw ist von Schloß Mondorf zurück?“ fiel sie hastig gegen ihn an.

„Er müßte fast schon zurück sein, wenn alles sich so schnell erledigt hätte, wie wir erwartet. Mitzlaw ist aber noch dort.“

„Also Hindernisse?“ Und eine unwillkürliche Bewegung nach ihrem Herzen hin: das soll nicht so stürmen! Das soll sie nicht verraten! Frei — frei — frei .... ganz ferne, ganz dahinten vernahm sie den Jubelton.

Er schüttelte den Kopf. „Nicht solche, wie du meinst. Ich bin mit nichten abgewiesen. Im Prinzip nicht, meine Diplomatie hatte alles geebnet, und ich war nicht so unvorsichtig, mich einem Korb auszusetzen. Den darf ich mir als König nicht erlauben. Aber ....“

Er stutzte. Wieder stand der Justizminister hinter ihm und er selbst zögerte, die große, weiße Fläche unter dem Todesurteil mit seiner Paraphe zu bedecken. Das Todesurteil seiner Mutter ....

„Ich weiß, ich weiß!“ rief sie schrill. „Du brauchst mir es nicht erst zu sagen!“ Sie streckte die flachen Hände, an deren Gelenken orientalisch stilisierte Armbänder klingelten, gegen ihn aus.

„Mutter, wir müssen stark sein! Wir müssen diese Prüfung tapfer bestehen!“ sagte er dumpf.

Ihre Augen weiteten sich, einige Herzschläge lang stierte sie ihn schreckgroß an. Dann unwillkürlich tastete ihre Rechte rückwärts nach der Lehne eines Sessels hin, den sie näher wähnte, und so griff sie in die Luft, das gab ihr den Anschein hilflosen Wankens. Sie wollte etwas sagen, rufen, aber der Laut erstickte in ihrer Kehle.

„Mutter, gute, liebe Mutter!“

Mit seinen Armen wollte er die Wankende umfangen, doch bei seiner Berührung zuckte sie empor und wich einen Schritt zurück. „Verzeih mir, Edwin —“ stöhnte sie, und ihre Büste stürmte und wogte in gewaltiger Erregung. „Verzeih mir, du bist als König gekommen und ich sagte dir —“ Mühsam quälte sie die Worte heraus. Dann ein plötzliches energisches Emporrecken, dessen innere Anstrengung sich wie eine Verzerrung auf ihrem todblassen Antlitz abspiegelte: „Nun wohlan, du sollst auch eine Königin finden!“

Und sie stand hochaufgerichtet, all den erbärmlichen Schwächeanfall abschüttelnd, mit Blicken, deren sonst so leidenschaftliches Lodern sich in kühlen Stahl verhärtet zu haben schien. Nur ein nervöses Zwinkern der Augenlider, eine letzte Spur eines Zweifels: vielleicht ist es doch nicht das! Und sie hat ihre Schwäche unnötig vor seinen Augen bloßgestellt. . . . .

„Mutter, es thut mir weh, dich quälen zu müssen. Ich kann nicht, wie ich will! Mir sind alle Wünsche geknebelt. Ich möchte euch alle glücklich sehen, dich zuerst — beim heiligen Gott, dich zuerst! Es sollte anders kommen. Ich wollte tapfer sein für dich und dein Glück. Aber es scheint mir nicht vergönnt zu sein . . . .“

Er schlug die Hände flach gegen die Augen und ein Ächzen entrang sich seiner Brust. „Mutter, arme liebe, gute Mutter — verzeih' mir!“

Er streckte flehend beide Hände nach ihr aus: „Denk' nicht, ich sei schwach, ich beugte mich, wie der Wind weht. Vor wenig Wochen versprach ich dich glücklich zu machen, und heute bin ich da, um deinen Hoffnungen den Dolchstoß zu versetzen —“

Sie wehrte dieser Anklage: „Ich weiß, mein Kind, wenn es nach dir ginge . . . . aber du wirst nicht einmal gefragt. Du mußt, mußt — mußt! Und wir alle müssen!“

Sie ließ sich auf dem Tabouret nieder; sie war wieder vollkommen Herrin der Erregung geworden. „Sieh, mein Kind, es war so bitter wenig, was ich verlangt hätte. Nicht mehr, ja noch weniger als alle andern verlangen. Ich wollte mich so still, so bescheiden, so geduckt halten — so — so . . . .“ Sie schüttelte heftig den Kopf, die Bilder des erträumten Glückes, die sich fort und fort und trotzdem vordrängen wollten, zu bannen. Ein bitteres Lächeln flog um ihre Mundwinkel: „Aber wir haben noch nicht einmal den Punkt klargelegt. Also, es ist so: der Z.sche Hof verweigert die Annahme deiner Werbung, wenn ich auf meiner Absicht beharre, nach meiner Façon, nicht nach der Fürstenschablone, selig zu werden! Ist es so?“ Und nach einer Stille abermals, und heller: „Ist es so?“

Er hatte den Kopf tief herabgesenkt und verharrte vor ihr wie ein Angeklagter.

„Ist es so?“ — schrill und heiß, wie ein Schrei aus wundem Herzen klang die Frage. Und Stille — — hatte er denn nicht den Mut: Ja, ja, ja! zu nicken?

„O — ah!“ Ein keuchendes Stöhnen vom Tabouret her. Er war zu ihr hingestürzt auf die Knie und barg sein glühend-erregtes Antlitz in ihrem Schoß.

Ihre Hände streichelten sanft über seine Haare: „Du armes, armes Kind!“ flüsterte sie nach einer Weile. „Was für Prüfungen für dich! Lieber Gott, welche Prüfungen! Und du bist so jung, so jung!“

Heiß überschauerte es ihn. Was sind das für süße Worte? Wollen sie sein Herz umstricken und seinen Willen fesseln? Was soll das? Ach, es ist ja nur das Mitleid. das Mitleid . . . . So wird also nichts aus seiner Heirat? Er läßt sich überrumpeln durch den weichen Zauber des Mitleids? . . . „Brialla!“ hörte er es von ferne klingen, scharf, metallisch, wie der Anschlag einer Lärmglocke.

Wer bin ich denn? Wo bin ich denn? Und etwas wie ein körperlich fühlbarer Stoß hieß ihn sich aufrichten. Heiß überflutete es ihn. Und wie mit der Anstrengung eines an seinem Leben Bedrohten, wie ein Hilferuf, der ihn befreien sollte aus dieser dringendsten aller Versuchungen:

„Das Vaterland ist das Höchste! Das Vaterland verlangt es . . . .“

Und seine Hände griffen nach den ihren, krampfend, sie fühlte das schmerzhafte Zerren: „Mutter, es muß sein! Du und ich, wir wollen dem Vaterland das Opfer bringen!“ flehte er.

„Ah, das Vaterland!“ Schrill und jäh, und fast von Haß erfüllt fuhr es aus ihrem Munde. Das Vaterland, das große Ungeheuer, um deswillen sich die Bataillone blühender Jugend in den Schlachtentod stürzen, der unersättliche Drache, der Opfer um Opfer fordert, der heißhungrig seinen Rachen auch nach ihrem Glücke ausreckt — „ah, das Vaterland!“

„Mutter!“

Jäh erhob er sich. Mit welcher Betonung hatte sie das Wort ausgestoßen! Und er meinte etwas wie eine plötzliche Kluft zwischen seinem und ihrem Herzen gähnen zu sehen.

Strafend, richtend, empört klang sein Mutter-Ruf. Und das Gelüste wandelte ihn an, den Herrn, den König und Gebieter herauszukehren. Hat er, und nur er allein, nach altem Familiengesetz nicht über die Geschicke der Seinigen zu entscheiden? Kein Einwurf und Widerstand dagegen . . . .

Sie fuhr zusammen bei dem Drohruf. Und dann wie ein Kind, das über einer Unart ertappt ist: „Edwin, sei mir gut! Verlaß' mich nicht! Sieh, es ist mir noch so neu. Ich will mich damit versöhnen — alles — alles — was das Vater . . . .“

Nein, sie brachte das Wort nicht heraus! Wieder sah sie den Rachen des Ungeheuers und der heiße, gierige Hauch lohte ihr entgegen. Sie barg ihr Antlitz in den Händen.

„Mutter, ich will dir Zeit lassen. Ich will nicht, daß du sagst, ich hätte dich überrumpelt. Ich will gehen. Du sollst dich selber entscheiden. Und du wirst!“ Mit fast kühler, scharfer Gemessenheit brachte er die Worte hervor.

Als sie nach einer Weile die Hände vom Antlitz fallen ließ, war er fort. Es war wie ein Erwachen aus dem wüsten Gebraus eines Traumes. Was war denn geschehen? Mit stierem Ausdruck fuhren ihre Blicke in dem Gemach umher.

Fort! Fort! Er ist gegangen! Durch das Gebraus in ihren Ohren hörte sie es noch ferne klingen: „Du wirst!“

Eine ungeheure Angst hieß sie aufbäumen: — hat sie denn ihr Kind verloren?

„Edwin! Edwin!“ schrie sie, das Wort verhallte in der weichen Stoffverwandung des Gemaches.

Sie klingelte und gab Befehl, man möchte Majestät bitten, noch einmal zu kommen.

Nach einer Ewigkeit von fünf Minuten erschien er, und er fand sie mitten im Gemache haltend, eine hoheitsvolle, fast heroisch aufragende Gestalt. Sie nickte ihm zu und lächelte, während Thränen über ihre Wangen rollten.

„Komm!“ Sie reichte ihm ihre Hand hin. „Verzeih', ich war klein und schwach, und ich versprach dir doch, mich als eine Königin zu halten. Ich vergaß das — ich vergaß das — verzeih'! Und, und . . . .“

Nichts in seinem bisherigen Leben glich dem eigenartig zwingenden Zauber, mit dem ihre wieder melodisch gefestete Stimme die folgenden Worte vorbrachte:

„Da das Vaterland es verlangt, so wollen wir gehorchen, Edwin!“

„Mutter! O Mutter!“

Schluchzend schloß er sie in seine Arme. Und eine neue, bisher nie gekannte Seligkeit überflutete sein Herz: hatte er nicht in dieser Stunde und jetzt erst seine Mutter gewonnen? Bisher war sie eine Fremde für ihn gewesen, und fremdartig der Zauber, den sie auf ihn geübt — aber von jetzt ab erst würde das süße Wort aus seines Herzens Tiefe klingen: „Mutter, o Mutter!“

Dritter Teil.

24. „Reizend.“

„Reizend!“ — Die junge neuvermählte Königin Ottilie fand in diesen ersten Tagen alles „reizend“. Die Ausstattung der großen Hochzeitstafel, prunkend mit altem Silbergerät und überwuchert von köstlichen Blumen; die von ihr noch nicht gehörten nationalen Weisen, die von der hohen Galerie über das Gesumme der Tafel hinschmetterten, frisch und feurig; den Toast, den ihr Papa, der König von Z., auf ihr beider Wohl ausbrachte, und den andern Toast, mit dem ihr hoher Gemahl dankte, — ihr Herz schlug dabei mit einem gewissen freudigen Stolz, wie sicher er

sprach, wie markig seine Worte, wie von kräftiger Jugendlust geschwellt all' sein Wesen — aber dennoch, nur „reizend". Er hatte sie auf dieses „reizend", das sie ihm zum Dank für seine Rede brachte, zum erstenmal verwundert angesehen: weiß sie denn nichts anders! Keinen andern Ausdruck in solch' feierlichem Moment? „Reizend" die liebliche Fünfzahl von Mitzlaws Mädels, wie der imposante Fackelzug, der zu Ehren der Neuvermählten an der Front des Schlosses vorbeidefilierte; „reizend" sowohl die geschmackvolle und originelle Ausstattung ihrer intimeren Räume, (nach nationalen Mustern; denn der König liebt den bisher modischen Pariser „Chik" nicht) wie sie auch die enge, düstere, aber mit kostbaren Kunstschätzen und Reliquien ausgestattete Waldkapelle so gefunden hatte, die außerhalb der Stadt gelegen war und, ein beliebter Wallfahrtsort, für die kirchlichen Weihen der Dynastie, wie für die Bergung ihrer hohen Toten diente.

Mein Gott, weiß sie wirklich nichts andres? Sie kann doch nicht alles, und andauernd alles „reizend" finden! Wenigstens brauchte sie es nicht zu sagen! Dann sagt es ihr Lächeln, das stets gleiche, kinderhaft naive Lächeln ihres durchaus nicht temperamentvoll hübschen, doch von sanften Blauaugen wie poetisch überstrahlten Antlitzes. Das könnte einen schließlich zur Verzweiflung bringen! Es giebt doch gewiß manches bei uns, das nicht ganz reizend ist, und das sie in ihrer Heimat besser finden mußte; denn wir sind doch, wie der hochmütige Jargon des Westens lautet, eben erst der halben Barbarei entwachsen. Es würde wohlthun, einmal ein nüancierteres Urteil von ihr zu hören. Später vielleicht! — Ein gutes Kind, und man wird ihr nicht böse sein können! Aber harmlos und nichtsahnend bei all' ihrer „Gescheitheit", die so gerühmt wird. Im Leben wenigstens weiß sie so wenig Bescheid wie ein Edelweiß, das man seinem heimischen Boden entrissen. Nun man muß Geduld haben; in dem Festgedränge und dem Trubel all des Neuen und Fremden, das sie umrauscht, ist sie ja noch gar nicht zur Besinnung gekommen.

Vor einem besonderen ihrer „reizend" aber stutzte er wie verblüfft.

„Weißt du, Edwin, ich finde Mama — deine Mama, ganz reizend!"

Das war zu viel! Zu süß diese Naivität. Alles andre, nur das paßte jetzt nicht auf Mama, nach dem, was geschehen, nach dem wie diese Ehe auf Kosten ihres eigenen Glückes zu stande gekommen. Alles andre! Mama benahm sich heroisch, bewunderungswert, aber — „reizend?"

Und abermals sah er sie verwundert an. Sie stutzte selbst vor dem Aufblitzen seiner Augen und vor dem Gewetter der leise zuckenden Fältchen zwischen seinen Brauen. Was ist ihm denn? Sie hat doch nur gesagt, was sie fühlte, und sie findet Mamas Empfang und Aufnahme lieb und fast anheimelnd: ihr stand für den Impuls, das zu sagen, augenblicklich kein andres Wort zu Gebot als dies „reizend!"

Ja, weiß sie denn nicht? schien seine verwunderte Miene zu fragen. Sie muß doch unterrichtet sein! Es ist doch undenkbar, daß man das gute Kind einfach in diese Ehe versetzt hat, ohne sie über die Verhältnisse ihrer neuen Umgebung aufzuklären. Man muß ihr doch mitgeteilt haben, unter welchen Bedingungen die Heirat zu stande kam, welches das Veto ihrer eignen Familie und das Opfer Mamas. Sie muß doch wissen, daß Mama tief unglücklich, ihres Hortes und ihrer Basis beraubt. Sie kann sich doch nicht durch die äußerliche Haltung der königlichen Mutter, während dieser Reihe von Ceremonien täuschen lassen. Haltung, das ist doch erste Fürstenpflicht!

Und nach einer kleinen stummen Pause, während der er in ihrem lächelnden Gesichtchen vergebens forschte, fuhr er heraus: „Ja, weißt du denn nicht?"

„Was soll ich wissen?" antwortete sie ihrerseits verwundert, und ihr Lächeln verblaßte völlig vor dem seltsam forschenden Ernst seiner Mienen.

„Nicht?! Ich kann mir das nicht denken!"

„Ich weiß nicht, was du meinst —"

„Nun, in betreff Mamas —"

„Wieso?" Ein abermaliges erstaunendes Stutzen.

„Mama ist unglücklich, das weißt du doch."

„Oh!"

Ein naiver, aus dem Herzen kommender Ruf. Dann echt kinderhaft, als wäre unglücklich sein und irgend ein äußeres unverschuldetes Leiden dasselbe, nach dessen Herkunft man nicht fragen darf, sagte sie:

„So werde ich mir Mühe geben, sie doppelt lieb zu haben. Wir werden sie beide recht, recht lieben — nicht?"

Mit dem innigsten Ausdruck sagte sie das, das „nicht" hatte wie einen hellen, überaus reinen Glockenklang, der wahrhaftig bis in seine Herztiefe zu dringen schien.

„Gewiß, gewiß!" nickte er verwirrt, und er fand, daß ihre Augen eine seltene Klarheit hatten, als vermöchte man auf den Grund ihrer Seele zu schauen, die Klarheit eines noch von keinem Harm getrübten Kinderauges.

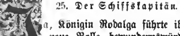
Dann sich losreißend aus diesem Zauber, überließ er sich wieder seinem Staunen. Also doch! Sie ist völlig unwissend! Alle wissen es, dort am Hofe, wie hier, das Schicksal der Königin Rodalga hat durch die Trivialität des Zeitungsschwatzes Spießruten gelaufen, es ist eine Zeitlang das Gespräch Europas gewesen, ja die Dichtung, die heutzutage fix arbeitet wie ein Telegraph, hat sich schon des pikanten Stoffes bemächtigt. Alle, alle wissen — nur sie, die Königin, seine Gemahlin, allein ist unwissend! So hat man sie also wirklich wie eine Pflanze von Topf zu Topf verpflanzt? O der unerhörten Grausamkeit! Wie wird sie dann erwachen!

„Gewiß werden wir sie lieb haben —" hauchte er zerstreut hin. „Sie ist bewundernswert!"

Seine Augen loderten fast bei diesem Ruf.

„Sie ist das Schönste, was ich je gesehen habe!" rief sie.

Auch das kindlich ausgedrückt. Aber er fühlte, wie es gemeint war. Mama hatte sich wirklich heroisch gehalten in diesen Tagen. Und nicht allein nur seine Bewunderung forderte sie heraus, sondern die Sympathie ihrer Umgebung, der fremden Gäste, ja das ganze Land beugte sich vor der hohen Majestät ihres Schmerzes. Denn alle wußten, was sie gelitten, wie der Sturm all' den Reichtum ihrer Hoffnungen zerzaust und zertrümmert. Alle wußten, außer der kleinen Königin. Die freute sich wie ein Kind an einem hübschen Bild, an der wundervollen Hoheit ihres Auftretens, an der maßvollen Grazie ihres Wesens, ja an ihrer glänzenden Schönheit; denn es war, als hätte der Schmerz, der über andre Gesichter zerstörend hinweht, ihrer Erscheinung einen neuen, ungeahnten Reiz verliehen. Welche Augen! Alle andern konnten zu Zeiten vor deren Ausdruck erschrecken — sie, die kleine Königin, blickte mit ihren lieben Kinderaugen hinein, wie in ein schönloderndes Feuer, dem sie nichts Arges zutraut.



25. Der Schiffskapitän.

Ja, Königin Rodalga führte ihre neue Rolle bewundernswürdig durch. Heroisch zu sein, das war ihr neuer Beruf, ihre Lebensaufgabe, der sie sich mit dem ganzen Temperament ihrer Seele hingab.

Graf Lariva hatte das Land verlassen, eine freiwillige Verbannung, die ihm der Verzicht der Geliebten, seiner Königin, auferlegte. Er hatte früher den Sport des Seemanns zeitweise aus Neigung betrieben; er hatte in allen Meeren umhergestöbert, er liebte die See, ihr Ungestüm und ihre Gefahren; so faßte er den Entschluß, abenteuerlich und verwunderlich zwar, aber seiner energischen Natur entsprechend, in praktischer Schiffsführung einen neuen Beruf zu suchen. Er hätte ja, wie ehedem, aufs Geratewohl fremde Länder durchstreifen und in Afrika, oder auf Neu-Guinea den Pionier spielen können, ihn dürstete aber nach Außergewöhnlichem. Nicht einem hochgesteckten, mehr oder weniger erreichbaren Kulturideal galt es nachzustreben, nein, er zog sich auf die engere Basis harter, durch keine sportartigen Gelüste modisch versüßter Berufsführung zurück. So erstand er ein Schiff, eine große Segelbrigg, um mit ihr, unter selbsteignem Kommando, die Meereswüste zu durchstreifen, nicht aufs Geratewohl, sondern wie ihn der Weg einmal gewählter Handelsbeziehungen wies. Und er wählte diesen Weg weitab des verlornen Paradieses. Zur Zeit, da die Heirat des Königs gefeiert wurde, segelte die „Annunçion" zwischen Yokohama und Montevideo, die australischen Häfen anlaufend. Die Verbindung mit Miraflos mußte somit lange Pausen erdulden; es waren oft viele Wochen vergangen, daß Königin Rodalga ohne Nachricht über sein Schicksal geblieben. Ihr Verkehr war nach der Verabredung in die kühleren Formen der Freundschaft gekleidet — mochte es noch so sehr zwischen den Zeilen gären und lodern, mochte es noch

so sehr die beiden Schreibenden gelüsten, über die selbstgewählte Schranke solcher Freundschaft hinüberzusetzen.

Bei der Nachricht, Graf Lariva habe sich in Salonichi eine Brigg erstanden, um Schiffskapitän zu werden, war natürlich das Erstaunen groß. Vom Geliebten einer stolzen Königin zum Schiffskapitän! Sogar seinen erlauchten Namen hatte er abgethan, und das sah erst recht aus, als hätte er ein für allemal einen Riegel vor das verlorene Paradies gesetzt. Doch das anfängliche Kopfschütteln wich allmählich und immer schneller einem wachsenden Respekt. Was für ein seltener Charakter ist er doch! Schiebt seinen Stand, den Glanz seines Namens, den bequemen Komfort seines reichen und alten Besitzes einfach zur Seite und begibt sich in den harten Frohndienst der seemännischen Arbeit! Und man schickte sich an, den „Fall Königin Rodalga," der den Klatsch und das neugierige Interesse seit Jahren in fieberndem Atem gehalten, von seiner wahrhaft tragischen Seite aus zu betrachten. War sie nicht in ihrem Recht gewesen, ihr Glück an der Seite eines solchen Mannes zu begehren? Der Umschlag zu gunsten der verleumdeten Frau war ein vollkommener, und das Vaterland, wenn man die Menge mit ihrer wechselnden Sensationslust in diesen Begriff einhegen darf, fühlte immer rückhaltloser das Bedürfnis, ihr seine schuldige Dankbarkeit für das Opfer ihres Glückes abzutragen.

Und in der Glorie dieser Meinung leuchtete um so glänzender ihre an's Heldentum reichende Haltung. Man hatte völlig das Gegenteil von ihr erwartet. Man glaubte, Schloß Miraflos würde sich, wie man das leidenschaftliche und zu Extremen neigende Temperament der Königin kannte, in ein klosterhaft verschlossenes Retiro verwandeln; ja es waren sogar Gerüchte laut gewesen, die hohe Frau wolle ihr schönes Haupt mit dem ewigen Schleier verhüllen, und ihr so zur Freude und zum Lebensgenuß vorgeschaffenes Herz in dem asketischen Düster einer Klosterzelle abtöten. Nichts davon! Weiter blühte und glühte der wunderbare Rosenflor des berühmten Parkes, und von keiner Hand wurde ihren Ranken gewehrt, gewisse Fenster auf dem linken Flügel, dort, wo sich der Königin Schlafgemächer befanden, in üppigem Übermut fast völlig zu überwuchern; weiter wirbelte das Spiel der Schmetterlinge über dem sonnig durchglühten Blumenparterre, während die Königin, ganz wie vordem, unter dem roten Seidenbaldachin saß, mit einer Lektüre beschäftigt, von Zeit zu Zeit ihren Papagei mit einigen Worten ermunternd. Nach wie vor gab es Geselligkeit in dem gastlichen Lustschloß; eine andere zwar wie jene, die nach der Rückkehr aus ihrer Verbannung mit ihrem tollen Mutwillen den leichtlebigen Ruf von Miraflos verbreitet: — Graf Lariva hatte ja das alles umgewandelt, wie er ja auch die Königin selber zur Würde einer höheren Lebens- und Weltauffassung emporgehoben. Hatte er sie nicht veredelt, erst wahrhaft eine Königin aus ihr gemacht? Und in seinem Sinne sollte auch die Trauer um den Verlust sich zeigen! Nach wie vor liebte sie Musik; die kleinen Kammermusikabende, an denen erste Meister der Residenz ihr Können einsetzten, verhalfen Miraflos fast zu dem Ruf eines kunstsinnigen Hofstaates.

Und kaum eine Veränderung in ihrem Wesen. Sie hatte mit nichten ihrem bezaubernden Lächeln entsagt — es wäre auch schade gewesen wegen ihrer prachtvollen Zähne, meinten die Schrecklichen, die nichts ernst nehmen — vielleicht, daß es etwas herbstlicher dünkte, dies Lächeln, wie blasser Frühherbstschein, der an die Wehmut des Scheidens gemahnen will, wie anderseits die Poetischen, die ebenfalls nichts ernst nehmen, sich ausdrückten. Auch glaubte man ihrer Stimme ein vordem nicht vorhandenes, eigenartiges Vibrieren anzumerken, das Auszittern von Erregungen, die ihr Inneres bestürmten. Auch schien sie größer geworden. Es klingt seltsam, aber seht sie Euch doch an, wie hoch sie seitdem ihr Haupt erhoben trägt! — ein edler Stolz, der sie auch körperlich herauswachsen heißt, aus dem Jammer ihres Schicksals. Freilich, ihre Augen, die hat sie nicht immer in der Gewalt; oft, mitten aus der Betäubung harmlos freundlicher Lebensführung, der sich ihr tapferer Wille unterwirft, fährt es mit heimlichem Lohen unter den dunklen Wimpern hervor. Und dann mag man wohl zu erschreckendem Bewußtsein kommen, wie es in ihr gährt und wühlt und sich in verzweifelndem Kampfe wehrt gegen die selbstauferlegte Tyrannei dieser „Haltung."

Kinder freilich, wie Königin Ottilie, schauen arglos und naiv in diese Glut und freuen sich ihrer und finden diesen Ausdruck ihrer Augen „das Schönste, was sie je gesehen. . . .“

Nur zuweilen bäumt es in ihr auf wie ein trotzender Zorn: — um dieses armen, kleinen, überaus harmlosen, stets lächelnden Kindes wegen hatte sie also ihr Glück dahingegeben! Ja, wenn es ihn, ihren braven Edwin, glücklich zu machen berufen ist! Ja, dann will sie sich selbst ihrer „Haltung“ freuen und ihre Rolle weiter spielen. ...

Wenn das lächelnde Kind aber nicht die Zauberformel findet, ihren Liebling glücklich zu machen, was dann, ja, was dann? . . .



26. „Der König arbeitet —“

Es war mehr als die bloße Feststellung der Thatsache, wenn man spät nachts an den erleuchteten Fenstern vorüberkam; auch mehr als die patriotische Genugthuung des biedern Staatsraisonneurs, daß man, gottlob, einen Monarchen habe, der seine konstitutionellen Pflichten aufs strengste faßte; nein, den Worten hörte man immer mehr die Beklemmung an:

„Majestät sucht sich zu betäuben; er verschanzt sich hinter seiner Arbeit, um zu vergessen. Die Enttäuschung, die sein junges Herz erlitten, will erdrückt werden durch Arbeit, — nimmer rastende Arbeit, bis in die Nacht hinein.“ — Ja, ist er denn nicht glücklich in seiner jungen Ehe? — Die Volksmeinung zuckte die robusten Schultern und sagte „nein!“

Mochten auch die Herren Leibärzte ihr begründetes hygienisches Veto einlegen; denn Majestät würde sich aufreiben durch dieses Nebeneinander geistiger Anstrengung und repräsentativer Pflichten. Er hatte für dies respektvolle Veto nur ein lächelndes Achselzucken. Die Reformen sind angebahnt, sein nach hohen und weitragenden Zielen gestelltes Streben durfte nicht auf halbem Wege innehalten, einer kostbaren Hygiene wegen. —

Es war um die zweite Morgenstunde, als König Edwin sich von seinem Schreibtisch erhob, um sich zur Ruhe zu begeben. Er durchschritt eine Flucht dämmernd erleuchteter Gemächer, zerstreut, die Gedanken noch heiß und schwül von der Arbeit, die Augen noch geblendet von dem hellen Licht des Schreibtisches. Zu solcher Stunde pflegte er, um den gemeinsamen Schlafraum des Königlichen Ehepaars zu erreichen, auf kürzerem Wege die Boudoirs und Empfangsräume der Königin zu durchschreiten. Plötzlich fand er sich vor einer zarten, rosafarbenen Helle. Es war das kleine, überaus kokett in Rokoko ausstaffierte Gemach, das dem sogenannten Arbeitszimmer der Königin vorauf lag. Unter dem Schein einer weit auskragenden und mit rosa Spitzen behangenen Lampe war eine der Hofdamen, eine junge Marquise Finelli, entschlummert, den sehr reizvollen Kopf mit dem leicht verstörten dunklen Haar angelehnt an die Lehne des bequemen Polsterfessels, die blühenden Lippen halb geöffnet, im tiefem Schlafesatem, die feingeröteten Wangen beschattet von den erstaunlich langen Wimpern, und den zurück gebogenen Hals in seiner köstlichen klassischen Weiße und Rundung dem vollen Lichte ausgesetzt, während von dem Kinn aufwärts die zarte Rosaglut des Schirmes über dem Antlitz hauchte.

Der König stutzte. Was soll das, jetzt zu dieser Stunde? Im Schoße der jungen Schönheit lag, ihren Händen entsunken, ein Journal, einzelne Blätter davon auf dem Teppich zu ihren Füßen verstreut.

„Ihre Majestät sind noch auf,“ meldete der diensthuende Kammerherr, nach dem folgenden, durch eine schwere Portiere geschiedenen Raume weisend.

„Wieso?“ fragte sein verwunderter Blick.

„Majestät geruhen noch zu arbeiten —“

Fast hätte er dem Höfling in sein geschmeidiges Gesicht gelacht. Aber sofort begriff er: es war die Losung, welche die Königin selber ausgegeben, irgend einer ihrer kindlichen Einfälle. Sie wird ähnlich bei der „Arbeit“ sein, wie die reizende Marquise dort, das heißt, über einem Journal süß entschlafen. Pscht! Er wollte aber niemand geweckt haben!

Zu seiner Verwunderung fand er die Königin wirklich bei der „Arbeit.“ So sah es aus. Ein gelber Lampenschein beleuchtete den mit hundert kostbaren kleinen Kunstwerken und Sächelchen bedeckten Bouleschreibtisch, mitten darauf ein dickleibiges Aktenstück, und die zarten Arme der Königin

darein gestemmt, den Kopf in die Hände vergraben; das Licht floß über ihr schönes Blondhaar und ließ es zu goldiger Wirkung erschimmern. Es sah wirklich aus, als ob sie studierte, lichterloh bei der Arbeit. Ein so neues, und ihrer ganzen bisher so nippesartigen Persönlichkeit so fremdartiges Bild, daß er nach der ersten Verwunderung sich nicht enthalten konnte, zu lachen. Doch zuvor gab er einen Wink, daß man die Thür schlösse und ihn allein mit Ihrer Majestät belasse.

„Ist es erlaubt, Eure Majestät zu stören?" lachte er.

Die Königin fuhr bei dem Klang seiner Stimme zusammen, eine kleine offenbare Heuchelei; denn sie mußte sein Kommen gehört haben. Ihr Kopf hob sich aus den stützenden Händen und eine Röte flackerte über ihr schmales Antlitz wegen dieser neuen Heuchelei, während sie ihn mit ihren großen blauen Augen anstarrte — diese wenigstens machten die Heuchelei nicht mit! Ja, fast finster starrte sie ihn an, als ob es ihr wirklich unlieb wäre, gestört zu werden. Und hatte sie nicht schon seit Stunden auf das Dazwischentreten ihres Gemahls gewartet?

„Ach du bist's?" fragte sie tonlos.

„Nun ich meine, es ist spät genug. Ich wähnte dich längst zur Ruhe. Was ist denn, bist du nicht wohl?"

Es klang fast wie ein Spott. Also traut er ihr eine ernstliche Beschäftigung nicht zu? Er traut ihr überhaupt nichts zu, erwartet nichts von ihr — sie ist und bleibt ein Kind trotz ihrem Königsdiadem. . . .

„Bist du nicht wohl?" wiederholte sie seine Frage gereizt. „Warum soll ich nicht wohl sein? Ich bin es sehr! Ich danke sehr für deine Sorge!"

Ihn überraschte der erregte Ton.

„Nun, was soll das denn? Was sitzest du spät in der Nacht an deinem Schreibtisch?"

„Weil ich zu thun habe."

„Wie? was?" Abermals konnte er den Lachton nicht unterdrücken. Und er trat näher hinter ihren Stuhl. Von dem Aktenstück leuchtete das Wappen des von goldenem Lorbeer umflochtenen roten Genfer Kreuzes. Aha, sofort wußte er, es war der elegante kalligraphierte „Generalbericht" des patriotischen Frauenvereins, dessen Patronin die Königin war; sie hatte ihm gelegentlich von diesem Berichte gesprochen, ohne daß er acht darauf gegeben.

„Aber, mein Gott, du hättest doch nicht nötig, dich bis spät in die Nacht hinein hinzusetzen und darin zu studieren. Es dürfte auch schwerlich viel Kopfzerbrechen machen. Die Sache erledigt sich von selbst. Komm klappe deine Akten zu. Es ist Zeit!"

Ein sprühender Eifer flackerte über ihr Gesichtchen. Dergleichen hatte er noch nicht an ihr erlebt. „Von selbst — von selbst?" rief sie. „Ich will aber nicht, daß sich die Sache von selbst erledigt! Ich bin willens, mein Wort mitzureden — fortan! Ich habe manches in diesem Bericht gefunden, das mir nicht paßt, durchaus nicht! Ich werde sogar mit Vorschlägen an dich herantreten."

Es klang ihm so köstlich. Vorschläge von ihr, eine ernste Sache betreffend — das war das Neueste, das war wirklich zum Verblüffen! Wieder konnte er den spöttischen Ton nicht unterdrücken:

„Na, na!" sagte er lächelnd.

„Wieso? Trautest du mir dergleichen nicht zu?"

Ihre Augen hatten einen fast flammenden Ausdruck. Und er stutzte.

„Warum soll ich dir nichts zutrauen, gutes Kind —"

„Gutes Kind — gutes Kind — das eben will ich nicht! Das eben ist's!" brauste sie auf.

„Nun, ich meine doch, ein Ausdruck, der alles andere als eine Beleidigung bedeutet —"

„Der Ton, der Ton!" rief sie. „Mitleidig, barmherzig nachsichtig! Und ich will das nicht mehr! Ich bin nicht das, was Ihr denkt! Man hat mir nichts zugemutet bisher. Man hat mich lächeln gelehrt, immer lächeln und alles hübsch und reizend finden. Damit ist's nun genug! Wenn ich auch keinen Anspruch erheben darf, Eure — — Liebe zu gewinnen, (ein schwer auszusprechendes Wort!) so sollt Ihr doch Respekt vor mir haben. Das da ist nur der Anfang! (Sie schlug mit der flachen Rechten auf das Aktenstück). O, ich werde Euch schon zeigen!? Ich werde schon zeigen! Glaubst du, du sollst allein nur arbeiten?"

„Aber Ottilie, gutes Kind!"

Wieder war es ihm entfahren. „Pardon!"

verbesserte er sich. Und dann, mit einem Anflug inniger Herzensregung: „Wie wird man denn Ihre Majestät sonst nennen dürfen? Komm' —"

Dabei nahm er ihr Gesichtchen zwischen seine beiden Hände, und fragend, die schelmisch lachenden Zähne blinkend zwischen den geöffneten Lippen, schaute er ihr dicht in die Augen.

„Edwin!"

Es klang wie ein Flehen; ihre Augen überschillerte ein feuchter Glanz.

„Du, du! — also man will zeigen, was man kann? Also man will nicht mehr ein Kind bedeuten? Nun, nimm es dir nicht so zu Herzen. Wenn es dir denn keine Ruhe läßt, so sollst du arbeiten — arbeiten —".

Es war nicht das! Nicht das in dieser Stunde! Ihr Kopf wehrte sich mit einem eigensinnigen Schütteln in seinen Händen.

„Mag sonst sein, was will! Mag kommen, was will —" flüsterte sie tonlos.

„Alles wird gut werden! Du bist ein Närrchen! Was soll kommen?"

Sofort gereute ihn dieser Ton. Das ist grausam! Das ist häßlich! Warum quält er sie? Was ist er denn für ein Ungeheuer! Und sie hat recht! Liegt es nicht an uns, an mir, daß das nicht ist, was sein soll?

„Nichts soll gut werden!" rief sie in voller Entrüstung: „Ich verlange nichts — nicht Eure Liebe!"

„Warum betonst du das „Euer" so? Weißt du was, wir sind eben beide recht thöricht. Quälen uns und plagen uns, etwas zu suchen, was von selbst kommen wird, wenn es nicht schon da ist —".

Sie schaute ungläubig zu ihm empor durch den bebenden Glanz ihrer Thränen. Traurig schüttelte sie den Kopf.

„Nein, du sollst mich nicht so zweifelnd ansehen, Otty! Ich hab' dich lieb — du bist mein gutes —".

Wieder das „Kind" —? Es war unausrottbar für ihn. Und um einen neuen Ausbruch ihrer Entrüstung abzuwehren, schloß er sie stürmisch in seine Arme und bedeckte ihren Mund, ihre Stirn, ihre Wangen mit seinen Küssen. Anfangs wehrte sie, dann schmolz ihr Trotz unter seinem Ungestüm, und ihre dürstenden Lippen erwiederten die Glut seiner Liebkosungen.

27. Der neue Orden.



Es war eine kleine Komödie gewesen, die sie vor ihm aufgeführt, das gab sie sich selber zu; ein trotziges Auftrumpfen ihres Herzens, als gälte es um jeden Preis seinen Respekt zu erobern. Warum nicht seine — Liebe?

Insgeheim zitterte sie vor dem bloßen Wort. Es that ihr weh, in den Sonnenglanz dieses Wortes zu blicken. Und sie schaute weg, bezwang sich, ihre Augen und Gedanken davon abzuwenden. Liebt sie ihn denn? Liebt er sie denn nicht?

In der Stille, des Nachts, wenn sie auf ihn harrte, vergoß sie heiße Thränen, harrte stundenlang, wach, mit großoffenen Augen, auf den Schall seiner vorsichtig aussetzenden Schritte lauschend, die sie zu wecken fürchteten. Und wie ihr Herz pochte, wenn er eintrat, leise und vorsichtig heranschlich unter den weiten Baldachin, der ihr gemeinsames Lager überdachte. Sie wollte nicht, daß er sie wachend fände, etwa harrend auf ihn. Und sie bezwang ihr stürmisches Herz, schloß die Augen und lag anscheinend in friedlichem Schlummer — nur die Angst zuweilen, er könnte diesen Augen anmerken, daß sie geweint. Doch, wenn er dann vor ihr stand, eine halbe Minute lang, zu Füßen der drei Stufen, die zu der Lagerstätte hinanführten, fühlte sie den Hauch seiner Gegenwart wie einen seltsamen Zauber über ihr heißes Antlitz wehen. Und dann, an der kämpfenden Versuchung, die Augen aufzuschlagen, seinem Blick mit dem ihren zu begegnen, vielleicht ein liebes, ein wirklich aus dem Herzinnern tönendes Wort mit ihm zu wechseln, erkannte sie, daß — — nun daß sie ihn liebte!

Zuerst, als sie sich nun immer eifriger um ihre landesmütterliche Pflichten kümmerte, war es also noch der Trotz. Sie wollte „zeigen", wie sie ihm gelobt.

Man hat ihr bisher nichts zugetraut — wohlan denn!

Dann fand sie selber Gefallen und Freude an dieser Arbeit. Ihr Herz war dafür gewonnen und sie fühlte sich innerlich aufgerichtet, wie gestärkt, mochte dann kommen was wollte! Und die liebe, öffentliche Meinung, die ja schließlich immer

recht bekommt, ging nicht ganz fehl, indem sie auch von dem schönen Pflichteifer der Königin auf dem Felde der Barmherzigkeit behauptete: die Königin betäube sich, um ihrerseits durch Beschäftigung die Enttäuschung ihres Herzens zu entlasten.

Sie hatte dabei den Triumph, daß ihr Beispiel auch zur Nacheiferung ansporut. So begann also die Pflege der Suppenanstalten, Asyle, wohlthätigen Institute und barmherzigen Vereine wie ein neuer bisher noch nicht entwickelter Sport in Mode zu kommen.

Und es schwieg allmählich das ungläubige Lächeln König Edwins, mit dem er anfangs diesem Eifer zugeschaut. Sie merkte: er beginnt Respekt vor mir zu bekommen, er traut mir etwas zu! Und das verkleinernd herabsetzende Wort „Kind" kam nun auch äußerlich nicht mehr über seine Lippen. Ist das nicht schon Glückes genug? —

Eines Tages überraschte er sie mit der Mitteilung:

„Du, ich habe also beschlossen einen neuen Orden zu gründen, einen Damenorden, etwas zur Belohnung für die werkthätige Barmherzigkeit; wir haben leider nichts dergleichen."

„O!" rief sie voll freudiger Überraschung. „Wundervoll!"

„Ich werde ihn Beatenorden nennen, du weißt, von Gräfin Beate her, einer Vorfahrin unsers Hauses, die eine Mutter der Armen gewesen."

„Ich weiß, ich weiß!" fiel sie hastig ein. „Denkst du, ich kennte nicht die Geschichte Eures Hauses am Schnürchen? Sie hat mir weniger Mühe gemacht, als Eure Sprache."

„Und du sprichst sie so hübsch."

„Ich danke dir! Ich gebe mir Mühe, wie du gemerkt haben wirst."

„Also um auf unsern Orden zurückzukommen — —" Er stockte und besann sich. Sie senkte den Kopf auf die Handarbeit herab und mechanisch stach sie die Nadel mit dem Seidenfaden in das widerspenstige Gewebe. Er betrachtete sie und sie wich seinen Blicken aus. „Reizend —" sagte sie, um etwas zu sagen in der Stille, die nur das Plätschern des kleinen Springbrunnens in der Blumenecke und das Geflatter ihres kleinen Lieblings, des Kanarienvogels (echte Zucht vom Onkel „Canaris" her) belebte.

„Reizend —" das Wort, das er so verspottet. Aber heute kam es ihm nicht so nippesartig vor. Und es befiel ihn fast wie eine Reue vor dem Wort. Sie selbst ist es! Welch ein feines Gesichtchen! nicht ausbündig hübsch, beileibe nicht die Schablone, und sehr fern von dem landesüblichen Begriff — doch wie hat sie sich verändert! — sehr zu ihrem Vorteil, besonders in Haltung und Auftreten. Eine Königin ist sie schon, etwas zwischen einer Königin und guten Fee. Und sie hat Glück mit ihren Staffagen. Damals das Schreibpult und das magische Lampenlicht und die nächtliche Arbeit, heute die Blumennische, wo durch das Gezweig die Abendsonne in goldenen Lichtern spielt, ihre Gestalt überschillernd.

Etwas wie eine impulsive Großmut überfiel ihn. „Weißt du was, Gräfin Beate ist zwar ihrer Werke wegen heilig gesprochen worden —"

„Anno vierzehnhundert siebenundzwanzig am heiligen Pfingstfest —"

„Ei sieh da!"

Sie stickte weiter, emsig, sehr emsig, leise lächelnd.

„Ich werde ihn also Ottilienorden nennen!"

Da war es heraus. Und er freute sich herzlich, wie er sie überraschte. Sie ließ die Arbeit sinken.

„Ach nein!" rief sie. „Unmöglich! Das verdiene ich nicht!" Und eine Röte übergoß ihr Antlitz. Was ist ihm? Wie ein versteckes Geständnis, daß er sie lieb habe — ist es das? Und sie fühlte das Beben ihrer in den Schoß hinabgesunkenen Hände.

Dann stutzte sie und senkte den Kopf.

„Weißt du —" begann sie nach einer kurzen Stille, wieder aufblickend: „Weißt du, laß es! Wenn du einen Namen wählst, so müßte es der deiner Mutter sein: Rodalga — übrigens ein besonders schöner Name!"

Es war ein wenig Heuchelei dabei. Sie hielt Königin Rodalga durchaus nicht für die Würdigste gerade diesem Orden Patenschaft zu leisten; denn die Herrscherin von Miraflos stand der neuen Barmherzigkeitsmode gleichgültig gegenüber, zu Ottiliens geheimem Verdruß — ja es sah fast aus wie eine Opposition. Und sie wollte ihn prüfen mit dem Vorschlag.

Seine sonnige Miene verblaßte. „Wie kommst du darauf?“ sagte er in kühlem Ton; ja ihr kam der Ton fast wie ein Vorwurf vor. Sobald von Mama zwischen ihm und ihr die Rede war, stellte er sich ein, wie eine Mauer, die sich zwischen ihnen erhob.

„Nun, ich meine, deiner Mama gebührt die Ehre zuerst. Deine Mama geht unter allen Umständen vor —.“

Ihre Stimme vibrierte leise; sie blickte ihn mit offenen Augen an, ohne zu zucken.

Er merkte wohl die kleine Herausforderung. Sie wollte ihm vorwerfen, daß er stets und überall die Partie seiner Mutter nähme. Thut er auch und will er auch! Seit jener entscheidenden Unterredung duldete er nicht, daß auch nur der leiseste Hauch mäkelnd nach Miraslos hinwehte. Er hatte gelobt, seine Mutter fortan auf den Händen zu tragen; sie sollte durch seine Liebe wenigstens entschädigt werden für das Opfer, das sie dem Vaterlande gebracht. Und er wußte und sah sehr wohl, wie bei Ottilien sich die Eifersucht regte. Er konnte es ihr nicht verargen. Aber sie muß gestraft werden, weil sie nicht sehen und nicht wissen will, wie es um Mama stand. Eine unverzeihliche Sorglosigkeit! Bisher war immer noch kein Wort zwischen ihnen gefallen. Ein Geheimnis, das zwischen ihnen stand. Warum fragte sie denn nicht? Dieses Schweigen stachelte ihn mehr und mehr. Sie soll endlich wissen! — es ist empörend, daß sie noch nichts weiß!

Er that ihr ein halbes Unrecht. Sehr wohl hatte sie nach Mamas Schicksal geforscht, seit jener Bemerkung Edwins: „Mama ist unglücklich.“ Sie hatte darüber nachgegrübelt, aber dadurch kam nichts heraus von dem Geheimnis, wenn ein solches vorhanden. Wohl ahnte sie: es ist Verhängnisvolles im Spiel! Und sie spürte wie einen heißen Gluthauch von Miraslos herüberwehen.

Allerlei Anspielungen hatten sie getroffen, bei Mitzlaws, im Tantenpalais, doch nichts Deutliches. Man hatte ihr jedes Fragen von Kind an verboten; sie verstand nicht zu fragen; sie hätte sich auch in diesem Falle gescheut. Warum sagt er ihr nichts?

Vielleicht war dies die Stunde! Und so hatte sie vorhin den Vorschlag in betreff des Namens Rodalga gemacht. Ihr ganzes Wesen bebte jetzt wie vor einer verhängnisvollen Entscheidung. (Schluß folgt.)

Vogelscheuchen.

Von Carl Weitbrecht.

(Abdruck verboten.)

Gestern am Berg beim Spazierengehen
Hab' ich Vogelscheuchen gesehen.

Goldener Stern und silbernes Band,
Heimlicher Christbaumflittertand —

An der Rebenwand aufgehängt,
Wo sich Traube bei Traube drängt.

Rotröckig Püppchen baumelt dabei,
Feindlich umlärmt von Spatzengeschrei.

— Steht ein Mädel unter dem Laube,
Lippen hat's wie die schwellende Traube;

Schaut nach der Puppe, dem Stern, dem Band —
Goldig zittert die Rebenwand.

Augen macht's, das trutzige Kind — —
Wo nur die Spatzen und Buben sind?





Ein gefährlicher Gegner. Nach eine



er Originalzeichnung von W. Kuhnert.

Nicolaus Lenau und Sophie Löwenthal.

Von Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß.

Dichterlieben sind selten glücklich. Man hat zwar einige Beispiele für das Gegenteil dieses Satzes, aber dieselben sind doch nicht im stande ihn zu entkräften. Die Natur des Dichters schließt eben das Weltabgewandte in sich. Und zu den irdischen Dingen gehört auch die irdische Liebe. Die Dichter pflegen entweder zu früh oder zu spät aufzustehen, zur rechten Zeit sind sie selten da. Empfinden aber nicht besitzen, das ist ja ein alter Fluch der Dichter. Den Himmel mit all seinen Seligkeiten aufgeschlossen erblicken, aber auf Erden kaum über das Notwendigste für den täglichen Lebensunterhalt verfügen, das war seit alters her Dichters Erdenwallen.

Lenaus tiefe Leidenschaft für Sophie Löwenthal bildet jedenfalls keine Ausnahme. Sie ist so recht eine wahre Dichterliebe, eine ideale Liebe. Als man ihn gelegentlich in der Irrenanstalt zu Döbling auf Platos Büste aufmerksam machte, da rief der Unglückliche mit schallendem Gelächter: „Plato — der die dumme Liebe erfunden hat!“ Zuckte durch das Gehirn des Wahnsinnigen vielleicht der Gedanke an seine Liebe zu Sophie? Fürwahr, es war eine „dumme“ Liebe, sie hat ihm keine Befriedigung, nur ungestillte Qualen der Sehnsucht eingebracht und ganz gewiß nicht wenig dazu beigetragen, daß die Dämonen der Finsternis das lichttrunkene Geistesauge des Dichters mit Nacht umhüllten.

Sie war dreizehn Jahre alt, als er sie zum erstenmale sah. Es war bei einem Besuche bei seinem Jugendfreunde Fritz Kleyle, ihrem Vetter. Als er sie im Dezember des Jahres 1838 wiedersah, — war es zu spät. Sie trat ihm als Gattin und Mutter im Hause ihres Mannes, des nachmaligen österreichischen Oberpostdirektors Max Löwenthal, im Kreise ihrer Kinder entgegen. Löwenthal hatte den Dichter im sogenannten „Silbernen Kaffeehause,“ dem damaligen Sammelplatz aller Wiener Poeten, Schriftsteller und Schöngeister kennen gelernt, zu dessen eifrigsten Gästen auch Lenau gehörte. An dem Umgange mit letzterem hatte Löwenthal, selbst eine poetisch produktive Natur, soviel Gefallen gefunden, daß er ihn zu sich ins Haus einlud. Er ahnte nicht, daß er damit der Urheber eines Verhältnisses wurde, welches ihm selbst manche unbehagliche zweifelvolle Stunde bereitet haben mag, jedenfalls aber auf die Dauer nicht unbemerkt blieb und der stets klatschsüchtigen Gesellschaft ein willkommenes Thema zur Medisance gab.

Was auch immer über dieses Verhältnis in die Öffentlichkeit gedrungen ist, — wir dürfen heute mit Fug und Recht behaupten, daß es ein **reines** war und geblieben ist. Den besten Beweis dafür liefert eine in diesem Jahre erschienene Schrift „Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters u. s. w., herausgegeben von Ludwig August Frankl (Stuttgart 1891. J. G. Cottas Nachfolger), denn diese Publikation ist auf den ausdrücklichen testamentarischen Wunsch der 1889 gestorbenen Frau von Löwenthal erfolgt. Der Sohn Sophiens, Arthur, hat die Veröffentlichung dem langjährigen Freunde Lenaus, Ludwig August Frankl übertragen, der sich schon durch seine früheren Beiträge „Zur Biographie Lenaus“ (Wien, Hartleben. 2. Aufl. 1885) ein nicht unbedeutendes litterarhistorisches Verdienst erworben hat.

Ist es wohl, wie auch Franke ganz zutreffend bemerkt, anzunehmen, daß Sophie die intimsten Dokumente über ihr Verhältnis zu Lenau für die Öffentlichkeit bestimmte, wenn sie sich schuldig gefühlt hätte? Schon die Thatsache dieser Veröffentlichung ist also geeignet, jeden unwürdigen Verdacht zu entkräften, noch mehr geschieht dies aber, wie wir unten sehen werden, durch den Inhalt der Briefe selbst.

Sophie war die zweitälteste Tochter des vom Kaiser in den erblichen Ritterstand erhobenen Hofrats Franz Joachim von Kleyle und seiner Gattin Karoline von Ochel. Vater und Mutter waren durchaus realistische Naturen, ohne darum höherem Geistesleben abhold zu sein. Im Gegenteil ließ es sich namentlich der Vater angelegen sein, seine Kinder einer hohen geistigen Bildung zuzuführen, während die Mutter, eine ebenso strenge als ausgezeichnete Hausfrau, jene wirtschaftlichen Talente in ihren Töchtern entwickelte, die auch von Lenau bei Sophie hervorgehoben werden. Das Haus des Hofrats Kleyle war eins der vornehmsten in Wien, und es konnte daher der geistig und körperlich gleich bevorzugten Sophie nicht an Freiern fehlen. Aber schon hier finden wir bei Sophie einen Lenau verwandten biographischen Zug: unglückliche Jugendliebe. Wenn Lenau seine erste überschäumende Herzensneigung an eine Unwürdige, Bertha . . ., verschwenden mußte und davon eine Wunde zurückbehielt, die niemals ganz geheilt ist, so trat an Sophie die erste Liebe gleichzeitig mit dem Gebote der Entsagung heran. Es ist unbekannt, welche Hindernisse ihrer Verbindung mit einem Lehrer der Prinzen des Erzherzogs Karl, einem hochbegabten Gelehrten, im Wege standen, Thatsache ist, daß sie verzichten mußte. Aber die Eltern besaßen zwar Rang und Stellung, jedoch wenig Vermögen — die Töchter mußten eben unter die Haube gebracht werden. Eine bessere Partie, als sie sich in dem jungen Max Löwenthal darbot, wäre für Sophie schwer zu finden gewesen. Er war nicht nur ein feingebildeter Geist und edler Charakter, er war auch ein reicher Mann. Sophie folgte ihm mit dem Gelöbnis eines pflichtbewußten Weibes, aber kühlen Herzens zum Altar. Erst in späteren Jahren überkam auch sie eine milde Glut der Zuneigung zu dem Manne, der ihr sein ganzes Herz und ein grenzenloses Vertrauen entgegenbrachte.

Es ist wohl anzunehmen, daß in der leidenschaftlichen impulsiven Natur Lenaus das Feuer der Liebe früher gezündet hat, als bei der ruhigeren und mehr verständigen Gemütsart Sophiens. Aber auch sie erkannte bald den bei allen sonstigen Verschiedenheiten doch wahlverwandten Zug ihrer Charaktere. Es entspann sich zwischen ihnen ein Verhältnis, das insofern besonders eigentümlich erscheint, als der Gatte demselben keinerlei Hindernisse in den Weg legte. Eines so edlen Vertrauens, wie es Löwenthal seiner Frau und seinem Freunde gegenüber bekundete, sind nur wahrhaft vornehme Naturen fähig. „Max ist sehr gut, und mich freut es innig und tröstet mich am besten, daß wir sein schönes Vertrauen nicht mißbraucht haben," schreibt der Dichter unter dem 4. Oktober 1836. Und doch war seine Leidenschaft eine stürmische und elementare. Wie tief muß sie gewesen sein, wenn sie ihn zu so furchtbaren Empfindungen und Vergleichen bewegen konnte, wie sie in den folgenden Strophen zum Ausdruck gelangen:

Ach, wärst du mein, es wär' ein schönes Leben!
So aber ist's Entsagen nur und Trauern,
Nur ein verlornes Grollen und Bedauern;
Ich kann es meinem Schicksal nicht vergeben!

Undank thut wohl und jedes Leid der Erde;
Ja, meine Freund' in Särgen, Leich' an Leiche,
Sind ein gelinder Gram, wenn ich's vergleiche
Dem Schmerz, daß ich dich nie besitzen werde.

Die Briefe und das Tagebuch des Dichters stehen in ihrer Art vielleicht einzig da. Mit einer solchen Virtuosität des Herzens ist das Thema der Liebe wohl noch nie variiert worden. Die ganze Skala der Leidenschaft zittert und klingt, rast und rauscht an uns vorüber. Von der zartesten, idealen Liebesempfindung geht es aufwärts bis zur stürmisch, verzehrend dahinbrausenden Glutwoge der Sinnlichkeit, um dann wieder in todestrauriger Entsagung zu ersterben. Dazwischen hören wir die quälenden Zweifel der Liebe. Es gibt Ärger, Verstimmung, herbe Vorwürfe über Kälte und Gleichgültigkeit, und doch ist alles durchglüht von den Flammen der Leidenschaft. Der tiefe Grundton aber ist — Entsagung:

Die dunklen Wolken hingen
Herab so bang und schwer,
Wir beide traurig gingen
Im Garten hin und her.

So leis und stumm und trübe
Und sternlos war die Nacht,
So ganz, wie unsre Liebe,
Zu Thränen nur gemacht.

Und als ich mußte scheiden
Und gute Nacht dir bot,
Wünscht' ich bekümmert beiden
Im Herzen uns den Tod.

Die ganze ideale Tiefe seines Dichtergemüts offenbart sich uns, wenn wir sehen, wie selbst diese Leidenschaft, die doch für beide nur ein Märtyrertum bedeutete, in Lenau die höchsten und hehrsten Gedanken wachzurufen vermochte. So schreibt er an Sophie in einem Briefe vom 23. Februar 1837: „Wer weiß, ob und wie spät mir das Licht gekommen wäre ohne Dich. Nun aber habe ich Dich gefunden. Ich erkannte und erfühlte an Dir den vollen Zauber, das Schöne, Unersetzliche, Alleinbesiegende der *Persönlichkeit*. Die starren und herzlosen Naturkräfte und Naturgesetze kannten unmöglich ein Wesen zu stande bringen wie Du bist. Du bist ein Lieblingsgeschöpf eines *persönlichen liebenden Gottes*; das drang mir tief und fest ins Herz in mancher schönen Stunde, die ich mit Dir leben durfte. Das — meine Sophie! ist der feste und geweihte Boden, auf dem unsre Liebe steht, aufrecht und immer." Und in einem andern Briefe schreibt er: „Es wäre fast eine Versündigung an Deiner Seele, wenn mir Dein körperlicher Besitz unentbehrlich wäre, und doch ist Dein Leib so schön und seelenvoll in jedem Teile, daß ich wieder meinen muß, ich hätte Deine Seele noch mehr inne, wenn auch Dein Leib mir zufallen dürfte. Sei es wie immer, Du liebst mich, das ist gewiß, und genug, mir das Leben teuer zu machen und meinen Mut zu einem tüchtigen Streben für die Sache der Ewigkeit zu befeuern und aufrecht zu halten." Leidenschaft soll blind machen und in gewissem Sinne hat sie das sicherlich auch bei Lenau gethan. Um so mehr wird man überrascht, wenn man in seinen Briefen gelegentlich auf Stellen stößt, die mit scheinbar eisiger Kälte der Geliebten ihre Empfindungen sezieren und ihre menschlichen Schwächen vor Augen führen. Aber auch derartige Züge sind nur charakteristisch für die düstere Skepsis Lenaus, der mit der Selbstqual und Zweifelsucht des Melancholikers weder sich noch andere zu verschonen im stande ist: „Du warst in Gesellschaft, die Welt störte Dich, es gab einen Mißklang. Ich will versuchen, dieses klar zu machen. — Du warst in Gesellschaft mit anderen Weibern, hübschen und angenehmen. Diese glänzten vielleicht mit ihrer frohen Laune, mit witzigen Einfällen, und es kam Dir vor, als ob Du ihnen nachstündest, als ob Du von ihnen verdunkelt würdest mit Deinem feierlichen Ernst, welchen Du von mir angezogen hast. Nun erwachte die Eitelkeit, und Du warst verstimmt. Diese Eitelkeit aber verfolgte Dich noch von den Zeiten Deines lärmenden Vaterhauses her, wo Du gewohnt warst, eine Schar von Weibern zu verdunkeln. Nun aber dünkst Du Dir zu ernst, gleichsam zu schwer für diese Konkurrenz und das kränkt Dich. Zugleich erwacht das Gewissen der Liebe in Dir, und Du machst Dir Vorwürfe, daß neben dem Bewußtsein unsres Bundes noch ein Wunsch nach sieghafter Geltung in Gesellschaften bestehen könne. Dieser Wunsch, das fühlst Du, ist ein etwas frivoler Nachbar neben unserer Liebe in Deinem Herzen. Darum warst Du gestern *unzufrieden*, denn Du lerntest fühlen, daß Du nicht mehr auf der Höhe unserer Liebe stehst, auf jener seligen Alpenhöhe, wo Dir einst die Welt unten verschwand, und wohin Dich jene Eitelkeit nicht verfolgen durfte ..."

Trotz aller derartiger Zweifel und Vorwürfe

blieb Sophie doch die Königin seines Herzens. Ja, — und das ist das Merkwürdige — ihre Herrschaft über ihn verringerte sich auch dann nicht, als andere Sonnen an seinem Liedeshimmel aufflammten. Die berühmte dramatische Sängerin Karoline Unger hatte es verstanden, ihn durch wahre und gespielte Teilnahme und künstlerische Verwandtschaft derart zu fesseln, daß Lenau allen Ernstes an eine Verbindung mit ihr dachte. Aber in einem Zeitpunkte, wo sich die Künstlerin bereits den Scherz erlauben durfte, Visitenkarten mit der Inschrift „Karoline Niembsch Edle von Strehlenau, geborene Unger," zu drucken, ward der Briefwechsel mit Sophie ununterbrochen fortgesetzt. Die Leidenschaft für die Unger war von kurzer Dauer. Eines schönen Tages erschien der Dichter ganz unerwartet in ihrem Zimmer und forderte ihr mit dem Gebahren eines Rasenden seine Briefe ab. Dieser plötzliche Angriff war eine List von ihm, wie er sich deren öfter zu bedienen pflegte. Er hatte gefürchtet, daß Karoline ihm die Briefe verweigern werde und war über seinen gelungenen Überfall dermaßen entzückt, daß er auf dem Rückwege vor Freude förmlich zu tanzen begann.

Fast schien es, daß Sophie für immer aus dem Herzen des von ihr heißgeliebten Mannes verdrängt werden würde, als Lenau seine leicht aufflackernde Neigung einige Jahre später der Frankfurterin Sophie Behrends zuwandte. Führte diese Neigung doch zu einer offiziellen Verlobung. Aber auch dann noch vermochte er sich von den Fesseln dieser Frau nicht zu befreien. Er hatte eine wirkliche Angst, ihr die Thatsache seiner Verlobung mitzuteilen. Als Sophie ihn bei ihrem nächsten Wiedersehen fragte, ob es wahr sei, was die Zeitungen von seiner Verlobung zu melden wußten, da antwortete er: „Ja, doch wenn Sie's wünschen, verheirate ich mich nicht; ich erschieße mich dann aber auch." Beim Abschied von Sophie sagte diese: „Mir ist, als sollte ich Sie nie wiedersehen!"

Und sie hat ihn nie wiedergesehen, wenigstens nicht von Angesicht zu Angesicht. Am 29. September 1844 ward Lenau vom ersten Anfalle des Wahnsinns betroffen. Die Anfälle wiederholten sich in immer kürzeren Zeiträumen — der Blitz hatte eine der schönsten Baumkronen im deutschen Dichterwalde gebrochen. Lenau mußte in die Heilanstalt des Dr. Zeller nach Winnenthal bei Winnenden gebracht werden. Auch nachdem man ihn später nach Döbling bei Wien übergeführt hatte, durfte ihn Sophie nur durch die halbgeöffnete Thür seiner Stube sehen, da die Ärzte ein näheres Zusammentreffen nicht für ratsam erachteten. „So kam sie immer," erzählt Frankl, der selbst zu den ärztlichen Beratern des Kranken zählte, „und sah schweigend zu ihm hin, bis er nicht mehr war. Sie trug seinen Tod, den auch sie als eine endliche Erlösung wünschen mußte, mit jener antiken Ruhe, die den tiefsten Schmerz einer Menschenseele verschleiert und nur ahnen läßt."

Das Bild Sophiens erscheint uns nur in der Beleuchtung Lenaus und der ihrer Bekannten und Freunde. Die Briefe, die *sie* an den Dichter gerichtet, sind bis auf einen nicht mehr vorhanden. Man vermutet, daß Lenau dieselben nach einem Todsuchtsanfalle mit anderen schriftlichen Aufzeichnungen verbrannt hat. Aber auch der eine von ihr erhaltene Brief, den sie ihm nach Winnenthal sandte, eröffnet einen Blick in ihr tiefpoetisches Gemüt nicht minder, als in das Seelenleiden, dem ihr ganzes Leben gewidmet war. Sie schildert dem kranken Geliebten einen Anblick, der sie in beweglicher Weise an ihn gemahnt habe: „Ein armer Kroate oder Slowake aber Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariataferl ertrunken ist, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel stand er in seinem Fahrzeug und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunklen, schwermütigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brot, keine Flasche hatte er in seinem Kahn, nur einen großen, vollen grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstabe, am Vorderteile des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? *Ihr* Bild, lieber Niembsch? Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahn, auf dem wilden, dunklen Strom, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute und nur den Kranz bewahrend statt allen irdischen Gutes? Und wenn die andern besannenen, klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten, haben Sie nicht Ihr edles, schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewig grünen Kranz umschlungen, aber nicht geschützt? O die schlanken, glatten Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbild dieser ernsten Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmann, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht."

So tief erschütternd auch die Eindrücke sind, die wir aus den Briefen und Tagebuchblättern des Dichters von diesem Bunde zweier toten Seelen gewinnen mögen, — wir dürfen auf der anderen Seite nicht vergessen, daß die deutsche Lyrik demselben eine Reihe ihrer duftigsten Blüten und glänzendsten Perlen verdankt. Lesen sich doch schon Briefe und Tagebuch wie aufgelöste Gedichte. Mancher tiefpoetische und anmutige Gedanke, der uns aus den Lenau'schen Gedichten bekannt ist, findet sich zum erstenmale angedeutet. An mehr als einer Stelle nennt Lenau Sophie seine „Muse."

Sophie Löwenthal erreichte das ehrwürdige Alter von 79 Jahren. Ihr Grabstein trägt die von Sohneshand verfaßte Inschrift:

„Du warst an Liebe reich und Geistesgaben,
Viel Herzeleid ist hier mit dir begraben."

Die englische Presse.

Von Helen Zimmern.

Allgemein hört man die Wunder des Telegraphen und Telephon und die erstaunlichen Wandelungen schildern, welche die Elektrizität im Leben der Gegenwart bewirkt hat. Von allen diesen Wandelungen sind nun vielleicht keine als größer oder bedeutungsvoller zu bezeichnen, als diejenigen, welche durch die elektrotechnischen Erfindungen auf dem Gebiet der Tagespresse hervorgebracht worden sind. Unsere modernen Zeitungen sind in der That ein direktes Erzeugnis elektrischer Vorkehrungen. Wer immer eine englische Zeitung aus den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts mit einem der großen Pennyblätter unserer Tage vergleicht; wer einen Blick auf die Menge der darin veröffentlichten Telegramme wirft, die aus aller Welt Gegenden einlaufen; wer die Parlamentsberichte sieht, welche der Redaktion während der Debatte telephoniert werden; wer die mit unglaublicher Schnelligkeit und ausnahmslos von Männern schärfster politischer Fühlung geschriebenen Leitartikel liest, an denen oft selbst noch im Herausgeben nach den inzwischen eingegangenen Depeschen Änderungen vorgenommen werden — wer könnte wohl ein solches Blatt der Neuzeit zur Hand nehmen, ohne die großartige Entwickelung zu gewahren, die aus der Nutzbarmachung der elektrischen Kraft für die Tagespresse erzielt ist?

Die Tageszeitungen sind infolge ihrer vorzüglichen Informationen eine anerkannte Macht in der politischen und wissenschaftlichen Welt Englands geworden; ihr Heer von Spezialberichterstattern droht die Thätigkeit der Gesandtschaften entbehrlich zu machen; ihre Leitartikel und Korrespondenzen sind dazu angethan, die Funktionen des Parlaments, nämlich die Kritik und die Debatte, zu übernehmen, während ihre Reisenden in Afrika, Mittelasien, Kleinasien, Assyrien u. s. w. das Interesse an geographischer Forschung lebendig erhalten und viel zur wissenschaftlichen Belehrung der Welt beitragen.

Der großartige Aufschwung der Presse in England datiert erst aus verhältnismäßig neuer Zeit, er ist eine Errungenschaft des letzten Vierteljahrhunderts. Früher ist die Presse durch Papier- und Stempelsteuer gehemmt worden, jetzt aber sind solche Abgaben beseitigt, und diese Erleichterung zugleich mit dem Krieg von 1870 haben sie auf ihre gegenwärtige Höhe emporgebracht. Schon vorher hatten zwei Kriege ihre Entwickelung fördern helfen — der amerikanische und der preußisch-österreichische von 1866 — und dann kam als die wirksamste Förderung der Krieg von 1870, der das umfangreiche Depeschenwesen auf telegraphischem Wege hervorrief, welches noch heute den Stolz und Ruhm der englischen Zeitungspresse bildet. Von keiner Seite ist diese Entwickelung gestört worden. Eine englische Zeitung ist vollständig ungehemmt, sie darf schreiben und aussprechen, was sie will. Von Anklagen seitens der Krone hört man fast nie, und wenn derartige Prozesse vorkommen, so ist die Anklage höchstens auf Ersuchen eines Gesandten irgend einer auswärtigen Regierung gestellt worden, die sich durch eine besonders freimütige Meinungsäußerung beleidigt glaubt. Ein solcher Prozeß ist zumeist wenig mehr, als eine Farce. Der Verleger hat im Falle seiner Verurteilung eine geringe Entschädigung zu zahlen, das ist alles. Hin und wieder wird eine Zeitung der Blasphemie beschuldigt, doch auch diese Anklagen gehen nur von Privatpersonen aus, welche die Aufmerksamkeit auf die anstößigen Stellen lenken. Häufiger sind Beleidigungsprozesse, solche werden indessen niemals von Staatswegen betrieben. Das Verfahren wird ganz auf Kosten der sich beleidigt fühlenden Personen eingeleitet. So ist die Presse eine vollständig unabhängige Macht, unabhängig von der Krone, unabhängig von der Regierung, unabhängig vom Parlament und dessen Kritik, unabhängig von allem, außer von der öffentlichen Meinung, und diese zu leiten, ist ihr Bestreben. Es wird fast keine Frage im Parlament gestellt, ohne daß die Zeitungen sie nicht schon vorher gebracht haben, und ehe die Lords und Gemeinen die Antwort diskutieren können, ist dies schon von der Presse mit dem nötigen Scharfblick und Verständnis ge-

schehen; und nicht allein daß die Presse während der Session die Autorität des Parlaments teilt, sie übt neben ihren sämtlichen eigenen Privilegien auch in der Ruhezeit des Parlaments dessen Funktionen, gleichsam in Vertretung, aus. Es gibt selten eine politische Frage oder öffentliche Maßnahme, die nicht längst von der Presse in umfassendster Weise durchgesprochen worden wäre, ehe sie vor das Unterhaus gelangt, wo alsdann dem Parlament nichts weiter erübrigt, als Meinungen zum endgiltigen Ausdruck zu bringen, die sich selbst der Form nach, in die sie schließlich gekleidet werden — der wohlgesetzten Rede — kaum von ihrer ursprünglich in der Presse angenommenen Gestalt unterscheiden, der des Leitartikels und der Zeitungskorrespondenz. Sogar die offiziellen Parlamentsberichte werden aus einer Tageszeitung zusammengestellt, der „Times," welche eine Telephonleitung vom Parlamentsgebäude nach ihrer Druckerei besitzt.

Diese mit ungeheuren Kosten verbundene Rührigkeit macht sich durch die großen Auflagen, deren sich die Zeitungen zu erfreuen haben, reichlich bezahlt. Dem Engländer ist die Zeitungslektüre unentbehrlich; die Bilder, welche ihn beim Frühstück darstellen, wie er sich gleichmäßig dem Genuß seiner Zeitung und seiner Toaste mit Eiern hingiebt, sind vollkommen typisch. In England liest jedermann täglich wenigstens eine, häufiger aber zwei oder drei Zeitungen. Die Londoner Blätter werden mit einer erstaunlichen Schnelligkeit nach der Provinz befördert, denn die Eisenbahnen unterstützen den Zeitungstransport durch besondere Vorkehrungen. Von allen großen Bahnhöfen Londons gehen des Morgens in früher Dämmerungsstunde Spezialzüge für die Zeitungsbeförderung ab, welche, ohne anzuhalten, auf jeder Station der Fahrstrecke die dorthin adressierten Sendungen vermittelst einer sinnreichen Vorrichtung während des Fahrens auswerfen. So finden die Zeitungsleser in vielen Städten und Dörfern Englands die Londoner Blätter neben denen der Provinz auf dem Frühstückstisch liegen, und später als beim „Luncheon" treffen dieselben nur in äußerst seltenen Fällen ein. In derselben Weise erreichen die Londoner Zeitungen Paris, bevor der Tag zur Neige geht. Die ersten Ausgaben sind gewöhnlich ganz für die Zeitungszüge bestimmt; eine zweite, anderthalb Stunden später fertig gestellt, versorgt London, wo um sieben Uhr morgens die Zeitung in jedem Hause sein muß. Es wird keine Mühe gespart, um auch bei der Herstellung möglichst Vollkommenes zu leisten. Diese zweite Ausgabe enthält mitunter neuere Nachrichten, als die vor einer Stunde erschienene, und oft sogar einen neugeschriebenen Leitartikel unter Bezugnahme auf die inzwischen eingegangenen Nachrichten. Bei solchen Mitteln schneller Beförderung ist es erklärlich, daß die Londoner Zeitungen eine ungewöhnlich weite Verbreitung haben. Auch ist die Konkurrenz eine sehr scharfe. In England kennt man das weitläufige Verfahren des Abonnierens auf Tagesblätter nicht. Man liest heute diese, morgen jene Zeitung, und sagt man auch wohl zum Spediteur, er möge einem irgend ein bestimmtes Blatt täglich besorgen, so verpflichtet dies durchaus nicht auf den Monat oder das Vierteljahr, und je nach Laune oder Bedürfnis kann der Leser eine andere Zeitung nehmen.

Es ist nicht möglich, die Zahl der bestehenden englischen Zeitungen zu schätzen; unmöglich auch, eine Idee von dem zu gewinnen, was die Zukunft für dieses Gebiet in petto haben mag. Der amerikanische Witz, daß in einer neugegründeten Ortschaft, die erst vier Einwohner gezählt und schon drei Zeitungen besessen, der vierte nur auf seine Typen gewartet habe, um ein Konkurrenzblatt zu eröffnen, dürfte allenfalls auch auf die heutigen Verhältnisse in England passen. Für jede Art Sport und Spiel existieren Fachblätter, alle erdenklichen Industrieen, vom Ingenieurwesen bis zum Essenkehren, haben ihre journalistische Vertretung. Der „Preß Guide" führt schon viele Tausende von Zeitschriften auf, bei den politischen auch deren Parteistandpunkt angebend. So sind 594 als liberal, 369 als konservativ, 66 als liberalkonservativ und 1047 als unabhängig oder neutral bezeichnet. Auffallend ist die überwiegend große Zahl liberaler Blätter, eine Erscheinung, welche schon aus den frühesten Zeiten der englischen Journalistik datiert. Die Whigs haben die Presse begünstigt, während die Tories dieselbe verachteten oder ignorierten, auf welchen Um-

stand vielleicht großenteils das außerordentliche Übergewicht an liberalen Ministerien von Robert Walpole an bis zur Zeit des konservativen Lord Beaconsfield zurückzuführen ist. Disraeli war der erste konservative Minister, welcher die Rechte der Presse öffentlich verteidigt hat. Er erklärte unumwunden vor versammeltem Unterhause: „Was die Presse betrifft, so bin ich selbst ein Gentleman von der Presse und trage kein anderes Wappenschild." Eine der bedeutendsten Tageszeitungen, der bisher liberale „Daily Telegraph," wurde konservativ, als der berühmte jüdische Staatsmann zur Macht gelangt war; beiläufig bemerkt, befindet sich dies Blatt im Besitz von Juden. Seit Lord Beaconsfields Tod hat es im ganzen eine unabhängige Haltung, in der auswärtigen Politik auf konservativer, in der inneren auf liberaler Seite stehend. Die Stärke dieses unabhängigen Teils der Presse ist klar aus den angeführten Zahlen ersichtlich.

Unter den Tageszeitungen steht in Bezug auf Prestige und wahrscheinlich auch auf Reichtum die „Times" obenan. Der Ton der Zeitung ist im ganzen unabhängig, seit kurzem hat sie aber die Neigung gezeigt, sich eng mit der konservativen Regierung zu verbünden, wenn nicht deren Organ zu werden, wie seiner Zeit in dem Falle der Anklage gegen die irischen Führer im Unterhause, wobei die Times bekanntlich von dem Kabinett unterstützt wurde. Durch diesen Prozeß hatte sie viel von ihrem Ansehen eingebüßt. Bald darauf verbreitete sich sogar das Gerücht einer Herabsetzung des Preises von drei auf einen Penny (was die anderen Tageszeitungen kosten); dies geschah indessen nicht. Durch Vergrößerung ihrer Korrespondenz aus allen Gegenden des Erdballs, durch Nachrichten, welche keiner andern Zeitung zu Gebot stehen, — unstreitig, weil keine andere diese Informationen zu bezahlen in der Lage ist — hat die Times indessen seit jener Zeit vollkommen ihre alte Stellung zurückgewonnen, auf deren Verlust ihre Nebenbuhlerinnen für den Augenblick schon geglaubt hatten, sich freuen zu dürfen. Und trotz aller Anstrengungen seitens dieser Nebenbuhlerinnen wird die Times sehr bald wieder sein, was sie vor einem Vierteljahrhundert gewesen ist — das am besten und vielseitigsten informierte Blatt in ganz Europa; eine Zeitung, von der Arthur Schopenhauer sagen konnte, daß ihre Spalten alles enthielten, dessen Kenntnis irgend erforderlich sei. Über den Ertrag des Blattes sind immer die verschiedensten Mutmaßungen aufgestellt worden. Vor längerer Zeit wurde einmal seitens der Geschäftsleitung in einem redaktionellen Artikel konstatiert, daß die Bruttoeinnahme der Times den Einkünften des blühendsten der deutschen Fürstentümer gleichkomme. Gerüchtweise verlautet, daß die Zeitung jetzt zurückgegangen sei; dies kann jedoch kaum für wahrscheinlich gelten, wenn man bedenkt, daß die ganze Summe von 180 000 Pfund Sterling Kosten des Parnellprozesses, zu welchen die Besitzer der „Times" verurteilt worden, gezahlt sind, und daß am Jahresschluß eine Dividende von 2000 Pfund Sterling auf die Aktie zur Auszahlung gekommen ist. Das Haus der „Times" ist ein einfaches rotes Backsteingebäude von schwerfälliger, fast plumper Architektur. Die geheiligte Stätte darf niemand betreten, der nicht zum Beamtenpersonal der Zeitung zählt, er sei denn ein persönlicher Bekannter der Redakteure, oder im Besitz eines vertrauenswürdigen Empfehlungsbriefes. Jeder hervorragende, bei der Zeitung beschäftigte Schriftsteller hat ein großes Zimmer für sich allein inne, das mit gediegener Einfachheit und solidem Komfort ausgestattet ist. In jedem Zimmer befindet sich eine Nachschlagebibliothek. Im Setzersaal herrscht dieselbe Stille und Disziplin, wie in den Redaktionszimmern. Hinter den Setzern sind große Schirme angebracht, um sie und ihre Manuskripte den Blicken von gelegentlich Vorübergehenden zu verbergen. Die Setzkasten sind aus dunklem Holz; die Fußböden von Stein. Peinlichste Sauberkeit und Ordnung ist überall wahrzunehmen.

Die Setzmaschinen sind für die Druckerei patentiert und arbeiten mit großer Geschwindigkeit. Einer der Schriftsetzer ist mit dem Satz der Parlamentsdebatten beschäftigt, welche durch ein direkt von den Galerieen des Unterhauses führendes Sprachrohr diktiert werden. Jede Ausgabe der Zeitung wird stereotypiert, und dieses Verfahren nimmt nur genau fünf Minuten in Anspruch, was fast wie ein Wunder erscheint in Anbetracht des Umfanges der „Times", welcher oft vierundzwanzig große Folioseiten

erreicht. In den Maschinenraum gelangt das Papier in großen cylindrischen Ballen, deren jeder ein Quantum Papier enthält, welches vier englische Meilen mißt. Das Papier wird in der Fabrik gleich nach der Fertigstellung zusammengerollt, was bei jedem Cylinder genau fünf Minuten währt, und diese Bewegung geht so schnell, daß das Abtrennen am Schluß mit einem donnernden Krach erfolgt. Die „Times“ bestellt ihr Papier stets nur für zwei Tage im voraus und nimmt ihren Bedarf aus drei Fabriken, so daß ihr täglich die Konkurrenzbestrebungen zu gute kommen. Alles, was außer dem Papier zur Herstellung der Zeitung nötig ist, wird auf dem Grundstück gefertigt. Hierzu gehören sämtliche Druckerei- und Beleuchtungsutensilien. Selbst die elektrischen Lampen werden in dem Etablissement fabriziert; dieses umfaßt Maschinenwerkstätten, Gießereien für Lettern, Stereotypen und Elektrotypen; elektrische Laboratorien; Erfrischungslokale und Küchen. Die „Times“ beschäftigt ein Heer von Schriftstellern; sie zahlt ihnen gute Honorare und bewahrt ihnen unwandelbare Treue. Wie man sagt, hat sie noch nie mit einem ihrer ständigen Mitarbeiter die Verbindung abgebrochen. Ihre Vertreter sind auch stets Männer von Charakter und litterarischem Ruf. Sie werden glänzend ausgerüstet. Ein Kriegsberichterstatter der „Times“ verfügt stets über Dienstpersonal und Pferde wie ein General der Armee. Der römische Korrespondent, der seit vielen Jahren in der italienischen Hauptstadt weilt, hat vor einiger Zeit ein schönes Haus übernommen, welches von der „Times“ für ihn erbaut worden ist. Der Pariser Korrespondent genießt ein Einkommen von 3000 Pfund Sterling und außerdem eine sehr reichlich bemessene Summe für Spesen. Wie nicht anders zu erwarten, sind die Artikel der Times stets gut geschrieben und zumeist auch gerecht im Urteil. Der Ton des Blattes ist durchweg der einer gediegenen Respektabilität, welche für die Thatsache entschädigt, daß es im Punkte der Neuheit seiner aktuellen Nachrichten oft hinter den übrigen Zeitungen zurücksteht.

Nächst der „Times“ ist die bedeutendste, ja vielleicht erstere in Bezug auf die Höhe der Auflage noch überbietend, die Tageszeitung „Daily Telegraph,“ seit Lord Beaconsfields Zeit, wie schon erwähnt, liberal-konservativer Richtung. Die Zeitung war die erste, welche zu einem Penny ausgegeben wurde, und zwar als alle anderen großen politischen Zeitungen noch vier Pence kosteten. Den durch diese Preisermäßigung bewiesenen Unternehmungsgeist hat sie fortdauernd bewährt. So entsandte sie zu einer stillen Zeit mit keinem geringen Kostenaufwand einen eigens in ihrem Auftrage reisenden Gelehrten nach Assyrien zur Erforschung der biblischen Altertümer; ein anderes mal ließ sie eine Expedition in das Innere von Afrika zur Erforschung der Nilquellen unternehmen. Der Stil dieser Zeitung ist frisch und scharf pointiert, obwohl etwas flüchtig und salopp, mit dem der Times nicht zu vergleichen, doch für die Zeitungslektüre sehr wirksam. Der Stab des „Daily Telegraph“ besteht aus tüchtigen Journalisten, aber zu dem, was das Blatt ist, hat es vielleicht erst ein Mann gemacht — Mr. G. A. Sala, ein Schriftsteller, der über eine glänzende Feder und hohe geistige Fähigkeiten verfügt und vor allem jene Schlagfertigkeit und flotte Schreibweise besitzt, welche für Zeitungszwecke eine Hauptbedingung bilden. Von gleicher Gewandtheit zeugen seine Aufsätze über Kunst, Litteratur und Altertümer, wie seine Romane. Journalist durch und durch, weiß er über jedes beliebige Thema aus dem Stegreif eine Spalte zu schreiben. Er hat, wie er selber einmal sagte, „besoldet wie ein Gesandter und als Gentleman lebend“ die Erde nach allen Richtungen hin für die Zeitung durchstreift. Nicht minder tüchtig, wenngleich in anderer Art, ist Mr. Edwin Arnold, der Redakteur des Blattes; ein hochgebildeter Gelehrter; gründlicher Orientalist und Kenner des Buddhismus, ein Dichter und vielleicht der selbstloseste Enthusiast, der sich je der Politik und Zeitungspresse gewidmet hat. Das Haus des „Daily Telegraph“ in London ist dem, welches die „Times“ besitzt, vollkommen an die Seite zu stellen. Das jedem geöffnete Expeditionslokal mit seiner Gediegenheit und Pracht ist eher im Stil eines Regierungsgebäudes, als dem eines privaten Geschäftsetablissements gehalten. Es mißt wenigstens 50 Fuß in der Breite und 75 in der Länge. Die Fenster und Thüren sind von Spiegelglas, die Fußböden mit schwarzen und weißen Marmorfliesen ausgelegt. Die Decke ruht

auf Pfeilern, deren Schäfte aus rotem, Kapitäle und Sockel aus grauem poliertem Granit bestehen. Alles Holzwerk ist von Eichenholz hergestellt. In dem ganzen Gebäude herrscht dieselbe Ordnung und würdevolle Ruhe wie in den Räumen der „Times." Die Druckerpressen des „Daily Telegraph," zehn an der Zahl, sind fähig, je 12 000 Exemplare in der Stunde zu liefern. Eigenartig ist die in dem Etablissement getroffene Einrichtung, daß der Oberstock in behagliche Wohn- und Schlafzimmer eingeteilt ist. Diese komfortabel ausgestatteten Räume sind für solche Mitglieder des redaktionellen Stabes hergerichtet, welche abends oder die Nacht hindurch auf ihrem Posten bleiben müssen. Es kann überhaupt jeder zum Stabe der Zeitung zählende Mitarbeiter des „Telegraph" hier auf Wunsch ein Unterkommen für die Nacht haben, und zwar unentgeltlich. Der „Daily Telegraph" soll durch seine Auflage, welche auf 280 000 Exemplare angegeben ist, jährlich ein Einkommen von 300 000 Pfund Sterling besitzen und hat einen ungeheueren Reservefonds, dessen Zinsen zu jeder Zeit für Extraausgaben — wie solche etwa durch einen großen Krieg oder die Bekämpfung irgend einer neuen Konkurrenz notwendig werden mögen — zur Disposition stehen.

Nach dem „Daily Telegraph" ist der „Standard" mit einer Auflage von etwa 200 000 Exemplaren und dem Einkommen von 150 000 Pfund Sterling zu nennen. Der „Standard" ist die einzige konservative Zeitung höherer Ordnung, die in England existiert. Sie neigt etwas zur Beschaulichkeit, wohl im Bewußtsein, daß alle wahrhaft Konservativen sie halten müssen. Aber auch der „Standard" ist nicht mehr so fest in seinen Ansichten, wie früher. In neuerer Zeit scheint er vom Standpunkt eines bloßen Parteiorgans abweichen zu wollen. Er hat einen mehr unabhängigen Ton angenommen und selbst hie und da schon die Liberalen unterstützt.

Einflußreicher als der „Standard," obwohl in geringerer Auflage verbreitet (dieselbe beträgt nur 150 000), ist die „Daily News." Gladstonisch durch und durch (irriger Weise wird sogar behauptet, daß Gladstone selbst die Artikel inspiriere) ist das Blatt liberal, zuweilen radikal. Der erste Redakteur der „Daily News" war Charles Dickens. Sie hat von jeher für die unterdrückten Völker Partei genommen, für Ungarn, Italien, Bulgarien, Kreta. Auch war sie die einzige englische Zeitung, welche im amerikanischen Bürgerkriege für den Norden und gegen den Süden eintrat. Sie zeichnet sich durch hohe Redlichkeit und mutiges Bekennen ihrer Überzeugung aus, ungeachtet der bedrohlichsten Folgen. Durch den deutsch-österreichischen Krieg ist die „Daily News" zuerst auf ihre jetzige Höhe in der allgemeinen Gunst gestiegen. Ihr damals erlangter Ruf der Schnelligkeit und Korrektheit ihrer Nachrichten hat sich auch im russisch-türkischen Kriege, wie in den afghanischen und Zulukämpfen bewährt, während sie in den inneren Angelegenheiten Gründlichkeit und Einsicht bethätigt, so daß nicht wenige gesetzgeberische Reformen auf ihren Einfluß zurückzuführen sind.

Konservative Tageszeitungen sind seltene Vögel in der englischen Journalistik. Es giebt eine Anzahl konservativer Wochenblätter und Monatsschriften, aber wirklichen Einfluß üben nur die täglich erscheinenden Zeitungen aus. Zu diesen zählt die „St. James Gazette," eine erbitterte Gegnerin Gladstones, doch stets vornehm in Ton und Haltung, nie auf den Geschmack des Pöbels spekulierend. Als sie gegründet worden, durfte sie sich rühmen, „von Gentlemen für Gentlemen geschrieben" zu sein. Ihre Gründung geschah unter dem Titel „Pall Mall Gazette." Infolge eines Zerwürfnisses der Eigentümer änderte der Herausgeber den Titel des Blattes. Die jetzige „Pall Mall Gazette" hat den vornehmen Ton ihrer Vorgängerin beibehalten, in Bezug auf die Politik jedoch eine so veränderte Haltung angenommen, daß sie jetzt ein ausgesprochen liberales, um nicht zu sagen radikales Blatt ist.

Die Abendzeitungen florieren nicht in dem Grade, wie die Morgenblätter. Am bedeutendsten sind der „Globe" mit einem Einkommen von 50 000 Pfund Sterling und das „Echo," die erste zu einem halben Penny ausgegebene Zeitung. Und für diesen bescheidenen Preis liefert sie zuverlässige Nachrichten und gute Leitartikel. Der „Star," ein anderes Halfpenny-Blatt, schien zeitweilig Popularität zu erlangen, die es indessen rasch wieder zu verlieren beginnt in-

folge seiner persönlichen Angriffsweise und des ziemlich ordinären Tones, der in seinen Spalten herrscht.

Die Zahl der nicht politischen englischen Blätter ist ebenfalls bedeutend. Da haben wir einerseits die rein litterarischen Zeitschriften, wie „Athenäum,“ „Academy,“ „Magazine of Art;“ solche, die speziellen Berufsarten oder den Interessen des stärkeren Geschlechts gewidmet sind, z. B. „Field;“ und die für Frauen bestimmten, wie „Queen“ und „The Woman's Penny Paper“ (letztere gänzlich von Frauen geschrieben und herausgegeben). Eine andere Klasse von Zeitungen bringt außer den litterarischen und Kunstberichten auch politische; in noch anderen ist Politik und Klatsch aus der Gesellschaft enthalten; zu ersteren gehören „Spectator“ und „Saturday Review;“ zu letzteren „World“ und „Truth.“

Der „Spectator“ und die „Saturday Review“ werden sorgfältig und in gutem Stil geschrieben. Das zuletzt genannte Journal ist konservativer Richtung und in den Kritiken wird eine brillante, scharfe Sprache geführt, aber oft der Witz auf Kosten der Gerechtigkeit geübt. Die andere dieser Zeitungen, der „Spectator“, ist durchaus ehrlich und gründlich, erfüllt von liberalen religiösen Gesinnungen und einem hohen geistigen Streben! Er dient auch den sogenannten „Philosophisch-Radikalen“ als Organ.

„World“ und „Truth“ repräsentieren die Klatschlitteratur. Diese oft brillant und flott geschriebenen Gesellschaftsjournale raffen alle Skandalgeschichten zusammen, welche weit besser im dunkelsten Gewahrsam der Erinnerung der Beteiligten verblieben wären.

Die ursprüngliche Reinheit des Charakters der englischen Presse offenbart sich dahingegen nirgends sichtlicher als in den Witzblättern. Mit Recht genießt der „Punch“ seinen europäischen Ruf. Er ist pikant, frisch und freimütig, zwar mitunter persönlich, doch niemals gemein oder grausam. Dem horazischen Grundsatze folgend sucht er die Sitten durch den Scherz (ridendo) zu bessern. Thackeray hat nicht übertrieben, als er sagte, daß keine Zeile im „Punch“ stehe, die nicht von der Jugend gelesen werden dürfe. Zu Bänden gesammelt, ist er ein wahres Paradies für die Knaben und jungen Mädchen in England und bildet überdies seit seinem Bestehen einen wertvollen Kommentar zur englischen Gesellschaft. In der Politik ist er beharrlich liberal, und viele Reformen sind durch seine drastischen Zeichnungen und beißenden Gedichte herbeigeführt worden. Andere Witzblätter, doch minder erfolgreich als der „Punch“ sind „Fun,“ „Judy“ und „Funny Folks.“ Unter diesen ist „Judy“ konservativ, während die beiden anderen liberaler Richtung sind.

Die illustrierten Journale erscheinen sämtlich als Wochenschriften. Am bedeutendsten sind die „Illustrated London News“ und der „Graphic,“ zu deren Zeichnern viele der besten Künstler gehören. Vor kurzem ist auch ein illustriertes Tagesblatt, der „Daily Graphic,“ herausgekommen, und mögen die Abbildungen auch ziemlich grob sein, so muß man doch über ihre große Anzahl und die Schnelligkeit erstaunen, mit der sie auf die neuesten sozialen und politischen Ereignisse folgen. Eine Besprechung der vielen Monatsschriften würde uns zu weit führen; auch sind dieselben nicht eigentlich als zum Gebiet der Presse im engeren Sinn gehörend aufzufassen, da sie mehr zur rein belletristischen Litteratur zählen. Trotzdem wird von manchen dieser Magazine und Revuen in socialer und politischer Beziehung ein großer Einfluß ausgeübt. Vor etwas über einem Jahr hat Mr. W. T. Stead, unter dessen bewundernswerter Leitung einst die Pall Mall Gazette stand, ein vortrefflicher Redakteur und Journalist und ein Mann von idealem, philanthropischem Sinn, ein Journal gegründet, das für viele von großem Wert ist, und welches er „Review of Reviews“ nennt. Er bringt darin in kurz gefaßtem Auszug den Inhalt nicht nur sämtlicher englischer und amerikanischer, sondern auch den deutscher, französischer, schwedischer, holländischer, russischer und italienischer Monatshefte. Zu dem bescheidenen Preise von sechs Pence ausgegeben, liefert das Journal an Informationen und Lektüre gerade so viel, wie dem großen Publikum erwünscht ist, welchem es an Zeit gebricht, allen Lesestoff durchzusehen, den die Druckerpresse so massenweise an den Markt bringt. Das Journal ist auch eine Wohlthat für die im Auslande lebenden Engländer, da sie durch dasselbe mit dem geistigen und materiellen Leben ihres Heimatlandes in Fühlung erhalten werden. Denn es gehört

zu den von Mr. Stead verfolgten Zielen, das Band zu stärken, welches die über den ganzen Erdball zerstreuten Angehörigen der englischen Rasse verbindet. Die Revue wird allmonatlich in 200,000 Exemplaren gedruckt, und oft ist sie schon zwei Tage nach dem Erscheinen vergriffen. Nicht minder vortrefflich, als die leitende Idee, ist die Ausführung, und Mr. Stead hat sich durch die Herausgabe dieses Journals ein Verdienst um das englische lesende Publikum erworben.

Hiermit beenden wir unsere Übersicht des Londoner Teils der englischen Presse. Hinsichtlich der Provinzialpresse müssen wir vorausschicken, daß diese nicht provinziell nach der allgemeinen Auffassung des Wortes ist. London ist nicht der Centralpunkt Englands, wie Paris derjenige Frankreichs. Kaum ist das Parlament geschlossen, so zerstiebt die elegante und vornehme Welt, alles zieht hinaus auf Landgüter und in Jagdreviere, und der Hof wird in ein entlegenes Thal Schottlands verlegt, während nur knappe Berichte über ihn in die Zeitungen gelangen. Die Provinzen denken und handeln selbständig, sie setzen soziale und politische Bewegungen ins Werk, die später in London ihren Höhepunkt erreichen. Ihre Zeitungen sind unabhängig von der Londoner Presse, sie besitzen ihre speziellen Drahtverbindungen mit Reuters telegraphischem Bureau, welches gegen geringen Entgelt seine aus aller Welt beschafften Nachrichten liefert. Im Personalbestand unterscheiden sich die Redaktionen der Provinzialzeitungen wenig von denen der Londoner. Auch sie verfügen über reiche Mittel. Der „Manchester Guardian" soll z. B. bis zu 30 000 Pfund Sterling jährlich einbringen. Der wesentliche Unterschied zwischen der Londoner Presse und der provinzialen besteht wohl darin, daß letztere weniger unpersönlich ist; ihre Verleger, Redakteure und Mitarbeiter waren von jeher weit bekannter als die Männer der Londoner Presse; und alljährlich entsenden die Provinzen Journalisten als ihre Vertreter ins Parlament.

Ein Zug der englischen Presse, den wir nicht unerwähnt lassen dürfen, ist ihre Anonymität. Die ganze ungeheure Zeitungslitteratur ist das Werk von Leuten, welche sehr wohl wissen, daß ihre Autorschaft niemals zur öffentlichen Kenntnis gelangen wird. Es wird sogar als ein Verstoß gegen die Etikette betrachtet, wenn Freunde der im Zeitungswesen thätigen Schriftsteller danach forschen wollten, für welche Blätter dieselben schreiben, oder merken ließen, daß sie irgend einen Artikel als deren Arbeit zu erkennen glauben. Diese Anonymität, welche dem Redakteur gestattet, die Beiträge nach seinem Ermessen zu verändern, bewahrt dem von ihm geleiteten Organ einen einheitlichen Ton und auch die Würde und Objektivität, welche durch das in anderen Ländern übliche Unterzeichnen der Verfassernamen zu leicht beeinträchtigt werden. Das einzige englische Blatt, welches die Anonymität aufgab und Artikel mit den Autornamen brachte, die „Academy," (ein litterarisches Journal) ging infolgedessen zurück, sowohl im Ton, wie im Ertrag.

Trotz der strenge beobachteten Geheimhaltung der Autornamen und vielleicht gerade deshalb beteiligen sich Angehörige aller höheren Klassen an der Mitarbeiterschaft der Tagesblätter und Wochenschriften — Staatsminister, Rechtsgelehrte, Ärzte schreiben gern für große Londoner Zeitungen Spezialartikel.

Der englische Journalismus steht auch gesellschaftlich in hohem Ansehen. Seine Vertreter gehören den besten Klubs an. Chefredakteure und politische Schriftsteller von Bedeutung führen glänzende Haushaltungen, die Großen des Landes nehmen teil an ihren Gastmählern und erscheinen gern in ihren Salons. Das journalistische und das litterarische London stehen auf der Höhe einer geistigen Aristokratie, welche in der allgemeinen Schätzung nicht hinter dem ererbten Range und Vermögen zurücksteht.



Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański. (Abdruck verboten.)

Nicht die großen Leidenschaften sind es, die Theodor Fontane zu schildern liebt, und seine Helden und Heldinnen sind selten Ausnahmsmenschen, niemals problematische Naturen. Ihn ziehen die kleinen Irrungen mehr an, die uns ebenso sicher vom Wege abführen wie die großen, und die den meisten Menschen viel gefährlicher werden, weil die Erkenntnis, daß sie sich auf falschem Wege befinden, sich viel später einzustellen pflegt als für ein Zurechtfinden zuträglich ist. Auch des Dichters neuester Roman „Unwiederbringlich“ (Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz) schildert in gewissem Sinne Alltagsmenschen, — wenn wir ihnen im Leben begegneten, würden wir überzeugt sein, daß sie niemals einen Roman erlebt hätten und sich gar nicht dazu eigneten, einen Roman zu erleben. Es ist ein scheinbar auf der allersolidesten Grundlage erbautes Haus, in das uns der Dichter führt, das von der gräflich Holkschen Familie bewohnte Schloß Holkenäs, eine Meile südlich von Glücksburg auf einer dicht an die See herantretenden Düne gelegen. Graf und Gräfin in den besten Jahren, in einer mit zwei gutgearteten Kindern gesegneten glücklichen Ehe lebend, gute Freunde im Hause und getreue Nachbarn ringsum. Die Gräfin ist ein ganz klein wenig von einer Mischung geistigen Hochmuts und asketischer Strenge angeflogen, der Graf ein lebensfreudiger Herr mit einer künstlerischen Ader, die sich indessen mit dem Neubau seines nach italienischen Mustern aufgeführten Schlosses genug gethan zu haben scheint. Ein Gegensatz der Naturen, der in der versuchungslosen Eintönigkeit des Landlebens gewiß nur geeignet ist, den nötigen Sauerteig für das tägliche Brot einer glücklichen Ehe zu geben. Da wird Graf Holk — der Roman spielt Ende der fünfziger Jahre und die sich zuspitzende schleswigholsteinische Frage gibt ihm einen interessanten politischen Hintergrund — aus der gesicherten Ruhe seines Familienlebens durch einen Ruf einer alten Prinzessin herausgerissen, die seiner Kammerherrendienste bedarf. Eine andere Luft wie auf Holkenäs weht in der dänischen Hauptstadt; eine naive Liederlichkeit herrscht in allen Gesellschaftsklassen und gerade die Naivetät, mit der diese freieren Sitten sich äußern, täuscht den Grafen über die Gefährlichkeit des Sumpfbodens, auf den er tritt. Zwar entgeht er den Schlingen, die ihm seine noch immer stattliche Zimmervermieterin und ihre schöne Tochter stellen, weil die Falle zu plump ist, aber nur, um sich von einer Hofdame der Prinzessin, Fräulein Ebba von Rosenberg, in um so festere Banden verstricken zu lassen. Dieses Fräulein ist eine interessante Figur, und die Vergangenheit, die sie vom Stockholmer Hofe mitgebracht haben soll wie die Offenheit, mit der sie die Scherze pariert, zu denen der jüdische Stammvater ihrer Familie herausfordern könnte, erhöhen nur des Grafen Interesse für die pikante Dame, die nicht gewöhnt ist, Abenteuern aus dem Wege zu gehen, aber auch nicht gewillt, sich einem Abenteuer zu Liebe ihre Zukunft zu ruinieren. In den über die Vergangenheit des Hoffräuleins umherschwirrenden Gerüchten sieht Graf Holk nur Verleumdungen, die seine ritterliche Natur empören, in der Offenheit, mit der die Dame selbst an das Tageslicht zieht, was ihr zu verschleiern unmöglich erscheint, Äußerungen eines selbständigen Charakters und einer über den Durchschnitt hinausragenden starken Individualität. Er ist eine viel zu offene, zu wenig an Verstellung gewöhnte Natur, um in den Briefen an seine Frau den Eindruck verbergen zu können, den Fräulein von Rosenberg auf ihn gemacht hat, er wird sich dieses Eindrucks auch viel zu spät bewußt, um ihn verbergen zu wollen. Gräfin Holk aber ist es nicht gegeben, den irrenden Gatten liebevoll auf den rechten Weg zurückzuführen: ihre Antworten tragen nur dazu bei, ihm die Situation zu klären, ihm die Rückkehr nach Holkenäs wie die Rückkehr in ein Gefängnis erscheinen und ihn das Eheglück, das er an der Seite seiner Frau genossen, als einen Zustand der Unfreiheit empfinden zu lassen, in dem die selbstgerechte Tüchtigkeit der Gräfin auch alle erlaubten freieren Regungen seiner Seele unterdrückt hat. Als die Prinzessin ihre Residenz von Kopenhagen nach Schloß Frederiksborg verlegt, rückt der Hofstaat einander näher. Fräulein von Rosenberg bringt es zu ihrem Abenteuer, einem Abenteuer, das fast ein tragisches Ende genommen hätte, denn plötzlich steht der Turm, in dem die Wohnungen Ebbas und des Grafen Holk liegen, in Flammen. Auf dem Wege über das Dach rettet der Graf das Fräulein; seine Befürchtung, sie durch sich kompromittiert zu sehen, ist ungerechtfertigt, — man erblickt in ihm nur den Lebensretter. Aber der lebenslustige Herr aus Deutschland ist dennoch viel zu schwerfällig, um den Kopenhagener Grundsatz zu dem seinen zu machen, daß man ein Abenteuer nur um des Abenteuers willen bestehen dürfe. Er glaubt dem schwedischen Fräulein schuldig zu sein, sie zu heiraten, und mit offener Darlegung seiner Gründe schlägt er seiner Frau die Scheidung vor, in welche diese, ebensosehr aus verletztem Stolz wie aus gekränkter Liebe, ohne Weiteres einwilligt. Aber der gute Graf hat voreilig gehandelt; Fräulein von Rosenberg denkt gar nicht daran, „auf ein einzig Wort oder doch auf nicht viel mehr“ hin ein Recht zu fordern, das den Bruch eines älteren und legitimeren Rechts nötig macht, sie hat nicht Lust, ihre Schuld „zu verzehn- und zu verhundertfachen und aus einem bloßen Schuldchen eine wirkliche Schuld zu machen“ — mit einem Wort, der stattliche Graf ist ihr ein Abenteuer wert gewesen, aber ihre Zukunft ist er ihr nicht wert. Vorbei ist es mit dem Glück von Holkenäs — „unwiederbringlich!“ Die Gräfin kann nicht verzeihen: „Wenn er das Fräulein drüben geheiratet und über kurz oder lang eingesehen hätte, daß er sich geirrt, so fände ich mich vielleicht zurecht. Aber so verlief es

nicht. Sie hat ihn einfach nicht gewollt, und so besteht denn für mich, um das Mindeste zu sagen, die schmerzliche Möglichkeit fort, daß das Stück, **wenn** sie ihn gewollt, einen ganz anderen Verlauf genommen hätte." Und als sie dann doch, dem Drängen und Zureden der Freunde nachgebend, verzeiht, kann sie nicht vergessen; die endlich doch erfolgende Wiedervereinigung des Paares ist von kurzer Dauer, — in einer Schwermutsumnachtung sucht Gräfin Holk den Tod im Meere. — Die Fanatiker poetischer Gerechtigkeit mögen keinen Anstoß daran nehmen, daß die schuldlosere Gräfin — ganz schuldlos ist sie an dem Konflikt nicht, und daß sie ihre Schuld nicht einsehen lernt, ihre größeste Schuld — zu Grunde geht, während der schuldigere Graf nach außen hin mit einer Kontusion davonkommt. Trotzdem der Dichter nichts darüber sagt, läßt die Charakterschilderung des Grafen doch keinen Zweifel darüber, daß ihm dieses Ende seiner Gattin die schwerste Wunde schlägt, — eine unheilbare. Etwas Überflüssiges braucht nicht gesagt zu werden. Es ist das am wenigsten Fontanes Art, trotz der Sorgfalt, mit der er das Detail behandelt und trotz seiner Vorliebe für Kleinmalerei.[1] In diesem Seelengemälde ist auch nicht ein einziger Pinselstrich, der nicht auf die Gesamtwirkung berechnet und nicht für dieselbe notwendig wäre, nicht ein einziger Sprung in der Entwickelung der Charaktere, im Ausbau der Handlung nicht eine einzige Lücke. Es ist vielleicht unvorsichtig von mir, das zu behaupten — der Leser hat für die künstlerische Behandlung des Stoffes im allgemeinen wenig Verständnis, der Stoff selbst ist ihm die Hauptsache. Und doch ist der Stoff nichts, die Behandlung alles, — für den Dichter noch mehr als für jeden andern Künstler. Dieser Fontanesche Roman „Unwiederbringlich" sollte allen Romanlesern als eine obligatorische Geschmacksstudie zu lesen aufgegeben werden, oder sie sollten ihn sich selbst von diesem Gesichtspunkt aus vornehmen, — der Konsum litterarischer Dutzendware in gebildeten Kreisen würde um ein Bedeutendes sinken.

Zu dieser litterarischen Dutzendware gehört der Roman „**Stürme im Hafen**" von F. von Kapff-Essenther (2 Bde., Breslau, Leopold Freund) trotz der realistischen Wirkung einiger Einzelzüge. Neben richtiger Beobachtung zeigt sich die wunderlichste Fabelei, neben einem sehr hübsch erdachten wirklichen Konflikt läuft ein ganz ins Romanhafte fallender Unsinn. Der tiefere Konflikt behandelt die Enttäuschung einer jungen Frau, welche sich in einen Rechtsanwalt verliebt und ihn geheiratet hat, weil sie ihn für einen wahren Verteidiger des Rechts hielt, und die dann inne wird, daß er eben nur ein Verteidiger ist und ihm Recht oder Unrecht ganz gleichgültig sind. Auch die Lösung dieses Konflikts — eine glückliche natürlich, die für die Dauer des Glücks allerdings keine Gewähr gibt — mag man sich gefallen lassen. Der andere Konflikt spielt zwischen der Geburtsaristokratie und der Geistesaristokratie. Es wird sicher viel Mißbrauch mit dem letzteren Wort getrieben; aber so viel Unsinn, wie in diesem Roman darauf aufgebaut wird, ist mir noch nicht vorgekommen. Der Vertreter der Geburtsaristokratie ist ein junger Gardeleutnant und Majoratsherr. Die Vertreterin der Geistesaristokratie ein Backfisch, die Tochter einer Schriftstellerin und Vorleserin, — da sie sich gut in Szene zu setzen versteht, wird sie sich wohl „Recitatrice" nennen. Der Konflikt zwischen beiden Aristokratien würde gleich gelöst sein, wenn der Geburtsaristokrat Geld genug hätte, um die Geistesaristokratin zu heiraten. Daran aber fehlt's ihm, trotzdem er Majoratsherr ist. Nicht einmal das Kommißvermögen ist da. So beschließt denn der Geburtsaristokrat, sein Majorat zu „verkaufen," den Abschied zu nehmen und sich als Schriftsteller eine Stellung zu machen. Wozu F. von Kapff-Essenther den adeligen Leutnant überhaupt zu einem Majoratsherrn macht, wenn sie doch offenbar nicht die geringste Ahnung von dem Wesen eines Majorats hat, ist mir unerfindlich. Der Verkauf wird schließlich unnötig, weil ein vergessener Gatte der „Recitatrice" und Vater ihres Kindes auftaucht, der, als er Frau und Kind wiederfindet, schon das Gift im Leibe hat, das ihn aus der Welt schaffen soll. Das Wiedersehen ist zu kurz, als daß sein Tod Schatten auf das Glück der jungen Ehe werfen könnte, das Vermögen aber, das er hinterläßt, groß genug, um diese Ehe auch ohne Verkauf des Majorates zu ermöglichen. Den Abschied aber nimmt der Geburtsaristokrat trotzdem, um sich in einen Geistesaristokraten umzuwandeln. Worin sein neuer Adelsbrief besteht? — Ich bitte nicht zu lachen, — er schreibt über Sport, Jagd und Kasernenleben, und statt des Premier-Leutnant führt er sein Pseudonym „B. von Buchen" auf seiner Visitenkarte. F. von Kapff-Essenther ist offenbar der Ansicht, daß jedermann, der schreibt, Geist haben muß, und daß jedermann, der Geist hat, auch der Geistesaristokratie angehört. Aus zwei falschen Voraussetzungen hat noch kein Mensch einen richtigen Schluß gezogen.

Dem ersten Band seiner „**Erinnerungen**" hat **Felix Dahn** sehr schnell einen zweiten Band folgen lassen, der, doppelt so stark wie der erste, die Universitätszeit des Dichters behandelt. (Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel). Ich habe kein Hehl daraus gemacht, daß mir der Knabe Felix, der mit unheimlicher Sicherheit mit der Zimmerpistole runde kleine Löcher in die Butzenscheiben des Giebelfensters des Prinzessinnenhauses schießt, mit tötlichen Waffen kindliche Ritterspiele spielt und im vom Eis befreiten Wasser abkühlende Bäder nimmt, eine Quelle reinster Freuden gewesen ist. Ich kann auch gleich hinzufügen, daß die Erwartungen, mit denen ich an den zweiten Band gegangen bin, vielfach noch übertroffen worden sind; begegnete mir doch gleich auf der ersten Seite „die mit der Regelmäßigkeit eines schönen Sternes vorüber wandelnde Didosa," — wie der Leser sich erinnern wird, jene rührende Knaben- und Jünglingsliebe des Dichters, die er viele Jahre hindurch mehrmals täglich gesehen, aber niemals gesprochen hat, und die, als Dahn nach manchem Jahrzehnt endlich Gelegenheit nahm, ihr von seiner Liebe zu sprechen, ihm grausaum erwiderte: „Herr Professor, ich habe Sie nie geliebt." Aber ich habe in diesem zweiten Bande auch ein

Kopitel gefunden, das nicht nur ernst genommen werden will, sondern auch durchaus verdient ernst genommen zu werden. Dieses Kapitel enthält eine dröhnende Philippika des Professors Dahn gegen die Korps, Burschenschoften und alle farbentragenden Verbindungen. Ich tasse es dohingestellt sein, ob der Professor Dahn damit in jedem Punkte Recht hat, ob er nicht in einzelnen zu schwarz sieht, — daß er aber in seiner Stellung offen „Forbe gegen die Farben“ bekennt, ist ein Beweis von Mannhaftigkeit, der ihm deshatb nicht geringer angerechnet werden mag, weil er auch hierbei nicht umhin kann, Pose zu machen und sich in beugatischer Beleuchtung zu zeigen: „die Sache geht mich als Lehrer und als Deutscher zu nah an als daß ich schweigen dürfte, mag der gereizte Widerspruch, die Verstimmung bis in die höchsten Stellen d. h. in Fürstenhäuser und in Ministerien hinouf noch so tebhaft werden: ich weiß es genau, aber ich kann nicht helfen! Es muß heraus!“ — Wozu die großen Worte, wenn die Möglichkeit keineswegs ousgeschlossen ist, daß sowohl die Fürstenhäuser wie die Ministerien den Professor Dahn ruhig seine Meinung äußern lassen, ohne es der Mühe für wert zu halten, ihm zu widersprechen. Vielleicht hören sie ihn auch gar nicht, denn Dahns Stimme schallt ja nicht so stark durch Deutschland wie Odhins Stimme durch Asgardh. Ich wünschte wohl, sie würde in diesem Falle beochtet, — nicht weil sie Felix Dahns Stimme, sondern weil sie die Stimme eines Universitäts-Professors ist. Wenn ein Mann in dieser Stellung diese Froge, die das Publikum seit langem vielfach beschäftigt, so offen und rückhaltlos behandelt, dann ist das an sich allerdings schon ein Zeichen, daß Mißstönde in ihr zu Toge treten, die dringend der Abhilfe bedürfen Unter dem, was Dahn gegen die Korps vorbringt, scheint mir manches zu sein, das nur einer Korrektur innerhalb der Korps selbst bedarf. Wenn die Korps dagegen den akademischen Behörden die Ansicht beibringen wollen, „nur die Korps bilden die Studentenschoft,“ so liegt es im eigensten Interesse eben dieser Behörden, ihnen ihren Irrtum begreiflich zu machen. In einem Punkt aber, den Felix Dahn berührt, ist auch dos große Publikum beteiligt: Dahn meint, Tausende von Vätern, Vormündern, Oheimen und älteren Brüdern seien der Ansicht, die Zugehörigkeit zu einem Korps ebne den Weg für die spätere Carriere und aus diesem Grunde brächten sie materielle Opfer über ihr Vermögen, um ihren studierenden Angehörigen den Eintritt in ein solches zu ermöglichen. Wie weit diese Ansicht verbreitet ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Wo sie aber herrscht, sollte man sich doch darüber klor werden, daß man einem jungen Menschen an seinem Charakter viel mehr Schaden thut, wenn man ihn auf den Weg der Protektionsbettetei verweist, als alle Protektion wieder gut machen kann.

Daß die Studenten werden möchten, wie Fetix Dahn als Student gewesen ist, oder daß aus ihnen Männer werden möchten, die auf ihre Jugend mit den Augen zurückblicken, wie Felix Dahn auf die seine, das kann mon nicht wünschen. Eine unerhörte — selbstverständlich unbewußt und unbeobsichtigt zu Toge tretende — Mischung von wahrem und folschem Gefühl schlägt uns ouch ous diesem zweiten Bonde entgegen, und auch die geheimste Falte des Dichterherzens öffnet sich, um ihren Inhott preiszugeben, — natürlich nur, soweit er sich sehen lassen kann noch Ansicht des Dichters. Er ist grausam verschwenderisch mit seinen Erinnerungen, der berühmte Dahn, und nichts läßt er seinem Loeper oder Göderß übrig, das sie später einmal ans Tageslicht ziehen könnten. Höchstens Widersprüche bleiben ihnen zu berichtigen, innerliche und äußerliche, deren sich schon jetzt allerdings eine ganze Reihe konstatieren ließen. Aber die unerschöpflichste Fundgrube für diejenigen, welche Nochlese haltend ihre eigenen Namen an diejenigen der Dichterheroen zu heften suchen, das Kapitel der Beziehungen des Dichters zum ewig Weiblichen, schöpft Dohn selbst bis auf den Boden aus. Trotzdem er bis zum Schluß des ersten Bandes erst ein einzigesmal geküßt hat, hat er doch schon vier Lieben zu verzeichnen, und, ein wahrer Don Juan, keine dieser Lieben tiegt abgeschlossen hinter ihm, sondern sie laufen alle nebeneinander, — ein Omnibusherz. Daß Dahn auch in seiner Jugend an Verschwommenheit der Gefühle gelitten hat, ist mir begreiflich; daß er aber als olter Herr in diesen Reminiscenzen mit demselben Behagen wühlt, mit dem ein alt Jüngferlein das Schubfoch öffnet, in dem sie die Volltrophäen ihrer Jugendjahre aufbewahrt hat, ist erstaunlich. Wenn dos alles wenigstens harmlos erzählt wäre! Aber der atternde Herr Professor legt den Dingen noch heute eine Wichtigkeit bei, die sie für den jungen Studenten niemals gehobt haben sollten. Zum Beweis dafür die Art, wie Dahn Beziehungen zu Frou von Hillern behandelt, in deren mütterlichem Hause, im Hause der „Mutter Birch,“ er während seiner Berliner Studentenjahre offenbar die gütigste Aufnahme fand. Dahn ein neunzehnjähriger Student, — Wilhelmine Birch ein sechzehnjähriger Backfisch. Wundert sich irgend jemand darüber, daß Frau Birch die Kinder ganz harmlos miteinander verkehren läßt? Dahn ruft diese Verwunderung künstlich wach, indem er ein neues Kopitel beginnt: „Nämtich: schon lange denkt sich manche weise Mutter und eine noch klüger gewitzte Tante, die dieses liest: ‚o du meine Güte! die Frau Birch muß ja doch reineweg des Teufels gewesen sein, daß sie diese beiden verrückten Kinder zweiertei Geschlechts halbe Tage und Nöchte lang ollein ließ. Man konnte es jo nicht schlauer anlegen, wollte man mit aller Gewalt bewirken, daß dabei eine Dummheit herauskomme.‘ Es kom auch etwas dabei heraus, Frou Geheimrot oder Frou Konsistorialrot: — aber schließlich doch keine Dummheit, wie sich (allerdings nach einigen Schmerzen) herausstellen sollte.“ — Die hatbe Nacht dauerte bis elf Uhr, Frau Birch soß in ihrem Arbeitszimmer am Schreibtisch, — um alles in der Welt, warum soll eine Konsistorial- oder Geheimrätin die Situation weniger hormlos beurteilen ats Frau Birch-Pfeiffer, die als eine der tüchtigsten Frouen ihrer Zeit bekannt war; die

auch ihre Tochter kannte und den jungen Dahn kannte! Aber die Leser werden neugierig sein, was dabei herauskam. Fräulein Birch bereitete sich auf die Bühnenlaufbahn vor und offenbar diente ihr der junge Dahn als willkommenes Publikum und als Partner für ihre Übungen. Einmal deklamierte sie den Monolog Juliens, bevor sie den Schlaftrunk nimmt; Spiel und Deklamation reißen den jugendlichen Dahn so hin, daß er die die Wirkung des Trunkes Markierende in seinen Armen auffängt und — auf die Stirne küßt. Auf die Stirne! Der brave Dahn aber faßt sich, nachdem er die Wirkung „dieses ersten Kusses, den er einem Weibe gab," lebhaft geschildert, und spricht: „Du, Minna, das müssen wir der Mutter sagen: — gleich!" Sie faßten sich an den Händen, traten in das Arbeitszimmer der Mutter und Felix sprach: „Mutter! Wir haben Romeo und Julia gespielt und ich — ich allein bin Schuld — ich habe Minna geküßt. Was soll nun werden?" — Ohne die vorhergegangene Apostrophe an die Geheimratsfrauen könnte man diese Frage „Was soll nun werden?" wirklich als eine der entzückendsten Naivetäten belachen. Offenbar ist es nun heute noch Dahn gar nicht recht, daß Frau Birch gar keine Anstalten machte, dieser von ihm als so bedeutsam angesehenen Szene irgend welche Bedeutung zu geben. Jedenfalls wurde er sich, nach seiner Art, alles ihn betreffende auf Stelzen zu stellen, gar nicht bewußt, daß er eben eine sehr harmlose Szene erlebt hatte. „Ich stürmte nun aber noch viele Stunden in den nächtigen Straßen Berlins umher, bevor ich mein Kämmerlein auf dem neuen Markt aufsuchte. Didosa! Natürlich Didosa! Was war geschehen: Ich hatte eine andere geküßt; überhaupt zum ersten Male geküßt. Liebte ich Minna? Ja und Nein. Ja, jedenfalls ganz anders als Didosa. Also, nein, wenn ich Didosa geliebt hätte." Es bleibt mir unklar, ob Dahn nun bewiesen hat, daß er sie geliebt hat oder daß er sie nicht geliebt hat, — jedenfalls hielt er sich für „gebunden." Und nun zeigt sich Dahn als Charakter in der Behandlung dieser augenscheinlich außer ihm selbst von keinem Menschen für ein Verlöbnis gehaltenen Brautschaft: „Ich litt schwer: — ich sah bei einer Heirat unser beider Elend voraus: — aber ich hielt fest." Fräulein Birch war verständiger. Als er ihr nach einem heftigen Auftritt sagte, „ich glaube, du liebst mich gar nicht," erwiderte sie ganz gelassen, — „ja, das glaub ich auch" Da war es aus. „Allein Dank der ausgezeichneten Naturen von Mutter und Tochter Birch fand der kleine seltsame Roman einen schönen harmonischen Abschluß, der meiner Seele in allen Dingen so unerläßlich ist wie der Brust das Atmen: ich leide so schwer unter dem Seelen-Häßlichen, daß ich schon oft versucht habe, sogar meine Hasser zu einem wenigstens „schönen" Hasse zu bereden. Auch nach Auflösung jener zwitterhaften Beziehung (auch Dahn findet manchmal ein richtiges Wort) blieb ich mit Mutter und Vater Birch im besten Einvernehmen." Auch Frau von Hillern ging dem Dichter später nicht grundsätzlich aus dem Wege. Warum auch? Sie hatte ja noch keine Ahnung davon, auf welche Probe Dahn ausgezeichnete Naturen zu stellen fertig bringt. Was Dahn unter einem „schönen" Haß versteht, soweit er nicht eine Sache, sondern eine Person betrifft, möchte ich übrigens wissen. Nicht daß ich nötig hätte, ihn mir anzueignen: man haßt die Eitelkeit nicht, man lacht nur über sie.

Einer jener Autoren, die bisher nicht gekannt zu haben man sich eigentlich schämen müßte — ebenso wie man etwas darum geben könnte, eine ganze Anzahl bekannter Autoren nicht zu kennen — ist *Paul Lang*, dessen „*Neue Erzählungen*" (Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.) in keiner Hausbibliothek, wo eine solche noch vorhanden ist, fehlen sollten. Wenn der Verfasser den Lesern bekannter wäre als mir, würde mich das nicht wundern, denn im gleichen Verlage sind, laut dem Buche eingehefteter Anzeige, bereits acht Bände desselben Autors erschienen, der sich in den „Neuen Erzählungen" von viel zu reizvoller und charakteristischer Eigenart zeigt, als daß nicht jeder dieser Bände über das Durchschnittsmaß des modernen Litteraturfutters hinausreichen müßte. Die in den „Neuen Erzählungen" gesammelten Novellen sind alle historischen oder vielmehr kulturhistorischen Charakters; auch in den mir nicht bekannten übrigen Werken schöpft Lang seine Stoffe aus der Vergangenheit, möglicherweise auch aus der Geschichte. In diesen Novellen sind auch die Stoffe das Eigentum des Dichters; er läßt keine Helden aufmarschieren, die ihrem Jahrhundert die Richtung gaben. Aber er malt das Kolorit des Jahrhunderts, und die Menschen, von deren Schicksal wir hören, sind Kinder ihrer Zeit. In jeder dieser Novellen steckt ein tiefer sittlicher Kern, und die Frucht, aus welcher der Leser ihn sich herausschält, ist keine trockene Hülle, sondern von der schmackhaftesten, freundlichsten und reizvollsten Art.

Ihrem ostafrikanischen Roman „Der Konsul" hat *Friedr. von Bülow* einen Band „*Deutsch-Ostafrikanische Novellen*" (Berlin, F. Fontane & Co.) folgen lassen. Das Talent der Verfasserin zeigt sich in diesen Novellen geschlossener als in dem vorausgegangenen Roman, — der koloniale Hintergrund, aus eigener Kenntnis geschildert, erhöht den Reiz der psychologischen Motive, die manchmal ein wenig künstlich zugespitzt erscheinen. Der Leser kann sich nicht immer ganz frei von dem Gefühl erhalten, daß die Kulturverhältnisse Ostafrikas noch zu roh sind, um unter den Männern und Frauen, die dort als Pioniere der Civilisation thätig sind, so salonmäßige Seelenkonflikte zuzulassen, wie die Verfasserin sie schildert. Das würde von dem Leser vielleicht weniger stark empfunden werden, wenn auch der Hintergrund mit romantischen Farben gemalt wäre. Aber dieser ist offenbar nach der Natur und mit guter Beobachtung gezeichnet, was den Wert des Buches gewiß nicht verringert, wenn auch die einheitliche Stimmung darunter leiden mag.

Eine neue Sammlung von Geschichten und Skizzen hat *Ferdinand Groß* unter dem Titel „*Im Vorbeigehen*" (Leipzig, Wilhelm Friedrich) veröffentlicht. Mit den eigent-

tichen Geschichten — es sind nur drei in einer Sammlung von 26 Stücken — habe ich mich nicht recht befreunden können. „Das einzige Kind" behandelt einen sehr unerquicklichen Stoff — eine Frau gesteht nach dem Tode ihres einzigen Kindes ihrem Manne, daß das von ihm heißbeweinte nicht sein Kind gewesen, „um ihn zu trösten" — ohne eigentliche Pointe; denn mit diesem Geständnis schließt die Geschichte. Wenn der Fall sich wirklich einmal so zugetragen haben und in Wirklichkeit auch so im Sande verlaufen sein sollte, dann ist er des Wiedererzählens nicht wert. Das „Frühlingslied" erzählt von einer Jugendliebe ohne irgend einen bemerkenswerten Zug, und „Der Bräutigam," ein junger Offizier, der sich, die Zukunft voll der glücklichsten Aussichten, eine Kugel vor den Kopf schießt, weil sein eigener Vater seinen Namen mit Unehre bedeckt und ihm seine Stellung unmöglich gemacht hat, wirkt deshalb nicht so tragisch, wie er wirken müßte, weil der Erzähler zu viel Beiwerk um den Kern der Geschichte gefügt hat. Aber die Skizzen entschädigen reichlich für den Mangel an Vergnügen, den die Geschichten gewähren. Darin zeigt sich die schärfste Beobachtungsgabe, die witzigste Satyre, der liebenswürdigste Humor und eine bewundernswerte Kunst, über ernsthafte Dinge leicht zu plaudern, ohne den Ernst der Sache zu gefährden. Soll ich einzelnes herausgreifen, das mir ganz besonders gefallen hat, so ist es „Der reiche Hund," eine Tierstudie von einer Feinheit, die nur der Hundefreund ganz zu schätzen vermag, „Die Dienstbotenfrage," nach der Methode des Anschauungsunterrichts behandelt, „Der Ich-Virtuose" und „Eine Carriere" als Porträts aus der modernen Gesellschaft, und „Wer war Goethe?", ein scharfsinniger Nachweis, daß Goethe zwar gelebt aber nicht gedichtet hat und daß der eigentliche Verfasser von Goethes Werken Wilibald Gutmann hieß, — eine wunderbare Satyre auf manche Litteraturforscher.

Allen Freunden der guten Stadt Hamburg — und sie hat deren ja zahllose — seien zwei Werke empfohlen, die sich mit Gegenwart und Vergangenheit der alten Hansastadt beschäftigen. Das eine, „Hamburger Schlendertage" von August Trinius (Minden i. W., J. C. C. Brun's Verlag) gibt die Eindrücke wieder, die der Verfasser auf einer Studienfahrt durch das moderne Hamburg empfangen hat. August Trinius ist ein guter Führer; keiner von denen, die nur das sehen, was man selbst auch ohne ihren Hinweis gewahr wird, und deren Erklärungen einem leicht lästig fallen, sondern einer, der selbst so starke Eindrücke empfängt, daß sie auch in ihrer Wiedergabe — eine übrigens glänzende Schilderung, die geradezu als ein Muster solcher Städteschau aufgestellt werden kann — anregend wirken. Der kühle Beobachter ist schnell zum Enthusiasten geworden, in dem Führer regt sich der Künstler, der selbst in „Stimmung" gerät und diese Stimmung auch den Bildern mitzuteilen weiß, die er vorführt, — so liest man denn nicht nur eine Schilderung Hamburgs, sondern man durchlebt selbst die Schlendertage dort mit dem Genuß, mit dem Trinius sie durchlebt hat und mit der warmherzigen Freude, mit der er ihrer gedenkt. Das zweite Werk, „Das lustige alte Hamburg" (2 Bde., Hamburg, F. Dörling) beschäftigt sich mit Hamburgs Vergangenheit, mit besonderer Vorliebe mit dem Hamburg in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Bescheidener Weise meint der Verfasser, Dr. Albert Borcherdt, auf dem Titel nur „Scherze, Sitten und Gebräuche unserer Väter" gesammelt zu haben; es steckt viel mehr darin, als nur eine Sammelarbeit, — eine kulturgeschichtliche Arbeit allerersten Ranges, die um so wertvoller ist, weil das alte Hamburg wohl ziemlich ebenso spurlos verschwunden ist wie das alte Berlin. Auch dadurch verliert diese Arbeit nichts an ihrem Wert, daß sich das Buch nicht liest wie ein trockenes Gelehrtenwerk, daß es anschaulich geschrieben ist und längst verstorbene Originale wieder aufleben läßt, als ob sie nicht lange schon begraben wären und der Boden, auf dem sich ihre Absonderlichkeiten entwickeln konnten, nicht lange ein anderer geworden. Die beiden Bücher, das von Trinius und das von Borcherdt, ergänzen einander vortrefflich. Wer Hamburg nicht kennt, dem werden sie Sehnsucht nach der Stadt an der Alster wachrufen, und wer es kennt, dem werden sie freundliche Erinnerungen wieder auffrischen, ergänzen und vertiefen.

Zu unsern Bildern.

Es ist ein armer kleiner Leichenzug, der die Dorfstraße hinaus schreitet, — ein Kinderbegräbnis in Holland. Der Vater selbst trägt den Sarg, die Mutter und die Geschwister des toten Lieblings schreiten voran. Kleine Leiche, — großes Leid! Werner Zehme hat der ergreifenden Szene bei allem Realismus der Darstellung eine das Gemüt bewegende ernste Stimmung zu geben vermocht. — Tito Contis „Bianca" und Hans Looschens „Geyer-Wally" bilden vortreffliche Gegensätze zueinander: des ersteren Venetianerin weich und schüchtern, eine erblühende Frauenschönheit, des letzteren Sennerin trotzig und derb, über den Reiz der Jugend hinaus, aber tüchtig und von charakteristischer Eigenart. — Eine jener Niederungslandschaften, die uns im Sommer durch das saftige Grün ihrer Wiesen, die Spiegelung des Himmels in den sie durchquerenden Wasseradern und ihre üppige Vegetation entzücken, zeigt das Gemälde „Wasserrosen" von Ernst Parton. — Zwei Dickhäuter sind es, die auf dem Bilde „Ein gefährlicher Gegner" von W. Kuhnert miteinander in Streit geraten sind, der Elephant und das zweihörnige Nashorn. Ungereizt pflegen sie sich aus dem Wege zu gehen, denn sie sind beide friedliebender Natur, und Blutdurst ist ihnen eigentlich fremd. Aber wie Dickhäuter einmal zu sein pflegen, — haben sie sich ineinander verrannt, dann sind sie schwer wieder auseinander zu bringen.

Neuigkeiten vom Büchertisch.*)

Adelmann, Alfred Graf. — Novellen und Skizzen. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Aus dem Berliner Tiergarten. Zwanzig photographische Studienblätter von Otto Rau. Photogravüre und Kupferdruck von Heinrich Riffarth in Berlin. Robert Oppenheim, Berlin.

Bilbassoff, Prof. B. v. — Geschichte Katharina II. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von M. v. Pezold. 2 Bde. Norddeutsches Verlagsinstitut (Goedend & Jolowicz) Berlin.

Bossong's kunsttechnische Bibliothek für Dilettanten. Band IV. Schule der Ölmalerei. Von H. Bouffier. Band V. Lehre der malerischen Perspektive. Von H. Bouffier. J. Bossong, Wiesbaden.

Brahm, Otto. — Schiller. Band II. Erste Hälfte. Wilhelm Hertz, Berlin.

Brenning, Emil. — Gottfried Keller nach seinem Leben und Dichten. Ein Versuch. M. Heinsius Nachf., Bremen.

Briefwechsel zwischen Felix Mendelssohn Bartholdy und Julius Schubring, zugleich ein Beitrag zur Geschichte und Theorie des Oratoriums. Herausgegeben von Prof. Dr. Jul. Schubring. Duncker & Humblot, Leipzig.

Cervantes Don Quixote. Illustr. Ausg. Lfg. 10 bis 14. Riegersche Verlagsbuchh., Stuttgart.

Der deutsche Reichstag in Wort und Bild. Herausgegeben von Julius Brach. Siemenroth & Worms, Berlin.

Dillmann, C. — Astronomische Briefe. Die Planeten. H. Laupp'sche Buchh., Tübingen.

Ferand, Anna. — Frauengestalten aus deutschen Fürstenhäusern. C. H. Beck'sche Verlagsbuchh. (Oskar Beck), München.

Ganghofer, Ludwig. — Die Falle. Lustspiel in fünf Aufzügen. Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.

Gregorovius, Ferdinand. — Gedichte. Herausgegeben von A. F. Graf von Schack. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Hansjakob, Heinrich. — Schneeballen. Georg Weiß, Heidelberg.

Hauffs Werke. Illustrierte Prachtausgabe. Herausgegeben von Dr. Cäsar Flaischlen. Erster Band. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Hottenroth, Friedrich. — Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgerätschaften der Völker alter und neuer Zeit. 2 Bde. Mit 120 Tafeln und zahlreichen Holzschnitten. Gustav Weise, Stuttgart.

Dr. W. Junkers Reisen in Afrika. Lfg. 55—61 (Schluß). Eduard Hölzel, Olmütz.

Kalle, Fritz. — Wirtschaftliche Lehren. 6. Aufl. Duncker & Humblot, Leipzig.

Keck, Karl Heinrich. — Gedenkbuch eines Schleswig-Holsteiners aus fünf Jahrzehnten. Gedichte. Friedrich Andreas Perthes, Gotha.

La Mara. Classisches und Romantisches aus der Tonwelt. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Raabe, Wilhelm. — Gutmanns Reisen. Otto Janke, Berlin.

Roberts, Alexander Baron von. — Aus Mitleid. Neue Novellen und Skizzen. Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Berlin.

Rothenburg, von, Adelheid. — Von dem Hohensteine am Rheine. Roman aus dem sechzehnten Jahrhundert. Friedrich Andreas Perthes, Gotha.

Scherer, Dr. Christian. — Technik und Geschichte der Intarsia. Illustr. T. O. Weigel Nachfolger, Leipzig.

Schöbel, Agnes. — Unser Teufelchen und andere Novellen. E. Piersons Verlag, Dresden.

Schultes, C. — Der Puppenspieler. Charakterbild aus dem Chiemgau. Verserzählung. Schriftenvertriebsanstalt zu Weimar.

Tanera, Carl, Hauptmann a. D. — Deutschlands Mißhandlung durch Ludwig XIV (1672—1714). Mit 3 Karten und 3 Schlachtplänen. C. H. Beck'sche Verlagsbuchh., München.

Trojan, Johannes und **Lohmeyer,** Julius. — Ein Kriegsgedenkbuch aus dem Kladderadatsch in Ernst und Humor aus den Jahren 1870/71. E. T. Wiskott, Breslau.

Veith, E. — Wer sühnt's? Roman. J. Bensheimer, Mannheim.

Verne, Julius. — Mistreß Branican. Autorisierte Ausgabe. 2 Bde. A. Hartlebens Verlag, Wien.

*) Besprechung einzelner Bücher vorbehalten.



Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



